

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1884.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1884.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1884.

Register.

677, 820, 279, 476

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1884.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Der literarisch-kritische Essay.

Morituri te salutant, Caesar: das ist das Motto, welches gegenüber der sogenannten witzigen Kritik, welche nur destructive Tendenzen verfolgt, die Autoren und Verleger ihren eingesendeten Schriften auf die Stirn prägen können; denn dieser Kritik kommt es ja nur darauf an, sich selbst zur Geltung zu bringen, und es ist ihr gleichgültig, um welchen Knäuel sie ihre Wolle schlingt. Aehnlich ist's mit der Theaterkritik: wer nichts ist als Kritiker, wer als Kritiker sich einen Namen machen will, der muß sich jener „goldenen Rücksichtslosigkeiten" befleißigen, die, einem bekannten Motto zufolge, zu zeiten erfrischend sind wie Gewitter. Doch noch in einer andern Hinsicht ist die Tageskritik verhängnißvoll für die Autoren: das liegt in ihrem sporadischen Charakter, in der Zusammenhangslosigkeit ihrer fliegenden Blätter. Es gibt heutzutage sehr wenig Zeitschriften, welche wie unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" es sich zur Aufgabe gemacht haben, ein möglichst erschöpfendes Bild der literarischen Bewegung unserer Tage zu geben, sodaß die Werke der Schriftsteller, wenn auch nicht oft in zusammenfassenden Artikeln, doch nach der Zeitfolge ihres Erscheinens besprochen werden und die Kritik mit der Production Schritt hält. Die meisten Feuilletons nehmen nur gelegentlich Notiz von neuen Gedichtsammlungen, Dramen und Romanen; sie haben gar nicht den Platz dazu, die gleichzeitige Literatur in einer auch nur annähernden Vollständigkeit zu berücksichtigen, und selbst ob die Werke bedeutender Autoren Berücksichtigung finden, hängt mehr von den zufälligen Beziehungen derselben zu den tonangebenden Kritikern ab, als von der Ueberzeugung der letztern, zu einer gleichmäßigen Beachtung hervorragender Dichtungen verpflichtet zu sein. Fast jede Zeitung hat daher dieses oder jenes literarische Patronat; es gibt einige neue Werke, denen sogar einmal ein ganzes Feuilleton gewidmet wird, Autoren, denen das Räucherfeuer am häuslichen Herde brennt; dagegen wieder andere, welche niemals genannt werden, mag es sich nun um absichtliches Todtschweigen oder um einen Mangel an Interesse für ihre Schriften handeln, der so weit geht, daß man es nicht einmal der Mühe werth hält, sie todtzuschlagen.

Und wie summarisch wird in den meisten Blättern die literarische Production behandelt! Am gefährlichsten erweist sich in dieser Hinsicht der Weihnachtstisch, auf den alles von der Kritik zusammengepackt wird, was der Buchhandel in der dem Christfeste vorangehenden Zeit zu Tage fördert. Daß der Schwerpunkt der buchhändlerischen Production jetzt von Ostern auf Weihnachten verlegt ist, erscheint aus mehreren Gründen bedauerlich. Einmal wegen des kritischen Massacre: auch die wohlwollende Kritik tödtet ihre Opfer, wie Heliogabalus die seinigen unter Rosen: wo hundert Werke zusammengedrängt werden in den Weihnachtsrevuen, da kann kein einzelnes freien Athem schöpfen; dem Publikum gegenüber wird alles zu Tode gelobt. Die Weihnachtsrevuen sind in der Regel mild gesinnt; man will weder dem Publikum, noch den Buchhändlern, noch den Autoren die Freude verderben, und nur selten tropft etwas kritisches Wachs befleckend auf die eleganten Musenkinder, die unter dem Christbaum liegen.

Doch auch sonst kann es nicht als ein Fortschritt gelten, daß der Buchhandel so viel nach dem Christbaum schielt. Die Literatur bekommt dadurch selbst etwas Schielendes; der Zug nach eleganten Nichtigkeiten beginnt zu überwiegen; die zu Geschenken sich eignenden Modeschriften treten in den Vordergrund; alles drängt sich in athemloser Hast, Buchhandel, Kritik, Publikum; die soliden Selbstkäufer, die regelmäßig im Laufe des Jahres gediegene Schriften auch der schönen Literatur für ihre Büchersammlungen erwerben, drohen zu verschwinden; man kauft um zu verschenken, und die Käufer selbst suchen höchstens andere mit einer Waare zu erfreuen, die ihnen selbst keine Freude macht.

Doch auch abgesehen von dem Sturm und Drang der buchhändlerischen und literarischen Weihnachtsorgie, der sich in der blind zusammenraffenden Kritik spiegelt, läßt auch die beste Feuilletonkritik einen unvermeidlichen Mangel empfinden: sie bespricht immer nur das einzelne Werk. Im Grunde muß bei uns jeder Autor mit jedem neuen Werke von vorn anfangen, ganz wie der Schriftsteller, der sein erstes Werk auf den Markt bringt; von einer Rücksichtnahme auf frühere Leistungen, von irgendeiner zusammenhängenden Darstellung der Entwickelung eines Dichters ist da nicht die Rede und kann auch bei dem zu Gebote stehenden Raume nicht die Rede sein. Durch kurze Hinweise und bezeichnende Wendungen wird die gebildete und vornehme Kritik diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen suchen; die oberflächliche Tageskritik, besonders die Theaterkritik, behandelt, bisweilen aus bösem Willen, manchmal aus Unkenntniß der neuen Literatur, einen verdienten Autor von Geist und Bildung, der glänzende Leistungen aufzuweisen hat, wie den ersten besten literarischen Eindringling, ja oft noch viel schlimmer; denn während sie diesem freundlich die Hand reicht, zeigt sie nicht übel Lust, jenen aus dem Heiligthum der Musen herauszuwerfen.

Das Unzusammenhängende, Sporadische und schon deshalb Ungerechte, weil zur erschöpfenden Würdigung eines Dichtwerks erforderlich ist, daß man ihm seinen Platz in der Entwickelungsgeschichte des Dichters, seinen Rang unter den andern Werken desselben anweist, gehört mit zur Signatur der Tageskritik. Dafür muß die Journalistik, wenn sie sich nicht bankrott erklären will, einen Ersatz bieten; sie muß wie der Speer der Minerva die Wunde heilen, die sie schlägt, und das vermag sie nur, wenn sie auch dem literarisch-kritischen Essay die verdiente Pflege angedeihen läßt. Dazu eignen sich die Wochenschriften, wenn auch in geringerm Grade, in erster Linie aber die Monatsschriften, die Revuen. Und hier wird die unbefangene Beurtheilung einräumen müssen, daß in keiner deutschen Revue auch nur annäherungsweise der literarisch-kritische Essay so in den Vordergrund getreten ist wie in „Unsere Zeit“, welche gerade mit Bezug hierauf der pariser „Revue des deux mondes“ zunächst an die Seite zu stellen ist.

Unsere namhaften deutschen Essayisten, wie Julian Schmidt, Treitschke u. a., haben nur höchst ausnahmsweise lebende Autoren zum Gegenstande eines Essay gemacht, meistens verstorbene, die einer frühern Epoche angehören, wie namentlich Heinrich von Kleist, an dem sich der deutsche literarische Essay seine Sporen verdient hat. „Unsere Zeit“ aber enthält eine große Anzahl von Essays über lebende oder jüngst verstorbene Autoren, mögen sie der deutschen Nation oder andern Völkern angehören.

Der Essay ist die nothwendige Ergänzung der Einzelkritik; er gibt das ganze literarische Porträt des Schriftstellers; er setzt bei dem Verfasser die vollständige Kenntniß aller Werke desselben, seines Lebens- und Entwickelungsgangs voraus und außerdem Eigenschaften, welche durch diejenigen eines guten Kritikers keineswegs gedeckt werden. Das scharfe Urtheil darf auch dem Essayisten nicht fehlen; aber mit der zersetzenden Kritik allein kann er seine Aufgabe nicht erfüllen. Die Kritik ist im wesentlichen Analyse, der Essay Synthese. Die Kritik gewinnt durch Verflüchtigung und Verdampfung das Residuum von Eigenschaften, die sie dem Autor zueignet, wenn sie ihr nicht alle unter den Händen explodirt sind; der Essay amalgamirt alle Vorzüge und Fehler des Dichters zu einem eindrucksvollen Gesammtbilde. Ein guter Essayist ist ohne größte Feinfühligkeit nicht denkbar; er muß sich in seinen Autor hineinempfinden können, den Charakter desselben organisch von innen heraus gestalten, er sammelt aus den einzelnen Werken die einzelnen Züge, die zusammengehören, die sich ergänzen; und doch beobachtet er wieder in der Zeitfolge derselben die geheimnißvolle Genesis des Talents, er vergleicht eins seiner Werke mit dem andern, und alle mit denjenigen gleichartiger oder in entgegengesetzter Richtung schaffender Dichter. Der Essayist bedarf selbst vieler Eigenschaften, die den Dichter machen; er hat zwar sein Modell, das der letztere nicht braucht, mag auch Spielhagen eine abweichende Meinung vertreten, aber sein Modellirholz muß künstlerische Führung und Fühlung besitzen. Die Darstellung des Essayisten bedarf feiner und glänzender Reflexe und Lichter; der Essay soll ein kleines Kunstwerk sein, eine Büste unter der Kuppel oder in der Nische des literarischen Pantheons. Lebensvoll, mit sprechenden Augen soll uns die Gestalt gegenübertreten, die er darstellt, mit feinem Augenmaß in allen ihren Verhältnissen und Dimensionen der Natur abgelauscht und nachgeschaffen. Dieser literarisch-kritische Essay wird durchaus nicht in der Weise gepflegt, wie er es verdient: er allein kann volle Gerechtigkeit üben, Lebenden und Jüngstverstorbenen gegenüber; sein ist die Kritik in jener höhern Potenz, in welcher sie geläutert wird und productiv wirkt. Nichtssagende und abfällige Urtheile, unmotivirtes Absprechen, abgeschmacktes vornehmes Ignoriren, aphoristische Verzettelung: das alles ist von seiner Schwelle verwiesen. Und so sei dieser Essay den vornehmern Zeitschriften aufs angelegentlichste empfohlen. Die Lorbern eines Sainte-Beuve und Planche sind auch in Deutschland nicht unerreichbar.

Rudolf von Gottschall.

Neue publicistische Schriften.

1. Die Politik Friedrich Wilhelm IV. von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl. 1883. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Ueber die Beziehungen Napoleon's III. zu Preußen und Deutschland. Ein Vortrag von Bernhard Simson. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Bismarck nach dem Kriege. Ein Charakter- und Zeitbild. Von ***. Leipzig, Renger. 1883. Gr. 8. 5 M.
4. Zwanzig Jahre 1862—1882. Rückblicke auf Fürst Bismarck's Wirksamkeit für das deutsche Volk. Von Ludwig Hahn. Eine politische, aber keine Parteischrift. Dritter Abdruck. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und andern öffentlichen Kundgebungen dargestellt von Otto Kuntzemüller. Berlin, Kortkampf. 1882. Gr. 8. 3 M.
6. Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. Sechster Band: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Berlin, Oppenheim. 1882. Gr. 8. 6 M.
7. Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland. Von Konstantin Frantz. Erste Abtheilung. Chemnitz, Schmeitzner. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in frühern Jahrhunderten. Von Johannes Janssen. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
9. An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volks. Von Johannes Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Ob das der Schrift Hermann Wagener's „Die Politik Friedrich Wilhelm IV.“ (Nr. 1) vorgesetzte Motto: „Nicht die Helden, sondern die Märtyrer sind es, welche den innern Gedanken der Weltgeschichte vorwärts bewegen“, überhaupt richtig und speciell auf Friedrich Wilhelm IV. anwendbar ist, möchte zu bezweifeln sein. Luther war ein Geistesheld, aber kein Märtyrer; Fürst Bismarck ist ein nationaler Held, und hoffentlich wird ihm das Martyrium erspart bleiben; aber beide haben zum Fortgang der Weltgeschichte mehr beigetragen als ganze Jahrhunderte. Daß aber dasselbe auch von dem König zu rühmen sei, wird niemand behaupten, geschweige nachweisen können. Und auch inwiefern er ein Märtyrer sein soll, ist nicht einzusehen. Das Eigenwillige seines Wesens trat schon in seinen Knabenjahren hervor; Erzieher von weichem Charakter taugten für den unbotmäßigen Prinzen nicht, daher Delbrück durch Ancillon ersetzt wurde. Als er 1840 zur Regierung kam, war er in einer schwierigen Stellung. Während der Regierung seines Vaters, dessen Ruhe man nicht stören wollte, versuchte der preußische Liberalismus keine politischen Reformen durchzusetzen. Alle politischen Wünsche und Anträge wurden bis zur Thronbesteigung des Kronprinzen vertagt, den man für besonders geeignet und geneigt hielt, die Bedürfnisse der Gegenwart zu verstehen und zu befriedigen und für die verschiedenen Misstände Abhülfe zu schaffen. Sowol auf dem kirchlichen als auch auf dem politischen Gebiete wollte man nach langer Stagnation Hand in Hand mit dem Jahrhundert gehen. Aber denjenigen, welche glaubten, der neue Königswagen werde in raschem Dahinrollen das Versäumte nachholen, konnte eine Täuschung nicht erspart werden. Denn der neue König hielt nach dem innersten Kern seiner Natur die Arbeit für Christenthum und Kirche für seine höchste Aufgabe, er wollte das von der Hegel'schen Philosophie beherrschte Preußen als christlichen Staat wiederherstellen und meinte es sehr ernst mit seinem Ausspruch: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen.“ Diese specifisch christliche Gesinnung hatte bei einem eigenwillig und romantisch angelegten König ihre bedenklichen Klippen: die protestantische Geistlichkeit, die Universitäten, die Schule hatten die Wirkungen davon zu spüren. Der Liberalismus und der Rationalismus bezeichneten den König als Pietisten, als Kryptokatholiken. Daß er den Forderungen der katholischen Kirche gerecht wurde und 1850 den Bischöfen mehr Rechte einräumte, als sie in irgendeinem andern Staat, Belgien allein ausgenommen, besitzen, dafür war ihm die Regierung seines Nachfolgers nicht dankbar; denn diese Freigebigkeit mußte entweder zur Unterwerfung des Staats unter das Gebot der päpstlichen Curie oder zum Culturkampf führen. Auch hinsichtlich seiner politischen Grundsätze hatte man sich sehr getäuscht. Eine Repräsentativverfassung in modernem Sinne dem Lande zu geben, lag so wenig in seinem Sinne als in dem seines Vaters. Er begnügte sich mit den Provinzialständen und wollte höchstens noch den weitern Schritt thun und aus diesen den Vereinigten Landtag bilden, ohne ihn mit bedeutenden Befugnissen auszustatten. Darin war wieder sein Eigenwille und seine Kurzsichtigkeit zu erkennen; denn es war für jeden Staatsmann einleuchtend, daß das Preußen von 1847 hinsichtlich seiner politischen Einrichtungen nicht hinter den deutschen Kleinstaaten zurückstehen konnte. Diese Haltung des Königs wurde auf Rechnung der „Pietisten und Reactionäre“, die ihn umgaben, gesetzt. Man verstand darunter in erster Linie den Grafen Anton zu Stolberg-Wernigerode, den Grafen von der Gröben und den Baron Senfft von Pilsach-Gramenz. Der Verfasser leugnet, daß diese Männer dem König reactionäre Rathschläge gegeben haben, und führt deren Programm ausdrücklich an, das allerdings mehrere annehmbare Bestimmungen enthielt. Baron Senfft war es, wie der Verfasser sagt, der schon im August 1848 und später 1854 Herrn von Bismarck als Minister empfahl, welcher Vorschlag damals an dem Widerspruch der nächsten Umgebung des Königs scheiterte. Wo der Verfasser diejenigen Männer nennt, welche hauptsächlich für die Nichttheilnahme Preußens am Krimkriege gewirkt haben, hätte er auch Bismarck mit anführen sollen; denn dieser, im Jahre 1854 aus Frankfurt a. M. nach Berlin berufen, rieth dem König, an der Convention, welche die Westmächte mit Preußen und Oesterreich abzuschließen wünschten, nicht theilzunehmen, und hatte

als Vertrauensmann des Königs die Depeschen in diesem Sinne zu redigiren.

Die von Bernhard Simson verfaßte Schrift „Ueber die Beziehungen Napoleon's III. zu Preußen und Deutschland“ (Nr. 2) bietet allerdings, wie der Verfasser selbst sagt, für den Geschichtskundigen nichts Neues, stellt aber das gesammte Material in der anziehendsten Form sehr genau und präcis zusammen, sodaß auch der Kenner das Schriftchen mit großem Interesse liest. Der Verfasser geht von der Thatsache aus, daß Napoleon an sich kein Feind von Deutschland oder von Preußen gewesen sei, daß derselbe theilweise eine deutsche Erziehung und Bildung genossen, Schiller'sche Gedichte ins Französische übersetzt, mit hervorragenden deutschen Gelehrten, hauptsächlich aus Anlaß seines Werks über das Leben Cäsar's, brieflichen Verkehr unterhalten, an Preußen besonders sein Wehrsystem bewundert und schon vor seiner Thronbesteigung die Absicht gehabt habe, im Bunde mit Preußen der europäischen Karte eine andere Gestalt zu geben. Dabei dachte aber Napoleon über die Möglichkeit eines einheitlichen Deutschland nicht anders als Ludwig XIV. oder Thiers. Diese Möglichkeit sollte aufgehoben sein und Deutschland ein geographischer Begriff bleiben. Er wollte die bekannte Trias als Material zu einem Rheinbund, die Arrondirung Preußens im Norden Deutschlands, die Aufrechthaltung der österreichischen Hegemonie, das linke Rheinufer für Frankreich oder wenigstens die Wiederherstellung der französischen Grenzen von 1814. In diesem Sinne waren alle Unterhandlungen, welche eine preußisch-französische Allianz bezweckten, gehalten. Die ersten Versuche wurden schon bei Friedrich Wilhelm IV. durch Absendung Persigny's und des Prinzen Napoleon gemacht. Daß unser jetziger Kaiser 1858 die Regentschaft übernahm, kam Napoleon sehr ungelegen, da er sofort erkannte, daß der berliner Hof nicht mehr unter dem Einfluß Rußlands stehe, das die Pläne Napoleon's gegen Oesterreich begünstigte. Um Preußen von Oesterreich abzuziehen, sandte Cavour den Marchese Pepoli an den preußischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, und Pepoli nahm seinen Weg von Turin nach Düsseldorf über Paris. Hier hätte der Verfasser noch erwähnen können, daß Cavour selbst auf dem Rückweg von Plombières dem in Baden-Baden verweilenden Prinz-Regenten einen Besuch machte.

Die Zusammenkunft Napoleon's mit dem Prinz-Regenten, welche im Juni 1860 erfolgte, endigte (zur Freude des Prinzen Albert von England) mit einer diplomatischen Niederlage des Kaisers, während der Besuch, welchen König Wilhelm im October 1861 dem französischen Kaiserpaar in Compiègne abstattete, als die erste Annäherung Preußens betrachtet werden konnte. In der schleswig-holsteinischen Sache sprach sich Napoleon zuerst für Preußen, dann nach Abschluß des Gasteiner Vertrags gegen Preußen und für den Augustenburger aus, immer von dem Gedanken ausgehend, daß nur der Bruch zwischen Preußen und Oesterreich ihm selbst die gewünschten Vortheile bringen könne. Die Zusammenkunft, welche Bismarck mit ihm in Biarritz hatte, beruhigte den Kaiser über den Gasteiner Vertrag, da ihm jener zu verstehen gab, daß es jedenfalls zu einem Bruch mit Oesterreich kommen werde. Bei der Darstellung der diplomatischen Vorgänge von 1866 ist dem Verfasser eine wesentliche Thatsache, die Napoleon zum Abschluß des französisch-österreichischen Vertrags vom 9. Juni veranlaßte, entgangen: bevor Napoleon mit Oesterreich abschloß, ließ er nämlich im Mai Preußen ein Defensiv- und Offensivbündniß, das seine Spitze gegen Oesterreich kehren sollte, antragen. Nach Benedetti's Mittheilungen führt der Verfasser bezüglich der Hohenzollern'schen Candidatur an, daß Napoleon schon im April 1869 über dieselbe sich dahin ausgesprochen habe, sie sei nicht blos gegen ihn, sondern gegen das Land gerichtet, also antinational und deshalb für Frankreich durchaus unannehmbar. Am Schluß bemerkt der Verfasser, daß eine Hauptursache der vielen Misgriffe der französischen Politik die Unterschätzung der militärischen Kraft Preußens gewesen sei, und zwar trotz der siegreichen Feldzüge von 1864 und 1866, daß aber Napoleon selbst diesem verhängnißvollen Irrthum sich weniger hingegeben habe als die andern französischen Politiker, was auch aus seiner Proclamation vom 28. Juli 1870 hervorgehe.

Der ungenannte Verfasser des Buchs „Bismarck nach dem Kriege“ (Nr. 3) war durch seine frühere Stellung auf eine regelmäßige Theilnahme an den politischen Dingen angewiesen und hat seine ursprünglichen Tagebuchblätter, in denen er öffentliche und private Aeußerungen des Fürsten Bismarck, Zeitungsartikel und eigene Beobachtungen zu einem Mosaikbilde vereinigte, in diesem Buche zu einem geordneten Ganzen zusammengedrängt. Er behandelt seinen Stoff in fünf Abschnitten und spricht zuerst über Bismarck und Rom, dann über Bismarck und die Socialdemokratie, über Bismarck und das Gründerthum, über Bismarck und seine Frictionen, endlich über Bismarck und die Fractionen. Bei der Darstellung der kirchlich-politischen Verhältnisse führt der Verfasser manches an, was nicht allgemein bekannt ist, so Ketteler's Brief vom 1. October 1870 an Bismarck, Majunke's Brief vom Januar 1871 an den Grafen Frankenberg, den Besuch des Nuntius Chigi bei Bismarck in Versailles, die Antwort des Kaisers an den Herzog von Ratibor und den Freiherrn von Schorlemer bezüglich der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, den sympathischen Brief des Papstes Pius vom 6. März 1871 an den Kaiser. In diesem und den andern Abschnitten bemüht sich der Verfasser, unter dem proteusartigen Wechsel der Erscheinungen, von denen man so gern in Bezug auf die innere Politik des Fürsten Bismarck spricht, die continuirliche Einheit des Staatsbegriffs erkenntlich zu machen, in welcher die Gesammtpolitik des leitenden Staatsmannes ihren Quell hat und die bei ihm nur zeitweilig vor der Macht der Autorität oder den Erfordernissen einer bestimmten Zeit zurückgetreten ist. Wir erhalten in diesem Buche eine genaue Darstellung der Wirk-

samkeit des Reichskanzlers und der parlamentarischen Vorgänge des letzten Jahrzehnts.

Die Broschüre „Zwanzig Jahre 1862—1882" von Ludwig Hahn (Nr. 4) ist gleichfalls der Wirksamkeit des Fürsten Bismarck gewidmet. Der Verfasser hat die Bismarck'sche Politik von ihren Anfängen an (1862) in der Presse vertreten, und nun, als er sich veranlaßt sah, dieser Thätigkeit zu entsagen, fühlte er das Bedürfniß, in einem kurzen Rückblick den Nachweis zu liefern, daß es nie einen Staatsmann gegeben, dem das deutsche Vaterland zu großem Dank verpflichtet sei, und daß er auch seine jetzigen Ziele nur deshalb mit solchem Eifer verfolge, weil er sie für die innere Kräftigung des Reichs, für das Wohl und Gedeihen des deutschen Volks als nothwendig erachtet. Von Olmütz und Frankfurt ausgehend, bespricht der Verfasser die Thätigkeit des Reichskanzlers während des polnischen Aufstandes und des schleswig-holsteinischen Streites, im Kriege von 1866 und im Deutsch-Französischen Kriege, in den darauf folgenden Friedensbestrebungen und im Culturkampf, in der Sorge für die finanzielle Sicherstellung des Reichs und für Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen und schließt mit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, in welcher sich Kaiser Wilhelm offen und feierlich zu den socialpolitischen Plänen des Reichskanzlers bekannte, und mit dem Erlaß vom 4. Januar 1882, in welchem er die Verfassung Preußens als den Ausdruck der monarchischen Gesinnung des Landes in lebendige Erinnerung brachte und hervorhob, daß die Entwickelung des Landes auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruhe. Trefflich führt der Verfasser durch, wie den Politikern gegenüber, die immer und für alles schöne Programme fertig haben, aber vor lauter Programmen nicht zum Handeln kommen, Fürst Bismarck sich niemals auf Programme viel eingelassen, sondern in allen politischen Fragen die Stärkung des Hohenzollernthums und das Wohl der Nation als seinen Leitstern erkannt und danach gehandelt habe. Der Mondscheinpolitik der Theoretiker stellte er seine Realpolitik gegenüber und half damit das Deutsche Reich begründen. Zum Schluß möge es uns erlaubt sein, auf eine Namensverwechselung aufmerksam zu machen, die sich S. 48 findet. Nicht König „Karl", sondern König „Wilhelm" von Würtemberg hat den bekannten Brief über die Bedrohung Süddeutschlands durch ein französisches Straßburg geschrieben.

Eine dritte Bismarck-Schrift liefert uns der Gymnasiallehrer Otto Kuntzemüller (Nr. 5), welcher sich zur Aufgabe gemacht hat, die staatsrechtlichen und wirthschaftspolitischen Ansichten des Reichskanzlers, wie sie in seinen Parlamentsreden und andern öffentlichen Kundgebungen zerstreut vorliegen, in zusammenhängender systematischer Weise zur Darstellung zu bringen. Der Verfasser läßt den Fürsten Bismarck zuerst über die religiös-sittliche Grundlage des Staats und die Stellung des Staats zu den Religionsgesellschaften, namentlich zum Judenthum und zur römisch-katholischen Kirche sich aussprechen, sodann über die preußische Verfassung und über die Reichsverfassung, zuletzt über die Wirthschaftspolitik. Durch die beigefügten kurzen Erklärungen des Verfassers und durch ein genaues Inhaltsverzeichniß ist der Leser in den Stand gesetzt, die Genesis und den Zusammenhang der einzelnen Fragen zu erkennen, die verschiedenen Phasen derselben zu überblicken und die vielen Reden und Actenstücke ohne Mühe im Buche nachzuschlagen, daher sich die Schrift würdig an die andern in diesem Sinne gehaltenen Bismarck-Bücher anschließt.

Wilhelm Müller.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zwei Römer-Romane.

1. Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. Von Ernst Eckstein. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 12 M.
2. Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Zweiter Band: Bissula. Roman von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 8 M.

Nachdem Georg Ebers sich von den Altägyptern abgewendet, welche unserm modernen Lesepublikum ein so großes Interesse eingeflößt hatten, daß die Prinzessinnen vom Nil unter keinem Christbaum fehlten, scheint sich der neue Roman dem alten Römerthum zuzuwenden und einen Theil der Leser, die für die Pharaonen schwärmten, bei dieser Wendung mit sich zu ziehen. Waren doch schon mehrere Romane von Ebers: „Die Schwestern" und „Ein Kaiser", in mancher Hinsicht als Römerromane zu betrachten, mindestens mit gleichem Recht wie die Romane von Felix Dahn, in denen eigentlich das Germanenthum die führende Stimme hat, allerdings im Kampfe mit dem Römerthum. Ein Römerroman de pur sang waren erst „Die Claudier" von Ernst Eckstein, und ihnen schließt sich das neueste Werk dieses Autors „Prusias" (Nr. 1) an.

Der archäologische Roman geht in der Regel aus einem schriftstellerischen Atelier hervor, in welchem das wissenschaftliche Arbeitsmaterial neben den poetischen Malerutensilien liegt. Georg Ebers, ein Aegyptologe von Fach, hat in seinem ersten Roman offenbar nur die Absicht gehabt, die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschung zu popularisiren, ähnlich wie seinerzeit Barthelémy in der „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland"; erst allmählich ermuthigte ihn der Beifall der Leserwelt, zu versuchen, ob nicht auch der dichterische Lorber im Schatten der Pyramiden wächst. Felix Dahn ist ein germanistischer Rechtsgelehrter: seine deutsche Alterthums- und besonders Rechtskunde hat er in vielen Kapiteln seiner Romane bewährt

und zugleich auch dem größern Publikum durch poetische Illustration nahegebracht. Auch Gustav Freytag, wenngleich ein anerkannter Poet, war von Hause aus seines Zeichens ein Germanist, stand als solcher auf dem Katheder der breslauer Universität und hat ja für seine Kunde deutscher Cultur in seinen culturgeschichtlichen Essays die schönsten Beweise geliefert. Jenen Culturbildern, die sich selbst Zweck waren, stellte er die Romane seines Cyklus „Die Ahnen" an die Seite, die nur Culturbilder in erzählender Form und mit vertieftem Colorit sind.

Anders Ernst Eckstein, der von jeher zu den freizügigen Poeten und Humoristen des deutschen Parnasses gehörte und nie auf dem Katheder einer Universität stand. Ja nach seinen Schulhumoresken mußte man ihn, gegenüber der philologischen Weisheit der Gymnasien, für einen argen Ketzer halten, der ganz andere flores und amoenitates seiner Nebenstunden suchte als diejenigen, welche die alten Classiker darbieten. Um so mehr mußten schon „Die Claudier" durch die genaue Kenntniß römischer Cultur und Literatur überraschen, die sich in ihnen zeigte, und auch sein neuer Roman gibt Belege dafür, daß der Verfasser auf dem Gymnasium nicht blos Stoff für seinen Humor aufgespeichert, sondern auch Tüchtiges gelernt hat.

Wie „Die Claudier" in der Zeit des römischen Kaiserthums, so spielt „Prusias" in der Zeit der römischen Republik. Ueber das Verhältniß des neuern Romans zu dem frühern sagt Eckstein in seiner Vorrede:

> Der vorliegende Roman „Prusias" dürfte sich — da die Leidenschaft für Parallelen und Gegenüberstellungen dem Deutschen nun doch einmal unausrottbar ist — zu den „Claudiern" verhalten, wie Moll zu Dur. Das Ringen der gequälten, blutenden Menschheit nach Glück und Erlösung wird dort vornehmlich unter den Typen des begeisterten Nazarenerthums dargestellt: es geht daher trotz all der Qualen und Greuel, die im Laufe der Ereignisse über die Opfer hereinbrechen, ein Ton freudiger Zuversicht durch dies Ringen, ein Hauch jener transscendenten Verheißungen, die der neuen Lehre so rasch die Pfade geebnet. Auch die Schicksale der Helden, so Schweres und Schmerzliches diese zu dulden haben, lösen sich fast durchweg in vollkommenster Klarheit und Harmonie, im durtönigen Ganzschluß eines bewegten, aber doch zur seelischen Ruhe gelangenden Schauspiels. „Prusias" dagegen schildert den Kampf der Geknechteten um die Güter des Diesseits, um die Freiheit von den Fesseln einer vielhundertjährigen Sklaverei, um den Platz am Sonnenlicht, den die Mächtigen, in der Starrheit ihres ehernen Egoismus, grausam verweigern. Dieser Kampf, so gewaltig er die Zwingburg der übermüthigen Gegner erschüttert, bleibt im wesentlichen erfolglos. Da nun die Ursache der Niederlage zunächst in einer Schuld auf seiten der Kämpfer, zumal ihres machtvollsten Repräsentanten beruht, so nähert sich „Prusias" in seiner Hauptaction mehr der Tragödie; ein verschleierter Mollton bildet den Grundzug; sein Ausklang ist ein schmerzlicher Halbschluß. Von diesen Bemerkungen gilt natürlich dasselbe, was unsere Poetik über die Form der Allegorie sagt: sie wollen cum grano salis und nur als Umrisse aufgefaßt werden, ohne daß im Innern der umschriebenen Fläche jeder einzelne Zug nun zu passen braucht.

Etwas aber noch ist beiden Romanen gemein: der Blutgeruch, der aus den römischen Arenen dampft. Ein Römerroman ohne wilde, grausame Gewaltthätigkeiten ist undenkbar: und der Dichter muß von Hause aus für Opfer und Märtyrer sorgen, die dem unersättlichen römischen Volke bei seinen Circenses vorgeworfen werden. In den „Claudiern" waren es die Christen; in „Prusias" sind es die Sklaven. Auch hier steht am Schluß der Massenmord in Blüte. Ueberhaupt sind weder die Eckstein'schen Romane noch diejenigen von Felix Dahn für Leser mit schwachen Nerven und indischer Blutscheu bestimmt: das Kämpfen, Tödten und Morden geht durch alle hindurch und wird mit einer Anschaulichkeit geschildert, welche an die Schlachtbilder der „Ilias" erinnert: gewiß ein Lob für die neuen Homeriden; doch der alte Homer ist für unsern Geschmack bisweilen zu naiv, wenn er uns die Körperverletzungen und Verwundungen bis in alles chirurgische Detail hinein schildert: man hat ihn deshalb ja auch neuerdings zu einem Chirurgen zu machen gesucht.

Als der Held des Romans, Prusias, den italischen Boden betritt, liegen hinter uns die blutigen Proscriptionen Sulla's; in Asien steht Mithridates noch immer da als der gefährlichste Gegner der römischen Macht. Der Tarentiner Phormio, bei welchem Prusias in Brundisium einkehrt, hat selbst in den Sullanischen Unruhen einen Sohn verloren, der mit Marius gegen Sulla gekämpft hatte und mit einer großen Zahl anderer Kämpfer im Circus Maximus von den Trabanten des Gewalthabers niedergemetzelt wurde. Prusias, ein Armenier, der die Weihen des Forschers, Magiers und Sterndeuters erhalten, ist mit jenem Phormio durch einen Geheimbund zum Sturz der römischen Herrschaft vereinigt; Phormio hat zu diesem Zweck reiche Schätze aufgespeichert. Prusias, der anfangs glaubte, durch Aufwiegelung der Osker (der Samniter) gegen Rom seinen Zweck erreichen zu können, hat jetzt sein Auge auf die Sklaven gerichtet, die sich schon mehrfach hier und dort empört hatten; ein gewaltiger Sklavenaufstand soll die Macht der Römer brechen. Er selbst will sich nach Capua begeben, wo er als Lehrer des jungen Cajus Fannius diesen in die Geheimnisse der Weltweisheit und der allbeseelten Natur einweihen soll; Cajus Fannius werde als echter Osker und Samniter ein bereitwilliges Werkzeug ihrer Pläne werden. Fannia, die lebenslustige Schwester des Cajus, weilt zum Besuch bei Phormio, dessen Tochter Psyche mit ihr befreundet ist. Der Armenier bringt seinen jugendlichen Neffen Kleon mit, dessen Herz alsbald von Psyche's Reizen gewonnen wird. „Wie der Liebe Götterstrahl in seinem Herzen trifft und zündet", das wird uns von Eckstein durchaus nicht in moderner sentimentaler Weise geschildert, sondern in dem Ton antikisirender Erotik, die sich an ein plastisches Bild anschließt. Wir theilen diese Stelle als eine der schönsten des Romans hier mit:

> Immer von neuem suchte sein forschender Blick die Linien ihres reizenden Angesichts. Was blühte und schimmerte nur so weich und lieblich um diesen rosigen Mund — so neu, so wonnig ergreifend, und doch so bekannt, so längst vertraut? Er sann und sann... Da mit einem male ging es ihm durch die Seele

wie ein Strahl der Erleuchtung. Ja wohl, dieser Zug — so völlig Anmuth, Liebe und Herzensgüte — spielte um den Mund der holdseligen Kypris, des marmornen Götterbildes im Säulenhof zu Athen! Viel hundertmal hatte er als Knabe in das himmlisch milde Antlitz geschaut und das stumme, unklare Sehnen seines kindlichen Herzens in diesen halb gläubigen, halb verlangenden Blick gelegt. Und späterhin — wie durchzuckte ihn jäher Schmerz, da die geliebte Göttin zu Fall kam! Klar und lebendig, als wäre es gestern gewesen, entsann er sich jener Abendstunde mit all ihren Einzelheiten ... In der Rechten das Schwert, in der Linken die lohende Fackel — so stürmten die Kriegsknechte des tödlich gehaßten Sulla in die friedliche Aule. Kostbares Hausgeräthe wurde krachend wider die Fliesen geschleudert, aufgethürmt und ruchlos in Brand gesetzt; aus den Kellern schleppte man dutzendweise die bauchigen Amphoren; die Sklaven, die den kostbaren Samier nicht behend genug in die ehernen Helme gossen, wurden niedergestoßen. So verging unter Zechen, Brüllen und Morden die entsetzliche Nacht. Da nun Kleon beim Schimmer der Morgenröthe aus seinem Versteck hervorkam — wie fürchterlich hatte sich alles verwandelt! Ueberall öde Verwüstung, rauchende Trümmer, Pfützen von Wein und Blut... Ach, und das liebliche Standbild der Aphrodite! Traurig verstümmelt lag es am Boden: der brutale Schwerthieb eines übermüthigen Söldlings hatte das schöne Antlitz bis zur Unkenntlichkeit zerstört! ... Von den Regungen dieser trüben Erinnerung erfüllt, zog der Jüngling unwillkürlich die Brauen zusammen. Dann aber strahlte sein schönes, südländisch gedunkeltes Antlitz um so freudiger. Jetzt sah er ja das verlorene Götterbild wieder vor sich; jetzt blühte ihm jenes Lächeln, das der rohe Kriegsknecht zertrümmert hatte, wie durch den Zauberspruch der Unsterblichen wieder auf — schöner, holder als im leblosen Marmor. Er konnte sich nicht satt sehen an dem reizvollen Schauspiel.

Wir machen gleich am Eingang des Romans die Bekanntschaft eines jungen geweckten Sklaven Afer, welchen Prusias seinem Herrn, dem rohen Schenkwirth Xenophanes, abkauft, ferner die einer kleinen häßlichen Schenkdirne Theo, die für Afer in Liebe glüht, und der goldhaarigen Friesin Brenna, einer Sklavin, der Capuanerin Fannia u. a. Ein Reiseabenteuer, das Prusias auf dem Wege nach Capua zustößt, nachdem er schon vorher den Thrazier Spartacus, einen entwichenen, von römischen Söldlingen escortirten Sklaven, kennen gelernt, macht uns mit einer Gruppe von Personen bekannt, die in dem Roman eine Hauptrolle zu spielen bestimmt sind. Der Präfect Cajus Manilius ist auf einer Reise von einem schweren Krankheitsfall betroffen worden: seine Gattin Nävia, seine Tochter Manilia, sein Begleiter Sextus Fannius, der Bruder jenes Cajus, sind rathlos; es ist kein Arzt in der Nähe. Da rettet der heilkundige Prusias, der zufällig des Wegs kommt, durch seine Wissenschaft dem Präfecten das Leben. Vor Capua empfängt den Prusias ein übermüthiger Client Publius Sempronius Tiburtinus; dann begrüßt er den Cajus und dessen Mutter, eine echte Römerin. Schon vorher auf der Landstraße sind wir den Sklaven des Lentulus Batiatus, eines reichen Emporkömmlings, begegnet.

So hat uns die Exposition mit allen Hauptgestalten des Romans, wenn auch zum Theil nur flüchtig bekannt gemacht: sie ist anschaulich, lebendig, dramatisch bewegt; der geheimnißvolle Prusias ist mit seinen Erbfeinden, den Römern und ihren Würdenträgern, in freundliche Beziehung gekommen, die zwei Brüder, Cajus und Sextus, sind von so verschiedener Anlage, daß wir erwarten dürfen, sie einst in feindlichen Lagern zu erblicken: wir sehen mit Spannung den kommenden Ereignissen entgegen.

Freilich, ganz hält der Roman nicht, was er verspricht; auf die Länge flößt die Gestalt des Prusias keine rechte Theilnahme ein; man merkt zu sehr die Absicht des Dichters, ihn interessant und bedeutend hinzustellen, alle Qualitäten werden auf seinen Scheitel gehäuft; und doch behält der Armenier im Lager der aufständischen Sklaven etwas Fremdartiges; er soll die Seele, der Mittelpunkt des Aufstands sein, oberster Leiter und Schlachtenlenker, aber man hat stets das Gefühl, daß die Ereignisse ohne sein Zuthun ihren Gang nehmen, und daß neben Spartacus eine solche mit orientalischen Schleiern drapirte Prophetengestalt keinen rechten Platz finden kann. Wir erfahren zwar, daß Prusias sinnend in seinem Gemach weise Pläne entwirft; bei einem Gladiatorenkampfe tritt er als Fürsprecher des dem Tode geweihten Spartacus auf; seine Zettelungen mit einigen der Rebellion zugeneigten Sklaven, die zum Theil von Lentulus grausam gezüchtigt worden waren, seine geheimen Zusammenkünfte werden uns beschrieben: doch die Summe dieser ganzen Thätigkeit erscheint uns immerhin nicht bedeutend genug, um die Verantwortung für den Sklavenaufstand auf seine Schultern zu laden: wir glauben im stillen immer an die geschichtliche Ueberlieferung, welche den Aufstand aus der freien Initiative der Sklaven hervorgehen läßt. Sehr lebendig sind indeß die Bilder, die uns der Autor von den Schaustellungen in Capua, den Züchtigungen der Sklaven entrollt. Daran schließt sich das größere historische Gemälde des Sklavenaufstandes: ein Glanzpunkt darin ist der Kampf am Vesuv. Später hat sich der Autor einige Anachronismen und Verrückungen geschichtlicher Thatsachen erlaubt im Interesse der Führung seiner Romanhandlung, namentlich wo es gilt, seinen Phantasiehelden Prusias, den erhabenen Magus aus dem Osten, in eine Schuld zu verstricken, indem er durch galante Abenteuer eine unersetzliche Zeit versäumt und so das Verhängniß über die von ihm geleitete Insurrection selbst heraufbeschwört. Menschliche Schwächen haben auch die berühmtesten Staatsmänner und Heerführer gezeigt, und es ist ein berechtigtes Streben des Romandichters, seine Helden aus dem Aether der hohen Menschen in das Bereich der Sterblichen herabzuziehen. Die Liebe zur schönen koketten Nävia will uns aber durchaus nicht zu der priesterlichen Würde passen, mit welcher der Held sich drapirt, am wenigsten aber, daß er sich von ihr fesseln läßt mitten in einem verhängnißvollen Entscheidungskampf. Es macht uns den Eindruck, als ob er etwas aus der Rolle fiele: dem Dichter selbst scheint dieser Eindruck nicht ganz fremd gewesen zu sein; denn er sagt:

Inzwischen hatte Nävia den Sieg errungen über die klare Besonnenheit und das Pflichtgefühl eines Heroen. Wie es kam, wie es möglich war, jene Selbsttäuschung in ihm wachzurufen,

die da glaubt, was sie wünscht, — wer vermöchte das zu enträthseln? Von dem Liebreiz ihrer märchenhaften Erscheinung hingerissen, von heiliger Bewunderung erfüllt für die vermeintlichen Kämpfe ihres liebenden Herzens, dem der Hochsinn dieses edeln, großfühlenden Mannes Empfindungen andichtete, die es in Wahrheit nicht kannte, hatte der Magier sich eingeredet, die Verzögerung sei völlig bedeutungslos. Einige Stunden — was verschlug das auf mehrere Tagereisen! Schlimmstenfalls — die Entfernung des Mons Garganus vom Lager des Spartacus betrug kaum ein Zehntel des ganzen Wegs! Er handelte mehr als gewissenhaft, wenn er diesen schlimmsten Fall überhaupt in Betracht zog. Es war zweifellos, daß er im Hauptquartier eintreffen würde, lange bevor Crassus mit seinem Heere sich in Bewegung setzte. Der ängstliche Eifer, der ihn sofort zum Aufbruche drängte, war übertrieben: der Brief des Thrakers hatte ihn aufgeregt ... Jetzt aber, da er mit ruhiger Vernunft überlegte ... Und Nävia bat so berückend und hingebend! Trieb es ihn denn allenthalben von dannen wie den Verbrecher, den die Erinnyen bedrohen? Sollte er niemals in diesem kampferschütterten Dasein kennen lernen, was beglückende Rast war? Und mehr noch: war es nicht eine süße, eine heilige Pflicht, diesem Frauenherzen, das so heiß und doch so entsagungsreich für ihn schlug, einmal voll und ganz zu bekennen, wie unwiderstehlich sie sein Wesen dahingenommen, wie sie die Göttin sei, die er geschaut in den Träumen seiner lichtverlangenden Jugend...? Einmal nur — ein erstes und letztes Mal! ...

An diese Motivirung reiht sich die Schilderung, die möglichst discrete Farben wählt:

So hatte er sich gleichsam logisch zurecht gelegt, was doch nur der Drang seiner unauslöschlichen Sehnsucht war. Ach, und wie flammte diese Sehnsucht empor, als er nun, ihre Hand ergreifend, jenen Oecus betrat, wo der ahnungslose Chamavus die Lampen auf den ehernen Armleuchtern hatte anzünden lassen! Wie stand sie vor ihm, Nävia, das leuchtende Bildniß, das ihn heimgesucht, wo immer er weilen mochte, das im Getümmel der Schlacht vor ihm aufgetaucht und ihm nachgefolgt in die nächtliche Finsterniß seines sturmumbrausten Gezelts! Den Turban hatte sie vom Haupte genommen. Ihr braunes Haar floß aufgelöst über die schneeigen Schultern. Die süßen Kinderaugen mit den langen seidenen Wimpern schauten zu ihm empor, so hold, so hülfesuchend; es durchrieselte ihn wie unendliche Wonne, wie unendliches Weh ... Und ehe er sich's versah, flammten die Bronzelampen auch im zweiten Gemach. Wie von unsichtbaren Geistern geführt, trat er in das meergrüne Heiligthum. Ueber das Thürgetäfel rauschte der Vorhang ... Nävia, die schöne, berückende Nävia, hatte gesiegt. Der Mund, der den wüthenden Scharen siegestrunkener Gladiatoren gebot, stammelte Worte der Liebe, der weltvergessenden Hingebung. Das Auge, vor dessen hoheitsvollem Dräuen die erdbeherrschende Roma erzitterte, schwamm feucht im Glanze einer namenlosen Verzückung. Sie hatte gesiegt — und dennoch nur halb gesiegt. Freilich, der Stachel der Qual, den sie im Herzen des Bethörten zurückließ, wühlte nur um so tiefer.

Der Magus hat damit eigentlich alles tiefere Interesse verloren, und wir glauben ihm nicht mehr recht, wenn er sich in seinen Hieroglyphenmantel drapirt. Noch einmal tritt er indeß bedeutsamer hervor, kurz vor seinem Tode; er ist zum Tode am Kreuze verdammt, den viele tausend Sklaven erleiden: eine Nachtscene, die wie mit den Pechfackeln des Nero das schaurige Schlußbild des Romans beleuchtet; doch er entzieht sich dem Tode durch Gift, nachdem er vorher seinem Leben und Wirken die Weiherede gehalten und das Volk und die Leser durch Enthüllungen überrascht hat:

„Ihr Männer, die ihr euch hier versammelt habt, um den ehedem so gefürchteten Feind der römischen Obmacht sterben zu sehen — gönnt mir ein letztes Wort! Kein Wort des Trotzes und des unversöhnlichen Hasses — denn ich stehe an jener Schwelle, wo der Trotz sich beugt und der Haß verlischt: sondern ein Wort der Ermahnung, ein Wort des Vermächtnisses, das die Menschheit annehmen wird, wenn ihr es verschmähen solltet. Ihr seht, mein Werk ist zertrümmert. Die Sklaven, die ich zur Freiheit berief, werden aufs neue ins Joch gezwängt werden. Eins jedoch hab' ich erreicht: Rom, die stolze, unbesiegbare Herrscherin, hat vor ihren Sklaven gezittert! Die Schauer des Schreckens, die euch allen durch die Seele gezuckt, sie werden nicht fruchtlos bleiben im Lauf der Jahrhunderte. Ohne euch dessen bewußt zu sein, werdet ihr nach und nach das Schicksal der Geknechteten mildern. Ihr werdet Gesetze erlassen, die auch dem Unfreien Schutz gönnen wider die maßlose Willkür der Unterdrücker. Endlich aber, ob früher, ob später, wird sich von neuem die gewaltige Stimme der Wahrheit vernehmen lassen, die gleiches Recht beansprucht für alle — und dann — ja dann erheben sich die Legionen des Weltreichs erfolglos wider die Macht des Unüberwindlichen. Aus dem Ostlande, wo die Quellen sprudeln des ewig-unvergänglichen Lichts, aus dem Ostlande wird er kommen, der große Erlöser, der da vollendet, was mir, dem Schwachen, Irrthumbefangenen, versagt blieb. Wer da siegen will über die Dämonen der Leidenschaft, der muß selber frei sein von all' ihren Lockungen. Wohl: der Gewaltige, den mein ahnendes Auge wie in rosigen Nebeln erblickt, wird allem entsagen, um alles für sich zu erobern. Vielleicht auch ihn wird die verblendete Welt an das Kreuz schlagen; aber mit ihm tödtet sie nicht sein Werk. Jetzt, damit die Sache, die ich vertrete, größer erscheine durch den größern Glanz meines Namens: jetzt erfahrt, wer ich bin: nicht einer der Magier, wiewol ich ihre Lehren kennen und verehren gelernt, nicht ein armenischer Philosoph, wiewol ich oft und ernst über die menschlichen und göttlichen Dinge zu denken bestrebt war, sondern ein König! — Dareios, der Bruder des Mithridates und gleich ihm gesalbt für den Thron des pontischen Reichs, durch lange Jahre sein Mitregent und ihm als Nachfolger bestimmt, dafern der Tod ihn vor mir ereilen würde, Dareios steht hier zu Capua auf dem römischen Blutgerüst!"

Von den Schicksalen der andern Hauptpersonen treten diejenigen der goldlockigen Sklavin Brenna am meisten in den Vordergrund und geben zu lebendigen Schilderungen Anlaß. Die gewaltsame Entführung, durch welche sich Lentulus Batiatus der Sklavin zu bemächtigen sucht, ihre Flucht ins Lager der Sklaven, ihre Liebe zu Cajus Fannius, sind mit jener warmen Farbengebung geschildert, welche die Darstellungsweise Eckstein's charakterisirt. Sein Stil ist durchaus rühmenswerth, meistens ohne jede Forcirtheit und Alterthümelei, gewandt, fließend, und wo es größere Perspectiven gibt, von nachdrücklicher Beredsamkeit und dichterisch schwunghaft.

Alle diese Vorzüge eines schönen Talents können uns indeß für den archäologischen Roman als solchen nicht erwärmen: er behält immer etwas Fremdartiges, und immer ist man geneigt, den Gewinn, den uns die Kenntniß alter Sitten, Einrichtungen und Vorgänge einbringt, höher zu schätzen als die poetische Ausbeute. Wie erwähnt, ist gerade Eckstein frei von Manierirtheit: und doch gibt das

römische Colorit, wenn man es so drei Bände hindurch genießt, zuletzt unwillkürlich dem Ganzen eine gelehr archäologische Physiognomie. Wenn man fortwährend in das Atrium, in das Peristyl, ins Triclinium, in den Oecus geführt wird, da sehnt man sich einmal nach einer modernen „guten Stube“, und wenn man mit Eseln zu thun hat, welche so gelehrte Namen wie Incitata führen, so ist einem zur Abwechselung Eulenspiegel's Grauchen willkommen.

Auch Felix Dahn entfaltet in seinem Roman „Bissula“ (Nr. 2) eine gründliche Kunde des Alterthums, allerdings nicht blos des römischen, sondern noch mehr des germanischen. Was die Römer betrifft, so werden wir besonders in ihre militärischen Verhältnisse eingeweiht; ja wie Dahn zum Theil seinen dramatischen Werken Zeichnungen des Bühnenschauplatzes beigibt, auf dem sich die Handlung bewegt, so erhalten wir in „Bissula“ auch eine Zeichnung des römischen Lagers, aus der wir genau ersehen, wo die Via principalis und die Via media sich kreuzen, wo die Porta praetoria, und wo die Porta decumana, und wo das Praetorium liegt, in welches der Dichter uns häufig genug einführt. Man wundert sich allerdings, in einem dichterischen Werke eine Zeichnung zu finden, die in einem kriegswissenschaftlichen am Platze wäre. Sehr viel ist von den Legionen der XXII., von der Ala der Panzerreiter, von allerlei römischen Truppengattungen die Rede. Bei den Deutschen aber spielen nicht nur die alten Götter, wie Wodan, der wilde, sondern auch die Alliterationen eine große Rolle. Dahn schildert uns einen Heerding, mit all den üblichen Sprüchen und Formeln, die ihm als germanistischem Rechtsgelehrten wohlbekannt sind; es werden dabei allerlei häusliche Angelegenheiten der Germanen verhandelt, und diese Schilderung ist für die Kenntniß alter Volkssitten nicht ohne Interesse, wenn auch für den Gang der Handlung fast ganz unwesentlich. Da ertönt der Schwur der Versammelten:

Dir, Wodan, geweiht
Und dem zornigen Ziu
Sei was da lebt in dem Lager
Und auf schaukelnden Schiffen:
Bald badet in Blut ihr,
Gewaltige Götter,
Vom Knöchel zum Knie!

Da hält der Herzog eine lange Kampfrede, in der ebenfalls die Alliterationen bisweilen so dicht gehäuft sind, daß Richard Wagner und Wilhelm Jordan neidisch werden könnten:

Und wenn sie nun flüchten aus den Zelten nach den Schiffen, im Schrecken der Nacht und im flackernden Schein ihrer brennenden Schanzen.

Im ganzen sind die Schilderungen lebendig, und solange sie anschaulich bleiben, läßt man sich auch das gelehrt archäologische Colorit gefallen. Nur wo die antiquarische Notiz als solche sich wichtig macht, da hört eben die epische Anschaulichkeit auf. Schilderungen wie die folgende von Hariowald's Helm mögen hingehen; es wird uns dabei homerisch zu Muthe, und „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön“:

Dieser Helm war wundersam zu schauen: wer ihn plötzlich vor sich leuchten sah, der mochte wol erschrecken. Ein seltener Gast war dazumal wie heute die Schneeeule. Kaum in einem Jahrzehnt einmal ward dieser Fremdling aus dem hohen Norden auf seinem Wanderzug durch Zufall so weit südwestlich bis in die Nähe der Alpen verschlagen. Im vorigen Frühwinter hatte Adalo ein riesig Exemplar des herrlichen Raubvogels im Seewald von hoher Föhre mit dem Pfeil herabgeholt und den gewaltigen Vogel mit dem schneeweiß glänzenden, von rostbraunen Wellenringen nur an der Brust leise durchzogenen Gefieder seinem greisen, weißhaarigen Vetter als Helmschmuck geschenkt. Ueber der ehernen Sturmhaube hob nun die Eule die mächtigen, mehr als drei Fuß klafternden und doch noch nicht ganz ausgespreizten Schwingen. Und zwar nicht, wie man meist Adler- oder Schwanenflügel anbrachte, die Endspitzen der Federn nach des Helmes Rücken schauend, sondern umgekehrt, nach vorwärts gesträubt, so durch den dräuenden Anblick blendend und ängstigend — ein wahrer „Schreckenshelm“ —, wie ihn Wodan trägt, wann er an der Spitze der Einheriar dahinbraust in die Schlacht.

Auch die Bemerkung über das seltene Erscheinen der „Schneeeule am Bodensee“, dazumal wie heute, versetzt uns etwas aus der homerischen Stimmung ins Ornithologische. Wenn es aber in der Schilderung des Kampfes zwischen Adalo und Saturninus heißt:

Mit Anspannung aller Kraft — und sie war groß! — hatte der Alamanne auf des Gegners Stirne gezielt: unwillkürlich hatte dieser den Helm vorgesenkt: der fürchterliche Hieb zerschlug aber doch diese beste Arbeit der besten römischen Helmfabrik — zu Trier — und drang durch Erz und Doppelleder des Helmfutters noch in den Schädel —

so ist die beiläufige Notiz, aus der wir erfahren, daß die beste römische Helmfabrik in Trier war, eine in den Text hineingeschneite Fußnote, ein dazwischen gespritzter Klecks aus dem Tintenfasse der Gelehrsamkeit. Dort, wo der Garten in Suomar's einsamem Waldgehöft geschildert wird, heißt es: „Auch die Stämmchen der Obstbäume, der pontischen Kirschen, der picentinischen Aepfel, der aquitanischen Birnen hatten sich lustig bis über die Höhe der Hausthür emporgerankt.“ Das ist wieder Gelehrsamkeit und nicht Dichtung; denn die Anschauung gewinnt dabei nicht das Geringste. Der Dichter weiß genau, woher damals die besten Aepfel, Birnen und Kirschen stammten: der Geschichtschreiber der Pomologie wird sich darüber freuen; den Leser erkälten diese landschaftlichen Adjective, welche dem Fruchtstücke nicht den geringsten Schmelz geben.

Die Heldin dieses „allen braven Schwäbinnen“ gewidmeten Romans ist eine Schwäbin aus der Zeit der Völkerwanderung, ein alamannisch Mädchen, Bissula: es ist eine Naive, eine ingenue. Ein langer Steckbrief wird ihr vorausgeschickt, eine Personalbeschreibung, die alles Wissenswerthe erledigt: der Dichter hat so viel für Bissula gethan, daß unserer Phantasie zu thun nichts weiter übrig bleibt. Hier folgt ihre Photographie:

Sie trug keinen Mantel. Das weiße Linnengewand mit kirschrothem Saum und gleichfarbigem, handbreitem Gürtel ließ Hals und Arme frei; blendendweiß wie Elfenbein leuchtet alles,

was man von dem fast allzu fein modellirten Leibe sah; dunkelroth dräuten die auffallend starken, in der Mitte beinahe zusammenstoßenden, sehr edel geschwungenen Brauen; aus den hellblauen Augen sprühten jetzt Blitze des Zorns. Mehr noch durch lebhafte Anmuth des Ausdrucks und durch die vollendete Zierlichkeit des kleingliederigen Leibes fiel die Erscheinung auf, als durch regelmäßige Schönheit. Denn — es kann nicht verschwiegen werden! — das reizend schnuppernde, neugierige Näslein ragte zwar gewiß nicht etwa in die Höhe — gewiß nicht! — aber es war ein klein wenig zu kurz ausgefallen. Und da es nun auch an der Spitze jäh nach unten abfiel, war der Raum zwischen dem Näslein und der Oberlippe etwas lang gerathen: so erhielt das ovale Gesicht in der Ruhe den Ausdruck eines halb wachsam erstaunten, halb schelmisch-übermüthigen Ausblicks in die Welt. Alles war an dieser zierlichen Libelle so zart und duftig gehalten, daß man das Mädchen fast noch ein Kind erachten mochte; aber die lieblich schwellenden Formen verkündeten anmuthvoll das junge Weib. Und von höchstem, auch die Sinne berückendem Reiz war der, obzwar so kleine, doch sehr üppige, wie im scherzenden Schmollen aufgeworfene Mund — so kirschroth, wie der Saum ihres Gewandes. — Ein Grübchen im Kinn, ja der ganz leise Ansatz sogar zu einem Doppelkinn verliehen dem Antlitz jene holdselige Weichheit, ohne welche Weibesschönheit kalt läßt. Das Auffallendste jedoch an dem wundersamen Elbengebilde war das Haar, das ganz lichthell-rothe, dem Brandgelb der Flamme gleichende Haar, welches Stirn und Schläfe umspielte in tausend muthwillig krausen, ganz kurzen Ringelchen — je aus einem für sich allein gelockten Haar. Wie ebenso viele Dornen ein Röslein, schienen sie das Gesicht schützend zu umhegen. Das übrige Haar war, nach suebischer Sitte, gegen den Wirbel hinaufgekämmt, hier zusammengeschnürt und flutete von da in prachtvollem, bedeutend dunkler gefärbtem Roth, wie ein Purpurstrom, über den blendendweißen Nacken bis tief über die Hüften herab. Das trotzig Uebermüthige, dann auch wieder neugierig Erstaunte, ja sogar überlegen Besserwissende des naiven Ausdrucks, durch die emporgekämmte Haartracht noch verstärkt, erhielt manchmal den Anblick des Komisch-Gestrengen durch die Angewöhnung des Geschöpfleins, die ohnehin fast zu stark gezeichneten Augenbrauen wie erstaunt und zugleich verweisend in die Höhe zu ziehen. Das zum Lächeln Ladende lag dann in dem Reiz des Widerspruchs, daß dieses fast ohne Körperlichkeit schwebende Wesen die ganze Welt mit seinem klugen, mit den hellblau blitzenden Aeugelein scharf auszuwittern und — nöthigenfalls — sofort scharf zurechtzuweisen bereit schien. Ein äußerst starker Wille, ein heißes, ungebändigtes Temperament und die Lieblichkeit einer kaum geöffneten Knospe: — diese Gegensätze forderten zum Lächeln, sie forderten fast den Versuch heraus, was wol das heftige kleine Insekt alles anstellen werde, wenn man seinen leicht entzündbaren Zorn reize. Aber schlug sie in sanfterer Empfindung das leuchtende Auge auf, — dann war sie so hinreißend schön, so rein, so innig warm und seelengütig, daß man über der Begeisterung, sie zu bewundern, die Neigung vergaß sie zu necken. —

Alle Naiven behandeln ihre Liebhaber schlecht, wie z. B. die Grille den reichen Bauersohn Landry. Bissula macht keine Ausnahme von der Regel: sie hat den Adalo einmal in den Finger gebissen, als er sie aus den Fluten des Bodensees errettete. Darauf hatte Adalo — der in seiner Art witzig war, wie die Mutter Waldrun sagt: Wodan hat dir das Lied auf die übermüthige Lippe gelegt und das beflügelte Wort, den Witzspruch — den Spruch gemacht:

Arg kratzt die Eichkatz ...
Bittrer beißt Bissula.

Wir müssen übrigens Adalo das Zeugniß ausstellen, daß er von dem Witz, den ihm Wodan verliehen, im Laufe der Erzählung weiter keinen Gebrauch macht. Eigentlich heißt Bissula „Albofledi", doch der Dichter nennt sie fast nur bei ihrem „Kneipnamen". Ihr erster Dialog mit dem Geliebten endet damit, daß sie einen der großen Steinblöcke emporreißen wollte, die vor der Eiche gefügt lagen, um ihn auf den Verhaßten zu schleudern, die „kleinen Händchen" (!) rissen sich furchtbar blutig an dem scharfen Gezack, unbewegt blieb der schwere Block. Sollte ein Naturkind wirklich so thöricht sein, auf jemand einen Block schleudern zu wollen, den es mit aller Kraft nicht vom Platze zu bewegen vermag? Dergleichen thun blos die Naiven in den Romanen.

Daß Bissula am Ende doch diesen Adalo mit dem gebissenen Finger heirathet, wird der denkende Leser voraussehen; doch erst führt sie der Roman „per tot discrimina rerum", daß wir bisweilen an dem Schicksal der armen Bissula verzweifeln. Sie flüchtet, wird von den Römern gefangen genommen. Der Tribun macht sie zu seiner Sklavin. Doch der Höchste im Lager, der praefectus praetorio von Gallien, Ausonius, ein guter Alter, doch eingebildeter Schöngeist, der Dichter der „Mosella", kennt sie von früher und ist in sie verliebt; ja er will sie zu seiner Gattin machen. Auch des Ausonius Neffe Herculanus stellt ihr nach. Uns ist um diese Schöne im Kriegslager wie auch um die Eckstein'sche Brenna im Lager der Sklaven immer etwas bange. Doch Bissula hat eine Bärin Bruna zur Seite, und das gibt uns einige Beruhigung. Die Thierbilder sind in dem Roman mit Liebe gezeichnet; außer der Bärin kommen auch noch zwei Hunde des Herculanus vor, welche, wie der eine Bataver sagt, „geistersichtig und götterhörig" sind: eine durch merkwürdige Wortbildungen ausgedrückte Eigenschaft der altgermanischen Hunde, welche weder die neuen Leonberger, noch die Bernhardiner, noch die ulmer Doggen haben. Im Lager belauscht Bissula den Plan des Herculanus, den Onkel Ausonius zu vergiften, um sich seines Erbes zu bemächtigen; sie kommt als Warnerin zur rechten Zeit, um dies zu vereiteln. Dann stürmen die Alamannen das Lager; Bissula flüchtet, von Herculanus verfolgt, den Adalo indeß tödtet; sie erreicht die Schiffe auf dem Bodensee und von dort schließlich den verwundeten Geliebten; der Vorhang fällt.

Am bedeutendsten ist Dahn in seinen Schlachtbildern, und so ist wol auch die Erstürmung des Lagers die Glanzpartie der Erzählung „Bissula". Auch der Heerding ist kräftig gezeichnet: es fehlt nicht an schönen Natur- und Stimmungsbildern; doch es ist, wie wir gesehen, so viel Manierirtes und Affectirtes in der ganzen Darstellung, so viel Hypermodernes hineingeheimnißt, und die Spannung beruht im Grunde auf so verbrauchten Motiven aus Ritter- und Indianerromanen, daß die Vorzüge des Werks dadurch wesentlich beeinträchtigt werden.

Rudolf von Gottschall.

Neue Reisewerke.

1. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und andern Forschern bearbeitet. Herausgegeben von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Band. Mit 43 Abbildungen in Holzschnitt und 11 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 24 M.

Wer behaupten wollte, daß bei Ausfahrten in die Eismeere doch kaum für die Wissenschaft, geschweige denn für die Pflege der materiellen Interessen der Menschheit etwas gewonnen werde, daß es sich dabei eigentlich nur um einen mit gewaltigen Opfern an Geld und gar an Menschenleben erkauften „Sport im Eis" handle, der möge diesen starken ersten Band über die Erweiterung unsers Wissens durch Nordenskiöld's Fahrt auf der Vega zur Hand nehmen, und er wird sich eines Bessern belehren!

Zunächst war es freilich eine nautische Großthat, an deren Gelingen Palander, der Schiffslenker auf der Vega, neben Nordenskiöld den Hauptantheil hatte, daß nämlich ohne den allergeringsten Unfall, ja ohne jegliche Störung des Gesundheitszustandes der Mannschaft die Vega als erstes Schiff den Weg von Norwegen bis dicht vor die Beringsstraße in nur zwei Monaten zurücklegte. Wissenschaftliche Großthaten werden ja nicht bemessen nach der Länge des Land- und des Seewegs, die man zu ihrer Leistung zurückgelegt hat. Aber was ist eben auf jener unvergleichlich raschen Fahrt entlang der ganzen arktischen Küste unserer Ostfeste und sodann während des Festliegens der Vega im Eis am Tschuktschenstrand (vom 28. Sept. 1878 bis zum 18. Juli 1879) für eine Fülle von Beobachtungen und naturhistorischen Sammlungen zu Stande gebracht worden!

Hier können wir nur mit wenigen Worten umschreiben, was uns der vorliegende erste Band der „Ergebnisse" alles bringt. Nordenskiöld selbst veröffentlicht hier in einem Bericht an den König von Schweden seine allgemeinen Ansichten über die Möglichkeit des Schiffahrtbetriebes im Sibirischen Eismeer, sodann in den Berichten an Oscar Dickson in Gothenburg, den hochherzigen Ausrüster der Vega-Expedition, den gewissermassen offiziellen Bericht über die ganze erstmalige Umfahrung der Continentalmasse Europa-Asien. Lindhagen erörtert die auf der Fahrt gemachten geographischen Ortsbestimmungen, durch welche unsere Erdfeste im höchsten Norden eine so wesentliche Berichtigung ihres Kartenbildes erfahren hat; Hildebrandsson die nach vielen Tausenden zählenden Witterungsbeobachtungen. Dem schließt sich inhaltlich am nächsten an die für die Theorie der Nordlichterscheinungen überhaupt epochemachende Arbeit Nordenskiöld's: „Ueber das Nordlicht während der Ueberwinterung der Vega". Unerwartet massenhafte und lehrreiche Erweiterung unserer Kenntniß von der hochnordischen Pflanzen- und Thierwelt herbeiführend erscheinen namentlich die floristischen Abhandlungen von Almquist, Kjellman und Lundström sowie die große faunistische von Stuxberg. Endlich gab der vielmonatliche freundnachbarliche Verkehr mit den Tschuktschen dem schon erwähnten Schiffsarzt Almquist (der außerdem auch einen für Mediciner hochinteressanten Bericht über die Gesundheits- und Krankenpflege während der Expedition dem vorliegenden Werke einfügte) eine, wie man sieht, bestens benutzte Gelegenheit zu ethnologischen Studien über das physisch und anthropologisch so merkwürdige Polarvolk, welches den äußersten Nordostwinkel unserer Erdfeste bewohnt.

Wir schließen am besten mit Nordenskiöld's eigenen Worten, in denen er das Maß der Bedeutung des von ihm erschlossenen Seewegs bezeichnet für den Handel mit dem an Erz, Holz, Flußfischen, Getreide und Erzeugnissen der Viehzucht schon jetzt (wie viel mehr aber erst in Zukunft bei Vermehrung der Bewohnerzahl und besserer Organisation!) reichen, mehr denn europagroßen Sibirien. Was er hier angeführt, dürfte sich in folgende Sätze zusammenfassen lassen:

1) Daß der Seeweg vom Atlantischen zum Stillen Meere längs der Nordküste Sibiriens von einem dazu geeigneten Dampfschiff, mit erfahrenen Seeleuten bemannt, oft in einigen wenigen Wochen zurückzulegen ist, aber daß dieser Weg, im Ganzen genommen, soweit die Verhältnisse im Sibirischen Eismeer gegenwärtig bekannt sind, schwerlich von einer wirklichen Bedeutung für den Handel werden dürfte; 2) daß man schon jetzt behaupten kann, die Seeverbindung zwischen Ob-Jenissei und Europa könne ohne Schwierigkeit als Handelsweg Anwendung finden; 3) daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Seeweg zwischen Jenissei und Lena und zwischen der Lena und Europa als Handelsweg benutzt werden kann; doch dürfte die Hin- und die Rückreise nicht in demselben Sommer geschehen können; 4) daß fortgesetzte Erfahrungen vonnöthen sind, um zu entscheiden, ob eine für den Handel berechnete Seeverbindung zwischen der Mündung der Lena und dem Stillen Ocean möglich ist oder nicht. Die Erfahrung, welche wir bisjetzt gewonnen, zeigt, daß man in jedem Falle auf diesem Wege vom Stillen Ocean nach dem Stromgebiet der Lena Dampfboote, schwerere Geräthschaften und andere Waaren einführen kann, die sich auf Schlitten oder Räderfuhrwerken nicht gut fortschaffen lassen.

2. Die Stadt Palma. Separatabdruck aus dem Werke: „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert." Leipzig, Brockhaus. 1883. Folio. 60 M.

Diesem vornehm ausgestatteten Folioband, einem abgesonderten Theil des großen Werks über die Balearischen Inseln, sieht man es beinahe schon von außen an, daß ein Fürst sein Urheber ist. Der Verfasser nennt sich nicht auf dem Titel, aber man kennt den feinsinnigen Habsburger, Erzherzog Ludwig Salvator, der in reinster Begeisterung für jene liebliche Inselgruppe dieses unvergleichliche Werk gestiftet hat, ein dauerndes Denkmal seiner umfassenden Studien, seines künstlerischen Geschmacks, seiner wahrhaft fürstlichen Munificenz.

Freundlich geleitet uns der Verfasser gleich eingangs ohne Umschweife zu seiner Lieblingsstadt, und man merkt

den Worten die Herzenswärme des Natur- und Geschichtsfreundes an:

Wenn man vom Meere, namentlich von Westen aus, in die weite Bahia de Palma hineinfährt, so sieht man allmählich die Thürme, dann die goldfarbigen Wälle und das Häusermeer der Hauptstadt der Balearen in der Ferne auftauchen, märchenhaft und still. Ein hoher saphirblauer Bergkranz bildet den Hintergrund derselben, scharf gezeichnet am blauen Aether wie das strahlende Bild einer Vision. Hoch hinauf steigen die grauen Pitonen empor und öffnen sich in dunkle Thäler, welche Licht und Schatten zum glücklichsten Einklange verbinden. Rechts und links umsäumen die grünende Ebene zwei Reihen von Windmühlen, welche am Meere wie die ausgebreiteten, blendendweißen Flügel eines riesenhaften, phantastischen Vogels erscheinen. Wenige Städte bieten dem Ankommenden ein so liebliches Bild, bei wenigen vereinigen sich Form und Farbe zu einem so völlig harmonischen Ganzen. Und zu diesem Zauber der äußern Schönheit kommen die historischen Erinnerungen aus der Zeit der Maurenherrschaft, wo die mit Minareten gekrönte Stadt gegen 80000 Einwohner zählte, während sie jetzt kaum 50000 hat, Erinnerungen aus der Zeit der mallorquinischen Könige bis zur Epoche der Größe Spaniens unter den Habsburgern, denen Palma im Successionskriege lange treu blieb, sodaß noch heutzutage der Name Casa de Austria von gar manchem Munde klingt und vielfach mit der Volkstradition verknüpft ist.

Es gibt wol für keine so mäßig große Stadt wie Palma eine so eingehende Schilderung der Straßen und Plätze, der kirchlichen und profanen Gebäude, der Hauseinrichtungen und der kunstgeschichtlichen interessanten Einzelheiten wie die vorliegende, sicher keine einzige, die sich von Anfang bis zu Ende so genußreich lesen läßt und durch eine so reiche Fülle ausgezeichneter Holzschnitte die Beschreibung veranschaulicht.

Gegen den Schluß hin entrollt sich uns auch ein hübsches Bild vom harmlosen täglichen Treiben der Palmesaner in dem das ganze Werk auszeichnenden liebenswürdig unterhaltenden Tone, der den feinen Gesellschafter verräth:

Die Armen gehen um 10 Uhr, die Reichen um 12 oder 1 Uhr, ja auch später schlafen; man steht aber vor 8 bis 10 Uhr nicht auf. Um 7 Uhr früh kommen die Ziegen, deren Milch verkauft wird, in den Straßen vorüber; dieselbe dient aber doch meistens nur für schwächliche Leute, denn man trinkt gewöhnlich, und namentlich im Sommer, wenig Milch; in der Regel nimmt man Chocolade, die man trefflich bereitet. Man kann sich auch nichts Besseres denken als eine Schale Chocolade, wie man sie nur in Spanien zu bereiten versteht, mit dem unübertrefflichen Gebäck, was man dazu servirt. Um 11 Uhr wird von einigen der Herren gefrühstückt und um 7 Uhr zu Mittag gegessen, was man a la francesa nennt; die meisten halten sich aber an die alte Sitte und essen um 2 Uhr und soupiren spät abends vor dem Schlafengehen, manchmal erst um 1 Uhr nachts. Am Nachmittag und gegen Abend gehen namentlich im Sommer viele in die Cafés, um Gefrorenes zu essen oder kühlende Getränke, wie Limonade, Frambois u. s. w. zu trinken. Man bezieht den Schnee hierfür aus den Schneehütten der Sierra; in neuerer Zeit ist auch eine Fabrik von künstlichem Eis etablirt worden. In den letzten Zeiten hat sich auch das Trinken von Bier aus der Brauerei von Palma, in kleinen Flaschen und sehr moussirend, verallgemeinert.

Alfred Kirchhoff.

Dichterische Uebertragungen.

1. Norwegische Balladen, übertragen und erläutert von Louis Passarge. Leipzig, Schlicke. 1883. 8. 3 M.

Der Uebersetzer wählte aus der reichen Fülle von balladenartigen Gedichten Norwegens eine Anzahl der ansprechendsten aus und ergänzte diese durch andere Gedichte, auf welche, wie er selbst in der Vorrede betont, der Name Ballade eigentlich nicht angewendet werden kann. So ist Hendrik Ibsen's dramatische Erzählung „Terje Wigen", wie er mit Recht sagt, unzweifelhaft keine Ballade, ebenso wenig der „Wiking" von Björnson. „Akershus" gibt ein Stimmungsbild mit historischen Anspielungen. „Ein altnorwegischer Herrensitz" von Wergeland ist in erster Reihe ein Culturbild, der Schluß macht das Gedicht zu einer Romanze.

Es hätte sich hiernach ohne Zweifel empfohlen, durch den Titel des hübsch ausgestatteten und schon wegen der sachkundigen biographischen Notizen empfehlenswerthen Büchleins nicht einzig Balladen zu verheißen, noch dazu norwegische, da doch auch zwei Gedichte von dem Dänen Oehlenschläger mit eingereiht wurden. Nicht ganz gerechtfertigt scheint uns ferner die große Anzahl übersetzbarer, aber dennoch unübersetzt gebliebener Ausdrücke, welche den Leser öfter, als dies für die poetische Wirkung der Gedichte vortheilhaft ist, zum Nachlesen der erklärenden Anmerkungen nöthigen; wir meinen Ausdrücke wir Ur (Steingeröll), Myra (Sumpf), Lökken (ein umschlossenes Grundstück), Slir (Messerscheide), Haugen (Todtenhügel), Lur (Alpenhorn), Träll (Leibeigner), Flom (Flut, Ueberschwemmung), Brink (ein steiler Abhang), Frim (Schaum) und ähnliche. Da der Uebersetzer in der Vorrede hervorhebt, er habe Metrum und Reimart des Originals beibehalten, so hat er sich freilich Fesseln angelegt, die ihm seine Aufgabe erschwerten, und es mag bei dieser Gelegenheit einmal wiederholt werden, daß die Uebersetzung in erster Reihe den Eindruck einer Originaldichtung unter Festhaltung des dem Original eigenthümlichen poetischen Reizes anzustreben hat; ob Reimart und Metrum des Originals dies gestatten, ist fast immer fraglich und sollte daher nur ganz ausnahmsweise streng in Betracht kommen.

Die Dichter, welche in den vorliegenden Uebersetzungen mit im ganzen 21 Gedichten vertreten sind, verdienen sämmtlich in weitern Kreisen bekannt zu sein, während dies bisher nur einigen wenigen zutheil wurde; es sind Björnsen, Blom, Ibsen, Moe, Oehlenschläger, Storm, Welhaven und Wergeland.

Als eine Probe der Uebersetzungen mag hier das kür-

zeste Gedicht der Sammlung folgen: Wergeland's „Abschiedsgruß an seinen Goldlack", wenn schon sein, wie es scheint, bereits der Auflösung nahe gewesener Verfasser — Wergeland starb früh an der Schwindsucht — dem Uebersetzer es nicht leicht gemacht hat, Unverständlichkeiten zu vermeiden:

Goldlack, bevor dein Glanz vergeht,
Bin ich das, draus alles Leben entsteht;
Ja, eh' noch verbleicht dein goldenes Laub,
Da bin ich Staub.

Und ruf' ich: öffnet das Fenster mir,
So gilt mein letzter Blick noch dir;
Dich küßt die Seele, indem sie frei
Dir schwebt vorbei.

Zwei Küsse gab ich dem süßen Mund,
Der erste ist dein aus Herzensgrund,
Den andern gib, o goldnes Gelock,
Dem Rosenstock.

In seiner Blüte schau' ich ihn nicht,
Grüß' ihn, wenn die erste Knospe bricht;
Auf meinem Grabe, so bitte ihn,
Mög' er verblühn.

Und sage, daß er mir geben müßt',
Die Rose, die du von mir geküßt;
Und, Goldlack, fülle mit bräutlichem Schein
Mein Kämmerlein.

2. Robert Burns' Werke. Erster Band: Lieder und Balladen. Mit einer Einleitung und in neuer Uebertragung von Otto Baisch. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Wie die Collection Spemann sich durch ihre Wohlfeilheit mit Erfolg in weiten Kreisen eingebürgert hat, so bietet sie auch durchschnittlich hinreichend Verdienstliches, um der Kritik ein empfehlendes Wort zumeist nicht schwer werden zu lassen. Die vorliegende Verdeutschung macht hiervon keine Ausnahme. Sie ist keine flüchtige Arbeit, und dem Verfasser fehlt es nicht an Verständniß für die Schwierigkeiten der von ihm zu lösen versuchten Aufgabe. Dieselben völlig zu überwinden, dazu möchte freilich nicht nur eine unbegrenzte Muße erforderlich sein; vor allem wäre ein deutsches Idiom zu finden, welches dem naiven Ton des schottischen Dialekts vollgültiger als unser gebildetes Hochdeutsch entspräche, wie denn auch eine Anzahl der Burns'schen Gedichte ja schon mit Glück ins Plattdeutsche übersetzt worden ist. Der Verfasser hätte übrigens wol gut gethan in seine Einleitung, wie es in der Tauchnitz-Edition geschehen ist, die so sehr lesenswerthe Selbstbiographie des Dichters aufzunehmen, und wir möchten ihm empfehlen, dies als Vorwort zu der noch ausstehenden zweiten Abtheilung nachzuholen. Auch ist es immer zweckmäßig, im Register die Anfangsworte oder die Titel, wie sie im Original lauten, mit anzuführen. Wo steht z. B. die Uebersetzung des berühmten Gedichts „John Barleycorn"? Und doch gehört es ja, der englischen Ausgabe nach, in die hier gebotene Abtheilung „Songs and ballads".

Neben einigen völlig gerechtfertigten Milderungen des Burns'schen Naturalismus kommen aber hier und da auch Ungenauigkeiten vor, für welche uns kein rechter Grund vorzuliegen scheint. Gerechtfertigt ist es, wenn in dem Gedicht „The lass that made the bed to me" der Vers

I kiss'd her owre and owre again,
And aye she wist na what to say,
I laid her beetween me and the wa' —
The lassie thought na lang till day —

wie folgt abgedämpft wird:

Ich küßte sie und küßte sie;
Sie sprach nicht nein, sie sprach nicht ja,
Und eh' wir dessen uns versahn,
War hin die Nacht, der Morgen da.

Ingleichen, wenn auch nur in Rücksicht auf den Charakter der Spemann-Collection, die Umschreibung des Verses:

Haud off your hands, young man, she says,
And dinna sae uncivil be:
Gif ye hae onie love for me,
O wrang na my virginitie —

in folgender Weise:

Fort eure Hände, junger Mann!
Treibt kein verwegnes Spiel mit mir.
Und habt ihr mich ein wenig lieb,
So haltet mich nicht länger hier!

Leider legt ja die Uebertragung ins Hochdeutsche solche Schranken auf, oder erschwert doch zum wenigsten die Wiedergabe von Feinheiten wie die des Naturtons jener Bitte.

Dagegen geht die Vorsicht zu weit, wenn der Verfasser auch noch das Wort bosom in Nacken verwandelt. Die Zeile lautet im Original:

Her bosom was the driven snow

und der Uebersetzer substituirt dafür:

Ihr Nacken war wie frischer Schnee.

Auch der Schluß des Gedichts mußte dem Original treuer folgen.

O könnt' ich ihr vergelten bald,
Der Jungfrau, die mein Bett gemacht! —

ist eine sehr freie Wiedergabe des Burns'schen Schlußaccords:

Blythe and merry may she be.

Jene Wendung zu ehrbarer Sühne hat Chamisso in dem Gedicht „Der Jäger und die Sennerin":

Und kommt der Winter zu Thale,
Soll unsre Hochzeit sein.

Bei Burns beruhigt sich der überdies von dem Mädchen noch mit Wäsche Beschenkte (she took her mither's Holland sheets and made them a' in sarks to me) über ihre Zukunft in viel leichtmüthigerer Weise,

Blythe and merry may she be!

Und Charakteristisches dieser Art gehört zu denjenigen Zügen eines Dichters, welche nicht verwischt werden dürfen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wilhelm Sehring hat die Weltgeschichte „Vom Concil zu Nicäa bis zum Westfälischen Frieden“ in Epigrammen, Liedern und Jamben behandelt und bei Licht u. Meyer in Leipzig herausgegeben. Von einem entschieden freisinnigen Standpunkte aus werden uns hier eine Menge von Gedichten geboten, welche in wechselnder, meist kurzer Form hervorragende wie minder wichtige Ereignisse des angegebenen Zeitraums dichterisch darstellen; zum Theil sind allerdings diese Gedichte doctrinär, zum Theil beschreibend gehalten, aber in vielen spricht sich doch auch eine nicht gewöhnliche dichterische Begabung und vor allen Dingen ein mächtiges sittliches Pathos aus. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen; der Verfasser muß sich hüten, die Geschichte als gereimte Prosa vortragen zu wollen, wozu ihn sein anerkennenswerthes technisches Geschick leicht verleiten kann. Eine Anzahl seiner Gedichte wird unter derartigen Arbeiten einen dauernden Werth behaupten.

— Die Firma Friedrich Andreas Perthes in Gotha cultivirt Uebersetzungen von Biographien englischer Frommen. So hat „Charles Kingsley, Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin, übersetzt von M. Sell“ die dritte Auflage erlebt. Woher man in Deutschland das Interesse nimmt an einem Buch von 651 Seiten und an dessen Helden, wie man auf jede Kleinigkeit im Leben eines in Deutschland nur durch die allerdings erfolgreiche Uebersetzung der „Hypatia“ bekannten Mannes solchen Werth legen kann, ist uns unerfindlich. Gewiß tritt uns in Kingsley eine sehr achtungsvolle Persönlichkeit entgegen, aber wir brauchen nicht in Deutschland jede Zeile zu wissen, die irgendein englischer Geistlicher einmal geschrieben. Ebenso beglückt uns M. Heusler in demselben Verlag mit einer Uebersetzung des Buchs „Katharine und Craufurd Tait, Gattin und Sohn von Archibald Campbell, Erzbischof von Canterbury“. Auch hier wieder wird uns nicht einmal das Leben des Erzbischofs selbst, sondern nur das von dessen Gattin und früh verstorbenem Sohne beschrieben; anfangs lesen wir Aufzeichnungen des Erzbischofs, dann aber aus der Familiencorrespondenz zusammengestellte Erinnerungen an Mutter und Sohn. Wer sich für derartige Dinge interessirt, der wird sich an diesen unter der Aegide einer namhaften Firma hinausgehenden Büchern erbauen können, obwol sie es über die rein antiquarische Form der Lebensbeschreibung nicht hinausbringen.

— Von „Kant's Einfluß auf die deutsche Cultur“ handelt Professor Hermann Cohen in Marburg (Berlin, Dümmler). Kant ist, nach Cohen, der erste Stilist unsers Volks, er hat den größten Einfluß auf die Naturwissenschaften geübt, hat uns eine Ethik und eine Aesthetik geschaffen, die Theologie stark beeinflußt; die bedeutendsten Vertreter der classischen Alterthumswissenschaft waren geschulte Kantianer, desgleichen die hervorragendsten Rechtslehrer. Den weitern Nachweis hierfür gibt der Verfasser in genannter Schrift.

Ausländische Literatur.

Aus den neuesten Werken der Tauchnitz-Collection erwähnen wir diesmal drei besonders hervorragende, von denen jedes einer verschiedenen Gattung angehört und ein Muster seiner Art ist. Das erste ist der Sensation erregende glänzende Roman „Altiora Peto“ von Laurence Oliphant in zwei Bänden. Schon der bedeutungsvolle Titel muß auf das Ungewöhnliche dieses Romans hinweisen, und die Leistung selbst entspricht ihm auch in jeder Hinsicht. Sie erinnert an Disraeli's beste Schöpfungen und bietet uns ein Sittengemälde des heutigen England und der Europa bereisenden Amerikanerinnen, wie es nicht gelungener sein könnte. Aetzende Satire gesellt sich hier zu dem feinsten Witz und echtesten Humor; dabei schreibt der Verfasser oft in einem gehobenen Stil, der neben dem vielen Unbedeutenden, welches namentlich drüben aus Frauenhänden hervorgeht, wahrhaft wohlthuend wirkt; der Roman ist einer der geistreichsten, die auf diesem Gebiete, wir möchten sagen seit Thackeray's „Vanity Fair“ an den Tag getreten sind. Am schärfsten wird das jetzt in England so eingerissene Kokettiren mit unverdauter Wissenschaft, werden namentlich die sich spreizenden „Agnostiker“ und die sich lächerlich machenden „Aestheten“ gegeißelt; diesen hält der Verfasser einen Spiegel vor, der sie ihr Bild zu ihrem eigenen Entsetzen in seiner ganzen Lächerlichkeit erblicken läßt. Aber nicht besser ergeht es den Vertretern anderer Kreise der Gesellschaft; wie ein Carnevalsnarr mit seiner Pritsche geht der Verfasser in derselben umher, und überall hat er etwas auszutheilen; keiner wird geschont, am schlimmsten ergeht es der Frauenwelt, und man könnte dieses Werk als ein englisches Seitenstück zu Max Nordau's vielbesprochenem Buche „Ueber die conventionellen Lügen der Culturmenschheit“ bezeichnen.

Das zweite ist ein literarhistorisches Werkchen unter dem Titel „A Book of Sibyls“ von Miß Thackeray. Mit leicht beschwingter Feder und feinster Anmuth der Diction wird uns hier das Lebensbild von vier mehr oder minder berühmten englischen Schriftstellerinnen: der Mrs. Barbauld, Miß Edgeworth, Mrs. Opie und Miß Austen, dargeboten. Die gewandte Verfasserin geht dabei so liebevoll auf deren Wirksamkeit ein, daß man sie selbst liebgewinnen muß, auch ohne ihre Leistungen zu kennen, und man kann nur wünschen, daß alle literarhistorischen Werke einen so angenehmen Eindruck hinterlassen, wie dieses reizende Buch der Tochter des vielleicht größten englischen Romandichters unsers Jahrhunderts, von Walter Scott natürlich abgesehen.

Das dritte Werk ist „An Autobiography“ von Anthony Trollope. Wer hätte diesen Schriftsteller nicht seiner Gediegenheit und Fruchtbarkeit wegen bewundern lernen, wer sich nicht an der Treue seiner Schilderungen, namentlich derjenigen der englischen Geistlichkeit und ihres Familienlebens, erbaut? Wie muß der Leser dieser Autobiographie nun erst staunen, wenn er erfährt, welches die Jugenderfahrungen des Verfassers gewesen und welche Gelegenheiten oder vielmehr welch gänzlichen Mangel an Gelegenheiten zur Beobachtung dessen er hatte, was er geschildert und so glücklich geschildert hat? Die hier gemachten Enthüllungen grenzen ans Wunderbare oder würden es in höchstem Grade sein, wenn wir nicht die Biographie von Dickens besäßen. Trollope ist aus fast nicht minder beengenden Verhältnissen hervorgegangen; seine Leistungen sind aber noch erstaunlicher als die seines großen Vorgängers und Zeitgenossen, weil er neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit ein sehr anstrengendes und fast seine ganze Zeit in Anspruch nehmendes öffentliches Amt bekleidete und dasselbe mit größter Gewissenhaftigkeit verwaltete. Also man lese und staune. Wenn je ein Romanschriftsteller aus seinem „inner consciousness“ heraus, wie die Engländer so gern von deutschen Philosophen sagen, geschaffen hat, so war es Anthony Trollope, und das Merkwürdigste dabei ist, daß trotzdem keiner je der Naturwahrheit näher gekommen als er in seinen eigenartigsten Romanen, wie „The Warden“, „Barchester Towers“ und wie die Werke alle heißen, in welchen er die Geistlichkeit geschildert hat. Die Autobiographie ist übrigens sehr anspruchslos und liebenswürdig geschrieben und enthält viele nützliche Winke für Roman-

schriftsteller und die, welche es werden wollen, nicht minder aber auch für die Jugend.

Theater und Musik.

Das Trauerspiel von Heinrich Bulthaupt: „Die Malteser“ ist am Stadttheater zu Bremen mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Das Schiller’sche Fragment hat dem Dichter die Anregung zu seinem Werke gegeben, wie denn diese Fragmente des großen Dichters in neuester Zeit mehr als früher befruchtend auf unsere dramatische Production wirken. So hat auch Paul Heyse zu seinem neuerdings wieder mehrfach mit Erfolg aufgeführten Drama „Graf Königsmark“ wol an den von Schiller’s Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm, herausgegebenen dramatischen Fragmenten des großen Dichters sich begeistert.

— Ein Lustspiel Ernst von Wildenbruch’s: „Der König von Candia“, welches in Frankfurt a. M. zur Aufführung kam, hat ein Motiv aus der Zeitgeschichte gewählt und frei behandelt. Der Sohn eines depossedirten Fürsten lebt auf einem Landgute, in eigensinniger Verstocktheit den neuen Zuständen des Reichs entfremdet und von seiner Umgebung in solcher Entfremdung bestärkt. Ein junger Graf, der die Cousine des Prinzen liebt, sucht ihn zu einer bessern Anschauung der Dinge zu bekehren, indem er eine Intrigue ersinnt und durchführt, deren Kern die vorgegebene Thatsache bildet, daß die Candioten sich von der Oberherrschaft der Pforte freigemacht und ihn zum Herzog gewählt hätten. Diese wie Seifenblasen zergehenden Illusionen belehren ihn zugleich darüber, wie unhaltbar sein ganzer Standpunkt ist. Der Stoff ist gut gewählt, die Erfindung für die Gegenwart phantastisch kühn; aber die Ausführung läßt dramatische Spannung allzu sehr vermissen. Fast gleichzeitig ist eine dramatische Bearbeitung eines verwandten Stoffs, des Daudet’schen Romans „Die Könige im Exil“, am pariser Vaudevilletheater mit mehr als zweifelhaftem Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Roman ist als Roman vorzüglich, doch wenig dramatisch.

— Das Trauerspiel „Florian Geyer“ von Friedrich Karl Schubert, das einen Helden aus den Bauernkriegen behandelt, ist am münchener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung gelangt. Durch das Luther-Fest ist überhaupt die Reformationsdramatik en vogue gekommen: außer den Stücken von Zacharias Werner und Wilhelm Henzen, den Festgaben von Otto Devrient und Hans Herrig ist in Braunschweig auch Klingemann’s „Luther“ gegeben worden und hat eine so große Zahl besuchter Aufführungen erlebt wie die andern Luther-Dramen. In Liegnitz ist unsers Mitarbeiters Karl Nissel „Ulrich von Hutten“ am Luther-Tage mit günstigem Erfolg in Scene gegangen.

— In Düsseldorf ist ein geschichtliches Lustspiel von Hans Blum: „Junius“, mit günstigem Erfolg gegeben worden: es behandelt denselben Stoff wie Laube’s „Statthalter von Bengalen“ und ist in seinen Hauptzügen streng historisch. Der Dialog läßt überall den gewandten Publicisten erkennen.

— Am hamburger Thaliatheater, am berliner Wallnertheater und am leipziger Stadttheater hat Heinrich Heinemann’s Lustspiel „Der Schriftstellertag“, der ein wenig an die Schablone des „Stiftungsfestes“ erinnert, wegen einiger munterer Scenen und der Verwickelungen, die das Pseudonym einer Schriftstellerin hervorruft, sehr angesprochen.

Bibliographie.

Alice, Grossherzogin von Hessen und bei Rhein, Prinzessin von Grossbritannien und Irland. Mittheilungen aus ihrem Leben und aus ihren Briefen. Darmstadt, Bergsträsser. 1883. Gr. 8. 7 M.

Apion. Ein Culturbild aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Wien, Hölder. 1883. Gr. 8. 3 M.

Bilder aus vergangener Zeit nach Mittheilungen aus großentheils ungedruckten Familienpapieren. 1ster Thl.: Bilder aus Piter Poels und seiner Freunde Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7 M.

Vogler, P., Die Ritter von der Scholle. Roman. Wien, Gerold’s Sohn. Gr. 8. 4 M.

Bolanden, C. v., Neudeutsch. Culturhistorische Erzählung. Mainz, Kirchheim. 1883. 8. 3 M.

Brambach, W., Die Musiklitteratur des Mittelalters bis zur Blüte der Reichenauer Sängerschule (500—1050 n. Chr.). Karlsruhe. 1883. Gr. 4. 2 M.

Braun, J. W., Johann Christoph Moldenhauer und Söhne. Bürgerliches Schauspiel. Berlin, Stahn. Gr. 8. 2 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 5ter Bd. 2tes Hft.: Der Bettler von Assisi und das Ritterthum, die Poesie und Kunst seiner Zeit. Von H. J. Schmitz. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Chavanne, J., Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters E. v. Wohlgemuth bearbeitet. Mit 6 Illustrationen und 1 Karte. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cordatus, C., Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt 1537. Zum ersten Male herausgegeben von H. Wrampelmeyer. 1stes Hft. Halle, Niemeyer. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Cotterill, H. B., und T. W. Rolleston, Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge. Dresden, Tittmann. 1883. Gr. 8. 1 M.

Graaff, de, Das Posensche Ulanen-Regiment Nr. 10 von seiner Stiftung im Jahre 1860 bis zum 1. Januar 1883. Auf Befehl des königlichen Regiments zusammengestellt. Mit einem Porträt, einem Uniformbilde und 2 Marschkarten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 7 M.

Grob, J., Huldreich Zwingli. Jubelgabe zur Feier seines 400jährigen Geburtstages, auf den 1. Januar 1884. Mit 2 Vollbildern. Für den christlichen Leserkreis. Milwaukee, Wis. 1883. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Handbücher der alten Geschichte. 1ster Bd.: Aegyptische Geschichte von A. Wiedemann. 1ste Abtlg.: Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Tutmes’ III. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Hartmann, A., Volkslieder. In Bayern, Tirol und Land Salzburg gesammelt. Mit vielen Melodien, nach dem Volksmund aufgezeichnet von H. Abele. 1ster Bd.: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 9 M.

Henschke, Ulrike, Miß Archer. Gedächtnißrede. Berlin, Springer. 8. 60 Pf.

Hutzler, Sara, Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Jacoby, J., Geist der griechischen Geschichte. Nach dessen Tode herausgegeben von F. Rühl. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 4 M.

Justus, J., Das Christenthum im Lichte der vergleichenden Sprach- und Religions-Wissenschaft und in seinem Gegensatze zur aristotelisch-scholastischen Speculation. Wien, Gerold’s Sohn. 1883. Gr. 8. 4 M.

Kaden, W., Die Insel Ischia in Natur-, Sitten- und Geschichtsbildern aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit 4 Illustrationen und 1 Karte. Luzern, Prell. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Kelchner, E., Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg vor der Höhe. Nach den hinterlassenen Vorarbeiten des J. G. Hamel bearbeitet. Homburg v. d. Höhe, Verlag des „Taunusboten“. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kober, K. B., Zwei Sommer in Johannisbad. Eine einfache Geschichte. Prag, Kober. 1883. 12. 3 M. 20 Pf.

Kohler, J., Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. 1ste Lfg. Würzburg, Stahel. 1883. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Pfeilsticker, R., Ideal-Materialismus. Allgemeine Gedanken eines Nicht-Philosophen. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 1 M.

Treitschke, H. v., Luther und die deutsche Nation. Vortrag. Berlin, G. Reimer. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Trinius, A., Märkische Streifzüge. Nördlich von Berlin — An der Oberspree — Havellandschaften — Quer über den Fläming. Berlin, Schmid u. Sternaux. 8. 4 M. 50 Pf.

Troll-Borostyáni, Irma v., Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung socialer Irrtümer und Leiden. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 4 M.

Voß, R., Römische Dorfgeschichten. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 3 M. 50 Pf.

Warring, H., Zwei Vettern. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Weber, Mathilde, Die Mission der Hausfrau. Herzberg a. H., Simon. 8. 1 M. 50 Pf.

Weitbrecht, R., Das Gudrunlied. In neuhochdeutschen Versen nachgedichtet. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M.

Winther, C., Die Flucht des Hirsches. Ein Gedicht. Nach dem Dänischen von W. Honoré. Leipzig, C. F. Fleischer. 1883. 8. 4 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 189stes Hft.: Die Selbsthilfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung. Von E. Hirschberg. Berlin, Habel. 1883. Gr. 8. 75 Pf.

Zernin, Freiherr von und zu der Tann-Rathsamhausen. Eine Lebensskizze. Vortrag. Mit Porträt. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1884.

Deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Wir haben zunächst eine Reihe von Neudrucken anzuzeigen, welche wir dem rüstig fortschreitenden, mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleiteten Unternehmen der Gebrüder Henninger in Heilbronn verdanken. Wir verzeichnen sie nach der chronologischen Reihenfolge des Inhalts:

1. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 10: Versuch einiger Gedichte von F. von Hagedorn. Nr. 12: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer. Nr. 8: Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Zweite Hälfte. Nebst Einleitung und Personenregister. Nr. 14: Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Nr. 13: Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel von H. L. Wagner. Nebst Scenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessing's und Wagner's. Nr. 15: Gustav Wasa von C. Brentano. Heilbronn, Henninger. 1883. 8. 8 M. 70 Pf.

Der „Versuch einiger Gedichte“ oder „Erlesene Proben poetischer Nebenstunden“ (Nr. 10), dessen Neuherausgabe A. Sauer besorgt hat, ist die erste Ausgabe der Hagedorn'schen Gedichte, die 1729 zu Hamburg erschien und somit für das Verständniß des Entwickelungsgangs des Dichters von hohem Interesse, eines Dichters, nach dem sich Lessing in seinen lyrischen Producten gebildet und den er in einem Briefe an seinen Vater „den größten Dichter unserer Zeiten“ nennt. Freilich enthalten diese Lieder noch nicht viele charakteristische Schönheiten, und auch des Dichters Vorrede entwickelt keinen eigenthümlichen Standpunkt; ich habe mir wenigstens aus beiden nichts angezeichnet. Es sind eben jugendliche Versuche, die mit Recht der Vergessenheit verfallen sein würden, wären sie nicht später von Meisterwerken desselben Dichters überflügelt worden. Und so streng war Hagedorn später, wie in unserm Jahrhundert Uhland, gegen sich selbst, daß er keins dieser Gedichte vollständig und nur weniges aus ihnen in seine spätern Sammlungen aufnahm. Der Herausgeber gibt davon S. VI fg. sorgfältige Rechenschaft. Wir führen daraus von den mehrfachen verwerfenden Urtheilen, die Hagedorn auch öffentlich über dieselben aussprach, eins aus einem Brief an Bodmer vom 3. Juli 1742 an:

> Niemals hat ein Buch den Titel eines Versuchs mehr verdient als eben dieses. Es steckt so voller Fehler, daß ich der Welt gleichsam eine öffentliche Buße schuldig und dabei in demselben Grade verpflichtet und ungeneigt bin, es meinem Versprechen nach wieder vorzunehmen und zu versuchen, wie weit meine poetischen Uebereilungen ... noch zu verbessern sein werden. Ich habe bereits einen Anfang damit gemacht, und aus den 24 Strophen des fünften Stücks sind die 15 Strophen des Weisen entstanden.

Auch Sauer's Charakteristik der vorliegenden Dichtungen, der Nachweis der Vorbilder ist erschöpfend, treffend und lehrreich. Er sagt:

> Vor allem sind die Satiren für Hagedorn charakteristisch. Hier liegen die Keime und Anfänge seiner berühmten Lehrgedichte; hier können wir verfolgen, wie er sich allmählich aus halb unverständlichem Schwulst und Bombast zur Reinheit und Klarheit emporarbeitet. Horaz wird von allen Dichtern am häufigsten in Mottos und Anmerkungen herangezogen; Horazische Lebensweisheit, die ihn erst mit dem Tode verließ, klingt uns schon aus seiner ersten Sammlung entgegen. Einfluß der englischen Literatur zeigt sich noch nicht. Der Dichter ist ganz an französischen Poetiken und französischen Mustern gebildet: Boileau und Corneille werden citirt; der Alexandriner über die andern gereimten Versformen; am Schlusse steht, wie in der zweiten Auflage von Haller's „Gedichten“ mehrere ähnliche Versuche, ein französisches Sonett. Und ebenso fehlt jeder Ansatz zur Fabel und Erzählung. Das eigenste Gebiet seines Talents hat der Dichter noch nicht entdeckt.

Der Abdruck gibt den Wortlaut des Originals nach dem Exemplar der königlichen Bibliothek in Berlin genau wieder.

Die „Vier kritischen Gedichte“ von J. J. Bodmer (Nr. 12) haben folgende Titel: „I. Charakter der Teutschen

Gedichte", mit der Beilage: „Versuch einer Kritik über die deutschen Dichter"; „II. Die Drollingerische Muse"; „III. Untergang der berühmten Namen"; „IV. Bodmer nicht verkannt". Diese vier Gedichte wurden wieder an das Licht gezogen und in der vorliegenden Ausgabe allgemein zugänglich gemacht durch J. Bächtold, der sich schon durch eine eigene Sammlung: „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz" (vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1882), um das Studium unserer Literatur verdient gemacht hat. Der Herausgeber charakterisirt die beiden ersten Gedichte als „einen der ältesten Versuche zusammenhängender historisch-kritischer Betrachtung", interessant auch „wegen der Sicherheit, mit welcher sie namentlich die Dichter des 17. Jahrhunderts beurtheilen, dann in Hinsicht auf die außerordentlich geschickte Gruppirung, den unparteiischen Scharfblick und die Kühnheit, mit der sie in großen Zügen ein Bild unserer Literatur von ihren Anfängen bis auf des jungen Bodmer Zeit entwerfen". Dagegen seien die beiden letzten „grämliche Erzeugnisse" von Bodmer's vorgerücktem Alter. „Bodmer ist längst von der Zeit überholt und jammert nun mit hämischen Seitenblicken auf die jüngere Generation darüber, daß die guten alten Dichternamen verschollen, dafür aber schlechte neue aufgekommen sind (sonderbar, wie oft sich dies in der deutschen Literatur wiederholt!), die übrigens auch nicht von dauerndem Klange sein werden, und schließlich besorgt er vorsichtshalber vor Thorschluß seine Apotheose noch selbst." Der Herausgeber gibt dann bibliographische Nachrichten über die ersten Drucke von I, aus denen wir berichten, daß der erste höchst seltene Einzeldruck ohne Ort und Jahr (1734) erschien, und daß darin noch die später während des Streits mit Gottsched veränderten Verse standen:

Mit ihnen in Begleit sah ich auch Gottsched gehen,
Der mir nicht kleiner däucht und nicht darf schamroth sehen,
Wenn er bei ihnen sitzt, wiewol er sie verehrt:
Dein wahrer Held August ist Opitz' Schreibart werth.

Die Art, mit welcher Bodmer die spätere Veränderung einführte, gereicht ihm durchaus nicht zum Ruhm. Dann wurde das Gedicht durch Gottsched mit den von Bodmer eingesandten Verbesserungen in das zwanzigste Stück der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" eingerückt und erregte eine witzige Gegenschrift in Schwabe's (den Bächtold auch für den Verfasser hält) „Belustigungen des Verstandes und Witzes": die in Prosa abgefaßte komische Epopöe „Der deutsche Dichterkrieg", dessen Inhalt Bächtold angibt. Bodmer antwortete im dritten Stück der „Sammlung kritischer Schriften" 1742 mit „Das Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter". „Hierauf sah sich Gottsched bemüßigt, in eigener Person über zwei ganz untergeordnete Stellen des Bodmer'schen Gedichts Gericht zu halten", worauf Bodmer die obige Stelle änderte mit einer unwürdigen, weil verleumderischen Insinuation gegen Gottsched. So erschien das Gedicht zum dritten mal in J. J. Bodmer's „Kritischen Lobgedichten und Elegien. V. J. G. S. (Johann Georg Schultheß) besorgt" (Zürich 1747) endlich in der zweiten Auflage von „J. J. Bodmer's Gedichten in gereimten Versen" (Zürich 1754). Das zweite: „Die Drollingerische Muse", war „ursprünglich ein Gelegenheitsgedicht, in welchem er dem am 1. Juni 1742 in Basel verstorbenen Freunde Karl Friedrich Drollinger ein Denkmal gesetzt hat", und erschien zuerst in Spreng's Ausgabe von Drollinger's Gedichten (Basel 1743), dann in Bodmer's „Kritischen Lobgedichten und Elegien" (Zürich 1747, zuletzt wie das frühere 1754). Das dritte erschien in dem letzten von Bodmer selbst besorgten Buche „Literarische Pamphlete aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmer" (Zürich 1781). Das letzte wurde erst nach seinem Tode durch Ständlin im Anhang zu den „Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer" bekannt gemacht. Von diesem durch Schiller's Gegnerschaft unsterblich gewordenen armen Schlucker theilt uns der Herausgeber folgende interessante Briefstelle mit:

Schiller's „Räuber" sind Geburt einer reichen, aber zügellosen Phantasie, die ihr Gepräge aus Shakspeare genommen hat. Sein Charakter ist wie seines Karl Moor's. Ein wilder stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will, also auch mich nicht. Erst kürzlich hat er mich im Würtembergischen Repertorium aufs niederträchtigste behandelt. Ich verachte ihn zwar, aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht frohlocken!

Die folgenden drei Nummern (8, 14, 13) schlagen in die Literatur aus Goethe's Jugend, die letzte: H. L. Wagner's „Kindermöderin", insofern, als, wie allgemein aus „Wahrheit und Dichtung" bekannt ist, Goethe dem Jugendfreund Wagner in Frankfurt die Schlußkatastrophe des ersten Theils seines „Faust" erzählte und dieser daraus ein eigenes Drama machte, was auch insofern ein glücklicher Griff von Wagner war, als das Motiv damals gewissermaßen in der Luft lag. Ueber das alles bietet das Buch von Erich Schmidt über Wagner die gründlichste Belehrung; Schmidt war somit auch der competenteste Herausgeber dieses Bandes. Er macht mit demselben der Sauer'schen Ausgabe desselben Stücks in Kürschner's „Deutscher National-Literatur", „Stürmer und Dränger", Bd. 2, Concurrenz. So sorgfältig die Herausgeber der Seuffert'schen Sammlung von Neudrucken bei der Gestaltung des Textes zu Werke gehen, da sie nicht einmal einen Druckfehler stillschweigend verbessern, so sollten sie meines Erachtens dabei immer noch conservativer verfahren. So habe ich an den Textveränderungen auf S. X auszusetzen: Z. 3: „Ausgeartëste" würde ich nicht geändert haben, weil sich dergleichen Formen in Drucken des vorigen Jahrhunderts, besonders in Lessing's Werken, unzähligemal finden und also keine Druckfehler sind, ja ich möchte sie nicht einmal Nachlässigkeiten nennen; denn wie, wenn sie aus Sinn für den Wohlklang hervorgegangen wären? So begreife ich auch nicht, warum Z. 8 die alterthümliche Form „trunken" der neuern „tranken" hat weichen müssen. Falsch ist ferner die Veränderung von „Rennstein" in „Rinnstein", denn Adelung kennt blos das erstere, von „befürchst" ebenso falsch wie die von „ausgearteste", endlich die von „Pfu" in „Pfui" (vgl. Luther, jenaer Ausgabe, II, 423 a, 426 b

und 433 b). Und da ich einmal dabei bin, möchte ich auch gleich Nr. 8 (zweite Hälfte der „Frankfurter Anzeigen") einmal in dieser Hinsicht vornehmen.

Hier halte ich S. XCIX, Z. 10 „herumschländert" für eine berechtigte Nebenform für „herumschlendert". Ist doch „Schlauraffe" aus „Schlanderaffe" entstanden (vgl. Schiller in Goedeke's kritischer Ausgabe, II, 17, in den Varianten und von Palthen's Uebersetzung von Thomson's „Jahreszeiten", S. 44 und 96). S. C ist zweimal die Form „Markschreyer" neben „Rückenmarkt" auf derselben Seite als Druckfehler verzeichnet. Daß sie dies nicht ist, beweist erstens der thüringische Dialekt; sie ist aber auch schriftmäßig (vgl. Luther's „Dichtungen", bei Goedeke, S. 242 fg.; dessen H. Sachs, I, zweite Auflage, S. 98, 172, 246; Sachs' „Fastnachtspiele", bei Götze, 40, 41; S. 55, Z. 3; S. 71, Z. 40 u. s. w.; ich habe mir noch sechs Stellen notirt). Die Verwechselung von ö mit ä (S. CI „Trözene" aus „Träzene") haben die „Frankfurter Anzeigen" mit Herder gemein (vgl. dessen Werke, von Suphan, I, 533).

Und das wären alle Ausstellungen, die ich in Bezug auf die Textgestaltung zu machen hätte; übrigens zeugt auch das neun Seiten umfassende Register von einer fast rührenden Sorgfalt. Höchst dankenswerth ist das beigefügte Personenregister, sowie die vorzügliche beinahe neunzig Seiten lange Einleitung aus der Feder Wilhelm Scherer's, die diesem Bande beigegeben ist. Die ganze Ausgabe ist darauf berechnet (natürlich nicht allein darauf), Material zur Uebung des Scharfsinns angehender Germanisten zu liefern; denn bekanntlich liegt der Schwerpunkt des Interesses in der Feststellung der Goethe'schen Beiträge, demnächst der Herder'schen und anderer bedeutenden Schriftsteller. Es ist zu wünschen, daß sie auch in dieser Hinsicht recht gründlich ausgebeutet werden möge. Aber auch für das gebildete Laienpublikum, sofern es Sinn für kleine kritische Meisterwerke hat, sind diese „Anzeigen" eine sehr erquickliche Lektüre. Den Jahrgang 1773 werden wir in diesem Neudruck nicht erhalten, und gegen die von Scherer angeführten Gründe läßt sich freilich nichts einwenden. Für die Goethe-Kritik ist mir folgende Notiz besonders wichtig erschienen: „Unter den Beiträgen zum Jahrgang 1773, die sich Goethe zuschreibt (die ihm aber von Biedermann und Scherer absprechen), ist mir nur einer merkwürdig: die Recension über den wiener Theateralmanach für 1773. Es findet sich nämlich im Jahrgang 1772, Neudruck 208, eine Recension über ein Buch, das ebenfalls Theaternachrichten aus Wien enthält, und ich möchte schwören, daß diese Recension von Goethe herrührt." Statt aber die scharfsinnige Combination, womit er diese Hypothese stützt, anzuführen, wollen wir unsern Lesern lieber dies vermeintliche Goethianum selbst vorführen:

Preßburg, Frankfurt und Leipzig. Müller J. H. F. Genaue Nachrichten von beyden K. K. Schaubühnen in Wien, mit Kupfern 8. 112 S. Herr Müller erzählt uns hunderterley Dinge vom Wiener Theater, um die wir uns gar nichts bekümmern. Warlich! Deutschland ist wenig daran gelegen, wann diese oder jene Actrice in diesem oder jenem Stück einschlafen gemacht hat; und wie der Einsager, der Comödienschornsteinfeger, der Parthienschreiber, Schreiner, Zettelträger, Thorsteher und Kutscher heißen. Es ist uns freylich lieb, daß man in Wien endlich das Extemporisiren und den Hanswurst verbannt hat; aber die Wiener Schaubühne blos deswegen zu einer Nationalschaubühne zu machen, das ist der ganzen Nation beleidigend. Wenn nicht die Akteurs und Aktricen in einer eigenen Schule angewiesen werden, die Natur und den Homer, den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz und Shakspeare zu studiren; wenn ihre Seelen nicht durch eine eigene Erziehungsart zu großen Empfindungen gebildet werden, die sie in ihrem ganzen Leben ausdrucken müssen; wenn unter ihnen keine Originalgenies aufwachsen; wenn diese Genies nicht mit etwas anders, als mit Geld, belohnt werden; wenn Dichter und Schauspieler nicht eine feine Sprache lernen; wenn sie nicht Zutritt an den Höfen oder vielmehr in die wahrhaftig große Welt erhalten; wenn ihre Zuhörer selbst nicht mit fühlbaren starken Seelen zu ihnen kommen; wenn nicht wahre Vaterlandsliebe, wahre Tugend, wahre Großmuth, wahre Liebe, wahres Gefühl des Guten, des Schönen, des Großen den Dichter zu schreiben, den Schauspieler zu reden, den Zuschauer zu hören begeistert, so ist alle Bemühung, der Bühne eine eigenthümliche Größe und ihren wahren Werth zu geben, ganz vergeblich. So wie itzo die Sachen stehen, kommen uns die großen Theatergebäude und Anstalten nicht anders vor, als wie das rothe Kissen mit goldenen Spitzen, und der himmelblaue Baldachin des wohlthätigen Frosches und der weißen Katze!*) ... und trotz allen den schönen Dingen, die Herr Müller uns erzählt, selbst die Büsten der Akteurs und Aktricen nicht ausgenommen, die er hat stechen lassen, müssen wir ihn im Namen der Nation bitten, der Wiener Schauspielergesellschaft vor der Hand den großen Titel einer Nationalgesellschaft nicht zu ertheilen, sondern erst zu erwarten, bis wir eine Nation sind, bis Wien der Repräsentant derselben ist, und bis die dortige Truppe den Charakter derselben angenommen hat.

Die innern Kennzeichen, die Eigenthümlichkeiten des Stils, durch die sich Goethe zunächst von Herder unterscheidet, gibt Scherer so an:

Was ihn unterscheidet, ist der Fluß und Zusammenhang gegenüber Herder's Abgerissenheit, die Rundung gegenüber Herder's stockender, ungleicher Rede, die interessante Fortleitung gegenüber Herder's ermüdenden Ableitungen, die leichte natürliche Grazie gegenüber Herder's künstlich gepeitschter Schwerfälligkeit, das frohe Lächeln oder Lachen gegenüber Herder's bösem Swiftischen Hohn, die innere Gelassenheit, der ruhige Künstlerblick bei allem hohen Seelenschwung gegenüber Herder's dämonischer Unruhe und innerer Gärung, die Klarheit der Bilder, die für sich stehen und zur Ausführung einladen, gegenüber Herder's Gedränge der Bilder, die sich einander stören und verdunkeln — und außerdem freilich noch manches andere: das uns übrigens im einzelnen Falle oft alles nichts hilft.

Auch die „Ephemerides und Volkslieder" von Goethe (Nr. 14) führen uns in seine Jugend, sogar bis in die straßburger Zeit zurück, „da er noch selbst im Werden war", und ein billiger Wiederabdruck derselben war um so wünschenswerther, als sie bisher an zwei Orten getrennt erschienen waren, die „Ephemerides" in den „Briefen und Aufsätzen von Goethe", die Schöll herausgegeben, die „Volkslieder" in Bd. 2 von „Aus Herder's Nachlaß", bei Düntzer. Ueberdies erhalten wir hier die ursprüngliche Reihenfolge der „Ephemeriden" (es sind auf seine Studien

*) Paßt auch auf gegenwärtige Zustände. D. Red.

bezügliche Tagebuchnotizen aus der straßburger Zeit), während Schöll sie nach ihrem Inhalt gruppirte. Die „Volkslieder", die Goethe im Elsaß für Herder sammelte, erinnern uns an jene glückliche Zeit, wo Friederike von Sesenheim ein Lied singen sollte, sich aber weigerte, dies am Klavier zu thun, denn, wie sie sagte, „wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine elsasser und schweizer Liedchen hören, die klingen schon besser". Für die Erklärung der „Ephemeriden" hat der Herausgeber Ernst Martin in ausgiebigster Weise durch Register u. a. gesorgt; ich kann nichts hinzufügen, als daß, wer sich einen Begriff von dem Inhalt von „Jacobi Ayreri historischem Proceßus iuris" u. s. w. machen will, diesen ausführlich findet in Strodtmann's „Dichterprofilen", S. 129 fg. (vgl. Knieschek, „Der Ackermann aus Böhmen", S. 85).

Ein tolles Product ist der „Gustav Wasa" von C. Brentano (Nr. 15). Am besten charakterisirt ihn Dorothea Veit in einem Brief an Schleiermacher vom 16. Juni 1800:

> Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewunderern und Nachahmern von Tieck und Friedrich (Schlegel), die auch in Tieck's Journal tüchtig persiflirt werden. Der eine ist Clemens Brentano, der legt sich darauf, Tieck's Nachahmer zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben, „Gustav Wasa", worin er glaubt, der Tieck des Tieck's zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, sodaß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im Journal. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder, er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspaß!

Das tolle Stück schließt sich unmittelbar an Kotzebue's Satire gegen die Schlegel: „Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung", an, welche 1799 in Leipzig aufgeführt worden war, und ist übrigens weder dümmer noch toller als irgendein dramatisch-satirischer Spuk Tieck's oder Baggesen's. Auch dieses Stück ist nicht ohne Spuren von bedeutendem dichterischen Talent, und man bedauert es, daß es bei einem so wahnwitzigen Sujet so wirkungslos verpufft. Aus des Herausgebers, J. Minor, Inhaltsangabe wollen wir nur Folgendes zur Charakteristik des Stücks hervorheben:

> Wenn dort (in Tieck's „Zerbino" und der „Verkehrten Welt") die Instrumente sich selbst charakterisiren, oder die Sätze der Zwischenactsmusik sich in Worte auflösen, so personificirt Brentano die einzelnen Instrumente geradezu: die Violinen erscheinen als Jünglinge; die Flöte als Schäfer vom Himmel, der die Wolken hütet; die Bratschen sind die Oekonomen, Schullehrer und Kalendermacher; das Waldhorn, Tieck's Lieblingsinstrument, erscheint als Eremit; die Hoboe als Phantast; die Klarinetten als Zigeuner und Zigeunerinnen. Die musikalische Bedeutung dieser Personificationen verliert sich schließlich ganz, sie agiren wie selbständige Wesen, und der Dichter ergreift wieder selber das Wort, indem er auf seine Symphonie weiter keine Rücksicht nimmt. Kein Wunder, daß dieses tolle Gewirre einen Offizier unter den Zuschauern um die Besinnung bringt!

2. Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Sein Leben und Dichten, dargestellt von Hermann Ruete. Guben, Berger. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Büchlein wendet sich weniger an exclusiv literarische Kreise, als an die weitern Kreise der Gebildeten, ja der christlich Gläubigen. Wenigstens hebt der Verfasser in der Vorrede hervor:

> Neu ist die Charakteristik seiner Persönlichkeit wenigstens rücksichtlich ihrer Vollständigkeit, und der Versuch, Hölty's Stellung zum positiven Christenthum genau zu präcisiren, wird meines Wissens zum ersten mal gemacht. Die Darstellung des Inhalts seiner Poesie schließt sich möglichst enge, meistens wörtlich an Hölty's Ausdrucksweise an, und sie will nichts anderes, als zum Genuß seiner herrlichen Lieder und Elegien anreizen, in denen Hölty über die meisten seiner Zeitgenossen hervorragte, und die es werth sind, daß sie das Gemeingut unsers Volks bleiben.

Die Quellen sind vollständig und gewissenhaft benutzt; hoffentlich wird das gut geschriebene Büchlein seinen Zweck erreichen.

3. Die Metrik Schiller's, bearbeitet von Eduard Belling. Breslau, Koebner. 1883. Gr. 8. 8 M.

Eine zusammenhängende Darstellung der Schiller'schen Metrik war jedenfalls eine würdige Aufgabe der Wissenschaft, und der, wie es scheint, noch jugendliche Verfasser hat diese Aufgabe mit liebevoller Hingabe an seinen Gegenstand, mit Umsicht, Fleiß und Ausdauer gelöst. Er hat sich mit Recht nicht auf die gewöhnlichen Ausgaben (besonders in Betreff der Gedichte) beschränkt, sondern die Goedeke'sche kritische Ausgabe zu Grunde gelegt; nur ist ihm entgangen, was durch neuere Forschungen an dieser Ausgabe berichtigt worden ist. In der Terminologie der Verslehre hat er sich, ich meine vielleicht zu sehr, an Westphal's „Theorie" gehalten; nicht als ob mir diese nicht recht wäre, sondern weil er uns keinen terminus schenkt, den er bei Westphal gefunden hat. Diese durchaus überflüssige Nomenclatur ist vom Uebel und wirkt bisweilen sogar komisch; ja sie könnte wol einen gebildeten Laien von der Lektüre des Buchs abschrecken. Dadurch, daß der Verfasser die Nachträge zu Goedeke's Ausgabe übersehen und von der Hempel'schen Ausgabe nur die erste Auflage benutzt hat, wird nun freilich der Werth seines Buchs im großen Ganzen nicht alterirt; aber doch müßten z. B. S. 80 die Reime auf „oren" wegfallen, denn das Gedicht auf Loder ist nicht von Schiller, sondern von Schütz; die Verse in Baggesen's Stammbuch (S. 66) sind höchst wahrscheinlich aus den „Künstlern" (die beiden andern Strophen aus den Briefen an den Prinzen von Augustenburg erwähnt der Verfasser gar nicht); „Und ich Armer muß allein" (S. 55) ist von Heinse, „Die Schatten auf einem Maskenball" (S. 88, 101) von A. von Imhof, „An Karl Katz" (S. 126) wahrscheinlich von Maler Müller u. s. w. Ein hübsches Aperçu ist das folgende:

> Eigenthümlich der rhetorischen Ausdrucksweise Schiller's ist die effectvolle Voranstellung bedeutsamer Worte an den Anfang der Verszeilen und die anaphorische Wiederholung desselben

Wortes, die, wenn sie in entsprechenden Zeilen eintritt, zuweilen die Symmetrie des Strophenbaues noch besonders hervorhebt, z. B.: „Schrecken bietet das Gewässer, Schrecken auch die Landung dar" („Hero und Leander"); „Alle Göttinnen der Tiefe, Alle Götter in der Höh'" (ebenda); „Keine Klage läßt sie schallen, Keine Thräne sieht man fallen" (ebenda); „Nur was Jovis Haus bewohnet, Nahet nicht dem dunkeln Strand, Nur die Seligen verschonet, Parzen, eure strenge Hand" („Klage der Ceres"); „Nein! nicht ganz ist sie entflohen, Nein! wir sind nicht ganz getrennt" (ebenda); „Halb berühren sie der Todten, Halb der Lebenden Gebiet" (ebenda); „Ausgestritten, ausgerungen, Ist der lange schwere Streit, Ausgefüllt der Kreis der Zeit, Und die hohe Stadt bezwungen" („Siegesfest"); „Ohne Wahl vertheilt die Gaben, Ohne Billigkeit das Glück" (ebenda); „Mir nur ist das Herz betrübt, Mir erscheint der Lenz vergebens" („Kassandra"); „Blickte nach dem Kloster drüben, Blickte stundenlang Nach dem Fenster seiner Lieben, Bis das Fenster klang, Bis die Liebliche sich zeigte, Bis das theure Bild" u. s. w. („Ritter Toggenburg"); „Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer, Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr" („Graf von Habsburg"); „Nimmer ruht der Wünsche Streit, Nimmer, wie das Haupt der Hyder" („Würde der Frauen") u. s. w.

Allen Verehrern Schiller's, die gern zu dem Studium seiner Werke zurückkehren, darf das Werk warm empfohlen werden.

4. Zur Biographie Franz Grillparzer's. Von Ludwig August Frankl. Wien, Hartleben. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Wieder ein neuer Beitrag zu einer künftigen Biographie Grillparzer's, deren Verfasser schon ein tüchtiges Geschick wird beweisen müssen, um aus den in Zeitschriften und Monographien zerstreuten Notizen ein einheitliches Werk aufzubauen. Vorderhand aber, ehe „die Könige bauen", scheinen noch „die Kärrner" viel Arbeit zu haben, um die Bausteine herbeizuschleppen. Auch steht die Vollendung des Gebäudes noch in sehr ferner Aussicht, denn der um die Sammlung seiner Werke wohlverdiente Vetter Grillparzer's, Theobald Freiherr von Rizy, hat, sagt man, testamentarisch verfügt, daß die von ihm gesammelten Materialien, die im Archiv der Stadt Wien hinterlegt werden sollen, erst nach funfzig Jahren eröffnet werden. Bis dahin werden wir also noch viele Monographien über Grillparzer zu verzeichnen haben, denn die Oesterreicher lassen es sich nun einmal nicht nehmen, ihn als ihren Schiller zu feiern. Danken wir also dem liebenswürdigen Freunde und Dichtungsgenossen, daß er seinerseits einen kleinen Kranz von Immortellen auf das Grab des Unsterblichen niederlegt!

Robert Boxberger.

Romane.

1. Metamorphosen. Roman von Wilhelm Jensen. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Der Lesende schlug den Band (Ovid's „Metamorphosen") zu und warf ihn auf den Tisch zurück. Fabeln aus der Kinderzeit der Menschheit! Die unserige versteht sich auf praktische Metamorphosen, aber mit Märchenverwandlungen, daß Häßliches schön werde und Liebe einflöße, hat sie nichts zu schaffen.

Den Gegenbeweis liefert dem Helden des Romans das Leben durch die Metamorphose, die sich vor seinen Augen an seiner Frau vollzieht und den Gegenstand der Erzählung bildet. Er hat eine Kellnerin, anscheinend recht unbedeutend, nicht einmal hübsch, geheirathet, um zwischen sich und der Frau seines Freundes die Barrière einer Pflicht zu errichten, da er auf Liebe verzichten muß; seine Gattin aber liebt ihn, und um seine Liebe zu erringen, wird sie so, wie er sie braucht, wie er sie lieben kann, und wie er sie endlich liebt. Dieser Roman ist ein Kunstwerk, alles Sein und alles Werden, das er uns vorführt, ergreifend durch seine Lebenswahrheit, anregend und fesselnd durch die Tiefe der Idee, die in den warm pulsirenden Gebilden sich in all ihrem Reichthum auseinanderlegt. Köstlich und stimmungsvoll sind die Landschaftsbilder; den Höhepunkt der Schilderung und des Interesses nimmt aber stets, im Gegensatz zur Darstellungsweise unserer Realisten, das die Körperwelt beherrschende Ebenbild Gottes ein, und in der Darstellung des Unbeseelten läßt der Verfasser sich durch sein entschiedenes Talent zu realistischer Malerei niemals verleiten, durch die Form vom Inhalt abzuziehen. Ein Buch für das große Publikum ist dieser Roman natürlich nicht, dazu ist er zu geistreich, zu bedeutend. Daß übrigens die Langeweile, über die Erdmann und andere so anregend geschrieben haben, auf den ersten Seiten fast photographisch wirkungsvoll geschildert wird, ist vielleicht ein wenig schriftstellerischer Uebermuth; einer Folie bedurfte das Folgende nicht.

Verschieden von diesem Roman in Gegenstand und Ausführung und doch ein interessantes Gegenstück echt weiblicher Schöpfung zu echt männlicher ist:

2. Ersehntes Glück. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Im Zillerthal wuchs die wilde Etelka Batori auf, so lebensfrisch und lebensfroh wie Sepp Kocherl, ihr treuer Cavalier, des Dorfes gewandtester Knabe. Diese Zeit fesselloser Freiheit vergißt sie nimmer, auch nicht als sie nach dem Tode der Mutter von ihren Verwandten in die große Welt, der sie angehört, eingeführt wird; die streng geregelte, von Personen und Dingen abhängige Stellung der Hofdame läßt ihr in leuchtender Verklärung die glückliche Kinderzeit erscheinen, in der sie auf ihrem Pony als wirkliches Freifräulein ihre kleine Welt durchflog. Und dieser goldige Glanz wirft sein Zauberlicht auch auf ihren damaligen Begleiter, die Vergangenheit und der Sepp verschmelzen zu einem Bilde, nach dem, je mehr es zurückweicht, desto sehnsuchtsvoller ihre Pulse schlagen. Ihr Onkel, Graf Western, liebt sie, aber ihr graut vor dem Stammschloß in der öden Heide, so öde und kahl an Lebensfreude. Die Jugend entschwindet ihr; da erbt sie einiges Vermögen, und jetzt hält es

sie nicht länger. Jetzt kann sie ja leben wo sie will, kann auch im geliebten Tirol ein Anwesen kaufen und dort — weiter wünscht sie nichts? — in den Bergen leben. Was sie wünscht und der Leser ahnt, geschieht: sie sieht ihn wieder. So gewaltig ist ihr Bedürfniß nach Glück, so heiß ihre Sehnsucht nach den Bildern der Vergangenheit, so reich ihre Phantasie, daß diese ihren Zaubermantel über die Erscheinung des verschmitzten, rohen Knechts werfen und nur den Sepp ihrer Träume darunter erblicken kann. Sie heirathet ihn, stückweise fällt der Zauber und bricht ihr Herz. Sie stirbt an une chaumière et son coeur.

Die meisten Romane schließen mit der Ehe — weil man nicht Licht in Licht malen kann, ruft die liebesselige Jugend, — weil, wenn das duftige Gewebe seine Schuldigkeit gethan, das Werk der Spinne sich am besten im Dunkeln vollzieht, antwortet der Schüler Schopenhauer's, des Griesgrämigen. „Ersehntes Glück“ schließt nicht mit der Ehe, das Glück wol, nicht der Roman; was aber folgt, wird nicht vorgeführt, nur erzählt. Es wäre ein ergreifendes Bild geworden, diese Umwandlung der rothen Rose zur weißen, aber eins jener Bilder, die, wenn sie ihre gewaltige volle Wirkung thun sollen, mit Oelfarben, nicht mit Pastell gemalt werden müssen. Die kräftige Oelfarbe mit ihrem lebendigen Fleischton steht der Verfasserin weniger zu Gebote als die zarte, duftige, poetische Pastellmalerei. Farbenschön und farbenreich ist „Ersehntes Glück“, edel und schön die Sprache; die Schilderung bewegt sich nur auf Gebieten, auf denen die Verfasserin heimisch ist.

Aus den tiroler Bergen in das eigenartige Leben Ungarns, aus Kämpfen, in denen ein Frauenherz untergeht, in Kämpfe, durch welche ein Männerherz sich seinen Antheil am Lebensglück erobert, führt uns:

3. Andor. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1883. 8. 13 M. 50 Pf.

Der Titelheld, ein ungarischer Gutsbesitzer, wird vom Wucherer Adler, der seinen Verwalter erkauft, durch Gaunerstreiche und Brandstiftung ruinirt. Indem er Hülfe bei seinen Verwandten sucht, erfährt er, daß er den Namen Beledenyi nur aus Großmuth seines vermeintlichen Vaters führt, der durch den Fehltritt der Mutter die Ehre der Familie nicht beflecken lassen wollte. Als er der Verzweiflung nahe, bietet ihm Adler, dessen Tochter Susanne ihn liebt, die rettende Hand, die er mit Stolz von sich weist: lieber ruinirt, als des Gauners Schwiegersohn! Schiffbrüchig an allem, nur nicht an seiner Ehre, gründet er sich durch eigene Kraft eine neue Existenz und heirathet schließlich Susanne, des Wucherers Tochter, aber nicht um sich zu retten, sondern weil er sie lieben gelernt.

Wenn wir bei der Kritik von Byr's „Lydia“ die Hoffnung aussprachen, recht bald einem Werke dieses Autors zu begegnen, welches manchem seiner frühern nicht ebenbürtig sei, so darf „Andor“ als einer der bessern Romane des wohlbekannten und beliebten Schriftstellers bezeichnet werden. Allerdings ist nicht nur die Anlage des Ganzen, es sind auch die meisten Personen etwas zu merklich aus der Idee herausgearbeitet, man glaubt nicht immer an ihr Leben. Dies gilt auch von Susanne. Wenn der Zigeuner wilde Schlachtgesänge und dann wieder süßen Liebeszauber seiner Geige entlockt und doch im Leben ein faulenzender, feiger Träumer ist, so begreifen wir das, denn Träumen entnervt; wer im Orient sich aufhielt, kennt diese wunderbare Doppelnatur des Zigeuners. Wenn des jüdischen Wucherers Tochter dem Vater zuruft: „Vernichte ihn, er ist wie alle andern!“ — wenn sie dem Geliebten, der sie früher verschmäht und jetzt vor ihr niedersinkt, in „heisern, widerwärtigen Tönen“ erwidert, er solle nur in seiner demüthigen Stellung bleiben, das Judenmädchen, das er früher verlacht, wolle ihn jetzt verlachen, und wenn sie doch der Geige so wunderbar schluchzende und jauchzende Töne entlockt, auch das glauben wir. Daß Andor aber diese Tochter dieses Mannes liebt — wir alle sind ja doch die Producte unserer Vergangenheit, thätig wie leidend —, das zu glauben wird uns schwer.

Warum leiden für das, wofür wir nichts können? Diese Frage, welche sich als eins der leitenden Motive durch die Handlung zieht, ist zu wenig neu, um nicht oft schon beantwortet zu sein. Ob arm, häßlich, der Schande entsprossen, krank — wir leiden bekanntlich alle auch für das, wofür wir nichts können, auch für die Fehler unserer Bücher.

Ein ergreifendes, schauerliches Bild dessen, was Menschen gelitten für das, wofür sie nichts können, ist:

4. Der Hexenprediger und andere Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Paetel. 1883. 8. 5 M.

In Briefen an seinen Freund berichtet der gestrenge Wachholtius, im Jahre 1552 als Prediger angestellt zu Stettin, wie die Stadt, besonders die weibliche Bevölkerung, voll schlimmen Teufelswerks sei; besonders die junge, nicht unfeine Wittib Apollonia Lüdickin behexe die Männer, sodaß sie nichts begehren, als um die Arge zu sein, ihretwegen raufen, auch wol sich ums Leben bringen. Er wagt sich tapfer in ihre Nähe, empfängt aber gleichfalls einen so heimlichen, wundersamen, spukhaften Schauer durch seinen Leib, wie nur durch höllische Künste möglich. Ob er auch mit dem Bösen ringt, die Versuchung ist stark, und sie wird immer stärker, je öfter er die Lüdickin sieht. Voll Grimm gegen den Teufel, klagt er sich vor der Gemeinde als bezaubert an, und nun gesteht die Hexe auf der ersten Folter schon grauenhafteste Buhlschaft mit Beelzebub ein, worauf sie verbrannt wird. Durch den erschütternden Anblick wurde sein Eifer noch grimmiger, sodaß er nichts mehr that als Hexen aufspüren und verbrennen lassen, bis er ein Mägdlein kennen lernt, das ihm gar lieblich erscheint ob ihrer heitern Unschuld. Er sieht sie häufiger, findet immer mehr Wohlgefallen an ihr, fast wie an einem eigenen Kinde, und wird ihr Fürsprecher bei dem reichen

Kaufherrn Stojentin, dessen Sohn Marx das arme Mädchen heirathen will. Jetzt wird sie aber auf des Patriciers Anklage als Hexe verhaftet, sie gesteht auch, und Marx fleht den Prediger um Hülfe, indem er ihm schildert, wie er sie liebgewonnen. Das gleicht aber alles dem Zauber, den früher die Lüdickin an dem Priester geübt, und als dieser den Jüngling auf die Wittib und die andern Hexen verweist, ruft Marx empört: „So sind sie alle unschuldig gestorben!" Tief erschüttert eilt Wachholtius zu der Gefangenen, prüft sie lange und scheidet von ihr mit der erwachenden Ueberzeugung, daß er ein hundertfältiger Mörder sei. Er predigt nun wider sein eigenes Werk, es entsteht Aufruhr, als dessen Anstifter er zum Tode verurtheilt wird. Im Kerker kommt die Erkenntniß über ihn, daß wir Menschenkinder allzumal im Dunkeln wandeln; nach entsetzlichen Gewissensbissen wird es kurz vor dem Tode still in seinem Herzen und wohnt Friede darin.

Ein culturhistorisches Bild, mit treuer Localfarbe gemalt, nicht ohne psychologische Wahrheit, spannend, die Nerven erregend durch die immer wieder auflodernden Flammen der Scheiterhaufen und das gräßliche Gellen der Gefolterten. Auch der versöhnende Ausgang verliert seinen Frieden durch die Perspective auf den wartenden Henker.

Italien in älterer und neuerer Zeit schildert mit Vorliebe die Verfasserin des Buchs:

5. Neue Novellen von Sophie Junghans. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. 8. 5 M. 40 Pf.

Ein Cardinal, Mäcen der Künstler und der schönen Frauen, entdeckt den Erzgießer Tommaso und dessen Braut Gelsomina, ohne im Anfang deren Beziehungen zueinander zu kennen. Er gibt jenem Beschäftigung, ist aber nicht im Stande, das Mädchen zu gewinnen, bis ihm einer jener Zufälle, ohne welche viele Helden und Heldinnen nicht zu tragischer Entwickelung kommen könnten, Beistand leistet. Durch eine alte Frau, die, der Hexerei angeschuldigt, ihr zufällig begegnet, wird Gelsomina auf der Folter als Mitschuldige genannt; ihre Verhaftung läßt Tommaso Schutz bei dem Cardinal suchen, welcher ihr seinen Palast als Gefängniß anweist, natürlich ohne dem Bräutigam Mittheilung zu machen. Dieser erfährt es aber und sammelt Freunde, um die Braut zu retten und zu rächen. Die Unschuld des Mädchens und das Leben des Cardinals sind anscheinend verloren, da erscheint die Großmutter, eröffnet dem Kirchenfürsten, daß Gelsomina seine Tochter sei; er entwaffnet mit dieser Eröffnung den Zorn des eindringenden Tommaso, die Untersuchung wird niedergeschlagen, und „die alte Großmutter erlebte noch gute Tage in dem schönen Hause, welches Maso für seine Familie erbaute".

Der Titelheld von „Giulio Valori" ist ein siebzehnjähriger Knabe, der einer ältern, aber trotz weißer Fäden im Haar leidlich conservirten Marchesa gefällt, von ihr Beschäftigung in ihrer Bibliothek (und den angrenzenden Zimmern) erhält und sich in die erfahrene Dame leidenschaftlich verliebt. Als der Marchese von Reisen zurückkehrt, macht sie beide miteinander bekannt, und der Mann scherzt anscheinend recht harmlos mit dem Knaben. Im Hause des Gehängten spricht man gewöhnlich nicht vom Strick, der Marchese aber vermeidet das bedenkliche Thema der Eifersucht nicht, er scheint den Knaben freundlich belehren zu wollen: „Ein Mann, der auf seine Frau eifersüchtig wäre, lächerlich! Erkläre ihm doch das bei Gelegenheit, carissima mia — der junge Tanhäuser scheint es nicht zu begreifen!" Bald darauf, nach nochmaliger Zusammenkunft mit der bräunlichen hagern Frau sagt Valori verständnißvoll: „Ich bin in den Venusberg gerathen." Ein älterer Freund, um ihn daraus zu erretten, wagt sich kühn in das Boudoir der „fast fünfzigjährigen" Venus, die allerdings, da die Frauen im Süden schneller altern, einer sechzigjährigen Deutschen vergleichbar sein mochte. Sie bestreitet nicht die Gefahr des Knaben, da ihr Mann schon verschiedene Liebhaber „ohne anderes Geräusch als das eines discreten Revolverschusses" beseitigt habe, sie gesteht, daß sie ihren Gatten wegen dieser unangenehmen Gewohnheit schon einmal zu vergiften dachte, entschließt sich aber zuletzt zur Abreise. Giulio wird krank, der Marchese wird vergiftet, die Witwe heirathet einen Herzog, und der Knabe zieht nach Deutschland, studirt deutsche Literatur und schreibt eine Monographie der Tanhäuser-Sage.

Hätte er weitere Erfahrungen für Bearbeitung der Tanhäuser-Sage sammeln wollen, so hätte es in dem pikanten Grenzort zwischen europäischem und orientalischem Leben geschehen können, wohin uns, und zwar in Kreise, deren Scenerie und Decoration wol aus eigener Bekanntschaft geschildert sind, der folgende Roman führt:

6. Ein Fürstenkind. Roman von George Allan. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 4 M.

Lucie Veriliann, das kleine, schwarzäugige, verwachsene Fürstenkind, wird von ihrer bezaubernd gewachsenen Mutter an Gregoire Canvala verheirathet, dessen Vater Demeter ruinirt ist gleich seinem Sohne. Gregoire will sich die Million seiner Cousine nicht „aufbuckeln" lassen; er ist ein fader, eitler Frauenjäger, der den Spott seiner Freunde in Bukarest und Paris fürchtet, wenn er, der kleine Mann, die noch kleinere Verwachsene heirathet; sein Vater bricht aber seinen Widerstand durch die Eröffnung, daß Gregoire eines Zigeuners Sohn sei und daß er bei fortgesetzter Weigerung diesen Umstand veröffentlichen werde. Gregoire gibt nach, die Hochzeit wird gefeiert, am Abend schießt er sich aber todt, seinem Vater einen Zettel mit den Worten hinterlassend: „Ich war doch ein Canvala, ich habe Wort gehalten: sie ist meine Frau, dein Gut ist gerettet." — „Der Junge war immer dumm", sagt Demeter, der es wissen muß; auf das Geld der Schwiegertochter hat Canvala natürlich keinen Anspruch. Auch eine andere Erklärung für Gregoire's pathetischen Abgang läßt sich nicht finden; ihm lag am Leben zu viel, als daß ein plaudite, dessen Befolgung er gar nicht mehr

wahrnehmen konnte, ihm Ersatz für all den realen Beifall, den er in Salons und Boudoirs schon gefunden und noch erwarten durfte, gewährt hätte, und seiner Denkart hätte es viel mehr entsprochen, wenn er das Geld seiner Frau in Paris vergeudete und Lucie in Bukarest ließ. Den Spott seiner „Freunde" hätte er doch nur zu fürchten gehabt, wenn er eine Aphrodite ohne Mitgift geheirathet hätte; er wäre dann arm gewesen, was verächtlich ist, und hätte seine Frau geliebt, was lächerlich ist für alle pschutteux. Die bezaubernde Fürstin reist nach Paris, ihre Tochter bleibt zurück, um sich von der erwachten väterlichen Liebe des alten ruinirten Wüstlings Demeter nicht zu trennen, dem sie mit rührender Naivetät die Verwaltung ihrer Million überträgt. Die junge Witwe, die eigentlich noch ein Mädchen ist, gilt bald für Demeter's Geliebte, während er seine wirkliche Maitresse, Fräulein Natal, als Lehrerin bei Lucie placirt hat. Der alte Canvala braucht viel Geld, die Zinsen der Million reichen ihm nicht, er schlägt Lucie vor, sich eine kleine Wohnung zu nehmen und den Palast zu vermiethen. Mistrauen hat das rührende Fürstenkind, das so ungemein wenig ausgibt, auch jetzt noch nicht, aber der Palast ist ihr lieb, sie möchte es sich „noch einige Tage bedenken". Da braust er auf: „Das hätte ich ja immer wissen können, daß in einem verwachsenen Körper auch nur ein verwachsenes Herz sitzt! Gut, daß ich mit deiner Vollmacht thun und lassen kann, was ich will!" Bei dieser häuslichen Scene tritt Grivescu ein, auch fürstlicher Abstammung, dabei Arzt, er liebt Lucie, wird von ihr, ohne daß sie es weiß, geliebt. „Du denkst mir einen Nachfolger zu geben?" sagt Canvala, ein nicht bestehendes Verhältniß annehmend, und empfiehlt sich. All die Brutalitäten waren unnütz, er hatte ja die Vollmacht, überdies hätte sie ja nachgegeben, sie wollte ja nur ein paar Tage Bedenkzeit. Warum benahm er sich so, wie der verstorbene Zigeunersohn nach der väterlichen Grabrede gewesen? Er fühlte vielleicht, daß in Luciens Lebensroman ein neues Kapitel nothwendig sei mit der Ueberschrift: Grivescu; dies konnte aber erst beginnen, sobald er das Netz zerrissen hatte, in dem er Lucie gefangen hielt, und er zeigte heroische Aufopferung in seiner brutalen Schlechtigkeit. Sie mußte ihm die Thüre weisen, durch die Grivescu eingetreten war, und sie that es. „Kein Wort von Liebe war in dem Gespräch zwischen Jean und Lucie gefallen, aber sie hatten abgemacht, daß sie sich in drei Wochen trauen lassen wollten." Fräulein Natal ist Hochzeitsgast, Jean bewundert ihre schöne Figur (die Trauung war soeben vorüber), sie lacht, er erklärt: „Aber ich fühle mich gar nicht lächerlich!" und sie antwortet: „Das kommt schon noch!" Das junge Paar kehrt nach Bukarest zurück, ist aber bald in Geldverlegenheit, denn Demeter hat zwar die Vollmacht zurückgegeben, aber den Palast auf drei Jahre vermiethet, die Coupons der Papiere auf zwei Jahre voraus an sich genommen, und Lucie darf das Kapital zwar vererben, an wen sie will, aber nicht angreifen. Da blitzt ihr der Gedanke durch den Kopf, sich zu tödten und ihrem Manne alles zu vermachen, damit er der Geldverlegenheit überhoben wäre, aber sie that es vorläufig noch nicht. Wenn sie auch für das dritte Jahr die Coupons sich vorausgeben ließ und umwechselte, verlor sie natürlich einige tausend Francs, die, wenn sie starb, erspart wurden, ebenso wie die Kosten ihres Unterhalts. Als sie aber die Mutter ihres Mannes, eine Irre, besucht, welche ihr zuruft: „Du bist gezeichnet, du bist die Frau meines schönen Jungen!" — findet sie zufällig ein Briefchen, aus dem sie ersieht, daß ihre Freundin Natal ihrem Manne geschenkt, was sie selbst ihm nicht geben konnte: ein Kind. Jetzt führt sie ihren alten Entschluß aus, macht ein Testament zu Gunsten ihres Mannes, schreibt diesem einen rührenden Brief: „Der Himmel segne dich für deine große Güte! Ich danke dir am besten, indem ich sterbe!" und schießt dreimal auf sich. Der Mann kommt dazu, sie stirbt erst nach sieben Stunden unter furchtbarsten Schmerzen, weil er es für seine Pflicht hält, an ihrer Wunde herumzuschneiden. An ihrer andern Seite kniet die Natal, damit psychische und physische Schmerzen sie bis zum letzten Augenblick quälen. So stirbt das Fürstenkind, das zur Beruhigung der Leser nie gelebt hat.

Lokalfarbe fehlt nicht, Straßen und Paläste Bukarests sind treu geschildert, auch die Namen alliteriren an bekannteste Namen Rumäniens.

Auf einen andern Grenzpunkt zwischen Occident und Orient führt uns, gleichfalls mit ersichtlicher Kenntniß des letztern:

7. Magdalena. Roman von Valeska von Gallwitz. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Des edeln, frommen jüdischen Geldmaklers Jonathan Tochter Sarah läßt sich von einem Christen zur Ehe und Taufe bereden. „Ich werde also keine Art von Unbequemlichkeit haben? Keine ermüdenden Scenen? — Du wirst mich lieben, wirst für schöne Kleider, Equipage, Amusements sorgen?" Aufgewachsen im Geschäft, wird sie auf Beantwortung dieser Frage wol nur mäßiges Gewicht legen, aber die Verfasserin hält dieselbe für nothwendig, um Sarah's Erscheinung mit kräftigen Strichen einzuführen. Sie bekommt eine Tochter, um welche sie sich möglichst wenig kümmert, bereut aber, was sie gegen den Willen des Vaters gethan, auf dem Todtenbett, sodaß Gott ihr Ehe und Uebertritt um der Gebete ihres Vaters willen verzeiht. Herr von Stein, ihr Mann, war im Spielclub; „hätte ich gewußt, daß sie heute stirbt, ich hätte ihr gern dies Vergnügen geopfert", versichert er der jetzt erwachsenen Tochter Magdalena, der Heldin des Romans, und theilt ihr mit, daß er das Vermögen durchgebracht bis auf eine Leibrente, und daß die Tochter sich selbst ernähren müsse. Sie wird Gouvernante bei einer Gräfin Hartenstein, muß wegen Verdachts einer Liebschaft die Stelle aufgeben und kehrt zu dem wüsten Vater zurück. Mit den wenigen Ersparnissen, die sie machen konnte, und den 600 Mark Leibrente, die ihr Vater besitzt, verschafft sie ihm außer kleiner, aber

anständiger Wohnung „seine Morgenchokolade, sein Diner mit einem Glase Wein, sein Abendbrot im Restaurant und sein Spiel“. Es ist ein Genuß, arm zu sein, wenn man eine so finanzkundige Tochter hat. Der Vater stirbt aber; durch Verkauf eines Schmuckstücks ihrer Mutter entdeckt David, ihres Großvaters Jonathan Compagnon, ihre Abstammung, und freudig zieht Magda als Magd in das Haus des Juden. „Durch Christen habe ich viel gelitten“, sagt sie leise. Jonathan will keine christliche Magd, aber David sagt ermahnend: „Das Mädchen aus unserm Volke ist Noth und schwere Arbeit nicht gewöhnt; diese aber wird Elend und Armuth uns unterthänig machen, du wirst Herr und Gebieter sein über ein Mädchen aus dem Volke, das uns verachtet.“ Jonathan willigt ein: „Sie soll sich mit schlechter Kost begnügen, vergeblich nach Licht und Luft sehnen, meiner Tage Elend und meiner Nächte Grauen theilen“, sagt er „mit diabolischer Freude“. Licht und Luft fehlen ihr; die Nahrung, die sie trotz des Reichthums für kleine Beträge, feilschend um Pfennige, erstehen muß, ist schlecht, sie ist bleich geworden, aber sie hat das Herz ihres Großvaters erobert, der ihr verzeihend stirbt, nachdem sie den jungen Grafen Hartenstein, den sie liebt und der sie aufgefunden, zurückgewiesen hat. Jetzt erbt sie alle Schätze Jonathan's und heirathet den Grafen, der aus unglücklicher Liebe im Sterben lag. Einige Nebenpersonen bringen Abwechselung in die Handlung, und Citate über jedem Kapitel, aus Zschocke und Berachoth, Gleim und Baba Mezia, Kotzebue und Mutschelle, im Text auch aus dem Talmud, zeugen von der Belesenheit der Verfasserin, welche auch die Systeme von Plato und Sokrates, Hegel, Kant und Schopenhauer nicht unerwähnt läßt. Manche Verse ohne Autorangabe, wie: „Und die Lacher ahnen nicht, daß es fast vor Kummer bricht“ wollen den Autor nur ahnen lassen, der leider ein an „Max und Moritz“ zu stark anklingendes Versmaß wählte.

Das Lesepublikum, welches die federgewandte Verfasserin sich bereits gewonnen hat, wird auch diese neueste Schöpfung derselben mit Interesse begrüßen.

Aus all' diesen mehr oder minder gelungenen Schilderungen wirklichen Lebens führt uns in jenes Reich, in welchem die Phantasie in fesselloser Freiheit waltet und gestaltet:

8. Hohe Lose. Roman von Bettina Wirth. Drei Bände. Leipzig, Wartig's Verlag. 1883. 8. 8 M.

In der Zurückgezogenheit einer Universitätsstadt wächst Marie auf, das schöne Professortöchterlein, welches auf eines Studenten Herz so tiefen Eindruck gemacht, daß er am Schluß des Semesters das Versprechen der Treue mit ihr tauscht. Der Vater stirbt, Marie heirathet den Geliebten, der mit ihr in ein kleines Städtchen zieht, sie aber oft auf längere Zeit allein läßt. Er ist Rechtsconsulent, hat viel Geld, leider aber häufig unerklärliche Geschäfte in der Residenz. Plötzlich schreibt er ihr, er werde sie sehr lange nicht sehen können, infolge verfehlter Speculationen sei er ruinirt; damit sie keinen Mangel leide, schickt er ihr einen Check über mehrere Tausend. Der Leser würde schon lange eine unter der Maske des Rechtsconsulenten verborgene geheimnißvolle Existenz ahnen, wenn das Besuchen der Universität und die Niederlassung in der kleinen Stadt, besonders aber das Amt selbst nicht jedes Geheimniß ausschlössen. Darauf verläßt sich wol auch Marie, nun wird sie aber unruhig, reist nach der Residenz und sieht den Hochzeitszug ihres Mannes, der nicht Rechtsconsulent, sondern Kronprinz ist, vom Balkon eines Hauses an, dessen Besitzer gleich ihr Bentink heißt, aber Fürst ist. Der Kronprinz hat nämlich, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, die Universität besucht und sich dann als Rechtsconsulent niedergelassen, auch mit den Papieren seines Günstlings, des Fürsten Bentink, Marie geheirathet, doch als bürgerlicher Bentink; der betreffende Geistliche war vielleicht kurzsichtig, ließ sich die Papiere vom Bräutigam vorlesen, der dabei den Fürsten und andere störende Kleinigkeiten weglassen und dafür „Rechtsconsulent“ hinein improvisiren konnte. Der Kronprinz aber ward gezwungen, Prinzeß Elisabeth zu heirathen, des alten Monarchen Liebling, die Prinz Ferdinand, auch des Königs Liebling, heirathen möchte. Die Schlauheit der Herzogin-Mutter bewirkt, daß Se. Majestät mit blutendem Herzen darauf verzichtet, seine Lieblinge, die sich gegenseitig lieben, miteinander zu verheirathen, dagegen den Kronprinzen und Elisabeth, die sich nicht haben wollen, zur Ehe zwingt; glücklicherweise spricht sich niemand aus, und es läuft alles so glücklich ab wie die häusliche Niederlassung des Kronprinzen in der kleinen Stadt. Marie will von ihrem Manne — was ist er? Kronprinz? Fürst Bentink? doch wol nur der Märchenadvocat! — nichts wissen und stirbt. Ihre Söhne machen verschiedene, eben nicht gewöhnliche Carrièren. Der älteste Sohn wird, wenig über zwanzig Jahre alt, Mitglied des Parlaments, hält Reden und schreibt Bücher, aus denen die erfahrensten Staatsmänner lernen, wird bald auch Minister, nach Schluß des dritten und letzten Bandes vielleicht auch König: das Wunder schwebte ja schon über dem Holz, aus dem seine Wiege gefertigt wurde. Sein jüngerer Bruder ist mit neunzehn Jahren hervorragender Ingenieur und Volkstribun.

Märchenhafter ist vielleicht noch kein Roman geschrieben worden, doch fehlt dem Märchenhaften die Poesie. Ihren Leserkreis hat ja die Verfasserin, welche nicht zum ersten mal einen Roman geschrieben und ein Fürstenkind geschildert hat, sicherlich, aber auch im Interesse dieses Leserkreises hätten wir eine kleine Kürzung gewünscht, die Fortlassung des zweiten und dritten Bandes; Marie braucht ja nicht allein zu sterben.

Immerhin fehlt es, trotz aller Ausstellungen, keineswegs an Büchern, die minder werthvoll und minder interessant sind als das vorliegende Buch.

*Freiherr K. von Richthofen.**)

---

*) Der Verfasser hat frühere Beiträge in unsern Blättern mit dem Namen Richard von Lukawetsch gezeichnet. D. Red.

Neue publicistische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Die Politik Friedrich Wilhelm IV. von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl. 1883. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Ueber die Beziehungen Napoleon's III. zu Preußen und Deutschland. Ein Vortrag von Bernhard Simson. Freiburg i. Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Bismarck nach dem Kriege. Ein Charakter- und Zeitbild. Von *,*. Leipzig, Renger. 1883. Gr. 8. 5 M.
4. Zwanzig Jahre 1862—1882. Rückblicke auf Fürst Bismarck's Wirksamkeit für das deutsche Volk. Von Ludwig Hahn. Eine politische, aber keine Parteischrift. Dritter Abdruck. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und andern öffentlichen Kundgebungen dargestellt von Otto Kuntzemüller. Berlin, Kortkampf. 1882. Gr. 8. 3 M.
6. Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. Sechster Band: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Berlin, Oppenheim. 1882. Gr. 8. 6 M.
7. Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland. Von Konstantin Frantz. Erste Abtheilung. Chemnitz, Schmeitzner. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in frühern Jahrhunderten. Von Johannes Janssen. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
9. An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volks. Von Johannes Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1882. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

„Zeitgenossen und Zeitgenössisches" von Karl Hillebrand (Nr. 6) heißt eine Sammlung von Aufsätzen, welche wol ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Die dreizehn Abhandlungen haben folgende Ueberschriften: „Zur Charakteristik Sainte-Beuve's", „Guizot im Privatleben", „Philarète Chasles", „Ernest Bersot", „Graf Circourt", „Eine ostindische Laufbahn", „Ein englischer Journalist", „Antonio Panizzi", „Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten", „Giuseppe Pasolini", „Das belgische Experiment", „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen", „Halbbildung und Gymnasialreform". Wir würden die räumlichen Grenzen, welche den Kritiken in d. Bl. gesteckt sind, überschreiten müssen, wenn unsere Angaben auf sämmtliche Abhandlungen sich erstrecken sollten. Daher berühren wir zunächst nur des Verfassers Mittheilungen über Guizot's Privatleben, die sich auf das von dessen Tochter, Frau von Witt, herausgegebene Buch stützen, welches größtentheils aus Briefen und Aufzeichnungen Guizot's selbst besteht. Die Tochter ist in den nämlichen Fehler wie andere Autoren verfallen, welche die Briefe befreundeter oder verwandter Persönlichkeiten herausgeben. Die Pietät für die briefliche Hinterlassenschaft ist gewöhnlich größer als das Bestreben, nur das Interessanteste und allgemein Bedeutende dem Druck zu überliefern. Auch findet der Verfasser, daß durch die Veröffentlichung der Tochter das Bild, das Mit- und Nachwelt sich von Guizot gemacht haben, nicht wesentlich verändert worden ist. Denn dieser war mit zwanzig Jahren der nämliche wie mit siebenundachtzig Jahren: ein guter Sohn und gewissenhafter Schüler, ein guter Gatte und Vater und unbescholtener Mann; aber nie war er eine sympathische, ursprüngliche Natur, was sowol vom Geistigen als vom Gemüthlichen gilt. Der Verfasser schildert Guizot als einen Mann, der frei war von Standeshochmuth und deshalb jede äußere Auszeichnung verschmäht habe, der nie auf pecuniären Vortheil gesehen und beim Rücktritt vom Ministerium durch Schriftstellerei seinen Unterhalt sich erworben habe, der aber den Hochmuth der Tugend und der Intelligenz und den Ehrgeiz der Macht hatte. „Ich liebe die Herrschaft, weil ich den Kampf liebe", sind Guizot's eigene Worte. Seine Moral war musterhaft, seine Kenntniß in Geschichte und Politik bewundernswerth, aber sein ganzes Wesen altbacken; es war ihm nicht möglich, auch nur eine einzige „Dummheit" zu machen; es fehlte ihm alles Naturwüchsige, aller Humor, aller Witz. Seine Landsleute beurtheilten ihn als einen Staatsmann ohne Ideen, der sechzig Jahre lang sich zu den nämlichen Grundsätzen bekannte, ohne irgendetwas vom Leben gelernt zu haben.

In dem Artikel über „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen" constatirt der Verfasser, daß gerade die Höchstgebildeten und die Nationalgesinnten am bittersten klagen über Regierung und Mitbürger, über Zustände und Anschauungen im neuen Reich; daß sie zwar über die Gründung desselben mit dem Reichskanzler einverstanden sind, aber die Mittel und Wege, die dazu führten, misbilligen. Den Grund hiervon findet er zunächst im Wesen der menschlichen Natur, die nach der Errungenschaft der Neuzeit über die Schwierigkeiten des innern Ausbaues erschrickt, sodann in der Nothwendigkeit, die schweren politischen und kirchlichen Kämpfe auszukämpfen, welche der neue Staat den neuen Reichsbürgern aufzwingt, ferner in der unausgesetzten Verletzung der deutschen Eigenliebe durch neidische oder argwöhnische Nachbarn, endlich in den materiellen Lasten und Entbehrungen, unter denen besonders der Mittelstand zu leiden hat, am allermeisten aber in der Halbbildung dieses Mittelstandes. Uebrigens hebt der Verfasser ausdrücklich hervor, daß die Lage unserer Staatsfinanzen nicht zur Unzufriedenheit berechtige, daß die Franzosen und Italiener weit mehr Steuern zahlen als die Deutschen, dieselben aber, weil es großentheils indirecte Steuern sind, weniger drückend empfinden, und daß wir für militärische Zwecke weit weniger ausgeben als die Franzosen und Engländer.

In seiner Broschüre „Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland" geht Konstantin Frantz (Nr. 7) davon aus, daß heutzutage im Vordergrund aller Discussionen die sociale Frage stehe; er hält aber die Lösung derselben für unmöglich, wenn man nicht erkenne, daß die

sociale Frage untrennbar mit der internationalen Frage verbunden ist. Diese Wahrheit werde ersichtlich durch einen Blick auf den Welthandel und den Aufschwung, den derselbe durch die heutigen Communicationsmittel genommen hat. Beides wirke auf die ökonomischen Zustände und auf die socialen Verhältnisse so tief ein, daß die materiellen Interessen aller Länder sich immer mehr miteinander verflechten. Die Nationalökonomie genüge nicht mehr, sondern erweitere sich zur Weltökonomie; die Großmächte erheben sich zu Weltmächten, die europäische Politik zur Weltpolitik. Als Weltmächte bezeichnet er England, Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar ersteres als blos künstliche Weltmacht, die beiden letztern als natürliche Weltmächte. Von beiden werde das abendländische Europa in nicht ferner Zukunft bedroht, daher er den Vorschlag macht, das bisherige europäische Großmachtsystem und die Idee des europäischen Gleichgewichts aufzugeben und dafür die Idee der abendländischen Völkergemeinschaft zu verwirklichen; denn das Großmachtsystem führe zu einer antagonistischen Politik, da jede Großmacht einen höhern Rang als die andern einnehmen wolle und wegen einiger hundert Quadratmeilen Krieg beginne. Diese antagonistische Politik solle sich daher in eine cooperative Politik verwandeln, und diese könnte ihre nächste Thätigkeit in einer gemeinsamen Orientpolitik entfalten. Rußland solle seine Eroberungskraft in Mittel- und Ostasien geltend machen und das türkische Reich nebst seinen afrikanischen und asiatischen Mittelmeerländern der abendländischen Völkergemeinschaft überlassen. Man solle Tunesien an Frankreich, Marokko an Spanien, Tripolis an Italien, Syrien an Frankreich, Aegypten an England geben und das Papstthum von Rom nach Jerusalem verlegen, wodurch es aus einem italienischen Institut zu einem universalen umgestaltet würde. Auch wäre es am Platz, noch andere Streitfragen in friedlicher Weise zu lösen. England solle sich entschließen, Gibraltar an Spanien, Helgoland an Deutschland zurückzugeben; Frankreich solle Nizza wieder an Italien abtreten und dafür die Insel Sardinien erhalten; Oesterreich solle das italienische Tirol an Italien, Deutschland das nördliche Schleswig an Dänemark überlassen. Eine Hauptbedingung dieser cooperativen Politik der abendländischen Völkergemeinschaft sei das Aufgeben der Nationalitätstendenzen, die ja doch nur zur Zerfleischung des abendländischen Europa und zur finanziellen Vernichtung der einzelnen Staaten führten. Der Verfasser spricht es selbst aus, daß man in diesen Vorschlägen nur ein leeres Spiel der Phantasie erblicken werde. Wer auf dem Boden der Realpolitik steht und Menschen und Völker nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen, kann an die Verwirklichung solcher Ideen nicht glauben und ihnen kaum einen akademischen Werth beilegen.

Der katholische Historiker Johannes Janssen, der durch seine „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters" so viel Staub aufgewirbelt hat, bespricht in seiner Schrift „Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in frühern Jahrhunderten" (Nr. 8), einen speciellen Abschnitt der deutschen Geschichte. Er behandelt sein Thema in der Weise, daß er zuerst die französische Politik bis zur Kirchenspaltung, dann die bis zum Dreißigjährigen Kriege, drittens die vom Beginn des letztern bis zur Neuzeit seiner Kritik unterzieht. Durch diese drei Perioden hindurch zieht sich als rother Faden das Gelüst nach der Rheingrenze und nach einer Hegemonie über Deutschland, die schlaue Benutzung der deutschen Vielstaaterei und Zerfahrenheit und die Heuchelei, als ob diese Eroberungen die Vertheidigung der deutschen Freiheit zum alleinigen Zweck hätten. Der Verfasser erwähnt im ersten Abschnitt den Zug Lothar's nach Aachen, welcher der Eroberung Lothringens galt, den Plan Philipp's des Schönen, um den Preis der Rheinlande den Kaiser Albrecht I. bei Errichtung einer deutschen Erbmonarchie zu unterstützen, die verschiedenen Versuche der französischen Könige, die deutsche Kaiserkrone zu erringen, den Raubzug der Armaguaken, welche offen die Rheingrenze verlangten, das Widerstreben der deutschen Fürsten, dem Kaiser Maximilian I. zum Kampfe gegen den Erbfeind die Streitkräfte und Hülfsmittel des Reichs zur Verfügung zu stellen; im zweiten Abschnitt geht er auf den Antagonismus zwischen Franz I. und Karl V. über, auf den unglückseligen Vertrag zu Friedewalde zwischen Heinrich II. und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, worauf bereits das suffrage universel in Scene gesetzt wurde, auf die Theilungspläne Heinrich's IV. und dessen Unterhandlungen mit der evangelischen Union, und verfolgt dann die Politik des Cardinals Richelieu und seines Nachfolgers Mazarin durch den ganzen Dreißigjährigen Krieg hindurch. Es ist erstaunlich, zu lesen, welcher Sophistik sich Richelieu und seine Gehülfen Pater Joseph und Jakob von Cassan bedienten, um Frankreichs Rechte auf die Pyrenäische Halbinsel, auf Italien und das Deutsche Reich zu beweisen. Eine kurze Besprechung der französischen Gewaltacte und Raubzüge unter Ludwig XIV. und Napoleon I. bildet den Schluß dieser historischen Ausführungen, welche übrigens gleichfalls in manchen Punkten die protestantische Kritik herausfordern. Wir halten es nicht für richtig, wenn der Verfasser sagt, der Dreißigjährige Krieg sei kein Religionskrieg gewesen, sondern wir finden bei genauer Erwägung, daß er aus religiösen Motiven entstanden, aber bald in einen Eroberungskrieg ausgeartet ist. Auch finden wir es auffallend, daß der Verfasser, der mit Recht Frankreich des Bestrebens, den Krieg zu verlängern, und die deutschen Fürsten der Unterstützung der französischen Pläne anklagt, kein Wort des Tadels für Ferdinand II. hat, der durch die heillosen Mittel, wodurch er in Böhmen und in der Pfalz den Katholicismus wieder einführte, und durch das Restitutionsedict zur Verbitterung und Verlängerung des Kriegs sehr viel beitrug. Endlich kommt es uns sonderbar vor, wenn der Verfasser von dem Ausgange eines neuen Kriegs hofft, es würden „unsichtbare Mächte die Thore des Kyffhäusers öffnen und wir freudig lauschen können auf den Morgengruß des erwachen-

den Kaisers". Im Jahre 1871 hat man den im Kyffhäuser erwachten Kaiser in vielen Liedern besungen, und nun will der Verfasser die Erwachungsscene noch einmal aufgeführt sehen. Oder ist ihm etwa der evangelische Hohenzollernkaiser nicht sympathisch genug, und will er einen katholischen Habsburger?

Gegen Janssen's „Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters" hat es an Streitschriften nicht gefehlt. Es wurde die ungeheure Belesenheit des Verfassers, seine geschickte Gruppirung des massenhaften Stoffs, sein glänzender Stil, sein ruhiger, gemäßigter Ton gerühmt, zugleich aber auch von raffinirtester Tendenz, von systematischer Sophistik, von absichtlicher Verschweigung des ihm nicht Passenden, von zahllosen Trugschlüssen, von historischen Taschenspielereien, von einem Attentat auf die historische Wissenschaft, von unwürdigen Schmähungen gegen die Reformatoren, von einer Giftblütenlese, von Giftausspritzen, von Perfidie u. s. w. gesprochen.

Dies waren so starke Beschuldigungen, daß Janssen sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, er dürfe nicht schweigen, „um nicht die Ergebnisse langjähriger Forschungen der Abneigung und Willkür voreingenommener Kritik preiszugeben". So entstand seine neue Schrift „An meine Kritiker" (Nr. 9). Der Verfasser erklärt, daß ihm bei Abfassung seines Geschichtswerks alle confessionelle Verbitterung oder gar Feindschaft fern gelegen, daß er sich streng innerhalb der Grenzen rein objectiver Darstellung gehalten, bezüglich der Thatsachen weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung irgendwo Partei ergriffen habe, und daß dieses Streben nach möglichster Objectivität ohne Polemik seine einzige Tendenz gewesen sei. Bevor er seine Studien zu diesem Geschichtswerk unternommen, habe er allerdings über das 15. und 16. Jahrhundert ganz andere Vorstellungen gehabt; er selbst sei im Verlauf seiner Studien über das vollkommen neue Wesen, das sich aus den Quellen über die Zustände des deutschen Volks vor der politisch-kirchlich-socialen Umwälzung und nach derselben herausbildete, sehr erstaunt gewesen. Lediglich aus urkundlich documentirten, kritisch zuverlässigen, objectiv zusammengehörigen Zeugnissen der Zeitgenossen habe er seine Schilderung der allgemeinen Volkszustände geschöpft, und nach gleicher Methode auch die Genesis und die Entwickelung der obengenannten Umwälzung aus objectiven, größtentheils protestantischen Zeugnissen zu schildern versucht, schlicht und einfach die Thatsachen verzeichnet. Die bisher erschienenen Kritiken böten ihm keine Berichtigungen, weder bezüglich vereinzelter falscher Angaben und Deductionen, die man ihm zur Last lege, noch bezüglich seiner Gesammtdarstellung. Als die bedeutendsten seiner Kritiker nennt er den Consistorialrath Ebrard in Erlangen, den Professor Baumgarten in Straßburg und den Pfarrer Kawerau in Klemzig. Diese und andere Kritiker sind miteinander einverstanden in der Anklage, daß der Verfasser überall, wo es sich um katholische Persönlichkeiten und Zustände handle, entweder alles in zu rosigem Lichte darstelle oder Ungünstiges verschweige. Sehen wir die Anklagen der Kritiker und die Vertheidigung des Verfassers, welcher die in seinem Geschichtswerk enthaltenen Stellen und das hierauf bezügliche Referat der Kritiker wörtlich anführt, näher an, so finden wir, daß es sich in vielen Fällen um einen Wortstreit oder um eine Uebertreibung der Kritiker, manchmal aber auch darum handelt, daß letztere dem Verfasser den Vorwurf machen, er habe irgendeinen für die katholische Kirche heiklen Punkt nicht angeführt, während sie doch bei genauer Lectüre des Werks hätten erkennen müssen, daß die angeblich von dem Verfasser verschwiegene Thatsache am rechten Ort und in richtiger Weise angeführt ist, wie er dies an der Stelle nachweist, wo von den politischen Fehlern des Papstes Clemens VII. und von der Eroberung und Plünderung Roms die Rede ist. Anzuerkennen ist die durchaus gemäßigte Sprache, deren er sich, obgleich hart und nicht immer in den gewähltesten Ausdrücken angeklagt, gegen seine Kritiker bedient.

Wilhelm Müller.

Naturwissenschaftliche Literatur.

1. Ameisen, Bienen und Wespen. Beobachtungen über die Lebensweise der geselligen Hymenopteren. Von Sir John Lubbock. Mit 31 Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Band 57 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.

Der auf mehrfachen Gebieten der Zoologie durch seine Untersuchungen rühmlichst bekannte Verfasser gibt uns im vorliegenden Bande ein abgerundetes Bild seiner während zehn Jahren über die geistige Beschaffenheit und die Sinneswahrnehmungen der gesellig lebenden Hymenopteren angestellten, zum größern Theil auch schon früher in einzelnen Zeitschriften veröffentlichten Versuche. Dieselben sind vorzugsweise an Ameisen angestellt worden, welche sich weit besser dazu eignen als Bienen, denen sie auch an geistigen Fähigkeiten überlegen zu sein scheinen. Ueberall tritt uns bei der Lectüre des interessanten Buchs die peinlichste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die bewunderungswürdigste Ausdauer und die entschiedenste Wahrheitsliebe entgegen. Lubbock legte mit Recht ein besonderes Gewicht auf die Beobachtung bestimmter, von ihm gekennzeichneter und daher stets erkennbarer Ameisenindividuen, und auf jahrelang fortgesetzte Studien an ein und demselben Neste. Ein solches hatte unser Forscher beispielsweise neun Jahre lang unter Controle, als er vorliegende Beobachtungen der Oeffentlichkeit übergab. Die Thiere

befanden sich damals (März 1883) wohl und munter, ihre Königinnen hatten mindestens das Alter von neun Jahren. Natürlich war zu solchen Untersuchungen eine ungestörte Beobachtung im Hause nothwendig. Lubbock hat deshalb künstliche Nester hergestellt, welche aus zwei $1/_{10}$—$1/_4$ Zoll voneinander entfernten, an den Rändern in Holzleisten gefaßten Fensterglasscheiben bestehen, deren Zwischenraum mit feiner Erde angefüllt ist. Auf diese Weise wurde etwa die Hälfte der englischen Ameisenarten sowie eine beträchtliche Anzahl ausländischer Formen in der Gefangenschaft gehalten, sodaß häufig 30—40 Völker dem Beobachter zur Verfügung standen.

Der reichhaltige Inhalt des Buchs zerfällt in folgende elf Kapitel: „1. Einleitung"; „2. Ueber die Bildung und Erhaltung der Nester und über die Arbeitstheilung"; „3. Ueber die Beziehung der Ameisen zu Pflanzen"; „4. Die Beziehung der Ameisen zu andern Thieren"; „5. Benehmen gegen Angehörige"; „6. Erkennen von Freunden"; „7. Mittheilungsvermögen"; „8. Ueber die Sinne der Ameisen"; „9. Die Intelligenz der Ameisen im allgemeinen und ihre Fähigkeit, den Weg zu finden"; „10. Bienen"; „11. Wespen".

Von Einzelheiten wollen wir Nachstehendes hervorheben. Für die Ausdauer des Verfassers spricht u. a., daß er einmal eine Ameise von morgens 6 Uhr bis $^3/_4$10 Uhr abends beobachtete, in welcher Zeit das Thierchen ohne Unterbrechung arbeitete. Die Ameisen sind sehr reinliche Thiere und unterstützen sich in dieser Hinsicht, indem sie einander lecken. Die behufs Wiedererkennung angemalten Individuen wurden von ihren Freunden allmählich wieder gereinigt. Nicht nur die Königinnen, sondern auch die Arbeiterinnen vermögen, obwol unbefruchtet, fruchtbare Eier zu legen, denen aber immer nur Männchen ihren Ursprung verdanken. Es kommt also bei den Ameisen in ganz ähnlicher Weise „jungfräuliche Zeugung" (Parthenogenesis) vor wie bei den Honigbienen. Und wie bei letztern, sind es auch bei den Ameisen genau dieselben Eier, aus welchen in dem einen Falle eine Königin, im andern Falle eine Arbeiterin erzogen wird. Während die Bienen für die Kreuzbefruchtung der Blumen von großer Bedeutung sind, gilt für die Ameisen eher das Gegentheil. Manche Arten, besonders solche der heißern Erdstriche, sind der Pflanzencultur durch Abnagen der Blätter sehr schädlich. Von andern gleichfalls tropischen Arten ist schon längst das Einsammeln von Grassamen bekannt: Lubbock beobachtete, wie auch der bei uns heimische Lasius niger zuweilen Veilchensamen in seine Nester einträgt, ohne daß es gelungen wäre, den Zweck dieses Verfahrens zu erkennen. Bekannt ist ferner, daß gewisse Ameisen sich Sklaven halten, ja durch diese Gewohnheit geistig und körperlich so heruntergekommen sind, daß sie ohne ihre dienenden Geister verhungern müssen. Von diesen Polyergus-Individuen hielt Lubbock einige drei Monate lang am Leben, wenn er ihnen täglich zwei bis drei Stunden lang einen ihrer Sklaven zur Reinigung und Fütterung beigesellte. Interessant ist, was nach einem ältern Berichterstatter mitgetheilt wird, daß die brasilianischen Indianer von der Gewohnheit der Ameisen, einen Feind, wenn sie ihn einmal mit den Kiefern gepackt haben, mit großer Zähigkeit festzuhalten, bei Wunden Vortheil ziehen, indem sie von den Thieren in die beiden Schnittränder beißen und dieselben vereinigen lassen. Von gewissen Ameisen wurde festgestellt, daß sie von ihresgleichen sogar im Zustande der Berauschung erkannt werden! Was das Mittheilungsvermögen anlangt, so ist die Thatsache unbestreitbar, daß die Ameisen und auch die Bienen ihren Freunden, welche Futtervorräthe entdeckt haben, zu diesen folgen; hierbei lassen sie sich aber zum großen Theile vom Gesicht und vom Geruch leiten, sodaß eine besondere Fähigkeit, sich durch Zeichen u. dgl. zu verständigen, nicht ohne weiteres angenommen zu werden braucht. Daß indessen eine derartige Gabe wirklich besteht, ist nach andern Beobachtungen kaum zu bezweifeln. Man muß ihnen eine Art Sprache zuschreiben, mit deren Hülfe sie ihre Kameraden herbeirufen, wenn es gilt, ein Hinderniß zu überwinden, dem das Einzelthier nicht gewachsen ist.

Es ist ferner das Verdienst Lubbock's, festgestellt zu haben, daß sich die Ameisen den verschiedenen Lichtstrahlen gegenüber anders verhalten als wir. Während die am Anfange des Spectrums gelegenen Farben (roth, gelb) am intensivsten auf unser Auge einwirken, die entgegengesetzten in viel geringerm Grade, ja sogar ultraviolette Strahlen gar nicht mehr wahrgenommen werden, verhalten sich die Ameisen nämlich umgekehrt. Wenn ihre Nester, theils mit rothem, theils mit violettem Glase zugedeckt wurden, so zogen die bekanntlich lichtscheuen Thiere den Aufenthalt unter ersterm vor. — Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß die Ameisen Töne erzeugen und wahrnehmen, welche ganz außerhalb der Grenzen unsers Hörvermögens liegen. Der Geruchsinn ist bedeutend ausgebildet.

Die Bienen anlangend, beobachtete Lubbock, daß sie zwar für gewöhnlich ihren eigenen Stock erkennen und stets dahin zurückkehren, daß sie aber auch ohne Belästigung in einen andern gehen, wenn man sie auf dessen Flugbret setzt. Bienen, welche beim Stechen ihren Stachel verloren haben, gehen bekanntlich zu Grunde, sterben aber nicht sogleich; eine solche Biene wurde noch nach einer Stunde gesehen, wie sie, anscheinend ohne unter ihrer Verletzung zu leiden, Honig leckte. Die Bienen sind sehr empfindlich für Licht. Ueber die „moralischen" Eigenschaften der Bienen hat Lubbock nicht gerade Rühmenswerthes beobachtet, sodaß er sagen kann: „Weit entfernt, liebevoll zu sein, zweifle ich vielmehr, ob die Bienen überhaupt einander im geringsten lieben." Wie die Ameisen besitzen die Bienen einen sehr scharfen Geruchssinn, während der Verfasser nie gefunden hat, daß sie irgendwelche Notiz von Geräuschen nahmen, welche er, selbst in ihrer nächsten Nähe, verursacht hatte. Durch zahlreiche Versuche hat er gefunden, daß die Lieblingsfarbe der Bienen blau ist.

Auch die Wespen können Farben unterscheiden, lassen sich aber dadurch weniger leiten als die Bienen. Wenn

sie überhaupt die Fähigkeit haben, einander die Entdeckung guten Futters mitzutheilen, so erhellt doch zum mindesten aus den angestellten Versuchen, daß sie keineswegs die Gewohnheit haben, es zu thun.

In den „Anhängen" zu unserm Buche werden die ausführlichen Beobachtungstabellen mitgetheilt und einige neue Arten von Ameisen sowol wie von einigen andern in ihren Nestern theils als Schmarotzer, theils als Gäste lebenden Gliederfüßlern beschrieben. Es sei davon nur eine neue, in Australien heimische Honigameise (Camponotus inflatus) erwähnt. Auf fünf farbigen Tafeln sind verschiedene Ameisen sowie einige ihrer Nestfreunde dargestellt.

Einem jeden, welcher Interesse für das oft wunderbare Leben und Treiben der geselligen Hymenopteren besitzt oder solches erlangen will, kann das Lubbock'sche Buch in der trefflichen deutschen Uebersetzung aufs wärmste empfohlen werden.

2. Der Krebs. Eine Einleitung in das Studium der Zoologie. Von T. H. Huxley. Mit 82 Abbildungen in Holzschnitt. (Band 48 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Die Art und Weise, wie englische Gelehrte es verstanden haben, einen Gegenstand ihres engern Forschungsgebiets unbeschadet der wissenschaftlichen Gründlichkeit einem gebildeten Laienpublikum zugänglich zu machen, steht einzig da in der Literatur und darf als musterhaft bezeichnet werden. Dem vorliegenden Werkchen des allgemein anerkannten Zoologen und vergleichenden Anatomen gebührt innerhalb derartiger populär-wissenschaftlicher Literatur eine hervorragende Stelle. Der Verfasser hat zu zeigen gewünscht, „wie sorgfältiges Studium eines der gemeinsten und unbedeutendsten Thiere uns Schritt für Schritt vom alltäglichen Wissen zu Verallgemeinerungen von größter Tragweite und zu den schwierigsten Problemen der Zoologie, ja der biologischen Wissenschaft überhaupt, führt". Er hat aus diesem Grunde sein Buch eine „Einleitung in das Studium der Zoologie" genannt. Dem gelehrten Autor Complimente machen, hieße ihn nach dem Alltagsmaßstabe messen, über welchen er erhaben ist. Was er mit seinem Werkchen beabsichtigt hat, ist ihm in vollendeter Weise gelungen. Von dem sorgfältigen Studium eines einzelnen Thiers ausgehend, führt er den Leser ganz unbemerkt auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntniß vorwärts und läßt ihn einen Blick thun auf das Gesammtgebiet einer Disciplin, welche noch vor wenigen Jahrzehnten in der langweiligsten Schablonisirung ihre einzige Aufgabe erkannte, während sie heute die höchsten Ziele der Naturwissenschaften zu den ihrigen gemacht hat. Huxley's Buch ist in der That eine „Einleitung in das Studium der Zoologie" und als solche einem jeden Studirenden und wißbegierigen Laien eine nicht genug zu empfehlende Richtschnur; es gibt kein nur einigermaßen wichtiges Problem der Zoologie, welches hier nicht berührt wäre. Aber auch dem Fachmanne wird die Methodik dieses Buchs ein Muster bleiben. Ganz besonders das erste Kapitel „Die Naturgeschichte des Flußkrebses" ist von so vollendeter Darstellung, daß ein jeder Schriftsteller, welcher seinem Leser als einem Laien etwas Fachwissenschaftliches verständlich machen will, zur Nachahmung aufgefordert werden darf. Diesem ersten Kapitel folgen noch fünf andere, von denen das zweite und dritte die Physiologie, das vierte die Morphologie, das fünfte die vergleichende Morphologie und das sechste die Verbreitung und Aetiologie der Krebse umfaßt.

Die Einzelheiten sind so eng mit dem ganzen Entwickelungsgange der Darstellung verknüpft, daß wir es nicht für angezeigt halten, etwas besonders daraus hervorzuheben.

Die Anmerkungen sowie die Bibliographie sind eine sehr willkommene Zugabe, für welche auch der Zoologe von Fach dem Verfasser Dank wissen wird.

O. Taschenberg.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die neuesten Dramen Paul Heyse's spricht sich die „Saturday Review" wie folgt aus: „Paul Heyse's Genius ist zweifellos viel mehr zur Erzählung als zum Drama geneigt; doch zeigen seine Theaterstücke bedeutende dramatische Fähigkeiten, unter denen sauberer Aufbau und Leichtigkeit des Dialogs besonders genannt werden können. Ihr Hauptgebrechen ist vielleicht ein Mangel an Kraft und Vertiefung in der Charakterschilderung. Die Personen sind zwar deutlich individualisirt, haben aber eher das Ansehen vorläufiger Studien als vollendeter Porträts. «Don Juan's Ende» fordert unvermeidlich einen Vergleich mit Molière heraus, obschon Heyse seinem Stücke mit richtigem Takt eine andere Wendung gegeben, indem er den Stoff von einem andern Gesichtspunkte aus behandelt hat. Eine einzige Scene des „Festin de Pierre" besitzt mehr Leben und Geist als das ganze Heyse'sche Trauerspiel; doch hat eben der deutsche Dichter seinen Mangel an Lebendigkeit in geistreicher Weise dadurch verdeckt, daß er seinen Don Juan zu einer ältlichen und vergleichsweise moralischen Persönlichkeit machte. Es ist nicht mehr Molière's lebenslustiger, unwiderstehlicher Verführer, die Verkörperung eines witzigen verwegenen Diabolismus, sondern ein achtbarer Gentleman, alt genug einen Sohn von zwanzig zu haben, und sentimental genug, um tief gerührt zu sein, wenn der Jüngling sich von ihm in einer Weise lossagt, die Molière's Don Juan ausnehmend belustigend gefunden hätte. Man muß freilich zugestehen, daß der Charakter einen Grad von Naivetät sowol im Autor wie im Zuschauer erfordert, wie man ihn im 19. Jahrhundert kaum erwarten kann. Auch die Statue des Gouverneurs würde heutzutage nur in der Oper für erträglich gehalten werden und ist von Heyse vernünftigerweise in den Krater des Vesuvs umgewandelt worden, in welchen der vom Gewissen getroffene Don sich hineinstürzt. Die Aenderung mag nothwendig sein; allein sie vernichtet einen Charakter, dessen eigentliches Wesen es ist, ein gewissenloser Taugenichts zu sein, und verwandelt einen weltberühmten Typus in einen sehr ge-

wöhnlichen. Nichtsdestoweniger hat das Stück viele höchst wirksame Scenen und zeichnet sich durch große Eleganz der Sprache aus, was auch von dem metrischen Trauerspiel «Alcibiades» gesagt werden kann. In diesem Stücke ist das Leitmotiv der Gegensatz zwischen der Leidenschaft der Griechin Timandra und der Perserin Mandane für Alcibiades, der gerade hinreichend zur Darstellung kommt, um anzudeuten, was Byron hätte daraus machen können. Die Katastrophe ist zu melodramatisch. «Das Recht des Stärkern», ein Schauspiel, hat eine doppelte Handlung, deren einer Theil nicht sehr interessant ist; wirklicher Humor aber liegt in der rathlosen Situation des Consuls Koopmans, in seinem ängstlichen Streben, die Thatsache zu verheimlichen, daß die Dienerin seiner Tochter Hindro in Wahrheit ihre Mutter ist; die Tochter ist ein herrlicher Charakter 'mit ihrer arglosen Unschuld', Herzensgüte und ihrem natürlichen Verstande. Die Klatschschwestern und Lästerer in dem Badeorte sind auch gut geschildert."

„Eine irische Fürstentochter, Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" von Eduard von Miletus, gehört, wie die „Saturday Review" sagt, einer Romangattung zu, die in unsern Tagen außer Mode und fast veraltet sei, aber trotzdem zu all der Achtung berechtige, die einem vortrefflichen Geiste und einem ernsten Vorhaben gebührt.

„Wilhelm Jensen's «Vom alten Stamm»", heißt es dann, „ist mehr von der gewöhnlichen Leihbibliothekenart, aber nichtsdestoweniger ein guter Roman, mit malerischen Schilderungen des Lebens und der Landschaft im Norden Deutschlands und Blicken in die schriftstellerische und theatralische Welt."

Auch Reinhold Werner's „Der Peter von Danzig" wird mit einigen lobenden Worten erwähnt.

— Ueber „Willenswelt und Weltwille. Studien und Ideen zu einer Weltanschauung" von Karl Peters sagt die „Westminster Review" vom October v. J.: „Die Schopenhauer'sche Philosophie befindet sich noch immer in der systemerzeugenden Periode der Entwickelung ihres Einflusses. Peters' System kann man als ein Erzeugniß seines Studiums Schopenhauer's in dem Sinne ansehen, daß dessen Urheber von diesem Studium tief beeinflußt worden; ein Jünger Schopenhauer's ist Peters aber nicht. Wenigstens kann man ihn nur mit demselben Rechte so nennen, wie Schopenhauer selbst einen Jünger Kant's. Der Kernpunkt seines Buchs, die Lehre, daß im Willen die Vervollständigung (complement) des Wissens liegt, ist allerdings Schopenhauer entlehnt; hier aber hält Peters inne, im Zweifel, welchen Pfad er nun einschlagen soll. Demzufolge stellt er eine kritische Untersuchung der neuern Philosophie an, soweit er glaubt, daß sie auf diese Lehre Bezug habe, um den nächsten Schritt zu finden.... Seine Kritik Schopenhauer's insbesondere führt ihn zu seinem eigenen Standpunkte hin. Für ihn muß alles Wollen eine Function des Ichs sein, und da er von Schopenhauer den Willen als den Schlüssel des Daseins acceptirt, so findet er, daß das wahre Ding an sich weder das Subject noch das Object sei, sondern das Ich. Genauigkeit der Kürze opfernd, ist er geneigt, sein System als «pluralistisch-monistischen Dualismus» zu bezeichnen. Es ist bedeutsam für die Zeit, daß Peters das zweite Buch seines Werks mit den Worten schließt: «Ist es doch mit dem Wechsel menschlicher Weltanschauungen wie mit dem Emporkeimen und Absterben des organischen Lebens.»"

Dieselbe Nummer rühmt O. A. Buchheim's englische Schulausgabe der „Iphigenie auf Tauris" und drückt Verwunderung darüber aus, daß die Prüfungscommission in London „Hermann und Dorothea" vorziehe, welches, wenngleich „ein großes Werk", für die Jugend „langweilig" sei; während es von Gutzkow's „Zopf und Schwert", welches ebenfalls zur Prüfung im Deutschen dient, heißt, es sei weder classisch noch selbst gut geschrieben.

— In der „Revue des deux Mondes" vom 15. October bespricht Alfred Fouillé unter dem Titel „La vie consciente et la vie inconsciente d'après la nouvelle psychologie scientifique. I. La conscience" eine Reihe Schriften über dieses Thema, darunter auch Wundt's „Physiologische Psychologie". Eduard von Hartmann's „Unbewußtes" wird in dem Artikel wiederholt als „phantastisch" und „mystisch" zurückgewiesen; von Wundt hingegen heißt es unter anderm: „Ohne sich in die Mythologie des Pessimismus zu verirren, hat er dennoch die Empfindungen selbst als unbewußte Schlußfolgerungen (raisonnemens) dargestellt und sich bemüht, die Empfindsamkeit auf die Logik zurückzuführen."

Bibliographie.

Chaucer's, G., Werke. Uebersetzt von A. v. Düring. 1ster Bd. Straßburg, Trübner. 1883. 8. 3 M.

Cohen, H., Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntnisskritik. Berlin, Dümmler. 1883. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die historische Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858—1883. Eine Denkschrift. (Von H. v. Sybel und W. v. Giesebrecht.) München, Rieger. 1883. Gr. 8. 3 M.

Cremer, H., Ueber den Zustand nach dem Tode. Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben und über den Spiritismus. Gütersloh, Bertelsmann. 1883. Gr. 8. 80 Pf.

Dändliker, K., Geschichte der Schweiz. Mit kulturhistorischen Illustrationen und Plänen. 1ste Lfg. Zürich, Schultheß. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Delitzsch, F., Neueste Traumgesichte des antisemitischen Propheten. Sendschreiben an Professor Zöckler in Greifswald. Erlangen, Deichert. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Deutsch, S. M., Peter Abälard, ein kritischer Theologe des 12. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. 1883. Gr. 8. 7 M.

Dewall, J. van, Katharine Ollsand. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Düntzer, H., Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen dargestellt. Leipzig, Wartig's Verlag. 1883. Gr. 8. 6 M.

Ermann, Marie, Haus Wallenberg. Eine Familiengeschichte. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Fäulhammer, A., Franz Grillparzer. Eine biographische Studie. Graz Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Franke, F., Die praktische Spracherlernung, auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt. Heilbronn, Henninger. 8. 60 Pf.

Gedanken eines Laien über Rechtschreibung deutscher Wörter. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gerland, Das Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850. Aus gleichzeitigen Quellen dargestellt. Kassel. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gerold, J. K., Bilder aus der Schreckenszeit. Erlebnisse eines deportirten elsässischen Geistlichen. Mit geschichtlichen Anmerkungen herausgegeben von R. Reuß. Straßburg, Schmidt. 1883. 8. 50 Pf.

Allerhand spoaßig Geschichten. Plattdeutsche Gedichte in altmärkischer Mundart von Retülsch. 1stes Hft. Berlin, Stahn. 8. 1 M.

Halatschka, R., Zeitungsdeutsch. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1883. Gr. 8. 2 M.

Hammer, F., Blütenzweige. Christliche und sinnige Gedichte aus alter und neuer Zeit. Reutlingen, Kocher. 1883. 12. 3 M.

Hänselmann, L., Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronika. Wolfenbüttel, Zwißler. 1883. 8. 4 M.

Harmening, E., Erde und Eden. Jena, Mauke. 1883. 16. 2 M. 50 Pf.

Heinemann, O. v., Geschichte von Braunschweig und Hannover. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Helbig, G. A. W. v., Russische Günstlinge. Wortgetreuer Abdruck der Original-Ausgabe, Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1809. Mit Porträt der Kaiserin Catharina II. nach D. Chodowiecki. Stuttgart, Scheible. 1883. 8. 8 M.

Heldt, E., Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen. Frankfurt a. M., Grobel. 16. 1 M. 50 Pf.

Heman, C. F., Ueber wissenschaftliche Versuche neuer Religionsbildungen. Basel, Detloff. Gr. 8. 80 Pf.

Hildebrand, R., Die Theorie des Geldes. Kritische Untersuchungen. Jena, Fischer. 1883. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Hoffs, F. van, Gedichte. Essen, Bädeker. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Jacoby, H., Luthers vorreformatorische Predigt. 1512—1517. Königsberg, Schubert u. Seidel. 1883. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Katscher, L., Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert. Biographisch-kritische Essays. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 M.

Wasielewski, W. J. v., Schumanniana. Bonn, Strauß. 1883. 8. 2 M.

Wulkow, R., Luther und die Musik. Ein Beitrag zur Luther-Jubelfeier. Darmstadt, Brill. 1883. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 3. 17. Januar 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Lustspiel oder Schwank?

Ob eine heitere Komödie den Namen Lustspiel oder Schwank führen soll, darüber sind neuerdings in einzelnen Fällen Streitfragen entstanden. So hatte z. B. die leipziger Direction das Stück von Heinrich Heinemann: „Ein Schriftstellertag" als Schwank auf dem Zettel bezeichnet, während der Verfasser gegen diese Bezeichnung Protest einlegte, da er selbst sein Stück als Lustspiel über die Taufe gehoben. Ebenso oft liest man, daß die Kritik einem „Schwanke" gegenüber bereitwillig ihre Waffen streckt, während sie bei einem „Lustspiel" keineswegs die Offensive aufgibt.

Sind nun die Grenzen zwischen Schwank und Lustspiel fließende, vielleicht gar willkürliche, oder kann die Aesthetik sie fixiren und hat sie dazu eine ausreichende Berechtigung?

Nach der andern Seite grenzt der Schwank an die Posse, und hier würde die Grenzberichtigung noch schwieriger sein, wenn hier nicht gewisse, ganz besondere Merkmale der neuen Posse, sei es der berliner oder der wiener, sie erleichterten. Die Posse ist nämlich immer Gesangsposse; das Couplet fehlt darin niemals, Chöre und Quodlibets selten; außerdem verlangt sie in der Regel eine größere Ausstattung. Durch diese Mischehe oder vielmehr durch diese Mesalliance mit der Musik, die sich von der legitimen Ehe im Kunstwerke der Zukunft wesentlich unterscheidet, hebt sich auch die Posse sehr deutlich von dem gesanglosen Schwank ab, der überhaupt ein ganz unmusikalischer Bursche ist. Früher war dies anders; da gab es auch Schwänke mit Gesang; jetzt ist die Gesangsposse ein ganz besonderes Genre geworden. Die Bezeichnung „Schwank" aber wird von manchen Autoren und oft von der Kritik, invitis scriptoribus, auf Lustspiele angewendet, die ein etwas degagirtes Wesen zur Schau tragen. Der Schwank ist dann gleichsam eine capitis deminutio des Lustspiels: er ist das „Lustspiel in Hemdärmeln". Ursprünglich hatte der Schwank einen derb volksthümlichen Zug; die Holländerei gehörte zu seinem Wesen; die Jahrmarkts- und Prügelscenen der niederländischen Schule waren ihm unerläßlich; Fastnacht war seine Geburtsstätte, der Harlekin sein Held. Später blieb ihm wenigstens der derbe, ungenirte Ton und die vollständige Zwanglosigkeit in ästhetischer Hinsicht. Wie Klein in seiner „Geschichte des Dramas" berichtet, leiten französische Gelehrte Farce von farcire, stopfen, ab. Etwas Aehnliches bezeichnete des lateinische satura: ein Allerlei, ein zusammengestoppeltes und gepfropftes Gemengsel, Potpourri, Hanswurstspiel. Der Schwank verträgt also das verschiedenartigste Füllsel; er spielt immer below stairs, wenn auch nicht in Bezug auf seine Helden, doch in Bezug auf die Aesthetik.

So ist der Schwank beschaffen in seiner ursprünglichen, unverfälschten Eigenart. Wenn man aber ein modernes Lustspiel als Schwank bezeichnen muß, so ist es als Lustspiel eben eine Fehlgeburt — dann sind Lustspielmotive in schwankartiger Weise behandelt; das Lustspiel wird rasch degradirt und erhält einen Freipaß für seine Fehler; was ihm nicht erlaubt ist, ist dem Schwank erlaubt: quod non licet Jovi, licet bovi.

Gegen die Behauptung, daß sich Lustspiel und Schwank durchaus nicht so scharf abgrenzen lassen, spricht die Thatsache, daß gute Lustspieldichter diese Grenze, sei es instinctiv, sei es mit Bewußtsein, stets innegehalten haben. Roderich Benedix hat allen seinen größern Stücken den Lustspielcharakter gewahrt; sie gleiten nirgends zum Schwank hinunter. Als er sich auf seine alten Tage dazu entschloß,

einmal mit einem andern Autor in Gemeinschaft ein Stück zu schreiben: da mußte er alsbald die Erfahrung machen, daß die jüngere Generation nach dem Schwanke hin gravitirt. G. von Moser fügte dem von Benedix geschriebenen Dialog des Stücks eine Reihe komischer Mätzchen hinzu, die merkwürdigerweise für den Erfolg desselben entscheidend waren, aber Roderich Benedix bestimmten, dem so gestalteten Stück seinen Autornamen zu entziehen, da Moser das Lustspiel in einen Schwank verwandelt habe.

Die Lustspiele von Benedix, Bauernfeld, „Die Journalisten" von Freytag und ähnliche Stücke geben den geeigneten Maßstab dazu, Lustspiel und Schwank auseinanderzuhalten. Die bessern Lustspiele sind auf einem Grundgedanken aufgebaut, der alle Situationen beherrscht; das ist bei einem Schwank ebenso möglich wie wünschenswerth, aber durchaus nicht unerläßlich: in einem Schwank kann eine Menge bunter Begebenheiten durcheinander gehen, wenn nur die Grundstimmung eine flotte und lustige ist. In einem Lustspiele müssen die Charaktere innere Lebenswahrheit haben; der Schwank verträgt die Charge und die Caricatur; er zerrt in seinem Hohlspiegel die Charaktere auseinander; er persiflirt und parodirt; ihm genügt die Silhouette, wenn sie ein zur Heiterkeit herausforderndes scharfes Profil bietet; er liebt die Uebertreibungen und hat dies mit der Satire gemein.

Ein neues Lustspiel: „Roderich Heller" von Franz von Schönthan, ist sehr beweiskräftig für diesen Uebergang des Lustspiels in den Schwank. Es hat einen Grundgedanken, der sich durchaus für ein Lustspiel eignet; aber die Behandlung ist eine possenhafte. Eine Frau schwärmt für einen Dichter und Romanschriftsteller; als dieser aber in seiner lebenswahren Gestalt vor ihr erscheint, da überzeugt sie sich, daß ihre Schwärmerei einem unwürdigen Gegenstande gegolten hat. In dieser Fassung ist das Thema noch immer möglich für ein Lustspiel; das hört aber auf, wenn der Lyriker und Romandichter eine so unausstehliche und abschreckende Persönlichkeit ist wie dieser Roderich Heller, der noch dazu von einer großen Partei als Candidat für den Landtag aufgestellt wird. Es wäre die Aufgabe eines feinen Lustspiels gewesen, die Contraste zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen auszumalen, wie es z. B. Schlesinger in seiner Bluette „Mit der Feder" versucht hat. Die Lebenswahrheit schließt ja den Widerspruch nicht aus, sie verlangt ihn sogar: dann aber muß auch die höhere Einheit für den Charakter gesucht und gefunden werden, welche das Widerstrebende zusammenfaßt. In „Roderich Heller" kommt aber nur der himmelschreiende Widerspruch zwischen dem gefühlvollen Autor und dem widerwärtigen Menschen zu Tage, ohne irgendein ververknüpfendes Band. Dieser Charakter ist also eine Caricatur, ein unwahrscheinliches und unglaubliches Individuum, welches nie seelenvolle Gedichte machen konnte, welches niemand in eine Volksvertretung gewählt hätte, eine Figur, nur dazu erfunden, um die Schwärmerei einer Frau in recht drastischer Weise ad absurdum zu führen; keine Lustspielfigur, sondern ein Zappelmann, eine Marionette, welche an den Fäden eines Schwankdichters tanzt.

Ebenso wie in den Lustspielschwänken den Charakteren die innere Wahrheit fehlt, fehlt sie auch den Empfindungen. Es kommen da oft die merkwürdigsten Purzelbäume vor. Die Lebenskreise sind dieselben wie die des echten Lustspiels; aber mit den Personen treibt die Muse der modernen Lustspieldichter ihren Jocus wie bei einem Fastnachtsscherz, nimmt ihnen oft die Charaktermaske ab, um ihnen willkürlich eine andere vorzubinden. Es geht alles auf den Situationswitz aus, auf das burleske Abenteuer, auf den handgreiflichen Bühnenscherz.

Wenn man schon gegen das bürgerliche Lustspiel besserer Art den Einwand erheben mochte, daß die Charaktere allmählich typisch zu werden anfangen, weil alle Varianten der komischen Situationen innerhalb des Familienlebens erschöpft seien, so gilt das noch mehr von den Motiven der neuen Lustspielschwänke. Schiller klagt schon in „Shakspeare's Schatten" über die Commerzienräthe der Ifflandiaden; aber zahllos sind die neuen behäbigen Commerzienräthe der Bühne, und wie die Shakspeareomanen über die Shakspeare'schen Narren, Kinder, Betrunkenen zusammenfassende Essays schreiben, so könnte man eine Monographie über die Commerzienräthe der neuen Bühnenstücke schreiben; man würde freilich bald zu der Ueberzeugung kommen, daß sie alle nach einer Schablone geschnitten sind. Der kleinbürgerliche Philister ist aus der Posse mit herübergenommen worden; auch er ist Dutzendmensch; am beliebtesten der Pantoffelheld, der über die Schnur schlägt: wo fände man den nicht wieder? Das ist der chronische Philister des neuen Schwanks. Neuerdings wird auch die Journalistik in den Bereich desselben gezogen, meistens aber in einer höchst trivialen Weise. Wie dieser Lebenskreis in einem echten Lustspiel zu behandeln sei, hat Freytag in seinen „Journalisten" gezeigt: die neuen Journalisten wie in „Schwabenstreich", „Roderich Heller" und vielen andern Stücken sind Holzschnittfiguren des Schwanks, der in diesen Bereich geistigen Lebens nicht übergreifen sollte.

Doch auch in Bezug auf den Dialog sehen sich die Schwänke so ähnlich, daß man einen Rosen oder von Schönthan, oder wie diese Autoren heißen, ohne weiteres verwechseln und umtauschen könnte. Es fehlt eben die geistige Physiognomie, und an die Stelle des Malerzeichens tritt die Fabrikmarke.

Wie alles Hermaphroditische, so ist auch die neue Mischung von Lustspiel und Schwank etwas Ungesundes. Das Lustspiel soll wieder zu kunstgerechterm Aufbau, naturwahrer Charakterzeichnung und geistiger Feinheit zurückkehren, der Schwank aber sich in jenen Kreisen bewegen, in denen die volksthümliche Derbheit überhaupt zu Hause ist.

Rudolf von Gottschall.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

1. Die Mechanik in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt von Ernst Mach. Mit 250 Abbildungen. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 59. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.

Der Verfasser dieses Buchs hat sich bereits in mehrern früher erschienenen Schriften als selbständiger Denker wie als vorurtheilsfreier Naturforscher bewährt, und bei der Consequenz und strengen Logik, welche alle Arbeiten dieses im besten Sinne philosophischen Physikers auszeichnen, nahm Referent das vorliegende Werk mit freudiger Erwartung in die Hand. Seine Hoffnung, ein gutes Werk zu finden, wurde auch wirklich erfüllt. Indem Ernst Mach, wie schon der Titel des Werks sagt, die historisch-kritische Darstellung verwendet, werden wir von ihm, als einem scharfsinnigen und kundigen Führer, durch alle Entwickelungsphasen der wissenschaftlichen Mechanik bis zu ihrem gegenwärtigen Stande geleitet. Und so sehen wir denn mit wärmster und größter Theilnahme alle alten Geister auferstehen, welche von jeher an der Grundlage der heutigen erklärenden Naturwissenschaft, d. i. an der Mechanik, gebaut haben. Die Rückkehr zu den Ursprüngen, aus welchen unser Wissen von der Mechanik floß, sowie die kritische Beleuchtung dieser Quellen ist nicht nur historisch interessant, sondern eine solche Behandlung erleichtert auch die Auffassung der theoretischen Mechanik überhaupt, indem der Vortrag im ganzen und großen dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes nach dieser Richtung analysirend folgt. Dabei erweitert sich der Geist des Lesers allmählich, er gewinnt Einsicht in alle Stadien, welche die Entwickelung der Principien der Mechanik durchlaufen hat, und bleibt nicht, wie dies bei dem gewöhnlichen Lehrgang geschieht, auf die bloße Kenntniß von dem jetzigen Zustande der Mechanik beschränkt. Der Leser des Mach'schen Werks übersieht zuletzt das Keimen, Wachsen und Entfalten der wissenschaftlichen Mechanik von ihren Anfängen bis zu ihrem dermaligen Stande, wobei ihm der Verfasser noch durch seine geistvollen „Rückblicke" behülflich ist, nicht nur das Vorgetragene zusammenzufassen, sondern auch zu begreifen, daß eine und dieselbe Thatsache sich mehrseitig vom Standpunkte der Mechanik betrachten und behandeln lasse, und daß man hierdurch zu verschiedenartigen Sätzen von gleichem oder höherm Werth gelange. In solcher Weise wird man auch vorbereitet für die fernere Entwickelung der Mechanik in künftiger Zeit.

Da in dem vorliegenden Werke die Darstellung der historischen Entwickelung vorherrscht, so mußte mit dem ältesten Theile der Mechanik, mit der Statik begonnen werden, und zwar mit dem Hebelprincip nach Archimedes, Galilei, Lagrange, Huyghens und Leonardo da Vinci, wobei die kritische Besprechung desselben ebenso lehrreich wie interessant ist. Dasselbe gilt von der Wiedergabe der geistreichen Ableitung des Princips der schiefen Ebene von Stevin sowie des Kräfteparallelogramms nach Stevin, Newton, Varignon und Daniel Bernoulli und endlich des Satzes von den virtuellen Verschiebungen nach Stevin, Galilei, Torricelli, Johann Bernoulli und Lagrange. Es werden dann die Hydrostatik und die Aërostatik entwickelt nach ihren Begründern, und zwar die erste nach Archimedes, Stevin, Galilei und Pascal, die zweite nach Torricelli, Pascal, Guericke, Boyle und Mariotte.

Der Statik folgt die Dynamik, deren Schöpfer eigentlich Galilei ist, indem das wenige, was die Alten über die Fallbewegung und dergleichen zu wissen meinten, meist unrichtig war. Erst Galilei fand die Gesetze des freien Falles und des Falles auf der schiefen Ebene sowie des Wurfs und theilweise auch des einfachen Fadenpendels. Bei der Discussion der erlangten Endgeschwindigkeit auf der schiefen Ebene kam er auf die wichtige Fortbewegung vermöge der Trägheit. Nach Galilei führte Huyghens die Bewegungslehre weiter mit seinen Sätzen über die Centrifugalkraft, mit seiner höchst bedeutenden, vom Verfasser besonders gewürdigten Lehre vom Schwingungsmittelpunkt, mit Erfindung seiner Pendeluhr und der Unruhe, mit der Bestimmung der Fallbeschleunigung mittels der Pendelschwingung und mit seinem Vorschlag, die Länge des Secundenpendels als Längeneinheit anzunehmen. Darauf bringt endlich Newton die Dynamik zum Abschluß durch seine großartige Entdeckung der allgemeinen Schwere oder Gravitation sowie durch seine Principien der Mechanik, die vom Verfasser eingehend untersucht und gewürdigt werden.

Mit den Newton'schen Principien ist inductiv der Grund zur wissenschaftlichen Mechanik gelegt, und der Verfasser verfolgt nun weiter die Verwendung dieser Principien und die deductive sowie später die formelle Entwickelung der Mechanik bis zur heutigen Zeit. Die Besprechung der Beziehungen der Mechanik zur Physik und zur Physiologie und endlich ein chronologisches Verzeichniß der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Mechanik sowie ihrer wichtigern literarischen Arbeiten schließen das ebenso inhaltreiche wie schwerwiegende Buch.

Dasselbe bringt nicht nur eine vorzügliche historisch-kritische Beleuchtung und Analyse des naturwissenschaftlichen Inhalts der Mechanik, sondern kann ebenso als eine ausgezeichnete Schule im philosophischen Denken auf Basis der Erfahrung dienen, worauf wir besonders alle Freunde der Naturlehre — dieses Wort im weitesten Sinne genommen — aufmerksam machen. Was der Verfasser über die Beweissucht und unrichtige Strenge sagt, wäre besonders für die Lehrerwelt beherzigenswerth. Wer sich mit dem Gedanken des Autors über „die Oekonomie der Wissenschaft" vertraut gemacht hat, dürfte nicht nur von dem genannten Fehler, sondern auch von dem der Ueberschätzung von Hypothesen frei bleiben. Die Mathematik, als eine treffliche Zeichensprache, hat der Verfasser wol mit herangezogen, jedoch nicht mehr als unum-

gänglich nothwendig war. Sehr anmuthend wirken einige den alten Originalwerken über Mechanik entnommene Porträts, Titelvignetten und Abbildungen: sie bilden eine angenehme Beigabe zu dem hiermit nachdrücklichst empfohlenen Werke.

2. Die Sonne. Von C. A. Young. Mit 82 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 6 M.

Alles Leben auf Erden verdankt in letzter Instanz sein Dasein der von der Sonne ausstrahlenden Energie: daher der Sonnendienst der alten Perser und daher die besondern Sonnenobservatorien (Potsdam, Meudon) sowie die vielseitigen, fleißigen und aufmerksamen Beobachtungen, welche in der Gegenwart mittels der zu diesem Behufe neu erdachten Methoden und Instrumente angestellt werden. Während die frühern Zeiten den allbelebenden Einfluß des Sonnenballs nur ahnen oder blos instinctiv erkennen konnten, glückte es der Neuzeit mittels des Satzes von der Erhaltung der Energie, eine deutliche und klare Einsicht zu gewinnen, wie durch Umsetzung der von der Sonne ausgehenden Wärme in andere Formen der Energie die meisten physikalischen, chemischen und physiologischen Processe an der Erdoberfläche entstehen und unterhalten werden. Dadurch wurde nicht nur das Interesse der Fachmänner für eine möglichst weitgehende Erforschung der Sonne gesteigert, sondern es wurde auch die Wißbegierde der gebildeten Laien rege, welche sowol die Ergebnisse als das Verfahren bezüglich der Sonnenbeobachtung unserer Zeit erfahren möchten. Diesem Bedürfniß nach einer leicht verständlichen Belehrung über unser dermaliges Wissen von der Sonne will das Buch von Young in präciser Zusammenfassung entgegenkommen. In der That ist dies auch dem Verfasser gelungen, sowol bezüglich der wahrhaft populären Vortragsweise, wie auch dadurch, daß er stets mittels parteiloser Kritik den Leser dahin bringt, beurtheilen zu können, welcher Grad von Sicherheit den Ergebnissen der betreffenden Beobachtung und den daraus gezogenen Schlüssen zukommt, sowie Zuverlässiges von Ungewissem zu unterscheiden. Auch die neuesten Forschungen und Untersuchungen bezüglich der Sonne von Carrington, Huggins, De la Rue, Lockyer, Janssen, Secchi, Vogel, Langley u. a. sind gewissenhaft gewürdigt und benutzt.

Zunächst macht uns das Young'sche Werk mit dem Verhältniß der Sonne zur Erde, mit der Entfernung beider voneinander, sowie mit den Dimensionen, mit der Masse und der Anziehungskraft der erstern bekannt. Darauf werden die Methoden und Instrumente erörtert, welche zur Beobachtung der Sonnenoberfläche dienen; hierher gehören die objectiven Darstellungen des Sonnenbildes auf einem Papierschirm mittels Fernrohrs, ferner die photographischen Aufnahmen der Sonne mit Hülfe eines Fernrohrs, welches statt des Oculars mit einer heliographischen Dunkelkammer versehen ist, und endlich die directen Beobachtungen der Sonne durch Teleskope, die mit Sonnenocularen, d. i. mit solchen Augengläsern versehen sind, welche das Licht und die Wärme der Sonnenstrahlen in hohem Grade abzuschwächen vermögen. Dies geschieht entweder durch Rauchglas (London smoke) oder mittels Polarisation des Lichts bei den Helioskopen. Die vielseitige und aufmerksame Beobachtung der Sonnenoberfläche führte zur Kenntniß einer eigenthümlichen Structur derselben, welche zwar von den verschiedenen Forschern verschieden geschildert wird, die aber im allgemeinen darauf hinausläuft, daß die Sonnenoberfläche nicht gleichmäßig hell erscheint, sondern so, als ob sie aus äußerst glänzenden Körnchen auf einem dunklern Grunde bestände, welche Erscheinung als „Granulation" der Sonnenoberfläche bezeichnet wird. Das Young'sche Werk vermittelt durch Wort und Bild die Vorstellung von dem eigenthümlichen Aussehen der Sonnenoberfläche sowie von den auf ihr hervortretenden lichtstärkern Fackeln und dunkeln Flecken; es bespricht eingehend die Periodicität der letztern sowie ihren Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus, ferner ihren muthmaßlichen Einfluß auf die meteorologischen Verhältnisse der Erde und erörtert schließlich die Theorie der Sonnenflecken nach Galilei, Herschel, Secchi, Zöllner und Faye.

Neben der Ergründung der Beschaffenheit der Sonnenoberfläche hat man auch gesucht, die chemischen Elemente der Sonne zu finden mittels der Spectralanalyse, welche hier mit besonderer Berücksichtigung der Spectroskopie der Sonne behandelt wird. Die Spectralschau läßt schließen, daß die Grundstoffe, welche in den tiefern Schichten der Sonnenatmosphäre in gasiger Form sich befinden, keine andern sind als solche, die auch auf der Erde vorkommen. Die Sonnenatmosphäre wird von einer Gasschicht gebildet, durch welche die sonst hellen Spectrallinien in die Fraunhofer'schen Dunkellinien umgewandelt werden; man nennt daher jene Atmosphäre die „umkehrende" Schicht. Unterhalb dieser liegt die Photosphäre, d. i. die Sonnenoberfläche, wie sie allgemein sichtbar ist. Dieselbe wird zwar von einigen Astronomen für tropfbar flüssig gehalten, der Verfasser führt jedoch gewichtige Gründe dafür an, daß sie eine glühende Wolkenhülle sei, deren Massen beständig auf- und niederlohen. Ueber jener umkehrenden Schicht lagert die scharlachrothe Chromosphäre mit ihren mannichfaltig geformten ebenso rothen Hervorragungen oder Protuberanzen (Proëminenzen), welche nach der Anzeige des Spectroskops vorherrschend aus glühendem Wasserstoff bestehen. Die Chromosphäre endlich ist umgeben von der Corona, einer in ihrer Gestalt veränderlichen, kronenartigen Lichterscheinung mit verschiedenen wolkigen Gebilden, Einschnitten und leuchtenden Ausstrahlungen. Die Corona konnte bisher weder mittels des Spectroskops enträthselt noch sonst genügend erklärt werden. Fügen wir noch hinzu, daß nach der wohlbegründeten Ansicht des Verfassers unterhalb der Photosphäre das Innere der Sonne im wesentlichen aus einer Gas-

masse von großer Dichte und außerordentlich hoher Temperatur bestehe, so können wir uns, im Vereine mit dem Vorstehenden, ein Bild von dem Bau der Sonne machen: ihre Gesammtmasse ist gasförmig und besteht von innen nach außen fortschreitend aus einem verdichteten glühenden Gaskern, aus der photosphärischen leuchtenden Wolkenhülle, d. i. der sichtbaren Sonnenoberfläche, dann aus der sogenannten „umkehrenden" Sonnenatmosphäre, aus der rothen Chromosphäre sammt Portuberanzen und aus der Corona. Der Verfasser behandelt die zum Verständniß dieser Sonnenconstitution nothwendigen Elemente ebenso ausführlich wie leicht verständlich.

Der Vergleichung der Stärke des Sonnenlichts mit der anderer Lichtquellen, ferner dem Messen der Sonnenwärme mittels der Pyrhelio- oder Actinometer sowie der Frage nach der Ursache der Sonnenhitze ist ein eigenes, sehr interessantes Kapitel gewidmet. Eine dankenswerthe Ergänzung zu letzterm hat in einem Anhange Professor Langley durch einen Bericht über seine bolometrischen Beobachtungen geliefert. Bolometer nennt Langley ein von ihm erfundenes, auf dem Princip der Wheatstone'schen Brücke beruhendes Instrument, welches die geringste Menge strahlender Wärme anzeigt und viel empfindlicher als die allerfeinste Thermosäule ist. Mittels des Bolometers und der nur wenig selectiv absorbirenden Beugungsspectra des Sonnenlichts hat Langley nachgewiesen, daß die Sonne nur einerlei Energie ausstrahle und daß der Unterschied ihrer optischen, thermischen und chemischen Wirkung blos von der Absorption der verschiedenen Mittel, auf welche die Strahlen fallen, herrühre. Langley benutzte auch sein Instrument zur Untersuchung über die auswählende Absorption der Erdatmosphäre hinsichtlich der Solar-Energie und die Bestimmung der Sonnen-Constante. Da wir mit der Besprechung der sehr werthvollen Langley'schen Zugabe an das Ende des Young'schen Buchs gekommen sind, so wollen wir auch diese Anzeige mit der Versicherung schließen, daß jeder desselben Gebildete, welcher Anregung und Belehrung über die bereits gelösten oder noch offenen Fragen und Probleme der Sonnenphysik sucht, sie in diesem Werke in reichlichem Maße finden wird.

3. Handbuch der Klimatologie von Julius Hann. Stuttgart, Engelhorn. 1883. Gr. 8. 15 M.

Eine systematische Darlegung der klimatischen Verhältnisse der ganzen Erde von einem Fachmanne ersten Ranges zu erhalten, war der langgehegte Wunsch nicht blos der Geographen, sondern auch der Meteorologen, Aerzte, Naturforscher und jedes Gebildeten überhaupt, indem ja jeder von diesen allen weiß, welch mächtigen Einfluß der durchschnittliche regelmäßige Verlauf der Witterungserscheinungen, d. i. das Klima, auf das Leben und Gedeihen der Pflanzen, Thiere und Menschen ausübt. Man wird es daher dem Verfasser der vorliegenden Klimalehre Dank wissen, daß er sich dieser schwierigen, aber allerdings auch interessanten Arbeit in so ausgiebigem Grade unterzogen hat. Vor allem ist es nothwendig, die klimatischen Elemente oder Factoren nach ihrem Werthe kennen zu lernen. Hann's Werk beginnt daher mit Vorführung dieser Factoren sowie mit der Belehrung, wie sie behufs einer vergleichenden klimatischen Darstellung aufzunehmen und zu benutzen sind. Der bedeutendste Factor für das Klima ist die Temperatur, sowol in Bezug auf die Luftwärme als auch — im Gegensatze zur Meteorologie — auf die strahlende Wärme; es muß überdies die Bodentemperatur beachtet werden. Dann folgt als zunächst wichtig die atmosphärische Feuchtigkeit in Gasform (besonders die relative Feuchtigkeit) oder als Niederschlag (besonders als Regen); hieran reihen sich die Bewölkung, die Windstärke und Windrichtung, der Luftdruck (klimatisch viel weniger wichtig als in der Meteorologie), die Verdunstung, die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, ihr Ozongehalt und die atmosphärische Elektricität. Zur Erläuterung des über die klimatischen Elemente Vorgetragenen dienen zwei Mustertabellen über die klimatischen Verhältnisse von Wien.

Abgesehen von dieser Einleitung, zerfällt das Werk in die allgemeine und die specielle Klimatologie. Erstere behandelt, vom Standpunkt des causalen Zusammenhangs der klimatischen Factoren, das solare und darauf das tellurisch modificirte Klima nach seinen zwei Hauptformen als Land- und Seeklima und als Gebirgsklima. Obwol dieser Theil seinem Wesen gemäß theoretisch sein muß, baut er sich selbstverständlich doch nur auf Grund der beobachtenden Erfahrung auf, und hierbei sind die besten Quellen bis auf die jüngste Zeit trefflich verwendet. In solcher Weise werden wir bezüglich des solaren oder mathematischen Klimas bekannt mit den Gesetzen der Sonnenstrahlung in Hinsicht auf ihre Vertheilung nach Zeit und Art auf der Erdoberfläche, ihrer jährlichen Periode, ihrer Jahressummen, ihrer Absorption in der Erdatmosphäre, wobei auch schon Langley's neueste Studien (1883) nachträglich berücksichtigt wurden. Das tellurisch modificirte oder physische Klima entspringt zunächst dem verschiedenen Einfluß von Wasser und Land auf die klimatischen Elemente, woraus im allgemeinen für das Klima der oceanischen Inseln und Küsten constantere Temperaturverhältnisse, größere Luftfeuchtigkeit, stärkere Bewölkung und mehr atmosphärische Niederschläge als für das Innere der Festländer sich ergeben. Die Temperaturunterschiede zwischen größern Land- und den benachbarten Wasserflächen bewirken Differenzen im Luftdruck, und diese haben die mannichfaltigen Winde zur Folge, welche wieder die vorhin genannten Factoren des Klimas abändern. Auch die großen Meeresströmungen, welche durch die vorherrschenden Winde entstehen und daher mit ihrer Richtung übereinstimmen (ausgenommen sind nur die warmen Strömungen an der Nordostküste, z. B. der Golfstrom), beeinflussen das Klima. Das Wie und Warum aller dieser hier berührten und analogen Themen erörtert der Verfasser beim ausführlichen Vortrage derselben ebenso klar wie bündig.

Ein sehr großes Verdienst hat sich derselbe durch die eingehende Besprechung und Zusammenfassung der charakteristischen Eigenschaften des Höhenklimas erworben. Wir werden mit den eigenthümlichen Thatsachen des Gebirgsklimas bekannt gemacht, sowie mit den Ursachen, von welchen das letztere abhängt. In mustergültiger Weise sind hier behandelt: die Abnahme des Luftdrucks bei wachsenden Seehöhen, die Zunahme der Sonnenstrahlung und Abnahme der Lufttemperatur mit der Höhe, die Anomalien bezüglich der Zunahme der Lufttemperatur mit der Höhe während der Nacht und bei strengerer Kälte sowie während der Barometermaxima des Winters, die relativ große Bodenwärme auf Bergen, die jährlichen und täglichen Schwankungen der Höhentemperaturen, der Einfluß des Gebirges auf die Feuchtigkeits-, Bewölkungs-, Verdunstungs- und Regenverhältnisse, die obere und untere Schneegrenze, die Gebirgswinde, besonders die ebenso wichtigen wie interessanten Tag- und Nachtwinde der Thäler und der Föhn, schließlich der Schutz gegen die kalten nördlichen Winde durch die Alpen.

Die specielle Klimatologie oder die Klimatographie nimmt als der ausführlich beschreibende Theil der verschiedenen Klimagebiete der Erde den größern Raum des ganzen Werks (zwei Drittel des 764 Seiten starken Bandes) in Anspruch. Die Gruppirung des klimatographischen Stoffs erfolgt im großen und ganzen innerhalb der Eintheilung der Erdoberfläche in die tropische Zone, die beiden gemäßigten Gürtel und die beiden polaren Regionen. Bei der weitern Gliederung der reichen Materie ergaben sich durch Zusammenfassung der verwandten Klimate ausgedehntere Klimagebiete, welche sowol die Uebersicht als auch die Auffassung und spätere Beherrschung des in denselben verarbeiteten Stoffs erleichtern. So z. B. erscheinen in dem Rahmen der nördlichen gemäßigten Zone folgende klimatische Gruppen: die Länder des Mittelmeers inbegriffen die klimatischen Curorte, das atlantische Klimagebiet Europas (West- und Nordwesteuropa), das Klima Mitteleuropas, das Continentalklima des europäischen Rußland und Westsibiriens, das Klima von Ostsibirien, China und Japan, das Klima Nordamerikas zwischen dem Polar- und Wendekreis. In analoge Gruppen zusammengehöriger Klimate zerfallen auch die übrigen Zonen. Wo es nur immer möglich war, wurden die klimatischen Elemente numerisch ausgedrückt und verläßlich berechnete Tabellen beigegeben, von welchen die vielen und vorzüglichen Temperatur- und Regentabellen besonders hervorgehoben sein mögen. Neben der durch vergleichbare Zahlenangaben erzielten Genauigkeit in der Darstellung des Klimas hat der Verfasser aber auch durch Aufnahme naturwahrer Schilderungen des Klimas, wie solche von Reisenden oder andern Kennern des Landes ausgingen, dem Werke eine ausgezeichnete Ergänzung verliehen, indem hierdurch eine richtige Vorstellung von der Physiognomie des Klimas vermittelt wird. Ueberdies bieten auch diese sehr oft eingeflochtenen Klimabilder eine ebenso lehrreiche wie anregende und angenehme Lectüre. Dasselbe läßt sich auch von der „allgemeinen Charakteristik" des Klimas der Hauptzonen berichten, welche der Verfasser am Schlusse der speciellen Darlegung der verschiedenen Klimagruppen, welche jenen untergeordnet sind, in präciser Weise vorträgt. Nach all dem Gesagten bedarf es wol keiner besondern Empfehlung dieses Handbuchs der Klimalehre, um so weniger, als die in der „Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie" erschienenen klimatologischen Monographien des Verfassers längst seine Meisterschaft in Bearbeitung klimatischer Materien dargethan haben.

4. Wetterbriefe. Meteorologische Betrachtungen mit besonderer Bezugnahme auf die periodischen Ueberschwemmungen im Jahre 1882. Von Rudolf Falb. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Diese Schrift führt in ungebundener Form und lebendiger Sprache die wesentlichsten Lehren der Witterungskunde und Wetterprognose vor, nach deren Besprechung der Verfasser den Einfluß des Mondes auf das Wetter behandelt. Letzteres Thema bildet eigentlich den Hauptpunkt des ganzen Werkchens. Es ist nicht das erste mal, daß diese Frage aufgeworfen wird; sie wurzelt vielmehr in einem alten Volksglauben vom Einfluß unsers Satelliten auf das Wetter und steht seit einem Jahrhundert ohne definitive Entscheidung auf der meteorologischen Tagesordnung. Abgesehen von den ersten, wenig stichhaltigen Antworten, welche die Wissenschaft darauf gegeben hat, sind aus späterer Zeit am beachtenswerthesten die Arbeiten (von Bouvard, La Place, Kreil, Eisenlohr u. a.), welche, auf der Massenanziehung des Mondes basirend, eine Flutgröße für die Atmosphäre aus vieljährigen Barometerbeobachtungen zu berechnen suchten — jedoch nahezu ohne Erfolg. Ebenso minimal (Mädler, Buys-Ballot) oder gänzlich in Abrede gestellt erwies sich die Abhängigkeit der Lufttemperatur von den Mondesphasen. Dagegen sollen letztere (nach O. Eisenlohr und Schübler) einen (vielleicht nur für Südwestdeutschland geltenden) Einfluß auf die Windrichtung, Bewölkung und Regenverhältnisse äußern. Im ganzen und großen sind jedoch die meisten Meteorologen der Gegenwart nach den bisherigen Acten nicht geneigt, einen Einfluß des Mondes auf die Witterung zuzugeben. Der Verfasser des vorliegenden Werkchens ist dagegen der Ansicht, daß die Gravitationswirkungen des Mondes sich weder in höhern Barometerständen noch durch die gewöhnlichen Aenderungen des Wetters ausdrücken können, sondern beim günstigen Zusammentreffen der stärkern Flutfactoren (Neu- oder Vollmond, Erdnähe und Aequatorstand vom Mond oder der Sonne) in die Erscheinung treten als mächtige Bewegung der Atmosphäre, wobei verschieden temperirte Luftmassen aufeinandertreffen, und so die Entstehung von Cyklonen, Gewitter und Hagelfällen veranlaßt wird. Da Gewitter im Sommer auch durch andere Ursachen hervorgerufen werden, so eignen sich für die Beweisführung des Verfassers am besten die Wintergewitter. Falb sucht auch seine Flut-

theorie über den Mondeseinfluß auf die Witterung mit den neuen Anschauungen der Meteorologie in Einklang zu bringen und unterstützt seine Hypothese durch eine Chronik der Ueberschwemmungen vom 14. September bis 31. December 1882 mit paralleler Anführung der Flutfactoren, d. i. des jeweiligen Standes von Sonne und Mond gegen die Erde. Ohne Zweifel wird die Anschauung des Verfassers über den Einfluß des Erdtrabanten auf das Wetter in Fachkreisen, trotz mancher pikanten Ausfälle gegen dieselben, unbefangen erwogen und ernst geprüft werden. Mittlerweile mögen die „Wetterbriefe" durch ihren jedenfalls anregenden Inhalt in weitern Kreisen, für die sie wol in erster Linie geschrieben sind, belehrend wirken. Mit diesem Wunsche scheiden wir von dem Buche.

Spielhagen's neuester Roman.

Uhlenhans. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, Staackmann. 1884. 8. 10 M.

Die Romane von Spielhagen haben vor den meisten archäologischen Romanen, die jetzt so beliebt sind, den großen Vorzug, daß sie unterhaltend und spannend sind: ein Vorzug, der nicht blos den Lesern der Leihbibliotheken zugute kommt, sondern der auch vom Standpunkte der Aesthetik aus schwer genug ins Gewicht fällt. Ein langweiliger Roman: das ist eine contradictio in adjecto, das ist ein verfehltes und verpfuschtes, ein unmögliches Product. Und gerade für die mehrbändige Langeweile hat unser Publikum in jüngster Zeit ein so lebhaftes Interesse gezeigt, daß diese Werke im Buchhandel den größten Erfolg davontrugen. Jedes Genre ist erlaubt, außer dem genre ennuyeux, sagt ein französisches Sprichwort; doch das Unerlaubte hat ja auch seinen Reiz; wenn es Mode wird, und wie oft schon hat die Mode das Unmögliche möglich gemacht.

Die neuen Romane Spielhagen's sind allerdings nicht wie seine frühern: „Hammer und Amboß", „In Reih und Glied", „Sturmflut", große Culturgemälde der Gegenwart, die aus einer Reihe concentrischer Kreise bestehen, und deren Mittelpunkt irgendein die Zeit beherrschender Gedanke ist: es sind Familiengeschichten, Charakterbilder, und das gilt von „Uhlenhans", wie es von „Angela" gilt. Grelle Katastrophen, Sensationsmotive, wie der terminus technicus der Kritik ist, fehlen in diesen Romanen nicht; doch die Kritik braucht sich dagegen nicht allzu spröde zu verhalten. Seit uralten Zeiten hat der Roman das Recht behauptet, Ungewöhnliches und Abenteuerliches in seine Handlung zu verweben; es kommt nur darauf an, ob dies in glaubwürdiger Weise geschieht. Das Genie braucht das Handwerkszeug nicht zu verschmähen; das Genie adelt das Metier; freilich kann ein unsicheres Talent auch in die Niederungen das Metiers herabgezogen werden.

Wenn auch „Uhlenhans" nicht an die ersten größern Romane von Spielhagen heranreicht, so ist er doch gelungener als „Angela", schon weil der Hauptheld ein origineller Charakter ist, den man am besten als männliches Aschenbrödel bezeichnen kann, und weil die Handlung des Romans wieder auf dem Boden spielt, auf welchem Spielhagen's Muse vor allem heimisch ist: auf der Insel Rügen, an den Gestaden des Baltischen Meeres.

Baron Hans von Prohn, der Held des Romans, heißt deshalb, wie wir gleich im ersten Kapitel von einem geschwätzigen Wirth erfahren, Uhlenhans (plattdeutsch für Eulenhans), weil er nur ein Auge hat, das heißt, er hat ja wohl zwei, „blos daß er nur auf dem einen sehen kann und das andere nicht zu schließen braucht, wie eine Eule, wenn sie sich die Welt mit einem Auge besehen will. So sagen welche. Andere sagen, weil er so schön ist wie eine Eule und gar nicht so wie die andern Herren, was die Adelichen sind, und auch genug von den Bürgerlichen, sondern immer allein und in sich verloren und still, und manche sagen, es ist hier oben nicht richtig mit ihm". Dieser Cyklop der Insel Rügen, dieser einäugige Sonderling ist nun von einer erstaunlichen Gutmüthigkeit; wir erfahren gleichfalls schon in den ersten Kapiteln, daß er auf einem bäuerlichen Vorwerk wohnt, während er sein Schloß der mit einem schwedischen Kammerherrn verheiratheten Großmutter und einer armen Cousine Hertha eingeräumt, daß er die immensen Schulden seines Bruders Gustav bezahlt hat, der als Offizier in Grünwald stand, wegen jener Schulden den Dienst quittiren mußte, dann auf Reisen ging und seit einem Jahre nichts von sich hören ließ.

Mit der plötzlichen Wiederankunft des Bruders Gustav auf der Insel kommt nun die Handlung des Romans in Fluß. Hertha hat diesen Vetter, einen eleganten und gewandten Welt- und Lebemann, einst geliebt und liebt ihn noch; sie galt für seine Braut; doch gerade am Abend des Tags, an dem Gustav angekommen, soll sie sich mit dem jungen Grafen Axel von Grieben verloben. Dazu ist auf dessen Schloß Griebenitz eine Gesellschaft eingeladen. In dem Augenblick, als die Großmutter und Hertha sich zur Abfahrt rüsten, erscheint Hans bei ihnen mit einem Briefe von Gustav, der seine Ankunft meldet. Hertha weigert sich jetzt, nach Schloß Griebenitz zu fahren, was den Kammerherrn in höchsten Zorn versetzt; doch kaum hat sie den Brief Gustav's an Hans gelesen, in welchem ihrer mit keinem Worte gedacht ist: da bereut sie fast ihre Weigerung; doch zu spät. Die Equipage fährt gerade fort; Hertha hat auf eine glänzende Partie verzichtet.

Inzwischen reitet Hans dem Bruder entgegen. Der Dichter läßt uns einen Blick in die Seele des guten Uhlenhans thun: er liebt Hertha mit einer „heimlichen Liebe, von der niemand nichts weiß"; er liebt sie unglücklich, verzweifelt, sodaß er sich mit Selbstmordgedanken trägt. Den Bruder trifft er auf seinem Vorwerk; derselbe erzählt ihm seine Erlebnisse: er kommt nicht allein zurück, er kommt mit Frau und Kind. Hans sucht sie in Prora auf; doch noch am späten Abend kehrt er zu Hertha zurück, um ihr die unselige Kunde zu bringen.

Der jetzt folgende Auftritt zwischen Hertha und Hans gehört zu den Glanzpartien des Romans: die Kunst des Autors muß ja da den größten Anlauf nehmen, wo es eine Kluft zu überspringen gilt. Hier sind poetische stimmungsvolle Lichter in reichem Maße aufgesetzt:

Wieder irrte sie durch den Garten: jetzt zwischen Beeten, von denen der Duft der Reseda und der Rosen aufstieg in betäubender Süßigkeit; jetzt unter dem niedrigen Dache der verschlungenen Zweige des Laubenganges, in welchem auch der letzte Lichtschimmer erloschen war; jetzt in der hohen Buchenallee, durch deren mächtige Kronen der Nachtwind seufzend strich. Es durchschauerte sie kalt, während ihre Wangen brannten. Sie zog den Shawl dichter um sich und schritt eilig weiter, fiebernd, wilde Träume träumend. Sie sah sich im großen Festsaal von Griebenitz am Arme des schlanken Axel, der glückstrahlend auf sie herabblickte, während sie alle sich herandrängten, gratulirend, Schmeicheleien flüsternd — Hunderte geputzter Damen und Herren im blendenden Schein der Kronenleuchter von der Decke und beim Schalle der Musik vom Orchester über den Säulen, deren Stuckmarmor in dem Lichte der Kandelaber flimmerte. Und eine Donnerstimme ruft: Verrätherin! und all die Herrlichkeit versinkt in finstere, sausende Nacht. Vom Meere her kam es dumpf anschwellend, und rollte jetzt über sie hin. Ein plötzlicher Sturmwind sauste durch die ächzenden, knarrenden Bäume; rings umher raschelte, zischelte, knisterte es. Und jetzt das gleichmäßige Klappern und Trommeln des Regens auf das Laubgewölbe oben, durch dessen Spalten einzelne kalte Tropfen ihr in das glühende Gesicht schlugen. Sie eilte nach dem Hause zurück, über den halbrunden Platz, die Stufen hinauf durch die Glasthür in den Speisesaal, wo zu ihrer Verwunderung auf dem abgeräumten und wieder mit der dunkeln Decke versehenen runden Speisetisch die Lichter an dem dreiarmigen Leuchter noch brannten und in dem starken Luftzug hin und her flackerten, der durch das Oeffnen der Glasthür entstanden war. Denn auch die Thür nach dem Corridor hatte aufgestanden, stand noch auf, und durch dieselbe vernahm sie Stimmen: die der Pahnk und eine gedämpfte männliche. Sie hörte die Pahnk sagen: sie ist oben, einen Augenblick — ich will nur eben die Lichter im Speisesaal austhun. In einem Nu war sie wieder an der Glasthür; die aber hatte sich eingeklemmt; vergebens rüttelte sie daran. Von der andern Seite ertönte ein lauter Schrei; die Pahnk, als sie so plötzlich jemand in dem noch eben leeren Speisesaale sah, hatte ihn ausgestoßen und schrie nochmals, da sie ihre junge Herrin erkannte. In dem Momente erschien auf der Schwelle hinter ihr eine große Mannsgestalt. Gustav! rief Hertha in jauchzender Lust, sich der Gestalt entgegenstürzend. Und zuckte schon ganz in der Nähe derselben, wie vom Blitz getroffen, zurück. „Du bist es? Du!" — „Ja, ich!" sagte Hans, indem er sie mit seinem traurigen Blick mitleidsvoll ansah und zugleich der Pahnk winkte, den Saal zu verlassen.

Von Hans hört sie, daß Gustav nicht allein zurückgekommen ist, und alles, was dieser dem Bruder erzählt hatte. Hertha eilte hinaus verzweifelt in der Nacht und dem Sturm, Hans ihr nach, er ereilte sie und trug sie mit starken Armen ins Schloß zurück. Er legte sie auf den Divan, schloß die Thür.

Dann war er wieder bei ihr, die halb ohnmächtig in die Kissen zurückgelehnt lag, an ihrer Seite kniend, nicht wagend, auch nur die schlanken Fingerspitzen der geliebten Gestalt zu berühren, nur immer in das bleiche Antlitz starrend, meinend, es sei ja besser für sie und für ihn, wenn die langen, schmerzhaft zuckenden Wimpern über den festgeschlossenen Augen sich nie wieder heben möchten, und doch voll wonnigen Dankgefühls, als nun in den vielgeliebten Augen ein unsicheres Licht aufflackerte, um alsbald wieder hinter einem feuchten Schleier zu verlöschen. „Warum willst du mich nicht sterben lassen, Hans?" — „Weil ich nicht leben kann ohne dich." Ein tödlicher Schrecken fuhr ihm durch Mark und Bein, als er sich bewußt wurde, daß er es laut gesagt, daß sie es gehört, verstanden hatte. Denn von ihren Augen war plötzlich der feuchte Schleier fortgezogen, und die großen, seltsam glänzenden schauten auf ihn mit einem Blicke, vor dem er hätte in die Erde sinken mögen. Ein dumpfes Stöhnen rang sich aus der Brust des Gefolterten. Mit Aufbieten seiner ganzen Kraft hob er sich von den Knien und taumelte rückwärts gegen den Tisch, an dem er sich festhielt, um nicht zusammenzubrechen. Sind so Sekunden oder Minuten vergangen — er weiß es nicht. Er fühlt nur, daß die seltsame Schwäche, die er in seinem Leben nicht empfunden, vorübergeht. Es wird ihm schon noch aus dem Zimmer tragen. Gesenkten Hauptes, ohne die Augen vom Boden zu erheben, schreitet er langsam nach der Thür. Fast schon hat er sie erreicht, als er ein Geräusch hinter sich vernimmt und es alsbald an ihm vorbeigleitet und vor ihm ist. Es stockt sein Fuß, er hebt die Augen nur so weit, daß er mit einem flehenden Blick ihr in die Augen sehen kann: „Laß mich fort um Gottes Barmherzigkeit!" Und, barmherziger Gott, was ist das! Ihre Augen flammten nicht in Zorn und Hohn, sie schimmern von einem milden, gütigen Licht — „Hans!" Das Herz steht ihm still in der Brust, als er jetzt ihre beiden Hände auf seinen Schultern fühlt. „Hans, du kannst nicht leben ohne mich, so laß mich denn von jetzt an für dich leben, nur für dich — als deine verlobte Braut — dein Weib — morgen — wenn du willst — so wahr mir Gott helfe, dir helfe — uns beiden — du guter Hans!" Haben ihre Hände, hinauf gleitend, sich um seinen Nacken geschlungen — hat er die süße Gestalt in den Armen gehalten — die schwebende, ätherische Wonne ihres Kusses auf seinen Lippen gefühlt — ist alles nur ein Traum des Paradieses gewesen — Hans weiß es nicht, als er jetzt dasteht, allein, während auf der Thür, durch die sie entschwunden, im Flackerlicht der letzten Kerze sein Schatten auf- und niederschwankt.

Es ist ohne Frage ein psychologischer Saltomortale, was Hertha hier aus dépit amoureux oder faute de mieux thut; doch wer wird die Möglichkeit eines solchen Saltomortale beweiskräftig leugnen können? Dagegen haben wir gegen die sehr lebhafte Exposition einen andern Einwand: sie eilt zu früh zu einer Katastrophe, welche für den ganzen Roman entscheidend ist, und bis zur Schlußkatastrophe hat die Handlung nicht wieder einen so bedeutenden Einschnitt: wir können hierin nur eine der Oekonomie des Ganzen schädliche Ueberstürzung sehen. Der Roman beginnt gleichsam mit einer abgeschlossenen Novelle, deren Fäden nur weiter auseinandergefasert werden.

Die Handlung spielt nicht in der neuesten Zeit, sondern zur Zeit der griechischen Insurrection, an welcher sich Baron Gustav in einer Anwandlung von Byron'schem Philhellenismus betheiligt hat. Dadurch kommt ein romantischer Zug in das pommersche Familiengemälde: wie mit goldenen Zauberfäden verknüpft des Dichters Erfindung die Inseln des Jonischen Meeres mit denen des Baltischen. Dieser Phantasieflug mit seinen weit hinausreichenden abenteuerlichen Verwickelungen gibt zwar dem beschränkten Leben und Treiben auf der Insel weitere Perspectiven, aber er steht nicht in vollem Einklang mit der oft sehr realistischen Darstellung. Gustav hat auf der Insel Tino ein schönes Mädchen kennen gelernt, dasselbe bethört, einem frühern Geliebten, Valianos, untreu gemacht, entführt und sich im fremden Lande vor einem katholischen Priester mit ihr vermählt. Das Mädchen, Isäa, war die Tochter des großen Kaufmanns Andreas Kolokotronis, und Gustav glaubte eine höchst glänzende Partie zu machen. Doch acht Tage nach Gustav's Flucht wurde diesem Kaufmann sein ganzes Hab und Gut confiscirt, weil er „freien Handel" getrieben wie seine Väter, also ein großartiger Steuerdefraudant war. So war Gustav's Weib Isäa arm geworden, wie er selbst; doch er scheute sich nicht, einen andern Trumpf zu ihren Gunsten auszuspielen, um sie mit einem großen Eclat in den Kreis ihrer Verwandten einführen zu können. Gleichzeitig mit Andreas Kolokotronis wurde Theodor Kolokotronis, der Fürst von Morea, der Held von Kleonä, einer der gefeiertsten griechischen Freiheitskämpfer, verhaftet, und Gustav gab, durch ein kleines Quidproquo, das ihn weiter nicht sehr genirte, seine Frau für die Tochter dieses Fürsten aus. Eine Fürstin . . . das mußte der aristokratischen Welt der Insel imponiren. Diesen Mythos mit farbenreicher Ausschmückung erzählte Gustav auch seinem Bruder Hans, und dieser seiner Cousine Hertha an dem entscheidenden Abend. Alle diese Enthüllungen und Fälschungen spielen noch im Bereiche der ersten Kapitel des Romans, der nun nach dieser bewegten und stürmischen Introduction in eine bei weitem langsamere Gangart verfällt.

Gustav und Isäa ziehen ins Schloß ein; die letztere, ein schönes Weib, ist eine der geriebensten und gewissenlosesten Koketten, die je in deutschen Romanen ihr Wesen getrieben haben. Graf Axel Grieben, der sich mit Hertha hatte verloben sollen, wird ihr leidenschaftlicher Courmacher. Zugleich ist aber auch der Fürst Prora ein warmer Verehrer der gefeierten griechischen Fürstin geworden, welche in den Salons der Insel Triumphe feiert. Gustav sieht, daß ihn seine Frau verräth; es kümmert ihn zunächst wenig, da die alte Liebe zu Hertha wieder in seinem Herzen erwacht ist. Um Hans von Hertha zu trennen, gibt ein anderes in die Handlung verwebtes Abenteuer Anlaß. Graf Axel Grieben hat eines Bauern Tochter, Hanna, verführt: der gute Eulenhans rettet sie vom Selbstmorde, nimmt sich ihrer an, bringt sie unter; natürlich bezeichnet das Gerede der Menschen ihn als den Verführer, und Gustav zögert nicht, gegen besseres Wissen, ihn auch bei Hertha als solchen anzuklagen. Bei der Nachhausefahrt von einer Gesellschaft beim Fürsten Prora haben es Axel und Gustav so einzurichten gewußt, daß Pferd und Wagen in den Sand gerathen, daß Isäa und Hertha aussteigen müssen; Gustav benutzt die Gelegenheit zu einer glühenden Liebeserklärung an Hertha, wobei er zugleich die erwähnte Anklage gegen Hans vorbringt. Hans belauscht im Dünnhafer diesen grenzenlosen Verrath seines Bruders, dem er so viel Gutes gethan . . . und sein ganzes Wesen wird gleichsam aus seinen Fugen geworfen.

Doch auch noch eine andere Katastrophe ist eingetreten: das Kartenhaus des Schwindels ist zusammengestürzt, das hellenische Märchen hat sich in Duft aufgelöst. Dazu bedarf der Dichter allerdings eines deus ex machina, eines Barons Carlo von Lilien, der seiner Gesundheit wegen im Süden reist und sorgfältige Tagebücher führt. Dieser, ein Pflegesohn des Fürsten, kommt nach Rügen zurück und erkennt Isäa und Gustav, die er in Tino, auf der Seereise und mehrfach später gesehen. Während man der schönen Griechin Glück dazu wünscht, daß ihr Vater, der griechische Fürst, endlich freigelassen wurde, enthüllt Carlo dem Fürsten auf Rügen das Geheimniß, daß sie gar nicht die Tochter eines Fürsten ist. Dadurch ist sie und mit ihr Gustav für die Gesellschaft unmöglich geworden. Am nächsten Tage zeigt sich Hans nicht . . . er ist verschollen. Auf seinem Schlosse wird trotzdem eine Gesellschaft gegeben . . . und nun . . . unter Donner und Blitz schlägt die heulende Windsbraut der Spielhagen'schen Romantik ihren flatternden Mantel um seine Helden. Isäa ist mit Graf Axel entflohen; Gustav stürzt hinaus, ihr nach; nun trifft er auf Hans, der den Tag über einsam umgeirrt ist mit den Gedanken eines Kain, bis zuletzt in sein gutes Herz wieder der Friede eingezogen. Da tritt eine explosive Wendung der Handlung ein, wie sie der sterbende Bauer Prebrow erzählt, der mit dem Griechen Valianos Schmuggel trieb und gerade an jener Stelle die Steuerboote mit ihm belauerte:

Das Steuerboot hielt auf den Strand zu; doch mochte noch immer eine Viertelstunde vergehen, bis sie gelandet sein konnten. Ich lief hinauf, Valianos zu warnen. In dem Augenblicke kam's von der andern Seite durch das Unterholz; wir dachten, es wären welche aus einem zweiten Boot, das wir nicht bemerkt hätten. Aber es war nur ein Mann: Baron Hans. Ich erkannte ihn genau in dem Lichte eines Blitzes, der ein paar Secunden dauerte, und sah, daß sein Gang schwer und schleppend war, als wäre er sehr ermüdet. Auch warf er sich alsbald auf die Bank, die da steht, und dann hörte ich ihn laut stöhnen und weinen. Es schnitt mir ins Herz, obgleich ich ihm damals noch gram war und nicht wußte, warum er so weinte; hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken; denn jetzt kam's die Steinstufen und den Kiesweg aus dem Park herauf, wie einer, der ums Leben rennt. Er hatte es natürlich auch gehört und war aufgesprungen und schrie: Gustav! und noch einmal: Gustav, ich bin's! nun ist alles wieder gut! Das klang wie ein Freudenschrei. Der andere schrie auch: Du! du! aber das gellte, wie wenn ein Schweißhund auf der Fährte lautgibt: „Läufst du mir wieder über den Weg, ver-

fluchter Schleicher? ich will Ruhe vor dir haben." Da knallt's, und in dem Pulverblitz sehe ich sein verzerrtes Gesicht und seine Augen, die funkelten vor Wuth. Aber Baron Hans war nicht getroffen, wenigstens stand er aufrecht da, als der andere die Pistole fallen läßt und ihm an die Kehle springt wie ein wildes Thier. Nun war's ein Keuchen, Stampfen und Ringen in der Dunkelheit, aber Baron Hans hat doppelt und dreifach des andern Kraft, und lag denn der schon auf dem Rücken, Baron Hans kniete auf ihm und hielt ihn an der Kehle. Drück' zu, dachte ich; es geschieht ihm recht. Auf einmal schnellt er in die Höhe, hilft auch dem Gustav wieder auf die Beine und sagt zu ihm: „Du sollst Ruhe vor mir haben, Gustav; ich gehe von hier fort — auf immer." — „Nimm das mit auf den Weg!" schreit der, und — ich hab's in einem neuen Blitze deutlich gesehen, wie am helllichten Tage — und langt nach der Erde und schleudert ihm die Pistole an den Kopf, auf zwei oder drei Schritte Entfernung mit aller Kraft, und Baron Hans stürzt hin wie ein Todter. Da war's mir, als wär's mein Sohn und es hätt' ihn mir einer vor den Augen todtgeschlagen. Und dachte den Teufel an die Grünröcke und heraus aus dem Gestrüpp und packe den Mordbuben an der Kehle; hab' ihn auch schon beinahe nieder, trotzdem er sich wie ein Verzweifelter wehrte; da ist's in meiner Brust, als wenn etwas entzwei reißt; ich muß ihn loslassen und denk': jetzt geht's an dich, denn ich hatt' den Valianos schier vergessen in meiner Rage. Der aber hat nur auf einen Moment gelauert, wo er an ihn konnte, und schießt ihm aufs Blatt, daß er hoch aufspringt und hinschlägt wie ein Baumstamm. Ich hätt' nun gern nach Baron Hans gesehen, aber es ging nicht mehr. Sie kamen vom Strande herauf — von derselben Seite, von der Baron Hans gekommen: wir konnten eben nur noch zu dem Wagen, wobei mich der Grieche halb hat tragen müssen.

Hans schwerverwundet, erblindet und wird als Brudermörder angeklagt; erst diese Aussage sichert ihm die Freiheit; doch es ist zu spät. Er ist ein Mann des Todes und stirbt, als er das Volk, das ihn befreien will, von so gefährlichem Thun abmahnt. Isäa ist nach England entflohen, hat dort ihren Axel laufen lassen und einen reichen englischen Herzog gekapert. Der arme gute Hans geht zu Grunde ... die Schwindlerin Isäa lebt in Glück und Wonne ... das ist der Lauf der Welt.

Mußte die Handlung einen tragischen Schluß haben? Entwickelt sich dieser Schluß mit Nothwendigkeit aus ihren Voraussetzungen? Ist Spielhagen's Muse nicht grausam ohne Noth? Es sind dies wohl aufzuwerfende Fragen; namentlich aber wird diese letzte gewaltthätige Begegnung der beiden Brüder gerechte Bedenken erregen. Was versetzt denn Gustav in solche Berserkerwuth, daß er auf Hans, der ihm begegnet, die Pistole abfeuert? Hat er doch den Bruder lange Zeit vergeblich und ängstlich gesucht. Daß Hans an der Entführung seiner Frau keinen Antheil haben konnte, das wußte er: warum daher dies sinnlose Attentat, die ganze Kainsscene? In Sachen Gustav's contra Hans mochte es wol genügen, daß der erstere seinem Bruder schon in der Jugend das eine Auge ausgeschossen hatte: es bedurfte nicht einer zweiten greulichen Missethat, der auch das andere zum Opfer fiel. Die ganze Katastrophe ist so grell wie die in „Platt Land" und erinnert auch dadurch an diese, daß bei einem bedenklichen Kampfe zwischen zwei Gegnern durch die rächende Kugel eines Dritten, der im Hintergrunde lauert, der Knoten gelöst wird.

Spielhagen's Erzählungsweise ist bekannt; sie ist durchaus lebendig und in den Hauptscenen von einer gewissen dramatischen Verve. Dafür macht er in den Nebenscenen dem epischen Stil, als dessen kritischer Rhapsode er jüngst aufgetreten ist, Zugeständnisse, die wir nicht durchweg billigen können. Wir meinen, alle objective anschauliche Darstellung kann nicht die Schilderung des gänzlich Gleichgültigen und Bedeutungslosen rechtfertigen; wir verfallen dadurch in die realistische Langeweile, besonders wenn nicht ein Reflex des Humors auf diese Niederländereien fällt. So wird uns das ganze Gebahren des Wirths Clas Wenhak in Prora mit einer Ausführlichkeit erzählt, die kaum durch das Interesse gerechtfertigt wird, das wir diesen wirthschaftlichen Angelegenheiten zuwenden:

Clas setzte den Teller, an welchem er wischte, eilig nieder, er hatte hinter sich die Thür gehen hören, der Herr war hereingetreten. Clas eilte ihm entgegen. Das Abendessen werde gleich fertig sein, der Herr würde freilich fürlieb nehmen müssen; es sei noch etwas früh im Jahre, der Herr sozusagen der erste Gast — Badegast, meine er.... Clas hatte die Schüssel, die ihm Stine bis an die Thür entgegengebracht, auf den Tisch gesetzt; der Herr, der unterdessen am offenen Fenster gestanden und hinausgeblickt hatte, wendete sich, nahm aber nicht Platz, sondern ging an dem gedeckten Tische vorbei bis an die Wand gegenüber... Clas war mit dem Zusammenräumen der Sachen fertig und trat zurück an den Tisch zu seinem Gaste, der bereits wieder Platz genommen hatte und sich eben ein Glas einschenkte. Dabei klirrte die Flasche ein paarmal heftig gegen das Glas, und der Rothwein floß auf das Tischtuch, ohne daß der Herr es zu merken schien u. s. f.

Die Balgerei zwischen Stine und der alten Zoë erinnert an eine ähnliche Scene in Gotthelf's Dorfgeschichten: nur geht Spielhagen in homerischer Naivetät nicht so weit wie Gotthelf und erspart uns die Düngergrube, in welche dieser eine seiner Kämpferinnen hinunterstoßen läßt.

Eine neue Eigenthümlichkeit Spielhagen'scher Schilderungsweise besteht in der Wiedergabe aphoristischer Salongespräche ohne Bezeichnung der redenden Personen; es wird gleichsam das ganze Gesumme der Conversation im poetischen Telephon aufgefangen. Die Gruppe um Frau Baronin Nadelitz gibt folgende summarische Lebensäußerungen:

Es war ein Hauptspaß, wie er fortwährend um sie herum war, und sie ihn niemals sah! — Da eben wieder! — Wo denn? — Da in der Ecke — sie sitzt mit Hertha und scheint die Verlassene zu trösten. Sehen Sie, Axel macht seinen tiefsten Diener hinter dem Rücken der Comtesse, die sich schon wieder zu Hertha gewandt hat. — Das heißt: er hat sie zu Tisch führen wollen und sich einen Korb geholt. — Augenscheinlich! à propros: zu Tisch! ich dächte es wäre endlich Zeit! — Wo wird denn gegessen werden? — In den Kabinets, die nach dem Garten liegen; lauter kleine Tische! — Aha! wie gestern bei Durchlauchts! — Aber hoffentlich ein bischen luftiger. — Da werden eben die Thüren aufgemacht. — Darf ich Ihnen den Arm bieten, meine Gnädige? — Sehr obligirt! Sind Sie engagirt, liebe Eveline? — Nein. — Ich wollte eben die Gnädige darum bitten! — Das ist ja prächtig. Wir vier bleiben natürlich zusammen. — Und

bilden eine scharfe Ecke! — Fi donc, Baron! — Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung der Damen, selbstverständlich! — Die Ihnen nicht gewährt werden wird! — Nous verrons! —

Bei öfterer Wiederholung macht dieses anonyme Salongeschwätz doch einen etwas manierirten Eindruck. Auch fehlen dem Stil sonst nicht gewisse stereotype Wendungen, und nicht immer ist der Periodenbau ein flüssiger. Wo sich aber die Darstellung erwärmt, da hat sie immer schönen Schwung und ein echt poetischer Duft schwebt über ihr. Auch die Charakterzeichnung verdient alles Lob: die beiden feindlichen Brüder, das Aschenbrödel Hans mit seinem engen, aber innigen Gemüthsleben, und der Weltmann Gustav mit seinem verbrecherischen Leichtsinn sind scharf contrastirt; der alte Kammerherr und seine Frau köstliche Cabinetsstücke; der schwärmerische Carlo von Lilien, der Don Juan Graf Axel, Isäa, die schöne Hetäre ... denn das ist Gustav's griechische Frau ... der Fürst feingezeichnete Charakterbilder; ebenso die Männer des Volks, die Deutschen und Griechen; die prächtige griechische Hexe Zoë, das gemüthliche pommersche Dienstpersonal in Stall und Küche. Die einzige Gestalt, deren psychologische Sprünge nicht recht einleuchtend sind, ist Hertha, die mit zwei Brüdern wechselt wie eine Tibetanerin und dabei nahe daran ist, den Grafen Axel zu heirathen.

Trotz kleiner Ausstellungen bietet auch dieser Roman Spielhagen's eine interessante und fesselnde Lektüre: es ist keiner jener epischen Schlafwagen, in denen man von einer Station der Weltgeschichte zur andern fährt, wie auf dem endlosen Bummelzuge der jetzigen archäologischen Romane; denn der Dichter sorgt dafür, daß man die Augen immer offen hält und den Bildern unsers modernen Lebens mit Antheil folgt.

Rudolf von Gottschall.

Zur deutsch-amerikanischen Literatur.

1. Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Culturbilder von Karl Knortz. Mit dem Bildnisse James A. Garfield's. Leipzig, Schlicke. 1882. 8. 6 M.
2. Shakspeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie von Karl Knortz. Berlin, Th. Hofmann. 1882. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei ins Deutsche übertragen von Karl Knortz. Leipzig, Wartig's Verlag. 1883. 8. 2 M. 70 Pf.
4. Swabian Stories. Von Theodor Tilton. Newyork, Worthington. 1882. 8. 7 M.

Die nordamerikanische Union hat nur wenige deutsch-amerikanische Adoptivbürger aufzuweisen, die mit solchem Eifer literarisch thätig sind, wie Karl Knortz, ein geborener Rheinpreuße, der seit nahezu 20 Jahren in den Vereinigten Staaten lebt und sich auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans als Schriftsteller einen achtungswerthen Namen erworben hat. Auch in den vorstehend genannten Schriften zeigt sich Knortz als ein gründlicher Kenner der nordamerikanischen Zustände, der zugleich wohl vertraut ist mit der Geschichte und der Literatur seines Adoptivvaterlandes.

Was nun zunächst das Buch „Aus der transatlantischen Gesellschaft" (Nr. 1) anbetrifft, so enthält dasselbe funfzehn verschiedene Aufsätze, die vorzugsweise geschichtliche, sociale und literarische Fragen behandeln. In dem Aufsatze, „Deutsche Sprache und Deutschthum in Amerika" betitelt, bespricht der Verfasser das Verhältniß des Deutschthums zum Amerikanerthum und kommt, im Gegensatz zu andern Autoren, zu dem Resultate, daß es mit dem Aussterben des Deutschthums in den Vereinigten Staaten, so viele Hindernisse sich auch seiner Entwickelung entgegenstellen mögen, noch gute Wege habe. Er sagt unter anderm:

> Die Amerikaner haben bereitwillig unsere Lieder und unsere Turnerei angenommen und ihrem Schulwesen einverleibt, ja ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, wo auch das letzte Bollwerk schwindet und man Hand in Hand geht, um Bildung zu verbreiten und der deutschen Sprache auch in den Schulen eine Stätte einzuräumen, wo man sie ihr bisjetzt vielfach hartnäckig verweigerte. Deutsches Wissen ist eine Großmacht ersten Ranges geworden, und unsere Aufgabe dahier in dieser kosmopolitischen Republik ist es, die Vermittler dieses Wissens zu bilden. Unsere deutsche Sprache gewinnt von Jahr zu Jahr an Terrain; schon Benjamin Franklin druckte deutsche Bücher, aber nur für das religiöse Bedürfniß der damaligen Einwanderer: jetzt aber veröffentlichen amerikanische Verleger die deutschen Classiker mit guten kritischen Erklärungen, und die Studenten von Harvard-College müssen Kant und Schopenhauer in der Originalsprache lesen. So nähern sich uns die Amerikaner, und wenn wir Deutschen nur in Haus und Schule unsere Schuldigkeit thun, so sind wir geborgen und der Bestand der deutschen Sprache dahier ist gesichert.

Wir wollen wünschen, daß diese Anschauung von Knortz nicht zu rosig gefärbt ist. Im übrigen dienen auch die deutschen Sonntagsschulen in Amerika, denen der Autor ein eigenes Kapitel widmet, dazu, die deutsche Sprache zu erhalten und zu pflegen. Zu den Aufsätzen, welche sociale Fragen behandeln, gehören folgende: „Die Frauenfrage in Amerika", „Das amerikanische Temperenzwesen", „Die communistischen Ansiedelungen der Deutschen in Amerika", „Ein Tag unter Verbrechern", „Ein Sonntag in Economy", „Die Blindenheilanstalt in Indianapolis"; geschichtlichen Inhalts sind die Artikel: „Deutsche Söldlinge im amerikanischen Unabhängigkeitskriege", „James A. Garfield" und „Die vorhistorischen Alterthümer des Ohio- und Mississippithals". Beachtenswerth ist, was der Autor über die „Sintflutsagen in Amerika" und die „Sekte der Zitterer" mittheilt. Von besonderm Interesse endlich sind die beiden Aufsätze „Mein erster Besuch bei Longfellow" und „Niklas Müller". Auch Niklas Müller, ein geborener Würtemberger, zählt zu den infolge der achtundvierziger Jahre nach Amerika ausgewanderten Deut-

schen; er gehört der schwäbischen Dichterschule an und war mit Gustav Schwab eng befreundet. Müller hat verschiedene Gedichtsammlungen herausgegeben; wie sehr er an seinem alten Vaterlande hing, das zeigt unter anderm der kleine Liederkranz, den er während des letzten deutsch-französischen Kriegs unter dem Titel „Frische Blätter auf die Wunden deutscher Krieger" herausgab. Der Verfasser theilt verschiedene Gedichte von Müller mit, die eine tiefe Gefühlsinnigkeit und sinnvolle Betrachtung der Natur verrathen.

In der Broschüre „Shakspeare in Amerika" (Nr. 2) schildert Knortz das hohe Ansehen und den gewaltigen Einfluß, deren sich der große englische Dichter bei den sonst so praktischen Amerikanern erfreut. Selbst die Geistlichen, besonders diejenigen, welche einer liberalen Richtung angehören, huldigen dem Genius Shakspeare's und tragen zu dessen Popularisirung bei. So erklärte z. B. James M. Hoppie, Professor der Theologie am Yale-College, in seinem Werke „The Office and Work of the Christian Ministry" (Neuyork 1879), „daß, wer sich in seinen Predigten einer gewählten Sprache bedienen wolle, erst bei Shakspeare in die Schule gehen und dafür lieber etwas weniger Latein und Griechisch lernen solle".

In seinen „Amerikanischen Gedichten der Neuzeit" (Nr. 3), die ziemlich frei ins Deutsche übertragen sind, bietet uns Knortz Uebersetzungsproben aus den Werken von nicht weniger als 44 verschiedenen amerikanischen Dichtern und Dichterinnen. Es ist nicht zu leugnen, daß manche dieser Dichtungen nur einen geringen poetischen Werth haben; dies darf uns aber nicht hindern, dem Autor dafür dankbar zu sein, daß er in so reicher Auswahl dem deutschen Lesepublikum die Früchte der amerikanischen Poesie darbot. Zu den bessern Gedichten dürften „Des Emigranten Erzählung" von J. T. Trowbridge und „Des Königs Ring" von Theodor Tilton gehören.

Zum Schluß weisen wir noch auf eine Gedichtsammlung von Theodor Tilton hin, die den Titel „Swabian Stories" (Nr. 4) trägt. Tilton ist ein enthusiastischer Verehrer der deutschen Literatur, deren Studium eine Zeit lang seine ausschließliche Lieblingsbeschäftigung bildete. Die Uebersetzungsproben, welche er von deutschen Gedichten in seinem Buche „Thou and I" geliefert hat, beweisen, daß er in hohem Maße die Gabe besitzt, den poetischen Schönheiten des deutschen Originals in der englischen Sprache gerecht zu werden. Wie uns Karl Knortz gelegentlich mittheilt, dürfte Tilton über kurz oder lang eine Sammlung deutscher Gedichte in englischer Uebertragung veröffentlichen; sein Lieblingsdichter ist Goethe, dessen lyrische Dichtungen er für das Höchste hält, was jemals auf diesem Gebiete geschaffen worden ist. Die genannte Gedichtsammlung, „Swabian Stories", enthält 18 Balladen und Romanzen, die fast sämmtlich schwäbische Sagen und Erzählungen dichterisch behandeln. Zu den bessern der bezeichneten Gedichte möchten wir folgende zählen: „The Silver Bell of Stuttgart", „The Romance of Rothenburg", „The Fate of Frischlin", „Charlemagne and Hildegard", „The King's Woger" und „The Minnesinger's Wife"; wir lassen die letzten drei Strophen des zuletzt genannten Gedichts hier im Original folgen:

She is so fair, she is so wise,
She is so pure in thought,
She seems an angel of the skies
Whom I have heared and caught.

She loves me with a love so true
It never can be told, —
A love like love when love was new,
Before the earth grew old.

O never yet such lovers were,
And nevermore shall be,
For I am all the world to her,
She all the world to me!

Die tiefe Innigkeit des Gefühls, welche sich in diesen Strophen ausspricht, und die erhabene Einfachheit der Sprache kennzeichnen den echten Dichter. Die Vorrede aber und die erklärenden Noten, welche den „Swabian Stories" beigegeben sind, bekunden fast noch mehr als die Gedichte selbst, die Liebe und die Begeisterung, welche Tilton für das Schwabenland und für dessen Geschichte und Literatur empfindet. Er hatte vor mehrern Jahren seine beiden talentvollen Töchter auf das Conservatorium nach Stuttgart gesandt; dort hatten sich dieselben verheirathet, und zwar die eine mit einem Engländer, der in London seinen Wohnsitz hat, und die andere mit einem Amerikaner, der in Stuttgart sein Domicil aufschlug. Ein längerer Besuch ließ den Vater Land und Leute von Würtemberg näher kennen und lieben lernen, und so entstanden die „Swabian Stories", in denen trotz der englischen Sprache ein echt deutscher Sinn vorwaltet.

Rudolf Doehn.

Poetische Sammlungen.

1. Am Meeresstrande. Deutsche Seegedichte, gesammelt und ausgewählt von Otto Lingau. Paderborn, F. Schöningh. 1882. 16. 1 M. 50 Pf.

Eine Anthologie, zu deren Lobe sich kaum etwas anderes anführen läßt als die geschmackvolle Ausstattung, welche ihr der Verleger gegeben. Wäre der Sammler mit mehr Gründlichkeit und Sorgfalt zu Werke gegangen, so würde man dies Album „deutscher Seegedichte" als einen Beweis dafür nehmen können, daß unsere Literatur nennenswerthe Poesien dieser Gattung überhaupt nicht

aufzuweisen hat, und die Sammlung hätte alsdann immerhin einen gewissen negativen Werth. In der vorliegenden Gestalt aber gibt sie nur Zeugniß dafür, daß die Sucht Unberufener, auf möglichst bequeme und mühelose Weise Bücher zu machen, zu allerlei Verirrungen führen kann. Für die Aufnahme in die Anthologie war dem Sammler jedes Gedicht geeignet, das an irgendeiner Stelle — und wäre es auch noch so beiläufig — die Wörtlein „Meer", „See" oder „Fluß" aufzuweisen hat, und es wird manchen unserer modernen Lyriker nicht wenig amüsiren, seine Poesien hier als „Seegedichte" wiederzufinden, nur weil er das Auge seiner Geliebten unter anderm auch mit einem See oder die Unruhe seines Herzens mit dem Wogen des Meeres verglichen hat. Wo der Sammler bisher unbekannte Autoren citirt, bringt er zumeist Mittelmäßiges oder gar Unreifes; Verse wie:

Endlos in ihr nur entdeck' ich
Lautlos Schweigen, endlos Grau,
Drinnen ich, ein kleines Fünklein,
Schwimm', ein Schiff auf Meeresau'! —

in dem Gedicht „Auf der See" von W. Junkmann, oder wie das Gedicht „Auflösung" von L. Follen, gereichen selbst einer Sammlung wie der vorliegenden, noch zur Unzierde.

2. Aus Neisses Vorzeit. Humoristische Dichtungen von Julius Zastra. Neisse, Graveur. 12. 1 M. 50 Pf.

Es ist der breite harmlose Humor der Bierstube, der aus diesen fünf, für ihre schwachen Pointen gar zu lang gerathenen Gedichten spricht. Am behaglichen Stammtisch in Neisse werden sie vielleicht noch auf spätere Generationen ihre belustigende Wirkung üben; außerhalb des Weichbildes dieser guten Stadt aber, wo man die Fülle localer Anspielungen nicht mehr versteht, wird man kaum geneigt sein, Herrn Trau oder Herrn Spieß je zwanzig Seiten hindurch auf dem Fürstenball oder im Dampfbade Gesellschaft zu leisten, um so weniger, als diese biedern Philister einen wahrhaft erstickenden Dunstkreis von Langeweile um sich verbreiten. Die Verse selbst sind zumeist glatt und wohlgelungen, wennschon sie an Trivialität großentheils kaum übertroffen werden können. Wie poetisch klingen z. B. die folgenden:

Die Damen unterdessen nach eingenomm'nem Mahle
Verfügen sich allmählich nach dem großen Saale;
Doch Trau, der unterhielt sich, das ist sein Element,
Mit dem Postdirector und dem Superintendent.

Wen sollte da noch nach weitern Proben verlangen!

Reinhold Ortmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es liegen uns eine Anzahl Luther-Schriften vor, welche wir in zusammenfaßter Form hier zur Anzeige bringen wollen. Ein Probeheft von „Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin für ihre Schulen zum 10. November 1883" von Max Lenz (Berlin, Gaertner) reicht bis zum Jahre 1525 und läßt auf ein hervorragendes Werk unter den vielen Luther-Biographien schließen. Allerdings ist es nur für „reifere Schüler" geeignet und kein eigentliches Volksbuch; die gestellte Aufgabe aber, Luther's Wesen und Wirken historisch zu begreifen, hat es trefflich gelöst. Ebenso weisen wir ganz besonders hin auf eine in Herrosé's Verlag in Wittenberg erschienene Festschrift: „Luther's musikalische Bedeutung und Wirksamkeit" von C. Stein. Der Verfasser beherrscht nicht blos die ganze einschlagende Literatur, sondern gibt auch eigene Quellenforschung und gewiegtes Urtheil. Seine Arbeit ist eine willkommene Ergänzung der zahlreichen Charakteristiken Luther's und läßt die musikalische Bedeutung Luther's so klar heraustreten, wie uns dies sonst nirgends begegnet ist. „Luther-Lieder" von Georg Lösche (Halle, Strien) bilden ein Heftchen von 12 Liedern, in welchen der Verfasser das Leben Luther's nach seinen wichtigsten Momenten besingt. Für die untersten Schichten des Volks, welche ohne alle Kritik lesen, gewiß recht brauchbar. In „Hundert Sprüche Luther's zum Alten Testament. Aus den Originaldrucken ausgewählt und mit erläuternden Zusätzen begleitet von Friedrich Latendorf" (Rostock, Hinstorff) gibt der Herausgeber Aussprüche Luther's allemal in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung; wozu diese Häufung dienen soll, ist uns nicht recht ersichtlich geworden. Für Gelehrte mag sein Auszug für gewisse Zwecke werthvoll sein, doch werden auch diese ein bestimmtes Eintheilungsprincip des Stoffs vermissen. „Eine deutsche Reveille zum Luther-Fest" nennt Professor Baumgarten in Rostock seine neueste Broschüre (Rostock, Hinstorff), in welcher er sich gegen den bekannten katholischen Culturhistoriker Johannes Janssen in Frankfurt wendet. Mit glühender Begeisterung für das reine Evangelium und die nationale Größe Deutschlands geschrieben, mit einer eindringenden Kenntniß der einschlagenden Literatur ausgestattet, gehört diese kurze Vertheidigung Luther's zu dem Besten, was Baumgarten geschrieben hat. Bevor nicht die Mehrzahl der heutigen Lutheraner sich aufrafft zu einem ähnlichen Kampf wider römische Geschichtsverdreherei, wird es nicht besser werden mit der evangelischen Kirche. Nur schlimm, daß Baumgarten's Broschüre da am wenigsten gelesen wird, wo sie am nöthigsten wäre. Luther's Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" hat Emil Zettel neu herausgegeben (Karlsruhe, Braun), mit Anmerkungen versehen und in verkürzter Gestalt. Wer Luther's Schriften kennt, weiß, daß die meisten von ihnen durch Kürzung gewinnen. In „Das Luther-Fest und die mecklenburg-schwerinische Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte" von Professor M. Baumgarten (Rostock, Hinstorff) beleuchtet der bekannte Theolog in einer ausführlichen Broschüre seine Erlebnisse in der mecklenburgischen Landeskirche und verlangt eine Sühne für die 1858 über ihn verhängte Entlassung. Die öffentliche Meinung hat sich über die damaligen Vorgänge schon längst so deutlich zu Gunsten Baumgarten's ausgesprochen, daß wir einen immer wiederkehrenden Appell an dieselbe sowie an die Gerechtigkeit der mecklenburgischen Regierung in dieser Sache für aussichtslos halten. Daß der greise Baumgarten immer von neuem darauf zurückkommt, thut jedem Unbefangenen weh; die vorliegende Broschüre macht einen ergreifenden Eindruck, wird aber seine Lage nicht bessern, denn — eine oberste Behörde irrt sich nie!

— Von G. Ch. Bernhard Pünjer's „Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation" (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn) ist der zweite Band erschienen, nachdem 1880 der erste bereits sehr günstige Erwartungen in

uns erweckt hatte. Wir sind in der angenehmen Lage, die dem ersten Bande damals mitgegebene warme Empfehlung wiederholen zu können: das meistens aus den directen Quellen geschöpfte umfängliche und doch gedrängt geschriebene Werk füllt eine Lücke in unserer philosophisch-theologischen Literatur aus. Der Verfasser kritisirt nur höchst selten, fast immer beschränkt er sich auf eine objective Wiedergabe seines Stoffs, dessen Kern er stets mit Meisterschaft zu entwickeln versteht. Die Gruppirung und die leichtflüssige Darstellung des oft schwer zu verstehenden und verwickelten Materials ist vortrefflich gelungen: die Religionsphilosophie sowol der Theologen wie der Philosophen ist bis auf die Gegenwart herabgeführt und keine irgendwie namhafte Persönlichkeit übergangen. Da der Verfasser sich am Schluß des zweiten Bandes einer zusammenfassenden Kritik enthält, so hat er damit hoffentlich die Erwartung gerechtfertigt, daß er einst selbst an den Aufbau einer eigenen Religionsphilosophie sich versuchen werde. Bis dahin möge seine Geschichte der Religionsphilosophie von verdientem Erfolg gekrönt sein.

— Ueber „Goethe und das Alte Testament" hat Bernhard Ziemlich einen Vortrag gehalten (Nürnberg, Korn). Obwol schon Julius Landsberger, die „Allgemeine Zeitung des Judenthums" (Jahrg. 44), Philippson und Adler nachgewiesen hatten, daß Goethe sein Bestes im „Faust" dem „Hiob" verdanke, im übrigen aber das Alte Testament in seiner Universalität nicht genug gewürdigt habe, hält es Ziemlich für angezeigt, dasselbe Thema noch einmal breitzutreten.

— Von dem journalistischen Handbuch von J. H. Wehle: „Die Zeitung, ihre Organisation und ihre Technik", liegt uns die zweite Auflage vor (Wien, Hartleben). Das außerordentlich brauchbare Buch enthält die Gesetze über die Presse, wie sie heut in allen hervorragenden Culturländern in Geltung sind, einen ausgezeichneten historischen Kalender, ein Verzeichniß der Jubiläen und Gedenktage. Der theoretische Theil gibt auf Grund einer reichen Erfahrung und mit weitem Blick eine Fülle von nützlichen Rathschlägen über das Redigiren, das Werkzeug, den Chefredacteur und seinen Stab, die Administration und Expedition, die Post und die Depeschen, über journalistische Etikettefragen und Standesehre u. s. w. Der auf diesem Gebiet heimische Verfasser war wie wenig andere berufen, hier etwas Tüchtiges zu leisten, und wünschen wir deshalb sein Buch in den Händen aller derer zu sehen, welche ein persönliches Interesse an dem Entstehen und Bestehen einer Zeitung haben.

— „Gottfried Wilhelm Leibniz als Deutscher" nennt sich eine kleine Schrift von F. W. Dafert, welche in Wien bei Gerold's Sohn erschienen ist. Der Verfasser beherrscht sowol die hier einschlagenden Schriften des großen Philosophen selbst wie die über ihn erschienene Literatur. Als Beitrag für eine umfassende Biographie des Denkers ist seine Arbeit unentbehrlich. Dafert weist nach, daß Leibniz nicht blos die Tugenden und Anlagen, sondern auch die Fehler seiner Landsleute erkannte. Leibniz' Verdienste bestanden in seinen Bemühungen um die Vereinigung der Reformirten, um die Reform des Schulwesens, die Hebung der deutschen Geschichtschreibung, die Gründung der berliner Akademie, die Verbesserung der Volkswirthschaft u. s. w. Das Ganze läuft darauf hinaus, daß Leibniz ein deutscher Mann und Patriot im besten Sinne des Wortes war.

— „Moses Mendelssohn's Verdienste um die deutsche Nation" schildert E. Schreiber, Rabbiner in Bonn, in einer im Verlagsmagazin zu Zürich erschienenen Schrift. Der Verfasser gibt zunächst eine Geschichte seines Helden, schildert die Zustände der damaligen Zeit, preist Mendelssohn als einen Heros echten Deutschthums und deutschen Stils, als das Muster eines Philosophen und Menschen. Mendelssohn ist der deutsche Sokrates, der „Phädon" das beste Buch des vorigen Jahrhunderts, Mendelssohn und Lessing die edelsten Freunde. Den Verehrern Mendelssohn's ist Schreiber's Broschüre gewiß eine hochwillkommene Gabe.

— Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart hat Franz Muncker erscheinen lassen: „Johann Kaspar Lavater, eine Skizze seines Lebens und Wirkens." Der Verfasser nennt sein mit größtem Fleiß und eindringendstem Quellenstudium verfaßtes Werkchen in allzu großer Bescheidenheit „eine Skizze"; jedenfalls ist sie das Beste, was bisjetzt über den Lebensgang von Lavater existirt; denn sie gibt mit Kürze, aber doch mit Genauigkeit und wissenschaftlicher Sicherheit alle irgendwie bemerkenswerthen Data desselben. Die Charakteristik Lavater's faßt Muncker einmal sehr treffend in die Worte: „Er bewährte sich als der zwar selten irrthumsfreie, aber immer treue und unermüdliche Mahner und Berather, Warner und Tröster, Lehrer und herzliche Freund aller, die auf ihn hörten."

— Einen Vortrag: „Die deutsche Makame", hat Leopold Jakoby bei Cäsar Schmidt in Zürich veröffentlicht. Der kleine mit vielen Beispielen versehene, vorzugsweise an Rückert anknüpfende Essay zeigt genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der Makame und kann denen, welche sich dafür interessiren, empfohlen werden.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge", welche R. Virchow und F. von Holtzendorff herausgeben (Berlin, Habel), liegt uns Heft 423 und 424 vor, welche enthalten: „Elementares Leben" von J. Kollmann, und „Ueber Vulkanismus" von Hans H. Reusch. Aus den in demselben Verlag erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen" haben wir hinzuweisen auf Heft 186, 187 und 188, welche enthalten: „Der Spiritismus, die Narrheit unsers Zeitalters" von Friedrich Kirchner, und „Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luther's Kirche" von Paul Schmidt. Wir heben ganz besonders die beiden letztgenannten Abhandlungen hervor. Kirchner's Arbeit stützt sich auf das umfassendste Studium des Quellenmaterials und der ganzen hier einschlagenden Literatur und knüpft daran eine ebenso geistvolle wie vernichtende Kritik des Spiritismus. P. Schmidt hat aus Anlaß der diesjährigen Luther-Feier die wichtigsten Krankheitssymptome der jetzigen evangelischen Kirche zusammengestellt und verlangt praktisch-religiöse Einheit bei dogmatisch-liturgischer Freiheit für alle! Diese Kritik ist ebenso anregend wie wissenschaftlich, ebenso treffend wie friedfertig gehalten.

— Einen über „Pergamon. Geschichte und Kunst" zu Würzburg gehaltenen Vortrag hat L. von Urlichs herausgegeben (Leipzig, T. O. Weigel). Der zu solchem Vortrag vor andern berufene Verfasser nimmt an, daß die Funde von Pergamon einer Periode der classischen griechischen Kunst angehören. Er schildert zunächst den historischen Hintergrund derselben, beschreibt sie sodann selbst und läßt überall eine maßvolle Kritik walten. Der Fries des pergamenischen Altars ist das Product einer Kunst, welche mit derjenigen von Rubens, Milton und R. Wagner verwandt ist. Allen, welche sich für die pergamenischen Funde interessiren, kann dieser durchaus populär gehaltene Vortrag bestens empfohlen werden.

— Nicht blos für die Bewohner Leipzigs, sondern für alle, die sich für das in der Geschichte der deutschen Literatur eine so hervorragende Rolle spielende Pleißathen interessiren, dürfte die Schrift: „Räthselhafte Erinnerungen an Leipzig, mit erläuternden Anmerkungen von M. Paul" (das Pseudonym eines wohlbekannten, doch nicht mehr in dessen Mauern weilenden Sohnes Leipzigs) nicht geringe Anziehungskraft besitzen. In den metrischen Räthseln, die er dem Leser zu lösen gibt, führt er uns die Dichter und andere Größen vor, die einst in Leipzig gehaust haben, belehrt uns dann im „Schlüssel" über sie und über vieles andere zur Chronik der Stadt Gehörige, woran sich antiquarische, geschichtliche, literarhistorische und an-

dere nützliche Notizen, für welche alle Räthsel gegeben sind, knüpfen. Die splendide Ausstattung empfiehlt das Buch außerdem ganz besonders zum Geschenk und für den Salontisch.

Aus der Schriftstellerwelt.

Gleich der Beginn des neuen Jahres brachte dem deutschen Geistesleben einen schmerzlichen Verlust: in Newyork starb am 4. Januar Eduard Lasker, der eben im Begriff war, die Rückreise nach Europa anzutreten, um sich wieder an den Debatten des Deutschen Reichstags zu betheiligen. Einer der hervorragendsten Parlamentarier von idealistischem Schwung und großer Uneigennützigkeit, hat er sich in der Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs einen hervorragenden Platz erobert, und seine Hauptthaten, seine thätige und oft entscheidende Betheiligung an der Schaffung der deutschen Rechtseinheit sowie seine vernichtende Kritik des Gründungsschwindels sind in die acta diurna unserer Parlamentssitzungen mit dauernden Zügen eingetragen. Doch ist hier nicht der Ort, dem Wirken des vorzüglichen, auch rhetorisch hochbegabten Abgeordneten gerecht zu werden. Lasker ist auch mehrfach als Schriftsteller aufgetreten und hat auf dies Gebiet die Verve seiner Beredsamkeit mit herübergenommen, ebenso wie die Fülle jener juristischen Einsichten, die ihm als Mitarbeiter am deutschen Verfassungs- und Einigungswerke besonders auszeichneten. Das gilt namentlich von seiner Schrift „Zur Verfassungsgeschichte Preußens" (Leipzig 1874), einer Sammlung der Aufsätze, die er in den „Deutschen Jahrbüchern" erscheinen ließ. Die Essays „Wege und Ziele der Culturentwickelung" (Leipzig 1881) sind durchaus charakteristisch für den idealen Standpunkt des Autors und Beiträge zur Lessing'schen „Erziehung des Menschengeschlechts", wobei auch einige direct pädagogische Aufsätze: „Ueber Anlagen und Erziehung", „Wozu studirt man Sprachen?", „Ueber den Sprachunterricht in den höhern Schulen". mit unterlaufen. Die von dem Verfasser bald wieder aus dem Buchhandel zurückgezogenen „Erlebnisse einer Mannes-Seele" (Stuttgart 1873), ein etwas pretiöser Titel, für den der Herausgeber, Berthold Auerbach, verantwortlich zu machen ist, zeigen, daß der tüchtige parlamentarische Kämpfer im Grunde ein weicher Gemüthsmensch war und auch nach dieser Seite hin in scharfem Contrast zu dem eisernen Reichskanzler stand, der ihm im Parlament oft so schroff entgegentrat.

— Noch vor Schluß des alten Jahres, am 25. December, starb Karl von Noorden, einer der hervorragendsten Historiker der Ranke'schen Schule. Geboren am 11. September 1833 zu Bonn, studirte er dort, dann in Marburg und Berlin indogermanische Sprachkunde, widmete sich später ausschließlich dem Studium der Geschichte. Im Jahre 1863 habilitirte er sich in Bonn mit einer Studie über „Hinkmar, Erzbischof von Rheims", nachdem er als Frucht seiner anfänglichen Studien schon früher „Die Sage von Helgi" (1857) veröffentlicht hatte. Im Jahre 1868 wurde er ordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald und nachdem er eine Zeit lang als solcher in Marburg, Tübingen und Bonn wirksam gewesen war, folgte er 1877 einem Ruf an die Universität Leipzig, wo sich seine Vorlesungen infolge des lebendigen und anregenden Vortrags eines sehr großen Zuhörerkreises erfreuten. Dieselben Vorzüge der Darstellungsweise charakterisiren auch sein Hauptwerk: „Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert" (Bd. 1—3, Leipzig 1873—82), das leider ein Torso geblieben und nicht über die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinausgeht. Der spanische Erbfolgekrieg und die Regentschaft Philipp's von Orleans in Frankreich bilden den Hauptinhalt der bisher veröffentlichten Bände. Allgemein wird das Hinscheiden des begabten Historikers bedauert, in dem seine nähern Bekannten auch den liebenswürdigen Charakter zu schätzen wußten.

Bibliographie.

Bilimck-Waissolm, H. Ritter v., Die Leitung des Kriegsspiels und die Grenzen seiner Mittel, dargestellt an zusammenhängenden Beispielen. Mit 10 Karten und Plänen und einer Beilage. Wien, Seidel u. Sohn. 1883. Gr. 8. 3 M.

Chalmkoff, M., Die russische Frage. (Fragment.) Leipzig, Kasprowicz. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. 5ter Bd. 1stes Hft.: Das englische Arbeiterversicherungswesen. Geschichte seiner Entwickelung und Gesetzgebung. Von W. Hasbach. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 10 M.

Grebe, A., Auf Hildesheimischem Boden. Hildesheim, Lax. 1883. 8. 2 M.

Heigel, K. T., Neue historische Vorträge und Aufsätze. München, Rieger. 1883. Gr. 8. 6 M.

Hernsheim, F., Südsee-Erinnerungen (1875—1880). Mit einem einleitenden Vorwort von H. Finsch. Berlin, Hofmann u. Comp. 1883. Gr. 4. 9 M.

Herzog, E., Aus Amerika. Reisebriefe. 2 Thle. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 12 M.

Hettner, H., Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Der Hitopadescha. Altindische Märchen und Sprüche. Aus dem Sanskrit übersetzt von J. Schoenberg. Wien, Konegen. 8. 2 M. 40 Pf.

Huber, A., Studien über die Geschichte Ungarns im Zeitalter der Arpaden. Wien, Gerold's Sohn. 1883. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Jacobson, E., Die Lachtaube. Posse mit Gesang. Musik von G. Michaelis. Berlin, Kühling u. Güttner. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Der jüngste Lieutenant. Posse mit Gesang. Musik von G. Lehnhardt. Berlin, Kühling u. Güttner. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Jacoby, L., Die deutsche Makame. Nach einem Vortrag, gehalten zu Triest, im „Schillerverein". Zürich, Schmidt. 1883. Gr. 8. 1 M.

Basler Jahrbuch 1884. Herausgegeben von A. Burckhardt und R. Wackernagel. Basel, Detloff. 1883. 8. 4 M.

Kirchhoff, T. (in San Francisco), Balladen und neue Gedichte. Altona, Schlüter. 1883. 8. 4 M.

Klaar, A., Das moderne Drama, dargestellt in seinen Richtungen und Hauptvertretern. 3te Abth.: Fremde Dramatiker auf der deutschen Bühne. Prag, Tempsky. 8. 3 M.

Klauke, Ehrenrettung Shakespeare's. Duisburg, Ewich. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Kleist's, H. v., Briefe an seine Braut. Zum ersten Male vollständig nach den Original-Handschriften herausgegeben von K. Biedermann. Mit den Bildnissen Kleists und seiner Braut. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Köhler, O., Der Egoismus und die Civilisation. Eine social-philosophische Erörterung. Stuttgart, Dietz. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Kolb, G. F., Kaspar Hauser. Aeltere und neue Beiträge zur Aufhellung der Geschichte des Unglücklichen. Regensburg, Coppenrath. 1883. Gr. 8. 2 M.

Kolde, T., Martin Luther. Eine Biographie. 1ste Lfg. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Koester, H., Rosen und Dornen. Lyrische und satirische Poesien. Leipzig, Lehmann. 16. 1 M. 50 Pf.

Krüger, H., Wallensteins Kriegszug durch das Fürstenthum Schweidnitz. Eine Erinnerung an das Schreckensjahr 1633 für die Nachkommen nach 250 Jahren. Langenbielau. 1883. 8. 25 Pf.

Langer, A., Glatzer Feldblumen. Gedichte. Glatz, Hirschberg. 1883. 12. 1 M. 25 Pf.

Lindenhout, J. van't, Nur ein Bauernlümmel. Eine holländische Dorfgeschichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von J.-E. Mit einem farbigen Titelbilde. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Loewy, T., Common sensibles. Die Gemein-Ideen des Gesichts- und Tastsinns nach Locke und Berkeley und Experimenten an operirten Blindgeborenen. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 2 M.

Luther im Urtheile eines Zeitgenossen. Genauer Abdruck des Capitels D. Martinus Lutherus aus Sebastian Francks Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel, eet. v. 1531, besorgt durch Xanthippus. Rom, Loescher u. Comp. 1883. Gr. 8. 2 M.

Luther, R., Genealogia Lutherorum rediviva oder Nachrichten über die Familie Luther in Ehstland und Rußland, ergänzt und mit Anmerkungen versehen von E. Rußwurm. In Erinnerung an die Geburt Dr. Martin Luther's vor 400 Jahren, am 10. November 1483. Reval, Kluge. 1883. Gr. 8. 2 M.

Maurer, Ch. F., Völker- und Staatengeschichte in neuen und alten Darstellungen. 1ster Bd.: Die Hellenen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Mauthner, F., Xanthippe. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Meyer, J. F., Reaktion und Volksschule. Dreißig Jahre preußische Schulgeschichte. 1840—1870. Auf Grund amtlicher Dokumente und zeitgenössischer Urteile bearbeitet. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1882. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Oort, H., Der Ursprung der Blutbeschuldigung gegen die Juden. Vortrag beim sechsten Orientalistencongress. Leiden. 1883. Gr. 8. 1 M.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 4ter Thl. in 2 Abthlgn.: Das Kaiserthum in Constantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 20 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1884.

Zur historischen Literatur.

1. Ludwig Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration. Dritter Band. Die Orientfrage vor 25 Jahren und heute. Autorisirte deutsche Ausgabe. Preßburg, Stampfel. 1882. Gr. 8. 12 M.
2. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840. Von Karl Biedermann. Zweiter Band. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 5 M.
3. Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Von Andrew Hamilton. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. Zwei Bände. Berlin, v. Decker. 1882—1883. Gr. 8. 12 M.
4. Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Abel. 1882. Gr. 8. 9 M.
5. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von Otto von Corvin und F. W. Held. Prachtausgabe. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen, Tontafeln, culturgeschichtlichen Tafeln, Karten u. s. w. Fünfter bis achter Band. Leipzig, Spamer. 1882—83. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.
6. 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Drei Bände. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1882—83. Gr. 8. 9 M.
7. Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön. Fünfter und sechster Band. Kirchen- und Schulpolitisches. Das Jahr 1812 und der preußische Landtag 1813. Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten und Theodor von Schön. Berlin, Simion. 1883. Gr. 8. 15 M.

Die Hoffnung der ungarischen Emigranten, der italienische Krieg von 1859, welcher die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreit hat, werde die Ablösung Ungarns von Oesterreich zur Folge haben, hatte sich nicht erfüllt. Frankreich ging auf den Plan der Emigranten, wonach ein französisches Hülfscorps an der adriatischen Küste landen und nach Ungarn marschiren sollte, nicht ein. Das aus Kossuth, Klapka und Teleki bestehende ungarische Nationaldirectorium gab aber seinen Befreiungsplan nicht auf, zumal da es in der Illusion lebte, daß im Jahre 1860 oder im Frühjahr 1861 der italienisch-österreichische Krieg aufs neue entbrennen werde. Der Anschluß fast ganz Mittelitaliens an Sardinien, der Zug Garibaldi's nach Sicilien und Neapel und vollends die Gefahr, von welcher Rom und die päpstliche Herrschaft durch Garibaldi und die Revolution bedroht war, gab, nach der Ansicht dieser Politiker, dem österreichischen Cabinet den Anlaß zu einem neuen Angriff. Ludwig Kossuth beginnt vorliegenden dritten Band seiner „Schriften aus der Emigration" (Nr. 1) mit Anführung der Thatsache, daß der Minister Cavour zwei Mitglieder des sardinischen diplomatischen Corps beauftragt hatte, die Bestimmungen der zwischen der Regierung und den Emigranten im September 1860 abgeschlossenen Convention durchzuführen. Es handelte sich darum, Waffen aus dem turiner Arsenal über Genua nach der untern Donau, nach Rumänien und Serbien zu bringen; von Serbien aus sollte die ungarische Legion unter General Türr einen Einfall in Ungarn und in Siebenbürgen machen, um die dortigen Gebiete zu revolutioniren; zu diesem Zwecke sollten mit den Fürsten von Serbien und Rumänien Unterhandlungen eröffnet und Verträge geschlossen werden; ein italienisches Hilfscorps endlich sollte an der dalmatinischen Küste landen. Letzteres wurde als die Bedingung, unter welcher allein der Feldzugsplan ausgeführt werden könne, angesehen. Es wurde auch der Versuch gemacht, Frankreich zur Theilnahme zu bewegen; aber außer einem sympathischen Briefe des Prinzen Jérôme Napoleon und der Aufforderung, nichts zu übereilen, erreichte Kossuth von dieser Seite nichts. Auch Italien war eben damals und in der darauffolgenden Zeit so sehr von

der Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß es mit der ungarischen Emigration, wenn auch conferiren, so doch nicht cooperiren konnte. Der Waffentransport kam auf Schiffen der sardinischen Regierung glücklich in Galatz an; mit dem Fürsten Cusa in Bukarest und dem Fürsten Obrenowitsch in Belgrad wurde unterhandelt und mit erstern sogar ein Vertrag geschlossen; aber das Geheimniß bezüglich der Waffen wurde verrathen, Oesterreich schlug Lärm, die Waffen wurden mit Beschlag belegt, und es kostete die italienische Regierung viele Mühe, es dahin zu bringen, daß die confiscirten Waffen nach Genua zurückexpedirt werden durften.

Der zweite Band der „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" von Karl Biedermann (Nr. 2) beginnt mit dem Erfurter Parlament, schildert die kirchliche und politische Reaction der funfziger Jahre, die diplomatischen Verhältnisse während des Krimkriegs und in der Neuenburger Frage, die Erkrankung und den Tod des Königs Friedrich Wilhelm IV., die neue Aera, welche mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen, des jetzigen Kaisers, eröffnet wurde und in dessen Ansprache an die Minister ihr Regierungsprogramm entwickelte, neben den Fortschritten auch Rückschritte zeigte, neben der Energie auch Unentschlossenheit, bis im September 1862 der Mann mit dem eisernen Willen und dem an großen Gedanken fruchtbaren Geiste die Leitung des Staatsruders übernahm: dies alles hat der Verfasser mit dem vollen Verständniß der politischen Lage und den in den höhern und mittlern Regionen herrschenden Neigungen und Stimmungen dargelegt. Seine Darstellung der deutschen und speciell der preußischen Politik zur Zeit des italienischen Kriegs, der verschiedenen Phasen der schleswig-holsteinischen Frage, des Entscheidungskriegs von 1866 und des nationalen Kampfes gegen die Epigonen Ludwig's XIV. ist ebenso anziehend wie präcis. Der italienische Krieg bietet eine Fülle von wichtigen Momenten: die Hoffnung Oesterreichs auf Deutschlands Hülfe, die es als eine Art Vasallendienst ansieht, die Erfüllung dieser Hoffnung in Süddeutschland, ihre Nichterfüllung in Preußen, das als ein deutsches Piemont seine eigene Politik hat und nur für seine eigenen Interessen das Schwert zieht, Bismarck's gegen Oesterreich gerichtete Vorschläge, die Correspondenz zwischen dem Prinz-Regenten Wilhelm und dem Prinz-Gemahl Albert, das Widerstreben des erstern, die Stellung eines Bundesfeldherrn anzunehmen, welcher nach den Befehlen der von Oesterreich beeinflußten Herren von der Pfordten, von Beust, von Dalwigk das Commando im Kriege führen sollte. Die nationale Bewegung, durch den raschen Abschluß des Friedens von Villafranca in einige Stockung gebracht, konnte nicht lange niedergehalten werden, zumal da die äußern Ereignisse dafür sorgten, daß weder Regierung noch Volk zur Ruhe kamen. Diese Stimmungen führten zur Gründung des Nationalvereins, der sich zunächst zur Aufgabe machte, für die Reform der Bundesverfassung zu arbeiten und zu agitiren. In dem Kriege von 1866 sieht der Verfasser mit Recht eine durch die Gesammtlage Deutschlands und durch dessen ganze geschichtliche Entwickelung herbeigeführte unvermeidliche Krisis, vor deren kriegerischer Lösung Preußen sich um so weniger zu scheuen hatte, als ja bekanntlich Oesterreich im Jahre 1850 nur deshalb den beschlossenen und wohl vorbereiteten Krieg gegen Preußen nicht begann, weil dieses, in den Rüstungen überholt, die österreichischen Forderungen annahm und den Gang nach Olmütz antrat. Wenn aber der Verfasser den Gedanken nicht ganz zurückweist, daß es vielleicht besser gewesen wäre, Bismarck hätte sich die Unterstützung und gleichsam Legitimirung seines Vorgehens durch eine Verbindung mit der auf das gleiche Ziel gerichteten Bewegung im Volke gesichert, so sind wir der Ansicht, daß Bismarck sehr gut daran gethan hat, den fortschrittlichen Landtag, den akademisch angelegten Nationalverein und die widerspenstigen Kleinstaaten bei seinen politischen Berechnungen nicht zu Rathe zu ziehen, sondern mit der Kraft der preußischen Regierung, der bald die Kraft des preußischen Volks freiwillig sich zur Verfügung stellte, allein vorzugehen. Denn niemand wußte besser als er, daß jene neuen Factoren ihm nur Hindernisse in die Räder seines Siegeswagens würden geworfen haben.

An den Namen des Städtchens und des Schlosses Rheinsberg knüpfen sich wichtige historische Erinnerungen, die Andrew Hamilton (Nr. 3) in zwei Bänden niedergelegt hat. Nach einem Rückblick auf die bisherigen Besitzer von Rheinsberg und einer Beschreibung des Orts schildert der Verfasser des Kronprinzen Friedrich Aufenthalt daselbst, seine Studien, seine Vergnügungen, seinen Umgang mit Knobelsdorff, Kayserlingk, Jordan und verschiedenen Damen. Schon zu jener Zeit wurde der Prinz in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht, indem ihm Grumbkow die Briefe und Berichte der preußischen Gesandten zuschickte. Nachdem er sie gelesen, hatte er sie wieder an Grumbkow zurückzusenden; er fügte dann schriftlich seine eigenen Ansichten über den Stand der Unterhandlungen bei, wobei er öfters zu bemerken Gelegenheit hat, daß es der preußischen Diplomatie an der nöthigen Energie fehle. Diese Briefe Friedrich's gehören zu den interessantesten Documenten, die je veröffentlicht worden sind. Sie treffen immer den Kern der Sache und verrathen ebenso ein folgerechtes Denken wie Muth und Entschlossenheit. Wer als Prinz solche Ansichten entwickelt, kann als König nur eine energische und selbständige Politik durchführen. Der Tod seines Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm I., brachte Friedrich 1740 auf den preußischen Thron. Wenige Monate darauf starb auch der deutsche Kaiser Karl VI., dessen Ableben bekanntlich das Signal zum österreichischen Erbfolgekrieg gab. Welchen Eindruck diese Nachricht auf Friedrich, der sich damals in Rheinsberg aufhielt, machte, sehen wir daraus, daß er sofort den Feldmarschall von Schwerin und den Staatsminister von Podewils nach Rheinsberg entbot und nach ihrer Ankunft vier Tage lang sich mit ihnen einschloß, sogar mit ihnen allein das Mittagsmahl hielt und nur

sehr selten sich dem Hofe zeigte, dann aber mit der gewohnten Heiterkeit und Lebendigkeit verkehrte, der man nicht anmerkte, was für schwierige Aufgaben in der nächsten Zukunft seiner warteten und welch wichtige Berathungen er mit jenen beiden Männern zu pflegen habe. Friedrich's zweiter Bruder, Prinz Heinrich, der Sieger von Freiberg, erhielt im Jahre 1740 Rheinsberg zum Geschenk. Sein Leben wird in dem zweiten Bande beschrieben. Unter den vier Brüdern (Friedrich, August Wilhelm, Heinrich, Ferdinand) herrschte nicht eben große Eintracht, zumal da Friedrich als König seine Stellung als Haupt der Familie sehr stark betonte und sein ganzes Leben lang es liebte, seine nächsten Verwandten, Gattin, Brüder, Schwestern und alle andern, in möglichst vollkommener und directer Abhängigkeit von sich zu erhalten. Heinrich war so wenig wie einst Friedrich ein Freund vom Soldatendrillen und trieb mit Vorliebe taktische Studien, während sein Bruder Abneigung gegen das Militärwesen in ihm vermuthete. Die drei Brüder bildeten nach und nach eine förmliche Opposition gegen den König, wagten zwar nicht, ihm ihre Misbilligung seiner Politik auszudrücken, reizten aber einander auf und kamen schließlich zu der Ueberzeugung, daß er und seine Pläne gleich thöricht seien. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs erfüllte sie mit der größten Besorgniß; denn sie glaubten nicht anders, als daß derselbe mit dem Zusammenbruche Preußens endigen würde. Die Leistungen des Prinzen Heinrich in diesem Kriege waren sehr bedeutend, was auch vom König offen anerkannt wurde; trotzdem sprach sich jener voll Gehässigkeit gegen Friedrich aus und klagte fortwährend über Eifersucht, Ungerechtigkeit und Geringschätzung von Seite des letztern. Auch mit Friedrich's Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., welchem er ein politischer Mentor sein zu können glaubte, lebte Heinrich in Unfrieden. Wie in manchen andern Punkten, so hatten Friedrich und Heinrich auch darin Aehnlichkeit, daß beide sich frühzeitig von ihren Gemahlinnen trennten, zuletzt kaum einmal im Jahre mit ihnen zusammenkamen, dabei aber kein Wort mit ihnen sprachen, sondern sie mit einer stummen Verbeugung begrüßten und sich dann sofort wieder verabschiedeten.

Das Buch des französischen Historikers H. Taine (Nr. 4), welches „Das revolutionäre Frankreich" behandelt, gewährt einen sehr deutlichen Einblick in die Art und Weise, wie Revolutionen gemacht werden. Unsere Zeit, in welcher einzelne Parteien sich anmaßen, die Vertreter des ganzen Volks zu sein, und immer im Namen der Nation sprechen, könnte viel daraus lernen, wenn nicht gerade diejenigen, für welche dies äußerst nothwendig wäre, die Ansicht hätten, sie brauchten nichts mehr zu lernen. Nicht das französische Volk, nicht die Mehrzahl desselben, nicht einmal die Mehrheit oder auch nur eine namhafte Anzahl von pariser Einwohnern und Deputirten wollte den Sturz des Königthums oder gar den Tod des Königs, sondern nur eine verschwindend kleine Zahl von Deputirten, ein nicht zahlreicher Haufe von pariser Bürgern und einige hundert Leute aus den großen Provinzstädten, hauptsächlich aus Marseille. Es war der Kampf einer sinnlosen, verbrecherischen Minorität gegen eine willensschwache, in sich gespaltene Majorität, welche den Thron zwar nicht stürzen wollte, aber wenig Sympathien für ihn hatte, ihn mit Worten vertheidigte, am Tage der Entscheidung aber im Stiche ließ, die das Bürgerblut, d. h. das Blut der Aufrührer schonte, aber dadurch das Blut und das Leben von tausend Unschuldigen preisgab. Fast sämmtliche Volksmänner, sagt Taine, welche am 20. Juni und 10. August 1792 die von den Jakobinern aufgestachelte Menschenmasse nach den Tuilerien führten, waren Diebe oder Mörder, und ihre Revolutionsarmee war aus dem schlechtesten Gesindel der großen Städte zusammengesetzt. Durch die Unthätigkeit und das Zaudern der Girondisten kam in den ersten Tagen des August alle Gewalt, die militärische und die civile, in die Hände der Jakobiner und ihres Pöbels. Der gesetzliche Centralausschuß wurde verdrängt und durch einen revolutionären ersetzt, welcher der Anfang der Commune war; die Abgeordnetenkammer wurde von diesem Gesindel nicht blos beherrscht und bedroht, sondern die Gegner der Jakobiner wurden beim Heraustreten aus der Versammlung von den an den Ausgängen angesammelten Rotten mit „Schurke" und „Verräther" angeschrien und auf die schändlichste Weise mishandelt. Sobald es so weit gekommen, daß die Regierung und der Hof machtlos waren, wurde von den Jakobinern der 10. August in Scene gesetzt. Eine einzige Salve hätte genügt, um die ganze Bande in die Flucht zu jagen; aber niemand gab den Befehl zu dieser Salve, weil niemand, der König voran, das Blut der Mörderbande vergießen wollte, welche dann, sobald für die Feigen nichts mehr zu fürchten und das Einstellen des Gewehrfeuers angeordnet war, in die schutzlosen Tuilerien eindrangen, nicht blos die wehrlosen Schweizer, sondern auch die Thürsteher und das gesammte Küchenpersonal, vom Oberkoch bis auf den letzten Küchenjungen, niederhieben. Dies war die Antwort des Pöbels auf die Schwäche des Hofs, auf die Gleichgültigkeit und Muthlosigkeit der Regierenden und der pariser Mittelklassen. Weichliche Humanität wird in politischen und socialen Revolutionen nicht mit Humanität, sondern mit Bestialität vergolten.

Von der „Illustrirten Weltgeschichte für das Volk" (Nr. 5), welche in dem Spamer'schen Verlage erscheint, sind inzwischen wieder drei Bände (5, 6 und 7) und vom achten Bande die ersten Hefte ausgegeben. Der fünfte Band enthält die Geschichte der Entdeckungen, die der Reformation, der Gegenreformation und der Religionskriege; der sechste Band behandelt den Dreißigjährigen Krieg, die französische Geschichte unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV., die englische unter den Stuarts, den Spanischen Erbfolgekrieg, den Nordischen Krieg, den Oesterreichischen Erbfolgekrieg, den Siebenjährigen Krieg und den Nordamerikanischen Freiheitskrieg; der siebente Band schildert die

Französische Revolution und die Revolutionskriege, die Napoleonischen Kriege, die Neuordnung Europas, die Zeiten der Heiligen Allianz, die Julirevolution; der achte Band, so weit er uns vorliegt, behandelt die Folgen der Julirevolution, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und den Sonderbundskrieg. Der fünfte und sechste Band sind von Otto Kämmel, der siebente Band von Berthold Volz verfaßt. Diese Bände sind mit großem Geschick geschrieben; es ist eine richtige Auswahl des reichhaltigen Stoffs getroffen, die einzelnen Partien gut gruppirt, neben der politischen Geschichte die Culturgeschichte nicht vernachlässigt, das Urtheil ein gemäßigtes, von den Extremen sich fernhaltend, die Diction correct und anziehend. Neben dem Text nehmen auch die Illustrationen und Karten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter den erstern finden sich sehr viele Porträts von Personen, historische Scenen, Bilder zur Culturgeschichte. Es ist begreiflich, daß die Porträts und die Culturbilder ihrem Zwecke am meisten entsprechen werden, während die Abbildungen historischer Scenen in allen derartigen Werken zum Theil weniger gelungen sind, woran vielfach auch das kleine Format schuld ist. Das gut angelegte und mit Umsicht ausgeführte Werk verdient es, in große Leserkreise einzudringen.

Corvin, der Verfasser der „Geschichte der Neuzeit" (Nr. 6), hat schon im Jahre 1844, in Verbindung mit F. W. Held, die „Illustrirte Weltgeschichte für das Volk" herausgegeben und im Jahre 1880 eine neue Auflage derselben begonnen, welche das Werk bis zur Gegenwart fortführen sollte. Aber nur die beiden ersten Bände wurden von ihm selbst geschrieben: an der Abfassung der folgenden Bände nahm er keinen Antheil mehr, er zog sich von dem Unternehmen zurück und beschloß, die Geschichte von 1848 bis 1871, welche in der „Illustrirten Weltgeschichte" den achten Band bilden sollte, in etwas erweiterter Gestalt als ein besonderes Werk herauszugeben, und zwar ohne Illustrationen. Obgleich die Ereignisse dieser Zeit unserer Erinnerung noch sehr nahe liegen, findet der Verfasser doch, daß sie der gegenwärtigen Generation nur äußerst unvollkommen und meistens in entstellter Weise bekannt sind, da maßgebende Regierungen aufs eifrigste und mit Erfolg bemüht gewesen seien, die Geschichte dieser Zeit in Vergessenheit zu begraben. Er hält es daher gerade jetzt, wo man sich bestrebt, das Princip des Despotismus wieder zur Geltung zu bringen, für sehr nützlich, daß das Volk die Handlungsweise der Fürsten jener Zeit sowie auch die Fehler der für Freiheit und Aufklärung Kämpfenden kennen lerne. Und da der Verfasser an den Ereignissen von 1848 und 1849 selbst thätigen Antheil genommen und als Specialcorrespondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der londoner „Times" den amerikanischen großen Bürgerkrieg als aufmerksamer Augenzeuge mit durchlebte, so entschloß er sich, gerade diese von andern Historikern weniger berücksichtigten Partien ausführlicher zu behandeln, dagegen die Kriege von 1864, 1866 und 1870, welche bereits vielfach und in ausgezeichneter und erschöpfender Weise behandelt worden sind, nur in großen Zügen zur Darstellung zu bringen.

Infolge dessen wird der Leser über diese letztern Ereignisse sich kaum genügend unterrichten können, während ihm über die Revolutionsjahre 1848 und 1849 und über den Secessionskrieg manches Neue geboten wird. Der Verfasser hat ein freies und patriotisches Urtheil, weiß sehr anschaulich darzustellen, seine Erzählung präcis zu fassen. Die Angabe, daß „Chanzy schließlich im Januar 1871 bei Le Mans von dem Großherzog von Mecklenburg besiegt und seine Armee zersprengt worden ist", haben wir als einen Verstoß des Verfassers anzusehen. Wir brauchen kaum darauf aufmerksam zu machen, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl, der auch das von dem Großherzog von Mecklenburg befehligte 13. Corps zugetheilt war, die siebentägigen Kämpfe in der sogenannten Perche bestand und Le Mans genommen hat.

Die Mittheilungen „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön" (Nr. 7), welche von dessen Sohn veröffentlicht werden, umfassen die Jahre 1809—1852 und behandeln Kirchen- und Schulpolitisches, Fragen der Wissenschaft und Poesie, die Zeit der Befreiungskriege, Organisationen verschiedener Art und eine nicht allgemein bekannte Heirathsepisode. Es finden sich unter den Briefen theils solche, die von Schön verfaßt, theils solche, die an ihn gerichtet sind. Der ausgezeichnete Staatsmann und kräftige Patriot war 1809 zum Regierungspräsidenten zu Gumbinnen ernannt worden. Als solcher hatte er, wie er in seiner „Selbstbiographie" mittheilt, mit den 1812 nach Rußland ziehenden französischen Generalen und mit Napoleon selbst manchen Verkehr, er zeigte sich dabei als ein Mann von unbeugsamem Willen, von politischem Scharfsinn, von unverbrüchlicher Treue zu König und Vaterland. Dem Kaiser Napoleon, mit dem er ein längeres Gespräch hatte, und dem Marschall Davoust, welcher, falls Schön nicht auf seine vertragswidrigen Forderungen einginge, mit Plünderung und Einäscherung der Stadt Gumbinnen drohte, imponirte er durch seine Festigkeit, und die Gefahr wurde abgewendet. Als der Krieg begann, verfolgte er den Gang desselben mit scharfem Auge und sandte Berichte hierüber nach Berlin an den Staatskanzler von Hardenberg, beziehungsweise an den König. Schon der Umstand, daß die französische Armee sehr zahlreich war und das Land, durch welches sie zu marschiren hatte, für Menschen und Pferde wenige Vorräthe darbot, schien ihm bedenklich für Napoleon zu sein. Die Nachricht von dem großen Verluste der Franzosen bei Smolensk erregte in ihm den Gedanken, daß dies vielleicht der Culminationspunkt von Napoleon's Macht sein könne, daher er dem Staatskanzler rieth, für diesen Fall schon jetzt alles vorzubereiten, und für sich selbst um einen erweiterten Wirkungskreis bat. Das Verlangen des französischen Gouverneurs von Königsberg, General Loison, die Provinz Preußen solle das Geld zur Herstellung

eines Brückenkopfes an der Memel hergeben, wies er aufs entschiedenste zurück. Bei dem Rückzuge der Franzosen kam König Murat nach Gumbinnen und zu Schön ins Quartier. Auf die Nachricht, daß die Kosacken schon in der Nähe seien, befahl Murat, unmittelbar nach seiner Abreise in der Nacht die in den Scheunen der Stadt angehäuften Kriegsvorräthe zu verbrennen. Da dies bei dem heftigen Winde die Verbrennung der Stadt zur Folge gehabt hätte, so ließ Schön dem französischen Commandanten sagen, beim ersten Funken, der aus den Scheunen hervorleuchte, werde mit allen Glocken Sturm geläutet werden, worauf aus den benachbarten Ortschaften alles herbeiströmen und sicherlich kein Franzose in und um Gumbinnen lebendig bleiben würde. Diese Drohung hatte die Wirkung, daß die Magazine nicht angezündet wurden. Gleich darauf hatte Schön den Russen, welche bei ihrem Einrücken Miene machten, von Ostpreußen Besitz zu ergreifen, mit der nämlichen Energie entgegenzutreten wie vorher den Franzosen. Auf seine Veranlassung wurde dem russischen General Paulucci, welcher das Gebiet von Memel als russische Provinz behandelte, das Commando abgenommen. Sogar der Freiherr von Stein, mit Schön längst befreundet, sprach in einem unerträglich befehlenden Tone und zeigte zu seiner Legitimation eine vom Kaiser Alexander ausgestellte Urkunde vor, wonach Stein interimistisch zum Verwalter des Königreichs Preußen ernannt war. Schön gab ihm dies Document mit den Worten zurück, daß, wenn Stein diesen Standpunkt annehme, alle Verhandlungen zwischen ihnen aufgehoben seien. Auf dies hin reducirte Stein seine Herrscherrolle dahin, daß er nur als russischer Armeecommissar auftrat und als solcher mit Abgeordneten des Landes zum Zweck einer Volksbewaffnung verhandeln wollte. Der Militärgouverneur von Ostpreußen, General York, und Stein geriethen bei den darauffolgenden Conferenzen so scharf aneinander, daß Schön als Vermittler auftreten und Stein zur sofortigen Abreise aus Königsberg veranlassen mußte, wenn nicht der patriotische Plan, die freiwillige Erhebung Ostpreußens in Scene zu setzen, an der russischen Aufdringlichkeit scheitern sollte. Nun wurde vom Landtag, der jede russische Einmischung ausdrücklich zurückwies, allgemeine Landesbewaffnung beschlossen, vom Grafen Dohna in Verbindung mit General Clausewitz ein militärischer Entwurf ausgearbeitet und dieser nach langen Erwägungen endlich in Breslau vom König genehmigt. Schön's Vertrauen auf einen guten Ausgang des bevorstehenden Kriegs zeigte sich in diesen Tagen im hellsten Lichte. An den Grafen Lehndorff schrieb er: „Wohl uns, daß wir Preußen sind! Gott wird uns nicht verlassen. Das Volk muß die Sache treiben, und Gottlob, daß wir Preußen sind! Es muß noch alles gut werden.“ Und Stein schrieb, bevor er von Petersburg nach Preußen abreiste, an Schön: „Wir dürfen noch vieles hoffen, da der große Verbrecher in den Staub niedergelegt ist.“

Graf Dohna sprach sich in einem Briefe an Schön vom 10. September 1823, nachdem drei Monate vorher König Friedrich Wilhelm III. die dem Zeitbedürfnisse wenig entsprechenden Provinziallandstände eingeführt hatte, über das ständische Wesen dahin aus, daß er dasselbe für gänzlich verfehlt erachte, sofern nicht die beiden Hauptgrundlagen, Oeffentlichkeit der Gerichte und eine einigermaßen erträgliche Preßfreiheit, vorangingen, da ohne diese Grundbedingungen kein echter, großartiger öffentlicher Geist sich heranbilden könne und ohne diesen wiederum nie ein ständisches Wesen wahrhaft gedeihen werde.

Die kirchenpolitischen Streitigkeiten, die sich wegen des Auftretens des Erzbischofs von Droste-Vischering in Köln erhoben hatten, gaben Schön die Veranlassung, dem Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm IV., ein Mémoire einzureichen und zugleich an dessen Adjutanten von Gröben am 4. Januar 1838 ein ausführliches Schreiben zu richten, worin er dem Staate das Oberaufsichtsrecht über die Kirche wahrt und der katholischen Geistlichkeit die Pflicht, sich den Staatsgesetzen zu unterwerfen, auferlegt. Er erinnert an Friedrich den Großen, der nach der Occupation von Westpreußen und Ermeland, ohne Papst und Bischöfe zu fragen, erklärt habe, er werde bezüglich der gemischten Ehen weder Schwierigkeiten noch Bedingungen dulden, worauf der Bischof von Ermeland seiner Geistlichkeit mittheilte, daß die päpstlichen Bullen wegen der gemischten Ehen sich unter dem preußischen Scepter nicht würden halten lassen, daher die Geistlichen anfangs an ihn berichten und nachher sich blos auf Ermahnungen beschränken sollten. Weitere Verhandlungen mit Rom hielt Schön für unzweckmäßig und rieth, auf die Cabinetsordre von 1819 zurückzugehen, welche alle Schwierigkeiten und Bedingungen bei gemischten Ehen verbot, und ein Gesetz zu publiciren, wonach derjenige Geistliche, er sei evangelischer oder katholischer Confession, welcher bei einer Trauung wegen der Confession der Brautleute oder der zu erwartenden Kinder Schwierigkeiten mache oder Bedingungen stelle, wegen dieser indirecten Proselytenmacherei seines Amtes zu entsetzen und für unfähig zu erklären sei, in preußischen Staaten kirchliche Handlungen zu verrichten. Von einem solchen Gesetz versprach sich Schön die Wirkung, daß ähnliche Hirtenbriefe wie der des Bischofs von Ermeland auch von andern Bischöfen würden erlassen werden. Auch verlangte Schön, daß jeder Bischof vor dem Antritt seines Amts die Reversalien unterschreibe, worin er erkläre, daß jede päpstliche oder kanonische Festsetzung, welche unsern Landesgesetzen nicht gemäß oder entgegen sei, für ihn keine Gültigkeit habe, daß er darauf den Eid leiste und dann erst das königliche Ernennungsdecret eingehändigt erhalte.

Ueber die Heirathsepisode wurden zwischen der Fürstin Radziwill, Prinzessin Luise von Preußen, und Schön im Jahre 1817 einige Briefe gewechselt. König Friedrich Wilhelm III. hatte in Paris die Tochter des Grafen Dillon, eines Emigranten, welcher mit Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekehrt war, kennen gelernt. Sie wurde nicht

nur als sehr schön, sondern auch als geistreich, hochgebildet und liebenswürdig geschildert. Die Zuneigung des Königs für sie stieg bis zu dem Grade, daß er beschloß, sie sich zur linken Hand antrauen zu lassen. Ihr Vater war damals Gesandter in Dresden und hatte mit seiner Tochter Besuche in Potsdam gemacht. Letztere war mit der Verbindung einverstanden, machte aber zur Bedingung, daß sie Katholikin bleibe. Bevor der König den entscheidenden Schritt that, wollte er von zwei zuverlässigen Männern hören, wie wol diese Verbindung vom Volke aufgenommen werden würde. Dazu wählte er Schön und General Gneisenau aus. Jeder von diesen sollte sein Gutachten hierüber der Prinzessin Luise schriftlich übergeben. Schön erklärte diese Verbindung für unstatthaft, theils wegen der Verschiedenheit der Confession, welche in Zeiten kirchlicher Aufregung Unzuträglichkeiten nach sich ziehen könnte, theils, und noch weit mehr, wegen der Nationalität. Die Abneigung des Volks gegen alles, was aus Frankreich komme, sei so lebhaft, als ein Nationalhaß nur sein könne. Selbst die Edelsten aus dem Volke, die in ihrer Treue und in ihrem Eifer niemals nachlassen werden, würden trauern, daß das Schicksal die Neigung des Königs gerade so geleitet habe. Gneisenau faßte die Sache noch tragischer auf und deutete als Folge dieser Verbindung geradezu eine Erschütterung des Thrones an. Nachdem der König beide Gutachten gelesen, theilte er sein Project noch dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz mit, und erst als dieser den Ansichten Schön's und Gneisenau's unbedingt zustimmte, gab er, wenn auch mit schwerem Herzen, sein Vorhaben auf und brach das Verhältniß gänzlich ab. Nachdem Preußen im letzten Jahrzehnt durch Frankreich auf die schändlichste Weise mishandelt worden und die Königin Luise ihrem Schmerze hierüber im Jahre 1810 erlegen war, durfte man es allerdings als eine völlige Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse und als eine Verletzung der nationalen Gefühle bezeichnen, wenn der König eine Französin zur Gemahlin nähme. Ob Emigrantin oder Nicht-Emigrantin, war ganz gleichgültig! sie war Französin, und damit war für das preußische und deutsche Volk genug gesagt. Daß der König im Jahre 1824 eine morganatische Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach, der spätern Fürstin von Liegnitz, geschlossen hat, ist bekannt.

Wilhelm Müller.

Eine neue Iphigenie.

Iphigenie in Delphi. Tragödie in fünf Acten von Ernst Lohwag. Wien, Hölder. 8. 3 M.

Wir kennen eine Iphigenie in Aulis und in Tauris. Ist nun „Iphigenie in Delphi" nicht ein frevler Eingriff in die alte geheiligte Sage, eine unberechtigte Neubildung derselben? Das ist keineswegs der Fall, denn Iphigenie in Delphi ist ein Stoff des Alterthums selbst, und Hyginus ist es, der uns denselben erzählt. Doch Hyginus würde uns vielleicht weniger imponiren; aber kein Geringerer als unser Goethe ist es, der diesen Stoff aus dem Hyginus aufgreift und ihn mit Worten der höchsten Begeisterung als bewundernswerth empfiehlt. Hat dieser Stoff doch zeitweilig bei Goethe die Arbeit an seiner Taurischen Iphigenie unterbrochen, das Interesse an der letztern bei ihm in Schatten gestellt. Doch statt aller Erörterungen lassen wir lieber die ganze Stelle wörtlich folgen. Dieselbe steht in seiner „Italienischen Reise" und ist in einem Briefe aus Bologna vom 19. October 1786 enthalten. Goethe schreibt: „Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen, aber was geschah: der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich sei es hier verzeichnet: Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelop's Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektrens irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten, wechselseitig unerkannt, zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden."

Eine Empfehlung von solcher Entschiedenheit, aus solchem Munde: müßte da nicht jede Entgegnung verstummen?

Goethe sagt freilich dabei, „wenn es gelingt", und knüpft dann an dieses Wenn seinen kühnen Schluß; aber er kommt nie mehr auf den Gegenstand zurück und theilt nirgends mit, weshalb er den Stoff aufgegeben, ob aus Mangel an Zeit, oder weil er die Klippen desselben erkannt hat. Wenn es gelingt: darin liegt der Haken; und daß es nie gelingen konnte, dürfte nicht so schwer sein zu beweisen, trotz Goethe's Worten, aus Goethe selbst; ja vorher, ehe Goethe seine „Iphigenie" geschaffen, konnte dies noch immer allenfalls gelingen, nach-

her nicht mehr, nicht einmal ihm selbst; denn er hat ja gerade in seiner „Iphigenie“ der Sage nicht einen äußerlichen, sondern einen vollständig und ohne Dissonanz auflösenden Schluß gegeben. Iphigenie rettet nicht nur ihren Bruder, sondern sühnt durch edles Thun und Denken die Verbrechen ihres ganzen Stammes und schließt dessen Schreckensgeschichte ab. Eine neue Verwirrung, die fast tödlichen Ausgangs wäre, noch dazu auf einen Zufall gestellt, ja auf einen übel motivirten Zufall, würde uns nur in umgekehrtem Sinne erregen. Auch ein Dichter wie Friedrich Halm hat mit diesem Stoffe bei großer Schönheit einzelner Scenen keinen durchgreifenden Erfolg erringen können; durch den uncontrolirbaren Zufall erscheint die Motivirung lückenhaft.

Die Verwickelung zwischen Elektra und Iphigenia ist nur denkbar, wenn uns erstlich glaubhaft wird, daß Elektra vollkommen getäuscht werde durch einen selbst getäuschten und doch ihr glaubwürdigen Boten; es muß dies ein Augenzeuge sein, also einer der Diener des Orest, der von Tauris entflohen, als Orest gefangen ward, und ehe er noch wußte, daß derselbe befreit werden wird. So führt denn auch unser Autor hier einen solchen Augenzeugen, Memnon geheißen, ein und läßt ihn durch weit ausgesponnene und stellenweis gut motivirte Erzählung im zweiten Act seine Botschaft begründen. Aber nun entsteht die Frage, wie kommt er selbst her? Als einzig Uebrigbleibender das Schiff führend? Und wenn Orest wenig Stunden nach ihm der unwirthlichen Küste entfloh und hinter ihm her mit Iphigenie die weite Reise machte, diese auch gleich nach ihm in Delphi eintrifft, wie kommt es, daß sie sich unterwegs nicht treffen? Es ist zu schematisch, um glaublich zu sein. Und nun gar, wenn Orest nur das einzige Schiff hat, mit dessen Hut Memnon beauftragt ist, der mit ihm entflieht, auf welchem konnte Orest selbst sich retten? Wie man sieht, eine Lücke, die auch durch Veränderung der Fabel dahin, daß zwei Schiffe zu Gebote gestanden hätten, schwerlich gebessert wäre.

Im dritten Act meldet Memnon der Elektra, daß er jene Griechensklavin gesehen, welche in Taurus ihm die fälschliche Meldung gebracht. Elektra verfolgt diese Spur gar nicht, und als Iphigenie auftritt, geht sie achtlos an ihr vorüber, trotzdem eine Aehnlichkeit sie mahnt. Und das sollen zwei Schwestern sein, die vor zwanzig Jahren sich als Erwachsene getrennt haben? Wer macht uns dies glaublich? Und diese gleichgültige Elektra ist dieselbe, die später in ihrer Wuth gegen das delphische Orakel so weit geht, daß man sie binden muß (Ende des dritten Actes: „Nun bindet mich“). Ob sie wirklich gebunden wird, das steht nicht da, jedenfalls befindet sie sich noch im nächsten Act gefangen im Tempel, und Iphigenie sieht sie dort „in Ketten“; unerkannt befreunden sie sich, bis Iphigenie erwähnt, daß sie von Tauris komme, weiteres aber unbegreiflicherweise nicht erzählt. Da entschließt sich Elektra, Sühne für ihren Frevel zu bieten, nur um jene tödten zu können: eine aufregende Scene, die beste des Stücks, nur schade, daß der Conflict so weit hinausgezogen wird, und zwar durch Mittel, die man, so geschickt sie sein mögen, nur als willkürlich bezeichnen kann.

Im fünften Act kommt nun zwischen Elektra und Iphigenie die große Scene, von der Goethe sagt, daß, wenn sie gelänge, nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf der Bühne gesehen worden. Prüfen wir dieselbe näher, denn unser Autor hat sich alle anerkennenswerthe Mühe gegeben, das Unglaubliche glaublich zu machen. Iphigenie naht, Elektra zum Opfer abzuholen; diese schließt die Thore und finster fragt sie: „Du kommst von Tauris?“ Iphigenie antwortet unbegreiflicherweise: „Weh, daß ich es selbst verrieth!“ Man sieht aber nicht ein, weshalb sie hier, auf dem heiligen Boden Delphis bedauern soll, es gesagt zu haben, um so weniger, als sie ganz harmlos es zuvor Kalchas mitgetheilt hat. Ferner unbegreiflich ist es, daß ihr niemand gesagt haben sollte, wer die ihr Gegenüberstehende ist, da doch Elektra vor allem Volk wegen Orest's Tod den Gott und die Priester geschmäht hat und deshalb Sühne geben muß. Iphigenie selbst rieth ihr dazu und sollte nicht wissen, wofür die Sühne zu bieten sei? Es ist eine künstlich aufgebaute und verbaute Welt, in der diese Menschen leben! Elektra fragt nun: „Wo blieb Orest?“ Iphigenie, vor ihrem Zorn, ihrem Dolch erschreckend, bringt nur wirre Antwort hervor; unwahrscheinlich, aber möglich. Nun dringt Elektra auf sie ein — das Eindringen dauert nur einige sechzig Zeilen —, gibt sich zu erkennen, auch Iphigenie nennt sich, aber jene schilt sie Heuchlerin und will sie von der Statue der Artemis herabreißen. Iphigenie bittet um den Dolch, sie will sich selbst tödten, „daß du des Schwestermordes ledig bist“. Hier wäre die Umkehr Elektra's, wenn irgendwo, am passendsten gewesen; aber nein, Iphigenie muß erst niederknien, die Brust entblößen, damit Elektra, mit einem mal ganz sentimental werdend: „Wie sie da kniet, der Frauen allerschönste“, aus Rührung ihr vergebe, ohne sie doch noch als die Schwester zu erkennen oder sie von ihrer angeblichen Schuld loszusprechen. Und nun die Erkennung:

> Gott, ich kenn's, da, da
> Das Mutterzeichen Iphigeniens,
> Die Lotosblume hier auf deinem Busen.

Also die Lotosblume, die ist's, der sie glaubt! Man weiß nicht, worüber man sich mehr ärgern soll, darüber, daß dies Erkennungszeichen zu spät, nach schon erfolgter Rührung angewandt wird, oder über Elektra, die nicht den Worten glaubt, aber einer süßen Regung und einer Lotosblume, die ja auch eine Fremde hätte haben können — ganz abgesehen davon, daß diese Blume den Griechen nur dem Namen nach bekannt war —; aber am meisten ärgert man sich wol über das Erkennungszeichen selbst. Was soll die Lotosblume auf Iphigeniens Busen? Es ist ein häßliches Mutterzeichen, das uns unnütz eine edle Gestalt entstellt, auf der Bühne unmöglich, im Lesen vollständig störend. Elektra, tief gerührt, bittet die Schwester

um Verzeihung, läßt sich über Orest aufklären, aber auch dieser Schluß ist zu lang und zu rührselig, um nicht die ganze Scene zu schwächen.

Es wird nun gegen Ende des Stücks der Einzug des Orest gemeldet, der siegreich von Mykene herkommt, wo er Aegisthos' Sohn Aletes getödtet und dadurch des Kalchas Pläne vereitelt hat, der in dem ganzen Stücke eine recht häßliche Rolle als Todfeind des Atridenhauses spielt, häßlich auch darum, weil sie ganz nach der gewöhnlichen Schablone zugeschnitten ist. Bemerkenswerth ist in dieser letzten Scene noch, daß der Priester Lysander zu Elektra sagt: „Oeffne nun die Thore, die du zu grauser That vorhin geschlossen"; aber woher weiß er denn von der grausen Absicht, und warum kam er dann nicht, sie zu hindern? Und wenn die Thore verschlossen waren, wie kommt er hinein? Eine Unachtsamkeit in der Motivirung, die jedem aufmerksamen Betrachter auffallen muß. In Bezug auf die schwankende Charakteristik sei außerdem bemerkt, daß Elektra, die in der Mitte des Stücks die Götterverächterin spielt, in modernster Weise das Volk zum Aufstand gegen die Priesterschaft und die Gottesheuchler antreibt, ein anderer Posa, auf ein „geistesfreies Bürgerthum" hofft und auch zuletzt sich nur halb unterwirft, im Anfang durchaus als ehrfürchtige Dienerin des Apollo erscheint, ja sogar gegen alle Tradition des Alterthums mit Wehmuth der Mutter gedenkt: „Verzeih uns, Mutter!" Das dürfte sich schwerlich vereinen lassen.

Die Sprache des Schauspiels — denn so wäre diese „Tragödie" wol richtiger zu nennen, da keiner der Helden zu Schaden kommt — ist im allgemeinen eine edle, und die Gedanken sind leicht und fließend entwickelt, wenn sie auch nicht immer sehr tief gehen; auch die Haltung ist edel und im ganzen kräftig, doch stört eine Anzahl von rührseligen Stellen, z. B.: „Nun will ich mir ein trautes (!) Plätzchen suchen, wo ich den blut'gen Dolch zur ew'gen Ruh' bestatte!" Den fluchwürdigen Dolch, in den sich hier das Beil der Atriden ganz unnützerweise verkleinert hat, an einem trauten Plätzchen bestatten? Wie kindlich! Und so ein traulich Plätzchen — für das Grabmal des Orest! S. 18 wird Orest genannt „der allersüßeste der besten Brüder"; und so einige andere.

In Bezug auf den Bau der Verse, der sonst frei und sorgsam erscheint, haben wir einen großen Uebelstand zu rügen, den man übrigens heutzutage bei vielen neuern Autoren findet: daß nämlich der Vers am Schluß mitten zwischen Präposition und Artikel eines Hauptworts abbricht und das engste grammatikalische Verhältniß dadurch zerrissen wird. Man sage was man wolle zu Gunsten der Freiheit, zuweilen den Schluß des Verses zum Anfang des folgenden hinüberzuziehen; wo aber unser fünffüßiger Jambus durch die weibliche Endung zum Hendekasyllabus wird, tritt bei dem zehnsilbigen männlichen Vers statt der letzten Silbe eine Pause ein, die man zwischen Adjectiv und Hauptwort zuweilen gestatten kann, die aber die Stellung einer Präposition an den Schluß unmöglich macht.

Diese und ähnliche Unbeholfenheiten dürften um so eher zu vermeiden sein, als dadurch ganz namhafte Schönheiten des Werks in den Schatten gestellt werden; denn wiewol dasselbe im ganzen schon in der Idee verfehlt erscheint, so kann es doch jedenfalls als eine interessante und tüchtige Studie bezeichnet werden, und wenn einst der Autor seine Kräfte an einem weniger spröden Stoffe versucht, so wird auch der Erfolg für ihn nicht ausbleiben.

Alexander Petrick.

Zur deutsch-russischen Romanliteratur.

1. Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman von N. G. Tschernyschewskij. Aus dem Russischen übertragen. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 15 M.
2. Russische Geschichten. Deutsch von Wilhelm Wolfsohn. Dresden, Minden. 1883. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Am Horizont. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 8 M.
4. Der Postillon. Ein livländischer Roman von Peter Wennemar. Drei Bände. Dresden, Minden. 1883. Gr. 8. 15 M.

Die politisch-socialen Zustände im russischen Reiche sind bekanntlich seit längerer Zeit von der Art, daß sie das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen und aus mehr als einem Grunde zu lebhaften Besorgnissen Veranlassung geben. Es ist deshalb begreiflich, wenn in neuerer und neuester Zeit auch die belletristische Literatur Rußlands die in diesem Reiche herrschende Stimmung vielfach widerspiegelt und in ihrer Weise nicht wenig zum Verständniß der russischen Verhältnisse beiträgt. Letzteres gilt namentlich von den beiden ersten der vorstehend genannten Werke.

Was zunächst den Roman „Was thun?" von N. G. Tschernyschewskij (Nr. 1) anlangt, so fand derselbe gleich bei seinem ersten, vor etwa zwanzig Jahren erfolgten Erscheinen, welches die Censurbehörde durchaus nicht hinderte, in den gebildeten Kreisen Rußlands eine wahrhaft epochemachende Aufnahme, da er der dort herrschenden Sehnsucht nach bessern sittlichen und socialen Zuständen den willkommensten Ausdruck lieh. Für die Regierung hätten vielleicht die Ideen, welche in dem Romane mit schrankenloser Offenheit verkündet wurden, ein Mahn- und Warnungsruf sein sollen; leider aber gab man sich der verhängnißvollen Täuschung hin, die Gefahr sei beseitigt, wenn man den Warner aus dem Wege räume und die weitere Verbreitung seines Werks zu hindern suche. Es erscheint zweckdienlich, hier einige biographische Bemer-

kungen, welche der Uebersetzer in einem dem Romane vorangedruckten Vorworte über den Autor gibt, folgen zu lassen: Nikolaj Gawrilowitsch Tschernyschewskij wurde im Jahre 1829 zu Saratow an der Wolga geboren. Sein Vater war Prediger an der Kathedrale der Stadt. Anfangs ebenfalls für die Kirche bestimmt, genoß der junge Nikolaj den Unterricht in dem dortigen geistlichen Seminar und zeigte schon früh eine besondere Vorliebe für die Erlernung der classischen wie der modernen Sprachen. Zum kirchlichen Beruf vermochte er jedoch keine Neigung zu gewinnen, sondern entschied sich mit Zustimmung seines Vaters für das Studium der Philologie und bezog zu dem Ende 1846 die Universität in Petersburg. Neben seinen Fachstudien, denen er mit Fleiß oblag, beschäftigten ihn lebhaft die Theorien der englischen und französischen Socialisten, namentlich die Schriften von Owen und Fourier. Unmittelbar nach Beendigung des akademischen Cursus, 1850, erhielt der begabte und kenntnißreiche Philologe eine Anstellung als Lehrer an der Cadettenschule zu Petersburg; aber schon im folgenden Jahre nahm er auf den dringenden Wunsch seiner Mutter, die er schwärmerisch liebte, eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Geburtsstadt an. Im Frühjahr 1853 verlor er die Mutter durch den Tod, und da ihn nun nichts mehr an Saratow fesselte, ging er wieder nach Petersburg, um dort zunächst das Magisterexamen zu bestehen. Kurz zuvor hatte er sich verheirathet. Er schrieb eine Dissertation über das Thema: „Die ästhetische Beziehung der Kunst zur Natur", entwickelte jedoch bei der öffentlichen Vertheidigung derselben, der auch der Minister für Volksaufklärung, Norow, beiwohnte, so radicale Ansichten, daß man sich bewogen fand, dem kühnen Candidaten das Magisterdiplom zu versagen. Die erwähnte Abhandlung hatte jedoch Tschernyschewskij's Namen in den literarischen Kreisen der Hauptstadt bekannt gemacht, und so öffnete der Dichter Nekrassow ihm die Spalten seines Journals „Sowremênnik" (Der Zeitgenosse) und übertrug ihm einen Theil der Redaction. Tschernyschewskij's Artikel erregten wegen ihrer gewandten Dialektik, ihrer feinen Ironie und treffenden Satire bald die allgemeine Aufmerksamkeit und zählten zu den gelesensten der russischen Presse. Als nach der Thronbesteigung Alexander's II. die Aufhebung der Leibeigenschaft zur öffentlichen Discussion kam, zeigte sich Tschernyschewskij als ein ungestümer Vorkämpfer für sociale Reformen; doch blieben alle seine Artikel von der Censur unbeanstandet. Um so mehr überraschte seine im Juli 1862 erfolgte Verhaftung. Nach einer zweijährigen Untersuchung wurde ihm im Juni 1864 das Urtheil verkündet; dasselbe lautete auf vierzehn Jahre Zwangsarbeit, die später auf sieben Jahre herabgesetzt wurden, und lebenslängliche Verbannung nach Sibirien. Er war damals fünfunddreißig Jahre alt und Vater von zwei Kindern. Es ist unsers Wissens niemals zur öffentlichen Kenntniß gekommen, ob lediglich seine literarische Thätigkeit, oder ob erwiesene Theilnahme an revolutionären Umtrieben der überaus harten Bestrafung zu Grunde lag. Der im Jahre 1881 zu Wien tagende Internationale Schriftstellerverband nahm Gelegenheit, sein Mitgefühl mit dem unglücklichen Tschernyschewskij kundzuthun, und soviel wir wissen, ist derselbe auch vor nicht langer Zeit begnadigt worden.

Schon diese kurzen biographischen Notizen dürften dazu beitragen, das Interesse deutscher Leser für den durchweg eigenartig geschriebenen Roman „Was thun?" zu erwecken; in demselben zeigt sich eine genaue Kenntniß der russischen Zustände in allen Volkskreisen, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Manche Stellen und Episoden verrathen ein eingehendes Studium socialistischer Werke, fast überall offenbart sich aber eine entschiedene Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Nicht selten wird sich der Leser durch die einschneidende Schärfe der Charakterzeichnung und den crassen Realismus der geschilderten Situationen abgestoßen fühlen; dann aber finden wir wieder ergreifende Schilderungen der aufopferndsten Liebe und der glühendsten Begeisterung für das Wohl der unterdrückten Volksschichten. Als ein Beispiel der eigenthümlichen Denk- und Schreibweise des Autors lassen wir nachstehend das Raisonnement eines der Haupthelden der Dichtung, der zu den opfermuthigsten Handlungen bereit ist, folgen:

> Verschönerung ist allerdings nicht ohne Nutzen für das Gedeihen jedes Unternehmens, aber das Unternehmen kommt gewöhnlich auch ohne sie zu Stande, während es ohne kühle Berechnung in die Brüche geht. Liebe zur Wissenschaft ist das Resultat, das aus dem Unternehmen hervorging, aber nicht der Grund desselben; Grund war einzig und allein der Vortheil.... Die Theorie an und für sich muß kalt sein; der Verstand muß die Dinge kalt beurtheilen.... Für die Wissenschaft paßt keine poetische Form.... Die Theorie ist kalt, aber sie lehrt uns Wärme hervorbringen. Das Zündhölzchen ist kalt, die Wand der Schachtel, an welcher es gerieben wird, ist kalt, das Holz ist kalt; aber diese Bestandtheile erzeugen das Feuer, das den Menschen wärmt und ihm warme Nahrung bereitet. Die Theorie ist herzlos, aber die Menschen, die ihr folgen, können nicht zum Gegenstand müßigen Mitleids werden. Die Lanzette darf sich nicht biegen aus Mitleid mit dem Patienten, der von unserm Mitleid nicht gesund wird. Die Theorie ist prosaisch, aber sie enthüllt uns die wahren Triebfedern des Lebens, und in der Wahrheit des Lebens besteht die Poesie. Warum ist Shakspeare ein so großer Dichter? Weil man bei ihm mehr Lebenswahrheit und weniger Schein findet als bei andern Dichtern.

Der aus fünf Abschnitten oder „Hauptstücken" bestehende Roman trägt, wie gesagt, durchweg den Stempel der Originalität; er ist nie langweilig; sentimentale Naturen wird er schwerlich befriedigen, aber er schildert eindringlich und meisterhaft das Geistesringen eines Volks, das sich unglücklich fühlt und den rechten Weg zum Glück weder durch sich selbst, noch durch seine Führer zu finden weiß.

Die von Wilhelm Wolfsohn, dem liebenswürdigen Dichter von „Zar und Bürger", vor längerer Zeit übersetzten und unlängst von dem Sohne gleichen Namens herausgegebenen „Russischen Geschichten" (Nr. 2) sind ebenfalls Schilderungen russischer Zustände und tragen einen scharf ausgeprägten humoristisch-satirischen Stempel. Die

erste und die letzte der drei uns dargebotenen Erzählungen sind von Nikolaj Gogol. Die „Der Mantel" betitelte Geschichte entrollt uns ein trauriges Bild von dem trübseligen Leben eines russischen Subalternbeamten, während uns die Idylle „Kleinrussische Landedelleute" sympathischer berührt. In beiden Dichtungen zeigt sich Gogol als ein Meister in der Zeichnung des Provinz- und Kleinlebens in Rußland, doch ist sein Humor von der schwer melancholischen Art; ihm zu Grunde liegt der tiefe Schmerz über das sittliche Elend der Zustände, über welche er die Leser lachen macht. Bekanntlich wurde der Geist des genialen Dichters der „Todten Seelen" in dessen späterm Lebensalter ganz verdüstert. Aus Verzweiflung über die trostlosen Verhältnisse, die Gogol so unerbittlich an den Pranger gestellt hatte, wurde er zum religiösen Mystiker, der ganze Tage vor seinen Heiligenbildern verbrachte und schließlich ein elendes Ende nahm. Die zweite der von Wolfsohn uns dargebotenen Geschichten hat den Grafen Leon Tolstoy zum Verfasser und entrollt ein farbenreiches Bild von dem Leben und Treiben des Gesindes und der Bauern auf einem größern Gute im Innern des weiten Zarenreichs.

Der Roman von Friedrich Friedrich „Am Horizont" (Nr. 3) zeigt den gewandten Erzähler und fesselt den Leser durch eine scharfe Charakteristik der handelnden Personen. Die Handlung selbst, welche stets frisch und lebendig fortschreitet, spielt theils in Dänemark, theils in Deutschland und indirect auch in Rußland. Die Hauptheldin ist die Gräfin Orla von Mellin, welche zu den Anführern der Nihilistenpartei zählt und ein tragisches Ende nimmt. Ihre letzten Worte waren: „Endlich muß am Horizont ein neuer Tag aufsteigen." Der Roman enthält manche geistreiche Reflexionen, so z. B. über Musik und Malerei; auch Vertreter der Presse spielen darin eine hervorragende Rolle, während die Repräsentanten der Diplomatie, namentlich der russischen, schlecht wegkommen.

Der dreibändige Roman „Der Postillon" von Peter Wennemar (Nr. 4) ist nicht mit Unrecht von dem Verfasser als ein „livländischer Roman" bezeichnet worden, denn er schildert ausführlich das Leben und die Sitten der verschiedensten Volksklassen in Livland. Die Richtung des Autors ist eine streng religiöse, weshalb wir in seiner Dichtung auch mehr Religion als Poesie zu finden glauben. Die Handlung geht langsam und bedächtig vor sich; die behagliche Breite der Darstellung wirkt zuweilen ermüdend und ruft das Gefühl der Langeweile hervor. In dieser Beziehung ist „Der Postillon" das gerade Gegentheil von Friedrich Friedrich's „Am Horizont".

Rudolf Doehn.

Radicale Causerien.

Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit. Von Max Nordau. Vierte Auflage. Leipzig, Schlicke. 1884. Gr. 8. 6 M.

Der kühne Spieler, Abenteurer und anrüchige Memoirenschreiber Casanova sagte am Ende des vorigen Jahrhunderts: „Die Ordenssucht wächst mit der Entartung der Sitten. Je weniger Achtung man vor sich selbst hat — denn niemand gibt sich im tête-à-tête mit seinem Gewissen Illusionen hin —, desto ausgezeichneter will man in den Augen anderer erscheinen.... Die Eitelkeit der Männer, der Geiz der Regierungen, die Käuflichkeit der Höflinge machen, daß Orden kein Anrecht auf Hochachtung geben.... Man ist dahin gekommen, daß, wenn man für einen höflichen Mann gelten will, man niemand nach dem Namen seines Vaterlandes fragen darf; denn wenn man Normanne oder Calabreser ist und es eingesteht, so muß man um Entschuldigung bitten. Sie dürfen auch keinen großen Herrn nach seinem Wappen fragen; denn wenn er den heraldischen Jargon nicht zu reden weiß, setzen Sie ihn in Verlegenheit. Man muß sich enthalten, einem Menschen ein Compliment seiner schönen Haare wegen zu machen; denn es ist möglich, daß er eine Perrüke trägt, und dann ist Ihr Compliment eine Beleidigung. Es ist mir geschehen, daß ich die Schönheit der Zähne einer Frau pries, und einige Tage später sah ich — durch eine kleine Indiscretion — die Rechnung ihres Zahnarztes: sie trug ein falsches Gebiß. In London gilt es als den Höhepunkt der Unhöflichkeit, jemand nach seiner Religion zu fragen, und so kann es auch in Deutschland sein, denn ein Herrnhuter oder ein Anabaptist werden ungehalten sein, Ihnen eingestehen zu müssen, was sie glauben. Es bleibt daher das Klügste, wenn man von jedermann gern gesehen sein will, niemand über was immer zu befragen, selbst nicht — ob er einen Louisdor wechseln könne!"

Warum ich diese Sätze aus einem Schriftsteller, der in Stil und Gesinnung durchaus nichts mit dem noch jugendlichen, aber weltreifen und edelste Zwecke verfolgenden Max Nordau gemein hat, hierherstelle? Um zu beweisen, daß die Welt immer falsch und verlogen war:

Und was die Menschen thun und treiben,
Wie sie sich drängen, stoßen, reiben,
Wie sie sich schmeicheln und belügen,
Sich ärgern, zanken und betrügen
Und sich vor ihren Götzen bücken —
O! 's ist ein Schauspiel zum Entzücken!

Dieses Schauspiel, welches in seinem Inhalte ewig dasselbe bleibt und sich nur der Form, Sceneneintheilung, den Effecten, der Sprache und Costümirung nach mit jedem Jahrhundert ein wenig ändert, bietet uns der in Paris lebende Arzt und Menschenkenner Dr. Max Nordau aufs neue. Der Kritik und dem Leserkreise hat seine Schrift so starke Anregung zum Widerspruch oder zum Zu-

stimmen gegeben, daß sie jedenfalls das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die Geister, die geschlafen haben, geweckt und in einer literarisch etwas lethargischen Zeit Bewegung hervorgerufen zu haben. Lethargie ist eine Krankheitserscheinung, Bewegung verbürgt die Gesundheit. Das Recept Max Nordau's war also das eines tüchtigen Arztes. Aber sein Buch ist auch das Werk eines in vieler Hinsicht sehr verdienstvollen Schriftstellers. Von einer großen Klarheit des Stils, birgt es in seinen 421 Seiten eine Fülle der angenehmsten Belehrung, ein geradezu staunenerregendes Wissen auf allen Gebieten, und selbst wo es irrt, oder über sein Ziel hinausspringt — nämlich da, wo es die Welt verbessern will —, kann man nur das Wort: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt", anwenden. Doch, „wie widrig, immer nur sich selbst zu hören", sagt Grillparzer in seiner „Esther", und dies auch andern zurufend, wollen wir den Autor ein wenig selbst reden lassen:

Die Menschheit ist unzufriedener, aufgeregter, rastloser als je. Kein Mensch, kein Land ist glücklich. Nihilismus, Fenianismus, Socialismus, Antisemitenthum, Irredenta, in jedem Staat ein anderes Gespenst. Jeder Einzelne fühlt ein zorniges Unbehagen — man nennt es Nervosität, Pessimismus, Skepticismus. In der Literatur herrscht der Naturalismus, der zu sagen scheint: „Du siehst, gequälter Leser, dieses Leben, das hier mit unerbittlicher Richtigkeit geschildert wurde, ist wahrhaftig nicht werth, gelebt zu werden!" Auch auf allen andern Gebieten zeigt sich eine dumpfe Verbitterung, die manchmal bewußt ist, manchmal blos in Gestalt einer vagen, treibenden Unzufriedenheit empfunden wird, sie erhält jeden Strebenden in einer grimmigen Aufregung und gibt dem Kampfe ums Dasein in der modernen Gesellschaft wilde und diabolische Formen, die er in frühern Epochen nicht gehabt.

Nachdem Nordau diese Weltlage, sie vielleicht etwas allzu sehr verallgemeinernd, constatirt und sie mit den frühern Epochen verglichen, kommt er zu dem Schlusse, daß sie aus dem Gegensatze zwischen unserer Weltanschauung, welche die naturwissenschaftliche sei, und allen Formen unsers individuellen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens entstanden ist. Dem Zeitalter, dem die Darwin'sche Lehre als Basis alles weitern Forschens gilt, müssen eine Menge aus frühern Jahrhunderten und Anschauungsweisen überkommene Culturformen irrationell erscheinen, und daß wir in diesen Formen fortleben, ist unsere Schuld, unser Verhängniß; wir verdammen uns zu einer fortwährenden Lüge. Die Rückwirkung eines solchen ewigen Conflicts zwischen Daseinsform und Ueberzeugung ist eine tragische. Es ist dies der tiefe Riß, der durch die ganze Culturmenschheit geht. Nun wird man einwenden: die Prämisse ist falsch; unsere Naturanschauung ist nicht die Darwin'sche Lehre, die ja überdies nur eine der glaubwürdigsten Hypothesen ist; nur die obern Zehntausend des Geistes glauben daran und sind deshalb mit den alten Institutionen unzufrieden. Diese Einwendung gegen Nordau ist aber eine sehr haltlose. Wenn die Darwin'sche Theorie, heute noch neu, von nur wenigen geglaubt wird, so kann sie sich, wenn oder weil sie die Wahrheit ist, ebenso rasch ausbreiten wie einst große Religionssysteme, und je mehr mit den verkommenen Institutionen Unzufriedene sie macht, je eher werden diese daran denken, mit ihnen aufzuräumen. Auf der andern Seite sind nicht diejenigen, welche leugnen, daß das Lebensfähigere langsam aber unaufhaltsam das Schwächere ausrottet, gleichfalls unzufrieden und lügenhaft? Sie sind es, weil das Neue mit ehernem Finger an ihre alten Mauern pocht, weil sie ihre Position täglich mehr bedroht sehen, und weil sie — mit Mitteln kämpfen müssen, die, wenn auch die ewig alten, nicht mehr in den Rahmen unsers Jahrhunderts passen. Nordau hat also ganz recht, wenn er behauptet, wir sind alle unzufrieden und verlogen. Es wäre nun ebenso platt, zu behaupten: aber es gibt doch auch Glückliche und Zufriedene, als es trivial sein würde, ein Anzahl Aussprüche von Dichtern und Philosophen heranzuziehen, welche alle darin übereinstimmten, daß es keinen wahrhaft Glücklichen auf Erden gibt, und schließlich dem, der mir ins Gesicht sagte: ich bin glücklich, den Gemeinplatz entgegenzuschlendern: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Darauf ließe sich antworten: Also alles, was Nordau vorbringt, ist schon hundertmal gesagt worden; es ist alt und abgedroschen! Selbst wenn dem so wäre, muß doch die Form eine andere sein, da sie so großen Erfolg gehabt. Gerade heraus gesagt, die geistsprühende, theils witzige, theils heftige Art, wie Nordau das Geheimniß aller Welt ausplaudert, wie er mit dem schärfsten common sense gegen den bestehenden Nonsens ankämpft, scheint mir den Erfolg seines Buchs gemacht zu haben. Und der Gehalt nicht? höre ich fragen. — Ich möchte doch den sehen, der aus Nordau's Buch nicht manches gelernt, den es nicht zum Denken angeregt, der nicht eine nutzbringende, luftreinigende Conversation darüber geführt, oder der es weggelegt hätte wie einen Sensationsroman, den nochmals zu lesen er nicht im Stande ist! Er wird und muß darauf zurückkommen.*)

Die verschiedenen „Lügen", die unser Autor nun in längern Kapiteln behandelt: sind die religiöse, die monarchisch-aristokratische und die politische Lüge.

Eine Stelle aus der „religiösen Lüge" lautet: „Daß er mit dem Leibe zugleich vergehe, nimmt der primitive Mensch nirgends an. Und das ist ganz natürlich: das absolute Nichtsein ist eine Vorstellung, der das menschliche Denken fremd und feindlich gegenübersteht, ja, die voll zu realisiren ihm unmöglich ist. Man kann aber von einer Maschine keine Kraftleistung verlangen, die über das Vermögen ihrer Bestandtheile geht. Die Vorstellung des Nichtseins ist eine Kraftleistung, die über das Vermögen des menschlichen Denkapparates hinausgeht."

Nordau liebt es, seine Bilder nicht aus einer idealen

*) Man hat Nordau vorgeworfen, er schildere und kenne nur die gebildeten Klassen. Er, der junge Arzt, der sich erst eine Praxis schaffen mußte und öfter unentgeltlich am Krankenbette des Armen gestanden, als er von Reichen honorirt wurde!

Dichterwelt, sondern aus den realen Wissenschaften zu entlehnen, und das gibt seiner Prosa etwas Markiges, einen neuen und gewinnenden Zug, wie etwas Vertrauenerweckendes. Wir glauben ihm, weil er überall zu Hause ist. In Bezug auf die ersten beiden Kapitel möchte man doch einwenden, daß weder jedes Individuum für den Atheismus reif ist, noch der heutige Staat jemand verbietet, nach seiner Façon selig zu werden; daß manche Staaten sehr unreif für die republikanische Form sind, und einige Republiken gezeigt haben, daß auch diese Form nicht die alleinseligmachende war. Aber es ist wiederum so viel Klares und Wahres hier zu lesen, daß es nicht im knappen Raum einer Besprechung dargelegt, noch — widerlegt werden kann! Besonders lehrreich sind die Auseinandersetzungen des Verfassers über die Erblichkeit des Adels, wobei er hervorhebt, daß Ungleichheit ein Naturgesetz und die Erblichkeit des Vorrangs begründet ist, zugleich aber beweist, daß geistige Vorzüge sich nicht vererben und in Bezug auf Talent jeder buchstäblich sein eigener Ahnherr, der erste Begründer seines Hauses sein muß.

Zu Beginn der „politischen Lüge" entwirft Nordau das Abbild „eines typischen Staatsbürgerdaseins", das mir leider als vielfach übertrieben und carikirt erschienen ist. Ich habe nirgends so viele Fragezeichen in meinem Buche gemacht als von Seite 169—176. Daß es schließlich heute doch besser in der Welt aussieht als in den schutz- und rechtlosen Zeiten des Mittelalters, muß Nordau durch den Satz bekennen: „Es ist wahr, daß in unserer heutigen Civilisation die durchschnittliche Lebensdauer des Individuums länger, seine Gesundheit besser geschützt, die Richtlinie der allgemeinen Sittlichkeit höher, das Zusammenleben friedlicher, die Gewaltthat seltener ist als im Zustand der Barbarei; allein — meint der Autor — das ist in keiner Weise das Verdienst der Aemter und Reglements, sondern die natürliche Folge höherer Bildung und besserer Einsicht der Menschen."

Der noch ziemlich neue Parlamentarismus wird einer scharfen Kritik unterworfen. Nordau nennt ihn ein Sicherheitsventil gegen den Ehrgeiz, das die spannkräftigen Individuen der Nation verhindert, ehrgeizige Explosionen hervorzubringen.

In der „wirthschaftlichen Lüge" scheint mir das Beste und wieder auch das Anfechtbarste gesagt zu sein. Das zusammengerottete, ausbeutende Kapital sei die Ursache nie dagewesener Armuth. Gerade jetzt beweist Robert Giffon, der Chef der statistischen Abtheilung im englischen Handelsministerium, in der „Fortnightly Review", daß sich der Lohn der britischen Workmen seit 50 Jahren um 30—100 Procent vermehrt, die Arbeitszeit aber um 20 Procent vermindert habe, während die Preise der verschiedenen Waaren und Lebensbedürfnisse, Fleisch und Wohnung ausgenommen, sich so ziemlich unverändert erhalten hätten. Also auch hier eine Besserung des menschlichen Zustandes, während unter den Arbeitern die Unzufriedenheit geradezu unhaltbare Zustände herbeiführt. Nordau wüthet gegen die Vergendungen der Millionäre. Wenn aber Einer 400000 Mark für ein Gastmahl ausgibt, wo kommt denn das Geld hin? Wandert es nicht zum Bäcker, zum Fleischer, zum Wildprethändler, zum Weinverkäufer und ernährt tausend Familien des Mittelstandes? Hingegen hat Nordau recht, wenn er ruft: Fabrieirt weniger Luxusartikel und mehr Brot! Das Genie soll sich anstrengen, ein neues billiges Lebensmittel, oder die Vermehrung der alten zu erzielen. Aber ein jeder will reich werden. Es scheint, daß der mit Recht gepriesene Ackerbau doch nicht so viel abwirft wie ein Industriezweig. So drängt sich alles in die verderblichen Großstädte, um krank, um rhachitisch zu werden. Nordau unterzieht nun den Communismus einer Kritik und beweist, daß wir in vollem, nur passivem Communismus leben. Er findet zwar persönliches Eigenthum natürlich, aber die Güterververbung als allen Naturgesetzen zuwiderlaufend. Aus dem Heimfall allen unbeweglichen Besitzes will er ein Gemeinkapital errichten. Wer wird aber noch arbeiten wollen, wenn er nicht weiß, daß er kraft seiner Arbeit die Seinen, die Familie, auch die Enkel versorgt?

> Ich will, daß alles Gemeingut sei, daß jegliches allen gehöre,
> Daß alle sich nähren von einem Besitz; nicht Dürftige geb' es und Reiche;
> Nicht baue sich der viel Landes, indeß zum Begräbnisse jenem der Raum fehlt,
> Nicht halte sich der von Sklaven ein Heer, und der andere keinen Bedienten,
> Nein, alle gemeinsam mach' ich und eins, und gleich in allen das Leben!

Sagt das etwa auch Herr Dr. Max Nordau? Nein, aber so sprach vor eirea 2000 Jahren Frau Praxagora in der „Frauenherrschaft" des Aristophanes. Es sind also die Dinge kaum anders geworden und der Lösung näher getreten. Nordau meint, überall sei das Menschenangebot größer als die Menschennachfrage: „Der Millionär verpraßt Menschenarbeit für seine Launen, seinen Uebermuth oder seine Eitelkeit; er wirft Kleider weg, die noch nicht entfernt ausgedient haben; er entzieht Menschen der nützlichen Production und erhält sie im lasterhaften (?) Müßiggang (?) von Lakaien und Gesellschafterinnen, oder in der Scheinthätigkeit von Kutschern, Leibjägern u. s. w." Sind aber diese Menschen nicht alle ernährt, versorgt, vom Markte des Angebots weggeräumt, und was würde aus ihnen und der Menschheit, wenn alle Lakaien, Leibjäger, Kutscher, Bonnen, Dienstmädchen, Köchinnen einfach auf die Straße gesetzt, dem Hunger preisgegeben wären? Dann ist wieder von einem großartigen Handel mit alten Kleidern (die auch der Aermere, öfter als unbedingt erforderlich ist, erneuert) nach überseeischen Ländern die Rede. Ja, wird denn all dies Geld, welches, klar zu reden, damit verdient wird, zu nichts? Können wir alle nur Wälder ausroden, alle Ackerbauer werden, alle Städte niederreißen und aufs Land ziehen? So reizt Nordau auf allen Seiten zu Widerspruch, Nachdenken und

erzwingt sich oft unsere Zustimmung. Er bespricht ferner ebenso pikant als wahr die sogenannte Ehelüge, die Männlein und Weiblein selbst nachlesen und je nach ihrer Beschaffenheit auslegen mögen. Er verwirft dann den Individualismus und Egoismus und baut ein neues Wolkenkukuksheim auf der Basis des Altruismus auf!

Alfred Königsberg hat ganz recht, wenn er in der „Neuen Freien Presse" meint, die Luft, die wir einathmen, wimmele von Spaltpilzen, aber deshalb können wir doch nicht auf den Montblanc ziehen; das Trinkwasser sei von Infusorien bevölkert, aber die Natur des Menschen ziehe doch Quellwasser dem abgekochten vor; endlich, bei einer anzustrebenden Stadterweiterung müsse man auf die Baufälligkeit der alten Häuser warten und dürfe nicht ganze Viertel mit Dynamit sprengen. Gewiß, die von Nordau gewünschte allgemeine Solidarität ist eine schöne Sache, seine optimistischen Ausblicke in eine schönere Zukunft machen seinem Herzen alle Ehre; aber mir scheint, diese höchst unvollkommene Erde ist von dem großen Teleologen nicht ausersehen, ein völlig glückliches Menschengeschlecht nach Darwin'scher Theorie zu züchten. Es wird schwer sein, irgend jemand zu bestimmen, seinen Besitz freiwillig aufzugeben. Würde Nordau nach dem Alfons Karr'schen Worte den Anfang machen und etwa den moralischen, geistigen Erfolg mit einem talentlosen Schriftsteller, den materiellen mit einem gänzlich verarmten Collegen theilen? Es muß sich jeder seinen Platz erobern und dann zu behaupten wissen. Und wenn einst wirklich der donnernde Schritt der Arbeiterbataillone heranrückt und alles Bestehende umstürzt, was ich bezweifle, so bleibt der Welt nichts übrig, als sich zu wehren oder zu sagen: Après nous le déluge! Bis die Erde aber mit Arm und Reich in die Sonne zurückfällt, wird es stets nur eine partielle Sintflut geben, und fortdauern wird, wie seit Anbeginn, der rastlose Kampf zwischen Kain und Abel.

Alfred Friedmann.

Ein Anhang zu Hettner's „Literaturgeschichte".

Register zu Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit Berücksichtigung aller Auflagen von Rudolf Grosse. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Alle Besitzer des Hettner'schen Werks, das in der That zu den ausgezeichnetsten in der deutschen Literatur gehört und auch als solches längst allgemein anerkannt ist, werden der Verlagshandlung gewiß dankbar dafür sein, daß sie dem einzigen Mangel, an dem es bisher litt, mit diesem sehr verdienstlichen Register nun abgeholfen hat. Es ist mit einer Sorgfältigkeit und Genauigkeit angefertigt, wie man sie von einem Register nur wünschen kann und zu verlangen berechtigt ist. Das einzige, was ich daran auszustellen finde, ist, außer einigen unbedeutenden, im Verzeichniß am Ende nicht mit erwähnten Druckfehlern (wie S. 19 „Cadmus und Vanessa", statt, wie es bei Hettner seit der zweiten Auflage berichtigt, ist „Cadenus und V.", S. 23 „a discurse" statt „discourse", S. 169 „Pepy's" statt „Pepys'" Tagebücher), die, wie in Deutschland überhaupt, so häufig vorkommende unrichtige Schreibart der englischen Büchertitel, wo alle Hauptredetheile große Anfangsbuchstaben haben sollten. Hier, im vorliegenden Register, herrscht wenigstens durchaus keine Consequenz darin vor; manchmal sind sie richtig, meist aber unrichtig geschrieben. Es beleidigt solche falsche Schreibart das Auge des Engländers und des der Sprache Kundigen ebenso sehr, wie es unser Auge beleidigt, wenn wir in englischen Werken deutsche Wörter entstellt finden, es sei denn, daß sie nach der Grimm'schen Schule geschrieben sind, die aber allerdings mit Consequenz verfährt. Im übrigen ist das Register mit wahrhaft englischer Vollständigkeit ausgearbeitet, und es wäre nur zu wünschen, daß dem hier gegebenen Beispiele in ähnlichen Werken allgemein bei uns Folge geleistet würde.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, auch auf das Werk selbst mit einigen Worten zurückzukommen. Bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage des die „Geschichte der englischen Literatur" enthaltenden ersten Theils säumte ich natürlich nicht, ihn mir anzuschaffen, um Belehrung daraus zu schöpfen. Bei der Genauigkeit, mit welcher ich alle Daten und Angaben prüfte, mußte ich allerdings, wie es bei ersten Auflagen meist der Fall ist, eine ansehnliche Zahl Ungenauigkeiten im Texte finden. Das von mir aufgestellte Verzeichniß derselben wurde Hettner auf seinen Wunsch von einem gemeinschaftlichen Freunde damals mitgetheilt; ich habe mich jetzt gefreut zu entdecken, daß er dasselbe, bis auf einige wenige Punkte, benutzt hat, die hier zum Besten der Besitzer auch der neuern Auflagen berichtigt sein mögen. Weshalb Hettner diese wenigen Erinnerungen meinerseits nicht berücksichtigt hat, ist mir unerfindlich. Auch vermißte ich ungern in dem Vorwort eine Erwähnung dessen, dem er die Verbesserung der Ungenauigkeiten verdankt. Doch dies beiläufig. Hier folgen also noch die übrigen in allen Auflagen stehen gebliebenen Fehler. Bei Butler (Samuel) werden als zwei verschiedene Satiren eine „An die königliche Societät" und eine andere: „Der Elefant im Monde", genannt, während eben letztere auf die königliche Societät gedichtet ist. Dryden's Drama heißt nicht „Dom Sebastian", sondern „Don Sebastian". Blount wird noch immer „als der bedeutendste Schriftsteller dieser Richtung" bezeichnet, während Macaulay ihn einen unbedeutenden Scribenten nennt. Otway's „Caius Marius" datirt von 1680 *), nicht 1681. Bei Toland fehlt die unter dem Titel „Tetradymus" 1716

*) Nach neuester Forschung sogar von 1679. (Vgl. „Ueber Thomas Otway's Leben und Werke, mit besonderer Berücksichtigung der «trepedies». Inaugural-Dissertation von Reinhard Mosen", Jena, 1875.)

veröffentlichte Sammlung von vier Abhandlungen. Der Buchhändler, dem Pope seine Uebersetzung des Homer verkaufte, hieß Lintot, nicht Linicot.

Die Walter Scott zugeschriebene Bemerkung betreffs der peinlichen Umständlichkeit in De Foe's Romanen, die jeden Zweifel an der Wahrheit des Erzählten verscheuche, rührt nicht von diesem, sondern von Dunlope, dem Verfasser der „History of Fiction", her. Walter Scott spricht ihm Pathos ab, weil er zu wenig Zartgefühl besitze. Wo man Pathos bei ihm antrifft, sei er das Erzeugniß der Umstände, nicht vom Verfasser gewollt. Endlich muß es bei der Aufzählung der Smollett'schen Romane im Texte wie im Register „Lancelot Greaves" statt „Lancelot Greeves" heißen.

Dies wäre nun alles, was ich als Specialist im Fache der englischen Literatur zu bemerken hätte. Auf die deutsche und französische des Nähern einzugehen, liegt mir ferner; doch glaube ich kaum, daß bei diesen noch Berichtigungen nöthig sein werden, da die Bekanntschaft Deutscher mit der französischen Literatur in der Regel eine vertrautere ist als mit der englischen, und diejenigen mit der vaterländischen bei einem Manne wie Hettner selbstverständlich ist.

David Asher.

Zur Mineralogie.

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von G. Jäger, A. Kenngott, Ladenburg u. a. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie, herausgegeben von A. Kenngott, unter Mitwirkung von von Lasaulx und F. Rolle. Mit Holzschnitten und lithographirten Tafeln. Breslau, Trewendt. 1882—83. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 M.

Das vorliegende Handwörterbuch bildet die zweite Abtheilung der nach einem großen Plan angelegten „Encyklopädie der Naturwissenschaften". Bei der Bearbeitung dieser Abtheilung haben die Verfasser von einer strengen, detaillirten lexikologischen Anordnung abgesehen, um nicht durch überaus zahlreiche Artikel den Stoff zu sehr zu zersplittern, wodurch das Verständniß sehr beeinträchtigt und Wiederholungen unvermeidlich geworden wären. Sie zogen es daher vor, den Inhalt der Mineralogie, Geologie und Paläontologie in einer relativ geringen Anzahl von Artikeln zu behandeln, wonach jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Die in ihnen enthaltenen Einzelheiten, wie namentlich Minerale, Gesteinsarten und Versteinerungen können durch ein am Schlusse beigefügtes alphabetisches Register leicht und schnell aufgefunden werden. Auch wir sind der Ansicht, daß diese Art der Behandlung des Gegenstandes besser geeignet ist, die Resultate der Forschungen in den einzelnen Zweigen der Mineralogie, Geologie und Paläontologie in weitern Kreisen zu verbreiten, als es bei einer vollständig durchgeführten lexikologischen Behandlung möglich sein würde. Die einzelnen Aufsätze geben ein erschöpfendes Bild des betreffenden Gegenstandes. Am Schlusse eines jeden größern Aufsatzes finden wir eine vollständige Zusammenstellung der diesen Gegenstand behandelnden Schriften. Die von Professor von Lasaulx bearbeiteten Kapitel aus der allgemeinen Geologie zeichnen sich durch große Klarheit und Eleganz der Darstellung aus. Wir machen ganz besonders auf die umfangreichen und interessanten Abhandlungen über den „Erdball als Ganzes und seine Beschaffenheit", „Die Erdbeben", „Die Gebirge und ihre Entstehung", „Die Atmosphäre und ihre geologische Bedeutung" aufmerksam; insbesondere können diese auf dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft stehenden Abhandlungen für die Lehrer der Geographie eine reiche Fundgrube für das Studium der Geophysik bilden. In nicht minderm Grad wie die geologischen verdienen auch die mineralogischen und paläontologischen Artikel unser volles Lob. Da das vorliegende Handwörterbuch auch gebildeten Laien zur Belehrung dienen soll, so wäre es vielleicht wünschenswerth gewesen, daß auftatt der neuern, wenn auch bezeichnendern Mineralnamen die ältern vorangestellt und die etymologische Erklärung der mineralogischen und paläontologischen Nomenclatur in noch ausgiebigerer Weise, als es bereits geschehen ist, gegeben worden wäre. Die zahlreichen Krystallfiguren und geologischen Profile gereichen dem Werke zur besondern Zierde. Von den Leitfossilien sind nur einige wenige abgebildet; es wäre aber zu wünschen gewesen, daß wenigstens von den wichtigsten Leitfossilien gute Abbildungen als Illustration dem Texte beigegeben worden wären.

Friedrich Traumüller.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein neues Lustspiel von Oskar Blumenthal: „Der Probepfeil", hat am Deutschen Theater in Berlin einen unbestrittenen Erfolg davongetragen. Der Probepfeil ist der erste Pfeil Amor's, der nicht ernsthaft gemeint ist, keine Widerhaken hat und nach kurzen Schmerzen von selbst wieder aus dem kaum verwundeten Herzen gleitet, „aber", wie es im Stücke heißt, „dieser Probepfeil ist in einen berauschenden Saft getaucht, der das junge Blut so aufrührt und erhitzt, daß es seine erste Liebe zu fühlen glaubt! Und darin liegt die Gefahr! In diesem Zustande hat schon manch junges Herz eine Thorheit begangen, die es später lebenslang beweinen mußte!" Das ist das Thema des Stücks, das in echtem Lustspielton behandelt ist. Wir freuen uns, daß ein so witziger Kopf wie Blumenthal in die Bahnen einlenkt, in denen seine Begabung der deutschen Bühne förderlich werden kann.

— Das Lustspiel „Roderich Heller“ von Franz von Schönthan hat am wiener Stadttheater, in Hannover und an einigen andern Bühnen einen für den Autor erfreulichen Lacherfolg gehabt; an andern Theatern hat es weniger gefallen. Das Stück ist mehr Schwank als Lustspiel und hat einen Grundfehler: der Charakter des Roderich Heller ist eine Charge, welche durchaus unwahr ist.

— Die Bühnenbearbeitung des „Fiesco“, welche Schiller von Freiherrn von Dalberg octroyirt wurde, ist am hundertjährigen Gedenktage der manheimer Fiesco-Aufführung, am 11. Januar, in Manheim und Leipzig gegeben worden, in Leipzig mit würdiger Inscenirung und glänzender Ausstattung. Der Eindruck des Ganzen war, daß man der Bearbeitung den Zwang zu sehr anmerkte, welcher den Dichter zu Milderungen alles Grellen trieb, worunter besonders die Verrina-Scenen in bedenklicher Weise litten. Wir kommen hierauf noch einmal näher zurück.

— Am breslauer Stadttheater wurde ein neues Lustspiel von Oskar Justinus, „Penelope“, mit Beifall gegeben. Das Stück spielt im Jahre 1812 und hat einen ernsten historischen Hintergrund, von dem sich einige schwankartige Charaktere und Situationen etwas zu grell abheben.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 11. Januar 1884 starb in Halle der Geheime Regierungsrath Professor Hermann Ulrici, ein Philosoph und Aesthetiker von Ruf. Geboren 1806 zu Pforten in der Niederlausitz, erhielt er seine erste Schulbildung in Leipzig, wo sein Vater Oberpostverwalter war. Im Jahre 1827 studirte er in Halle, dann in Berlin Jura, wandte sich aber bald von der juristischen Laufbahn wieder ab und widmete sich seit 1829 dem Studium der Geschichte, Poesie und Kunst. Im Jahre 1833 habilitirte er sich in Berlin, wurde 1834 nach Halle berufen, wo er allerdings erst sehr spät, Mitte der sechziger Jahre, ordentlicher Professor wurde. Ulrici gehört zu den namhaftesten deutschen Shakspeare-Gelehrten, aber zu denjenigen, welche nicht in philologischem Kleinkram aufgingen, sondern den Genius des Dichters in seiner Eigenart zu begreifen suchten. Sein anerkanntes Hauptwerk auf diesem Gebiete ist „Shakspeare's dramatische Kunst“ (3 Bde., Halle 1839; 3. Auflage 1868). Hier wird der große Dichter aus seiner Zeit heraus begriffen, seine Vorgänger und Zeitgenossen werden mit feinem Verständniß charakterisirt, dann aber für seine eigenen Schöpfungen der Schlüssel in einem Grundgedanken gesucht, der oft mit vielem Scharfsinn als der einheitliche Träger der Dichtungen nachgewiesen wird. In dieser mehr philosophischen Auffassung liegt die Eigenart des Ulrici'schen Shakspeare-Commentars; dadurch unterscheidet er sich von dem reproducirenden Commentar des Gervinus. Man mag jenen Erläuterungen oft das Hineintragen philosophischer Gedanken in die Schöpfungen eines naiven Genius zum Vorwurf machen; doch wenn auch hier und dort die Erklärung etwas gesucht ist, so erschließt sie doch ebenso oft das Verständniß für den innern Zusammenhang der Dramen in überraschender Weise. Ulrici, der längere Jahre Präsident der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft war, hat auch zum „Shakspeare-Jahrbuch“ manchen wichtigen Beitrag beigesteuert. Unter seinen Auspicien erschien die im Auftrage der Shakspeare-Gesellschaft unternommene neue, verbesserte, zum Theil vollständig umgearbeitete Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung; der erste Band enthält eine von Ulrici selbst verfaßte „Geschichte Shakspeare's und seiner Dichtung“ (1867). Eine Ausgabe von Shakspeare's „Romeo und Julie“ mit erläuternden Anmerkungen gab er 1853 heraus.

Als Philosoph schloß sich Ulrici der Richtung des jüngern Fichte an, mit dem er gemeinschaftlich seit 1847 die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ herausgab. Sie enthält zahlreiche Kritiken von ihm und war der Herd seiner Polemik gegen den Idealismus der Hegel'schen Schule. Sein eigener Standpunkt war ein ethisch-theistischer, der in seinen spätern Werken auch eine naturwissenschaftliche und thatsächliche Basis suchte. Freilich war er auch sehr geneigt, die Thatsachen des Spiritismus als solche anzuerkennen, wie denn auch die Unsterblichkeit der Seele von ihm wie von dem jüngern Fichte mit philosophischen Gründen, welche beide für beweiskräftig hielten, vertheidigt wurde. Zu diesen letzten Schriften, welche den meisten Erfolg hatten, gehören: „Gott und die Natur“ (1862, 3. Aufl. 1875), „Gott und der Mensch“ (1866, 2. Aufl. 1874); außerdem erwähnen wir: „System der Logik“ (1852), „Compendium der Logik“ (1860, 2. Aufl. 1872), „Grundprincip der Philosophie“ (2 Bde., 1845—46), „Grundzüge der praktischen Philosophie“ (1877), „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik“ (1876).

Bibliographie.

Bacon, Lord, Kleinere Schriften. Uebersetzt und erläutert von J. Fürstenhagen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 4 M.

Berlichingen, A. v., S. J., Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador. Ein Leben im Dienste des Vaterlandes und des Glaubens. Einsiedeln, Benziger. 8. 1 M. 50 Pf.

Ficker, A., Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gregorovius, F., Der Kaiser Hadrian. Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit. 2te neugeschriebene Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Halm, H., Skizzen aus dem Frankenland. Nach Vorträgen im fränkischen historischen Verein. Schw.-Hall, German. 8. 1 M. 80 Pf.

Hoffmann, J., Das Plebiscit als Correctiv der Wahlen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Melnee, S., Die Gouvernante. Erzählung. Wiesbaden, Rodrian. 8. 5 M.

Müller-Beeck, F. G., Eine Reise durch Portugal, mit einer geologischen Karte. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1883. Gr. 8. 3 M.

Muncker, F., Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Stuttgart, Cotta. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Nordmann, H., Der ländliche Grundbesitz, seine Lage und seine Bedeutung. Eine social-politische Studie. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Otto, Luise, Aus vier Jahrhunderten. Historische Erzählungen in 2 Bdn. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 8 M.

Palmer, A., Gegen den Strom. Lyrisches und Satyrisches. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M. 50 Pf.

Passarge, L., Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 10 M.

Pfleiderer, O., Luther als Begründer der protestantischen Gesittung. Ein Vortrag zur Lutherfeier. Berlin, G. Reimer. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Přibram, A., Oesterreich und Brandenburg. 1685—1686. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Rangabé, A. R., Der Fürst von Morea. Uebersetzt von A. Ellissen und vom Autor selbst revidirt. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Reichel, E., Aberglaube. Lustspiel. Berlin, Lassar. 1883. 8. 2 M.

Scherr, J., Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch. Teschen, Prochaska. 8. 4 M. 50 Pf.

Schlesien in Sage und Brauch. Geschildert von Philo vom Walde. Mit einem Vorwort von C. Weinhold. Berlin, A. Senff. 1883. Gr. 8. 3 M.

Schmachtenberg, C., En Freund on Leid. Plattdeutsche Gedichte in niederbergischer Mundart. Langenberg, Joost. 1883. 8. 4 M. 50 Pf.

Schmidt, E., Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Schmidt-Warneck, F., Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Lex.-8. 9 M.

Scott, R. H., Elementare Meteorologie. Uebersetzt von H. von Freeden. Mit 63 Abbildungen und 11 Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 61. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Stöpel, F., Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. I. Das Kapital. Enthüllung der Mittel zur Beseitigung der Geldherrschaft und Befreiung der Arbeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. 21stes u. 22stes Hft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1883. 8. à 50 Pf.

Vogel, H., Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 100 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln. 2te Aufl., vermehrt durch einen Nachtrag über die neuesten Fortschritte der Photographie. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 5. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft. 6tes Tausend. Berlin, Walther u. Apolant. 1883. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze etc. etc. in Nr. 8 bis 14.

Das Jahr 1883. (VI. Schlußartikel.) — Die Parteien in Oesterreich. (I/II.) — Die Grundzüge für den Entwurf eines Gesetzes über die Unfallversicherung der Arbeiter nebst Begründung. — Die Pforte und das griechische Patriarchat. — Das Parteileben Rumäniens. — Die nationale Pilgerfahrt der Italiener.

Eine neue Theorie über die Entstehung und Tendenz der angeblichen Schenkung Constantin's. Von G. Kaufmann. (I.) — Die libysche Wüste. Von M. Neumeyr. — Wiener Briefe. (CLXVIII.) — Ein philosophischer Mahnruf. Von Prof. A. Palm. — Boccaccio's „Filostrato". — Rafael's Parnaß. Von J. Schrott. — Afrikanische Reiseskizzen. Von M. Buchner. — Südslavische Volkspoesie. — Künstlerische Vorlagewerke. — Die Juden in Oesterreich. — Fremdwörter in den deutschen Volksmundarten. Von K. Braun-Wiesbaden. — Organisation und Arbeitsplan der historischen Vereine. Von F. Thudichum. — Tod und Leben.

Die Arlbergbahn und ihre Concurrenz mit den bayerischen Bahnen. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Das Wiederaufleben der Börse. Budget-Ersparnisse und Anlehen.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Bei Th. Ackermann in München ist 1880 erschienen und bei dem jetzt erwachten Interesse für die **Burschenschaft** zu empfehlen:

Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hülfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete insonderheit Eltern, Erzieher und Studenten, dargestellt von Ulrich Rudolf Schmid, p. emer. (**Schüler, Verwandte und Freunde** von Vorläufern, Gründern und sehr vielen bedeutenden Mitgliedern der Burschenschaft vor und nach seiner Studienzeit), einem der eifrigsten Jenaischer Burschenschafter 1827—1832, Comité-Mitglied und Festordner beim **burschenschaftlichen Wartburgfeste** 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der **Burschenschaft** 1875. Zweite stark vermehrte Ausgabe. 17 Bogen. Gr. 8. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch alle soliden Buchhandlungen.

Diese Monographie von einem seit seiner Kindheit mit der Burschenschaft eng verwachsenen Verfasser wird wohl bei der großen Verschiedenheit der Meinungen über die **Burschenschaft** für die richtige Auffassung derselben in- und außerhalb der Studenten-Welt am geeignetsten sein. Siehe S. XIV—XIX, XXX, 124—125, 140—157, 180—181, 226—227 — nebst den Anmerkungen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. Gr. 8. Geh. Preis 10 M.

Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. Gr. 8. Geh. Preis 7 M.

Früher erschienen:

I. Heft: Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 M. 40 Pf.

II. Heft: Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 M. 60 Pf.

Verlag von R. Damköhler. Berlin N.

Schletterer, Geschichte der Hofcapelle der französischen Könige. 6 M.

Freytag, Herwara. 2 M., geb. 3 M.

Buttmann, Die Schicksalsidee in Schiller's Braut von Messina. 2 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?
Erzählungen von neuen Menschen.
Roman von
N. G. Tschernyschewskij.
Aus dem Russischen.
Drei Theile. 8. Geh. 15 M.

Tschernyschewskij's Roman „Was thun?" bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller. Auch das Mitgefühl mit dem unglücklichen Lose des Verfassers, der seit langen Jahren als Verbannter in Sibirien lebt, verleiht seinem hier in deutscher Uebertragung dargebotenen Werke mehr als gewöhnliches Interesse.

Bei uns erschien:

Das 1. Bataillon Königl. Preuß. 1. Hans. Inf.-Reg. Nr. 75 im Kriege gegen Frankreich 1870—71.

Feldzugserinnerungen
von
von Rabenau,
Premier-Lieutenant im 1. Hans. Inf.-Reg. Nr. 75.
Preis: Elegant geheftet 1 M. 20 Pf.

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 5. —— 31. Januar 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Theatralische Zwangsbearbeitungen.

An mehrern deutschen Theatern ist am 11. Januar als am Säculartage der ersten Aufführung von Schiller's „Fiesco“ in Manheim zu der Bühnenbearbeitung des Stücks zurückgegriffen worden, welche, von dem Dichter auf Wunsch des Freiherrn von Dalberg verfaßt, auch den Beifall dieses Bühnenleiters gewonnen und, in Manheim [illegible], einen Erfolg davongetragen hatte, der allerdings mit dem durchschlagenden stürmischen Erfolg der „Räuber“ in keiner Weise verglichen werden konnte.

Diese Zwangsbearbeitung des „Fiesco“ mag als das classische Vorbild für zahlreiche andere Zwangsbearbeitungen gelten, zu denen sich dramatische Dichter bis in die neueste Zeit hinein verstanden haben, wenn sie nur in solcher Gestalt ihre Stücke an ersten Bühnen zur Aufführung bringen konnten. Es ist dies weit häufiger der Fall, als man im allgemeinen glaubt und weiß; denn die Pulte der Dichter sind verschwiegen, und die Entstehungsgeschichte der Dramen wird nicht immer an die große Glocke gehängt. Wohl gibt es unter den Dramatikern herroische Charaktere, welche auf ihrem Schein bestehen und mit stolzer Unfehlbarkeit auch nicht eine Zeile ihrer in Erz gegrabenen Dichtungen den Abänderungsgelüsten der Directoren und Regisseure preisgeben; doch das sind seltene Ausnahmen, und man findet sie mehr unter den minder bekannten Anfängern, welche noch nicht gelernt haben, den Umständen Rechnung zu tragen, und an die Selbstherrlichkeit des Genies glauben — eines Genies, das sie gar nicht einmal besitzen. Die Dichter, welche im Bühnenfeuer gestanden, haben meistens ein elastischeres ästhetisches Gewissen. Einer der trotzigsten dichterischen Autonomen war jedenfalls Friedrich Hebbel, ein origineller Kopf, welcher der ganzen socialen Weltordnung den Krieg erklärte und seinen Fuß setzte auf ein Piedestal von umgestürzten ästhetischen Traditionen. Aber dieser Mann mit dem dichterischen Löwenkopf und der kritischen Herculeskeule war keineswegs so unnahbar für die Rathschläge der praktischen Dramaturgen, wie man hätte glauben sollen. Er unterwarf sein geniales Jugendwerk „Judith“ einer Bühnenbearbeitung, die sehr wesentliche Scenen wie einen Handschuh umdrehte. Es blieben dabei anfangs Scenen stehen, wie die Heirathsgeschichte der Judith mit der merkwürdigen Ekstase der Virginität, die dann aller spätern dramatischen Consequenz entbehrten; denn in der Bearbeitung wurde die Handlung auf einfachen heroischen Motiven aufgebaut, namentlich auch die Scene mit Holofernes und dem Mord desselben, und die eigenthümliche Beleuchtung mit physiologischen Motiven aus der Geschlechtssphäre war fortgeblieben, während in den ersten Scenen noch die Lampen brannten, an denen der Dichter früher jene Hochzeitsfackel der wilden mörderischen Brautnacht angezündet hatte. Wenn aber ein von seinem unfehlbaren Genie so überzeugter Poet wie Friedrich Hebbel der Bühnenpraxis und der Bühnenmöglichkeit solche Zugeständnisse machte: was soll man da von den kleinern, minder selbstgewissen Poeten erwarten, die wie weiches Wachs in den Händen der Directionen sind?

Freilich, nicht alle Intendanten sind Dalbergs, welche, wenn auch einseitige, doch künstlerische Maßstäbe in Händen haben und den Dichtern Verbesserungsvorschläge zu machen im Stande sind. Die Mehrzahl beschränkt sich auf einfache Ablehnungen, die oft nach einer lithographirten Schablone abgefaßt sind und selten mit kritisch motivirenden Randglossen begleitet werden. Am Théâtre Français kann, nach den Statuten, die Lesecommission der Schau-

spieler eine dreifache Entscheidung fällen; zwischen acceptation und refus gibt es hier noch correction. Ist ein Stück à correction angenommen, so wird der Autor zu einer Umarbeitung aufgefordert, und es werden ihm alle die Bemerkungen mitgetheilt, welche im Comité über sein Werk gemacht worden sind. Die Mehrzahl der Autoren, denen an einer Aufführung am ersten französischen Theater gelegen ist, wird eine solche Umarbeitung unternehmen. Neben den kurzweg ablehnenden Intendanten gibt es auch in Deutschland dramaturgische Bühnenleiter, welche Stücke à correction annehmen. Laube als Burgtheaterdirector war damit rasch bei der Hand und legte oft selbst Hand ans Werk. Bei Bühnenstücken kann eine solche Correctur oft vortheilhaft sein; bei eigentlichen Dichtungen wird sie in der Regel so wenig eine Verbesserung sein wie die Sporen, welche Ballhorn dem Hahn des Fibelbuchs anmalte. Wir wüßten kein Dichtwerk, das durch solche Umarbeitung gewonnen hätte, wir müßten denn auf Shakspeare und seine Zeit zurückgehen; doch da herrscht meistens über dem Verhältniß der neuern Bearbeitungen zu den ältern Stücken ein geheimnißvolles Dunkel, welches den Scharfsinn der Shakspeare-Gelehrten herausfordert.

Der erste Wurf trägt bei echten Dichtern immer das Gepräge der Inspiration; er kann ein verfehlter sein; aber das Herumbessern an demselben wird einen organischen Grundfehler schwerlich beseitigen. Wird aber eine solche Umarbeitung dem Dichter aufgedrungen, so geht er natürlich mit größter Unlust ans Werk.

Hierfür ist Schiller's Zeugniß vorhanden. Seine „Luise Millerin" („Kabale und Liebe") freilich hatte er mehr aus freien Stücken umgearbeitet, und doch schreibt er auch hierüber an Reinwald am 23. April 1783: „Meine Luise Millerin hab' ich sehr verändert. Das ist etwas Verhaßtes, schon gemachte Sachen zernichten zu müssen." Anders verhält es sich mit Schiller's Schmerzenskind „Fiesco". Die erste Umarbeitung, die Schiller 1782 in Oppersheim machte, wurde, wie die ursprüngliche Dichtung, von der manheimer Bühnenleitung als unbrauchbar zurückgewiesen. Später als er in Bauerbach lebte, knüpfte Freiherr von Dalberg wieder mit ihm an; eine Dramaturgenstelle am manheimer Theater stand für ihn in Aussicht, wenn er den „Fiesco" umarbeitete und gleichzeitig ein neues Stück für diese Bühne schuf. Das war dira necessitas cum clavibus. Schiller machte sich wieder an den „Fiesco" — in welcher Stimmung, darüber berichtet sein Freund Streicher. „Wenn man bedenkt, daß der umfassende Geist Schiller's sich auch in späterer Zeit nie bequemen konnte, ein Stück so zu entwerfen und zu schreiben, daß es den Forderungen oder, eigentlicher zu reden, dem Handwerksmäßigen des Theaters in allen seinen Theilen hätte angemessen sein können, so kann man sich vorstellen, mit welchem Widerwillen er an Abänderungen (worunter nicht Abkürzungen verstanden sind) überhaupt, besonders aber, wie beim «Fiesco» der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden mußte. War auch sein Kopf gewandt genug, um jede Begebenheit als möglich darzustellen, so mußte doch an die Stelle des Zerstörten etwas Neues geschaffen werden, das — wie jeder, dem Geistes- oder Kunstarbeiten bekannt sind, gestehen muß — entweder nicht so gut geräth, oder doch viel schwieriger als ersteres ist."

In einer ähnlichen Stimmung wird wol jeder Dichter an eine Zwangsbearbeitung gehen: diejenige des „Fiesco" mag für die Misstände solcher aufgedrungenen Neudichtungen charakteristisch und typisch sein. Nur nach einer Seite nicht ... nach derjenigen der politischen Censur, der conventionellen Rücksichten der Hoftheater, welche gerade an neue Dichter in Bezug auf Abänderungen oft die weitgehendsten Ansprüche stellen. Der umgearbeitete „Fiesco" ist ein republikanisches Trauerspiel geblieben: mögen auch einzelne zu herausfordernde Kraftworte gestrichen sein, die republikanische Tendenz ist eher verstärkt worden; denn jetzt erscheint Fiesco als ein echter Römerheld, der die Krone fortwirft, um als freier Bürger mit seinen Mitbürgern zu leben.

Wohl aber hat, wie in Hebbel's „Judith", die dichterische Architektur dadurch Schaden genommen, daß einzelne Façaden stehen blieben, welche gar nicht mehr zu dem Neubau paßten oder hinter denen überhaupt nichts als Schutt und Trümmer zu finden war. Der einheitliche Fluß der Dichtung wird bei Bearbeitungen unterbrochen; das ist ihre Hauptgefahr. Darunter leiden besonders die Charaktere. Der schlaue, verwegene, ehrgeizige Fiesco, wie er im Verlaufe des Stücks gezeichnet ist, hat alle Anwartschaft auf eine Herzogskrone; aber wenn er am Schluß sich mit der Toga der Römertugend bekleidet, so ist dies eine Maskerade und keine Consequenz des Charakters. Wenn Verrina vier Acte hindurch den Tyrannenmord predigt und am Schluß dem Fiesco, nach einem ersten Mordanfalle vor allem Volke, in die Arme fällt, so ist das ganze pathetische Pulver nutzlos verschossen und die dramatische Kugel von ihrer geraden Linie abgelenkt. Zehn gegen eins ... Verrina hätte in diesem fortgeworfenen Diadem, nach seiner Kenntniß von Fiesco's Charakter, auch nur eine Komödie gesehen, ihn doch gelegentlich ins Meer gestürzt und ihm dann das Mantellied gesungen.

Noch schlimmer sieht es mit seinem Vorgehen gegen die eigene Tochter aus. Hier zeigt sich eine andere Schattenseite der Zwangsbearbeitungen: die Dichter wollen gelungene Stellen nicht ausmerzen; solche Kaiserschnitte sind zu schmerzlich! Wie machtvoll Verrina's Pathos als gekränkter Vater einer entehrten Tochter; wie großartig seine Pose à la Virginius! Welchen Effect macht die Fluch- und Schleierscene, an welcher sich die republikanische Begeisterung der Verschworenen entzündet! Doch Bertha darf nicht entehrt werden; das ist zu grell, zu craß für das Theater; das verlangt eine Milderung; sie wird in der Bearbeitung blos entführt. Gleichwol wird sie vom Vater verflucht und eingesperrt, während ver-

nünftigerweise in dieser Situation jeder Vater sein Kind ans Herz geschlossen und sich gefreut hätte, daß es einer großen Gefahr glücklich entgangen sei: es ist diese hochtragische Wirkung, der jede glaubwürdige Ursache entzogen worden, nur eine tragikomische Farce. Auch die große Scene mit Julia ist gemildert worden; auch hier tritt eine unerbauliche Halbheit an die Stelle eines etwas crassen Bühneneffects.

Solche Theaterbearbeitungen sind oft bühnengerechter, aber auf Kosten der dichterischen Wahrheit. Das zeigt sich auch beim „Fiesco". Die Schlußscenen sind mit großer Bühnenkunst aufgebaut; sie zeugen von Schiller's glänzendem theatralischen Talent; doch die Charaktere der Hauptpersonen sind dabei in bedenklicher Weise geschädigt worden, und wenn das große Publikum zufrieden mit dem versöhnlichen Abschluß nach Hause geht, so bleibt für den feinern Sinn nicht nur der Eindruck des Ungeschichtlichen, sondern auch der des ästhetisch Unhaltbaren übrig.

Der in Schiller's Werke aufgenommene „Fiesco" ist trotz seiner Auswüchse ein besseres Werk als der jetzt einmal wieder aufgeführte Bühnen-Fiesco. Uebrigens machte der letztere auch in Manheim, wie schon erwähnt, keinen tiefern Eindruck. Schiller selbst klagt: „Den Fiesco verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut."

Möchte die Geschichte der theatralischen Zwangsbearbeitungen möglichst abgeschlossen sein — noch keine hat den Dichtwerken zum Heil gereicht.

Rudolf von Gottschall.

Moderne Lyrik.

1. Kinderlieder von Hermann Kletke. Gesammtausgabe mit dem Bildniß des Dichters. Berlin, Habel. 1883. 4. 4 M.
2. Wolken (Felhök). Lyrischer Cyklus von Alexander Petöfi. Zum ersten mal ins Deutsche übersetzt, nebst einer Biographie des Dichters von Hugo Meltzl von Lomnitz. Lübeck, Schmidt u. Erdtmann. 1882. 8. 40 Pf.
3. Album oldenburgischer Dichter. Herausgegeben von Franz Poppe. Oldenburg, Expedition der Nachrichten für Stadt und Land. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Friedrich der Große und sein Heer. Balladen von Hermann Böhnke. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Sang und Klang. Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten von Heinrich Flemmich (Percival). Freiburg i. B., Kiepert u. v. Bolschwing. 1882. 8. 3 M.
6. Streusand von Rosario. Parchim, Wehdemann. 1883. 16. 2 M. 25 Pf.
7. Neues Leben. Lieder eines Vegetarianers von August Aderholdt. Rudolstadt, Hartung u. Sohn. 1883. 16. 2 M.
8. Wahrheit in Dichtung. Gedichte von Julius Graefe. Leipzig, R. Lincke. 1883. 8. 2 M.
9. Auf der Woge des Lebens. Gedichte von Paul Nord. Dresden, Pierson. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Gedichte von Robert Kreisel. Merseburg, Stollberg. 1882. 8. 1 M.

Welch eine Menge neuer lyrischer Ergüsse! Leider läßt sich jedoch über die Mehrzahl der vorliegenden Bücher nicht viel Gutes berichten. Indeß, verfallen wir nicht auch in den zur Mode gewordenen Fehler der urtheilslosen Menge, über die neuere Poesie ohne weiteres den Stab zu brechen; erkennen wir das Gute bereitwilligst an, das sich auf unserer heutigen kritischen Wanderung uns darbieten wird.

Da fällt denn unser Blick zunächst auf Hermann Kletke's „Kinderlieder" (Nr. 1), dessen Name für mich schon seit meiner frühesten Jugend, wo ich ihm zuerst in seinen Lehrbüchern begegnete, einen innig vertrauten Klang besitzt. Und in der That, Kletke ist im eigentlichen Sinne des Worts zum Dichter für die kleine Welt berufen, denn weit entfernt von dem lehrhaften, erkünstelten Sittenpredigerton, welcher in derartigen Gedichtsammlungen sonst nur allzu häufig vorherrscht, sind seine Lieder an sich selbst so ganz vom Geiste der Moral erfüllt, daß sie didaktischer Commentare nicht bedürfen; unser Dichter kann solchen Beiwerks von zweifelhaftem Werthe leicht entrathen. Die schlichten Herzenstöne, die er anschlägt, wirken gewiß nur um so unmittelbarer auf das kindliche Gemüth, als die in ihnen zum Ausdruck kommende tiefe Religiosität in dem Naturell des Dichters selbst begründet ist und in ihrer Einfachheit die Kinderherzen empfänglich für sie stimmt. Doch selbst dem Erwachsenen können die reizenden Lieder eine genußreiche Stunde bereiten: sind sie doch so recht dazu angethan, längst verklungene Töne im Herzen wieder wachzurufen und vor unserm geistigen Auge wie eine Fata Morgana die glückliche Zeit der Kindheit wieder heraufzuführen. Gewiß wird sich niemand dem Eindruck so inniger Poesie, wie sie z. B. in folgenden Versen enthalten ist, verschließen können:

Sternenauge.

Sternenauge, hell und rein,
Sollst für mich ein Vorbild sein;
Immer freundlich, immer gleich,
Blick aus Gottes Himmelreich! —

Laß mich, Gott, ein Sternlein sein,
Das von dir empfängt den Schein,
Das, von deinem Glanze hell,
Weilet an der Himmelsstell';

Das, die Erde unter sich,
Schaut in deinem Himmel dich,
Das in deinem Lichte klar,
Selig und unwandelbar!

Mit welcher liebenswürdigen Herzlichkeit singt der Dichter ferner von

Kind und Taube.

O holdes Täubchen, weiß und rein,
So sanft, so lieblich möcht' ich sein!
O komm zu mir, o lehr' es mich,
Von ganzem Herzen bitt' ich dich! —

Das weiße Täubchen flog und kam,
Blickt' an das Kind so lieb und zahm,
Als spräch' es immer: liebe mich,
So wirst du sanft und gut wie ich!

Schade, daß das schöne Buch des Bilderschmucks entbehrt, bezüglich dessen sich in neuerer Zeit ja auch eine geläutertere Geschmacksrichtung geltend macht, der gegenüber die Caricaturbilderbücher nach Art des „Struwwelpeter" mit ihren dem ästhetischen Gefühl geradezu Hohn sprechenden Texten erfreulicherweise immer mehr Boden verlieren. Das wirklich Gute sollte eben auch hier mehr Hand in Hand gehen.

Zu der lyrischen Uebersetzungsliteratur, der wol nur wenige Nationalitäten sich so eifrig widmen wie die deutsche, liefert uns Hugo Meltzl von Lomnitz in seiner Uebertragung der Petöfi'schen „Wolken" (Nr. 2) einen werthvollen Beitrag, der durch die interessanten und instructiven biographischen Mittheilungen über den Dichter und Helden noch erhöhte Beachtung verdient; dieselben zeugen von gründlichem und eingehendem Studium der Persönlichkeit Petöfi's und schildern in lebensvoller Weise die verschiedenen Entwickelungsstadien, die derselbe durchzumachen hatte, und zwar unter steter Berücksichtigung des Einflusses, den seine Lebensschicksale auf sein poetisches Wirken ausübten.

Ueber das noch immer in mystisches Dunkel gehüllte Verschwinden des begeisterten Sängers hat der Biograph seine eigenen Gedanken. Er schreibt darüber:

Die Annahme, daß der Dichter den ihn überrumpelnden Kosacken geradezu offenen Widerstand geleistet habe, ist im Charakter Petöfi's nur zu sehr begründet. Denn Petöfi kannte keine Furcht, wohl aber eine unbegrenzte und unbezähmbare Verachtung aller Tyrannei und ihrer Werkzeuge. Woran aber ganz entschieden niemand zweifeln darf, der Petöfi noch so oberflächlich kannte, das ist der Umstand, daß er es jedenfalls tief unter seiner Würde hielt, von einem russischen Soldaten, und wäre es der Zar in eigener Person gewesen, sich etwa Pardon zu erbitten. In beiden Fällen mußte er (der Civilist!) in offener Feldschlacht die höchste Wuth der Truppe des Siegers herausfordern.... Unter solchen Umständen nun, glaube ich, wird Petöfi von den erbosten Kosacken geradezu vernichtet, d. h. sein Leib vollständig unkenntlich gemacht worden sein.

Was die Uebersetzungen selbst anlangt, so dürfen wir denselben zunächst nachrühmen, daß sie dem Haupterfordernisse: den Leser bei der Lektüre nicht merken zu lassen, daß er nur eine Nachdichtung, nicht das Original selbst vor sich habe, in befriedigendster Weise entsprechen. Ferner scheint die Uebersetzung eine ziemlich wortgetreue zu sein, was freilich wieder den Nachtheil mit sich bringt, daß die Sprache durch Häufung zu vieler einsilbiger Worte sowie durch zu lange Verszeilen mitunter an Steifheit und Ungelenkigkeit leidet. Doch ein Verdienst des Uebersetzers bleibt es auf alle Fälle, sich seiner Aufgabe in einer Weise entledigt zu haben, die uns den Gesammteindruck der Petöfi'schen Originaldichtungen unverfälscht übermittelt. Die Arbeit verdient um so mehr Anerkennung, als sie in der That eine Lücke in der Petöfi-Literatur ausfüllt und als eben die „Wolken" mit zu den reifsten Producten Petöfi's gehören. Sie allein schon rechtfertigen die Bezeichnung „Shakspeare der Lyrik" für den genialen Dichter, denn die in der Form zwar knapp gehaltenen, aber tief durchgeistigten Dichtungen erinnern durch die Großartigkeit der Auffassung und die Kühnheit der Entwürfe unverkennbar an den großen Briten, während sie andererseits durch das düstere, dämonische, gigantische Element, das hin und wieder zum Durchbruch kommt, an Byron anklingen. Nachstehende Proben mögen das Gesagte einigermaßen illustriren:

O Erde, welcher Fraß, sprich, ätzte dich so gut,
Daß du so viele Thränen drauf trinkst und so viel Blut?

Was wird mit unsrer Erde dereinstens nur geschehn?
Wird sie zu Eis erstarren? Im Feuer zu Grunde gehn?
Ich meine, sie wird sich ballen zu Eis: erstarrend blos
Von den Herzen, den vielen Herzen, die da ruhn in ihrem Schos.

O jammerschade, daß unsichtbar
Die Teufel und Engel immerdar!
Die Teufel und Engel wollt' ich sehn
Beieinander stehn,
Wollt' urtheilen unparteiisch, gerecht:
Ob denn von Teufeln abstammt oder Engeln
Dies Menschengeschlecht.

Als eins der bessern der vorliegenden Bücher haben wir auch die von Franz Poppe herausgegebene Anthologie „Album oldenburgischer Dichter" (Nr. 3) zu nennen, obgleich uns anfänglich in der Vorrede des Herausgebers der Passus: „Ob sie alle (die in der Sammlung vertretenen Poeten nämlich) in strengem Sinne den Namen Dichter verdienen, darüber ließe sich streiten", einigermaßen skeptisch stimmte. Auch sehen wir nicht ein, warum ein Miniaturländchen wie Oldenburg seine besondere Nationalanthologie besitzen soll, da doch das Band der einen Muttersprache alle deutschen Stämme auf das innigste verknüpft. Enthielte die Sammlung ausschließlich Gedichte im oldenburgischen Dialekt, so ließe sich weniger dagegen einwenden, aber es wechseln plattdeutsche Gedichte mit hochdeutschen, ohne jeden Plan bunt durcheinander gewürfelt, ab, was an und für sich schon einen unkünstlerischen Eindruck macht.

Weit besser ist es dagegen mit der Wahl des Aufgenommenen selbst bestellt, man muß dem Herausgeber ein feines kritisches Vermögen zuerkennen, das von geläutertem Geschmack Zeugniß ablegt. Das Buch weist gegen 30 Namen auf, darunter neben Arthur Fitger, G. A. von Halem, Julius Mosen, Adolf Stahr, Graf Stolberg, J. H. Voß u. a. auch den des Herausgebers, der mit seinen Gedichten noch dazu den Löwenantheil beansprucht,

da sie fast ein Drittheil des ganzen Bandes einnehmen, übrigens wol nicht gerade zu dessen Vortheil, denn sie gehen in der Form zumeist ungemein ins Breite, obschon ihnen Originalität der Motive nicht abzusprechen ist.

Auf dem Gebiete der historischen Lyrik begegnen wir unter dem Titel „Friedrich der Große und sein Heer" von Hermann Böhnke (Nr. 4) einem, dreißig einzelne Scenen aus dem Leben dieses Königs behandelnden Cyklus von Gedichten, dessen Existenzberechtigung wir aber in doppelter Hinsicht nicht anzuerkennen vermögen: denn einmal erscheint uns der poetische Kunstwerth der Sammlung doch ziemlich fragwürdig, und dann sehen wir auch durchaus keinen Grund dafür ein, warum die Erinnerungen an die traurigen deutschen Bruderkriege, die im vorliegenden Bändchen die Hauptrolle spielen, jetzt, da wir endlich ein großes einiges Vaterland unser nennen, immer von neuem aufgefrischt werden müssen. Mit breitem Behagen schildert der Verfasser die furchtbarsten Blutscenen und beleidigt hierdurch das ästhetische Gefühl nicht selten in empfindlicher Weise. Die Verse an und für sich lesen sich zwar glatt und fließend, entbehren aber durchgängig jenes undefinirbaren poetischen Fluidums, das den echten Dichter vom gewandten Versemacher unterscheidet. Wie sehr es übrigens der Sprache an Adel des Ausdrucks gebricht, kann man aus folgendem Citat ersehen:

Herr Seidlitz hoch im Bügel
Thät sich das Feld beschaun:
„Gelockert nun die Zügel!
Frisch drauf und eingehau'n!"

Seht ihr das Schwert ihn strecken,
Es weist die Richtung an:
Den russischen Vierecken (!)
Zu brauset der Orkan.

Die halten fest zusammen
In hartem, trotzigem Muth,
Doch Seidlitz' Reiter flammen
In wilder Rache Glut:

„Ihr Mörder und ihr Diebe,
Ihr räuberisch Gethier,
Für euch nur Säbelhiebe,
Für euch gibt's kein Quartier!"

Ferner halten wir es für eine durch nichts zu entschuldigende Manierirtheit, den Dialog der in den Gedichten vorkommenden Personen mit französischen oder gar lateinischen Brocken zu spicken. Besonders die Reden des Königs selbst sind ein wahres Kauderwelsch. Wir meinen denn doch, daß auch ohne dieses Anklammern an Aeußerlichkeiten, die uns heute sogar abstoßend berühren, die Persönlichkeit des großen Königs genugsame Momente zu einer würdigen Charakteristik bietet, die dem Verfasser sonst auch leidlich gelungen ist.

Wo es sich nicht um Schlachtscenen handelt, ist die Schilderung matt und farblos; auch fehlt in der Ausführung der einzelnen Gedichte oft das rechte Verhältniß, indem das Wichtigste mit ein paar Zeilen abgethan und das Unwesentliche seitenlang ausgesponnen wird. Die Ausdrucksweise ist reich an Trivialitäten und Prosaismen, ganz abgesehen von so abenteuerlichen Sprachbereicherungen wie „Reiterstoß" (der auf „los" zu reimen hat), „schubete" für „schob", „kuckt" für „guckt", oder gar „glubsch", ein in der hochdeutschen Dichtung nicht eingebürgertes und nicht einzubürgerndes Wort.

Trotz alledem aber verrathen diese Gedichte liebevolle Hingabe an den Stoff sowie Ausdauer und Fleiß des Verfassers; um so bedauerlicher ist es freilich, daß das Können so sehr hinter dem Wollen zurückbleibt.

Nicht viel günstiger lautet unser Urtheil über „Sang und Klang" von Heinrich Flemmich (Nr. 5), dessen Lieder zwar im allgemeinen von ganz achtenswerthen Empfindungen dictirt sein mögen, die aber geringen poetischen Werth besitzen. Die poetische Ausdrucksweise leidet unter der sichtlichen Anstrengung, welche die Reimverbindungen und das Einhalten des Versmaßes den Dichter kosten. Hier zeigt sich wieder einmal augenscheinlich, wie unerläßlich dem lyrischen Dichter die Herrschaft über die Sprache ist. So wenig Adel und Originalität der Empfindung ein ausschließliches Vorrecht begnadeter Dichter sind, so sehr beruht des Lyrikers Stärke in dem Vermögen, seinen Empfindungen das rechte Wort zu leihen und sie in möglichster Ursprünglichkeit und Formvollendung wiederzugeben. Welch einen peinlichen Eindruck macht es z. B., wenn man in dem vorliegenden Bande so schnöden Wortverrenkungen begegnet, wie sie das Distichon enthält:

Kennst du die Blume genau, mehr Stoff sie dir bietet zur Dichtung,
Als ein Gott, den nicht fühlst, Freund, du, der innen dir fremd —

oder wie sie in dem Gedichte „Einer Freundin" sich finden:

Herz zu erweitern,
Verkrampfet und schwer,
All' zu erheitern,
Vom Himmel kamst her.

Der Verfasser macht sich durchaus keine Scrupel, aus Bequemlichkeit Pronomina, Artikel, ja manchmal sogar Zeitwörter einfach über Bord zu werfen. Eine so saloppe Behandlung der Form und Sprache verdient den härtesten Tadel. Die Wahl der Stoffe ist im ganzen als eine gute zu bezeichnen, und es ist dem Verfasser ein hübsches Talent für Naturschilderung nicht abzusprechen. Seine lebensfreudige Zuversicht, sein tiefes Gefühl für fremdes Leid und sein hoffnungsfroher Idealismus müßten ihm die Herzen gewinnen, wenn die erwähnten Mängel nicht jeden Augenblick sich fühlbar machten.

Die Liebesgedichte zählen bis auf einzelne Ausnahmen, was ihren Werth anlangt, zu den schwächsten der Sammlung; hingegen fehlt es den Epigrammen nicht an Schlagfertigkeit.

Fast ganz das gleiche wie über Flemmich's Buch läßt sich hinsichtlich der äußern Form über Rosario's lyrische Sammlung „Streusand" (Nr. 6) sagen, nur daß hier die Nachlässigkeit in Behandlung der Satzbildung den Gipfel-

punkt erreicht. Bombastischer Schwulst und banale Trivialität, seichte Witzhascherei und Verschwommenheit der Gedanken sind die vier Grundelemente dieser Sammlung, die wahrlich besser ungedruckt geblieben wäre.

Die Reime sind entweder abgedroschen oder unrein; in den zwölf Zeilen des 51. Gedichts wird die „Lust" mit der „Brust" nicht weniger als dreimal copulirt! Daß ein „Herz" nicht ohne irgendeinen „Schmerz" existiren kann, und daß die „Sonne" „Wonne" spendet, scheint dem Dichter besonders einzuleuchten, denn mit Vorliebe bedient er sich dieser durch ihre Neuheit überraschenden Reime. Das an und für sich schon hinlänglich charakteristische Reimpaar „Kindchen — Mündchen" scheint es dem Verfasser gleichfalls angethan zu haben, denn wir begegnen ihm wol ein halb Dutzend mal!

Das durchschnittlich Beste des ganzen Bandes enthält der erste, „Parksand" (!) betitelte Abschnitt, und die Gedichte auf Seite 11, 52 und 84 sind sogar gut zu nennen; aber das Geringwerthige überwiegt doch zu sehr, um unsere Sympathien fesseln zu können. Es mangelt dem Autor nicht an Phantasie, aber an Zartheit der Empfindung, wie aus folgenden Zeilen ersichtlich, wo er vom verkörperten Ideal singt:

Doch leicht verwelkend ist der schöne Leib.
Die Jahre graben sich mit Freßgier ein. . .

oder aus den Versen:

Wollt ihr singen, greift zur Leier!
Unermeßlich ist die Welt.
Nehmt das erste Sonnenstäubchen,
Das euch auf die Nase fällt!

Fragt es nur, woher es kommen,
Und wohin, wohin es zieht! —
Kaum begonnen, schon vollendet
Ist das allerschönste Lied.

Wenn der Verfasser letztere Behauptung durch seine Verse hat beweisen wollen, so ist ihm dies doch wol nicht recht geglückt. Aber gewiß, die Leser verzeihen ihm eine so kleine Unbescheidenheit, wenn sie erfahren, daß er an anderer Stelle sich selbst bereits folgendermaßen kritisirt hat:

Neben mir in Sumpf und Röhricht
Concertirt der Chor der Unken,
Und ich bin so dreist und thöricht,
Noch mit meinem Lied zu prunken.

Sapienti sat!

Recht bedauerlich ist es, wenn man sieht, wie die Poesie — „die unmittelbare Offenbarung des Genius selbst", wie Goethe sie nennt — heutzutage nicht selten nur als Mittel zum Zweck betrachtet wird. Je mehr die Speculation und Proselytenmacherei sich der Poesie bemächtigt, desto mehr verliert sie an Ansehen. Einen neuen Beweis hierfür liefern die „Lieder eines Vegetarianers" von August Aderholdt (Nr. 7), dem poetisches Können gar nicht abzusprechen ist, der aber in seinem Eifer, die leidende Menschheit zum alleinseligmachenden Vegetarianismus zu bekehren, völlig zu vergessen scheint, wie sehr das ganze Wesen der Poesie einer derartigen, ihrer unwürdigen Knechtung widerstrebt. Wir sind überzeugt, daß die in dem Bändchen enthaltenen vegetarianischen Propagandaversuche dieser Theorie auch nicht Einen neuen Anhänger zuführen, denn die Verletzung des ästhetischen Gefühls ist um so größer, weil der Verfasser seine nichts weniger als gemäßigten Angriffe gegen die „Sarkophagie" in das Gewand der Poesie kleidet. Man höre:

Ach, seit der Mensch das Paradies verloren,
Giert er den Bestien gleich nach Blut und Leichen.

Uns scheidet von den Thieren keine Kluft (sic!),
Wer sie nicht schont, schont auch nicht seinesgleichen.

Logische Schlußfolgerung: Schlächter und Mörder fallen in eine Kategorie! Fühlte der Verfasser nicht, daß er mit solchen Hyperbeln den Vegetarianismus nur compromittiren kann?

Ihr grabet euch das Grab mit euren Zähnen.

Il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule! Glücklicherweise behandelt der Verfasser, wie man nach dem Titel der Sammlung allerdings vermuthen sollte, nicht immer denselben unerquicklichen Gegenstand, und da stoßen wir denn auch auf einzelne, nach Form und Inhalt recht artige Gedichte, wie das „Weberlied", „Scheiden", „Herbstgedanken", „O komm zu dir" und verschiedene andere; freilich findet sich auch hier viel Mittelmäßiges, und mit verbrauchten, nur zur Verflachung des Inhalts beitragenden Reimen ist der Verfasser auch nicht sparsam, wie das achtzehnzeilige Gedicht „Lebensglück" beweist, worin „Sonne — Wonne", „Leide — Freude", „Liebe — Triebe" je einmal, „Lust — Brust" aber sogar zweimal figuriren.

Die Sammlungen „Wahrheit in Dichtung" von Julius Gräfe (Nr. 8), „Auf der Woge des Lebens" von Paul Nord (Nr. 9) und „Gedichte" von Robert Kreisel (Nr. 10) endlich können wir zusammen abthun. Wir wüßten kaum, welchem dieser drei Autoren wir das zweifelhafte Verdienst zuerkennen sollen, in unfreiwilligem Humor das Hervorragendste geleistet zu haben, wenn nicht Robert Kreisel mit seinem Gedichte „Der Gefangene" den Vogel abgeschossen hätte. Es heißt da unter anderm:

Und ein Plan
Gleich dem Schwan
Des Apoll
Segelvoll
Rudert flott ihm durchs Gehirne. . .

und schließt:

Daß der Freund
Still beweint
Todtumfacht
In der Nacht
Glücklich seine Heimat findet,

Habe ich
Schleunigich
Frei und frisch
Dichterisch (!)
Diese Leuchter angezündet!

Schade nur, daß dem Poeten über den totalen Unwerth seiner Reimereien noch kein Licht aufgegangen ist, da er es sogar für angemessen hält, in dem Gedichte „An mich“ sich selbst unsterblich zu — — machen. Es beginnt:

Robert Kreisel!
Nimm den Meißel,
Wie den Schlägel
Muthig in die Hand —

Wozu? erfahren wir in den nächsten beiden Strophen. Er macht sich nämlich auf den „breiten Schwingen goldener Schwäne“ auf die Reise ins „Wunderland“, um „dort am Busen holder Musen weiche und milde Gebilde sich zum Gedenkstein zu schaffen“. Schließlich spricht er von der „völligen Nacktheit der Marmorblöcke seiner Sprache“, wogegen wir bis auf den „Marmor“ nicht viel einzuwenden haben.

Paul Nord wolle uns verzeihen! Gegen Robert Kreisel's Poesie ist die seinige immer noch lauteres Gold, wennschon auch nicht ein einziges seiner Gedichte selbst bescheidenen Ansprüchen genügt, denn sie alle ermangeln des lyrischen Colorits, der poetischen Stimmung. All die phrasenhafte Schönrednerei, die in ihnen spukt, ist nicht aus echter Empfindung geflossen und trägt den Stempel des Gemachten an der Stirn. So singt er im „Liede der Trümmer“:

Ich hör's, wenn eine Zähre in frommen Augen zuckt;
Wenn vor dem stärkern Wesen sich ängstlich das schwächere duckt;
Wenn weißer Schwäne Federn wie Blumen den Anger besä'n; (!)
Wenn du zu manchen Zeiten so sterblich wehmuthschön.

Wir beneiden den Verfasser um sein gutes Gehör! Für unreine Reime wie „sä'n“ und „schön“ scheint er aber doch keins zu besitzen.

„Der gothische Dom“ wird als „hingeschmettert und erhaben, wolkenluftig und zerdrückt“ geschildert. Diese räthselhaften Widersprüche lassen nur eine Deutung zu; nämlich die, daß der Verfasser das fragliche Bauwerk erst vor und dann nach einem Erdbeben gesehen hat, von welchem Ereigniß in dem Gedichte allerdings mit keinem Worte die Rede ist.

Ueber den „Tunnel“ stellt der Autor folgende tiefsinnige Betrachtung an:

Der Zug durchbraust des Felsgangs Dunkel dicht;
Und froh (!) darauf schießt er hervor ans Licht.
So eilen durch die Nächte dieser Zeit
Wir muthig in den Glanz der Ewigkeit —.

zuweilen aber auch unmuthig, besonders, wenn man so flauer Poesie „in den Nächten dieser Zeit“ begegnet. Uebrigens scheint der Poet von der Unzulänglichkeit seiner Leistungen selbst völlig durchdrungen zu sein, sonst könnte er doch unmöglich von sich sagen:

War auch dein Antlitz
Nicht immer mild,
Glomm doch mein Wahnwitz
Herrlich und mild.

Auf das Sonnenfeuer der Poesie erhebt der Verfasser gleichfalls keinen Anspruch, vielmehr ist er schon durchaus zufrieden gestellt, wenn ihm die große Unbekannte durch das „Wogen ihres Busens“, durch ihr „hold melodisch Wort“ „die Lampe neuer Lieder lieblich nährte fort und fort“. Alles in allem genommen ist daher auch dieses Buch nichts anders als ein einziger großer Druckfehler.

Nichts Bessers als über die beiden vorgenannten haben wir über Julius Graefe's Sammlung „Wahrheit in Dichtung“ zu berichten. Auch ihm fehlt es an der erforderlichen Wärme und Tiefe der Empfindung — die Gedichte sind gemacht, nicht gedichtet. Vergeblich lauschen wir auf einen originellen Ton, der uns sympathisch zu berühren vermöchte — wir vernehmen ihn nicht! Es ist der krankhafte poetische Dilettantismus in höchster Potenz, der uns hier entgegentritt. Von einer Disposition der einzelnen Gedichte ist auch nicht die Spur zu entdecken, und wenn sich der Verfasser beim Versemachen in eine Sackgasse verrannt hat, aus der er keinen Ausweg mehr weiß, dann rettet er sich durch die bekannte kühne Wendung auf das Gebiet der Liebe hinüber, auf dem sich ja allemal noch irgendein banaler Schluß findet.

Das Unglaublichste leistet er in den „Balladen“, die weit zutreffender als Bänkelsängereien zu bezeichnen sind. Mit besonderer Vorliebe läßt er seine Helden sterben; die Zahl der in diesen Balladen meist eines unnatürlichen Todes Sterbenden beläuft sich auf etwa dreißig Personen, die noch dazu fast alle einzeln ums Leben kommen. Zu wahrhaft grausenerregender Höhe steigert sich der Blutdurst des Verfassers in dem Poem „Die Kinder im Walde“, in welchem er nach und nach nicht weniger als neun Menschen abschlachtet. Sich selbst aber übertrifft er in der Ballade mit dem vielversprechenden Titel „Der kranke Knabe“, deren Inhalt so seicht als möglich ist. Der „Meister“ — welches Handwerks wird nicht gesagt — will seinen Lehrbuben in die Stadt schicken; der aber mag nicht gehen, denn er fühlt, daß er „den Tod im Herzen trägt“. Darüber geräth nun der Meister in Harnisch und poltert:

Faul bist du gewesen die ganze Zeit,
So lang ich im Dienste dich habe.
Nun, sprich du, macht dich zum Folgen bereit
Mein biederes Stöckchen, Knabe?

Das Stöckchen hat die erwartete Wirkung, der Bursche macht sich auf den Weg, kommt an einen Teich und monologisirt:

Ach, muß ich hier sterben, verlassen im Schnee?
Ich werfe mich gleich in die Fluten;
Sie werden befreien von Schmerz und Weh
Mich Armen in wen'gen Minuten.

Nach „wenigen Minuten“ aber hat er sich bereits besonnen, daß das Wasser im Winter kalt ist, und er ruft;

Nicht nehm' ich mir selber das Leben!
Ich eile schnell in der Mutter Haus,
Sie soll mir den Segen geben.

Nachdem er endlich — und zwar diesmal der Abwechselung halber nach „wenigen Stunden“ — die heimische Schwelle erreicht hat, begrüßt er seine Mutter mit den Worten:

Ach, liebe Mutter, mein Ende naht,
Ich kann wol nimmer gesunden! —

und charakterisirt die Grausamkeit des Meisters recht drastisch durch die erschütternde Mittheilung:

Er schlug mich, gab mir meist trockues Brot,
Nicht half's, daß ich Thränen vergossen.

Wie es nun gar nicht anders sein kann, stirbt der Unglückliche schon am nächsten Morgen. Der Meister aber, von Reue erfaßt,

Stets hört er das Flehen des Knaben.
Er knüpfte sich auf an dem nächsten Ast —
Mit Freude sahen's die Raben!

Wir hoffen, die mitgetheilten Textproben reichen zur Begründung unsers absprechenden Urtheils genügend hin. Das relativ Beste leistet der Verfasser in Epigrammen, obgleich auch von diesen viele wirkungslos verpuffen und in den inhaltlich bedeutendsten das Motiv nicht mehr neu ist.

Ich habe übrigens noch selten so gänzlich Verfehltes auf dem Gebiete der lyrischen Poesie angetroffen, als es die letztbesprochenen drei Bücher enthalten, obgleich ich als Herausgeber des „Deutschen Dichterheim“, in stetem Kampfe mit dem poetischen Dilettantismus begriffen, hinlänglich Gelegenheit zu derartigen Studien habe.

Paul Heinze.

Aus allerlei fremden Landen.

1. Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von G. Ebers und H. Guthe. Mit 40 Stahlstichen und gegen 600 Holzschnitt-Illustrationen. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1881—83. Folio. 84 M.

Ein Prachtwerk ersten Ranges liegt in diesen zwei starken Foliobänden vor. Es erinnert nicht blos durch den gefeierten Namen eines der beiden Verfasser, durch die Verlagsfirma und durch den Titel an Ebers' „Aegypten in Bild und Wort“, sondern es ist in der That die einzige diesem letztern ebenbürtige Leistung auf dem neuerdings viel, aber nicht immer glücklich gepflegten Gebiete der „Prachtwerke“, von welchem der Büchermarkt jüngst auch herzlich werthlose, obschon bei prunkhafter Aeußerlichkeit recht theure „Similidiamanten“ gebracht hat.

Vor allem dadurch ragt das vorliegende Werk weit hervor aus der Schar auf den Schein berechneter Nachahmungen dieses Genres, daß sich wirklich, wie es der Titel verheißt, Bild und Wort gleichwerthig unterstützen, beide gleich viel Lob verdienen, der Text keineswegs als dürftiger, nebensächlicher Begleiter neben dem Bildwerk einhergeht.

Fast jede der langen Reihe von Lieferungen, in denen das Werk nach und nach veröffentlicht wurde, beginnt mit einem vorzüglichen Landschafts- oder Stadtbilde in Stahlstich; die ebenso vortrefflichen in den Text gedruckten Holzschnitte belaufen sich fast auf 600, sodaß man selten ein Blatt wendet, ohne von einer bildlichen Darstellung, sei es der Gebirgs- oder Küstennatur des behandelten Landstrichs, sei es der Baulichkeiten oder des täglichen Lebens der Bewohner überrascht zu werden.

Auf Palästina im engern Sinn beschränkt sich das umfassende Werk nicht; es führt uns vielmehr über dessen Grenze weit hinaus durch die berühmten Oasen der Syrischen Wüste, Damascus und Palmyra, durch den Libanon, längs der phönizischen und philistäischen Küste in den Süden Judäas zurück, sodann durch das alte Edomitergebiet und das „Wüstenthal“ (Wadi el Araba) auf das Sinaigebirge, schließlich nach dem ägyptischen Gosen.

Wie man sieht, ist der ganze Raum der heiligen Geschichte Gegenstand dieses Werks, und wenn der Text desselben auch einen engen Anschluß an das große, gleichzeitig in England erscheinende Palästinawerk einhält, so spürt man doch nirgends etwas Undeutsches. Für die Classicität der Form bürgt genugsam der Name Ebers, und der derzeitige Aufenthalt des andern Verfassers, Hermann Guthe, eines unserer ersten Palästinakenner, in dem geschilderten Lande selbst hat Gelegenheit verschafft, das Neueste der deutschen Palästinaforschung dem Unternehmen zugute kommen zu lassen.

Aus der ungemein großen Fülle des Gespendeten wollen wir nur ein paar kleine Proben geben; sie werden genügen, um zu beweisen, daß hier mit gründlichster Sachkenntniß geschmackvolle, jedem Gebildeten verständliche Darstellungsweise verbunden ist, und daß bei aller Wärme, wie sie der Schilderung so geschichtlich verklärter Gegenden zukommt, jegliche Süßlichkeit vermieden wurde. Jede Zeile redet von Wirklichkeit, nirgends tönt die hohle Phrase.

Still und friedlich, wie in der Höhlung einer Muschel geborgen, ruht Nazareth in der Mitte eines Hügelkranzes. Aus der Tiefe des länglichen Thalbeckens, in welches zahllose kleine Rinnen einmünden, erheben sich, Reihe über Reihe, natürlich nicht ohne die orientalische Unregelmäßigkeit, die saubern weißen Häuser des Orts bis zur halben Höhe des steil aufsteigenden Berges. Ueber die gesammte Häusergruppe ragt von einer höhern Stufe des Abhangs, als wollte es Wache halten über das Thal und seine Zugänge, das schöne Gebäude der protestantischen Mädchenschule, von einem deutschen Architekten aus Haifa geschmackvoll gebaut und mit Thurm und Balcon geziert. Ohne den Vortheil einer beherrschenden Lage, wie Bethlehem und andere zahlreiche Orte, ohne den Reichthum lebendigen Wassers, wie Sichem, trägt Nazareth die Züge der Abgeschlossenheit und Verborgenheit. Aber diese ermangeln durchaus der Zugabe des

Schroffen und Rauhen, welche so häufig den Ortslagen Palästinas eignet. Sanftere Formen als die südlichen Berge zeigen hier die Stufen des Berglandes von Galiläa, die zur Großen Ebene hinabführen. Freundlich und lieblich lagern sich die Berge um das Thal, aber doch fehlt ihrem Aeußern, ihren Linien und ihren Farben nicht der Ernst, der sich auch unwillkürlich im Herzen des Wanderers mit dem freudigen Gruße verbindet, welchen er von der letzten Höhe dem geheiligten Städtchen entgegensendet. Die Abhänge sind nach Süden und Osten gut bebaut, Kornfelder wechseln mit Weingärten und Feigenbäumen, vereinzelte Dattelpalmen tragen nicht wenig dazu bei, der Landschaft ein anheimelndes Gepräge zu geben. Aber die umliegenden Gipfel sind öde und felsig, namentlich im Winter weiß und kahl, von weichem Kalkstein. Was uns trotzdem anzieht, ist nicht das Großartige der Umgebung. Hier finden sich keine hochgethürmten Gipfel, keine tiefen Schluchten, keine Waldeinsamkeit, die eine schwärmerische Auffassung der Stätte wol angedichtet hat. Nichts wird die Einbildung mit kühnen Bildern der Romantik erfüllen, wenn wir in den Ort und sein Treiben hineinblicken. Die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens bewegen ihn heute und werden ihn zur Zeit Jesu bewegt haben. Zu der schlichten Art der Kreise, in denen Jesus aufgewachsen ist, paßt ganz und gar seine einfache Predigt von dem Reiche Gottes, das er zunächst unter seinem Volke aufrichten wollte, nicht nur als eine Gabe der Gnade Gottes an die Menschen, sondern auch als das hohe Ziel ihrer alltäglichen Arbeit.

Von Jerusalem führt uns ein erstes mal der Weg nach dem Todten Meere, vorüber an dem kühn am jähen Felsenhang aufgebauten, fast wie ein Schwalbennest dem Felsen angeklebten Kloster Mar Saba. Gleich bei dieser Gelegenheit empfangen wir eine völlig naturwahre Beschreibung dieses merkwürdigen Sees, dessen Spiegel fast um 400 Meter tiefer liegt als der des benachbarten Meeres. Kein Märchen von „vulkanischer Entstehung“ des uralten Salzsees wird uns aufgetischt; die Fabel vom Tod, der jeden Vogel wegraffe, sobald er den Flug über den See wagt, wird schon durch das Bild widerlegt, welches uns beim zweiten Besuch des Sees von der Philisterküste her das Südende desselben mit munter die Schwingen über der Salzflut regenden Vögeln zeigt.

Wenn, wie das in der Regenzeit häufig vorkommt, der Himmel mit Wolken bedeckt ist, dichter Nebel die Berge verhüllt und flockiger Dunst über dem Wasser schwebt, ist „das Todte Meer“ der rechte Name für diesen bleiern und düster ruhenden See. Wohin man dann auch schauen mag, regt sich kein Zeichen des Lebens, kein Ton ist vernehmbar außer dem dumpfen, eintönigen Plätschern der träge rollenden Wogen. Auch das Ufer, dessen Ueberzug von weißer Salzinkrustation nur hier und da von dunkeln Schlammwellen oder stagnirenden salzigen Lachen befleckt wird, bietet einen unbeschreiblich trostlosen und öden Anblick. An einem hellen, sonnigen Tage gewinnt dieser See indessen ein ganz anderes Aussehen, denn dann glänzt das klare, durchsichtige Wasser in saphirblauen Tönen, die Berge leuchten in den verschiedensten Tinten, uns zu Häupten ziehen Schwärme von Störchen und Kranichen dahin, das gesammte Leben der Natur scheint zu erhöhter Thätigkeit erwacht zu sein, und die fast tropische Vegetation des Ror (Ghor), d. h. der tiefliegenden Ebene am nördlichen und südlichen Ende des Sees, strotzt in üppiger Fülle. Dazu erwecken die Bäche, welche in den Schluchten der steilen Bergabhänge hinabstürzen, frisches Grün, das sie beinahe bis an den Rand des Todten Meers begleitet.

2. Reise in Syrien und Mesopotamien. Von **Eduard Sachau**. Mit zwei Karten von Heinrich Kiepert, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 20 M.

Dieses von einem unserer bedeutendsten Orientalisten verfaßte Buch solidester Ausstattung verweilt in seinen Anfangskapiteln ebenfalls in Syrien, wenn auch nur in den Oasen der Syrischen Wüste, und geht hierauf zum Euphrat-Tigris-Lande über. Allerdings mehr an den Fachmann sich wendend, bietet es doch für jeden Freund des vorderasiatischen Morgenlandes durch die vortrefflichen Lichtdruckbilder von Volkstypen, Oasenlandschaften und archäologisch interessanten Ruinen manches Anziehende dar, nicht minder durch die ungeschminkten Berichte über das, was der Verfasser auf seiner Orientfahrt geschaut und erlebt hat.

Auf der Reise von Mejadin am Euphrat nach Mossul, gegenüber dem Ruinenfeld von Ninive am rechten Tigrisufer gelegen, führt der Weg durch die zeitweilig in langer Linie zwischen den beiden Zwillingsströmen lagernden Shemmar-Beduinen. Wir lernen sie kennen in der schlichten Einfalt ihrer Lebensweise, der seit uralter Zeit bewahrten Pflicht der Blutrache, welche nach der vertrauenswürdigen Aussage unsers Forschers eine so heilsame Wirkung ausübt, „daß wol in keiner andern menschlichen Gesellschaft so wenig Gewaltthaten verübt werden wie unter den Beduinen“. Auch auf ihr Familienleben fällt unser Blick:

Die Aufgabe und die Ehre der Frau besteht darin, daß sie den Mann mit Nahrung und Feuerung versorgt; sie bereitet ihm das Essen, sie holt ihm das Wasser, und mit der Axt geht sie in die Steppe hinaus, haut verdorrte Pflanzen ab, legt sie zusammen zu einem großen Haufen, nimmt ihn auf den Rücken und trägt ihn zum Zelt, wo sie ihn vor der Männerabtheilung niederwirft; die Männer kauern um das Feuer und pflegen es, indem sie einen Strauch nach dem andern aus dem Haufen, den die Frau hingelegt, hineinwerfen. Der Beduine hat durchschnittlich nur eine Frau, reiche Leute wol auch mehrere, welche zusammen in der Frauenabtheilung des Zeltes hausen; durch Strohmatten pflegt man in derselben kleine Recesse herzustellen, die etwa den Zimmern unserer Häuser entsprechen. Große Scheikhs halten wol auch für jede Frau ein besonderes kleines Zelt, welches neben dem großen Zelte steht und zwar auf der Seite, wo die Frauenabtheilung ist. Eine Frau wird in der Wüste gekauft, und ein Mädchen, das auf Ehre hält, wird nur denjenigen Mann heirathen, der viele Ghazus (Fehden) mitgemacht hat und den Kaufpreis für sie in solchen Kamelen und Pferden bezahlen kann, die er auf seinen Raubzügen erbeutet hat. Daß die Beduinen ihre Frauen schlagen, habe ich mehr als einmal gesehen. Die Frau des reichen Mannes reitet auf der Wanderschaft mit ihren Kindern in einem bequemen, großen Kamelsattel, während die Frau des armen Mannes das Küchen- und Bettgeräth und obendrauf ihr Kind trägt und hinter dem Kamel einhergeht, auf dem ihr Mann reitet. Wenn die Beduinen in Gefahr kommen, erheben die Weiber ein höchst aufregendes, trillerartiges Geschrei in den höchsten Tönen, wodurch sie die Männer zur größten Wuth aufreizen; das Geschrei heult ohne Unterbrechung durch die Luft, die Männer stürzen sich in den Kampf; man hört es auch, wenn die Beduinen z. B. Wettritte oder Reiterspiele veranstalten, und ebenfalls, wenn die Leiche eines Tapfern, der im Kampf gefallen, hoch oben auf seinem Kamel befestigt von seinen Kampfgenossen heimgeleitet wird; es ist zugleich ein Grabgesang. Die Wirkung dieses Geschreis auf die Nerven in gefährlichen Augen-

blicken ist ganz unbeschreiblich und versetzt den ruhigsten Mann in Aufregung. Auf einem Ghazu zu fallen ist der schönste Tod, den ein Wüstensohn sich denken kann. Wenn der Beduine durch einen feindlichen Ghazu Verlust erleidet, z. B. an Kamelen, so ersetzt ihm der Stamm seinen Verlust auf gemeinsame Unkosten. An einem Ghazu betheiligen sich oft schon halb erwachsene Burschen von dreizehn, vierzehn Jahren. Auf solchen Raubzügen sind Roß und Reiter sehr oft auf ihre Bravour im Hungern angewiesen. Außer einigen Datteln und etwas Weizenmehl und Fett, das im Gürtel getragen wird, pflegen die Reiter keinen Proviant mitzunehmen; wenn sie aber dann zu einer reichlichen Mahlzeit kommen, können sie außerordentliche Proben von Gefräßigkeit ablegen. Die Pferde müssen hungern, wenn, was auf Ghazus oft passirt, sie keine Weide finden.

3. In Eis und Schnee. Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien. Von William H. Gilder. Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 8 M.

Dieses Buch versetzt uns aus der Wüstenglut Asiens in dessen froststarrenden Norden, in diejenige Norstostgegend Sibiriens, in welcher die Erde allwinterlich die weitaus härteste Kälte erleidet, ärgere als (nach Ausweis der diesen „Kältepol" umziehenden thermischen Linien) der Nordpol je erfahren kann.

Wir bekommen hier von der gewandten Feder eines Nordamerikaners, der als Correspondent des „New York Herald" die Fahrt des Rodgers mitgemacht hat, authentische Schilderungen von dem tragischen Ausgang der Jeannette-Expedition. Der Leser erinnert sich, wie das längere Ausbleiben aller Nachrichten von Nordenskiöld während des Festliegens seiner Vega im Eis vor der Tschuktschenküste im Winter 1878 zu 1879 den Besitzer des „New York Herald", denselben Gordon Bennett, der einst Stanley zum Wiederauffinden Livingstone's und sodann auf seine große Durchkreuzung des breiten, noch nie vorher durchmessenen Nordens von Südafrika entsandte, zur Ausrüstung eines Schiffs veranlaßte, um der Vega auf die Spur zu kommen, ihr im Nothfall Rettung zu bringen. Dieses Schiff, die Jeannette, war noch nicht lange von San Francisco ausgefahren, als die frohe Botschaft von der glücklich vollendeten ersten Umfahrung der nordsibirischen Küste in ihrer ganzen Ausdehnung durch die Vega wie ein Lauffeuer durch die ganze civilisirte Welt ging. Der wackere Führer der Jeannette, Kapitän de Long, steuerte seiner Ordre getreu dennoch durch die Pforte der Beringsstraße ins nordsibirische Eismeer zum Zweck der Erweiterung unsers gerade hier gen Norden noch so beengten geographischen Horizonts. Das Schiff wird bald vom einschließenden Meereis unfreiwillig gen Westnordwest getrieben; lange bange Monate schwinden ohne die geringste Nachricht vom Verlauf der Expedition. Da rüstet der unermüdliche Gordon Bennett von neuem ein Schiff, den Rodgers, aus. Als der Rodgers auf den stürmisch rollenden Fluten des nordpacifischen Weltmeers im Sommer 1881 eben dem Polarmeer zustrebt, wird die Jeannette unweit der neusibirischen Inselgruppe vom Eis zermalmt, ihre Mannschaft tritt den furchtbaren Weg über Eis und offenes Küstenmeer mit Schlitten und Booten an, und im September, October kommt die grausige Katastrophe über sie: Sturm treibt dicht vor der Festlandküste Sibiriens die drei Boote der heldenmüthigen Seefahrer auseinander; nur eins derselben gewinnt an glücklicher Stelle das Land, sodaß seine Mannen, geführt vom Ingenieur Melville, sich zu den Blockhütten sibirischer Eingeborenen retten können; ein zweites Boot versinkt; das dritte gewinnt das Land im öden Nordwesten des Lenadeltas, doch nur zwei als Späher nach Menschenhülfe ausgesandte Matrosen seiner Bemannung kommen mit dem Leben davon, die übrigen zwölf, darunter Kapitän de Long selbst, sterben den furchtbar langsamen Tod der völligsten Entkräftung durch Frost und Hunger. Als am 30. November durch unerklärliche Ursache der Rodgers in der St.-Lorenz-Bucht des östlichen Sibirien (noch südwärts von der Beringsstraße) in Flammen aufgeht, wie von Geisterhand entzündet eine Rakete aus der Feuersbrunst hoch gen Himmel fährt und die Gewehre am Bord des vom letzten Mann verlassenen Schiffs loskrachen, da ahnt noch keiner, daß dies einer Art grotesker Todtenfeier gleichkam für die unglücklichen Kameraden von der Jeannette, welche wenige Wochen vorher sich mit Aufbieten der letzten Kräfte vorwärts geschleppt hatten, um dann so nahe der Polargrenze menschlicher Siedelung ohne Sang und Klang niederzusinken ins nicht gegrabene Grab, das der nordische Schnee mildherzig um die erstarrten Leichen wölbte.

Warum doch liest man so viele Tausende erdichteter Romane? Wie viel ergreifender wirkt der Bericht von solchen wirklich durchlebten Fährnissen! Sie sind bestanden worden um der edelsten Aufgabe willen, der ein Mensch Kraft und Leben opfern mag: zur Ergründung der Wahrheit; den einen winkte zuletzt die Siegespalme der Errettung, den andern die des Märtyrertodes; alle aber bleiben sie uns unvergeßlich durch die wahrhaft heroische Ausdauer in ihrer Pflichterfüllung. Wie es die alten Griechen von einer echten Tragödie forderten, wirkt das erschütternd und zugleich erhebend auf unser Inneres; jeder wird unwillkürlich solch wirkliches Schicksal, so ungleich zugemessen den gleichmäßig heldenhaften Männern, als Maßstab anlegen an die im eigenen Herzen beschlossene Ueberzeugung von der Gerechtigkeit göttlicher, oder von der Unerbittlichkeit natürlicher Lenkung der menschlichen Dinge. Gedichtete Tragödien, mögen sie auch von einem Sophokles oder Euripides, von einem Shakspeare oder Schiller stammen, können uns nimmermehr diesen aus der wirklichen Welt geschöpften Maßstab ersetzen!

Das Spannendste im vorliegenden Buche sind die wörtlichen Mittheilungen aus de Long's Tagebuche, welches neben dem Leichnam des unglücklichen Befehlshabers — offenbar fast bis zum letzten Athemzug von ihm geführt — aufgefunden wurde. Wie herzgewinnend mannhaft klingt noch aus der Zeit der entsetzlichen Strapazen des Uebergangs über die gefährlich unzusammenhängenden Eismassen von den neusibirischen Inseln her de Long's Niederschrift

am Tag der Erinnerungsfeier der Gründung des großen nordamerikanischen Freistaats, zugleich dem dritten Namenstag der Jeannette, dem 4. Juli 1881:

Unsere Flaggen wehen heute zu Ehren des Danksagungstages; für mich ist es ein trübseliger Gedenktag. Heute vor drei Jahren wurde in Havre die Taufe der „Jeannette" vollzogen: wie viele gute und schöne Worte wurden dabei gesprochen, wie viele Hoffnungen und Pläne gefaßt, die nun alle mit dem Schiffe versunken sind! Damals dachte ich nicht, daß wir drei Jahre später, ohne etwas geleistet zu haben, auf dem Eise umherirren würden, und daß unsern freundlichen Gönnern in der Heimat anstatt eines Berichts über glücklich Vollbrachtes nur die Geschichte von einem verunglückten Schiffe zugehen sollte. Es ist meine Pflicht gegen alle diejenigen, die mir bis hierher gefolgt sind, sie sicher wieder in ihre Heimat zurückzubringen und all mein Denken und meine Kraft nur auf dieses eine Ziel zu richten; die Pflicht gegen die daheim zurückgebliebenen Lieben, die mit ihrer ganzen Zukunft von mir abhängen, gebietet mir, die Heimkehr auch für mich zu wünschen. Wären diese beiden Pflichten nicht, so glaube ich, würde es wenig geschadet haben, wenn ich mit meinem Schiffe untergegangen wäre. Da ja aber alles was geschieht, immer zu einem guten Zwecke geschehen soll, muß ich mich bemühen, meinem Unglück muthig ins Angesicht zu sehen und abzuwarten, was das Gute sein wird, das daraus entsteht. Freilich, schwer genug wird es sein, als der Mann bekannt zu werden, der eine Polarexpedition unternahm und sein Schiff auf dem 77. Breitengrade untergehen ließ.

Viel fragmentarischer, zuletzt blos noch in abgebrochenem Stil Thatsächliches mittheilend, werden diese Tagebuchnotizen beim letzten Marsch, bei dem auf festländischer Erde, wo nur noch ein wenig Hundefleisch, ja endlich das Leder der zerrissenen Fußbekleidung, Aufguß von Theeblättern und danach von Zweigen der Polarweide mit einigen Tropfen Alkohol in heißem Wasser den schon von Todesschauern umwehten Wanderern kümmerlichsten Unterhalt darbot. Einige Zeilen dieser schmucklosen und doch durch den furchtbaren Ernst ihres Inhalts so ergreifenden Notizen mögen hier folgen:

Freitag 7. October, 117. Tag (seit Untergang des Schiffs). Frühstück aus dem letzten halben Pfund Hundefleisch und Thee bestehend. Unser letztes bischen Thee ist heute früh in den Kessel gethan worden, und nun sollen wir einen Marsch von 25 Meilen (über 6 deutschen Meilen) machen mit wenigen, schon einmal gebrauchten Theeblättern und zwei Quart Alkohol. Ich vertraue aber auf Gott und denke, daß er, der uns bis hierher versorgt hat, uns nun nicht Hungers sterben lassen wird. — Mittwoch, 12. October, 122. Tag. Frühstück: letzter Theelöffel Glycerin und heißes Wasser. Mittags hatten wir ein paar Hände voll arktischer Weide in einem Topf Wasser; wir tranken den Aufguß. Wir alle werden schwächer und schwächer. Haben kaum noch Kraft genug, um Brennholz zu holen. Südweststurm mit Schnee.

Die Letztüberlebenden bezogen am Abend des 19. October, nachdem sie sich in Ermangelung jeder andern Fußbekleidung die Füße mit zerschnittener Zeltleinwand umwickelt hatten, eine letzte Lagerstatt in der einigermaßen gegen den eisigen Sturm schützenden Nische eines Hügelabhangs. Hier starben auch sie einer nach dem andern. Die Schlußworte des de Long'schen Tagebuchs sind Sonntag den 30. October geschrieben; wol noch an demselben Tage starb der Schiffsarzt, der bis dahin so treu allen Gefährten bis in die Sterbestunde beigestanden, der Koch Sam (ein Chinese) und Kapitän de Long selbst. Dicht beieinander fand Melville auf seiner Nachforschung nach dem Verbleib der Vermißten im Frühjahr 1882 die Leichen dieser Letztverstorbenen. Unser Verfasser mag uns noch die Scene dieser Auffindung schildern:

Die Suchenden kamen an eine große Schneewehe, aus der neben den Spitzen von vier zusammengebundenen Pfählen der Lauf eines Gewehrs hervorragte, das mit seinen Riemen an den Pfählen hing. Hier mußte sich ein Lagerplatz der Vermißten befunden haben. Unverzüglich wurden nun zwei von den jakutischen Arbeitern angestellt, den etwa acht Fuß hohen Schnee zu beiden Seiten der Pfähle fortzuschaufeln — es währte nicht lange, so kamen zwei Leichen zum Vorschein, die dicht nebeneinander lagen. Es waren Boyd und Görtz. Während nun Melville, um den ganzen Zeltplatz freizulegen, die Leute mit dem Wegräumen des Schnees fortfahren ließ, erstieg er selber die Uferbank. Langsam schritt er in westlicher Richtung vorwärts, als seine Aufmerksamkeit plötzlich von einem dunkeln Gegenstande angezogen wurde, der sich weithin sichtbar von der einförmig weißen Fläche abhob. Etwa ein Kilometer von dem Zeltplatze entfernt, ragte hier der Feldkessel aus dem Schnee hervor — und nicht der Feldkessel allein. Eilig näher gehend, stieß Melville mit dem Fuße an etwas Hartes; er bückte sich danach und sah, daß es eine starre bloße Hand war, die sich aus der weißen Decke vorstreckte. Schnell war der Schnee, der hier kaum einen Fuß hoch lag, fortgescharrt, und nun sah Melville die Leiche des unglücklichen Befehlshabers der Expedition, des Kapitäns de Long, vor sich; etwa drei Fuß von ihm entfernt lag Dr. Ambler, und zu den Füßen beider ausgestreckt Ah Sam, der chinesische Koch. Das Halbzelt, das sie wol vom Lagerplatz mit hierhergebracht hatten, als ihre Gefährten dort seiner nicht mehr bedurften, war über ihre Füße gebreitet: auch einige Stücke von einer großen wollenen Decke hatten ihnen als wärmende Hüllen gedient. Nicht weit von der Stelle, wo sie lagen, fanden sich die Ueberreste eines Feuers vor, der Feldkessel aber enthielt noch einige Stückchen arktischer Weidenzweige, aus denen sie Thee gekocht hatten.

Alfred Kirchhoff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Erzählung von Franzos.

Der Präsident. Von Karl Emil Franzos. Breslau, Trewendt. 1883. 8. 6 M.

Das neueste Werk des beliebten österreichischen Erzählers erschien mir nach der Lectüre trotz des ungewöhnlichen, um nicht zu sagen sensationellen Stoffs so wahr, daß ich dessen Verfasser befragte, ob er die Familie der „Sendlingen" gekannt habe und hier etwa eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liege. Kurz, ich wollte wissen, „wie man Präsident wird". Ich erfuhr, daß Herr Franzos einstmals in „Barnow" oder sonst irgendwo einen Gerichts-

präsidenten gesehen habe, dessen Habitus und Milde einer Kindesmörderin gegenüber ihn ergriff, sodaß er sich fragte: wie, wenn dieses Mädchen jenes Mannes Tochter wäre? Auch als Kritiker kann ich Franzos kein größeres Lob spenden, als ihm schon mein menschliches Empfinden ertheilt hat; wer ein Kunstwerk als wahr nachfühlt, als etwas nicht Gemachtes, nicht willkürlich Empfundenes, sondern als jenen viel citirten Griff ins volle Menschenleben, der ist mit seinem Autor einverstanden. Einzelne Bedenken vermögen ihm nicht den Genuß an dem Ganzen zu schmälern.

Franzos verläßt hier zum ersten male theilweise den halbasiatischen Boden, dem er seine Erfolge verdankt, und entwickelt uns ein ergreifendes Stück verworrenen Menschengeschicks. Er gibt die Biographie eines bis zu den Salischen Kaisern hinaufreichenden Adelsgeschlechts, der Sendlingen, die stets das Recht und die Ehre hochgehalten, bis einer sich mit der Tochter des väterlichen Thürhüters vergeht und, weil der Vater auf Ehre hält, sich mit ihr mesalliiren muß. Diese beiden haben einen Sohn, der unter den verschobenen Verhältnissen und der Verbitterung der Mutter schwer leidet. Als diese stirbt, läßt ihn der gleichfalls erkrankte Vater angesichts der väterlichen Burg schwören, niemals eine Bürgerliche zu lieben und niemals eine solche zu heirathen. Dieser Sohn, unser Held, ist der personificirte Ehrbegriff; aber die Macht der Sinne hat auch über ihn Gewalt, und er thut das, was er nie zu thun geschworen hat: er verführt die Gouvernante Victorine Lippert und verläßt sie. Er glaubt, daß über die längst vergangene Geschichte Gras gewachsen ist. Da soll er über eine Kindesmörderin urtheilen. Schaudernd erkennt er sein Kind. Nun beginnt die Aufgabe des Psychologen. Trefflich schildert uns Franzos die Seelenkämpfe des Vaters, der einsieht, daß hier ein Justizmord verübt werden wird, da Victorine die That nicht im Zustande der Zurechnungsfähigkeit gethan hat und nur beklagenswerth ist. Aber er empfindet auch, daß ein Unrecht nicht durch ein Unrecht gesühnt werden kann. Vor einem Selbstmord bewahrt ihn zunächst sein rechtlich fühlender Freund Dr. Berger, eine trefflich gezeichnete Persönlichkeit. Nur beim Kaiser Ferdinand scheint Rettung zu finden, und der Präsident fährt auch nach Wien, um Begnadigung zu erwirken, kommt aber gerade an dem Tage an, als das Attentat auf den Kaiser stattgefunden. Vermittels eines Nachschlüssels entführt nun der Vater sein Kind, das ihm inzwischen in ergreifender Weise verziehen, und sichert ihm im Auslande eine geachtete Stellung. Er selbst bietet als Sühne für die Beugung des Rechts, wenn auch nur der starre Buchstabe des Gesetzes verletzt worden ist, sein Haupt dem Richter, nachdem er seine höchst angesehene Stellung, seine Ehre, als Buße für die eine unselige That seines Lebens schon lange geopfert. Dies Erbieten wird nicht angenommen, und er endet sein Leben, welches fortan werthlos ist, mit eigener Hand.

Dies alles ist hinsichtlich der Form, der seelischen Darstellung eine vorzügliche Leistung, die meiner Ansicht nach von Franzos nur in seinem „Kampf ums Recht" übertroffen wird. Andere Kritiker ziehen die neue Arbeit vor, indem sie dieselbe zugleich einen Tendenzroman nennen.*) Ich stelle den „Kampf ums Recht" unter anderm deshalb höher, weil er zugleich das prächtige Culturbild eines bis dahin wenig gekannten Volks, der Huzulen, einschließt und die ähnliche Handlung des „Taras" sich auf so richtigem Hintergrunde abhebt. Tendenzroman — involvirt noch lange nicht einen Tadel. F. Spielhagen sagt in seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans": „Im guten Sinne muß ein Roman nach meiner Meinung immer ein Tendenzroman sein, d. h. er muß immer, weil er gar nicht anders kann, auf einem bestimmten Standpunkte stehen. Und wohl ihm, und wohl seinen Lesern, je fester er auf diesem Standpunkte steht, und freilich auch, je höher dieser Standpunkt ist!" Nun, Franzos steht auf einem sehr hohen, er verficht das Recht, gemildert durch die Humanität. Ich gestehe, daß ich, obgleich gewiß nicht prüde, an dem Thema Kindesmord Anstoß nahm und mich erst durch die Ausführung damit befreundete. Doch war ja auch Gretchen eine Kindesmörderin; Schiller hat aus ähnlichem Stoff eine Ballade gemacht, und der Plagiator an Goethe, Heinrich Leopold Wagner, ist mit seiner „Kindesmörderin" jetzt von Erich Schmidt in Wien in Heft 13 der Seuffert'schen „Literaturdenkmäler" neu herausgegeben worden. Ich bin überzeugt, daß Franzos an all diese Parallelhistorien nicht gedacht und Wagner's Buch nie gekannt hat. Der Literator hat aber das Recht, die seltenen Stoffe anziehend zu vergleichen; es könnte auch noch Dumas' „Fils naturel" berührt werden. Dies schmälert jedoch in keiner Weise Franzos' unbestrittenes Verdienst, einen interessanten Roman der Gegenwart ersonnen zu haben. Die Geschichte erscheint so wahr, daß das Publikum gleich mir nach der Quelle fragen wird. „Es hat", sagt Spielhagen im oben angeführten Buche, „eine förmliche Leidenschaft, zu erkunden, was denn eigentlich «an der Geschichte Wahres sei», nicht im ästhetischen, sondern in dem banausischen Sinne der hausbackenen Wahrheit; hat ein ganz absonderliches Gelüst, zu wissen, wer denn eigentlich mit dieser oder jener Person «gemeint» sei, und ist nicht wenig stolz und glücklich, wenn es das endlich herausgebracht hat oder — herausgebracht zu haben glaubt." Nun, jeder, der den „Präsident" liest, wird sich sagen müssen wie ich: das ist wahr, weil es so wahrscheinlich gemacht worden ist!

Alfred Friedmann.

*) Besonders vielleicht, weil noch eine Arbeitergeschichte, die den Charakter des Präsidenten mehr ins Relief stellt, in die Haupthandlung hineinspielt.

Zur Welt- und Lebensanschauung.

1. Arbeit und Lebensnoth, aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege und des Humanismus betrachtet. Von Eduard Reich. Berlin, Hempel. Gr. 8. 8 M.
2. Gesammelte kleine Schriften von Wilhelm Ritter von Hamm. Nach dessen Tode herausgegeben von Leo Přibyl. Mit dem Porträt des Verfassers. Zwei Bände. Wien, Hartleben. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser des Buchs „Arbeit und Lebensnoth" (Nr. 1), Eduard Reich, früher Docent der Hygieine an der Universität zu Bern, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, hat sich mit seiner fleißigen Arbeit ohne Frage ein hohes Ziel gesteckt; er will, wie er selbst im Vorwort sagt, „das Reich des Himmels auf Erden gründen", und zwar zunächst durch die Hygieine, in zweiter Linie durch den Humanismus. „Die Hygieine", so meint er, „wird die Gesundheit des Leibes und der Seele herstellen und dadurch die Anlage jedes Wahnwitzes austilgen, und der Humanismus wird die Gelegenheitsursachen im Keime vernichten und damit der Entstehung aller Manien sicher zuvorkommen." Reich besitzt unzweifelhaft einen guten Willen und hat auch viel gelesen und studirt; aber nicht immer entsprechen die Kräfte seinem Willen. Um „die Frage der Zeit" zu lösen, hat der Autor Arbeit und Lebensnoth aus dem Gesichtspunkte der moralischen und socialen Gesundheitspflege betrachtet; er verwirft die Bestrebungen fast aller gegenwärtigen Parteirichtungen und sagt im Vorworte Folgendes:

> Die Ergebnisse, zu denen mich das Studium von Arbeit und Lebensnoth gelangen ließ, haben Bedeutung für Wissenschaft und Alltagsleben, und sind in hohem Grade geeignet, darzuthun, daß der theoretische und praktische Materialismus, der Socialismus, der Communismus, der Pietismus, der Ultramontanismus, der Liberalismus und der Doctrinarismus und tausend andere Ismen nicht einem einzigen Menschen die Frucht seiner Arbeit sichern, nicht einen einzigen Menschen dem Rachen des Elends entreißen, keine große Frage lösen, sondern nur da sind, um die Arbeit noch unsicherer und das Elend noch größer zu machen, das Licht der Vernunft zu verlöschen und die Wärme des Herzens zu vernichten.

Unter den verschiedenen, in ziemlich derber Sprechweise hier aufgeführten „Ismen" hat Reich noch den Militarismus vergessen; auf dessen Ismus aber kommt er S. 270 zu sprechen, wo er mit Macht seine Lanze gegen die allgemeine Wehrpflicht einlegt.

Von einer repräsentativen Regierungsform will der Autor nichts wissen, er tritt für „ein der jeweiligen Entwickelungsstufe und den jeweiligen Bedürfnissen des Menschen entsprechendes patriarchalisches Regiment" in die Schranken, verlangt aber, „daß der Regent ein normaler Mensch und nicht entartet sei, daß er einer vortrefflichen Erziehung theilhaftig wurde, Vernunft, Sympathie und Willenskraft sein eigen nenne und durch Gesundheit des Leibes und der Sitten sich auszeichne". Obschon ein Gegner des Judenthums, verurtheilt der Verfasser es doch mit Recht, „wenn Geistliche, welche als die berufenen Verkündiger der Nächstenliebe sich ausgeben und von manchen dafür gehalten werden, zu Ende des 19. Jahrhunderts alles Volk zum Kreuzzug gegen die Juden aufhetzen und diesen die tausendjährige Heimat streitig machen". Auf Widersprüche kommt es Reich überhaupt nicht an; so lobt er z. B. die Ausführungen des Schutzzöllners H. C. Carey, um unmittelbar darauf für „ganz richtig" zu erklären, was die Freihändler H. F. Osiander und Henry Thomas Buckle zur Vertheidigung des Freihandels vorbringen.

Das Vorstehende mag genügen, um das in Rede stehende Buch zu charakterisiren. Das Ideal des nach unserer Ansicht etwas schwärmerischen Autors ist: „eine Religion der selbstlosen Liebe" und „ein Staat der Sympathie"; er hat, um für seine Ideale Propaganda zu machen, eine ganze Reihe von Schriften verfaßt, in denen leider die praktischen Mittel und Wege zu wenig angegeben sind, wodurch seine Ideale der Verwirklichung sicher entgegengeführt werden könnten.

Das andere der uns vorliegenden Werke: „Gesammelte kleine Schriften" von Wilhelm Ritter von Hamm (Nr. 2), ist im ganzen recht wohlthuender Natur; es trägt weniger einen wissenschaftlichen als einen unterhaltenden Charakter, obschon man auch manches daraus lernen kann. Der erste Band zerfällt in vier Abschnitte, die folgende Titel haben: „Zeitgeschichtliches", „Literarische Reminiscenzen", „Weltausstellungseindrücke" und „Allgemeines". Aus dem ersten Abschnitt heben wir nur die Schilderung des „Frankfurter Putsches" (eine Erinnerung an den 3. April 1833) und aus dem zweiten die Mittheilungen über Alphonse Daudet und Jules Allard und den Aufsatz: „Der Hallesche Löwentrotz", hervor. Der letztgenannte Artikel schildert in anziehender Weise die Thätigkeit von Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer als Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher". Der dritte Abschnitt bietet in lebhaften Farben Schilderungen von Scenen und Erlebnissen auf den Weltausstellungen in London, Paris und Wien, während aus dem vierten Abschnitt vorzugsweise die Mittheilungen über die „modernen Geisterseher" und den „Spiritismus" zu erwähnen sind. Mit Recht zählt der Verfasser den Verfall des Spiritismus zu den „erfreulichen Zeichen der Zeit".

Der zweite Band enthält in der Hauptsache drei Abtheilungen, welche „Reiseblätter", „Haus und Küche" und „Erinnerungen an Geschiedene" betitelt sind. Aus der ersten Abtheilung heben wir als besonders interessant die „Skizzen vom Nil" hervor, aus der zweiten die Causerien über den Cognac, den Madeirawein, den Portwein, den Champagner und über Luxusgerichte, wie z. B. Caviar, Austern, Trüffeln, indianische Vogelnester u. s. w. Die

dritte Abtheilung berichtet über Justus von Liebig, Emanuel Fellenberg, den Reformator der Landwirthschaft und dessen Anstalten in Hofwyl, über Friedrich Gerstäcker, Professor Karl Ernst Bock, Ernst Keil, den Begründer der „Gartenlaube", u. s. w. Den Schluß der Sammlung bildet eine von dem Herausgeber derselben, Leo Přibyl, verfaßte Biographie des Autors. Wilhelm Ritter von Hamm wurde am 5. Juli 1820 zu Darmstadt geboren und besuchte das dort von Pabst und Kranichstein geleitete landwirthschaftliche Institut. Im Jahre 1848 kämpfte er als Freiwilliger im Tann'schen Freicorps in Schleswig-Holstein; zehn Jahre später war er Lehrer an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Lützschena bei Leipzig, 1866 wurde er nach Wien berufen und zum Ministerialrath und Chef des Departements für Landwirthschaft ernannt. Er war der Gründer und die Seele des von ihm ins Leben gerufenen Clubs der Land- und Forstwirthe in Wien und warf sich mit regem Eifer auf das Studium der Phylloxerafrage, die ihn als Weinfachmann besonders beschäftigte. Epochemachend war seine Schrift: „Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands" (1845); sein „Weinbuch" (1865) hat bleibenden Werth. Er besaß eine großartige Sammlung von Weinsorten, die seinen Keller zu einem Unicum der Welt machten; oft hatte er, wie sein Biograph erzählt, über 500 bis 600 Sorten verschiedenster Weine in demselben liegen. Sein gedankenreichstes Werk ist: „Wesen und Ziele der Landwirthschaft". Er starb am 8. November 1880.*)

Rudolf Doehn.

*) Wir fügen noch hinzu, daß Wilhelm Hamm einer der fleißigsten und geschätztesten Mitarbeiter von „Unsere Zeit" war, und daß er auch ein Bändchen Gedichte herausgegeben hat, welches in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" erschien. D. Red.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein Werk deutschen Fleißes und Forschergeistes ist: „Scritti letterari da Leonardo da Vinci cavati dagli Autografi e pubblicati da J. P. Richter" (London, Sampson Low). In dieser Sammlung liegt uns zum ersten male das Wirken und Streben eines der größten Cinquecentisten in einem überschaulichen Bilde vor, der als Künstler und Mensch unserer Zeit besonders nahe steht. Durch die Auffindung und Entzifferung (Leonardo war links und schrieb eine Art von Spiegelschrift in einer ihm eigenthümlichen Schreibweise) von sehr wichtigen Handschriften ist es dem Herausgeber gelungen, ein Material zu sammeln und zusammenzustellen, welches einen großartigen Einblick gewährt in das Leben des großen Florentiners und die Bewunderung rechtfertigt, die ihm von Mit- und Nachwelt gezollt wurde. Die Universalität seines Geistes, der Ernst seines Strebens sowie die Gründlichkeit seiner Arbeit sind staunenerregend; die Weitsichtigkeit, Klarheit und Vorurtheilslosigkeit seines Denkens, welches den großen Geist sehr hoch über seine Zeit stellt, wirkte zuweilen geradezu überwältigend. Sehr interessant sind diejenigen Handschriften, die den hochbegabten Künstler als ebenso großen Physiker und Philosophen zeigen, und äußerst anziehend die Fabeln, Aphorismen und Maximen, in welcher Leonardo da Vinci als Dichter auftritt und mit seinen liebenswürdigen und tiefen Geistesproducten ein Streiflicht auf seine geistig so tief bewegte Zeit wirft. J. P. Richter, der bekannte Leonardo-Forscher, hat mit der Herausgabe dieses Werks seinem Wirken in dieser Richtung die Krone aufgesetzt und eine Lücke ausgefüllt, die von den zahlreichen Bewunderern Leonardo's auf das empfindlichste gefühlt wurde. Das Werk, zwei Quartbände, ist sehr schön ausgestattet; der Text ist italienisch-englisch und viele bedeutende, bisjetzt unbekannte Handzeichnungen sind in vortrefflichen Dujardin'schen Photographien wiedergegeben, die dem Werke zur hohen Zierde gereichen und vom allergrößten kunstgeschichtlichen Interesse sind. Das einzige, was noch zu wünschen übrigbleibt, wäre eine Textübertragung ins Deutsche, d. h. eine deutsche Ausgabe, die wol auch nicht lange auf sich warten lassen dürfte.

— Von Angelo de Gubernatis' „Storia della Letteratura" liegen uns wiederum vier neue Bände, 5 bis 8, vor, von denen der fünfte „Storia della Poesia epica", der sechste „Florilegio epica", der siebente „Storia delle Novelline popolari" und der achte „Florilegio delle Novelline popolari" enthält. Wie die frühern Bände umfassen auch diese eine Auswahl aus der gesammten Weltliteratur alter, mittelalterlicher und neuerer Zeit. Aus der deutschen Literatur bringt der erste Theil des sechsten Bandes eine Uebersetzung des Hildebrand-Liedes, des Muspilli und ein Bruchstück aus den Nibelungen (Siegfried durch Verrath erschlagen), der zweite „Poemi individuali" enthaltende Theil „Die Himmelfahrt Christi" aus Klopstock's „Messias". Die zwei letztern Bände enthalten die Geschichte und Proben derjenigen Volksmärchen, die als wahrhaft typisch angesehen werden können und um welche sich alle andern gruppirt haben. Es sind dies ihrer zehn und zwar Aschenbrödel, das Märchen von den drei Brüdern, vom Thor, vom Dieb, vom Vertrag mit dem Teufel, vom Spiele, vom Däumling, vom Riesen, von der verfolgten Jungfrau und den dankbaren Thieren und endlich von der Psyche. Bei dieser kurzen Anzeige des nun wol abgeschlossen vorliegenden Werks können wir den Verfasser zur vollendeten Ausführung seines großartig angelegten Plans nur beglückwünschen. Das Werk empfiehlt sich übrigens auch für Freunde des Italienischen durch seine elegante Darstellung zu einer ebenso angenehmen wie belehrenden Lektüre. Auch die Ausstattung ist glänzend.

— Aus der Karl Vollmöller'schen „Sammlung französischer Neudrucke" erhielten wir den vierten (Schluß-)Band der Garnier'schen Tragödien, „Bradamante" enthaltend. Voran geht ein Bericht über Robert Garnier's Leben und Werke, und dem Stücke folgen Varianten und ein Glossar, welches letztere nur die bei Sachs fehlenden Wörter berücksichtigt, da dieses vorzügliche Wörterbuch, wie der Herausgeber der Garnier-Tragödien, Wendelin Foerster, bemerkt, „auch dem 16. Jahrhundert in hervorragendem Maße sein Augenmerk geschenkt hat". Auch die Ausstattung dieser Sammlung ist eine sehr empfehlenswerthe, wie es auch die bereits früher von uns belobte Bearbeitung ist.

— Die Bände 44 und 45 der „Collection of German Authors" der Tauchnitz'schen Verlagshandlung bringen „Klytia, a Story of Heidelberg Castle" von George Taylor, übersetzt von Sutton Fraser Cockran. Die Uebertragung dieses vorzüglichen Romans liest sich im ganzen recht gut; der Uebersetzer hat es verstanden, den Ton des Originals beizubehalten, ohne dem englischen Idiom Gewalt anzuthun. Nur hier und da macht sich ungenügende Kenntniß des Deutschen oder vielleicht durch

bloße Flüchtigkeit entstandene Ungenauigkeit in der Wiedergabe des Urtextes bemerkbar.

Aus der „Collection of British Authors" desselben Verlags haben wir ferner als lesenswerth zu erwähnen: „Belinda" in zwei Bänden von Rhoda Broughton, „Frescoes and other Stories" von Ouida, und „Their Wedding Journey" von dem Amerikaner William D. Howells. Miß Broughton's neuestes Werk besitzt wieder all den Schwung, den wir an ihr gewohnt sind, und vielleicht noch mehr als ihre frühere Schalkhaftigkeit und heitere Laune, der freilich auch die bittere Satire nicht fehlt. Der englischen Prüderie sagt dieser ihr neuester Roman zwar wenig zu; doch eben nur der Prüderie und Scheinheiligkeit; wir sind überzeugt, daß die englischen Leser im stillen ihren Genuß an dem Werke gehabt haben und nur öffentlich und gegeneinander dasselbe misbilligen. Wie Ouida spricht sie frei heraus und legt kein Feigenblatt auf die Schäden der englischen Gesellschaft in ehelichen Dingen, die sie nur schildert, nicht hervorgebracht hat oder begünstigt. Hiermit haben wir zugleich das neue Werk der letztgenannten Schriftstellerin gekennzeichnet, die, unbekümmert um den Tadel derselben prüden Presse, unermüdlich und unentwegt fortfährt, die Schattenseiten der Gesellschaft in und außerhalb Englands zu schildern, wobei sie freilich nach ihrer Gewohnheit die Farben etwas stark aufträgt, wie das auch der Titel „Frescogemälde" besagt. Für einige der Erzählungen hat die Verfasserin diesmal die dramatische oder doch die dialogisirte Form gewählt, die sich zu satirischen Bemerkungen besonders gut eignet. Das dritte ist das Werk des genialen Amerikaners, von dem die Tauchnitz'sche Sammlung bereits eine Reihe gediegener und recht spannender Romane aufzuweisen hat. Auf der „Hochzeitsreise", die uns hier geschildert wird, lernen wir einige der großartigen Naturscenen Amerikas kennen, besonders möchten wir die bisher vielleicht unübertroffene Schilderung der Niagarafälle hervorheben.

— Abermals haben wir einen Leitfaden der englischen Literatur in englischer Sprache unter dem sehr anspruchsvollen englischen Titel: „History of English Literature for the Use of Ladies' Schools and Seminaries", und dem bescheidenern deutschen: „Leitfaden für den Unterricht in der englischen Literaturgeschichte für höhere Töchterschulen und Lehrerinnenseminarien" von Johanna Siedler, zu verzeichnen. Im Vorworte bedankt sich die Verfasserin bei dem Oberlehrer Dr. C. Rauch für seine Rathschläge und für die Durchlesung ihres Manuscripts. Da wäre nur zu wünschen, er hätte demselben mehr Sorgfalt gewidmet, sowol was die Sprache als was manche literarische Daten betrifft. Im ganzen oder auf den ersten Blick glaubt man zwar ein gutes Englisch vor sich zu haben; sobald man aber aufs einzelne eingeht oder die kritische Sonde anlegt, stößt man fortwährend auf Unrichtigkeiten im Ausdruck und nur zu oft in den thatsächlichen Angaben. Gleich auf der ersten Seite z. B. wird uns berichtet, daß Britannien ums Jahr 80 unserer Zeitrechnung eine römische Provinz wurde und die Eroberer römische Cultur und das Christenthum (!) mit ins Land brachten. Beowulf wird (S. 4) als „Romanel" bezeichnet; Bede nach deutscher Schreibart „Beda" genannt; Chaucer's Geburtsjahr ohne Fragezeichen mit 1328 angegeben; auch soll er Verfasser des „Testament of Love" sein (!) u. s. w. Und wie zahlreich sind die Druckfehler! Schon auf der zweiten Seite begegnen wir „amalgation" statt „amalgamation", auf der dritten „serenth" statt „seventh", „venerablc" statt „venerable", auf der vierten cendury u. s. w. Auch an anachronistischer Reihenfolge der Schriftsteller in der neuern und an unnöthigen Wiederholungen leidet das Büchlein, welches mit seinen 110 Seiten, auf denen es den ganzen, 1880 Jahre umfassenden Zeitraum durchmißt, nach Rauch's Bestätigung nicht nur für die erste Klasse höherer Töchterschulen ausreichen, sondern auch alles bieten soll, was im Lehrerinneneexamen in dem betreffenden Gegenstande gefordert wird. Wir bedauern, gegen eine Dame so ungalant sein zu müssen, doch können wir nach Prüfung ihrer Leistung nicht umhin, ihr das nützliche Sprichwort zuzurufen: Ne sutor ultra crepidam, zu Deutsch: Nähterin, bleib bei deiner Nadel. Wer dies nicht beherzigen will, der möge immerhin schreiben, es aber unterlassen, seine Leistungen einer gewissenhaften Kritik vorlegen zu wollen. Er oder sie hat sich dann den daraus erwachsenen Schaden, vom Spott nicht zu reden, selbst zuzuschreiben.

Bibliographie.

Brunner, H., Kassel im siebenjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt. Kassel, Hühn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Davis, A. J., Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Eine Erklärung moderner Geheimnisse. Ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig. Leipzig, Besser. 8. 3 M.

Elpis Melena, Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben. Nebst Briefen des Generals an die Verfasserin. 2 Bde. Mit einer Ansicht der Insel Caprera und einem Porträt Garibaldi's vom Jahre 1867. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 6 M.

Fries, L., Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken. Herausgegeben mit Unterstützung des hohen Landrathes von Unterfranken und Aschaffenburg im Auftrage des historischen Vereins von A. Schäffler und T. Henner. 2 Thle. in 1 Bd. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 15 M.

Nitzsch, K. W., Geschichte der römischen Republik. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von G. Thouret. 1ster Bd., bis zum Ende des Hannibalischen Krieges. Mit einer Einleitung „Ueberblick über die Geschichte der Geschichtschreibung bis auf Niebuhr" und einem Anhang „Zur römischen Annalistik". Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Pietsch, P., Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Breslau, Koebner. 1883. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Polack, F., Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes. 1ster u. 2ter Bd. Wittenberg, Herrosé. 8. 5 M.

Polko, Elise, Herzensfrühling und Rosenzeit. Novellen. (Im alten Schlosse. Die junge Frau Gräfin. Ein blühendes Wunder. Dora.) Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Pressensé, E. v., Die Ursprünge. Zur Geschichte und Lösung des Problems der Erkenntnis, der Kosmologie, der Anthropologie und des Ursprungs der Moral und der Religion. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. Fabarius. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Ribler, A., Aus Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Historisch-politische Anschauungen und Urteile, zusammengestellt. Berlin, Seehagen. 8. 2 M. 50 Pf.

Richter, H. M., Geschichte der deutschen Nation, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt. Neue Ausgabe mit den Portraits von Kaiser Karl dem Großen, Rudolf von Habsburg, Wilhelm I. und Dr. Martin Luther. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Rinhart, K., Novellen. Berlin, Voß. 8. 3 M. 60 Pf.

Roos, E., Aschenbrödel. Lustspiel, für ihre Schülerinnen verfaßt und zur Aufführung in Privatkreisen geeignet. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 60 Pf.

Roepell, R., Karl Wenceslaus von Rotteck. Rede. Breslau, Koebner. 1883. Gr. 8. 1 M.

Roquette, O., Der Baum im Odenwald. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Das Eulenzeichen. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Die Tage des Waldlebens. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Unterwegs. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Wer trägt die Schuld. Novelle. Breslau, Schottländer. 8. 1 M. 80 Pf.

Rosenfeld, D., Mittel und Zwecke der Erziehung. Galatz, Selbstverlag. 1883. 8. 80 Pf.

Schmitz, M., Der englische Investiturstreit. Als Anhang: Die Quellen und ihr Abhängigkeitsverhältnis. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Schubin, O., Mal' occhio und andere Novellen. Berlin, Schorer. 8. 5 M.

Die Schule im Lichte der socialen Forderungen der Gegenwart. Ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Hamburg, Berendsohn. 1882. 8. 1 M.

Spielhagen, F., Uhlenhans. Roman. 2 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 10 M.

Steffin, H., 'Ne Dörpgeschicht. Berlin, Aßschenfeldt. 1883. 8. 75 Pf.

Stoltze, F., Gedichte in Frankfurter Mundart. 2ter Bd. Frankfurt a. M., Keller. 12. 3 M.

Strausz, A., Bosnien. Land und Leute. Historisch-ethnographisch-geographische Schilderung. 2ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 15 bis 21.

Zur Lage im Sudan. — Die Parteien in Oesterreich. (III. Schlußartikel.) — Der croatische Landtag. — Militärische Rückblicke auf das Jahr 1883. (I/II.) — England und Frankreich. — Das Ergebniß der Steuerberathung im preußischen Landtage. — Zwischen den Mühlsteinen. — Die Politik des Statthalters im Reichslande.

Religion und Materialismus. Von L. Noiré. — Eine neue Theorie über die Entstehung und Tendenz der angeblichen Schenkung Constantin's. Von G. Kaufmann. (II.) — Im Lande der tausend Seen. (I/III.) — Die Medicin in Wien während der letzten hundert Jahre. — Das Nibelungenlied in polnischer Sprache. Von J. von Antoniewicz. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. — Nizza und seine Weltausstellung. Von S. von Kleist. (I.) — Therese Forster, nachmalige Huber. Von J. Loewenberg. — Ein Rückblick auf Heidelberg. Von G. Weber. (I.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Eis und Schnee.

Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien.

Von

William H. Gilder.

Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegende Erzählung von dem Verlauf der Expedition, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem nordischen Eismeere gesandt, um die Mannschaft des verunglückten Schiffes Jeannette aufzufinden, ist eins der interessantesten neuern Reisewerke. Die spannenden, frischen und launigen Schilderungen des Verfassers, eines Mitglieds der Expedition, bieten dem Leser angenehme Unterhaltung; aber auch die geographische Wissenschaft wird durch das Werk in wichtigen Punkten bereichert, unter anderm in Erforschung der Wrangel-Insel, die auf den Karten der arktischen Region bisher als ein Festland dargestellt wurde. Durch zahlreiche Abbildungen und billigen Preis empfiehlt sich das Werk den weitesten Kreisen zur Anschaffung.

Verlag von R. Damköhler. Berlin N.

Schletterer, Geschichte der Hofcapelle der französischen Könige. 6 M.

Freytag, Herwara. 2 M., geb. 3 M.

Buttmann, Die Schicksalsidee in Schiller's Braut von Messina. 2 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Achtzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Straßen-, Eisenbahn- und Bankräuber in Amerika. — Die Rinderhirten im Südwesten von Nordamerika. (1883.) — Der Proceß Nicotera. (Florenz 1876—77.) — Der Proceß Szedlaczeck. (Budapest 1880—81.) — Ein Lynchgericht. (Nordamerika 1882.) — Ein sonderbarer Geschworener. (Nordamerika 1882.) — Eine Lotteriespielerin. (Wien 1883.) — Der Proceß Pokorny. (Prag 1880—81.) — Marie Köster. (Bremen 1882—83.) — Die Femgerichte.

Mit gewohnter Sachkunde und strengster Objectivität wird in diesem soeben erschienenen Bande des beliebten Sammelwerks wieder eine Reihe von Criminalprocessen, meist aus der neuesten Zeit, vorgeführt, die besonders fesselnde juristische oder psychologische Momente darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

REISE IN SYRIEN UND MESOPOTAMIEN.

Von

Prof. **Dr. EDUARD SACHAU.**

Mit 2 Karten von Professor **Heinrich Kiepert**, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern.

8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

In diesem wichtigen Werke gibt Professor Eduard Sachau in Berlin eine detaillirte und fesselnde Beschreibung der Studienreise zur Erforschung des vordern Orients, zu welcher ihm die Mittel aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds gewährt wurden. Alles Merkwürdige und Grossartige, Schöne und Lehrreiche, das der Reisende gesehen und erlebt, lässt er an dem Auge des Lesers vorüberziehen; reichhaltiges neues Material ist durch ihn der Wissenschaft zugeführt worden. Die beigegebenen, nach photographischen Originalaufnahmen durch Lichtdruck vervielfältigten Abbildungen und die von Prof. Kiepert gezeichneten Karten dienen dem Werke zur besondern Zierde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Esopus.

Von **Burchard Waldis.**

Herausgegeben von J. Tittmann.

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 16. und 17. Bd.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 6. 7. Februar 1884.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die positive Philosophie von Auguste Comte, im Auszuge von Jules Rig. Uebersetzt von J. H. von Kirchmann. Zwei Bände. Heidelberg, Weiß. 1884. Gr. 8. 17 M.

Die sogenannte positive Philosophie Comte's wird unter uns oder in Deutschland wol nur wenige eigentliche Anhänger oder ungetheilte Verehrer und Bewunderer gefunden haben. Immerhin gehört dieselbe doch einer Richtung an, welche durch einen gewissen speculativen Tiefsinn und durch ein starres Festhalten an allgemeinen schematischen Kategorien nicht jeder Berührung mit der deutschen Geistesart entbehrt. Die ganze Art und der Charakter des philosophischen oder allgemein wissenschaftlichen Denkens aber ist in Frankreich und England doch zuletzt ein anderer als bei uns. Comte sucht in der Geschichte oder im menschlichen Leben überall bestimmte allgemeine Naturgesetze nachzuweisen, unter denen das vornehmste das der Aufeinanderfolge der drei Stufen oder Stadien der sogenannten theologischen, metaphysischen und positivistischen Weltansicht oder Lebensauffassung ist. Zuerst ist überall die Religion, dann allgemeine philosophische Speculation oder Metaphysik, endlich eigentliche und strenge Wissenschaft das prädominirende Element in allem Fortschritt der Bildung und der sonstigen Gestaltung des Lebens. Man kann sich hieran zum Theil anschließen, ohne doch das vollkommen Ausreichende dieser Schematisirung für alles Begreifen der Ordnung in der Geschichte zugeben zu wollen. Die Franzosen und Engländer glauben in der Regel, mit bloßen sogenannten Naturgesetzen alles Menschliche in der Geschichte erklären und aufhellen zu können. Was man dort Biologie und Sociologie nennt, beruht wesentlich immer auf der Voraussetzung, daß hier bestimmte allgemeine Gesetze ebenso nothwendig und gleichmäßig wirksam sein müssen wie in den Lebenserscheinungen der Natur. Dies ist jedoch actuell überall nur in beschränktem Sinne der Fall, da in der Geschichte das Moment des Eigenartigen und Individuellen immer eine größere Wichtigkeit und einen weitern Spielraum hat als in der Natur. Die neuere deutsche Auffassung aller Verhältnisse und Erscheinungen der Geschichte steht insofern höher und ist vorurtheilsloser als die englische und französische. Comte ist durchweg ein befangener und in einseitigen Anschauungen oder Theorien stehengebliebener Doctrinär, dessen vorgeblicher empirischer Positivismus ihn nicht verhindert, sich durch seine abstracten Begriffe und hohlen Kategorien ein durchaus fabelhaftes und außerhalb aller Bedingungen der Verwirklichung stehendes sociales Utopien zu construiren. Dem vorliegenden zweiten Bande der Kirchmann'schen Uebersetzung des selbst im Auszuge weitschichtig angelegten Comte'schen Werks ist in der Vorrede eine Parallele zwischen diesem letztern und „Faust" vorangeschickt, gegen deren Berechtigung — während „Faust" in das Unendliche sich verliert, soll Comte in größerer Weisheit auf das Endliche sich beschränkt haben — wol verschiedene, nicht ungegründete Bedenken erhoben werden dürften.

2. Grundriß der Psychologie oder der Lehre von der Entwickelung des Seelenlebens im Menschen. Von Ludwig Strümpell. Leipzig, Böhme. 1884. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Durch Herbart und seine Schule ist in der ganzen Behandlung der Psychologie eine neue Richtung eingeschlagen worden, welcher auch das vorliegende Werk des verdienten und durch frühere Arbeiten hinreichend bekannten Mitgliedes derselben angehört. Der Versuch Herbart's, die mathematischen Principien der Mechanik auch auf die Vorgänge im Seelenleben zu übertragen, hat selbst innerhalb seiner Schule keine eigentliche Fortbildung und weitere Vertiefung erfahren. Es geht auch hier freilich an sich

alles mechanisch oder nach dem natürlichen Gesetze der Anziehung, Abstoßung und des relativen Gewichts der einzelnen Vorstellungen oder Kräfte u. s. w. zu; aber die realen Factoren selbst sind hier von einer so durchaus unberechenbaren und complicirten Natur, daß durch jene ganze Analogie etwas Bestimmtes und Faßbares kaum jemals wird ermittelt und festgestellt werden können. Es gibt unter den Anhängern jeder Schule solche der strictern und der freiern Observanz. Der Verfasser dieses Buchs gehört der letztern Kategorie an. Es kann sich nur darum handeln, das Seelenleben durch eigene Beobachtung seiner actuellen Erscheinungen und Vorgänge immer tiefer und vollkommener zu erfassen. Hierfür hat der Verfasser ein anzuerkennendes Geschick, was ihn zu mancher feinsinnigen Bemerkung veranlaßt. Die Eigenart des Standpunktes und der Methode der Herbart'schen Philosophie läßt allerdings manche Seiten des Stoffs und manche Formen der Behandlung desselben mehr zurücktreten, die in der frühern Psychologie einen größern Umfang und eine weitergehende Anwendung gefunden hatten. Dort scheut man sich im allgemeinen vor kühnen Griffen und scharf gezeichneten logischen Constructionen; es soll alles mehr in seinem actuellen Wachsen und Entstehen von unten aus gezeigt und vorgeführt werden. Die „Psychologischen Briefe" Erdmann's vertraten früher eine andere Art der populären Behandlung der Erscheinungen des Seelenlebens. Eine leicht faßliche und populäre Behandlung ist jedoch auch ein Vorzug des vorliegenden Buchs, der demselben gewiß bald Eingang in weitere Kreise des sich für diese Fragen interessirenden Publikums bahnen wird.

3. Freud und Leid des Menschengeschlechts. Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme von G. H. Schneider. Stuttgart, Schweizerbart. 1883. Gr. 8. 8 M.

Die Ethik auf der einen und die Psychologie und Socialwissenschaft auf der andern Seite sind zwei entgegengesetzte und sich sondernde Standpunkte oder Gebiete der Erkenntniß vom menschlichen Leben in der Gegenwart. Der Mensch und sein Leben, wie er eigentlich sein soll, ist die Auffassungssphäre des erstern, der Mensch, wie er actuell ist, diejenige des letztern dieser beiden Gebiete. Die bloße Psychologie aber hat sich in der neuern Zeit mit der Socialwissenschaft verbunden und erweitert, da der Mensch als Individuum in allen seinen Erscheinungen ein integrirendes Glied der weitern, ihn umschließenden socialen Verhältnisse ist. Diese ganze neuere Socialwissenschaft ist namentlich auch eine beliebte Specialität der Engländer, des Herbert Spencer u. a., und es schließt sich auch das vorliegende Buch im allgemeinen an die gleiche Richtung an. Während sich bei den Franzosen Comte mehr im schematischen Generalisiren gefällt, hält sich der empirische Scharfsinn der Engländer mehr an die genaue und eindringende Erkenntniß des Einzelnen im Leben. Daß das Wirkliche hiervon einem großen Umfange nach nicht so ist, wie es eigentlich sein soll oder vom idealen Standpunkte aus gewünscht werden muß, ist unbestreitbar gewiß. Das vollkommene ethische Ziel oder Ideal aber kann zuletzt nur mit der allgemeinen Glückseligkeit und Gesundheit des menschlichen Lebens überhaupt gleichbedeutend sein. Der Kampf zwischen Freud und Leid, den uns der Verfasser in gewandter und vielseitiger, wenngleich oft etwas zu gedehnter Weise vorführt, ist eben der Ausdruck des Mangels einer vollkommen ethischen Gesundheit im menschlichen Leben. Alle diese ungesunden Erscheinungen zu erklären, ist wol weniger wichtig, als die Mittel zu ihrer Besserung oder Heilung anzugeben. Diese Mittel liegen aber nicht allein in der Macht und dem Willen des Einzelnen, sondern auch in der ganzen Ordnung der Gesellschaft und des politisch-socialen Lebens überhaupt. Auch Kunst, Wissenschaft und alle andern idealen Güter sind unentbehrliche Mittel für die Erreichung des allgemein menschlichen oder ethisch-socialen Ideals. Jene naturalistische Schule aber übersieht zu sehr die allgemeine Bedeutung des Idealen für die Wohlfahrt und den Fortschritt des menschlichen Lebens in der Geschichte. Das ganze Gebiet des Menschlichen oder Historischen wird dort zu sehr nach der Analogie und mit den methodischen Anschauungen des naturwissenschaftlichen Erkennens angesehen und behandelt. Hierin liegt auch eine gewisse Beschränktheit des Standpunktes des gegenwärtigen Werks, dessen fleißiges Bestreben im übrigen nur rühmend anerkannt werden kann.

4. Gesammelte Schriften von A. Spir. Erster Band: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Erste Lieferung. Leipzig, Findel. 1883. Gr. 8. 1 M.

Die Gesammtausgabe der Spir'schen Schriften, von welcher uns der Anfang vorliegt, ist auf vier Bände berechnet: Band 1 und 2: „Denken und Wirklichkeit"; Band 3: „Schriften zur Moralphilosophie"; Band 4: „Vermischte Schriften", und sollen dieselben in 16 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen ausgegeben werden. Wie achtungswerth auch die Bestrebungen Spir's sein mögen, von einem subjectiv kritischen Standpunkte aus theils die Naturwissenschaft und das Gebiet der Erfahrung anzuerkennen, theils zu einem höhern und reinern Idealismus der Weltauffassung die vorbereitende Brücke zu schlagen, so wird doch in alledem schwerlich ein wahrhaft neuer und origineller Gedankenkern erblickt werden können. Das ganze Thema des Verhältnisses von Denken und Sein oder Wirklichkeit ist in der Philosophie so oft und vielseitig erörtert worden, daß alle weitern Versuche hierbei fast nothwendig auf Rückfälle und Reproductionen früherer Standpunkte hinauslaufen. Es ist zu wünschen, daß einmal die Zeit kommen möge, wo die Philosophie über diese bloße abstracte Vorfrage hinaus sich der concreten und inhaltreichen Erkenntniß der Ordnung des Idealen im Realen zuwendet.

5. Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Windelband. Freiburg i. Br., Mohr. 1884. Gr. 8. 6 M.

Es ist eine eigenartige und edel gehaltene Tonart, welche der Verfasser dieser Reihe geistvoller und mit Phantasie geschriebener Essays in der gemeinverständlichen Behandlung philosophischer Fragen und Gegenstände anschlägt. Das Verständniß des Lehrgehalts und der historischen Bedeutung von Persönlichkeiten wie Kant und Spinoza dem weitern gebildeten Interesse wirklich nahe zu rücken, ist eine Aufgabe, die überall nur auf der Grundlage und mit den Mitteln eines freiern und unbefangenern formal geistigen Bildungsstandpunktes mit Erfolg gelöst werden kann. Alle diese Größen gehören nicht allein der Geschichte der Philosophie, sondern auch der des literarischen und sonstigen Lebens ihrer Zeit und ihres Volksthums an. Insofern nimmt auch Hölderlin hier keine fremdartige Stellung unter den Geistern dieser Kategorie ein, da überhaupt die Wurzeln der Philosophie und der Poesie unter uns auf eine tiefe und gemeinsame Quelle zurückweisen. Was uns hier gegeben wird, sind im allgemeinen warm und tief empfundene Lebensbilder aus der Philosophie und ihrer Geschichte. Die Natur eines Bildes aber läßt allerdings die scharfe und strenge Charakterzeichnung des geistigen Kerns, wie sie im Interesse der eigentlichen Wissenschaft liegt, etwas zurücktreten. Wenn namentlich im ersten Essay der Begriff der Philosophie in seinen historisch gegebenen Erscheinungen als ein schlechthin vielgestaltiger und durchaus unfaßbarer Proteus vor uns hingestellt wird, so glauben wir doch im Interesse und vom Standpunkte der Wissenschaft weder auf die Nothwendigkeit noch auf die Möglichkeit einer strengen Fixirung dieses Begriffs verzichten zu dürfen, so sehr jene Auffassung auch dem äußern Erscheinungsbilde dieses ganzen Complexes von Thatsachen entspricht. Eine materielle Kritik ist hier überhaupt nicht am Orte; der Stil dieser Aufsätze aber läßt die Fragen und historischen Gestaltungen der Philosophie in einer künstlerisch geschmackvollen Weise dem weitern gebildeten Verständniß entgegentreten.

6. Wegweiser in das Studium der Kant'schen Philosophie. Eine Darstellung des geistigen Entwickelungsganges Kant's, des kritischen Grundproblems und der Lösung desselben in den drei Kritiken. Von Hermann Wolff. Leipzig, Denicke. 1884. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Zweck dieses Schriftchens ist der einer objectiv gehaltenen Einführung in den allgemeinen Kern und Gedankengehalt der Kant'schen Lehre. Der Verfasser hat in seinen frühern Werken: „Speculation und Philosophie“, „Logik und Sprachphilosophie“, die Forderung eines strengen Anschlusses an Kant und einer weitern organischen Fortbildung seiner Lehre erhoben und denselben in eigenthümlicher, aber immerhin geistvoller und gediegener Weise Ausdruck zu geben versucht. Auch die vorliegende Arbeit dürfte ihrem Zwecke entsprechen, wenn wir es uns auch versagen müssen, mit dem Verfasser über das Nähere seiner ganzen Stellung zu Kant zu rechten. Kant selbst ist in der That zu einem Problem, und zwar insofern zu dem entscheidendsten Problem der neuern Philosophie geworden, als es sich zuletzt immer nur darum zu handeln scheint, in welcher Weise zu ihm und seiner Lehre Stellung genommen oder diese weiter fortgebildet werden soll. Kant ist ebenso wie im Alterthum Sokrates der Ursprung und Vater aller weitern auf ihn folgenden Richtungen und Formen der Philosophie geblieben. Sollte diese Analogie nicht vielleicht auch zur Orientirung über unser Verhältniß zu ihm beitragen oder benutzt werden können? Auch dort griff alles auf Sokrates als den Vertreter der wahren und vollkommenen Philosophie zurück. Ein einfacher Rückfall auf Kant aber würde uns als unmöglich und dem sonstigen allgemeinen Entwickelungsgesetze der Philosophie widersprechend erscheinen.

Konrad Hermann.

Martin Luther und Hans Sachs.

1. Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Achtzehnter Band: Dichtungen von D. Martin Luther. Herausgegeben von Karl Goedeke. Mit einem Lebensbilde Luther's von Julius Wagenmann. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Dasselbe. Vierter Band: Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil: Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von Karl Goedeke. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Wittenbergisch Nachtigall,
die man jetzt höret überall —

läßt nunmehr auch in der bekannten Brockhaus'schen Sammlung ihre Stimme erschallen: gewiß keine der schlechtesten Gaben zum Lutherfeste. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß man sich, wenn man an Luther's Kraft der Rede denkt, wenn man sein herrliches Triumphlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ in Vergleich zieht, von den meisten seiner übrigen religiösen Lieder einigermaßen enttäuscht fühlt. Das kommt daher, daß sie nicht der Ausdruck von Luther's eigenem religösen Gefühl, sondern aus dem Herzen der Gemeinde heraus gesungen sind.

Am Schlusse des den Dichtungen vorangestellten knappen und doch nichts Wichtiges übersehenden, auch werthvolle bibliographische Notizen bringenden Lebensbildes Luther's von Julius Wagenmann heißt es in Betreff seiner geistlichen Lieder:

Ihrer Abzweckung nach aber sind es fast durchaus Gemeindelieder, die Luther gibt: nicht individuelle Stimmunge

oder Gefühle bringt er darin zum Ausdruck, ebenso wenig tiefe theologische Ideen oder hohe mystisch-theosophische Speculationen, sondern den einfachen Gemeindeglauben im Anschluß an das einfache Bibelwort in einer Form, wie sie für Geist, Herz und Mund der Gemeinde und jedes einfachen Christen sich eignet, und doch in einem Reichthum und einer Mannichfaltigkeit der Gedanken und Anschauungen, der Formen und Bilder, daß trotz der vorkommenden Wiederholungen jedes der Lutherlieder wieder seinen eigenthümlichen Typus trägt. An sprachlichen Härten und Schwerfälligkeiten fehlt es nicht: nicht immer ist das Metall des Inhalts gleichmäßig in Fluß gekommen, nicht immer der Guß in allen Theilen gelungen. Andererseits aber sind alle unnützen Künsteleien in Versbau und Diction, alles Schulmäßige und Pedantische, Gezierte und Gespreizte, worein die Poesie jener Zeit zum großen Theil verfallen war, glücklich vermieden; dagegen zeigen die Verse eine gewisse natürliche Kunst und frische Natürlichkeit, wie sie den besten Volksliedern eigenthümlich ist, und einen dem Inhalt angemessenen Rhythmus sowie leichte Singbarkeit.

Zu diesem durchaus treffenden Urtheile wüßte ich nichts hinzuzusetzen. Zugleich gibt diese Charakteristik des Luther'schen Kirchenliedes auch die Entstehungsgeschichte seines Gesangbuchs. „Ich wollte", schrieb Luther in seiner „Form der Messe" 1523, „daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk bei der Messe sänge. Aber es fehlt uns an deutschen Poeten und Musicis, die christliche und geistliche Gesänge machen können, die es werth wären, daß man sie in der Kirche Gottes täglich brauche." Wiederholt wendet er sich deshalb an Spalatin. „Ich bin willens", schreibt er ihm einmal, „nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche deutsche Psalmen fürs Volk zu machen, das ist geistliche Lieder, damit das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Ich selbst habe nicht die Gabe, daß ich es so machen könnte, wie ich gerne wollte. Darum will ich versuchen, ob Ihr etwa ein Haman (sic, er meint Haman, den Dichter des 88. Psalms), Assaph oder Jeduthun seid." Er empfiehlt ihm, zunächst einmal einen Psalm zu bearbeiten und besonders darauf zu achten, „wie die Worte schlecht und recht nach der Fassungskraft des Volks, dabei aber doch rein und geschickt gestellt werden müßten". Spalatin und auch der fürstliche Hofmarschall Johann Dolzig, den er gleichfalls um Lieder ersucht hatte, lieferten nichts.

Dagegen dichtete ihm sein College Justus Jonas in Wittenberg, der bisher schon als lateinischer Poet sich einen Namen gemacht, einen Gesang auf Grund des Psalms 124: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" 2c. Dann hatte Luther seit Ende 1524 bis Sommer 1525 in der Person des schwäbischen Theologen Paul von Spretten eine tüchtige Kraft für die Schaffung eines deutschen Kirchenliedes bei sich in Wittenberg, der denn auch sofort drei Lieder beisteuerte, darunter das trotz seines prosaisch-lehrhaften Tons und trotz seiner formellen Härten beim evangelischen Volke vielbeliebte und vielgesungene „Lied vom Gesetz und Glauben": „Es ist das heil uns kommen her von gnad und lauter güte."

In Betreff der Entstehungsgeschichte des berühmtesten Luther-Liedes „Ein feste Burg" erklärt es Wagenmann für das Wahrscheinlichste,

daß Luther in der Zeit des Speierschen Reichstags, 1529, als die evangelischen Stände wider den Majoritätsbeschluß protestirten (und seit dieser Zeit Protestanten hießen) und bei Gottes Wort bleiben zu wollen erklärten, dieses Lied, als seinen persönlichen Protest und als das kühne Dennoch! der evangelischen Gemeinde, gedichtet, in den Druck gegeben und auch in die Melodie gekleidet hat, in welcher es seitdem als der gewaltigste Gesang der Reformation und evangelischen Kirche erklungen ist.

Jedenfalls ist das Lied ein Protest „in des Worts verwegenster Bedeutung" gegen jede Vergewaltigung, also auch die durch Majorität, „und wenn die Welt voll Teufel wär'".

Es trifft sich gut, daß uns zu gleicher Zeit mit einer neuen Ausgabe von Luther's Kirchenliedern auch ein gründlicher Aufsatz über den bedeutendsten Componisten derselben, Johann Walther, geboten wird, von Hugo Holstein in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", XII, Heft 2. Wenn Goedeke die von J. Walther veröffentlichte Vorrede von 1538, die man nur aus Forkel's „Geschichte der Musik" und aus der Wiederholung in A. J. Rambach's „Abhandlung über Luther's Verdienst um den Kirchengesang" kannte, mit Rambach für eine Uebersetzung fremder Hand nach Luther's lateinischer Fassung hält, so ist Holstein in obigem Aufsatze dagegen der Ansicht, daß die deutsche Fassung der Vorrede die ursprüngliche, von Luther herrührende, die lateinische aber eine Uebersetzung, vielleicht von Melanchthon, sei.

Den Schluß von Goedeke's Einleitung kann ich mich nicht enthalten, wörtlich hierherzusetzen, weil er mir geradezu als mustergültig erscheint in Betreff des Tons, mit welchem Fabrikate der ultramontanen Presse abzufertigen sind, die systematisch darauf ausgeht, unsere Geistesheroen mit Schmuz zu bewerfen. Mögen sich diejenigen ein Beispiel daran nehmen, die gutmüthig genug meinen, ein ultramontanes Fabrikat, das mit einem ausgedehnten wissenschaftlichen Apparate zu Stande gekommen ist, sei durch eine wissenschaftliche Widerlegung unschädlich zu machen. Wer meint, dem betreffenden Herrn, den ich nicht nennen mag, sei es um die Wissenschaft zu thun, dem empfehle ich die Lektüre der zweiten Auflage seines „Schiller als Historiker", über die ich hoffentlich bald Gelegenheit habe, ein Wörtchen zu sagen. Der folgende Schluß ist des Helden des vorliegenden Bandes durchaus würdig:

Als Anhang habe ich, nach langer Ueberlegung, ob bei einer Sammlung der Dichtungen Luther's dazu der passende Ort sei, die Martyrgeschichten hinzugefügt. In Anbetracht der systematischen und an Verlogenheit alles Erdenkliche übersteigenden Schmähungen gegen den Gründer unserer Kirche, der auch diese Verunglimpfungen überdauern wird, wie das reine Wort Gottes den Menschenverstand überdauert, habe ich mich entschieden, diese Stücke, die allerdings keine Dichtungen, aber furchtbare Wahrheiten sind, aufzunehmen, um wenigstens mit diesen beiden Martyrgeschichten, den Berichten über den Kirchenmord Heinrich's von Zütphen und Leonhard Kaiser's, daran zu erinnern, wessen Luther's Widersacher, wenn sie die Macht dazu in Händen hatten, fähig waren. Es wäre längst an der Zeit gewesen, die zeitgenössischen Berichte über die ihres evangelischen Glaubens wegen von der Alleinseligmachenden Kirche

dem Feuertode Ueberwiesenen, wie es einst Rabus gethan, neu zu sammeln und herauszugeben, um daran zu zeigen, was die Ultramontanen auf der Höhe ihrer Macht gethan haben, und wovor sie auch gegenwärtig nicht zurückschrecken würden, wenn sie noch irgendwo einen weltlichen Arm finden könnten, der ihre Bluturtheile zu vollstrecken sich herbeilassen würde.

Den Bericht über Luther's letzte Lebenstage, die von einem katholischen Geschichtschreiber in schmählicher Weise dargestellt sind, als weitern Anhang mitzutheilen, hielt ich für heilsam, um denen, die der Wahrheit noch zugänglich sind und die authentische Darstellung nicht zur Hand haben, Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urtheil zu bilden, nicht nur über Luther's Ende, sondern mehr noch über die Arglistigkeit jenes Historikers, der unter dem trügerischen Scheine objectiver Vorlegung der Quellen das boshafteste Zerrbild Luther's, das seit Cochläus aufgestellt ist, zu Stande gebracht hat.

Damit ist denn auch ein Theil des übrigen Inhalts des vorliegenden Buchs angegeben. Und gerade dieser übrige Inhalt machte das Buch für das Fest, auch neben andern Publicationen über Luther's religiöse Lieder (z. B. K. Gerok, „Die Wittenberger Nachtigall. Martin Luther's geistliche Lieder. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Krabbe, und Danneil, „D. Martin Luther's geistliche Lieder nach seinen drei Gesangbüchern von 1524, 1529 und 1545. Ihr Inhalt und Segen dem Volke erzählt", Frankfurt a. M., Evangelischer Verein) in hohem Grade empfehlenswerth. Während Luther in mehrern seiner religiösen Lieder noch mit der Sprache und dem Ausdruck des Originals ringt, ist er in seinen Prosadichtungen Meister und Sieger über dieselbe. Die Bearbeitungen äsopischer Fabeln, viele seiner Briefe, seiner Tischreden sind wahre Perlen unserer Literatur. Wer Goedeke's so oft bewährtes Geschick in der Auswahl kennt, wird sich hier von vornherein etwas Vorzügliches versprechen. Wir müssen uns leider auf eine bloße Inhaltsangabe beschränken. Auf die „Kirchenlieder" folgen: „II. Sprüche und Lieder"; „III. Fabeln, Parabeln, Scherze"; „IV. Drei Briefe aus Coburg, 1530"; „V. Frau Musica". Ein Anhang enthält die am Schluß der Einleitung erwähnten Stücke.

Ist Luther der prosaische Classiker der Reformationszeit, so ist Hans Sachs ihr poetischer. Je mehr ich Hans Sachs lese, desto weniger stehe ich an, ihn mit den großen Classikern des 18. und 19. Jahrhunderts, mit Lessing, Goethe und Schiller, mit Uhland und Rückert auf gleiche Stufe zu stellen. Auch ihm, wie jedem echten Dichter,

— gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.

Denn allerdings sind seine Dichtungen eine ganze poetische Welt für sich, oder, wie Goethe es so schön ausdrückt:

— die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben.

Aber freilich, er ist kein productives Genie, sondern ein reproductives. Alles, was ihm die Außenwelt oder die Welt seiner Lektüre bietet, fängt er in dem reinen Spiegel seines dichterischen Gemüths auf, und treu und rein, wie es ihm dieser Spiegel zeigt, „schreibt er's dem Menschenvolk auf Erden, ob's ihm möcht' eine Witzung werden". Wollte man ihm aber diese keusche Objectivität zum Vorwurf machen, so antwortet Goedeke darauf mit Recht:

Die Gebundenheit an Ueberlieferung schließt keinen Vorwurf gegen die Dichtung des Hans Sachs ein, ist auch keine seiner ausschließlichen Eigenschaften oder eine Eigenthümlichkeit seiner Zeit und seines Volks, vielmehr die Grundbedingung aller volksmäßigen Poesie, ja der stoffhaltigen Poesie im allgemeinen. Vom Alterthum, das gleichmäßig an diese Bedingung gebunden war und sich, wie Virgil zeigt, nicht zum Vortheil für die Dichtung derselben entschlug, von fremder Literatur ganz abgesehen, hat die Geschichte der deutschen Dichtung nur in Zeiten des Verfalls Versuche aufzuweisen, der Poesie durch neue Erfindungen neuen Reiz zu geben. Die epische Dichtung des Mittelalters beruhte auf Ueberlieferung; die großen erzählenden Gedichte sind wesentlich Uebersetzungen; das Schauspiel ist völlig von der Tradition abhängig, und selbst die Lyrik, soweit sie den Stoff meidet, hat nur wenige Beispiele aufzustellen, daß der Dichter sich und seine Persönlichkeit zum Gegenstande der Dichtung machte. Auch die kleinen erzählenden Gedichte beruhen auf Ueberlieferung des Stoffs, und die didaktischen entziehen sich dieser Gebundenheit nur zum eigenen Nachtheil. Je weniger Anspruch die Dichter erhoben, neben ihrem Stoffe gelten zu wollen, desto mehr Aussicht hatten sie, mit ihrer Dichtung zu gefallen. Sie berufen sich auf ihre Quellen und wollen nicht ein Gebilde geben, das Wahrscheinlichkeit habe, sondern sind stolz darauf, die Wahrheit selbst zu berichten.

Das wurde dann freilich im 18. Jahrhundert ganz anders!

Auch hier hatte Goedeke wie bei den außerkirchlichen Dichtungen Luther's seinen Takt in der Auswahl, der ihn nie im Stiche läßt, zu bewähren. Ferner hebt er mit Recht als besonderes Verdienst dieser Auswahl hervor, daß sie meist Ungedrucktes aus den Meisterliedern bringt. Die landläufige Ansicht ist, daß Hans Sachs' Verdienst gerade abseits der großen Heerstraße der Meistersängerei zu suchen sei; daß diese Ansicht nicht ganz zutrifft, schon deshalb nicht, weil, nach dem Ergebniß von Goedeke's Forschungen, „seine sämmtlichen Spruchgedichte wenig veränderte Meisterlieder sind oder mit geringen, durch die Form bedingten Abänderungen zu solchen umgewandelt wurden", dürfte durch die vorliegende Auswahl seiner Meisterlieder erwiesen sein. Was in derselben Neues zu der ersten Auflage hinzugekommen ist, kann ich nicht controliren; die ganze Ausgabe charakterisirt Goedeke mit den Worten:

Die gegenwärtige, in neuer Auflage dargebotene Sammlung, von der einige schon sonstwo gedruckte Gedichte nicht ausgeschlossen werden konnten, gewährte als erster Versuch, dem Lyriker gerecht zu werden, nur ein ins Kleinste verkleinertes Bild der ununterbrochenen, zur täglichen Lebensfreude des Dichters gewordenen Thätigkeit, da aus der ansehnlichen Reihe der Bände, in denen er weit über viertausend seiner lyrischen Gedichte gesammelt hatte, kaum anderthalbhundert dargeboten werden konnten, etwa der

achtundzwanzigste Theil der Gesammtheit. Da aber, wie die Sachen nun einmal lagen, eine Wiedererweckung des ganzen bisher ungedruckten Reichthums, der erst in seiner Gesammtheit das wahre Bild des Dichters und ein werthvolles Abbild der Zeit geben würde, nicht zu erhoffen, also eine Auswahl das einzige war, was zur Zeit ermöglicht werden konnte, so mußte es die Aufgabe der Sammlung sein, in dem verkleinerten Bilde den Charakter des lebensgroßen zu bewahren und zu bewähren.

Wenn wir demnach annehmen dürfen, daß Goedeke nicht blos ausnahmsweise Gelungenes aus einer großen Menge Verfehltem aufgegriffen habe, so muß ich wenigstens gestehen, daß sich meine Idee von Hans Sachs als Meistersänger wesentlich gebessert hat. Sehr recht sagt Goedeke am Schluß der Einleitung:

daß, wie alle Dichter aus sich selbst heraus gewürdigt sein wollen, ehe man fremde Maßstäbe anlegt, auch Hans Sachs auf dieses Recht begründeten Anspruch hat. Wie aber vermag man ihn zu würdigen, ohne ihn zu kennen? Und ist eine Würdigung möglich, wenn man den Theil seiner dichterischen Thätigkeit, der seinen Schwerpunkt bildet, als nicht vorhanden betrachtet? Hielt er seine Meisterlieder auch zurück, so hatte er sie doch gedichtet; sie waren vorhanden und mußten eingesehen werden, ehe man, ohne die Acten zu kennen, ein Urtheil darüber fällte. Von diesem Theile seines mehr als funfzigjährigen Dichterlebens ein verkleinertes Bild zu geben, war die Absicht der Sammlung, selbst auf die Gefahr hin, daß nun, wo ein jeder selbst zu urtheilen in den Stand gesetzt ist, die üble Meinung, die man über Hans Sachs den Meistersänger von Buch zu Buch verbreitet sieht, ihre Begründung finden sollte. Es wäre doch ein Urtheil, nicht blos ein Vorurtheil. Wie sehr ich von einem solchen verwerfenden Urtheile auch abweichen müßte, es würde gleichgültig sein. Denn nicht das Urtheil eines Einzelnen kann dem Werth eines Dichters etwas geben oder nehmen, sondern nur das Urtheil der Gesammtheit bestimmt denselben.

Aus dieser Einleitung hebe ich noch hervor, daß Goedeke zu dem Resultat gekommen ist, daß auch die anonymen Meisterlieder Hans Sachs', außer durch die Handschrift des Dichters, auch noch durch innere Gründe, „welche die Gesammtheit seiner bekannten poetischen Thätigkeit an die Hand gibt, sowie an der Manier, das Jahres- und Tagesdatum darunter zu setzen, erkennbar sind. „Auch da, wo zwischen dem Namen der gebrauchten Meistertöne und dem Stoffe eine deutliche Beziehung stattfindet (wie bei der Schlangenweis, in welcher er den Schlangenstreit, oder bei der Drachenweis, in welcher er die Geschichte von Regulus und dem Drachen behandelte), auch da ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Sachs der Verfasser ist." Das schöne religiöse Lied dagegen „Warum betrübst du dich, mein Herz?" spricht er ihm ab. Wenn Goedeke, S. XLII fg., sagt: „Von allen den berühmten Männern, die mit ihm in Nürnberg lebten, und von denen er vielen persönlich nahe gestanden haben muß, nennt er, mit Ausnahme seines Meisters Leonhard Nunnenbeck, keinen einzigen" — sollte ihm dabei nicht die herrliche Dichterweihe des Hans Sachs eingefallen sein, wo ihn die neun Musen ausdrücklich auf Albrecht Dürer hinweisen? Oder habe ich Goedeke misverstanden? Allerdings finde ich bei keinem Commentator des Goethe'schen Gedichts „Hans Sachsens poetische Sendung" darauf hingewiesen, und dennoch muß es Goethe vorgeschwebt haben bei den Worten:

> Deß thäten die Musen sich erfreun,
> Wollten ihn zum Meistersänger weihn,

und:

> Sondern die Welt soll vor dir stehn,
> Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn.

Vorzüglich, wie dies von Goedeke nicht anders zu erwarten war, ist auch der Nachweis der Quellen des Hans Sachs. Mit Recht aber beschränkt er sich in den Anmerkungen auf kurze Notizen über die Verbreitung der Stoffe als „bloße Fingerzeige für den Liebhaber". Vielleicht ist, da es sich um orientalische Abstammung der Erzählung handelt, die Bemerkung nicht überflüssig, daß Nr. 91: „Der teufel mit dem alten weib", sich auch in Rückert's „Brahmanischen Erzählungen" findet, und Nr. 106: „Der tot im stock" von Rückert, außer in der von Goedeke angeführten Zeitschrift, gleichfalls in den „Brahmanischen Erzählungen". Zu Nr. 31: „Der eiszapf" ist Lessing's „Faustin" wol nur aus Versehen citirt; dieser beruht allerdings auf der ersten Erzählung des Poggius; aber bei beiden fehlt doch die Sachs'sche Pointe. An den Worterklärungen hätte ich Folgendes auszusetzen: Ein „Briefmaler" (S. 14, Z. 46) ist kein Holzschneider, sondern ein Pergamentmaler; „erkobern" = erlangen, hat mit dem „Kober" (S. 74, Z. 27) nichts zu thun, sondern kommt, wie ja auch bei dem von Goedeke citirten Grimm zu lesen ist, von recouvrer.

Robert Boxberger.

Romane und Novellen.

1. Verworrenes Garn. Roman von Adelheid von Rothenburg. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 7 M.
2. Der Bürgermeister von Rothenburg von Ludwig Nonne. Gotha, F. A. Perthes. 1883. 8. 5 M.
3. Ein Zug nach Rom. Historischer Roman von Ludwig Nonne. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 6 M.

Wenn wir den neuesten Roman von Adelheid von Rothenburg mit ihrer ein Jahr früher erschienenen Erzählung „Die Nähterin von Stettin" vergleichen, so zeigt sich uns ein erfreuliches Aufsteigen. Die Verfasserin hat im „Verworrenen Garn" (Nr. 1) den Beweis geliefert, daß sie auch die Fähigkeit besitzt, ein größeres Ganzes innerlich verknüpfter Handlungen und Entwickelungen darzustellen und die Einheit eines Grundgedankens in einer Vielheit von Ereignissen fesselnd zur Anschauung zu bringen. Und die besondere Begabung der Verfasserin, Frische und Leben-

digkeit der Erzählung, ist auch durch den größern Umfang der Dichtung nicht beeinträchtigt worden. Nichtsdestoweniger haben wir doch mancherlei an unserm Roman auszusetzen, sowol in Betreff der Anlage des Ganzen, als auch in Bezug auf die Grundanschauung, die in demselben hervortritt. Wir vergegenwärtigen uns, um die Basis einer objectiven Beurtheilung zu gewinnen, zuerst den Gang der Erzählung.

Der Oberst Eckart von Treuenfels, unbefriedigt von den Oberflächlichkeiten der gesellschaftlichen Kreise, in denen er bis dahin gelebt, hat in Edel von Lilienthal, einer armen Waise, die von einer trefflichen Tante erzogen wird, das weibliche Ideal erblickt, dem er mit hingebender Liebe huldigt. Ihre hohe, jugendliche Schönheit hat ihn so geblendet, daß er ihre Kälte, ihre Gemüthlosigkeit nicht erkennt. Er lebt nur für sie, mit verschwenderischer Pracht hat er das zukünftige Heim seiner Gemahlin eingerichtet. Der Hochzeitstag ist gekommen, Treuenfels befindet sich im Hause seiner Braut, sie zur Trauung zu führen. Während er im Salon auf sie wartet, wird ihm ein Brief überreicht. Eine weitläufige Verwandte, deren Tochter Armgard vergebens den Oberst zu gewinnen gesucht hat, sendet ihm einen Brief Edel's an Armgard. In demselben läßt Edel durchblicken, daß die Motive ihrer Wahl wesentlich durch die socialen Vortheile, die sich ihr eröffneten, bedingt seien, daß ihr Herz aber einem Lieutenant von Barnow angehöre. Sie werde ihrem Verlobten die Treue bewahren und die Gedanken an ihre erste Liebe zu unterdrücken suchen; aber sie müsse bekennen, daß, obwol sie Treuenfels nicht ganz ungern habe, er doch vorwiegend Gefühle der Furcht in ihr erwecke. Der Oberst ist nach der Lektüre des Briefs wie vernichtet, er fühlt sich in seiner Liebe, aber ebenso auch in seiner Ehre verletzt. Er tritt, sobald Edel erscheint, als Richter vor sie hin und kündigt ihr an, daß, sobald die Hochzeitsfeier beendet wäre, sie sich trennen müßten; in der öffentlichen Meinung solle Edel geschützt bleiben, auch ihre sociale Existenz gesichert, nach einiger Zeit müsse aber ihre Ehe geschieden werden. So weit reicht sozusagen der erste Act; wir brauchen dieses Wort, um die dramatische Lebendigkeit zu bezeichnen, mit der uns die Verfasserin die Schürzung des Knotens darstellt. Aber hier erhebt sich nun die Frage, ob der Brief Edel's in der That so gravirend für sie ist, um das Verfahren des Obersten zu rechtfertigen. Und da sagen wir, und zwar mit der Verfasserin: Nein. Edel's Tante erklärt: „Er auch ist zu streng verfahren; er hat sich übereilt, er hat einer an und für sich unbedeutenden Angelegenheit zu großes Gewicht beigelegt.“ Und am Schlusse des Romans bekennt Edel: „Eins aber muß ich dir sagen, du hast dich geirrt, wenn du glaubtest, mein Herz hinge an Herrn von Barnow. Was ich darüber schrieb, war nichts als Geschwätz, vielleicht war ich zu jung auch, um überhaupt zu wissen, was Liebe ist.“ Und in der That macht der Brief Edel's den Eindruck, daß seine Verfasserin ein oberflächliches, unreifes, aber ehrenhaftes Mädchen ist. Der Brief ist etwas kindisch. Und da entsteht denn bei dem Leser der berechtigte Gedanke, daß der Oberst, wenn er in ruhiger Stunde den Brief wieder lesen werde, einen ähnlichen Eindruck erhalten müsse. Daß dies nicht der Fall ist, daß dieser Brief vielmehr den Knoten bildet, dessen Lösung der Roman gewidmet ist, das halten wir für einen Fehler.

Wir fragen nun weiter: welches Problem stellt sich die Verfasserin? Darauf empfangen wir die Antwort: die Undine Edel soll in harter Schule eine Seele erhalten, eine christlich fromme Seele. Und der Oberst? Auch er soll zu christlichem Sinne geführt werden, um vergebend zu seiner Gattin zurückzukehren. Der Weg, den beide gehen müssen, entspricht ganz der fehlerhaften Eigenart, die hier wie dort beseitigt werden soll. Edel, die in der Ehe mit Treuenfels gesellschaftlichen Glanz gesucht hat, geräth in große Armuth. Zu stolz, um die Verzeihung ihres Mannes zu erbitten, zu stolz auch, um von ihm, der sie verworfen hat, Subsistenzmittel anzunehmen, zieht sie sich nach dem Tode ihrer Tante in eine polnische Stadt zurück, um dort durch Klavierunterricht ihr Leben zu fristen. Eine Cousine aus Russisch-Polen, die sich ihr zugesellt hat, erschwert ihre Lage, lebt von Edel's geringem Besitz, den sie von der Tante ererbt hat, und beraubt sie schließlich des Restes desselben in Gemeinschaft mit ihrem Bräutigam oder Galan, den sie inzwischen an sich gekettet hat. Da der Versuch, in diesem Städtchen Musikunterricht zu geben, gescheitert ist, zieht nun Edel allein weiter, in eine noch kleinere Stadt der Provinz Posen. Hier findet sie eine Wohnung im Hause einer wohlgesinnten jüdischen Kaufmannsfrau, deren Tochter Veilchen, ein sinniges, zartes Kind, ganz Edel's Herz gewinnt. Auch finden sich hier Schülerinnen, und Edel's Leben, wenn auch im bescheidensten Stil, gestaltet sich freundlich. Im Fegefeuer der Entbehrungen hat sie mit ihrer frühern Oberflächlichkeit gebrochen, ihr Gemüthsleben hat sich vertieft, und in christlicher Frömmigkeit hat sie Demuth gewonnen. Da wird ihr friedvolles Sein durch eine entsetzliche Katastrophe zerstört. Es erhebt sich ein Aufstand gegen die jüdische Bevölkerung des Städtchens, im ersten Ansturm des Pöbels wird Veilchen zertreten, sie stirbt in den Armen Edel's. Aber bald erhebt sich ein neuer Ansturm. Das Haus, in dem Edel wohnt, wird von den Flammen ergriffen, kaum rettet sie ihr Leben. Körperlich leidend und völlig besitzlos findet sie eine Zuflucht in einer Bauernhütte. Jetzt schreibt sie an Treuenfels, bekennt ihr Unrecht und bittet um Unterstützung, bis sie wieder so weit hergestellt sei, Existenzmittel durch eigene Arbeit zu gewinnen. Inzwischen ist aber Treuenfels in nächste Nähe gekommen; er befindet sich an der Spitze der Truppen, welche die gestörte Ordnung im Städtchen wiederherstellen sollen. Durch Vermittelung eines Geistlichen, der sich Edel's angenommen hat, erhält er den Brief seiner Gemahlin.

Blicken wir nun auf den Weg, den der Oberst bis dahin gegangen ist. Er, der so hart gegen seine Frau gehan-

delt hat, wird durch das Bild seiner Schwester Jutta, die ihrem rohen Gemahl mit rührender Liebe und Treue ergeben bleibt und ihn endlich durch ihre hingebende Liebe für sich und ein höheres geistiges Leben gewinnt, zu der Erkenntniß geführt, daß die Ehe zu unverbrüchlicher Treue und Liebe auch dem unwürdigsten Gemahl gegenüber verpflichtet. Mit Selbstmordgedanken, voll Verzweiflung ist er nach der Trennung von Edel in die Welt gestürmt, durch Jutta's Einwirkung ist er von denselben frei geworden. Und sie führt ihn weiter; unterstützt durch den Pastor Gerhardt, einen Jugendfreund von Treuenfels, der hier trefflich wirkt, wird er immer mehr zur christlichen Weltanschauung erzogen. Diese bringt er auch in der neuen Garnison, in die er sich hat versetzen lassen, zur Geltung. Hier findet er seine Cousine Armgard als jugendliche Gemahlin seines Generals zugleich mit ihrer Mutter wieder. Seine Beziehung zu dieser Familie wird je länger je mehr eine feindliche, weil Treuenfels den tyrannischen Launen der Generalin entgegentritt und energisch für einen tüchtigen Offizier einsteht, dessen Einfachheit und bürgerliche Schlichtheit ihr Misfallen erregt hat. Es kommt zu einer Katastrophe, infolge deren der General seinen Abschied nehmen muß. Jetzt endlich sieht sich Treuenfels nach seiner Gemahlin um. Endlich! Es sind mehrere Jahre verflossen, und der Oberst, der uns als ein durchaus ehrenhafter Mann dargestellt wird, hat sich um seine Frau schlechterdings nicht gekümmert. Er weiß, daß dieselbe unvermögend ist, weiß, daß sie sein Vermögen nicht in Anspruch genommen hat, und überläßt dennoch seine eben dem Kindesalter entwachsene Gemahlin sich selbst. Auch die christliche Gesinnung, die in ihm wirksam geworden ist, wird kein Motiv, für seine Frau zu sorgen; das ist eine innere Unmöglichkeit. Und hier sehen wir den zweiten Compositionsfehler unsers Romans. Wenn derselbe während der Lektüre weniger fühlbar wird, so ist dies die Folge der im ganzen trefflichen Ausführung, die uns diesen Fehler verbirgt. Derselbe erscheint bei der Verfasserin geradezu auffallend. Sie zeigt im einzelnen eine große Compositionskunst; keine Nebenfigur tritt auf, die nicht mit dem Ganzen verflochten wäre, alle Nebenflüsse münden in den Hauptstrom, und doch ist die Anlage des Ganzen fehlerhaft.

Wir haben die Ausführung in unserm Roman gelobt, aber wir müssen einige Einschränkungen machen. Je mehr die Verfasserin eine Persönlichkeit zur Trägerin des Christenthums stempelt, desto mehr misräth dieselbe ihr, sie wird farblos, abstract. Der Pastor Gerhardt entbehrt aller concreten Lebendigkeit, und auch Jutta ist ein etwas schattenhaftes Wesen. Das Christenthum dieser Gestalten hat etwas Schablonenhaftes, ist nicht zu einem individuellen Sein entwickelt. Es ist mit christlichen Romanen eine eigene Sache. Je mehr in ihnen das religiöse Element als ein unsichtbar wirkender Factor mitwirkt, desto mehr ziehen sie uns an; je mehr dies Element aber sichtbar wird, desto mehr stoßen sie ab. Der Roman hat eben eine andere Aufgabe als der Cultus. Wenn die Verfasserin einmal darauf verzichten möchte, einen christlichen Roman zu schreiben, dann würde sie vermuthlich einen guten christlichen Roman schreiben. Die religiöse Tendenz stört die Verfasserin in der Entwickelung ihrer nicht geringen Begabung auf dem Gebiete der epischen Dichtung, denn eine solche besitzt sie unleugbar. Ganz besonders befähigt ist sie für die Darstellung des Gesellschaftslebens, die Zeichnung der militärischen Kreise ist ihr vorzüglich gelungen, und ebenso verfügt sie über ein tüchtiges humoristisches Talent. So ist die Gestalt des verkommenen Schauspielers Echtermeyer eine prächtige Erfindung, die an Boz'sche Figuren, z. B. an Micawber in „David Copperfield" erinnert.

Noch zwei Bedenken müssen wir am Schluß unserer Besprechung erheben. Die Verfasserin sollte sich vor allgemeinen Betrachtungen über Gegenstände hüten, über welche sie nicht genug orientirt ist. So sagt sie z. B.: „Eine abstracte Idee ist ihm (dem Deutschen) unnatürlich." Das Gegentheil ist bekanntlich der Fall; es gibt kein Volk, das so sehr wie das deutsche dazu neigt, auf dem Gebiet philosophischen Nachdenkens die abstractesten Sphären zu betreten. Sodann bitten wir die Verfasserin, etwas mehr Sorgfalt der sprachlichen Darstellung zuzuwenden. Wir vermissen solche, wenn sie z. B. sagt: „daß auch das Allerverachtetste und Unwertheste unserer Tage, auch wenn es seiner Abstammung wegen mit Recht Verachtung dulbet, dennoch vor Gott köstlich geachtet sein kann und geschmückt mit dem Reichthum der edelsten Güter". Unmöglich hat doch die Verfasserin den unchristlichen Satz vertreten wollen, daß jemand um seiner Abstammung willen mit Recht Verachtung dulde. Wir verweisen ferner auf S. 503, wo uns die Verfasserin zumuthet, neben einer Lehre (in einer Grabpredigt) das offene Grab gähnen zu sehen. Derartige Nachlässigkeiten würde sie bei strengerer Selbstkritik gewiß vermieden haben.

Ludwig Ronne's historische Novelle „Der Bürgermeister von Rothenburg" (Nr. 2) versetzt uns in den Anfang des 15. Jahrhunderts, in die Regierungszeit Kaiser Wenzel's. Ihr Held ist Heinrich Toppler, der Bürgermeister der freien Reichsstadt Rothenburg. Er erscheint als der treue Eckart Wenzel's, der diesen vergeblich vom sittlichen und politischen Niedergang retten will. Aber auch ihn selbst trifft ein tragisches Geschick: er fällt als ein Opfer seiner Gegner, der Geschlechter seiner Vaterstadt und dem ihnen dienstbar gewordenen Femgericht. Mit großem Geschick hat der Verfasser um die Gestalt Toppler's eine Reihe von Persönlichkeiten gruppirt, in denen die Strömungen der bewegten Zeit repräsentirt sind. In Toppler's Schwiegersohn und dessen Vater erscheint uns das in Handel und Kunst aufblühende Nürnberg; in dem Bischof von Würzburg tritt uns die verweltlichte Geistlichkeit, in einem Mönch der ascetische Fanatismus, im Edeln von Faulfisch, einem Böhmen, und seinen Genossen die religiöse Opposition, der Vorbote der Hus-

sitenkämpfe, entgegen. Das aufstrebende Hohenzollerngeschlecht vertritt der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der nachmalige Kurfürst von Brandenburg. Durch die geschichtlichen Entwickelungen zieht sich die Darstellung der Liebe des illegitimen Sohnes Wenzel's zu Toppler's Tochter hindurch. Novellen und Romane, die in entlegenen Zeiten spielen, sind einer doppelten Gefahr ausgesetzt. Bald sind Personen und Zustände uns zu fremdartig, um unser Interesse zu erregen; bald werden sie, um ihre Fremdheit abzustreifen, so modernisirt, daß sie geschichtlich unmöglich erscheinen. Zwischen beiden Klippen hat der Verfasser glücklich sein Schifflein hindurchgeführt. Wir nehmen an allen Persönlichkeiten ein menschliches, stets wachsendes Interesse, und das uns fremde Colorit wirkt nur als Reiz. Und niemals empfangen wir den Eindruck, daß wir es mit modernen Menschen, nur im mittelalterlichen Gewande, zu thun haben. Diese Persönlichkeiten reflectiren nicht viel, es sind unmittelbare Menschen, ihre geistigen Interessen sind nicht umfangreich; aber die sie leitenden Gedanken wurzeln fest in ihrem Gemüth und bilden sie zu kräftigen, geschlossenen Charakteren. So läßt uns der Verfasser auch mit Recht wenig in ihr subjectives Seelenleben hineinschauen; wir müssen die Entwickelung desselben aus ihrem Handeln und Wirken erschließen. Denn den Helden des Verfassers fehlt eine solche keineswegs. Welche Entwickelung liegt zwischen dem jugendlichen Fürsten, der die schöne Gerlind zur Geliebten erwählt, und dem Kaiser, der je länger je mehr in Gelagen und Ausschweifungen verkommt. Und doch, es ist ein und dieselbe Persönlichkeit, der energielose, schlaffe Mann. Auch in Toppler's Persönlichkeit fehlt die innere Entwickelung nicht, obwol sie hier allerdings nur wenig hervortritt. Wir sehen ihn von Anfang an als einen durchaus patriotischen, aber in der Verfolgung seiner Zwecke rücksichtslosen Charakter. Diese Rücksichtslosigkeit ist stets im Wachsen begriffen und zu Gewaltthätigkeiten fortschreitend. Und hier liegt denn auch seine tragische Schuld. Er geht unter, weil er nicht Maß zu halten, nicht seinen Aufwallungen zu gebieten vermag.

So ist es im ganzen ein wohlthuender Eindruck, den wir von unserer Erzählung empfangen; der Verfasser zeigt ein hervorragendes Talent, mittelalterliches Leben in anschaulichen Farben uns zu vergegenwärtigen.

Das neueste Werk Ludwig Ronne's: „Ein Zug nach Rom", bewegt sich auf einem größern Schauplatze. Der Zug Karl's von Bourbon 1527 ist der Gegenstand des Romans; er schließt mit der Eroberung Roms, wie er mit dem Beginn der italienischen Unternehmungen anfängt. In der ersten Hälfte der Erzählung fesselt uns vor allem die Gestalt Georg's von Frundsberg, in der zweiten die Persönlichkeit des Connétable. Zwei Liebesepisoden sind in die Erzählung verflochten. Die Heldin der ersten ist Margarethe, die verwitwete junge Herzogin von Alençon, später Königin von Navarra. In der Tracht einer Bäuerin, von ihrer Freundin, der Gräfin Brantôme, begleitet, begibt sie sich nach Italien in das Lager Karl's von Bourbon, um ihn zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Aber ihr Versuch bleibt erfolglos, und sie befreundet sich auch mit dem Gedanken an die Krone, die ihr Bourbon als König von Italien auf das Haupt setzen will. Jedoch ihm ist ein anderes Los beschieden, die Herzogin sollte nur einen Cypressenzweig auf die Brust des todten Helden legen.

Eine andere Liebesbeziehung verknüpft die schöne Tochter eines reichen bozener Handelsherrn, Mercedes Wagner, mit Melchior von Frundsberg und dem Prinzen Luigi Gonzaga. Für den Sohn des Feldhauptmanns zur Braut erwählt, kann sie sich doch nicht entschließen, den entscheidenden Schritt zu thun: sie ist Katholikin, ihr Erwählter Lutheraner, und sie hegt für ihn doch nur Empfindungen wohlwollender Freundschaft. Dagegen gewinnt der elegante, feingebildete, schöne Prinz Gonzaga, dessen sittlicher Unwerth ihr verborgen bleibt, leicht ihr Herz. Von glühender Liebe zu ihm ergriffen, flieht sie aus dem älterlichen Hause und eilt dem Prinzen nach, in der gewissen Voraussetzung, von ihm zur Gemahlin erwählt zu werden. Aber Gonzaga will ihre Reize genießen, ohne sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Jetzt ist ihr Entschluß gefaßt, sie will den Schleier nehmen, und nach manchen Hindernissen gelingt es ihr, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Vorher ist sie noch Zeugin der Ermordung Melchior's und Gonzaga's geworden.

Der letztere repräsentirt in unserm Roman das böse Princip, zugleich welsche Tücke und Falschheit. Ihm gegenüber stellt sich in der Herzogin von Alençon und in Bourbon der Geist des französischen Heroismus, zugleich aber auch französischer Leichtlebigkeit dar; in den andern Führern der Landsknechte sehen wir deutsche Treue und Ehrlichkeit, allerdings mit mancher Roheit verbunden. Nur Georg von Frundsberg selbst erscheint als eine reine, ideale Gestalt. Die religiösen Bewegungen der Zeit werden uns in fanatischen Mönchen auf der einen, in lutherischen Landsknechtführern auf der andern Seite dargestellt. So ist es ein lebendiges, anschauliches geschichtliches Bild, in farbenreicher Ausführung gemalt, das uns hier dargeboten wird. Und, fügen wir hinzu, dies Bild ist mit künstlerischer Sorgfalt und Feinheit, zugleich mit ernstem, sittlichem Geist ausgearbeitet. Die geschichtlich feststehenden Thatsachen sind mit großer Schonung unverändert gelassen, nur die Lücken der Geschichte dichterisch und dem Geiste der handelnden Persönlichkeiten gemäß ausgefüllt worden.

Bei allem Lob indessen, das Ronne's Werk zuerkannt werden muß, können wir es doch nicht unterlassen, auf einen schwerwiegenden Mangel desselben hinzuweisen, der in diesem Roman bei weitem mehr hervortritt als in dem vorausgehenden. Die Charaktere sind nicht psychologisch vertieft, wir lernen ihr Innenleben nicht kennen, und deshalb wird unser Gemüth von den Geschicken, die sie treffen, wenig berührt. Es sind besonders die weiblichen Charaktere, an die wir denken: die Herzogin von Alençon und

Mercedes Wagner forderten zu psychologischer Darlegung ihrer Entwickelung gleichsam heraus, und wie wenig ist der Verfasser dieser Aufforderung gefolgt! Nonne besitzt ohne Zweifel eine nicht geringe epische Begabung; möchte es ihm gelingen, dieselbe auch nach jener Seite hin auszubilden.

H. Jacoby.

Aus allerlei fremden Landen.

(Beschluß aus Nr. 5.)

4. Ueber die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon. Reiseskizzen aus Nordwest-Afrika von C. Dölter. Mit zahlreichen Holzschnitten, gezeichnet von F. Schlegel und A. Göring, und einer Karte. Leipzig, Frohberg. 1884. Lex.-8. 13 M.

Von der den Portugiesen gehörigen, aber fast allein von Negern bewohnten Inselgruppe der Capverden, westlich vom westlichsten Vorgebirge des afrikanischen Festlandes, hört man selten. Hier aber führt uns ein tüchtiger Fachmann, Professor der Geologie in Graz, lebendig ein in die Kenntniß von Land und Volk dieses halb saharisch öden, halb tropisch vegetationsreichen Archipels voller Vulkane, die jedoch zum Glück jetzt größtentheils ruhen, „in Pension gegangen sind", wie die Oesterreicher zu sagen pflegen.

Saö[ßöng]Thiago, auf unsern Karten fälschlich Santiago genannt, ist die größte Insel der Gruppe. Rüstig schickt sich um die Weihnachtszeit unser Verfasser an, den höchsten Vulkangipfel dieser Insel, den Pico d'Antonio, den er auf 6000 Fuß Höhe schätzt, zu besteigen. Die Furcht vor hohen Bergen, welche noch vor wenigen Jahrhunderten sogar bei uns herrschte und Schuld war, daß wir Deutschen noch im Reformationszeitalter uns von den herrlichen Bergeshäuptern unserer Alpen viel mehr abgeschreckt als angezogen fühlten, hielt die eingeborenen Begleiter davon zurück, dem deutschen Naturforscher auf den ihrerseits noch nie betretenen Gipfel zu folgen; nur einen einzigen zwang er zum Mitgehen, das freilich je länger je mehr ein Mitklettern an den steilen, pfadlosen Bergwänden wurde:

Unter großen Anstrengungen langten wir schließlich, lange nach Mittag, auf der nur wenige Fuß breiten Spitze des Pico an, wo sich meinen entzückten Blicken ein herrliches Panorama bot, welches mich reichlich belohnte für all die Mühen und Verdrießlichkeiten der Reise. Der ganze Capverdische Archipel entrollte sich zu meinen Füßen. Im Norden die fernen dunkeln Rücken von Saò Nicolaò und Saò Vicente. Oestlich die mehr flachen, öden und unwirthlichen Eilande von Mayo und Boa Vista und westlich der herrliche Vulkan Fogo, der mit seinem 9000 Fuß hohen Gipfel einem Phantome gleich aus dem Meeresschaume emporzusteigen scheint. Zwischen allem die dem Auge wie ein unbeweglicher ruhiger Spiegel erscheinende unendliche Fläche des Oceans. Aber auch die nächste Fernsicht bot unsern spähenden Augen ein wechselvolles Bild, hier steiniger, zackiger Felsmassen, dort weicher, üppiger, ewiggrüner Vegetation. All die tiefen Schluchten, die Pässe, die wir mühsam passirt, sie schienen von hier nichts anderes als kleine Vertiefungen, als elende, wie von Menschenhand geschaffene Erdhügel. Mit Mühe unterscheiden wir die Strohdächer der kleinen Dörfer, und nur mit dem Fernglase gewahren wir, weit weg, an der felsigen Küste die Dächer Prayas. Ein solches Panorama hat aber für den Naturforscher noch eine andere Bedeutung als die eines blos durch seinen landschaftlichen Reiz das Auge erfreuenden Bildes. Erst von einem solch erhabenen Standpunkte aus vermag er die Gliederung des Gebirges und seine Bildung zu erkennen. Was uns früher als ein complicirtes Hügelland erschien, läßt sich als einen alten Kraterboden erkennen, der durch die tropischen Gewässer seine jetzige Unebenheit erhalten hat, und so vermögen wir allmählich das Räthsel der Bildung dieser Inseln zu entziffern.

Hübsche Bilder (nach Skizzen von der Hand des Verfassers) und eine gute Uebersichtskarte geleiten uns sodann hinüber auf das festländische Gebiet der Dölter'schen Reise: nach dem portugiesischen Senegambien. Der freundliche Leser braucht sich nicht zu schämen, falls er von einem portugiesischen Senegambien noch nichts gehört hat; denn die Geographen wußten von diesem (nur stellenweise von den Portugiesen wirklich besetzten) westafrikanischen Küstensaum jenseit des französischen Senegambien, d. h. jenseit des Casamançaflusses auch nicht viel. Und doch drängen sich in diesen sumpfigen, fieberschwangern Niederungen um die Schlauchmündung des Rio Grande mehrere recht interessante Negervölker zusammen, ja auf dem benachbarten kleinen Bijagos-Archipel hat sich der Negerstamm, nach welchem diese Inseln ihren Namen führen, seit Alters zu einem beherzten Seemannsvölkchen ausgebildet, wozu sonst im inselarmen schwarzen Continent den Negern alle Gelegenheit fehlte.

Zum Theil sind die dortigen Schwarzen noch Heiden, so die Papels auf der Küste gegenüber von der Bijagos-Gruppe. Die Begräbnißsitten derselben werden uns in Wort und Bild veranschaulicht:

Die Gräber werden bei den Papels außerhalb des Dorfs gegraben und immer so, daß alle Gräber eines solchen sich an einem Punkte vereinigt finden. Man gräbt 1—1½ Fuß tief die Erde aus, legt dann den Leichnam hinein und bedeckt ihn mit einem Tumulus, der circa 3 Fuß über dem Boden sich erhebt. An der Beerdigung und der Bildung des Tumulus betheiligen sich sämmtliche Einwohner des Dorfs und, wenn ein bedeutender Mann gestorben, das ganze Volk weit und breit. Männer und Frauen rangiren sich getrennt zu beiden Seiten der Leiche, und jeder wirft eine Hand voll Erde auf den Todten. Hierauf wird ein großes Feuer angezündet und die mit Erde gemischte Asche daraufgelegt. In den Tumulus werden große mit Wasser und Eßwaaren gefüllte Urnen eingegraben, und zwar wird der Todte mit Lebensmitteln für acht Tage versehen, damit derselbe nicht Hunger leide. Häuptlingen gräbt man eine Waffe in den Grabhügel, damit sie ihre Würde auch im andern Leben beibehalten können, da die Papels eben von der Fortsetzung des Lebens nach dem Tode überzeugt sind. Das Wehegeheul, Trom-

meln, Schießen u. s. w. wird indeß acht Tage lang fortgesetzt, und am letzten Tage findet eine große Festlichkeit statt, worauf sämmtliche Anwesende sich an das Grab des Verstorbenen begeben und der Medicinmann sodann seine Gebete spricht. Zu bemerken ist, daß der Cadaver nicht gerade ausgestreckt eingegraben wird, sondern in gekrümmter Stellung. Die Gräber befinden sich immer in der Nähe eines großen Wollbaums oder Baobabs, der als geheiligt gilt. Bei Frauen ist die Ceremonie etwas anders, als sie eben beschrieben wurde. An ihrem Grabe wird beim Klange der Trommel (Bombolon) getanzt, oft auch unmittelbar nach dem Begräbnisse eine Kuh geschlachtet, auf der Stelle gebraten, unter die Anwesenden vertheilt und verspeist.

Andere, ja die meisten Völker Senegambiens sind dagegen Mohammedaner, und der Verfasser betont mit Recht den beständig sieghaften Fortschritt des Islams gegenüber dem Heidenthum Afrikas; er ist beträchtlicher, als derjenige des Christenthums in dem nämlichen Erdtheil trotz der vielseitigen Anstrengungen zahlreicher Missionsgesellschaften germanischer und romanischer Nationen.

5. Die Colonisation Afrikas. Von Emil Holub. B. Die Engländer in Südafrika. Vom Standpunkte der Erforschung und Civilisirung. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 3 M.

Unter diesem Titel liegen uns drei vereinzelte Heftchen des für die Erforschung Afrikas vom Caplandsüden aus so begeisterten böhmischen Mediciners vor. Näher trifft den Titel jedoch eigentlich nur das erste Heft: „Die Eingeborenen-Frage Südafrikas“; in demselben entwickelt der Verfasser auf Grund seiner eigenen intimen Kenntniß von den Lebensverhältnissen und den Charaktereigenthümlichkeiten der Hottentotten- wie Kaffernstämme Südafrikas seine Gedanken über deren zu wünschende Behandlung seitens der britischen Colonialregierung. Ein anderes Heft enthält Uebersichten über Ein- und Ausfuhr des Caplandes, ein drittes behandelt die Stellung des Arztes in den transoceanischen Gebieten.

6. Beiträge zur Kenntniß Madagaskars. I.: Madagaskar und das Howareich. Vortrag, gehalten in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Berlin von J. Audebert. Berlin, Dümmler. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Sohn des heutigen deutsch-lothringischen Bodens, der lange Jahre in Madagaskar verweilte, beginnt hier eine Reihe von Darstellungen über jene etwa Norwegen an Größe gleichkommende afrikanische Insel. Nach einer kurzen Schilderung ihrer Natur gibt er eine eingehendere Darlegung über die Howas, dieses gelbhäutige Volk, das jetzt die Herrschaft über die ganze Insel beansprucht, jedoch thatsächlich noch nicht ganz zwei Drittel derselben beherrscht. Audebert bezweifelt mit Unrecht die malaiische Abkunft dieses Volks, für die wir zwingende sprachliche Beweise in Händen haben; sind auch seine sonstigen Urtheile über die Howas für letztere nicht eben schmeichelhafter Natur, so müssen wir ihnen doch ein gewisses Gewicht beilegen, besonders wo der Verfasser unbefangen seine von guter Beobachtungsgabe zeugenden eigenen Wahrnehmungen mittheilt.

Falschheit, Verlogenheit und Verstellung sind Grundzüge im Howacharakter. Sie suchen stets zu überlisten und zu betrügen und fürchten ebenso stets übervortheilt zu werden, trauen daher niemand. Gefühle der Freundschaft und Hochachtung sind ihnen unbekannt, auch sind sie im höchsten Grade wortbrüchig. Ehrlichkeit gilt ihnen als Zeichen geistiger Beschränktheit. Schon an der Hand der Mutter wird das Kind zu List und Betrug förmlich angeleitet. So schlaff der Howa im Ertragen körperlicher Mühsale ist, so zäh zeigt er sich hingegen, wenn es gilt, einen Vortheil zu erringen; er ist ein geborener Händler, der um einige Pfennige tagelang feilschen kann. Ja, diese Sucht nach Gewinn wird bei ihm zu einer förmlichen Leidenschaft, sodaß er selbst Handel treibt, wenn er es gar nicht nöthig hat, oder wenn auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Wo er seiner Herrschaft sicher ist, tritt er grausam und herzlos auf; im entgegengesetzten Falle kann er auch schmeicheln und sucht durch schöne Redensarten zu berücken. Indeß pflegt er selten heftig zu werden, sondern trägt meist eine gleichgültige Ruhe zur Schau; bricht sein Zorn aber dennoch einmal los, so wird er zur reinen Bestie. Er vermeidet es in dringenden Fällen, eine bestimmte Antwort zu geben, macht stets Umschweife und hält sich eine Hinterthür offen. Unterstützt wird er hierin durch eine wahrhaft großartige Beredsamkeit; diese ist ihm angeboren, er erlernt sie nicht erst.

7. Zur Kenntniß Hawaiis. Nachträge und Ergänzungen zu den Inselgruppen in Oceanien von A. Bastian. Mit einer Tafel und zwei Beilagen. Berlin, Dümmler. 1883. Gr. 8. 4 M.

Unter diesem etwas allgemein gehaltenen Titel suche man keine Schilderung der hawaiischen Inselgruppe, welche wir unsern Schülern nutzlos genug unter demjenigen Namen vorzuführen pflegen, den der Entdecker Cook diesem Archipel gab zu Ehren des Lords der Admiralität Sandwich; es wird hier von unserm gelehrten und rastlos für Aufsammlung von Geräth wie Sagenstoff der hinschwindenden Naturvölker thätigen berliner Ethnologen nur ein Nachtrag zu frühern Veröffentlichungen über die Sagenwelt der polynesischen Inselrasse gespendet.

8. Unsere Erde. Von A. Jakob. Astronomische und physische Geographie. Eine Vorhalle zur Völker- und Länderkunde. Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, 26 Vollbildern und eine Spektraltafel in Farbendruck. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 8 M.

9. Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Von O. Freih. von Schütz-Holzhausen. Mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten und 10 Vollbildern. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 4 M.

Mit diesen zwei stattlichen Bänden leitet die Herder'sche Verlagshandlung im badischen Freiburg einen neuen Cyklus geographischer Darstellungen ein, welcher die Erde im ganzen und ihre einzelnen Theile sammt ihren Bewohnern für einen weitern Leserkreis schildern und durch zahlreiche Holzschnittbilder der Anschauung näher bringen soll.

Der erste Band (Nr. 8) führt in die allgemein erdkundlichen Lehren ein. Nach einer recht ansprechenden Gliederung des vielumfassenden Stoffs folgt auf ein nicht unnöthig ins Astronomische abschweifendes Einleitungskapitel über die Erde als „Stern unter Sternen“ ein zweiter Abschnitt über die Lufthülle der Erde, ein dritter über das Meer, ein vierter über die Landmassen (einschließlich Gewässerkunde und Grundlehren der Pflanzen- und Thiergeographie), ein fünfter über den Menschen in seinem Verhältniß zur Erde.

In ebenso dem Zweck dieser Bibliothek entsprechender

schlichter und doch fesselnder Sprache, ebenso reicher Ausstattung mit (freilich nicht immer originalen) Illustrationen schildert der zweite Band (Nr. 9) das Gebiet des Amazonenstroms, sowol dessen brasilianischen wie dessen peruanischen Antheil, ja es wird noch westwärts darüber hinausgegriffen, denn die Reise, zu der uns der vielgereiste Verfasser — ein bald nach Vollendung dieser Schrift verstorbener nassauischer Edelmann — einladet, beginnt an der Küste Perus.

Was hat sich an dieser ausnahmsweise so öden, weil wüstenhaft regenlosen Tropenküste neuerdings für ein wunderbares Gemengsel von eingeborenen Indianern, ansässig und heimisch gewordenen Europäern (Creolen), Negern und Chinesen zusammengefunden! Der Verfasser entwirft manches Charakteristische von dieser bunten peruanischen Gesellschaft, so von den Creolinnen:

Weit den Männern überlegen, sowol was ihre äußere Erscheinung als ihre Begabung betrifft, sind die Creolinnen von spanischer Abstammung. Schöne Augen, schönes Haar und kleine Hände und Füße haben sie fast alle, meist auch schönen Wuchs und gute Zähne. Ihre natürlichen Anlagen sind gut, wenngleich wenig durch Erziehung ausgebildet; sie besitzen ein klares Urtheil und im allgemeinen ganz gesunde Ansichten über die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens. Unähnlich den Männern, haben sie meist einen entschiedenen, energischen Charakter und dominiren im Hause; dabei haben sie gefällige Manieren und verstehen es, sich taktvoll zu benehmen. Sie kleiden sich nach der neuesten pariser Mode, wissen aber recht wohl, daß ihnen ihre Nationaltracht, die Manta, die den ganzen Körper umrahmt, am besten steht, weshalb sie dieselbe nicht aufgeben. Alle, von der Frau des Präsidenten herab bis zur Gemüseverkäuferin, tragen diese kleidsame Tracht, besonders wenn sie zur Kirche gehen, wo auch die Damen nie einen Hut aufsetzen. Sehr gute Hausfrauen sind sie zwar nicht, sie brauchen gar zu viele Diener. In einem halbwegs anständigen Haushalte finden sich ein Koch, ein Kindermädchen, ein oder zwei Stubenmädchen, ein männlicher Diener und ein kleiner Neger oder Indianer, der nichts zu thun hat, als seiner Herrin den Teppich nachzutragen, wenn sie zur Kirche geht — denn Kirchenstühle und Bänke gibt es nicht in den Kirchen. Alle diese Diener thun nun, was sie wollen, und Aufsicht oder Disciplin ist so gut wie gar nicht vorhanden; weiße Diener kennt man nicht, alle andern Farben und Schattirungen: Neger, Mulatten, Zambos, Chinesen und Indianer, sind aber vertreten.

Ueber die Riesenhöhen der peruanischen Cordilleren und der von ihnen umfangenen Plateaus geht es der großen östlichen Tiefebene zu. Eine äußerst wohlthuende, balsamische Luft empfängt uns auf den mäßigen Erhebungen dieses Andenmassivs, so nahe am Erdgleicher. Wie falsch ist doch der bei uns von alt und jung nachgebetete Satz, zwischen den Wendekreisen sei für uns Nordländer das Klima überall verderblich!

Es gibt wol wenige Gegenden in der Welt, die ein besseres Klima aufzuweisen haben als die hochgelegenen Regionen des Innern von Peru. Durch die von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Werke des Dr. Jourdanet, welcher selbst mehrere Jahre lang an Ort und Stelle den Einfluß der dünnen Luft in den Andes auf die Lungenkrankheiten beobachtet hat, kennt man jetzt besser die Wirkungen dieser Luft auf die Gesundheit des Menschen. Nach der Ansicht dieses gelehrten Arztes, der ganz auffallende Curen, die dort in Fällen von Lungenschwindsucht zweiten und dritten Grades erzielt wurden, mittheilt, kann jene Krankheit sich nicht mehr jenseit der Mittellinie zwischen dem Niveau des Meers und der Schneegrenze entwickeln, d. h. nicht mehr über 2250 Meter.

Die Abhänge der peruanischen Anden gen Osten sind in dichtes Urwaldgrün gekleidet, während die gen Westen fast so kahl und dürr wie die Sahara erscheinen: der vom Stillen Weltmeer herziehende Luftstrom wird von der aus dem südlichen Eismeer kommenden breiten Küstenströmung entfeuchtet; dem von Osten anwehenden atlantischen Luftstrom hingegen, der nur über warmes Meer hinwegzieht, verdanken die Wälder des brasilianischen Innern ihre wichtigste Daseinsbedingung, den Regen, und den letzten Rest ihres Wassergasschatzes dingen ihm die Anden ab, wenn er ihre Gehänge erkletternd bis unter den Frostpunkt sich abkühlt. Ein ungeheueres Wassergeflecht, das großartigste der heutigen Erdbildung, durchmißt von diesen Andenhöhen aus die Niederung bis an die Küste des Atlantischen Oceans: der Amazonas und seine ungeheuern Nebenströme, von denen manche der Wolga kaum nachstehen an Länge und Wassergehalt:

Großartig ist der Anblick des „Vaters der Flüsse“. In stiller Majestät wälzt er seine trüben Gewässer durch die Wildniß, hier die Ufer mit ihren gewaltigen Waldriesen niederreißend, dort wieder neue Inseln aufbauend, aber nur höchst selten liebliche Landschaften oder auch nur Abwechselung in dem ewigen Einerlei seiner niedrigen, dichtbewaldeten Ufer darbietend. Hierin ist er verschieden vom Mississippi, dem er sonst in mancher Beziehung ähnelt. Ihm fehlt sehr der Reiz, welchen die vielen Segelschiffe und Dampfer, die Pflanzungen am Ufer und die Städte auf den hohen Bluffs dem Mississippi geben. Selten sieht man seine ganze Breite; fast überall ist er durch niedere Inseln in Arme zertheilt, und nur weit unten in Brasilien habe ich Stellen gesehen, wo ich, in der Mitte des Stroms fahrend, die niedrigen Ufer nur als dünnen Saum in der Ferne erkennen konnte. Welch unermeßlichen Aufschwung würde das Amazonenstromgebiet nehmen, wenn es im Besitze einer andern Rasse wäre als der, welche jetzt seine ganze Entwickelung hemmt! Seine natürlichen Reichthümer sind größer als die von Indien oder eines andern Theils der Welt. In den Hochgebirgen, an den Quellen seiner Zuflüsse, findet man Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Kohle und Salz; im Sande einiger Nebenflüsse Gold und Diamanten; in seinen Urwäldern werthvolle Medicinalpflanzen und Gewürze, nützliche Harze und Balsamarten, Wachs und Kautschuk; prächtige Farbstoffe und die schönsten und dauerhaftesten Möbel- und Bauhölzer. In den das Amazonenthal begrenzenden Hochländern gedeihen Weizen und alle europäischen Feldfrüchte; große Heerden von Schafen und Alpacas weiden auf den Bergen; am obern Laufe vieler Nebenflüsse dehnen sich weite Savannen aus, welche Millionen von Rindvieh ernähren könnten, und im wärmern Tieflande gedeihen alle Erzeugnisse der Tropen: Kaffee, Cacao, Zucker, Reis, Baumwolle, Taback, Seide und Indigo. Die Wälder sind angefüllt mit Wild und die Flüsse mit Fischen und Schildkröten; aber das meiste verkommt unbenutzt!

10. Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Handbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Neu bearbeitet und erweitert von J. Chavanne. Drei Bände. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Wien, Hartleben. 1882—83. Gr. 8. 33 M. 75 Pf.

Kurz bevor der verdienstreiche Erneuerer des Balbi'schen Handbuchs, Joseph Chavanne, dem ehrenvollen Rufe

des Belgierkönigs auf den Boden des schwarzen Festlandes, sein eigentliches Forschungsfeld, folgte, ist mit dem dritten Bande diese verjüngte „Allgemeine Erdbeschreibung" zum Abschluß gebracht worden. Sie hat sich in selten erreichtem Maße bis ans Ende ihres lieferungsweisen Erscheinens das Lob bewahrt, das wir ihr schon bei Ausgabe der Anfangslieferungen in diesen Blättern spenden durften: nicht nur ein brauchbares Nachschlagebuch, sondern auch ein gut lesbares darstellendes Werk über das Ganze der Geographie zu bieten. Die zahlreichen eingefügten Karten, Landschafts- und Stadtbilder tragen das Ihre dazu bei, die dem alten „Balbi" erwiesene Gunst des Publikums auch dem neuen „Balbi-Chavanne" zu bewahren.

Alfred Kirchhoff.

Neue Dramen.

Das Ringen um den hohen Preis der Anerkennung ist ein äußerst verlockendes für den dramatischen Dichter wie für den, der sich einbildet, ein solcher zu sein; aber wird es schon dem großen bedeutenden Talente schwer genug, gerade auf diesem Gebiete das ersehnte Ziel mit Aufbietung von Mühe und Fleiß zu erreichen, so sollten das kleine Talent und der Dilettant gänzlich die Hand davon lassen und sich nicht abquälen, die Wagschale der Aesthetik mit unnützem Ballast zu beladen. Doch sie glauben sich am meisten berufen und fühlen sich verkannt und zurückgesetzt, wenn ihre Arbeit von der Kritik streng abgefertigt und von der verständigen Bühnenleitung zurückgewiesen wird. Der letztern Kategorie gehören die wenigen uns diesmal zur Besprechung vorliegenden dramatischen Arbeiten fast ausnahmslos an.

Mit den dramatischen Versuchen eines noch unbekannten Dichters wollen wir den Anfang machen:

1. Dramatische Werke von Karl Zeh. Erster Band. (Nero. Karl von Durazzo. Sturmverwandt.) Csakova, Brüder Chudy. 1883.

„Nero" ist eine Römer-Tragödie in fünf Aufzügen ohne Römer und ohne den nervenprickelnden Reiz des Pikanten und Ungewöhnlichen, der die dünne dramatische Suppe würzen könnte. Die Römer liebten bekanntlich die Kürze, aber die in dieser Tragödie auftretenden Figuren kommen vor lauter Reden nicht zur That. Die den ersten und zweiten Act füllende Exposition ist von ermüdender Breite; dafür überstürzt sich die Handlung in den drei folgenden Acten derartig, als hätte der Verfasser das in den ersten Acten Versäumte nachholen wollen. In diesem „Nero" ist alles noch unreif, am meisten Nero selbst; die Charaktere sind unwahr und unmöglich, die Motive unklar und unverarbeitet, die Diction plump und ungelenk. Nichts steht in dieser Tragödie an der rechten Stelle, selbst nicht die Versfüße und Interpunktionszeichen. Man stößt hier und da auf Bekanntes und hört aus der verworrenen Tonmasse Anklänge berühmter Dichter heraus, aber man sucht vergeblich nach originellen Gedanken in dem Wust geschraubter Phrasen. Davon, wie der Dichter mit dem von Shakspeare entlehnten Golde umgeht, geben wir eine Probe, die zugleich als Probe dienen mag für die gesammten stilistischen Eigenheiten der Dichtung:

All unser Wirken, Sinnen, Trachten wird
Durch Goldes Macht zerstört. Gold ist allein
Der Herrscher unter dieser Sonne! Ja,
Kein Kerker ist so tief, den Gold nicht öffnet;
Kein Amt so hochgestellt, Gold kriecht hinauf.
Die schwerste Sünde kann es überwiegen,
Denn selbst die Augen der Gerechtigkeit,
Die blind, sie sehen seinen hellen Schimmer.
Durch Gold wird der Gerechte bald ein Schuft,
Der Schuft ein Ehrenmann; der Dummkopf weise,
Der Weise dumm; die Häßlichkeit wird schön;
Der Schönheit macht es Flecken wie der Tugend.
O, unaussprechlich große Macht des Goldes,
Du lehrst mich, wie man jedes Ziel erreicht!

Die Handlung der Tragödie verläuft zum Schluß in ein wüstes Chaos und dampft von Blut — und doch sind in dem Stück Spuren von Talent enthalten, das hier und da hervortritt; so beispielsweise in der Schlußscene des zweiten Acts, die wirkungsvoll componirt ist. Aber der Verfasser besaß nicht annähernd die poetische Kraft, den Riesenstoff zu bewältigen, und war zu sehr in seine eigenen Phrasen verliebt; sonst hätte er einen derartigen verunglückten Versuch nicht in die Oeffentlichkeit gesandt.

Um keines Haares Breite besser ist die fünfactige Tragödie „Karl von Durazzo". Ein dunkles Bild aus der Geschichte Ungarns, mit grellen Farben gemalt. Es mangelt dieser Tragödie nicht an Handlung, aber sie ist keine organisch gegliederte, sondern ein verworrener Knäuel sich drängender Ereignisse. Die Motive sind gleichfalls unklar und häufen sich mit den Greuelscenen, in denen Mord und Meuchelmord hervorragende Rollen spielen. Die Diction ist unbeholfen und schwerfällig, und die eigenthümliche Interpunktion steigert die Verworrenheit und Unklarheit derselben. Der Verfasser besitzt, wie schon gesagt, Spuren von Talent, aber ihm fehlt die scharfe Selbstkritik, die doch mindestens Klarheit in Form und Stil bringt.

Tiefer als diese beiden Stücke steht noch „Sturmverwandt", eine dramatische Dichtung in drei Aufzügen, ein nach Form und Inhalt verunglücktes Werk, dessen Greuelmotive der Rumpelkammer der Romantik entnommen sind und an Müllner und Houwald erinnern. Was in diesen drei Acten geschieht, ist mehr, als menschliche Nerven zu ertragen vermögen, und nicht interessant genug zu eingehender Besprechung. Eine dilettantische Spielerei mit den Formen der Kunst. Ueberhaupt scheint dieser erste Band

nur Uebungsarbeiten eines die deutsche Sprache Erlernenden zu enthalten; aber man schreibt keine Dramen für die Oeffentlichkeit, wenn man der Sprache noch nicht einmal mächtig ist und die Formen der Kunst nicht beherrscht.

Zwar edler und besser in Form und Inhalt, aber dennoch eine verfehlte Arbeit ist:

2. Nero. Dramatische Scenen in drei Aufzügen von Friedrich Fiedler. Petersburg. 1883.

Der römische Kaiser Nero muß eine ganz besondere Anziehungskraft auf die dramatischen Dichter ausüben, aber nur wenige besitzen das Talent, des gewaltigen Stoffs Herr zu werden, dem obendrein die Anziehungskraft von der Bühne aus auf das große Publikum fehlt. Die vorliegende Dichtung ist aber weder eine Römer-Tragödie, wozu ihr römischer Geist und römisches Wesen, überhaupt Römer fehlen, noch eine Tragödie, denn dazu mangelt ihr eine logisch geschlossene Handlung. Das Ganze sind eben nur Scenen, lose aneinandergereihte Scenen, die durch keine einheitliche Action verknüpft werden. Nero ist ein durch und durch blasirter Mensch ohne große Charaktereigenschaften, angeflogen von moderner Bildung, aber ein erbärmlicher Feigling, der weder zu leben versteht noch zu sterben weiß. Auf Wunsch des römischen Pöbels declamirend und singend, den zärtlichen Liebhaber und in der nächsten Minute den blutgierigen Tyrannen spielend: so erscheint er nie wirklich furchtbar, sondern nur lächerlich. Die Prätorianer, welche die Handlung eröffnen, machen den Eindruck von Soldaten aus Tilly's oder Wallenstein's Heere. Der Verfasser ist nicht ohne Talent für das Drama und besitzt auch Poesie und Schönheitsgefühl, aber sein „Nero“ ist kein glücklicher Wurf. Wir hoffen im Interesse des Dichters, daß diese dramatischen Scenen die Bühne nicht überschreiten werden, und erwarten Besseres von ihm in der Zukunft.

Der Versuch, einen rein lyrischen Abschnitt des Alten Testaments dramatisch zu verwerthen, ist gemacht in:

3. Das Hohelied. Ein Vermählungsfestspiel im Harem des israelitischen Königs Salomo. Durch Einfügung der scenischen Details erläutert von Edgar Berfried. Mittelwalde, Hoffmann. 1883. 8. 60 Pf.

Von einer eigentlichen dramatischen Handlung, von dem Auflodern irgendwelcher Leidenschaft ist in diesem Festspiel überall keine Rede; dasselbe erscheint vielmehr wie die Textunterlage einer musikalischen Composition größern Stils und ist vielleicht eine dankbare Aufgabe für einen begabten Tondichter. Als solche mag dieses „Hohelied“ aufstrebenden musikalischen Talenten bestens empfohlen sein; eine Aufführung desselben ohne die Beihülfe der Musik ist undenkbar.

Eine große Täuschung ruft hervor:

4. William Shakspeare. Drama in einem Act von Rudolf Baron von Gottesheim. Prag, Mercy. 1883. 8. 2 M.

Der Titel des Dramas regt Erwartungen an, die das Drama in keiner Weise befriedigt. Um Shakspeare in seiner Vollbedeutung als Mensch und Dichter uns in dem Rahmen eines Dramas vorzuführen, dazu gehört ein Poet von Gottes Gnaden, ein Dichter ersten Ranges: ein Dilettant, der, wenn auch den besten Willen zur Sache, doch keinen Beruf, keine poetische Schöpfungskraft besitzt, dem großen Gegenstand auch nur annähernd gerecht zu werden, soll sich nicht daran wagen. Es ist der tragikomische Versuch eines Schwächlings, mit der Keule des Hercules spielen zu wollen, er muß kläglich ausfallen. Das vorliegende Drama erhebt sich an keiner Stelle über das Niveau des dilettantischen Versuchs und hat keinerlei Ansprüche an die Bühne zu machen, wenn wir auch bereitwillig die Begeisterung des Verfassers für das gewählte Thema anerkennen.

Karl Nissel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Joseph Kürschner's „Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1884“ ist als sechster Jahrgang erschienen (Stuttgart, Spemann). Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Der neue Kalender ist kein Abklatsch des alten, er ist ein neues Buch und will als grundlegend für seine Nachfolge betrachtet werden. Auch der oberflächlichen Vergleichung wird es nicht entgehen, daß kaum ein Theil des Adressenverzeichnisses unrevidirt blieb. Auf Grund eigener Angaben und gedruckter Quellen ist die Bibliographie nicht nur bis auf die Neuzeit ergänzt, sondern auch nach rückwärts oft in ausführlichster Weise vervollständigt worden. Die praktische Brauchbarkeit glaube ich dadurch erhöht zu haben, daß ich die Adresse sperren ließ und näher an den Namen rückte, als dies früher der Fall war. Die Druckeinrichtung ist noch compresser und raumsparender geworden, denn das Verzeichniß der Schriftsteller drohte den ganzen Band zu verschlingen, und nicht nur durch die oft sehr stattlichen Vermehrungen der vorjährigen Angaben, sondern durch Aufnahme zahlreicher neuer Adressen und Aufführung sämmtlicher Pseudonymen im alphabetischen Verzeichniß. Aus den 1260 Adressen des vierten Jahrgangs sind 2541 im fünften und circa 4150 im vorliegenden geworden: das ist eine Vermehrung von fast 1600 Adressen im letzten Jahr allein, die namentlich politischen Redacteuren und wissenschaftlichen Schriftstellern zugute kam.“ Ein Adressenverzeichniß der deutschen Verleger und der deutschen Theater, sowie ein historischer Anhang, die Verluste der Literatur, Preisausschreiben, Denkmale und Jubiläen, Ernennungen und Auszeichnungen registrirend, ist diesem Jahrgang des Kalenders beigegeben. Wir entnehmen demselben noch die folgende Statistik der literarischen Production: „1882 blieb die Productionsziffer um drittehalb Procent hinter der des Vorjahres zurück. Es wurden 14794 neue Bücher und Karten, einschließlich neuer Auflagen zur leipziger Registrande eingeschickt (1881: 15191). 10 Specialgebiete gingen um 620 Werke zurück, 12 andere hoben sich um 223. Die Naturwissenschaften sind um 125 Nummern, die Rechts- und Staatswissenschaft um 114 Nummern, die Theologie um 99 Werke schwächer als im Vorjahre vertreten. Die Pädagogik (1990 gegen 1924) mit den Jugendschriften (404 gegen 490) zählte 2394

(1881: 2414). Theologie zählte 1373 (1881: 1472). Jurisprudenz 1355 (1881: 1469), die schöne Literatur 1260 Novitäten (1881: 1226), die Medicin 847 (817), Naturwissenschaft 799 (924), Geschichte 783 (779), Handelswissenschaft und Gewerbskunde 675 (639), die altclassischen und orientalischen Sprachen 559 (574), die schönen Künste 529 (581), die neuern Sprachen 487 (461), die vermischten Schriften 416 (402), Haus- und Landwirthschaft 388 (417), Geographie 370 (352), Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde 365 (463), Sammelwerke 365 (411), Karten 355 (341), Kriegswissenschaft und Pferdekunde 345 (367), Mathematik und Astronomie 190 (186), Philosophie 158 (148), Forst- und Jagdwissenschaft 99 (99), Freimaurerschriften 28 (23)." Sehr werthvoll sind auch die Abschnitte des Werks über die literarischen Rechtsverhältnisse, in welchen die Uebereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich, betreffend den Schutz von Werken der Literatur und Kunst, mitgetheilt ist, sowie einige werthvolle Rechtsgutachten des Syndikus des Schriftstellervereins, Dr. Gerhard, und reichsgeschichtliche Entscheidungen.

— In Nr. 46 d. Bl. f. 1883 hatte Heinrich Bulthaupt in einer Besprechung der „Geschichte des neuern Dramas" von Robert Proelß sein Befremden darüber ausgesprochen, daß der dritte Band nicht unter dem Collectivtitel „Geschichte des neuern Dramas", sondern, als stände er in keinem Zusammenhang mit seinen Vorgängern, unter dem Titel: „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart" erschienen und mit einem eigenen Vorwort versehen ist. Robert Proelß gibt in einem Schreiben an die Redaction hierfür die Erklärung, daß das unter dem letztern Titel erschienene Buch nur eine Separatausgabe des letzten Bandes seiner „Geschichte des neuern Dramas" sei, zu der er den Verleger (Bernhard Schlicke in Leipzig) ermächtigt habe, weil dieser sich davon besondere Vortheile versprach. Die Bedingung jedoch, daß der Schlußband des Hauptwerks vorher erschienen sein müsse, sei von dem Verleger insofern nicht ganz erfüllt worden, als zwar der Band an die Käufer der frühern Bände verschickt worden, das fehlende Schlußheft mit den Nachträgen und dem Generalregister aber noch im Rückstande sei.

Aus der Schriftstellerwelt.

Auf dem Gebiete der Dichtkunst und Wissenschaft sind in neuerer Zeit einige Preisvertheilungen zu verzeichnen. Ernst von Wildenbruch, der jedenfalls das Verdienst hat, die in Deutschland schon auf den Aussterbe-Etat gesetzte Tragödie bei den Bühnen wieder in Schwung zu bringen, hat von dem wiener Grillparzer-Comité den für das beste Drama ausgesetzten Preis für sein Trauerspiel „Harold" erhalten. Heinrich Laube, Mitglied dieses Comités, machte dem Dichter alsbald briefliche Mittheilung von der ihm zutheil gewordenen Auszeichnung und hob besonders hervor, es habe ihn gefreut, daß gerade das Trauerspiel „Harold" diesen Preis davongetragen hat. Unsers Erachtens haben „Die Karolinger" vor „Harold" einen feurigern Guß der Leidenschaft in einzelnen Scenen voraus. „Harold" krankt überdies an der Schwäche, daß sich der Held des Stücks in etwas plumper Weise überlisten läßt. Es sind dies nach unserer Ansicht größere Fehler als der Mangel an Innerlichkeit bei dem Helden der „Karolinger", dem Grafen von Barcellona, und als die etwas fadenscheinige Romantik der arabischen Episode.

Im December 1882 hatte der Allgemeine Verein für deutsche Literatur, deren geschäftsführender Director H. Hoffmann in Berlin ist, ein Preisausschreiben erlassen für drei als vorzüglich anerkannte Monographien aus der deutschen Geschichte und Literaturgeschichte. Von den neunzehn eingegangenen Schriften ist dreien der Preis ertheilt worden, sowol wegen ihrer wissenschaftlichen Haltung und künstlerischen Darstellung, als auch wegen ihres engern Anschlusses an die Zwecke des Vereins. Den ersten Preis von 4000 Mark erhielt Dr. Otto Brahm in Berlin für seine Schrift über „Heinrich von Kleist", den zweiten von 3000 Mark Professor Egelhaaf in Heilbronn für seine Schrift: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", den dritten Preis von 2000 Mark Dr. Zastrow in Berlin für seine Schrift: „Geschichte des deutschen Einheitstraums und seine Erfüllung".

Professor Heinrich von Treitschke hat für seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", von welcher die ersten zwei Bände vorliegen, den von König Friedrich Wilhelm IV. für das beste deutsche Geschichtswerk der letzten Jahre ausgesetzten Preis von 1000 Thalern durch die Entscheidung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaft erhalten.

Berichtigung.

Im Feuilleton der Nr. 5 lies: statt Beowulf wird als „Romanel" bezeichnet, Beowulf wird als „Romance" bezeichnet.

Bibliographie.

Adamy, R., Einführung in die antike Kunstgeschichte. Mit 123 Illustrationen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. 14ter Bd.: Hanka. Eine wendische Novelle von A. Marby. Die Rechte. Novellette von W. Schwarz. — 15ter Bd.: Die echten Abbergs. Novelle von Emmy v. Dincklage. Die Grafenbraut. Novelle von M. v. Roskowska. Köln, Bachem. 8. à 1 M.

Christen, Ada, Unsere Nachbarn. Neue Skizzen. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Duroy-Warnatz, A., Das goldene Vließ. Roman in 2 Bdn. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 6 M.

Ehrenberg, E., Das Schwert des Damokles. Roman. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Findel, J. G., Die moderne Weltanschauung und die Freimaurerei. Vortrag. Leipzig, Findel. 1883. 8. 40 Pf.

Gedanken über die Frauenfrage. Niedergeschrieben von Tante Christine. Zürich, Schröter. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Hopfen, H., Tiroler Geschichten. 1ster Bd.: Brennende Liebe. Eine wahre Geschichte aus Südtirol. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Keller, K., Sopha- und Coupee-Geschichten. Lustige Schelmereien. München, Pollner. 1883. 8. 50 Pf.

Lorm, H., Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Teschen, Prochaska. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Metzner, J., Dichter-Spenden, gesammelt. Bamberg, Züberlein. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Nicolai (Henrik Scharling), Meine Frau und ich. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der 4ten Aufl. des dänischen Originals. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 M.

— — Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddeboe. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der 6ten Aufl. des dänischen Originals. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 M.

Noeldechen, W., Wiebert und Sohn. Ein Roman. 2 Bde. Berlin, Le Coutre. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Pasqué, E., Das Glück des Drei-Königen-Hauses. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 13 M. 50 Pf.

Paul, M., Räthselhafte Erinnerungen an Leipzig mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, Reichardt. 1883. 8. 4 M.

Pesch, T., S. J., Die grossen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten. 1ster Bd.: Philosophische Naturerklärung. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 12 M.

Portheim, P. v., Silentium pro P. v. P! geb. 1858, gest. 1883. Herausgegeben von der „Deutschen Hochschule" in Prag. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Stegemann, R., Deutschlands koloniale Politik. Mit einem Vorwort: „Deutsche Politik der nächsten Jahre". Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Trede, P., Lena Ellerbrok. En plattdütsch Stückschen ut ole Tiden. Garding, Lühr u. Dircks. 16. 1 M.

Ujfalvy, K. E. von, Aus dem westlichen Himalaja. Ergebnisse und Forschungen. Mit 181 Abbildungeu nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 M.

Warncke, Elisabeth, Graf Oursel von Chateauroux. Eine wahre Geschichte in 5 Thln. Berlin, Steinitz u. Comp. 1883. 8. 5 M.

Weddigen, F. H. O., Gesammelte Dichtungen. Mit einem biographischen Vorwort von K. Fulda. 2 Bde. Minden, Bruns. 8. 5 M.

Zwischen den Kriegskulissen. Aus den Erlebnissen eines ehemaligen französischen Gelegenheitsoffiziers. 1870—71. Von Aper. Leipzig, R. Lincke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Berichtigung.

In der Nummer vom 24. Januar ist in dem Inserat über **Das Wesen der Burschenschaft** u. s. w. von Ulrich Rudolf Schmid der Verfasser beim burschenschaftlichen Wartburgfeste 1867 Festordner genannt worden. Dies ist ein Druckfehler, es muß heißen: Festredner.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Skandalliteratur.

Die Skandalliteratur hat ihren Geschichtschreiber noch nicht gefunden: gleichwol zieht sie sich durch die verschiedensten literarischen Epochen hindurch. Die Speculation auf den äußern Erfolg ist freilich erst hinzugekommen, seitdem durch die Buchdruckerkunst und den Buchhandel für die weitesten Kreise der Tisch für die literarischen Mahlzeiten gedeckt worden ist. Früher war dies alles für den naiven Selbstgenuß oder den Genuß befreundeter Kreise berechnet.

In der Hauptsache kann man zwei Arten von Skandalliteratur unterscheiden. Die erstere sucht durch den Reiz des Verbotenen, durch Ausmalung von Nuditäten und sinnlichem Raffinement jeder Art zu wirken, mögen diese Schilderungen nun mit talentloser Roheit ausgeführt sein oder in feinen Verschleierungen und künstlichen Drapirungen. Und zwar kann es sich hier nicht blos um durchgehende Noten der dichterischen Composition handeln, da auch die großen Meister nicht frei sind von üppigen Zwischenspielen und Episoden, wie sie die Darstellung des Menschenlebens selbst mit sich bringt, sondern entscheidend ist gleichsam der langangehaltene Orgelpunkt der Lascivität, die Frechheit, die sich Selbstzweck ist.

Die zweite Art der Skandalliteratur besteht in dem Pasquill und allem, was damit zusammenhängt, in der Caricatur des Persönlichen, in dem rückhaltlosen Ausplaudern individueller Erlebnisse delicatester Art, um dadurch Aufsehen zu erregen. Sie ist ein Attentat auf den britischen Grundsatz: My home is my castle; denn sie besteht aus unverschämten literarischen Hausfriedensbrüchen und Haussuchungen und feiert dann ihren Triumph, wenn sie irgendeine Persönlichkeit vor dem ganzen Publikum gleichsam entkleidet.

Zur ersten Art der Skandalliteratur gehört die pornographische Fachliteratur aller Zeiten; doch auch mehr Werke der schönen Literatur, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Manches derselben, wie das Satyrikon des Petronius, mag für spätere Zeiten den Werth eines Culturgemäldes besitzen; für das Rom Nero's war es ein Skandalbuch, welches durch die kecken Schilderungen sittenloser Auftritte den Beifall der Lüstlinge gewann und vor die Oeffentlichkeit brachte, was die Bilder in den pompejanischen cubiculis wenigstens im stillen Gemach bewahrten. Ein Skandalbuch war die „Pucelle“ von Voltaire, welche durch Blasphemien, Cynismen, Verspottung der Jungfernschaft, der Priester und Heiligen, durch die ganze auf den Kopf gestellte Legende Skandal zu machen suchte und deren einzige Muse die selbstgenugsame Frechheit war. Zur Skandalliteratur gehören die Dichtungen von Parny und Gréeourt, viele Kapitel aus den Memoiren Casanova's, neuerdings „Nana“ von Zola, in welchem Roman nicht nur die schmuzigsten Mysterien der Winkelbühnen ausgeplaudert, sondern auch die verlockendsten Nuditäten mit behaglichstem Verweilen und die widerlichsten Verirrungen der Liebe mit rückhaltloser Keckheit geschildert werden: alles dem Anschein nach auf Conto des neuen großen ästhetischen Princips, des welterlösenden Naturalismus, in Wahrheit aber, um einen Skandalerfolg zu erzielen, welcher denn auch nicht ausgeblieben ist und einen Goldregen über diese nackte Danaë ausschüttete.

Die zweite Art der Skandalliteratur, das mehr oder weniger ausgeführte Pasquill, hat ebenfalls zu allen Zeiten in der Literatur eine große Rolle gespielt. Zu diesen Aufsehen erregenden Pasquillen gehören in unserer classischen Epoche Kotzebue's „Doctor Bahrdt mit der

eisernen Stirn" (1790), ein an den heftigsten persönlichen Angriffen auf namhafte Schriftsteller, an Cynismen und Obscönitäten überreiches Product, dessen Verfasser sich so lange wie möglich im Dunkel hielt, bis er allmählich mit Hülfe des gerichtlichen Zwangs ans Licht gezogen wurde. In diesen Kreis gehört auch das von Düntzer veröffentlichte Trauerspiel „Dido" der Frau von Stein, in welchem sie sich an Goethe rächt, indem sie den großen Dichter als einen Ogre mit „wohlgerundetem Bauch und dicken Waden" hinstellt. Außerdem werden in diesem auf einen tragischen Stoff gepfropften Pasquill auch die andern Schönheiten und Größen des weimarischen Hofs unter durchsichtiger Maske vorgeführt. Dies Pasquill ging freilich lange Zeit nicht über den Kreis der Eingeweihten hinaus. Auch die Schrift Heine's über Börne ist im Grunde zu diesen Skandalschriften zu rechnen.

Neuerdings ist das Genre des literarischen Pasquills von Frankreich aus mit einem der erfolgreichsten und böswilligsten bereichert worden: wir meinen das Buch „Sarah Barnum" von Marie Colombier, welches in Paris erschien und in kurzer Zeit fast hundert Auflagen erlebte, also den Skandalerfolg der „Nana" noch hinter sich ließ. Es heißt zwar: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus; doch dies Sprichwort verliert seine Wahrheit, wenn es sich um Bühnenkünstlerinnen handelt. Unter Sarah Barnum ist natürlich Sarah Bernard gemeint, und sie wird von ihrer Freundin Pigeonnier hier mit einer biographischen Schwefelsäure von zersetzender und zerfetzender Wirkung begossen. Die Verfasserin ist das Fräulein Pigeonnier, welche in dem Buche selbst als ein gutmüthiges Opfer der Capricen ihrer Freundin mehrfach eine beklagenswerthe Rolle spielt, jetzt aber die Maske der frommen Dulderin fallen läßt und dieser Sarah Barnum mit Zinseszinsen alle Beschädigung, Beschimpfung, rücksichtslose Behandlung heimzahlt.

Das fromme Täubchen Colombier-Pigeonnier, das aus einem Taubenschlag in den andern geflattert ist, erscheint gleich beim Beginn des Werks als Brieftaube, der ein junger Anhänger Zola's ein Empfehlungsschreiben an den Hals gehängt hat. Diejenigen, die auf die thörichte Meinung kommen könnten, Sarah Barnum sei ein Porträt der Sarah Bernard, werden sogleich darüber beruhigt: man kennt nicht eine, man kennt ja zehn dieser Sarah Barnums, und die Heldin des Romans stirbt ja am Schluß, während Sarah Bernard noch lebt, was sie freilich dadurch schlagend bewies, daß sie die Colombier mit der Reitpeitsche aus einem Zimmer ihrer Wohnung ins andere jagte. Und doch hat ja diese Autorin als Schülerin Zola's nur nach „Documenten" gearbeitet, das heißt gedichtet, und so ein Lebensbild von greifbarer, erstaunlicher Wahrheit geschaffen. Doch dieser Vorredner erspart sich die Nachrede nicht, daß er dem Publikum etwas vorzuschwindeln sucht: diese Sarah Bernard ist durchaus kein Typus, sie ist ein Modell, das hier mit der größten Gewissenhaftigkeit nachgeknetet wird, und mit Ausnahme kleiner poetischen Licenzen, wie derjenigen am Schluß, erhalten wir hier die Biographie und Büste der vielgenannten Künstlerin. Wunderbar ist nur der Zauber, den diese auf die Männerwelt ausübt; denn das Don Juan-Register, das Verzeichniß der Eroberungen dieses weiblichen Don Juan, welches uns Mademoiselle Colombier entrollt, ist von großer Länge, und man wundert sich darüber, wenn man den Steckbrief der Gefeierten damit vergleicht, die ja als eine skeletartige Erscheinung geschildert wird. Mindestens dienen einzelne Schilderungen durchaus nicht dazu, uns von den Reizen der Künstlerin ein verlockendes Bild zu entwerfen; doch hat sie etwas Eigenartiges in ihrem Wesen. Sie hat ja einen schönen Augenaufschlag; ihre Augen schildert die Colombier mit einem Aufwande von Farben, als hätte sie den ganzen Regenbogen geplündert! Und auch sonst muß sie etwas Anziehendes gehabt haben, da sie nicht blos eine Menagerie gewöhnlicher Sterblicher, sondern auch vornehme und geistreiche Verehrer um sich versammelte. Sehr anschaulich wird uns ihre Familie geschildert; betrübend sind die Schicksale ihrer Schwestern. Diese werden allerdings mit dem Pinsel Zola's ausgemalt; die Situation, in welcher die eine die Hauptrolle spielt, gehört in das Gebiet der Criminaljustiz, die Schicksale der andern in die Chronik der Lazarethe.

Doch den Kernpunkt der Schrift bilden die Aufzeichnungen über die Reclame à la Barnum, durch welche die Autorin den Namenstausch der Heldin wol zu rechtfertigen sucht: eine Reclame, die sich nicht auf die kolossalen Anpreisungen bei der Amerikareise und sonstigen Gastspielen beschränkt, sondern zu den kühnsten Mitteln griff, wie z. B. einem Selbstvergiftungsversuch, der von der Colombier sehr dramatisch und in bester Laune geschildert wird, einem fingirten Unfall im Atelier, wobei künstlich angemalte bunte Flecken die Täuschung aufrecht erhalten: Ereignisse, welche fortwährend die Zeitungen beschäftigen. Ja bis ins physiologische und pathologische Detail geht die Biographie ein; sie nimmt die Documente à la Zola, wo sie dieselben findet, und es gibt kaum einen der medicinischen Apparate, den sie nicht im Dienste ihres vor nichts zurückschreckenden Naturalismus in Thätigkeit setzte.

Ob eine solche Skandalschrift in Deutschland möglich wäre? Wir müssen es bezweifeln. An dem guten Willen mancher Colombier, eine Sarah Barnum zu seciren bis ins innerste Geäder, zweifeln wir nicht; doch die Scheu vor dem Publikum hält sie zurück. Daß eine solche Schrift, welche die beiden von uns erwähnten Richtungen der Skandalliteratur in sich vereinigt, in Frankreich fast hundert Auflagen erleben kann, ist doch ein bedenkliches Zeichen für die dortige Civilisation, für den dort herrschenden Hunger nach Skandal, und wenn Sarah Barnum sonst nur für sich selbst Reclame gemacht hat, so hat sie es diesmal mit ihrer Reitgerte für die verhaßte Freundin gethan. Jeder Schlag mehrere tausend Exemplare und Francs, — was kann eine Schriftstellerin mehr verlangen?

Rudolf von Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Novellen. Von Johannes Baptista Diel, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1883. 12. 3 M.

Die nachgelassenen Schriften des katholischen Pfarrers Diel hat W. Kreiten S. J. gesammelt und herausgegeben sowie mit einem erläuternden Vorwort und einer sehr lesenswerthen biographischen Skizze des Dichters bereichert. Wir gewinnen hier einen Einblick in ein reiches Seelenleben, das sich bei streng confessioneller Weltanschauung weder den durchgängig echt poetisch geschilderten Natureindrücken, noch dem Menschlich-Schönen und Guten verschließt, selbst wo es in einer den jesuitischen Geistlichen weniger anmuthenden Form auftritt; man lese z. B. in der ersten Geschichte von der Sympathie des katholischen Knaben für den armen Zigeuner, den er liebt, noch ehe derselbe in den Schos der Kirche aufgenommen worden ist, oder in „Musikantenleben" von dem „edeln Vagabunden" Bummel u. s. w. Neben dem echten, leider in der Blüte zerstörten Talent zeigt Diel, dessen früher Tod von den Freunden einer guten volksthümlichen Literatur zu beklagen ist, auch einen reichen Schatz philosophischer und ästhetischer Kenntnisse, und wenn ihm auch jene Erfahrung abgeht, die erst auf der Höhe des Lebens erreicht wird, so hat er doch ein angeborenes Verständniß für das Leid und die Freude im Menschenherzen, besonders für Lieben, Sorgen und Hoffen des Volks; neben dem rein poetischen Zuge seiner Natur zeigt sich in den vielen hübschen, in die „Novellen" eingestreuten charakteristischen Volksliedern auch jener rein humanistische Zug, der den Jesuitenpater mit der nicht-katholischen Welt verbindet. Von den sieben uns vorliegenden, durchweg ansprechenden, wenn auch in künstlerischer Hinsicht noch nicht vollendeten Novellen, die das Lob feinfühliger Leser verdienen, ohne auf den Zug zum Großen, Fortreißenden oder Sensationellen Anspruch zu erheben, ist die erste „Der Zigeunerknabe" wol die interessanteste; enthält dieselbe doch schon alle Vorbedingungen, welche die weitern Erzählungen, die im Stil eines Stifter, Eichendorff, Brentano und Riehl gehalten sind und über denen meist ein schwermüthiger Hauch ausgebreitet liegt, zu anziehenden Productionen stempeln. In der zweiten und dritten Geschichte: „Aus den westfälischen Forsten" und „Köhlers Töchterlein", steigert sich diese Melancholie zum ergreifenden Schmerz, während die vierte, „Musikantenleben", einen frischern Ton anschlägt, die fünfte, „Regentropfen", uns durch trübe, aber zuletzt doch vom Glück erleuchtete Stunden im Leben eines pariser Künstlerpaars führt, die sechste, „Johannes Jodocus", als eine sehr ansprechende Humoreske in der Manier Jean Paul's bezeichnet werden darf, die siebente, „Der Steinmetz von Köln", nach Anlage und Stoff am anspruchsvollsten, nach Ausführung und künstlerischer Durcharbeitung weniger gelungen erscheint als die schlichtern Vorgängerinnen. Immer haben wir es jedoch in Diel's Novellenbuch mit einem vornehmen Geist zu thun, dessen Darstellungen in jenem sanft vibrirenden Gemüthston gehalten sind, der Thränen und Lächeln zugleich hervorruft. In der Charakterisirung der einzelnen Helden und Heldinnen fehlt es dem Dichter häufig an Kraft, in der Schürzung und Lösung des dramatischen Knotens an Gewandtheit, während die Detailmalerei trefflich und besonders Wander- und Naturleben oft mit den feinsten und liebevollsten Strichen gezeichnet sind, z. B. der Tod des Zigeunerknaben, die Schilderung von Prag, Konrad bei Nacht im Dom zu Köln, das Holzfahrtfest, welches den Eingang zu der schon oben genannten „culturhistorischen Erzählung aus dem 15. Jahrhundert" bildet, die Zusammenkunft zwischen der Jüdin und ihrem Sohn in derselben Novelle. Abgesehen von häufiger Breite und einzelnen Unebenheiten im Stil ist auch die äußere Form dieser Novellen lobenswerth und charakteristisch. Das katholisch-religiöse Moment ist überall betont, aber nie störend, da es mehr poetisch als tendenziös gebraucht wird.

Realistischer gehalten, frei von jeder confessionellen Zuthat und doch nicht ohne höhern Schwung sind die auf dem Boden des modernsten Gesellschaftslebens entsprungenen:

2. Novellen von Marie Landmann. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 5 M.

Ebenfalls sieben gute, wenn auch von den eben besprochenen ganz verschiedene Novellen, die weniger zart als energisch in Ton und Auffassung sind, und mehr den Geist zum Handeln und Denken anregen, als das Gemüth zum Träumen verlocken, obwol z. B. die erste Geschichte: „Letzte Rose", die zweite: „Steuerlos", und die dritte: „Im Schnee", einzelner schwärmerisch-sentimentaler Züge nicht entbehren. Dagegen weht in den vier übrigen Novellen: „Zum Ledigbleiben erzogen", „Stahl und Stein", „Liebesbriefe" und „Die Nike des Paionios", ein gesunder, kampfeslustiger, der vernünftigen Selbständigkeit des Weibes freundlicher Hauch, und dieser lebensfrische Odem steigert sich in der flott geschriebenen Novelle „Liebesbriefe" fast zum übermüthigen Wirbelwind, ohne jedoch das wahre Herzensglück der Hauptpersonen zu zerstören und auch ohne das Gefühl des Lesers zu verletzen. Die Anlage der hübsch erfundenen Novellen ist knapp und geschickt, ebenso die Charakterisirung der verschiedenen Liebes- und Ehepaare — denn in jeder von ihnen kommt am Ende die Rechte zu ihrem Rechten, da auch die „zum Ledigbleiben erzogene" Professorstochter in der Ehe ihren wahren Beruf erkennt — lebenswahr und treffend. Am interessantesten erscheint uns in diesem Novellenkranze die zweite: „Steuerlos", in welcher eine anfangs unglückliche Ehe durch schwere Prüfungen in ein befriedigendes, harmonisches Zusammenleben übergeht, nachdem Virginie,

die schöne und geistvolle Frau des tüchtigen, aber in Engherzigkeit und Pedanterie befangenen Kaufmanns Bernhard Dieffenbach, durch den Tod ihres Kindes und eine gefährliche Neigung zu einem talentvollen Schauspieler aus ihrem Traumleben aufgerüttelt, in den einfach und ergreifend geschilderten Conflict zwischen Neigung und Pflicht geräth, um schließlich in der Pflicht den Trost für verlorene Liebe zu finden. An ihrem Krankenlager aber wacht ihr Gatte, und auch sein Wesen erleidet eine heilsame Wandlung — er verläßt den Pfad der praktischen Nüchternheit, und nicht länger steuerlos lenken zwei nun innerlich verbundene Menschen, die vorher nur äußerlich zusammengehörten, ihr Lebensschiff in den Hafen eines reinen Glücks. Der Künstler aber, der Virginie geliebt, hat durch den Schmerz der Trennung erst die Weihe erhalten, deren das Genie bedarf, um zum höchsten Ziele zu gelangen. Eine kleine, sehr stimmungsvolle Komödie aus dem modernen Leben, wie sie sich in den künstlerischen und feinen Kreisen Berlins recht wohl abgespielt haben kann, ist die siebente Novelle: „Die Nike des Paionios“, in welcher Liebe und Schönheit einen ähnlichen Triumph feiern, wie in den alten Zeiten, da Pygmalion seine Schöpfung anbetete; auch wird von der fein beobachtenden Verfasserin mit Recht betont, daß häufig ein gemachtes Kunstinteresse das echte, reine, angeborene Kunstgefühl in den sogenannten gebildeten Schichten verdrängt oder das letztere ersetzen soll. Auch den übrigen Novellen, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, obwol sie es verdienten, fehlt es nicht an manchem satirischen Streiflicht, und Leser, die das Leben in seiner wahren und doch vom versöhnenden Hauch der Kunst berührten Gestalt in der Dichtung wiedererkennen wollen, werden diese Novellen einer Schriftstellerin von Talent und vielseitiger Bildung mit Vergnügen durchblättern.

Von einer ähnlichen tüchtigen Gesinnung eingegeben und ebenfalls zur Kategorie der bessern Novellistik zu zählen ist:

3. Nemesis. Von Helene von Hülsen. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 5 M.

Dieser Ich-Roman enthält eine spannende Geschichte von Liebesleidenschaft und gekränkter Familienehre, und wie schon der Titel errathen läßt, zeigt die fein empfindende und scharf beobachtende Verfasserin, wie „alle Schuld sich auf Erden rächt“. Die Enkelin des Oberförsters von Ewaldstein ist die Erzählerin ihrer eigenen Lebensschicksale und zugleich der Leidensgeschichte ihres Großvaters. Wir begleiten Else von ihren harmlosen Jugendtagen bis zur Confirmation, Verlobung, Hochzeit, bei Freude und Leid und erfahren zugleich, welches schreckliche Geheimniß ihre arme Mutter bedrückt, welcher Kummer auf der Seele des Großvaters lastet und die Ursache seiner Verstimmungen und der häufigen, scheinbar ganz unmotivirten Zornanfälle ist. Von seiner schönen und geliebten Gattin Sophie verlassen, von seinem theuersten Jugendfreund Eugen von Walden, der zugleich Verlobter seiner geliebten edeln Schwester Johanna ist, verrathen und so auf doppelte Weise in seinen heiligsten Empfindungen verletzt, wird der ehemalige tapfere Offizier und spätere schneidige Oberförster ein Sonderling, der mit Gewalt die weichern Empfindungen seines Herzens erstickt und im Vergessen Trost für die unersetzlichen Verluste sucht, die er erlitten hat. Zum Vergeben vermag er erst zu gelangen, als das Grab das verrätherische Paar umfängt, das in blinder Liebeslust die Gebote der Ehre verletzt hatte: die Nemesis hat Eugen und Sophie erreicht, denn in kinderloser, von Stürmen heimgesuchter Ehe und in jenem gegenseitigen Erkalten, das so oft einer wilden Leidenschaft folgt, pflücken sie von dem Baum der Erkenntniß nur bittere Früchte, bis der Tod nach einem Leben voll Reue und Leiden sie befreit. Im Hause des Oberförsters aber blüht ein junges Glück, ein neues thatenfrohes Geschlecht auf; Else ist die Gattin eines geachteten Arztes, die Mutter eines schönen Knaben, die Priesterin, die „mit reiner Hand und reinem Herzen die schwer befleckte Wohnung entsühnt“; ist sie doch eine jener Frauen, die, nach dem Wunsch und den Worten der Verfasserin, „werkthätig ihr höheres Wissen in das praktische Leben umsetzen und dabei gemüthreich sind“.

Die interessante Novelle würde ein noch uneingeschränkteres Lob verdienen, wenn nicht, neben einer durchweg lebendigen, den Situationen angemessenen Schilderung und einer die Hauptpersonen in das rechte Licht setzenden Charakterisirung, an manchen Stellen merkwürdige Stilfehler sich eingeschlichen hätten, die sich bei der sonst so vornehmen und gediegenen Sprache der Verfasserin doppelt verwunderlich ausnehmen; außerdem zum Ueberdruß gebrauchte Gemeinplätze oder Sätze wie der folgende: „Ich äußerte mich einmal zu Cousine Mathilde darüber. Diese war sowol aus Banden der Verwandtschaft wie der Sympathie meiner Frau Hauptumgang in Berlin.“ Es ist die Pflicht der Kritik, dergleichen Ausstellungen zu machen, und nach dem Lessing'schen Ausspruch ist es gerade der gute Dichter, mit dem man am strengsten verfährt; deshalb wird auch „Nemesis“ durch solche Ausstellungen nicht auf das Niveau der Alltagsliteratur und der Leihbibliothekromane herabgedrückt.

Auch der nächstfolgende Roman steht nach Inhalt und Darstellung in mehr als einer Beziehung mit „Nemesis“ auf gleicher Stufe und wird besonders von der Frauenwelt mit Interesse gelesen werden, da der Name der Verfasserin einen guten Klang unter den vielen berufenen Schriftstellerinnen hat; es ist:

4. Herodias. Roman von E. Vely. Zwei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1883. 8. 8 M.

Obwol nicht neu in der Erfindung, da das Thema der rothblonden Undinen, welche Liebe erwecken, ohne selbst Liebe zu fühlen, genugsam und in allen Tonarten behandelt worden ist, bringt die beliebte und in d. Bl. schon oft mit Anerkennung genannte Verfasserin doch manchen originellen und liebenswürdigen Zug in eine mehr modern

gehaltene als, vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, sympathisch berührende Novelle, deren Heldin ähnlich wie Sophie in „Nemesis“ zu lieben glaubt, wo nur ein müßiges Spiel der Phantasie ihren Sinn beschäftigt. Doch werden in jener Erzählung nur zwei Männer die Opfer dieses Irrthums, während in „Herodias“ ein ebenso gelehrter wie grundguter, von der Schriftstellerin sehr anziehend geschilderter Alterthumsforscher, Balthasar Wendelin, ein überspannter Maler, Heinrichsen, ein Professor der Kunstgeschichte, Sander, ein Millionenmann, Fabrikant Dietrich Adrian, ein Lebemann, der Bankier Randolf Dörbing, und zuletzt Prinz Erik, ein fürstlicher Dilettant, in den Banden der kühlen Frau schmachten, die Liebe und Glück sucht, aber ohne Geld nicht leben kann und nicht zu arbeiten gelernt hat. Vielleicht ist es auch ein höheres seelisches Problem, welches in „Herodias“ verkörpert sein soll: das Sehnen nach einem vollen, reinen Glück, wie es die Erde nicht bietet, nach einer Verbindung zwischen Mann und Weib, in der Herz und Geist gleich befriedigt werden. Darum ist Belisa, die von dem von ihr verlassenen Geliebten, dem Maler, in einem mehr sensationellen als künstlerisch aufgefaßten Bilde als „Herodias, welche tödtet, die sie liebt“, dargestellt und so geradezu dem Spott der Oeffentlichkeit preisgegeben wird, auch im Stande, ihren Gatten, den nicht hochgebildeten, aber zärtlich liebenden und ehrenhaften Adrian zu verlassen, auf ihre beiden Kinder zu verzichten und dem Prinzen Erik zu folgen, der Belisa bewundert und den sie liebt, soweit eine Undine lieben kann. Er hat im Duell den Maler getödtet, der Belisa durch sein Bild beleidigte, und diese That umgibt den Prinzen in ihren Augen mit einem Nimbus, der leider, nachdem die Ehe zwischen dem romantischen Paar geschlossen, immer mehr verblaßt, bis Belisa, gebrochen an Leib und Seele, heimkehrt in die schöne Stadt Ulm zu dem Jugendfreunde Wendelin, der die Sterbende mit der zartesten Pflege umgibt und ihr das Ende erleichtert, nachdem er schon ihrem geschiedenen Gatten ein treuer Freund und Tröster geworden ist. Das Bild dieses alten Junggesellen mit dem Kinderherzen ist nicht ohne feine humoristische Beleuchtung und gibt einen wohlthuenden Contrast zu dem zerfahrenen, geistsprühenden, funkelnden, aber gemüthlosen Auftreten der schönen Belisa. Auch die übrigen Personen der Handlung sind, wie es von einer Schriftstellerin, die so häufig Proben eines reichen Talents gegeben, nicht anders zu erwarten ist, treffend gezeichnet; eine reizende Figur im Genre der komischen Alten ist Wendelin's treusorgende Wirthin, die gute Frau Käferle. Stadt und Land, Reise- und Hofleben, Kunstbestrebungen und wissenschaftliche Fragen sind in den Kreis des Buchs gezogen, dem wir bis auf das etwas verbrauchte Sujet gern unsere Anerkennung schenken. Leider ist der Stil nicht ganz tadelfrei, während die Erzählung sonst viel Originelles und Gutes enthält und Composition und Durchführung des Themas mit großem Geschick behandelt sind.

Romantischer in der Fülle der geschilderten Ereignisse, doch weniger von der geistvollen Seite aufgefaßt, von der E. Vely ihren Stoff behandelt, als von einer ernsten, gemüthvollen Betrachtung des Lebens und der Menschen getragen, erscheint:

5. Leonilda. Eine Erzählung in zwei Bänden von Hermine Olten-Varnbüler. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1882. 8. 6 M.

Wie Helene von Hülsen, so steht auch die Freiin von Varnbüler den Hofkreisen nahe; beide Schriftstellerinnen haben ihr Buch einer hohen Frau gewidmet, und es ist erfreulich, wenn hochgestellte und feingebildete talentvolle Damen die Verbreitung gesunder Ideen fördern, besonders im Gewande der Erzählung und Novelle, als der ansprechendsten Form poetischer und belehrender Mittheilung. So ist auch „Leonilda“ eine lehrreiche und zugleich spannende Novelle, in welcher die Kraft der starken reinen Liebe, die „getreu ist bis in den Tod“, anschaulich und sympathisch geschildert wird. Alle Figuren der etwas breit ausgedehnten, von Oberschwaben bis nach Venedig und Ungarn, ja über das Weltmeer bis nach Indien sich verlaufenden Handlung sind, bis auf die emancipirte Engländerin Mary Grant, die irische Intriguantin Mrs. Garret, den tückischen Schleicher Robert Spitter, die leichtfertige Camilla, den neidischen Baron Bodenberg und die kaltherzige Mutter Leonilda's, die Gattin des politischen Verbrechers Alonzo Tiepolis, von einer so ausdauernden Güte, Hingebung und Aufopferungsfähigkeit, daß die vereinigten teuflischen Dämonen, die sich zum Untergang Leonilda's und ihres Geliebten verbunden, solcher Stärke nicht zu widerstehen vermögen; trotz List und Gewalt, Betrug und Gift wird die schöne Venetianerin Leonilda nach jahrelanger Prüfung die Gattin Edgar von Sternberg's, eines feingebildeten, männlich handelnden, glühend liebenden, armen Edelmanns aus vornehmem Geschlechte. Doch ist das spät an den Ufern des Ganges erblühte Glück von kurzer Dauer. Leonilda erliegt einer zehrenden Krankheit, und Edgar kehrt nach Deutschland zurück, um in den Armen seiner Jugendgespielin und Cousine Helene von Sternberg, die er wie eine Schwester liebt, während sie ihm die leidenschaftliche, aber stets verborgene Zuneigung einer Braut bewahrt hat und deshalb unvermählt geblieben ist, zu sterben. So poetisch und liebevoll die duftige Erscheinung der kindlichen Leonilda von der Verfasserin gezeichnet worden ist, so finden wir doch den eigentlichen Heroismus der Liebe mehr in Helene vertreten, einer Frauengestalt, die auf die warme Sympathie der Leserinnen rechnen kann, da sie im Stande ist, nicht allein ihren Reichthum, sondern ihr Herz, ihr ganzes Sein dem geliebten Manne zu opfern, ohne je auf ein volles Glück an seiner Seite zu rechnen, ohne hart und unduldsam, ohne grämlich oder überspannt zu werden. Aehnlich aufopfernd geschildert, aber aus gröberm Stoff geformt ist die Diakonissin und spätere Pfarrersfrau, Helenens Freundin Bertha Ewald, während der Pfarrer vielleicht von

allen Menschen, mit denen Helene in Berührung kommt, am meisten das Ewig-Weibliche versteht, das in dieser liebenswürdigen Frau zum Ausdruck kommt. Hätte die Verfasserin der an spannenden Situationen, scheinbar unlöslichen Verkettungen und dramatisch gesteigerten Conflicten fast zu reichen Erzählung sich zu einigen Kürzungen und einer nach der formellen Seite strengern Sichtung des Materials entschließen können, so wäre der literarische Werth der sonst ganz annehmbaren Novelle sehr gehoben worden. Der Stil ist auch hier, wie so oft bei weiblichen Autoren, erst in zweiter Linie berücksichtigt worden, und es ist bedauerlich, das Gute, das geschrieben wird, entstellt zu sehen durch die Art, wie es geschrieben ist. Natürlich gelten diese kritisirenden Bemerkungen nur einzelnen Stellen des mit Wärme und Einsicht verfaßten und mit einem gewissen phantastischen Reiz ausgestatteten Buchs.

Wiederum in exclusive Kreise und vollständig auf den glatten Boden des Salons führt uns der auf den Motiven der Musik und Liebe aufgebaute Roman:

6. Asta's Lieder. Die Herzensgeschichte einer Gräfin, erzählt von Graf Emerich Stadion und Emile Mario Vacano. Gesang von Graf Emerich Stadion. Breslau, Schottländer. 1882. 12. 3 M. 50 Pf.

Diese Liebesgeschichte einer liebenswürdigen, schönen und guten Gräfin ist von den Verfassern der „berühmten Dichterin und Liedersängerin Elise Polko" gewidmet und im Stile der „musikalischen Plaudereien" gehalten, welche diese Schriftstellerin von Zeit zu Zeit veröffentlicht; dabei hat Vacano die französirende Roccocomanier vorwalten lassen, die den talentvollen, scharf urtheilenden, aber so gern in Spielereien verfallenden Dichter kennzeichnet, während Graf Stadion die der schönen Asta von ihren Verehrern dargebrachten Lieder mit Texten von Julius Bacher, Robert Prutz, Heinrich Heine, Nikolaus Lenau, Stirle-Holzmeister, Oskar von Redwitz, O. Ernst Bohl, Wilhelm von Marsano, Betti Paoli componirt hat und mit dieser Gabe musikalischen Leserinnen gewiß eine willkommene Unterbrechung in der Lektüre der hübsch erfundenen Verlobungsgeschichte Asta's und des edeln Sireno von Dettensee bereitet. Das satirische und in den Kapiteln, welche den geheimnißvollen Prinzen Muraru behandeln, geisterhafte Element dieses Musikromans tritt zu stark hervor; der Stil wird am besten durch folgende zwei Proben charakterisirt:

Ihre schwarzen Augen waren glänzend und sanft wie der nächtliche See, in dem sich der Mond spiegelt, ihr Profil war wahrhaft beängstigend untadelhaft, und die lilienhafte Biegung ihres Nackens hatte jene Jungfräulichkeit, die man an den Engeln der Verkündigung findet, wie keusche Malerherzen sie gern träumen mögen.

Und:

„Robert Schumann ist so recht der Dichter des Clairobscur", fährt Asta eifrig fort. „Seine Lieder sind wie jene Blumen, die sich nur am Abend erschließen, seine Phantasiestücke wie schwarze Sonnen und seine größern Tonwerke wie rosenüberblühte Sphinxe."

Dann folgt ein wunderliches Gespräch über Richard Wagner, und Musiker von Profession mögen die Köpfe über die Ansichten schütteln, welche in den Salons der musikalischen Aristokratie entwickelt werden; uns scheint die vorliegende Novelle bizarr anstatt originell — mais chacun a son goût!

Da wir heute so tief in das vornehme Schriftstellerthum hineingerathen sind, nehmen wir hier noch von einer Novelle Notiz die, ebenfalls von einer adelichen Verfasserin herrührend, wie die vorige von Musik und Liebe handelt und auch einen musikalischen Titel führt:

7. Ein Moll-Accord. Eine Waldgeschichte von Else von Lynden. Schwerin, Schmiedekampf. 1883. 12. 1 M. 80 Pf.

Glücklicherweise hat die Verfasserin durch die Beifügung „Waldgeschichte" angedeutet, daß wir in der kleinen Künstlernovelle noch etwas anderes finden als Musik; eine träumerische Stimmung ruht über dem Landschaftsbilde von der Heide wie über der Herzensgeschichte der schönen ungarischen Hirtentochter Yalva, welche, mit einem seltenen Talent für Musik begabt, auf ihrer Geige, die sie von der früh verstorbenen Mutter geerbt, schwermüthige Weisen spielt und in diesen Tönen das Sehnen ihres Herzens der Waldeinsamkeit anvertraut, in der sie zur Jungfrau heranblüht. Von einem alten Hausirer in die Stadt geführt, hört sie im Klostersaal, versteckt in einer kleinen unbenutzten Seitenkapelle, das wunderbare Saitenspiel eines fremden Künstlers, wird von diesem überrascht, als sie auf seiner Geige die eben gehörte ergreifende Melodie nachspielt; sie kehrt wie träumend auf die Pußta zurück, wird aber von dem Künstler, der ihre fremdartige Schönheit und ihr holdes Betragen nicht vergessen kann, aufgesucht und in selbstloser, reiner Liebe zur Braut begehrt. Doch der stolze Vater des jungen nordischen Künstlers trennt mit kaltem Wort die beiden Herzen, und als nach seinem plötzlichen Tode Erik wieder zu Yalva zurückkehrt, kann er ihr nur noch ein gutes Wort zum Abschied sagen — sie stirbt am gebrochenen Herzen; zu zart für das Leben und seinen Kampf, geht sie friedlich in das Land der Engel. Ein duftiger Hauch liegt über diesem Stimmungsbilde, vielleicht etwas zu weich für unsere den Träumen abholde thatenlustige Zeit, aber echt poetisch. Die kleine Erzählung wird sich gewiß Freunde erwerben.

Gleichfalls fern von Sentimentalität wie Nüchternheit, nicht so „zerflossen in Mondenschein und Blumenduft" wie die eben besprochene Waldgeschichte, sind drei kleine in einem Bändchen gesammelte, recht gut geschriebene, wenn auch einfache Geschichten:

8. Drei Novellen von Juliane. Hamburg, Grädener u. Richter. 1882. 16. 1 M. 80 Pf.

Die erste dieser Novellen: „Der alte Spiegel", behandelt in märchenhafter Einkleidung die Erinnerungen einer alten Frau, welche sie ihren Enkeln erzählt, während

die Bilder der Vergangenheit, die Personen, mit denen sie jung war, ihre Lust und ihr Leid theilend, sie aus dem alten Spiegel heraus anschauen, der dem Kamin gegenüberhängt. Als sie stirbt, stürzt der Spiegel herab, die Erzählerin, die auf seiner Fläche liebliche Geschichten gelesen, ist auf immer stumm. Die zweite Novelle: „Der Hochzeitsschmuck", versetzt uns nach Interlaken und behandelt den jähen Tod einer bei einer Bergpartie verunglückten jungen Frau, die am Jahrestage ihrer Hochzeit, geschmückt mit dem Hochzeitsgeschmeide, in der Fülle des Lebens, der Jugend und des Glücks vom Blitzstrahl getödtet wird: ein trauriges Bild von der Vergänglichkeit des Lebens inmitten einer großartigen Natur, erschütternd und doch nicht ohne Erhebung. Die dritte Novelle: „Das Schlößchen", zeigt, wie edle Naturen selbst eine starke Leidenschaft zu überwinden vermögen, und daß tiefe und echte Freundschaft nicht unbedingt durch die Liebe zerstört werden muß, wenn auch nur ein starkes Pflichtgefühl und männliche Entsagung zu solchem Opfer befähigen. Wohlthuende Wärme, ein Zug zum Idealen bei edler Anspruchslosigkeit machen die Novellen von Juliane zu einer willkommenen Gabe „für heranwachsende Töchter".

Zur Dante-Literatur.

1. Aus Dante's Verbannung. Literarhistorische Studien von Paul Scheffer-Boichorst. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 6 M.

Derselbe Forscher, welcher in seinen „Florentinischen Studien" vom Jahre 1874 das Verdammungsurtheil über Dino Compagni's Chronik gesprochen, erörtert hier in sechs Abschnitten mit gleicher Schärfe verschiedene auf das Leben und die Schriften Dante's sowie auf dessen ersten Biographen Boccaccio bezügliche Fragen mit einem Reichthume kritischen Materials und einer sicher treffenden Verwendung desselben, welche dem der Quellenbenutzung Fernerstehenden Seite für Seite gegenständlich Neues bringen und zugleich geeignet sind, in die richtige Methode kritischer Verwerthung der Quellen, auch der unscheinbarsten Notizen aus solchen, einzuführen. Obwol wir nicht allen Schlußergebnissen des Verfassers, wie sich zeigen wird, beistimmen können, so müssen wir doch gestehen, daß es schwer ist, die mit Gründen und Gegengründen so überaus wohlgepanzerten Beweisführungen desselben an irgendeiner Stelle zu durchbrechen.

Der erste und längste, wesentlich biographische Abschnitt des Buchs behandelt die letzten Jahre des Dichters, die er bekanntlich bei seinem fürstlichen Gönner, dem jüngern Guido Polenta zu Ravenna, verlebte. Hier gibt der Verfasser aus entlegenen Quellen, durch scharfsinnige Combinationen, vielfältige Aufklärung über das äußerliche und literarische Leben und Treiben an dem kleinen Hofe und die Stellung, welche Dante an demselben einnahm. Aus dem Eklogenaustausche des Dichters mit dem ihm befreundeten Giovanni Virgilio in Bologna, der ihn gern dahin ziehen und ihn zur Abfassung der „Commedia" in lateinischen Hexametern hatte bewegen wollen, gewinnt der Verfasser, nach Anleitung eines alten Glossators, eine Menge versteckter Personalbeziehungen, welche den persönlichen Verkehr Dante's mit den literarischen Größen des kleinen Kreises beleuchten. Was eine öffentlich lehrende Thätigkeit Dante's in Ravenna betrifft, so hält sie auch Referent für wahrscheinlich; doch vermag er so wenig wie früher die Vertrautheit Dante's mit dem Griechischen zuzugeben, und wenn der Verfasser einen Beweis dafür dem überlieferten Sonette des Dichters an Bosone Raffaeli, das er also für echt hält, entnimmt, so meint Referent, daß die corrupten griechischen Wortformen in Dante's Briefe an Can Grande, in dem „Convito" und in der „Commedia" durch Rückschluß allein schon die Unechtheit des fraglichen Sonetts ergeben. Die eingehende Prüfung des von andern als eine Fälschung des 16. Jahrhunderts verdächtigten Briefs von Dante aus Venedig an Guido Polenta, in einem besondern Abschnitt, erweist dieses Schreiben, trotz seiner spätern Wortabfassung, als unzweifelhaft echt. Auch die berühmte Epistelabhandlung des Dichters an den Fürsten von Verona, Can Grande della Scala, so unerläßlich für das Verständniß der „Commedia", sichert der Verfasser in einem andern Abschnitte seinem authentischen Bestande nach, wenn es dessen noch bedarf, indem er einerseits die von einigen behauptete Fälschung aus äußerlichen Gründen entschieden zurückweist, andererseits sich unter Anführung von Vergleichsstellen auf den unverkennbaren Geist Dante's beruft, der aus jedem Satze des Briefs den kundigen und unbefangenen Leser anspreche. Anderes Wichtige müssen wir unberührt lassen; nur über drei Punkte können wir nicht umhin, einige Einwendungen gegen die von dem Verfasser gezogenen Schlüsse zu machen.

Zuerst betreffend die Abfassungszeit der Dante'schen Schrift „Ueber die Monarchie" im zweiten Abschnitte. Wir stimmen in allem den Widerlegungsgründen des Verfassers gegen die Annahme von der Abfassung *vor* dem Exil des Dichters bei, nicht aber der Beweisführung für eine so späte Abfassung, daß sie erst um die Jahre 1318—19 unter dem Einflusse des Herzogs Can Grande geschehen sein könnte, und finden keinen Anlaß, von unserer fest gewordenen Meinung, dieselbe stehe vielmehr, gemäß dem Berichte Boccaccio's, mit dem Römerzuge Heinrich's VII. in ursächlichem Zusammenhange, abzugehen; die dagegen vorgebrachten Gründe scheinen uns nicht schlagend. Die von dem Verfasser beglaubigte Verweisung Dante's selbst im ersten Buche der Schrift auf eine Stelle im fünften

Gesange des „Paradieses" („sicut in Paradiso Comedie jam dixi") entscheide darum nichts, weil der Inhalt dieser ersten fünf Gesänge nirgends zu der Annahme nöthigt, daß sie von dem Dichter so spät niedergeschrieben wurden. Die weitern Argumente des Verfassers sprechen allerdings, doch nicht entscheidend für seine Aufstellung; die gleichzeitigen geschichtlichen Vorgänge dagegen, die politische Zeitlage jener Jahre, welche der Verfasser so übereinstimmend mit dem Entschlusse zur Abfassung der Schrift findet, vermögen wir nicht im gleichen Sinne anzuschauen. Das Verhältniß des Papstes zu dem deutschen König Friedrich von Oesterreich mag damals ein feindseliges gewesen sein; auch mag diplomatischer Verkehr zwischen dem Könige und dem von ihm bestellten Reichsvicar Can Grande von Verona, dem Schutzherrn Dante's, stattgefunden haben: aber die doppelte Thatsache von der bewaffneten Hülfesendung des deutschen Feldhauptmanns Grafen Görz von seiten des Königs zur Unterstützung der Trevisaner, dann der Paduaner gegen Can Grande, welcher die beiden Städte belagerte, die Nöthigung für denselben, sich zurückzuziehen, im Jahre 1319, und im folgenden Jahre die empfindliche Niederlage des Fürsten vor Padua, die er allein dem Eingreifen des Königs verdankte — seltsamerweise das alles sozusagen episodisch innerhalb seiner Reichsvicariatsstellung —: diese Thatsachen können doch wol nicht als eine geeignete Grundlage für die Stimmung Dante's zur schriftstellerischen Verherrlichung der kaiserlichen Weltherrschaft angesehen werden. Es ist auffallend, daß der Verfasser bei Darstellung jener Verhältnisse gerade unmittelbar vor der Niederlage Can Grande's bei Padua abbricht, welche die Feindseligkeit zwischen ihm und dem König offen an den Tag legte. Da muß man doch sagen, daß den gläubigen Verherrlicher der Weltmonarchie eine ganz andere politische Luft umwehte, als Heinrich VII. seinen Römerzug rüstete und in Ausführung brachte, oder auch, als er dabei ein tragisches Ende fand! Und ist es nicht wohlgethan, die Anschauungen von der Weltmonarchie im zweiten Buche der Schrift, im vierten des „Convito" und in dem Briefe an die Florentiner in ihrer Uebereinstimmung auch zeitlich eng zusammenzuhalten und als annäherungsweise entscheidend für die Abfassungszeit gelten zu lassen? Von unbedingt sicherer Feststellung kann nicht die Rede sein; die meiste Wahrscheinlichkeit aber spricht nach unserer Meinung für die Abfassung der Schrift zur Zeit und unter Einwirkung des Römerzugs von 1310.

Der zweite Punkt betrifft das Verhältniß der beiden Abfassungen, welche von Boccaccio's „Vita di Dante" vorhanden sind, worüber der Verfasser im fünften Abschnitt seines Buchs sich verbreitet. Unwiderleglich ist nachgewiesen, daß der kürzere Text der jüngere von beiden und als ein Auszug aus dem andern, mit verschiedenen Zusätzen und redactionellen Aenderungen, anzusehen sei; auch der Nachweis, daß die Abfassung dieses „Tratatello", wie Boccaccio selbst im „Commento sopra la Commedia" seine Biographie Dante's nennt, vor jenes, etwa zwischen die Jahre 1360 und 1370, fällt, kann als sicher gelten; ebenso erscheint die Glaubwürdigkeit des thatsächlichen Inhalts der „Vita", wenn man nur im Auge behält, woran der Verfasser erinnert, daß die Schrift sich als ein Denkmal, welches der Dichter dem Dichter setzte, darstellt, also mit mancherlei zu entschuldigenden Ausnahmen, in das richtige Licht gestellt. Nur bezüglich der von dem jüngern Texte berichteten Liebesverhältnisse Dante's dürfte wenigstens nicht das angebliche Sonett des Cino da Pistoja, welches den Verstorbenen zusammen mit dem Juden Immanuel in die Hölle zu den Schmeichlern, d. i. nach der Auslegung des Verfassers zu den schmeichlerischen Liebesverführern, hinabweist, als Beleg dafür gelten, daß die Zeitgenossen dem Dichter solches zutrauten; denn der Wortlaut des fraglichen Sonetts im Zusammenhange mit dem ebenso verdächtigen Antwortsonette des Bosone (Raffaeli) da Gobbio ist so unsicher, daß man eher der Annahme geneigt sein möchte, es handle sich in beiden vielmehr um die Region der Heuchler als die der Schmeichler. Ferner können wir nach wie vor die Auffassung nicht theilen, welche der Verfasser mit an sich vortrefflichen Beweisgründen vertritt, daß Boccaccio selbst zugleich auch der Verfasser des Auszugs sei; ihnen gegenüber vermag er folgende Zweifelfragen nicht zu unterdrücken. Ist es denkbarer, daß der ursprüngliche Verfasser sich zu der verkürzenden und abändernden Redaction des Textes veranlaßt gefunden, als daß es ein anderer war; denkbarer, derselbe Autor habe seine irrthümliche Angabe, daß im Geburtsjahre Dante's noch Urban IV. Papst gewesen, bei der spätern Revision festgehalten, als daß ein anderer sie übernommen; denkbarer, daß in der Stelle, wo von der Schwierigkeit der Wiederaufnahme der fallengelassenen „Commedia" die Rede, derselbe Verfasser das „non" vor „senza fatica" später ohne weiteres weggelassen, als daß dies ein anderer that; daß Boccacio selbst in der spätern Abfassung das Liebesverhältniß Dante's in Lucca ergänzt ohne Nachergänzung Lucca's in dem weiterhin folgenden Verzeichnisse der Fluchtorte des Exils, als daß dies ein anderer versehen habe? Sollten wir eher annehmen, daß Boccaccio selbst den dritten Hexameter in dem überlieferten lateinischen Anfange der „Commedia" bei der Revision vervollständigt und diese Vervollständigung in dem noch spätern „Commento" wieder fallen gelassen habe, als daß ein anderer den Zusatz aus eigenem Vorrathe hinzugethan? Und wenn der ursprüngliche Text vorführt, wie die Liebe dem Geiste des Jünglings nicht wenig hindernd gewesen, obwol viele auch das Gegentheil behaupten, der spätere dagegen, sein Geist sei vorzugsweise durch den Anblick der Geliebten für die Dichtung geweckt worden, so scheint es doch ebenfalls undenkbar, daß dieser Widerspruch von ein und demselben Verfasser herrühre. Endlich wäre es auch kaum verständlich, daß Boccaccio sich so wiederholt anerkennend und ausdrucksvoll über das fruchtreiche Verhältniß Dante's zur italienischen Volksmundart ausgesprochen und

bei der spätern Abfassung es vorgezogen haben sollte, diesen wichtigen Punkt fast unberührt zu lassen. Jenes wie dieses spricht gegen die Identität des Autors und des Epitomators; aber Gründe und Gegengründe, miteinander abgewogen, lassen uns doch hier wie in so vielen andern Dante-Fragen zu keiner völligen Gewißheit gelangen.

Der letzte Abschnitt des Buchs nimmt eine oft behandelte, von zwei Seiten gegensätzlich entschiedene Frage wiederum auf, nämlich über die Echtheit des unter dem Namen des Bruders Hilarius überlieferten Briefs an den Fürsten von Pisa, Uguccione della Faggiuola. Inhalt und Fassung des Schreibens sind dem Referenten stets absonderlich, der natürlichen Motivirung entbehrend erschienen, und er findet auch in der Darlegung des Verfassers keinen Grund, von der Annahme einer Fälschung, einer nachträglichen Fabrikation aus der „Vita" abzugehen. Der Verfasser hat eigentlich nur zwei Gründe, einen äußern und einen innern, die ihn für die Annahme der Echtheit stimmen. Einmal legt er einen entscheidenden Werth darauf, daß der florentiner Codex, in welchem die älteste Abschrift des Briefs vorliegt, seinen Bestandtheilen nach sich als das ehemalige Eigenthum Boccaccio's ausweise, der sich diesen Sammelband eigens für seine Zwecke zusammengestellt habe; dieser Quelle seien von ihm dann die betreffenden Mittheilungen des Briefs für seine Dante-Biographie, in welchen ja unleugbar Uebereinstimmendes zu lesen ist, entflossen. Aber der aus der Beschaffenheit des Codex geführte Beweis ist nur ein allerdings scharfsinnig geführter Wahrscheinlichkeitsbeweis, und die eingestandene Fehlerhaftigkeit der einzelnen Schriftstücke im grammatischen Ausdruck, gerade auch der Epistel des Hilarius, spricht nicht für die selbsteigene Anlage und Benutzung des Bandes durch Boccaccio. Uebrigens würde im Falle der Benutzung dieselbe, wie auch der Verfasser zugibt, nur auf die ältere Abfassung der „Vita" bezogen werden können: sowol der verkürzte Hexameter als die Phrase „frustra mandibilis" finden sich nur in jener. Es scheint sonach, daß der Epitomator, sei es nun Boccaccio oder ein anderer, dem Inhalte der Epistel nicht mehr das volle Vertrauen geschenkt habe. Zum andern entnimmt der Verfasser einen innern, ideellen Grund für die Echtheit des Briefs aus dem frappanten Zusammenklingen der von dem Dichter so oft und geflissentlich, gewissermaßen als seine Lebensstimmung ausgesprochenen Friedenssehnsucht mit der in dem Schreiben berichteten lakonischen Antwort „pacem" auf die wiederholte Frage des Hilarius, was er begehre. Dieses Zusammenklingen erweckt in dem Gemüthe des sonst nur kritisch gestimmten Verfassers einen solchen Widerhall, daß er sein ganzes Buch damit einleitet. Wir können uns trotz alledem des völlig entgegengesetzten Eindrucks nicht erwehren; uns scheint vielmehr, wenn wir uns die Situation vergegenwärtigen, das effectvoll eingeführte „pacem" ein sicherer Fingerzeig für die Unechtheit des Briefs, indem wir uns weit eher vorstellen können, der Schöpfer dieses allzu interessanten Actenstücks habe sich die Antwort aus jenen Aeußerungen Dante's in Briefen und Schriften, seinem Zwecke entsprechend, herausgelesen, als daß der Dichter vor der Klosterpforte sich dieser emphatischen Einsilbigkeit bedient habe. An und für sich passend wäre überdies die Antwort wol nur in dem Falle, wenn der Dichter den Frieden seines Lebens hier im Kloster habe suchen wollen, was aber durchaus nicht vorliegt. Abgesehen von diesem Zweifel müssen wir noch folgende Bedenken aussprechen. Uns will es nicht glaublich erscheinen, daß der Dichter so vorzeitig, nachdem er mit dem „Infernum" fertig geworden, in Betreff der Widmungen auch der zwei andern, noch unvollendeten Theile der „Commedia" bei sich schlüssig geworden, um sich darüber schon so bestimmt äußern zu können. Dann kommt uns der Antrag des Dichters an den Briefschreiber, die demselben überreichte Handschrift — die Scene der Ueberreichung selbst sträubt sich gegen die natürliche Vorstellung — mit Glossen zu versehen, während er ihm eben erst die Dichtung als etwas ganz Neues bietet, in jeder Art wunderlich vor. Endlich stimmt es uns nicht zu der vorausgegangenen Gesammthaltung des Dichters bezüglich der von ihm seit Jahren durch schriftstellerische Anwendung geadelten Volkssprache, daß er hier sein entschiedenes Bedauern über den Zwang ausspricht, den die Unbildung der Zeitgenossen ihm auflege, für seine große Dichtung die „legitima vox", d. i. die für den hohen Zweck sich eigentlich allein geziemende lateinische Sprache und Versification, aufzugeben. Alle diese Zweifel und Bedenken lassen uns in unserer bisherigen Ungläubigkeit verharren. Der Werth der ausgezeichneten Abhandlungen wird durch dieselben betreffs des letzten wie der andern Punkte in keiner Weise berührt: sie werden, auch abgesehen von ihrem Einflusse auf die Klärung der einschlagenden Thatsachen, an und für sich stets als Musterstücke historischer Kritik ihre Geltung behalten.

2. La divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Vol. III. Il Paradiso. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Im Jahrgang 1875 d. Bl. ist bereits über das Erscheinen der zwei ersten Bände dieser mit einem italienisch geschriebenen Commentar versehenen Ausgabe von Dante's „Divina Commedia" berichtetet worden. Der vorliegende dritte Band hat viel länger, als in Aussicht gestellt war, auf sich warten lassen; wer aber den 900 Seiten starken, eng gedruckten Band nur flüchtig durchblättert und sich die Mühe gibt, auch nur wenige Seiten genauer prüfend, sich von der vollendeten Correctheit des Textes zu überzeugen — und das ist ja nur das Aeußerliche —, der wird dem Verfasser Glauben schenken, wenn er in der Vorrede versichert, eine so mühevolle Arbeit nicht zum zweiten mal leisten zu wollen. Was den innern Gehalt des Werks betrifft, so ist von diesem dritten Bande, welcher den vollständigsten aller bisjetzt erschienenen Commentare der „Commedia" zum Abschlusse bringt, ganz das gleich Anerkennende und für ein ernstes Studium des Dichters

Empfehlende zu sagen, was über die beiden ersten Bände gesagt werden mußte: überall unbedingte Zuverlässigkeit der Mittheilungen aus den Quellen, nach Abhörung der vorgeladenen Zeugen und Gewährsmänner sicher begründete eigene Entscheidungen, oder wo solche sich nicht treffen lassen, aufrichtig ausgesprochene Zweifel und Appell an das Urtheil des Lesers. Es ist wahr, die Fülle des Gebotenen ist so ungeheuer, daß, wer die Sache leicht zu nehmen gewohnt ist, sich mit Verzagen von dieser erdrückenden moles, die aber keine indigesta genannt werden darf, zurückwenden wird; indeß alles ist ja nicht für jedermann, und wenn deren nur wenige sein werden, die das Ganze in allen seinen Theilen sich anzueignen den Beruf haben, so wird es doch auch an manchen nicht fehlen, welche über einzelne hervorragende Partien der Dichtung volle Aufklärung in dem Werke suchen. Der Leser findet darin das gesammte Erklärungsmaterial, von den ältesten bis zu den jüngsten Commentaren, sammt Mittheilungen aus zahlreichen italienischen Monographien, die uns in Deutschland größtentheils nicht zugänglich sind.

Das Verfahren des Verfassers in dem vorliegenden dritten Bande ist gegen das frühere in etwas verändert: an Stelle zwischen verschiedenen Gesängen eingelegter Digressionen über wichtigere Punkte ist hier aller Erklärungsstoff in die Anmerkungen vertheilt; dann sind, was indeß schon mit den letzten Gesängen des zweiten Bandes beginnt, den einzelnen kleinen Abschnitten der Erklärung orientirende Summarien vorangestellt: überflüssig wäre es nicht gewesen, wenn außerdem der Erklärung eines jeden Gesanges ein Hauptsummarium vorausgegangen wäre. Auch der Textkritik ist die sorgfältigste Erwägung gewidmet: ein hervorragendes Beispiel davon liefert der funfzehnte Gesang zu V. 76, wo die entgegenstehende Lesart (al sol — en sì iguali) mit schlagenden Gründen abgewiesen wird. Wie früher, so erscheinen auch in diesem Bande die beweisführenden Excerpte aus sämmtlichen alten Commentaren, soweit sie gedruckt vorliegen, in voller Ausdehnung, oft über den nächsten Bedarf hinaus, doch nie ohne Frucht für den tiefer Eindringenden, mit skrupulöser Worttreue wiedergegeben. In Betreff der Stellen aus Jacopo della Lana müssen wir unsere Unkenntniß des Abdrucks, welchem der Verfasser folgte, eingestehen, indem der Wortlaut nicht selten von der unsers Wissens einzig vorhandenen, freilich unzuverlässigen Scarabelli'schen Publication abweicht; haben ihm statt dessen die in wenigen Bibliotheken ausliegenden Texte der „Vindeliana" oder der „Nidobeatina", welche Referent nicht zur Hand hat, zu Gebote gestanden? Dann, was die Excerpte aus Benvenuto Rambaldi anlangt, so beklagt der Verfasser selbst den Uebelstand, daß zur Zeit noch kein Abdruck des lateinischen Originals vorliegt, sondern nur die verkürzende und sinnentstellende italienische Bearbeitung von Tamburini; doch sind die historischen Bestandtheile dieses Commentars von Muratori im ersten Bande seiner „Antiquitates Italicae" zugänglich gemacht worden. Der Verfasser hat sich indeß auch in Betreff dieser, wie wir erkannt, an Tamburini gehalten; in den Erklärungen zum funfzehnten Gesange wenigstens, welchen Referent durchgesehen, stammt nur ein kurzer lateinischer Satz aus Muratori, alles übrige ist Tamburini's Eigenthum. Und dessen Uebersetzung begnügt sich keineswegs mit Auslassungen von Textstellen, sondern fügt auch Fremdes, oder vielmehr Eigenes ein; wir könnten davon mehrere Beispiele zu diesem Gesange anführen, lassen es indeß bei dem einen bewenden, wo der Verfasser zu V. 92 die Bezeichnung cognazione, aus dem Commentator referirend, mit dem Satze erklärt: cognazione dicesi la discendenza per femmina, welchen Satz der lateinische Urtext bei Muratori gar nicht hat, sondern nur Tamburini, und zwar zwischen zwei Gedankenstriche gestellt, also, wie es scheint, dadurch als eigenen Zusatz bezeichnet.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede mit unmuthiger Resignation über gegnerische Kritiken der beiden ersten Bände aus: von dieser Stimmung rührt wol auch das völlige Schweigen über den früher in Aussicht gestellten vierten Band her, welcher noch bedeutendes Material zur Erklärung der „Commedia" nachbringen sollte. Hoffentlich hat es der Verfasser nicht wirklich aufgegeben, die Resultate seines Riesenfleißes unverkürzt zu veröffentlichen; oder beabsichtigt er, die für den vierten Band zurückbehaltenen Stoffe in den vor zwei Jahren begonnenen deutschen „Abhandlungen über Dante Alighieri" der Reihe nach zu verwerthen? Der Verfasser ertheilt in der Vorrede für denjenigen, welcher vielleicht nach ihm sein Werk neu herausgeben möchte, sechs Regeln zur Nachachtung: die letzte derselben trifft den früher geäußerten Wunsch des Referenten, den schmächtigen ersten Band an Dimension des Inhalts den zwei andern conform zu machen; der Verfasser sagt zwar eigentlich: die zwei ersten dem dritten; aber er dürfte füglich nicht auch dem zweiten eine weitere Ausdehnung wünschen, da dieser dem dritten wol ebenmäßig erscheint, wenn man in Anschlag bringt, daß auch drei der bedeutendsten alten Commentare dem „Paradiso" die umfänglichste Erklärung widmen. Wir haben zum Schlusse nur noch den dringenden Wunsch auszusprechen, es möchten dem Verfasser Zeit und Umstände, innere wie äußere, gestatten, sein durch Reichthum des Inhalts, unübertroffene Sorgfalt und Zuverlässigkeit staunenerregendes Werk selbst noch zu der Vollendung zu bringen, welche seinem unverwüstlichen Eifer im Geistesdienste des erhabenen Florentiners genügen kann.

Theodor Paur.

Werke von Claudius.

Matthias Claudius' Ausgewählte Werke. Mit einem Lebensbilde und mit Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Flegler. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1883. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

In dem Vorwort hat sich der Herausgeber, der Seminarlehrer in Bensheim ist, über die getroffene Auswahl und die Beigaben namentlich im Verhältniß zu der die sämmtlichen Werke des „Wandsbecker Boten" umfassenden Arbeit von C. Redlich ausgesprochen, die er mit der wohlverdienten Anerkennung benutzt hat, ohne dabei auf eine gewisse Selbständigkeit zu verzichten.

„In den Werken" — so habe ich mich in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" (2. Aufl. 1880) ausgesprochen — „wie in dem Leben des «Wandsbecker Boten» herrscht gläubige Frömmigkeit, frohe Zufriedenheit in der Beschränktheit und edle, biedere Einfachheit und Einfalt. Das Streben nach schlichter Volksmäßigkeit ist ihm mehr in Gedichten gelungen, von denen viele im Munde des Volks fortleben, als in der Prosa, in der er den Volkston vielfach durch Aeußerlichkeiten und Abweichungen von der Schriftsprache, namentlich in Wortverkürzungen durch Elisionen, zu erreichen suchte und neben diesem schlichten Ton des Volksboten im Gefühl der Unzulänglichkeit einen etwas höhern, den seines Vetters, wie er sagte, anstimmte. Die in seiner spätern Zeit mehr hervortretende mystische Färbung seiner frommen Gläubigkeit und die verächtliche Geringschätzung der Aufklärung und der Philosophie ist nicht mit Unrecht als Beschränktheit und Einfalt verspottet, aber die Ehrlichkeit seiner einfältigen Ueberzeugung wol niemals auch nur angezweifelt worden."

Uebereinstimmend mit dem hier über das Verhältniß der frühern und der spätern Schriften Angedeuteten hat der Herausgeber jene so gut wie vollständig gegeben, dagegen für die letztern sich auf eine Auswahl beschränkt: ein Verfahren, das man für den allgemeinen Leserkreis nur wird gutheißen können. Für diesen wird auch das als Einleitung gegebene Lebensbild eine willkommene und ihrem Zweck genügende Beigabe sein. Der Herausgeber sagt im Vorwort:

Die Beigabe von Anmerkungen zu dieser Ausgabe ist aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß sehr viele Stücke derselben nur dann recht verstanden werden, wenn man die Veranlassung kennt, die sie hervorgerufen hat, und in den Gedankenkreis sich versetzt, in welchem sie sich bewegen. Claudius' literarische Arbeiten sind Erzeugnisse der Ideen, welche die damalige Zeit erfüllten; aus diesem Zusammenhang losgelöst, sind sie Steine ohne Fassung. In den Erläuterungen ist nun ein Versuch gemacht, für die hauptsächlichsten Aufsätze den zeitlichen Hintergrund zu skizziren. Ich habe nicht für Gelehrte geschrieben, sondern für Leser, die nur die gewöhnlichen Kenntnisse eines Gebildeten mitbringen, und wollte gemeinverständliche Ausführungen geben, nicht bloße Andeutungen und literarische Hinweise.

So darf denn diese Ausgabe dem Kreise gebildeter Leser, für den sie bestimmt ist, wohl empfohlen werden, und dieser Empfehlung soll und wird es keinen Abbruch thun, wenn ich zum Schluß einige von den geringfügigen Berichtigungen, die ich mir angemerkt, mittheile: S. 532 heißt es in Bezug auf die namenlos erschienene und damals allgemein Goethe zugeschriebene Flugschrift von Heinrich Leopold Wagner: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten": „Pastor Goeze hatte gesagt, der närrische Don Quixote sei viel vernünftiger als Werther; darauf bezüglich meint der Esel: der Werther

Erscheint mir im Vertraun ein starker Misonos

(d. i. ein Vernunfthasser). Die Eule dagegen urtheilt:

Bei klugen Eulen macht ihm das nun viele Ehre, —
Wenn er nur minder Freund von Licht und Feuer wäre."

Hier ist die nach Düntzer's Vorgang gegebene Verdeutschung des griechischen Misonos durch Vernunfthasser unrichtig, es sollte vielmehr „Eselhasser" heißen. Zu der Aeußerung von Claudius S. 394: „Ob, mit Lessing in seiner Parabel zu reden, alles Licht durch die Seitenfenster einfalle, oder ob auch einiges von oben einfallen könne: die Frage theilt die Anhänger der Religion in zwei Klassen, die wesentlich verschieden sind."

In der Anmerkung dazu sagt der Herausgeber:

Der Gedanke, daß alles Licht nur durch die Seitenfenster in die Gemächer des Palastes falle, und keins von oben, d. h. daß die religiösen Wahrheiten nur auf der menschlichen Vernunft, nicht auf göttlicher Offenbarung beruhten, liegt nicht in der Erzählung (Lessing's Parabel). Es ist wol auch nicht Claudius' Absicht, ihr diesen Satz unterzuschieben.

Hier ist dem Herausgeber entgangen oder entfallen, daß Lessing in seiner Parabel gerade das Hauptlicht von oben in den Palast einfallen läßt. „Man begriff nicht", heißt es bei Lessing wörtlich, „wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten zu Sinne."

Auf einer andern Seite der Anmerkungen ist das Gedicht von Johann Heinrich Voß: „Der Kauz und der Adler. Keine Fabel" — „in der ursprünglichen Fassung" mitgetheilt. Es hätte wol bemerkt werden sollen, daß sie ganz in derselben Fassung auch noch in den „Sämmtlichen Gedichten von Johann Heinrich Voß. Auswahl der letzten Hand" (Königsberg 1825, IV, 166) sich findet, mit der einzigen Abweichung, daß es in Vers 20 heißt: „in heil'gem Dunkel" statt „im heiligen Dunkel".

Und so wäre vielleicht noch manche Kleinigkeit in den Beigaben des Herausgebers zu berichtigen, ohne daß dadurch, wie gesagt, der Werth derselben wesentlich beeinträchtigt würde.

Daniel Sanders.

Zur Freimaurerei.

J. G. Findel's Schriften über Freimaurerei. Dritter und vierter Band: Geschichte der Freimaurerei. Leipzig, Findel. 1883. Gr. 8. 6 M.

Dieser von uns in Nr. 37 d. Bl. f. 1883 angezeigten Sammlung schließt sich hier das Hauptwerk des Verfassers an. Dasselbe ist mit dem, was wir am angeführten Orte sagten, bereits charakterisirt, und es erübrigt uns nur, zu berühren, worin sich diese fünfte Auflage der freimaurerischen Geschichte Findel's von den vier vorhergehenden unterscheidet. Die Geschichte der Freimaurerei ist an sich schon trocken und ziemlich langweilig, und wir können uns daher nicht damit befreunden, daß Findel die neueste Auflage seiner Darstellung derselben nicht etwas interessanter zu gestalten sich entschloß, was durch Heranziehung mancher mit dem Freimaurerbunde im Zusammenhange stehender Momente leicht möglich gewesen wäre. Ja, es scheint uns, als habe diese fünfte Auflage an Trockenheit noch zugenommen; auch fiel uns auf, daß darin mehr gestrichen als neu aufgenommen ist. Ebenso scheint der Verfasser bei ihrer Bearbeitung etwas zu hastig vorgegangen zu sein und derselben nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet, ja mehrere neuere Veröffentlichungen, wie z. B. den Supplementband des „Handbuchs der Freimaurerei" nicht ausreichend benutzt zu haben. Davon einige Beispiele. In der neuesten Geschichte der französischen Freimaurerei ist die Periode von 1852 bis 1882 überschrieben: „Der Großorient von Frankreich unter Murat'scher Herrschaft" (welche letztere doch schon 1862 ein Ende nahm). Die neueste interessante Krisis in jenem Großorient ist sehr verstümmelt. Unter den fremden Ländern, in welchen der Großorient von Frankreich Logen hat, ist die „Walachei" aufgeführt, während es ein Land dieses Namens so wenig mehr gibt wie eine „Moldau", sondern nur ein Rumänien! Der Suprème Conseil von Frankreich soll nur funfzig Logen zählen, während ihre Zahl über achtzig beträgt.

Die deutschen Leser hätte es gewiß interessirt, über die Verbreitung der Freimaurerei in Deutschland Näheres zu erfahren; statt dessen ist das wenige Detail der frühern Auflagen auf S. 198 noch vollends gestrichen. In der neuesten Geschichte der Freimaurerei in der Schweiz ist S. 253 gesagt, daß auf Hottinger als Großmeister Jung, und auf derselben Seite, daß auf den Genannten Gelpke gefolgt sei; nur ersteres ist richtig. Ebenso wird gesagt, daß nach Tscharner's Tod ein neuer Großmeister gewählt worden, während die Großmeister doch nicht lebenslänglich, sondern nur auf gewisse Zeitdauer gewählt sind. Der alte Irrthum des van Dalen'schen Kalenders, daß in Japan eine Großloge existire, ist beibehalten, während bereits der Supplementband zum „Handbuch" darlegte, daß die Logen in Japan unter der Großloge von England stehen. Bezüglich Persiens sagt Findel, die Freimaurerei habe dort unter den „orthodoxen Parsen" (welche doch theils schmählich unterdrückt, theils vertrieben sind) und in den christlichen Missionaren (die es in Persien gar nicht gibt) unversöhnliche Gegner gefunden (die doch offenbar nur unter den Mohammedanern zu suchen sind). Trotz dieser Ausstellungen enthält das Werk eine Reihe fleißig gesammelter Daten und gibt einen lehrreichen Ueberblick.

Eine polnische Dichtung.

Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen von Adam Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. (Poetische Werke, erster Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

In Nr. 289 und 290 d. Bl. vom 15. und 16. October 1836 hat ein Meister der epischen Kunst, Wilibald Alexis, gelegentlich der ersten deutschen Uebersetzung des Mickiewicz'schen Epos „Herr Thaddäus" eine von reinster Begeisterung getragene Kritik dieser Dichtung veröffentlicht, die noch heute in allen Punkten recht hat und die wir am liebsten heute wieder unverändert abgedruckt sähen. Man muß die tiefe Intuition des Kritikers bewundern, der durch die grobe Verhüllung das Kunstwerk in seiner vollen Schönheit erkannte. Spazier's Uebersetzung war eher geeignet, einen Leser abzuschrecken als ihn anzuziehen. Ein polnischer Kritiker nannte sie geradezu eine Caricatur! Es hat lange gedauert, fast ein halbes Jahrhundert, bis ein gewandterer Uebersetzer diese Krone nicht nur der polnischen, sondern überhaupt der slawischen Poesie dem deutschen Weltliteraturschatz in einer des Originals würdigern Nachdichtung einverleibt hat.

Weiß, welcher früher schon den „Konrad Wallenrod", die „Grażyna", die Romanzen und Balladen desselben Dichters in deutscher Uebersetzung veröffentlicht und eine Uebertragung der „Dziady" (Ahnenfeier) in seinem Pulte hat, gab im Jahre 1881 bei Friedrich in Leipzig den „Herr Thaddäus" deutsch heraus. Seine Uebertragung mag hin und wieder kleine Misverständnisse und Verstöße aufzuweisen haben; im ganzen ist sie aber eine allen billigen Anforderungen gerecht werdende Leistung, welche die Spazier'sche Arbeit weit hinter sich läßt.

Heute, nach noch nicht zwei Jahren erscheint auf dem deutschen Büchermarkte die dritte Uebersetzung von der Hand Siegfried Lipiner's, dessen „Entfesselter Prometheus", „Renatus" und „Buch der Freunde" von der Kritik nicht blos mit Wohlwollen, sondern zum Theil sogar mit Enthusiasmus aufgenommen worden sind. Als Uebersetzer pol-

nischer Dichtungen hat Lipiner eine außerordentliche Befähigung an den Tag gelegt. Seine Uebertragung von Krasiński's „Glosse der heiligen Theressa", Mickiewicz's „Ariman und Ormuzd", dem Monolog Konrad's aus den „Dziady" sind so meisterlich ausgeführt, daß sie wörtliche Wiedergabe des Originals mit dem freiesten Fluß deutscher Rede vereinigen und den Originalen in nichts nachstehen. Als sich daher vor Jahr und Tag die Kunde verbreitete, Lipiner arbeite an einer Uebersetzung des „Herrn Thaddäus", so erfüllte dies die Freunde der polnischen Literatur mit hoher Freude und spannte ihre Erwartung aufs höchste.

Die verheißene Uebersetzung ist früher erschienen, als man erwartet hatte. So anerkennend unser Urtheil darüber lauten muß, so müssen wir doch auch gestehen, daß Lipiner diesmal seine frühern Leistungen nicht erreicht hat. Der Umfang dieser Dichtung und die darauf verwendete Zeit machten eine Durchfeilung, wie sie jene kleinern Dichtungen erfahren hatten, unmöglich. Es erlahmt ja die größte Begeisterung, wenn sie jahrelang ausdauern soll. So finden wir denn in Lipiner's Uebersetzung des „Herrn Thaddäus" manche nüchtern klingende Stellen. Im ganzen herrscht jedoch das dichterische Feuer vor und belebt die Erzählung.

Mit der freien Behandlung, die der Uebersetzer dem Alexandriner angedeihen läßt, können wir uns nicht recht befreunden. Er sagt darüber im Vorwort:

> Das prosodische Princip des Originals ist das der Silbenzählung; in der Uebertragung sind die Hebungen gezählt, und, schon um der Eintönigkeit des regelmäßigen Alexandriners zu entrinnen, bald durch eine, bald durch zwei Senkungen getrennt. Manchmal war es geboten, zwei Hebungen unmittelbar aufeinander folgen zu lassen. Anapästische Anfänge des Verses kommen nur selten vor.

Was das Original anlangt, so ist es in dem dreizehnsilbigen Versmaße mit weiblichem Reime geschrieben, welches fünf oder sechs Hebungen und die Cäsur nach der siebenten Silbe haben muß. Wir sehen in ihm die Zählung der Silben und Hebungen vereinigt. Die polnische Rhythmik gestattet, die Hebungen durch eine oder durch zwei Silben zu trennen. Indem Lipiner den Alexandriner so behandelte, übertrug er das Princip der polnischen Rhythmik auf den deutschen Vers.

Die andern Uebersetzer des „Pan Tadeusz" haben entweder, wie Weiß und Winklewski (im Manuscript) die Nibelungenstrophe gewählt, welche dem Versmaße des Originals am meisten entspricht und für epische Dichtungen im Deutschen am geeignetsten erscheint, oder wie Spazier und wie Pechnik in seiner Parallele des „Pan Tadeusz" mit „Hermann und Dorothea" den sechsfüßigen iambischen Vers; doch hält sich Pechnik nicht an das selbstgewählte Metrum, durchbricht es vielmehr ebenso willkürlich wie Lipiner den Alexandriner, der unter seiner Hand so proteusartig sich wandelt, daß man ihn nicht wiedererkennen kann.

Nitschmann hat für die seiner „Geschichte der polnischen Literatur" einverleibten Proben aus dem „Pan Tadeusz" theils den regelmäßigen Alexandriner für die ruhige Erzählung, theils den fünffüßigen Jambus für die lebhaftern Schilderungen gewählt.

Um den Lipiner'schen Vers zu charakterisiren, wähle ich die ersten besten sich darbietenden Verse aus:

Im Feld | wo das | Concert | erst sei | nen An | fang nimmt,
Haben die | Musiker | eben die | Instru | mente | gestimmt,
Grasläufer, | der erste | Geiger, | hat drei | mal schon | geschrien.

Sehen wir von dieser unserer Auffassung nach zu weit getriebenen Freiheit in der Behandlung des Verses ab, so bleibt uns eine edle, schöne, dichterische Diction übrig, welche dem Original möglichst gerecht wird. Der Uebersetzer bemüht sich, und oft mit dem besten Erfolg, die Klangfarben des Originals wiederzugeben.

Wir stehen nicht an, der Lipiner'schen Uebersetzung des „Herrn Thaddäus" einen Platz neben der von Weiß anzuweisen und ihr hier und da den Vorzug zu geben. Es macht sich doch geltend, daß Weiß sich die Kenntniß der polnischen Sprache erst in spätern Jahren angeeignet hat, während Lipiner, als ein Kind Galiziens, sie von klein auf kennt.

Dankenswerth ist die dem „Herrn Thaddäus" vorausgeschickte Biographie des Dichters. Der Uebersetzer beschränkt sich auf eine kurze Skizze, weil er eine vollere Würdigung der literarischen Bedeutung Mickiewicz's in Deutschland noch nicht für angebracht hält, solange seine Werke so wenig bekannt sind. Den bisher erschienenen Uebersetzungen Mickiewicz'scher Werke nach zu urtheilen, müßte der Dichter nicht so unbekannt sein; und was eine literarische Würdigung des großen polnischen Dichters anlangt, so ist auch schon dafür gesorgt durch Johannes Scherr, Schmidt-Weißenfels, Alexander Jung, E. Puffke-Lipnicki, Blumenstok, Pechnik, Molinski und Czaplicki, vor allen aber durch die „Vorlesungen" Professor Cybulski's (Posen, Żupański).

Der Uebersetzer zeigt für seinen Autor eine große Begeisterung, die in unserer altklugen, der Begeisterung aus dem Wege gehenden Zeit um so wohlthuender berührt. In einem Punkte geht dieselbe aber etwas zu weit und zwar in der Beurtheilung des Schwärmers Towiański und Mickiewicz's Stellung zu diesem. Auch würden wir der Frau des Dichters, einer Tochter jener von Goethe so bewunderten Pianistin Szymanowska, nicht gerade Energie nachrühmen, unbeschadet aller andern Vorzüge ihres Wesens. Die meisten Biographen Mickiewicz's weisen ihr eine allzu passive und untergeordnete Stelle an; die Kinder dagegen vertheidigen ihre Mutter und malen ihr Bild zu hell und strahlend. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen.

War das Erscheinen der Lipiner'schen Uebersetzung für uns ein freudiges Ereigniß, so wurde unsere Freude durch

die Verheißung, daß „Herr Thaddäus“ der erste Band einer vollständigen Uebersetzung der poetischen Werke des polnischen Dichterfürsten sein solle, noch gesteigert.

Wir sagten schon, daß die meisten Werke Mickiewicz's öfters, drei- bis viermal, ins Deutsche übertragen sind; die Uebersetzungen einzelner Werke verzetteln sich jedoch nur zu leicht und sind zum Theil schon gar nicht mehr zu erlangen. Wir begrüßen daher das Versprechen einer deutschen Ausgabe Mickiewicz's, der ersten, die ein polnischer Dichter in Deutschland erfährt, mit ganz besonderer Dankbarkeit und mit der Hoffnung, daß das deutsche Publikum einmal eine Ausnahme machen und aus seiner reservirten Haltung, die es der polnischen Literatur gegenüber einnimmt, heraustreten wird. Die Werke eines von Goethe, von Uhland, von Alexander von Humboldt so hochgestellten Dichters sind es werth, in Deutschland bekannt zu werden, zumal sie in einer so vollkommenen Uebersetzung vorliegen.

L. Kurtzmann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland“ von Robert Prölß sagt die „Saturday Review“, Nr. 1460: „Jede ausführliche Geschichte des deutschen Dramas muß in gewissem Sinne ein großes Werk sein. Man kann nun zwar Prölß nicht der Weitschweifigkeit zeihen, doch hat er zwei starke Bände benöthigt, um alles zu verzeichnen, was man von der Darstellung eines Literarhistorikers erwarten darf. Vom Gesichtspunkte der allgemein menschlichen Bedeutsamkeit ist das Interesse, das der Gegenstand bietet, viel geringer. Unähnlich dem englischen, französischen, spanischen und selbst italienischen Drama, ist die Bühnendichtung Deutschlands über dessen Grenzen hinaus fast ohne allen Einfluß gewesen. Was immer der Grund sein mag, die kunstlosen, aber kühnen Anfänge eines Hans Sachs und seiner Zeitgenossen haben nicht vermocht, zu etwas, das den Namen dramatischer Kunst verdient, heranzureifen; der heimische Genius ward eine Zeit lang durch die von der Nachahmung fremder Muster unzertrennliche Künstelei gehemmt, und als die Natur endlich eine Stimme fand, war die Zeit seiner angeborenen Kraft vorüber, und selbst Dichter wie Goethe, Schiller und Lessing vermochten nur die Früchte der Cultur und Reflexion zu bieten. So ist die deutsche Bühne viel mehr universell als national; sie vermehrt die schon vorhandenen Typen durch keinen neuen charakteristischen und bietet andern Nationen nur Seitenstücke zu dem, was sie bereits besitzen. Heinrich von Kleist zwar war es beinahe gelungen, ein nationales Drama zu schaffen; doch gebricht es seinen Stücken gerade an jenem Grade der Vortrefflichkeit, welche die weniger dramatischen Leistungen Goethe's und Schiller's auf den Bretern erhalten. Seit seiner Zeit ist die Geschichte der deutschen Bühne die der neuern englischen gewesen — eine beständige Reihe von Versuchen in der dramatischen Kunst, oft sehr bewundernswerth, doch in der Regel zu abstract und verfeinert, um jene volksthümliche Würdigung zu erlangen, die zu einem wahrhaft lebendigen Drama unerläßlich ist. Hier und da gelingt es einem Hebbel oder einem Grillparzer, sich der Bühne bis zu einem gewissen Grade zu bemächtigen; doch bleiben ihre Bemühungen vereinzelt, und sie schwinden dahin, ohne eine Schule gegründet zu haben. Während indessen die deutsche dramatische Dichtung im ganzen ein verfehlter Versuch ist, ist die deutsche Bühnenverwaltung in der Regel eine künstlerische, wenn auch nicht immer von pecuniärem Erfolge begleitet. Nirgends haben sich ausgezeichnete dramatische Dichter häufiger dem praktischen Geschäfte der Bühne gewidmet, sei es als Regisseure oder als Kritiker. Goethe, Tieck, Iffland, Immermann, Dingelstedt, die meininger Schauspieler sind sämmtlich glänzende Episoden in der Geschichte der Bühnenleitung, welche vielleicht mehr Beachtung verdient, als Prölß, der sich hauptsächlich mit der literarischen Seite seines Gegenstandes befaßt, ihr zutheil werden lassen konnte.“

Ueber „Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman von N. G. Tschernyschewskij. Aus dem Russischen übertragen“ (drei Bände) heißt es ebendaselbst: „Die Zeitungen haben die Begnadigung und die Rückkehr nach Rußland des Romandichters Tschernyschewskij gemeldet, der die letztverflossenen zwanzig Jahre in der Verbannung in Sibirien zugebracht hat. Das ihm beigemessene Verbrechen war die Herausgabe eines geheimen revolutionären Blattes, und obgleich sein Roman «Was thun?», der augenscheinlich um dieselbe Zeit geschrieben ist, sich aller politischen Erörterung enthält, so ist doch nichts darin, was darauf schließen ließe, daß die Beschuldigung unbegründet gewesen. Es ist nichtsdestoweniger zu wünschen, Tschernyschewskij wäre ungestört an seinem Pulte gelassen worden; denn besitzt sein Roman auch wenig künstlerisches Verdienst, so machen ihn doch gerade seine Mängel: die Zusammenhangslosigkeit, die kindische Naivetät, die zweifelhafte Sittlichkeit, zu einem interessanten und werthvollen Gemälde der blinden, ziellosen Gärung, welche vor zwanzig Jahren die fortschrittlichen Elemente der russischen Gesellschaft durchdrang, und er hätte vielleicht ein gleiches Licht auf die spätern Phasen der nihilistischen Bewegung werfen können, hätte man ihm gestattet, sie zu beobachten. . . . Die Erzählung im vorliegenden Buche zeugt von bedeutender Schilderungsgabe und enthält lebendigen Dialog; ihr Hauptvorzug indessen ist, was im Roman der meisten andern Länder ein Fehler sein würde, eine ungewöhnliche Naivetät des Gedankens, der Rede und der Handlung, welche innere Evidenz an sich trägt, daß sie der getreuen Beobachtung einer einfachen, theilweise erzogenen, aber wenig gebildeten Gesellschaft entstammt, die, voll guter und selbstopfernder Triebe, aber aller Erfahrung bar, beseelt von Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage und unbestimmter Sympathie mit ausländischen Ideen, die sie oft nur sehr unvollkommen versteht, ihre Befreiung in einer blinden, instinctiven Weise zu erwirken versucht, die weder ganz recht noch ganz unrecht ist.“

Ueber Max Nordau's „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit“ sagt die „Saturday Review“, Nr. 1464: „Es ist leicht, in der Opposition sich zu befinden. Da die neuern Institutionen menschliche sind, so müssen sie nothwendigerweise ihre schwachen Seiten haben und einem geistreichen Schriftsteller, der es nicht genau damit nimmt, was er sagt, willkommene Gelegenheit zum Angriff bieten. Nordau nimmt alles durch, woran die Menschen glauben, von der Gottheit bis zu den Penny-Zeitungen, auch sämmtliche socialen Einrichtungen, und hat viel an allem zu tadeln. Sein ganzer Angriff ist reiner Dogmatismus; er bringt kaum einen Scheingrund vor, sondern macht es sich sehr bequem, indem er annimmt, daß diejenigen, welche anderer Meinung sind als er, Blödsinnige sein müssen, an welche Gründe weggeworfen sein würden. Ebenso wenig deutet er irgendein Heilmittel für die zahlreichen unbezweifelten Uebel an, gegen

welche er zu Felde zieht, außer unklarem Geschwätz über menschliche Solidarität, die doch kaum dadurch befördert wird, daß man Klasse gegen Klasse aufhetzt, und einem Vorschlag zur Abschaffung erblichen Eigenthums, den wir besser zu würdigen im Stande sein werden, wenn wir erfahren, wie der Verfasser über sein Verlagsrecht verfügt hat. Polternde Angriffe dieser Art finden natürlich Leser, und das Buch ist gut genug geschrieben, um Aufsehen zu erregen, wenn es auch nicht die Wirkung hervorbringen dürfte, die der Verfasser von ihm erwartet. Das Seltsamste dabei ist, daß es selbst eine so große «Lüge» ist wie irgendeine, die es anklagt; denn obgleich es sich in Wirklichkeit an das Vorurtheil und die Habgier der Massen wendet, gibt es sich doch den Schein, als ob es die Ansichten der «auf der Höhe der Bildung stehenden» Menschen wiedergebe. Auf dieser steht der Verfasser aber selbst nicht, denn die auf ihr stehen, sind, wie er wol selbst weiß, zum größten Theil verfassungsmäßige Monarchisten, Besitzer und Vertheidiger des Eigenthums und die letzten auf der Welt, die einen protestantischen Geistlichen für «einen rothindianischen Medicinmann» halten."

Betreffs „Percy Bysshe Shelley" von H. Druskowitz sagt das Blatt: „Man kann den Dichter nicht besser empfehlen als dadurch, daß man Interesse für den Menschen einflößt. Dies ist der Zweck dieser Biographie, und Druskowitz hat sich seiner*) Aufgabe mit Geschick und gutem Geschmack entledigt. Sein Werk enthält zwar nichts, das einem englischen Leser neu sein wird, muß aber den Reiz eines Romans für das Publikum haben, an das es gerichtet ist. Es ist eine sorgfältige und genaue Verarbeitung aller zugänglichen Nachrichten, die sich so weit als möglich, wie es auch durchaus passend ist, auf die eigenen Briefe des Dichters stützt, doch auch alle verbürgten Thatsachen von Bedeutung mit einschließt, die aus seinen Biographen zu entlehnen waren, wobei der Verfasser mit richtiger Beurtheilung ihrer verschiedenen Ansprüche auf Beachtung verfahren ist. Die Darstellung ist klar und symmetrisch, und der Ton, wenn auch voll warmer Sympathie, doch ganz frei von Heldenanbetung."

Ueber Brockhaus' „Conversations-Lexikon", dreizehnte Auflage, sechster Band, heißt es ebendaselbst: „Das Brockhaus'sche «Lexikon» ist weltberühmt, und die vortreffliche Weise, in welcher die dreizehnte Auflage auf die Höhe der heutigen Wissenschaft gebracht ist, bietet die beste Bürgschaft, daß es so fortfahren werde. Wir brauchen nur auf zwei Artikel in diesem Bande: «Elektricität» und «Fische», hinzuweisen, wovon der eine einen Wissenszweig behandelt, in welchem die Entdeckung in neuester Zeit höchst thätig gewesen, und der andere einen solchen, an dem die ganze civilisirte Welt neuerdings besonders regen Antheil nimmt, um zu sehen, mit welchem bewundernswerthen Urtheil und welcher ausgedehnten Forschung die Wissenschaft bis zu den Erfordernissen des Tags darin verfolgt ist. Die wissenschaftlichen und praktischen Artikel sind im allgemeinen die ausführlichsten, doch ist auch die Biographie durchaus nicht vernachlässigt worden."

Nr. 1469 derselben Wochenschrift entnehmen wir folgendes Urtheil über „Die Papierprinzessin" von Rudolf von Gottschall: „Auch dieses ist ein Roman, in dem viel Handlung ist (a novel of incident), und zwar ein sehr guter. Die Färbung des Zeitalters ist glücklich wiedergegeben, das Interesse der Erzählung gut aufrecht erhalten, und außer einem gewissen Mangel an Leichtigkeit im Dialog würde die Kritik nichts daran auszusetzen haben."

*) Sollte heißen: ihrer, da Verfasser eine Dame, Dr. phil. Fräulein Helene D., ist.

Bibliographie.

Albert, M., Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel. 2te Aufl. Leipzig, O. Wigand. 1883. 8. 2 M.

Albrecht, H., Die Häfnetjungfer. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 3 M. 50 Pf.

Album englischer Dichter, in deutschen Nachdichtungen von M. v. Westen. Hamburg, Grüning. 8. 4 M. 50 Pf.

Avian's Fabeln, ins Deutsche übersetzt im Metrum des Originales von V. Rabenlechner. Wien, Kirsch. 1883. 8. 80 Pf.

Bamberger, L., Eduard Lasker. Gedenkrede gehalten am 28. Januar 1884 im Saale der Singakademie zu Berlin. Leipzig, Brockhaus. 8. 80 Pf.

Bersezio, V., Arme Johanna! Aus dem Italienischen von B. Friederich. (Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.) Leipzig, Grunow. 1883. 8. 4 M.

Böcker, E., Melitta. Ein lyrisch-episches Gedicht. Frankfurt a. M., Jügel. 12. 3 M.

Die spanischen Brüder. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von dem Verfasser von „The dark year of Dundee". Aus dem Englischen übersetzt von Louise Gräfin v. Kanitz. Mit einem Vorwort von E. Frommel. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Ducherow. Gr. 8. 6 M.

Chronik, Grundriß eines Systems der Gesittung. Berlin, Jßleib. 1883. 8. 50 Pf.

Corrodi, A., Wie d' Warret würkt. Zürcherisches Lustspiel. Zürich, Schröter. Gr. 8. 70 Pf.

Dombrowski, R. R. v., Splitter. Schlichte Gedanken. Wien, Perles. 12. 6 M.

Dreyer, G. W., Das Liebste, was du hast. Lustspiel. Bremen, Heinsius. 8. 60 Pf.

— — Die Marquise von Pompadour. Drama. Bremen, Heinsius. 1883. 8. 2 M.

Engel, F., Wegeblumen aus dem Ränzel eines Wanderburschen. Gedichte. 1stes u. 2tes Bündel in 1 Bd. Berlin, Asschenfeldt. 8. 3 M.

Engelhard, Helene v., Normannische Balladen. Stuttgart, Metzler. 8. 2 M. 80 Pf.

Erhardt, Emile, Die Rose vom Haff. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Farina, S., Der Herr JCH. Nach dem Italienischen von B. und N. Arnous. Berlin, Peters. 1883. 8. 2 M. 25 Pf.

Faust und kein Ende! Briefe eines Katholiken an seinen Freund. Herausgegeben von Egon Jpse. Krefeld, Klein. 1883. 8. 50 Pf.

Festenberg, A. v., Francesca von Rimini. Novelle. Leipzig, Grunow. 1883. 8. 3 M.

Gedichte von Arnold von der Passer. Innsbruck, Wagner. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Geyern, D. v., Die Domschenke. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Goltz, G. Freih. v. der, „Für meinen König!" Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Görner, C. A., Amerikanisch. Original-Lustspiel. Hamburg, J. F. Richter. 8. 3 M.

Günther, A., Lustspiele. 3ter Bd. Oldenburg, Schmidt. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Habicht, L., Wille und Welt. Roman. 3 Bde. Leipzig, Bergmann. 8. 12 M.

Hagen, A., Rufe aus dem deutschen Osten. Drei Bücher nationaler Dichtungen aus Deutsch-Oesterreich. Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben. Leipzig, O. Wigand. 8. 75 Pf.

Herrig, H., Luther. Ein kirchliches Festspiel zur Feier des 400jährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Hesse, A., Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bde. Halle, Pfeffer. 8. 5 M. 25 Pf.

Hillern, Wilhelmine v., geb. Birch, Friedhofsblume. Novelle. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

Hinrichsen, A., Erin. Ein Kranz irischer Dichtungen, umschlungen mit Thomas Moore'schen Liedern. Güstrow, Kitzing. 16. 3 M.

Klinge, E., Kurische Volks-Geschichten. Riga, Kymmel. 1883. 8. 4 M.

Kober, C. R., Das Mitleid als die moralische Triebfeder. Ein Beitrag zur Kritik der Schopenhauer'schen Ethik. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. Gr. 8. 25 Pf.

Kriesche, A., „Stückschen" ut olle un nige Tid von olle un junge Lüd. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Locke's, J., Gedanken über Erziehung. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von E. v. Sallwürk. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1883. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Lohwag, E., Ausgrabung des Paradieses. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Meurer, T., Brautkranz. Leipzig, Fues. 8. 2 M.

Stein, G., Die Entdeckungsreisen in alter und neuer Zeit. Eine Geschichte der geographischen Forschungen mit besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrhunderts. Mit 110 Holzschnitten, 4 Aquarellen nach Zeichnungen von E. Berninger und A. Obermüllner, 11 Karten und 1 Faksimile. Glogau, Flemming. 1883. Gr. 8. 18 M.

Stöber, A., Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen. Lieder aus dem Trauerjahre. Mülhausen i. E., Petry. 8. 2 M.

Sturm, A., Heitere Geschichten. Humoresken in Versen. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 16. 1 M. 20 Pf.

Sturm, J., Dem Herrn mein Lied. Neue religiöse Gedichte. Bremen, Heinsius. 8. 3 M.

Woermann, K., Neue Gedichte. Düsseldorf, Voß u. Comp. 12. 3 M.

Zeuschner, O., Internationaler Citatenschatz. Lesefrüchte aus heimischen und fremden Schriftstellern (Sprichwörter und Sentenzen). Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 8. 21. Februar 1884.

Gedichte und Dichtungen.

I.

1. Ein Skizzenbuch von Wilhelm Jensen. Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing. 1884. 8. 5 M.

Wilhelm Jensen ist jedenfalls einer unserer productivsten Dichter: größere und kleinere Romane von seiner Feder lösen sich fortwährend auf dem Büchermarkte ab. Doch auch auf dem Gebiete der Lyrik und der lyrischen Epik ist er unermüdlich schöpferisch, und es sind nicht einzelne Ergüsse, Stimmungs- und Gelegenheitsgedichte, zu denen er sich begeistern läßt; es sind umfangreiche Bände von Poesien, mit denen er stets von neuem vor das Publikum tritt. Schon aus dieser Thatsache kann die Kritik von vornherein zwei unanfechtbare Schlüsse ziehen: Jensen ist ein Dichter von reicher Phantasie, der mit seinen Schätzen nicht zu geizen braucht; doch es ist unmöglich, daß bei einer so verschwenderischen Ausbeutung auch der reichsten Begabung alle Gedichte von gleichem Werthe sind, den gleichen Stempel eines hochbegabten Talents tragen. Von den Romanen sprechen wir nicht; Romandichter können productiv sein ohne Gefahr, deshalb Flaches und Verfehltes zu schaffen, da die bequemere Form des Romans nicht den vollen Einsatz des dichterischen Talents, nicht die ausschließlichen Weihestunden der Inspiration verlangt; doch das Gedicht, das kleine wie das große, soll aus einem Wurf der Begeisterung hervorgehen, die sich nicht immer zu Gaste laden läßt.

Wilhelm Jensen's „Ein Skizzenbuch" enthält in der That auch Dichtungen nicht nur von ungleicher Art, sondern auch von ungleichem Werth; sie sind freilich nicht zusammengequält; sie haben alle Fluß und Guß, und das beweist des Dichters immer flüssige Begabung. Seine Muse ist stets zahlungsfähig; doch sie zahlt nicht immer in Gold, sie häuft auch oft Kupfermünzen aufeinander, oder sie legt seltene Münzen von barockem Gepräge auf den Zahltisch, die keinen rechten Curs haben. In der That macht die Eigenart von Jensen's Talent, die oft etwas Imponirendes hat, ebenso oft einen verwunderlichen Eindruck; in diesem „Skizzenbuch" kräuseln sich einzelne lyrische Papierschnitzel neben novellistischen Federproben in Versen, neben touristischen und exotischen Humoresken. Vieles ist betupft mit den leuchtenden Fingern des echten Talents, manches aber sind nur Arabesken einer in müßiger Laune hin- und herkritzelnden Feder.

Die Sammlung beginnt mit einem Sensationsbild, einer Novelle oder vielmehr einer novellistischen Katastrophe. Die anheimelnde idyllische Poesie eines deutschen Städtchens wird uns ausgemalt: dann versetzt uns der Dichter mit einem Saltomortale nach Brasilien, auf die Felsen, die sich hinter der Hafenstadt Bahia erheben, in eine Schenke, in welcher ein Mann am Boden liegt, halb wahnsinnig infolge eines Sonnenstichs; er kommt vom Diamantenberg in Sincora. Da rollt ein Wagen vorüber mit einer brasilianischen Dame, ihren Kindern und einer deutschen Bonne: sie hört einen deutschen Aufschrei aus der Schenke; springt vom Wagen herab, erkennt in dem fiebernden todtkranken Manne ihren Geliebten, der vor zehn Jahren fortging, um, wie er jetzt bekennt, reich zu werden für sein liebes Käthchen. Ein Strom von Diamanten entrollt seinen Fingern; er stirbt in den Armen der Geliebten.

Die dissolving-views dieses Gedichts sind im reimlosen Blankvers ausgeführt; der Reiz desselben besteht weniger in der Darstellung der Katastrophe als in den malerischen Contrasten der Schilderung, welche das trauliche deutsche Städtchen der sonnverbrannten, glühenden Scenerie Brasiliens gegenüberstellt. Wie stimmungsvoll der Dichter das erstere beschreibt, mögen die folgenden Verse beweisen:

So heimlich ist's an kleiner Städte Rand!
Die Häuser wenden schweigsam ihre Rücken
Vom Laut der Gassen ab; ein Storchnest sieht
Von altersbraunem Dach auf Nachbargärten,
Die, länglich hingestreckt, der Fliederzaun
Umschließt und abtrennt. Eine stille Welt
Für sich ist jeder, doch am Stammgeflecht
Des morschen Hags schlüpft Hund und Katze durch
Und macht Gemeingut aus der Menschen wohl
Umgrenztem Eigenthum. Gemeinsam klingt
In alle auch des Kirchthurms Glockenhall
Und summt durch krauses Apfelbaumgezweig,
Darunter, nach der Winkelschnur gereiht,
Sich buxumsäumte, schmale Wege kreuzen.
Ein grauer Mauerrest vergangner Zeit,
Der einst die Stadt umschirmt, sieht da und dort
Mit kargen Trümmern auf; der Epheu rankt
Am alten Stein und fällt zurück. Davor
An jedes Gartens Ende liegt das Feld;
Ein Pförtchen führt hinaus auf Ackerland
Und Wiesengrund, den seichter Bach durchkrümmt.
Hier blüht im Frühling blauer Ehrenpreis,
Und gelbe Veilchen blicken in den Herbst.
Des Städtchens Knaben tummeln sich mit Ball
Und Drachenflug, und Ruf und Lachen schallt,
Die Mädchen kauern am besonnten Rain.
Den Abend grüßt vom wilden Rosenbusch
Ein letzter Vogelton, den selten nur
Ein Ohr vernimmt, denn gleiche Stunde ruft
Von Spiel und Lust zu gleicher Kost nach Haus.
Doch hält einmal der Zufall länger hier
Noch einen jugendblonden Kopf zurück,
So haftet halb erstaunt sein Blick vielleicht
Ein Weilchen auf dem braunen Dachgewirr
Und Giebelaufstieg seiner Vaterstadt,
Wie röthlich sie im letzten Abendstrahl
Aufglüht und schweigend daliegt, seltsam alt
Und wunderlichen Blicks, als wolle sie
Von etwas reden, doch ihr Mund sei stumm.
Und wie auf ihrem Angesicht das Roth
Nun mählich blaßt und grauer Schatten sich
Darüber legt, da rinnt aus ihm vielleicht
Ein Schauer plötzlich um die Knabenstirn.
Er hört zugleich den letzten Abendgruß
Des Vogellauts — ihm ist's, zum ersten mal —
Ein klagend unverstandnes Räthsel liegt
Um ihn die Welt, verwandelt, fremd — ob schön,
Ob todestraurig, weiß er nicht, und scheu
Eilt er dem Licht des Heimathauses zu. —

Das zweite Gedicht: „Corfiz Ulfeldt", ist eine Ballade, die im Gegensatz zu dem Blankvers des ersten einen tönenden Reimschmuck, Strophen mit Binnenreimen enthält:

Eine Nacht einst war's des Februars
Unter glitzerndem Sternenscheine,
Der Schnee lag weiß und es knarrte das Eis
Am dunkel rollenden Rheine.

In Schlaf gebannt lag Stadt und Land,
Es schliefen am Thore die Wachen;
Da löst eine Hand am Uferrand
Zu Basel heimlichen Nachen.

Eine hohe Gestalt, umweht, umwallt
Von grau hinflatterndem Haare,
So steigt's hinein, und hinab den Rhein
Zieht's gleich einer schwimmenden Bahre.

Die Kahnfahrt Ulfeldt's und der Untergang des unglücklichen dänischen Granden ist mit lebendigen Farben geschildert. „Im Eilzug" ist eine Federskizze im Blankvers; dasselbe gilt von „Eine Begegnung".

Eine Erzählung in Trochäen, im orientalisch-spanischen Romanzenton ist „Der Gerechte". Harun-al-Raschid hat eine Halbschwester, eine Bastardschwester, Olajja, die seine Scheherazade ist, obgleich er sie als Weib nicht lieben darf: sie erzählt ihm Märchen, und er ist entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit. Einmal erklärt er mit feierlichem Schwur sich bereit, einen Wunsch von ihr zu erfüllen: und sie bittet ihn, er möge seine Schwester Abassah seinem Günstling, dem jungen, feurigen Dschafar, der sie liebt, vermählen. Harun-al-Raschid muß den Wunsch erfüllen; er gibt die Liebenden zusammen, doch erklärt er zugleich:

Deine Gattin heiße sie!
Doch dem staubgebornen Knechte
Ziemen nicht an des Khalifen
Schwester eines Gatten Rechte!

Wagst du, solche zu begehren,
Fällt dein Kopf dafür zur Strafe!
Wagst du, solche zu gewähren,
Stirbst du mit ihm! — Nimm sie, Sklave!

Dschafar flüchtet in die Wüste; auch die Gattin erträgt ihr Los nicht länger: sie eilt hinaus, und am Tigrisstrom treffen sich die beiden:

Einen Schrei nur stößt Abassah
Aus der Brust; zu Tod erblaßt sie.
Doch er hört's und naht und fliegt
Und erkennt sie und umfaßt sie.

Und es ringt von seinen Lippen
Durch der Wildniß Abendstille:
Fandest du mich hier, Abassah?
Das ist Allahs hoher Wille!

Purpur färbt sie nun; ihr Herz
Schlägt mit seinem laut zusammen,
Und es reden ihre Augen,
Und es lodern ihre Flammen.

Schweigend hält er sie umschlungen,
Die ihm Allah zugesellte,
Ihre Lippe ruht auf seiner,
Und er führt sein Weib zum Zelte.

Als der verbotene Bund der Ehe mit einem Kinde gesegnet wird, läßt der Khalif Dschafar enthaupten, die Schwester mit dem Kinde lebend vergraben. Die schöne Olajja läßt sich aber dadurch nicht abschrecken, wenn sie den Khalifen in den Schlaf geplaudert, fortzueilen und im Arm eines Sklaven der Liebe Glück zu genießen. „Der Gerechte" . . . das ist der grausame Despot, den die Nachwelt feiert.

Ebenfalls eine orientalische Erzählung in reimlosen trochäischen Vierfüßlern ist „Ein Schatten". Sie ist für Jensen's Dichtweise in ihrer an das Barocke streifenden

Originalität charakteristisch. Wir werden nach Darfur versetzt, wohnen einem Fest- und Opferzuge bei, an welchem der Fürst, der Aba Kuri, und sein Schatten, der unabsetzbare Kamene, der höchste Würdenträger des Reichs, sich betheiligen. Der Schatten des Fürsten muß sterben, wenn der Fürst stirbt. Daher empfindet derselbe bei dem Opfermahl eine tödliche Angst, als der Fürst mit ungezähmter Gier alles verschlingt — rührt ihn der Schlag, so ist's auch um den Schatten geschehen. Das ist die Pointe, welcher der Dichter noch die tiefsinnige Deutung hinzufügt:

Ach, uns schwant, ein schlimmes Gleichniß
Brütet die Aequatorsonne:
Jener Schatten, der Kamene,
Ist die arme Menschenseele,

Die in Götterhoheit wandelt,
Manchmal auch sich bläht und brüstet,
Wenn der Leib, ihr Aba Kuri,
Selber ein gesunder Gott ist.

Aber wenn ihr Herr und Sultan,
Ihres Prunks Antäusboden,
Hippokratisch bösen Zug weist —
Ach, dann stöhnt die arme Seele,

Weint und wimmert, bittet, bettelt
Bei dem Himmel und der Hölle,
Denn sie fühlt mit jähem Schreck,
Daß sie wahrhaft nur ein Schatten,

Daß ihr ganzer Hoheitsstolz,
Ihre Götterwürde nichts ist
Als ein Spiegelbild der kurzen
Leiblichkeit des Aba Kuri.

Es ist dies gewiß eine geistvolle Auslegung; doch in diesem Gedichte wie auch schon in dem vorhergehenden vermissen wir die künstlerische Oekonomie; es ist anfangs zu breit ergossen, zu wenig auf diese Pointe zugespitzt; die Phantasie wird hin- und hergezerrt und muß lange Schilderungen mit in den Kauf nehmen, in denen das exotische Colorit Freiligrath's durch Heinisirende Wendungen abgelöst wird. So beginnt „Ein Schatten“ mit einer afrikanischen Scenerie, die sich mehr wie eine über dem Continent schwebende Fata Morgana aufbaut. Der Flamingo erhebt am Tsadsee seinen Rosenfittig; das Nachtgebrüll des Löwen tönt am Rand des Bahr-el-Arab; doch was hat der Tsadsee und der Bahr-el-Arab mit Darfur zu thun oder gar mit der Hauptstadt El-Fascher, in die wir sogleich geführt werden? Ein lang sich hinstreckendes episches Relief bildet die Schilderung des Festzugs, an welcher der Dichter seinen ganzen Farbenreichthum verschwendet; wir führen nur einige Verse an, um die Sprachgewandtheit Jensen's zu zeigen:

Und nun rasseln Buckelschilde,
Steingefüllte Kürbisflaschen,
Trommeln dröhnen, Pauken donnern,
Antilopenhörner schmettern.

Ernsthaft mit den Köpfen nickend,
Ueberflirrt von rothen Büscheln,
Ueberklirrt von Silberglöckchen,
Schreiten hundert Staatskamele.

Hundert Sklavinnen mit rothem
Lendengürtel, rothem Ocker
In den Haaren, auf den schwarzen
Brüsten Bernstein und Korallen,

Springen, kreisen, tanzen, hopsen;
Wie zum Sprung gekauert, fletschen
Pardelköpfe das Gebiß;
Weiße Straußenfedern fluten

Um den Riesenpurpurschirm,
Dessen goldne Troddelfransen
Wie ein Vorhang niederpendeln
Um das Haupt des Aba Kuri.

Doch was hat diese selbstgenugsame Schilderung mit dem Grundgedanken des Gedichts zu thun? Viel wesentlicher ist das Bild des „fressenden“ Aba Kuri; aber hier wird die Darstellungsweise etwas zu drastisch, fällt aus der dichterischen Haltung ins Niedrige:

Weiter frißt der Aba Kuri,
Weiter leert in großen Zügen
Er den Bauch der Kokosschale.
Seine Augen wachsen stier
Aus der Stirn, die bläulich anschwillt,
Und es krümmt wie Messerschneiden
Das Gedärm des armen Schatten.

Ebenso scheint uns das Gedicht „Unter der Jungfrau“ der Einheit des Tons zu entbehren, aus den Höhen eines dichterisch schönen Schwungs oft ins Geschmack- und Formlose zu verfallen; wir stoßen da auf Verse, die wir als in Heine'scher Manier „gekleckst“ bezeichnen möchten; so die Schlußsatire auf die frommen Lords und Ladies, deren Hymnus in dem Vers austönt:

Daß wir uns in Sherry besaufen,
Bis wir im Paradies,
O Lord, unterm Tische schnaufen
Wie ein Haufen grunzenden Viehs.

Das ist ein etwas bestialischer Abschluß für ein stimmungsvoll beginnendes Gedicht. Eine reinere lyrische Stimmung ist durchgeführt in „Hochsommernacht“, „Herbst“ (ein gedanklich und rhythmisch schönes Gedicht), „Am Aschenkrug“. Im Stil der Sensationsnovelle ist das Gedicht „Ein Räthsel“ gehalten, eine Tragödie in nuce; stilvoll im Tone skandinavischer Gedichte die Ballade „Haralde“; zwei Etappen der napoleonischen Legende, Elba und Helena, schildert das Gedicht „Zwei Augenblicke“; „Unsere Zeit“ ist ein Festgedicht für die kleine Gemeinde, die noch dem Cultus des Schönen huldigt.

Daß Jensen mit der Romantischen Schule in geistigem Zusammenhange steht, beweist vor allem sein Gedicht „Bohemund“. In kräftigen reimlosen iambischen Fünffüßlern geschrieben, ist es von markiger Schönheit; der Gegensatz zwischen dem düstern deutschen und dem heitern hellenischen Leben verklingt in einem herüber- und hinüberwehenden Traumgespinst: der Sohn der Griechin, der die Mutter, die gespenstig traumhafte, sucht, die ihm bald auf Hellas' Felshöhen, bald im deutschen dunkeln Tann erscheint ... das klingt alles an Arnim und Brentano an. Das Ganze gibt kein klares Facit, es ist ein vieldeutiges

Phantasiespiel. Die Schönheit der Darstellung wird nur selten von gesuchten Wendungen wie „wimpermüden Traum" gestört. Verse wie die folgenden erinnern in ihrem schönen Schwung an Byron's Dichtungen, in denen er die Schönheit von Hellas feiert:

Hochsommer lag auf Attikas Gefild,
Den braunen Grund versengend. Purpurn stieg
Vom damascenerblauen Stahl der See
Des blumigen Hymettus weiche Stirn,
Und gelbes Sonnenfeuer, gleich dem Pfeil,
Den tödlich vom Geschoß Latona's Sohn
Herab einst schnellte, hielt den Tag entlang
Der Franken Heer im Schatten des Gezelts.
Nur wenn der Abend kam, schritt Bohemund,
Der eignen Kraft vertrauend, oft allein
Durch der Oliven silberdämmernd Licht
Hinaus in Schlucht und Hain. Dort zog's vorbei
An seines Geistes Blick. Es hob aufs neu
Mit Marmorbildern die Akropolis
Aus Schutt und Steingeröll ihr Giebelhaupt;
Von Segeln blitzt das Meer, und Schlachtgeschrei
Erfüllt den weiten Thalgrund Marathons,
Derweil im letzten rothen Abendglanz
Das Felsgestad von Salamis erlosch.

Den Schluß der Sammlung bildet ein dramatisches Gedicht, „In Wettolsheim", dessen Held Vittorio Alfieri ist. Der dramatische Einschlag im Gewebe dieser Dichtung ist nicht gerade geschickt: die erste Scene zwischen dem Dichter und der Geliebten, der Gräfin Albany, die auf immer von ihm Abschied nimmt, um ihn dem Vaterlande, der Dichtung wiederzugeben, hat einen schönen dichterischen Ton: die Schlußwendung, der Brief des Prätendenten, der ihre Hand freigibt und die Liebenden wieder zusammenführt, kann doch den Eindruck jenes Abschieds nicht wieder aufheben; der Brief erscheint zu sehr als deus ex machina; die Sprache des Dramolets ist edel und schön.

Die neuen Gedichte Jensen's enthalten viele wahrhaft geniale Züge und unterscheiden sich dadurch von den Alltagsproducten des literarischen Marktes wie Statuetten von Töpferwaare.

2. Gedichte von J. Herzfelder. Stuttgart, Cotta. 1883. 8. 3 M.

Ein neuer Lyriker im Classikerverlag — das ist eine Thatsache, die gewiß Beachtung verdient. Der Gesammteindruck der Sammlung ist mindestens ein derartiger, daß die Anmuth und Klarheit der Form nicht im Widerspruch steht mit dem Relief, welches ein so namhafter Verlag ihr ertheilt: in der That erinnern diese Gedichte in formeller Hinsicht an die besten Muster der schwäbischen Schule. Ausgeschlossen ist aber damit sogleich alle tiefere Originalität, alle blitzartige Genialität, alle jene Vorzüge, die zugleich mit ihren Fehlern hier nicht vorhanden sind.

Die Gedichte haben einen sehr markanten autobiographischen Zug; nicht blos die Gefühle und Stimmungen des Dichters prägen sich, wie dies ja bei jedem echten Poeten unerläßlich ist, in ihnen aus, sondern, was viel seltener der Fall ist, auch seine Lebensverhältnisse.

Seine Weltanschauung, die sich am klarsten in dem ersten Abschnitt: „Herz und Welt", ausspricht, kann man im wesentlichen als eine pessimistische bezeichnen, wenn er auch fortwährend gegen den Pessimismus ankämpft. Das erste Gedicht feiert allerdings gleichsam den Sieg über denselben:

Taufe.

Sprühe, du Zweig, die Tropfen nur
Auf Nacken mir und Wangen!
Dich, heil'ge Taufe der Natur,
Laß gläubig mich empfangen!

Reinige mir das dumpfe Haus
Bis in die tiefste Kammer,
Den finstern Dämon treib' mir aus,
Den angeerbten Jammer!

Absagen mit entschiednem Eid
Laß mich den Wahngedanken,
Der Selbstqual und dem Herzeleid,
An dem wir alle kranken!

Ins duft'ge Ruchgras knie' ich hier;
Und die ich mir entboten,
Die Drossel singt das Credo mir
In selbstgesetzten Noten:

„Ich glaube an den heil'gen Geist,
Der Herz und Welt durchzittert,
Der, was du strebst und wo du seist,
Wohlthätig dich umwittert,

„Der im Gesang des Dichters lebt
Und in des Vogels Tönen,
Der dir im Kuß entgegenbebt
Vom rothen Mund der Schönen,

„Der hier der Braut am Traualtar
Das Auge selig feuchtet
Und dort aus grünem Römer klar
In goldner Welle leuchtet,

„Der dich im Brand des Tages letzt
Und in der Nächte Schauer,
Der Sträucher noch als Flaggen setzt
Auf die geborstne Mauer,

„Der Myrten noch und Rosen pflegt
Auch im zersprungnen Scherben —
In diesem Glauben unentwegt
Leb' ich und will ich sterben."

Doch schon im zweiten Gedicht wird vom Leben gesagt:

Es ist ein Flügelschlagen
Hoch über ödem Meer; —

im dritten, „Leben und Tod", heißt es von ihm, daß es jahrelang das Grablied singe, daß das Herz lange todt sei, ehe es im Grabe ruhe. Er lacht einmal in seinem Kämmerlein:

Behüte Gott ein jedes Herz
Vor solchem bittern Lachen.

In dem Gedicht „Das Blatt" heißt es:

Was soll ich heucheln, soll ich lügen?
Ist doch mein Leben auch ein Blatt,
In das mit mächtig großen Zügen
Der Schmerz sich eingeschrieben hat.

Das Lied „Nachher" ist ganz im Tone des Nirwana gehalten; ähnlich ist die Stimmung in „Welkes Laub":

Das welke Laub muß ich beneiden,
Das Herbstluft sanft vom Baume weht.
Es hat gegrünt. Nun darf es scheiden,
Eh' frierend Wald und Heide steht.

Müd' ist mein Herz. Ihr habt empfangen,
Was nur ein Herz an Liebe weiht.
Was laßt ihr's noch zerrissen hangen
Im Froste dieser kalten Zeit?

In dem sehr schönen Gedicht „In der Nacht", vielleicht der Perle der Sammlung, lauten die Schlußverse:

Mir aber laß die heiße Hand
Noch fiebernd durch die Saiten gehn,
Und darf ich in der Dichtung Land
Auch nur aus scheuer Ferne sehn!
Wem einmal aus entlegnem Stern
Die Flamme des Gesanges loht,
Der ruht nicht leicht und sinkt nicht gern
In deines Schlummers sanften Tod.

Gewittern muß es um ihn her,
Im Fluge nur raub' er den Kuß,
Erinnrung quäl' ihn und Begehr,
Doch nimmer kühl' ihn der Genuß!
Einsam zu stehen ist sein Los.
Und ist sein letztes Lied erdacht,
Einsam legt er in deinen Schos
Sein sinkend Haupt, o Mutter Nacht.

Und das Schlußgedicht des ersten Abschnitts lautet:

Mir fehlt das tröstliche Vertrauen,
Mir fehlt der Glauben an ein Glück.'
Seh' ich voraus, seh' ich zurück —
Die Wolken hangen tief, die grauen.

Ich flog der Sonne nach, den Freuden —
Die Schwingen hab' ich nur verbrannt.
Ich habe Lust und Glück erkannt,
Nur um sie flüchtig zu vergeuden.

Die Zweifelsucht, die grimme Rüde,
Hat mich von Haus zu Haus gehetzt.
Ich rang nach Ruhe, und zuletzt
Wie ward ich müde, sterbensmüde!

Ueber seine Lebensverhältnisse läßt uns der Dichter nicht im Unklaren; er gehört zu den Poeten, welche, wie Platen sagt, morgens zum Gericht mit Acten und abends auf den Helikon gehen; doch die Warnung Platen's summt ihm immer in den Ohren, er singt an seine Muse:

Ja, ich weiß, was dich vertrieb,
Und ich sah dich heimlich grollen,
Wenn ich lahm und matt mich schrieb
Ach! an lahmen Protokollen.
Mich ummodert Bücherdunst,
Du durchschwebst die Luft gelassen.
Freie Höhen sucht die Kunst
Und der Broterwerb die Gassen.

Wenig behagt ihm sein Tagewerk:

Der ich in Acten feingekritzelt
Die Phrasen schnitze Span um Span,
Die Tausende vor mir geschnitzelt
Seit Gajus und Justinian.

Mit satirischen Arabesken tapeziert er seine Amtsstube aus in dem Gedicht:

Im Bureau.

Nun bin ich richtig hereingestellt
Als eine neue Nummer.
Nun rüttelt mich eine neue Welt
Aus dem alten Geistesschlummer.

Das ist eine Schenke! Der Actenstaub
Wird hier credenzt den Gästen.
Der alte Wirth, das Recht, ist taub
Und zapft nicht immer vom Besten.

Es schmäckelt sein Trank nach alter Zeit,
Nach dickem, muffigem Schimmel.
Die Bäume der Gerechtigkeit,
Sie wachsen nicht in den Himmel.

In den weitern Versen werden besonders die Streber gegeiselt.

Doch der Dichter ist nicht blos seines Zeichens ein Bureaukrat; er ist auch seines Glaubens ein Jude. Daraus macht er kein Hehl; selbst in den Liebesgedichten fehlt nicht die Anspielung auf die Kluft des Glaubens. In dem Gedicht „Ein deutscher Jude" rechtfertigt er sich, warum er Jude blieb; einige Verse erinnern an die große Rede Uriel Acosta's im zweiten Act:

Und wenn ich doch zu Juda stehe,
Nicht jenes Glaubens morscher Kitt,
Uns bindet tausendjähr'ges Wehe,
Das blutig ihm ins Leben schnitt.

Doch der Jude ist voll von patriotischer Begeisterung für das deutsche Vaterland.

In dem Gedicht „Am Schliersee" sitzt er mit frohen Gästen zusammen, die einen Bruderbund schließen wollen; jeder gibt ein kurzes curriculum vitae:

Und ich . . bald such' ich als ein Sklav'
Der Themis Schreiberbude,
Von Herzen deutsch, von Hause brav
Und von Geburt ein Jude.

Da trennen sich die Genossen von ihm.

Wir haben schon manches aus den spätern Abschnitten: „Liebesleben", „Wanderleben", „Bunte Bilder", „Gelegentliches", mitgetheilt; doch sie kommen dem ersten nicht gleich, der die schönsten Gedichte enthält. Unter den Liebesliedern findet sich manches anmuthende Situationsbild. Obschon Herzfelder die modernen Wanderdichter geiselt, so begibt sich seine Muse doch auch auf die Wanderschaft und zeichnet besonders schweizer Veduten; trotz der meistens klaren und durchsichtigen Form haben wir indeß wenig gefunden, was sich dem Gedächtniß einprägt. In diesem Abschnitt wie in den „Bunten Bildern" macht sich oft jener etwas eckige und knorrige schwäbische Humor bemerkbar, der für einige Häupter der Schule charakteristisch ist und der auch bei dem jungen Justinus Kerner, bei J. G. Fischer und den Jüngern des Schwabenlandes nicht fehlt. Dieser Humor hat etwas derb Barockes, und man muß sich an ihn gewöhnen, um ihn genießbar

zu finden. Herzfelder erscheint uns nicht immer glücklich auf diesem Gebiete. Die Reime, z. B. in der „Kellnerin von Glarus" ignarus, Pharus, Varus, sind für ein leichtgeschürztes Gedicht zu hochtrabend, wenn sie ernst gemeint sind; sollen sie aber parodistisch aufgefaßt werden, so entbehren sie der komischen Wirkung.

Der Abschnitt „Gelegentliches" enthält einige warmempfundene Hymnen auf Goethe und Lessing und kleine Epigramme, meistens literarische Xenien.

Sehr rühmenswerth sind die Uebersetzungen; sie zeigen Fluß, Gewandtheit und treffende Ausdrücke, namentlich diejenigen aus Giambattista Casti's Epos „Die sprechenden Thiere" und aus Béranger's Gedichten; hier sind auch die satirischen und humoristischen Wendungen glücklich getroffen.

3. Erde und Eden. Von Ernst Harmening. Jena, Mauke, 1884. 16. 2 M. 50 Pf.

Es sind meistens Liebesgedichte, wie sich von einem Sänger erwarten läßt, der das Hohelied in einen neuen episch-lyrischen Blumenstrauß zusammengebunden hat. Singt er doch selbst:

Bedarf ich wirklich der Entschuldigung,
Daß meine Lieder nur die Liebe preisen?
Daß sie nach Minnebrauch viel Huldigung
In allen Ehren schönen Frau'n erweisen?

Wie Most — von dessen Geist der Zecher träumt —
Im Fasse tos't, die Dauben zu zersprengen,
So braust, wem voll der Jugend Becher schäumt,
Der Geist der Liebe über in Gesängen.

Verzeiht! Wenn erst der Herbst den Wald entlaubt,
Wird ernster auch der Vogel in den Zweigen;
Bedeckt der weiße Schnee erst kalt mein Haupt,
Werd' ich von selbst zu andern Liedern neigen.

Wenn es indeß auch an leichtfüßigen Liedern nicht fehlt, so unterscheidet sich diese Sammlung doch von ähnlichen dadurch, daß sie gewähltere Rhythmen und Strophen bevorzugt. So ist ein Abschnitt „Freundschaft und Liebe", mit poetischen Reflexionen über das Thema, in Sonetten gedichtet. Sehr gefreut haben wir uns aber, vielen gereimten antiken Oden zu begegnen: diese von uns empfohlene und neu eingeführte Dichtform scheint sich in immer weitern Kreisen Bahn zu brechen. Noch mehr freuen wir uns, es aussprechen zu dürfen, daß gerade diese gereimten Oden Harmening's zu den Zierden der kleinen Sammlung gehören. Wir theilen hier zwei gereimte sapphische Oden mit, die durch den Reim offenbar anmuthigen Fluß und Guß gewonnen haben:

Wie, du fragst?

Wie, du fragst, ob immer ich treu gewesen —
Kannst du's nicht im Spiegel der Seele lesen?
Schau, da steht, was fern ich von dir getrieben,
Deutlich geschrieben.

Fragt dein Mund, wie lange auf dieser Erde
Ich den Schwur der Liebe dir halten werde?
Schau ins Aug' — da steht das Gebot geschrieben:
Ewig zu lieben.

Sehnsucht.

Lieblich Bild, willst nimmer du bei mir weilen,
Nimmer mir die schmerzenden Wunden heilen?
Hör' mich flehn und bebenden Munds verlangen:
Laß dich umfangen!

Weh, du fliehst? So soll ich denn ewig büßen,
Wahnbethört, den täuschenden Traum, den süßen?
Kaum hab' ich den heilenden Hauch empfunden,
Bist du entschwunden.

Wie ein Blitz, der blendend zur Erde knattert,
Zauberschnell auch wieder in Nacht verflattert,
Birgst du dich im Dunkel vor meinen Armen,
Ohne Erbarmen.

Aus ähnlichen Reimstrophen bestehen die Gedichte „Amor und Hymen", frei nach Th. Moore, und das erste Gedicht aus dem Fragment „Eros und Psyche". Die asklepiadäische Strophe mit dreifachem Reim und reimloser Zwischenzeile, wie wir sie empfohlen, findet sich in dem Gedicht:

Silbern gleitet der Mond, lächelt vom Himmelszelt
Rings von Sternen umkreist nieder zur Erdenwelt;
Berge, Thäler und Fluren
Sind vom flimmernden Licht erhellt.

In einem andern Gedicht, „Stell dich ein", reimt Harmening blos die beiden ersten Verszeilen und läßt den Schlußreim ausfallen. In dem Gedicht „Liebelust" adoptirt er das von uns auf Grundlage der alcäischen Strophe aufgebaute Vers- und Reimschema, das auch Moriz Carriere's Beifall gefunden hat. Mit Recht sieht er davon ab, die alcäische Strophe selbst zu reimen; einige Gedichte in choliambischen Versen, wie „Tolle Lust", gehören jedenfalls zu den Curiositäten unserer modernen Lyrik. „Efendi" klingt mit seiner westöstlichen Lebensweisheit an Mirza-Schaffy an.

Die kleine anspruchslose Sammlung macht einen durchaus anmuthenden Eindruck, mögen immerhin einige Härten in Vers und Reim vorkommen und der Schatz der Empfindungen und Gedanken nicht immer ganz neue poetische Münzen spenden.

4. Normannische Balladen. Von Helene von Engelhardt. Stuttgart, Metzler. 1884. 8. 2 M. 80 Pf.

Die Dichterin hat sich durch die Kühnheit, ein lyrisches „Weinalbum" herauszugeben, und durch ihre schwunghafte „Hochzeitreise" nicht ohne Glück in die Literatur eingeführt. Ihr eigen ist der Geist und Fluß einer echten Inspiration, und dieser verleugnet sich auch in der neuen Sammlung nicht.

Wir schwärmen nicht für den nordischen Balladenton, so beliebt er auch bei namhaften Dichtern sein mag: es ist immer ein fremdartiger poetischer Jargon. Gleich in der ersten Strophe von „Rolf Kraki's Tod" lodern helle Langfeuer; der Jul-Eber winkt auf der Tafel, die Zecher leeren die schäumenden Bragibecher. Dazu gehören eigentlich drei Fußnoten, die uns das nordische Table d'hôte, von dem die meisten Leser doch nichts Näheres wissen,

erläutern. Odin und Freya und Baldur und die Midgardschlange und der Fenriswolf und die Walküren aus Asgard fehlen natürlich nicht. Doch wer seinen Wilhelm Jordan und Felix Dahn auswendig kennt, der wird mit diesen Göttern und Ungeheuern Bescheid wissen.

Die Schicksale der alten Seekönige und Helden ziehen in einigen bunten Bildern an uns vorüber. Da fällt Rolf Kraki durch den Verrath der eigenen Schwester, die den Gatten als König gekrönt sehen will; doch ein Rächer ersteht ihm in einem Jüngling, dem er zwei goldene Armringe geschenkt und der den Usurpator tödtet. Da bringt aus Finnmark Seekönig Eirik zum Unheil die schöne Gunnhild, die Schülerin finnländischer Zauberei, als Braut nach Hause, eine unselige Beute; da freit der Ylfing Hjörward zum Schrecken seiner kriegslustigen Wikingsfahrer um die Königstochter Hildburg; da flüchtet der verfolgte Oluf mit seiner Helge über die stürmische See; ein Zauber-eiland mit goldenen Palästen und Thoren steigt mitten im Sturm vor ihm auf; es sind nicht Islands Flammen und Gletscher; es ist der selige Saal, wo Freya thront, und zu ihr werden die Flüchtigen hinaufgezogen. „Rolf's Fahrt" schildert uns die Eroberung der Normandie.

Das ist alles frisch und lebendig, in fließenden Versen geschildert. Es folgen einige Nordsee-Rhapsodien, freie Rhythmen mit Reimen: „Das Meerleuchten", „Helgoland", „Die Stimmen der See". Hier eine Probe der sprachgewandten und zum Theil auch sprachgewaltigen poetischen Darstellung:

Wir kommen
Geschwommen
In unabsehbar geschlossenen Heeren,
Wir nagen und zehren,
Wir spülen, wir lecken
Mit lüsternen Zungen,
Mit gierigen Lippen,
Am ragenden Bollwerk der Felsen und Klippen.
Sie trotzen vergebens;
Mächtig wie sie,
Keck im Bewußtsein vollkräftigen Lebens
Ragten einst andre gewaltiger hie:
Wir strömten heran, die alles Umschauernden,
Die ewig Wechselnden, die ewig Dauernden,
Brachen zermalmend mit wuchtiger Hand
Ihren Widerstand.

Wir spülen,
Wir wühlen,
Wir schrumpfen zusammen
Zu Atomen des unermeßlichen Raums,
Gleich zischenden Schlänglein
Untergrabend die Wurzeln des Weltenbaums,
So schlüpfen wir lauernd in jeglichen Spalt,
Nagen und bohren mit rastlosem Zahn,
Höhlen den Fels, zerbröckelnd, zerstückelnd,
Morsch wird der greise Titan,
Zoll um Zoll — wir erkämpfen die Bahn,
Schritt um Schritt — wir machen nicht Halt.
Wie die Jahrtausende nahen und fliegen,
Wir siegen!

Und wir raffen uns auf zu gewaltiger Wucht!
Wir rollen,
Wir grollen,
Zu Hünengestalten emporgeschwollen
Mit tosendem Prall,
Mit zornig donnerndem Wogenschwall,
Mit Branden und Dröhnen
Heran an den Fels! —
Und die Wände verwittern,
Wir fühlen ihr Zittern,
Wir hören ihr Stöhnen!

Schon aus dem Ton und Takt dieser Verse hört man heraus, daß die Dichterin nicht an der Feder kaut, sondern daß ihr die poetische Hochflut zuströmt. Gerade für die dithyrambische Sangesweise hat sie ein ausgesprochenes Talent.

Rudolf von Gottschall.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

1. Die Erhaltung der Energie. Das Grundgesetz der heutigen Naturlehre. Gemeinfaßlich dargestellt von Balfour Stewart. Mit 14 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Zweite verbesserte Auflage. (9. Band der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.) Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 4 M.

Wir haben es hier mit einem alten guten Bekannten zu thun, der, so oft er auch erscheinen mag, stets willkommen geheißen wird. Die Schrift entwickelt in origineller und wirklich leicht faßlicher Weise den Begriff der Energie, welche bekanntlich der alten lebendigen Kraft proportional oder ihrer Hälfte gleich ist, solange der Körper in Bewegung ist. Außer dieser kinetischen Energie gibt es aber auch noch eine Energie der Lage oder die potentielle Energie. Die Summe der kinetischen und potentiellen Energie im Weltall bleibt stets constant, so sehr sich auch die Werthe der einzelnen Posten ändern mögen — dieser Satz von der „Erhaltung der Energie" bildet die unerschütterliche Grundlage der modernen erklärenden Naturwissenschaft. Aus diesem obersten Grundgesetze der letztern folgt, daß es unmöglich ist, Energien zu vernichten, sowie es unmöglich, solche neu zu erschaffen. Das gegenseitige Spiel der Naturkräfte und der durch sie bewirkten Energien beruht nur auf einer fortwährenden Umwandlung derselben, ohne daß die mindeste Energie verloren gehen oder die kleinste neu erschaffen werden könnte. Alle Kräfte und Energien im ganzen Weltall beruhen also in letzter Instanz auf ihrer gegenseitigen Transformation, Maskirung und Demaskirung. Diese Verhältnisse nun erläutert Balfour Stewart's Schrift in populärster

Weise, nachdem sie den Leser mit dem Begriffe der Energie wohl bekannt gemacht hat. Durch zahlreiche und passende Beispiele wird die Umwandlung der mechanischen Energie in Wärme, dann die gegenseitige Transformation der Energien überhaupt verständlich gemacht, worauf ein historischer Rückblick und die Besprechung der Zerstreuung der Energie folgt. Die Zerstreuung der Energie besteht darin, daß dieselbe allmählich auf einerlei Form und zwar auf jene der Wärme gebracht und dabei nach allen Seiten gleichwerthig vertheilt oder „zerstreut“ werden soll, derart, daß endlich nach Milliarden und Milliarden von Jahren jede Temperaturdifferenz im Weltall ausgeglichen und ewige Ruhe im Universum eintreten würde. Demnach wäre auch für die Welt der Tod das wahrscheinliche Schicksal, freilich erst nach Aeonen von Jahren.

Das Schlußkapitel betrachtet das Verhältniß der Energie zum Leben. All dies wurde auch schon in der ersten Auflage behandelt. Die neue Auflage hat einige Fehler der alten verbessert und am Ende des Buchs als wichtige Anwendung der Transformation der Energien noch das Princip der dynamoelektrischen Maschinen als Ergänzung zur Magneto-Induction hinzugefügt.

Bezüglich des Satzes von der Erhaltung der Energie unterschätzt der Verfasser das hohe Verdienst unsers Julius Robert Mayer, indem er die Leistung dieses ersten Entdeckers der berechenbaren Umwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme unter jene des Engländers Prescott Joule stellt. Und doch ist sicher, daß Mayer (Mai 1842—1851) mit seinen Gedanken über das Aequivalent der Wärme und der Erhaltung der Energie (letztere anfänglich als „Erhaltung der Kraft“ bezeichnet) sogar über ein Jahr früher auftrat als Joule (August 1843—49). Mayer erfaßte diesen Gegenstand vorherrschend theoretisch und demonstrirte seine genialen Schlüsse durch Experimente; Joule ging den entgegengesetzten Weg. Beide kamen aber in epochemachender Weise an dasselbe Ziel; der erste stärker in gedankenreichen Folgerungen, der andere ihn überholend auf experimentellem Gebiet und also auch genauer bei der ziffermäßigen Aufstellung des Resultats. Da niemand vor J. R. Mayer die berechenbare Transformation der Arbeit in Wärme so klar erkannt und ausgesprochen hat wie er, und auch niemand vor ihm daraus so weittragende Folgerungen und Anwendungen gezogen hat wie er, so setzt man allgemein in dieser hochwichtigen Angelegenheit Mayer vor Joule. Nur in England gibt es eine Partei, zu welcher auch der Verfasser zu gehören scheint, die Joule den Vorrang einräumt. Beeilen wir uns zu sagen, daß John Tyndall, in national unbefangener Weise, die hohe Bedeutung Mayer's als mindestens der Joule's gleichwerthig in dieser Prioritätsfrage dargethan hat. All dies mußte hier berührt werden, weil es den Leser des sonst so hervorragenden Stewart'schen Buchs über die Energie befremden könnte, so wenig von unserm Mayer zu hören. Daß übrigens der Inhalt desselben durch die einseitige Auffassung der Leistung Mayer's keinen Schaden erleidet, wird hiermit nicht nur ausdrücklich constatirt, sondern das Werkchen wird überdies wiederholt auf das wärmste empfohlen, insbesondere jenen, welche nach einer kurzen, sehr verständlichen und praktischen Methode mit der Grundstütze der Naturlehre unserer Zeit durch den Selbstunterricht bekannt werden wollen. Da dieser Leserkreis kein kleiner sein dürfte, so hoffen wir, bald die dritte Auflage dieser Schrift hier anzeigen zu können.

2. Elektrotechnische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebiets der angewendeten Elektricität nach dem Standpunkte der Gegenwart. Mit circa 1000 Abbildungen. In abgeschlossenen, einzeln käuflichen Bänden. Wien, Hartleben. 8. Jeder Band 3 M.

Die Wunder der Elektrotechnik häufen sich auf Weg und Steg, man kann ihnen kaum entgehen, wenn man es auch wollte, wozu freilich kein Grund vorhanden ist. Im Gegentheil, es drängt sich alle Welt nach den Ausstellungsorten für die Apparate der angewandten Elektricität, um deren Leistungen mit eigenen Augen zu sehen (elektrisches Licht), mit eigenen Ohren zu hören (Telephonie), mit eigenen Nerven zu empfinden (physiologische Wirkungen), und sich daran zu erfreuen. Und wie die Ausstellungen für Elektricität nicht nur den Elektrotechniker, sondern auch jedermann interessiren, so dürfte auch die oben angezeigte „Elektrotechnische Bibliothek“ sowol dem Fachmanne als auch dem Laien hochwillkommen sein. Dem erstern aus naheliegenden Gründen, dem letztern, weil diese Bibliothek so gehalten ist, daß auch jeder allgemein Gebildete, der sich für die Anwendungen der Elektricität ernstlich interessirt, daraus Belehrung und Nutzen schöpfen kann. Einen andern, ebenso vielseitigen Führer durch das heutige Gebiet der angewandten Elektricität gibt es derzeit in unserer Literatur nicht, derselbe wird vor, während und nach einer Ausstellung für Elektricität gute Dienste leisten. Allein auch abgesehen von jeder Gesammtschau elektrotechnischer Apparate, kann diese Bibliothek zum Studium der Elektrotechnologie selbst vorzüglich verwendet werden. Und da jedem Zweig der letztern ein besonderer, einzeln käuflicher Band gewidmet ist, so ist auch den Specialinteressirten vollkommen Rechnung getragen.

Der allgemeinste Theil (Band 9) der Sammlung führt den Titel: „Die Grundlehren der Elektricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Praxis“, von W. Ph. Hauck. Wir möchten dieses mit 83 Figuren versehene Buch als Vorbereitung für die Elektrotechnik jenen besonders empfehlen, welche sich mit den modernen Anschauungen der Elektricitätslehre auf kurzem Wege bekannt machen wollen. Hier wird der Leser ausreichend über die verschiedenen Elektricitätsquellen belehrt, ferner über die elektrische Dichte, die Niveauflächen, das elektrische Feld, das elektrische Potential, die elektrischen Kraftlinien, dann über die elektrische Entladung und den elektrischen Strom sammt ihren verschiedenen Wirkungen, sowie über

den Widerstand der Leitung und das Ohm'sche Gesetz. Es folgt die Lehre vom Magnetismus und Elektromagnetismus, sowie von den Inductionsarten. Tafeln über die Leistungsfähigkeit der Körper beschließen das empfehlenswerthe Werk.

Von demselben Verfasser stammt auch jener mit 85 Abbildungen ausgestattete Band 4, welcher „Die galvanischen Batterien, Accumulatoren und Thermosäulen" bespricht. Indem hierbei die verschiedenen Arten der galvanischen Elemente je nach einer andern Weise ihrer Depolarisation durchgenommen werden, wird der Leser principiell auf das leichtfaßlichste nicht nur über die verbreitetsten und bekanntesten Typen der galvanischen Elemente und Batterien unterrichtet, sondern er ist nun auch genügend vorbereitet auf das Verständniß der etwa im Laufe der Zeit künftig noch erscheinenden Volta'schen Elemente. In sehr natürlicher Weise verknüpft der Verfasser die Secundärelemente oder die sogenannten Accumulatoren mit den gewöhnlichen Volta'schen Elementen und erörtert dieselben sowol vom historischen, chemischen als praktischen Standpunkte. Die Thermosäulen beschließen dieses treffliche Werkchen über die galvanischen Elemente.

Für größere Arbeiten der Elektricität sind bekanntlich die galvanischen Batterien durch die magneto- und dynamoelektrischen Maschinen verdrängt worden. Diese mächtigen Quellen der Elektricität behandelt Gustav Glaser-De Cew im ersten Bande, welcher seit der kurzen Zeit seines Erscheinens bereits die vierte Auflage erlebt hat. Man wird mit der Entwickelungsgeschichte der Magneto- und Dynamomaschinen, mit ihren Licht- und Schattenseiten, sowie mit den theoretischen Gesetzen vertraut gemacht, von welchen der gute Aufbau jener Maschinen abhängt. Es folgen dann noch praktische Winke bezüglich der Details für die Construction der Maschinen, worauf zwei Kapitel die Anwendung der Inductionsmaschinen zur Erzeugung des elektrischen Lichts, ferner in der Elektrochemie, in der Telegraphie und bei der Kraftübertragung vorführen. Da die Secundärbatterien gewissermaßen als Magazin für die von den Inductionsmaschinen gelieferte Elektricität dienen können, so ist auch den Accumulatoren ein eigenes Kapitel eingeräumt. Ein Anhang bringt die Formeln zur Construction von Elektromagneten, ferner neuere Maschinen und endlich auch Instrumente für die Messungen an Magneto- und Dynamomaschinen. Dieses mit 56 Abbildungen versehene Werkchen ist bereits so vortheilhaft bekannt, daß es keiner besondern Empfehlung bedarf.

Nachdem schon der erste Band ein Kapitel über Meßapparate für elektrische Maschinen gebracht, hat Arthur Wilke einen eigenen Leitfaden der elektrischen Meßkunde geschrieben (Band 8) unter dem Titel: „Die elektrischen Meß- und Präcisionsinstrumente, sowie die Instrumente zum Studium der elektrostatischen Elektricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Construction", mit 59 Abbildungen. Zunächst wird das Princip der elektrischen Messungen und dessen Anwendung auf die Messung der drei elektrischen Fundamentalgrößen: Stromstärke, Widerstand und elektromotorische Kraft, vorgetragen, worauf die Messung der andern Größen der dynamischen Elektricität, dann die der Elektrostatik folgt. Den Schluß bilden die absoluten Maße der Elektricität. Die Auswahl der Meßmethoden wie auch der entsprechenden Instrumente ist mit besonderer Rücksicht auf die Praxis getroffen, und ein kurzes Kapitel gibt Winke hinsichtlich der Aufstellung und Handhabung der Meßapparate für die Elektricität.

Neben dem soeben genannten Werkchen wird noch das „Elektrische Formelbuch" von P. Zech dem Elektrotechniker und selbst dem allgemein Gebildeten vielerlei Hülfen und Aufklärungen gewähren und jedem Praktiker als gutes Vademecum dienen können. Man findet in Band 10 eine alphabetisch geordnete Sammlung von Lehrsätzen, Erklärungen und Formeln, welche sonst nur in den verschiedensten Werken über Elektricität, Physik, Mechanik und Mathematik zerstreut sind. Ueberdies wird auch der Anhang sehr willkommen sein, welcher die elektrische Terminologie in deutscher, französischer und englischer Sprache ebenfalls nach dem Alphabete vorführt. Die einschlägige Fachliteratur ist verzeichnet zur Benutzung für weitere Studien. Zur Erläuterung des Textes dienen 15 Figuren.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Zweigen der angewandten Elektricität, so verweisen wir zunächst auf Nr. 31 d. Bl. f. 1883, wo die beiden Schriften von A. von Urbanitzky (Band 3 und 11 der Sammlung) besprochen worden sind, welche sich mit der elektrischen Beleuchtung befassen. Wir können daher hier unsern Bericht über die den speciellen Fächern der Elektrotechnik gewidmeten Bände der Bibliothek mit dem Buche des Ingenieurs Eduard Japing beginnen, welches die „Elektrolyse, Galvanoplastik und Reinmetallgewinnung" zum Gegenstande hat. Hinsichtlich der Elektrolyse und ihrer Theorie steht Band 7 noch mit einem Fuße in der allgemeinen Elektricitätslehre, während die Galvanoplastik und die Elektrometallurgie ihm seinen Platz in der Elektrotechnik sichern. Es werden die in der angewandten Elektrochemie gebräuchlichsten galvanischen und thermoelektrischen Ketten sowie die Magneto- und Dynamomaschinen eingehend erörtert, und ebenso die galvanoplastischen Apparate. Was die Galvanoplastik selbst betrifft, so erscheint dieselbe hier wissenschaftlich aufgefaßt und dabei auf der Höhe moderner Technik und ihrer Fortschritte. Die Kapitel über elektrolytische Analyse und deren Anwendung in der Metallurgie sowie in den Gewerben haben das ihnen zukommende reiche Material aus den zerstreuten Fachquellen kritisch gesammelt und organisch verbunden, sodaß hier dem Leser ein befriedigendes Ganze über den jüngsten Stand der elektrochemischen Technologie geboten ist. Der Vortrag wird durch 46 Illustrationen unterstützt.

Ingenieur Eduard Japing hat ferner im zweiten, mit 45 Figuren versehenen Bande der Sammlung „Die

elektrische Kraftübertragung und ihre Anwendung in der Praxis" behandelt. Man findet zunächst Belehrung über Naturkräfte, Motoren und Krafterzeuger, welche zur elektrischen Krafttransmission die mechanische Energie liefern (Dampf- und Gasmotoren u. dgl.); dann über die magneto- und dynamoelektrischen Maschinen, welche jene mechanische Energie in elektrische Ströme umwandeln; ferner über die elektrischen Leitungen, Transformatoren und Accumulatoren, und endlich über die Zurückverwandlung des elektrischen Stroms in mechanische Energie am besten mittels Reversion der Dynamomaschinen. Weiterstrebenden wird die Theorie der Umwandlung des elektrischen Stroms in Arbeit, die theoretische und später die praktische Berechnung dieser Transformation, sowie die Behandlung der mannichfachen Detailfragen bezüglich der telodynamischen Transmission, und endlich auch der Bericht über die praktischen Anwendungen des letztern angenehm sein.

In dem letztern Bande der Sammlung ist, unter den verschiedenen Anwendungen der elektrischen Kraftübertragung auch kurz das Princip der elektrischen Eisenbahnen vorgetragen. Da jedoch die elektrischen Motoren anfangen, auf Localstrecken die Dampfwagen zu ersetzen, so hat J. Krämer einen Band (17) geschrieben: „Die elektrischen Eisenbahnen bezüglich ihres Baues und Betriebes", mit 105 Abbildungen und 2 Tafeln. Nach Erledigung der auf den baulichen Theil einer Eisenbahn sich beziehenden Kapitel beginnt der Vortrag über die Inductionselektricität und über die darauf basirenden Magneto- und Dynamomaschinen, dann über die elektrische Transmission der Kraft, sowie über die Gesammtanwendung einer elektrischen Eisenbahn und der zu ihrem Betriebe erforderlichen stehenden Dampfmaschinen, welche die in Elektricität umzuwandelnde mechanische Energie liefern. Ferner werden die Leitung der Elektricität und die Fahrzeuge zum Zwecke des elektrischen Bahnbetriebes in zwei Kapiteln besonders besprochen. So viel sich bisjetzt in dem Rahmen eines mäßigen Bandes über die elektrischen Eisenbahnen vom praktischen Standpunkte sagen läßt, so viel ist hier gesagt; ja es wird im Anhang ein Voranschlag über die Anlage- und Betriebskosten sowie über die Rentabilität einer derartigen kurzen Bahn (Pratersternrotunde in Wien, 2,3 Kilometer lang) als Beispiel gegeben und dabei mit Recht auf die derzeitigen Schwierigkeiten solcher Präliminare aufmerksam gemacht. Das Krämer'sche Buch ist bei der Neuheit des Gegenstandes eine besonders verdienstliche Leistung.

Für die verschiedenen Theile der elektrischen Fernschreib- und Fernsprechkunst sind sechs Bände (5, 6, 12, 13, 14, 16) bestimmt, von welchen fünf bereits vorliegen, die wir nun der Reihe nach besprechen wollen. „Die Verkehrstelegraphie der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Praxis" vom kaiserlichen Telegrapheninspector J. Sack (Band 5 mit 101 Abbildungen) hat durch den gewählten Titel über das hinausgegriffen, was das Werk wirklich bietet, indem dieses hauptsächlich die Telegraphenapparate, d. h. die Zeichenbringer (Zeichenempfänger) der jetzigen Verkehrstelegraphie, zum Gegenstand hat und nur in einer sehr kurzen Einleitung des Ursprungs und der Entwickelung der Verkehrstelegraphie im Fluge gedenkt. Richtiger hätte also entsprechend dem Inhalte die Ueberschrift des Buchs etwa gelautet: „Die Zeichenbringer der Verkehrstelegraphie" o. dgl. Hat man diese kleine Correctur angebracht, so läßt sich dem Buche nur Gutes nachsagen. Der Verfasser hat aus dem überreichen Material glücklich nur die für die Praxis wichtigen Apparate herausgegriffen und mit Recht seine Aufmerksamkeit vorherrschend den Schreib- oder Druck- sowie den Typendruckapparaten zugewendet. Er hat dann auch erörtert, unter welchen Bedingungen der Arbeits-, und unter welchen der Ruhestrom anzuwenden ist. Weiter werden die Uebertragungsapparate, die Wecker, die automatischen Apparate, die Multiplextelegraphie und endlich die Kabeltelegraphie eingehend betrachtet. Sowol die kritische Vergleichung der gebräuchlichsten Telegraphenapparate im Schlußkapitel wie überhaupt die ganze Arbeit geben durchweg Zeugniß von der gewiegten Erfahrung des Verfassers in der Telegraphentechnik.

Als erwünschter Aushelfer und ergänzender Mitarbeiter im telegraphischen Verkehr präsentiren sich das „Telephon und Mikrophon", welche nebst dem Radiophon vom Ingenieur Theodor Schwartze für die „Elektrotechnische Bibliothek" im sechsten Bande (mit 119 Figuren) bearbeitet worden sind. Nicht immer bietet die geschichtliche Entwickelung eines Gegenstandes auch einen tauglichen Leitfaden für dessen Vortrag; bei den Fernsprechapparaten ist dies jedoch im ganzen und großen der Fall, weshalb der Verfasser wohl daran gethan hat, sein Buch mit der Geschichte des Telephons einzuleiten und nach dem Gang dieser Geschichte mit den Musiktelephonen zu beginnen, worauf die magnetelektrischen Telephone, Batterietelephone und Mikrophone nebst den Telephonanlagen folgen. Der Transmission der Schallwellen mittels Lichtstrahlen oder der Radiophonie ist ein besonderes Kapitel geweiht, ebenso der wissenschaftlichen Anwendung der Tele- und Mikrophone. Eine willkommene Zugabe bildet im Schlußkapitel der sprechende Lautschreiber oder Phonograph Edison's. Wer eine gute Orientirung und ausgiebige Belehrung in dem bereits weit vorgeschrittenen Gebiete der Telephonie sucht, dürfte dieses Werkchen nach dem Durchstudiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

„Die elektrischen Einrichtungen der Eisenbahnen und das Signalwesen" (Band 12, mit 130 Figuren) vom Oberingenieur L. Kohlfürst beginnen mit einer historischen Einleitung bezüglich der elektrischen Telegraphie in ihrer Verwendung beim Eisenbahnwesen, worauf das Princip der elektrischen Anlagen und ihrer wesentlichen Theile (Leitung, Elektricitätsquellen, Zeichengeber und Zeichenempfänger, Nebenapparate, wie Aus- und Umschalter, Multiplicatoren, Blitzplatten u. dgl.) folgt. Dann kommt der Vortrag über die Eisenbahntelegraphie, sowie über die mannichfachen elektromagnetisch bewirkten Signale für den

Eisenbahndienst und für die Sicherheit der Fahrt. Alle hierher gehörigen wichtigen elektrischen Einrichtungen sind bis auf die jüngste Zeit berücksichtigt und möglichst faßlich erklärt.

Von allgemeinerm Interesse sind „Die elektrischen Uhren und die elektrische Feuerwehr-Telegraphie“. Dieselben sind bearbeitet im dreizehnten Bande von A. Tobler, Docenten am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Die elektromagnetischen Zeitmesser sind erstens Zeittelegraphen, bei welchen Zeigerwerke, gewöhnlich ohne Gewicht oder Feder, nach je gleichen und kurzen Zeittheilchen (meist nach je einer Minute) mit einer Normaluhr, durch automatische Schließung einer Voltakette, im sympathischen Gange erhalten werden. Dann gibt es aber auch in neuerer Zeit sehr beliebte selbständige Triebwerke, welche nach je größern Zeittheilen (etwa nach einer Stunde) elektromagnetisch mit Hülfe einer Normaluhr gerichtet werden. Daran reihen sich drittens die elektrischen Pendeluhren, bei welchen die bewegende Kraft des Gewichts oder der Feder durch den elektrischen Strom eines oder mehrerer Elemente ersetzt ist, und die daher längere Zeit (ein bis zwei Jahre) in Bewegung bleiben. Die sehr verschiedenen Durchführungsarten dieser drei Haupttypen elektrischer Uhren, und ebenso die automatischen Feuermelder nebst der Einrichtung einer Centralstatt, sowie die elektrischen Wächteruhren, behandelt dieses Buch kurz und bündig. Der Vortrag wird durch 88 Zeichnungen unterstützt. Dem Weiterstrebenden werden die häufigen Verweisungen auf die Quellen des Studiums erwünscht sein.

Die Telegraphen und überhaupt alle elektrotechnischen Anlagen bedürfen der „Elektrischen Leitungen“, über welche J. Zacharias im sechzehnten Band ausführlich spricht. Das Material sowol der ober- wie der unterirdischen Leitungen, ihre Herstellung und Einführung wird im Detail erörtert, ebenso die Anlage der Erdleitungen sowie der Blitzableitungen. Der Anhang bringt Belehrungen über Kabelmessungen und werthvolle Tabellen für die Praxis beim Bau elektrischer Leitungen. Das Buch enthält 72 Abbildungen.

Einer der interessantesten Bände der Sammlung ist der funfzehnte: „Die Anwendung der Elektricität für militärische Zwecke“, von Friedrich Wächter (mit 71 Abbildungen). Man findet hier übersichtlich und leicht faßlich dargestellt: die militärische Feldtelegraphie, die elektrischen Zündapparate für die Sprengtechnik, die elektrischen Chronographen und die elektrische Beleuchtung in ihrer Anwendung auf Leuchtthürmen, Kriegsschiffen, ferner für Festungen, für Beleuchtungswagen der mobilen Armee, für Minen und endlich für Signale.

Sowie das vorige Bändchen die Ausbeutung des elektrischen Stroms für militärische Zwecke zum Gegenstande hat, so zeigt Band 18, wie vielseitig die Elektricität in der Medicin benutzt wird. Er hat Rudolf Lewandowski zum Verfasser und heißt: „Die Elektrotechnik in der praktischen Heilkunde“ (mit 95 Abbildungen). Auch dieses Buch enthält trotz seiner Beschränkung auf eine Fachwissenschaft genug des Interessanten für den allgemein Gebildeten, wir erwähnen beispielsweise der Galvanokaustik, d. i. der Anwendung der Glühwirkung einer Platinschlinge, um Neugebilde brennend abzuschnüren, wobei die gleichzeitige Verschorfung fast jede Blutung hintanhält. Ferner zählt hierher die elektrische Beleuchtung menschlicher Höhlen (des Schlundes u. dgl.), die Verwendung des Tele- und Mikrophons als Audio- und Sonometer u. dgl., die elektrischen Projectilanzeiger u. s. w. Die zur Elektrotherapie verwendeten Elektricitätsquellen sind durchweg gewürdigt und die Principien der Verwerthung der Elektricität in der Medicin gegeben.

In nächster Zeit sollen nach dem Prospect noch erscheinen: „Die Haus- und Hoteltelegraphie“ von O. Canter, „Die Spannungselektricität und ihre technischen Anwendungen“ von Professor K. W. Zenger und „Die Weltliteratur der elektrotechnischen Wissenschaft 1860—83“ von Gustav May. Zum vollkommenen Abschluß der „Elektrotechnischen Bibliothek“ fehlt nur noch ein Band, welcher die Anwendung des elektrischen Stroms zu wissenschaftlichen Zwecken — z. B. bei den Chronographen in der Astronomie, Meteorographen in der Meteorologie, dann bei den verschiedenen Instrumenten in der Physiologie, Hygieine u. dgl. — behandeln würde. Vielleicht glückt es der Verlagshandlung, auch hierfür die geeigneten Kräfte zu gewinnen. Ueberdies wäre es vielleicht noch denkbar, in einem Complementbande alle jene verschiedenen Anwendungen der Elektricität zu sammeln, welche in den bisher erschienenen Bänden, vermöge ihrer besondern Aufgaben und Titel, nicht untergebracht werden konnten, wie z. B. der elektromagnetische Webstuhl, die elektromagnetischen Abstimmungsapparate für Parlamente, die elektromagnetischen Sicherheitsvorrichtungen in Theatern, mannichfache Miscellen über die Anwendung der Elektricität u. dgl. Indessen geben wir gern zu, daß sich für Bearbeitung eines solchen Bandes schwer ein Verfasser finden läßt. In jedem Falle hat die „Elektrotechnische Bibliothek“ gerechten Anspruch auf Anerkennung, die ihr auch bereits durch den großen Erfolg geworden ist.

3. Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Alfred von Urbanitzky. Mit circa 600 Illustrationen. Erste und zweite Lieferung. Wien, Hartleben. 1883. Gr. 8. Jede Lieferung 60 Pf.

Nach den zwei ersten Lieferungen, welche uns vorliegen, nimmt dieses für das größere Publikum bestimmte Werk einen guten Anlauf. Es beginnt mit einer Geschichte des Magnetismus und der Elektricität. Die in diesem Theile vorkommenden Illustrationen betreffen theils die hierher gehörigen Erfinder (Guericke, Franklin, Galvani, Volta, Oersted, Ampère, Faraday und Davy), theils einige ursprüngliche Apparate der letztern (Guericke's Schwefelkugel

als Elektricitätserreger, Franklin's elektrischer Drache, Richmann's Wetterstange) und Richmann's Tod beim Beobachten derselben. Es folgt dann der durch zahlreiche Abbildungen illustrirte Vortrag über die Grundlehren des Magnetismus und der Elektricität. Nach dem Prospect werden die folgenden Hefte diese Grundlehren fortsetzen und abschließen, worauf ihre vielseitigen Anwendungen in der Elektrotechnik in einer dem allgemein Gebildeten verständlichen und genügend ausführlichen Weise entwickelt werden sollen.

Zur publicistischen Literatur.

1. Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben. Zweite Auflage. Mit dem Porträt von Thünen's nach einem Gemälde von Ternite. Rostock, Hinstorff. 1883. Gr. 8. 6 M.
2. Die Erhaltung des Bauernstandes. Ein Reformprogramm des hochseligen Grafen Ludwig zu Arco-Zinneberg. Bearbeitet von G. Ratzinger. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Vom Lande. Vergleichende agrarpolitische Studie über Mittelrußland und Livland von H. von Samson. Dorpat, Karow. 1883. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Der Duometallismus. Von August Eggers. Bremen, Roussell. 1883. Gr. 8. 1 M.
5. Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken. Von Friedrich Leitschuh. Bamberg, Hübscher. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser des Werks „Johann Heinrich von Thünen" (Nr. 1) schildert uns in demselben den Lebensgang und die nicht blos auf dem Gebiete der Landwirthschaft, das ihm zunächst lag, sondern auch auf dem Felde der Nationalökonomie und der allgemeinen staatlich-socialen Zustände und Verhältnisse höchst hervorragende Thätigkeit Thünen's. Er wurde am 24. Juni 1783 auf dem väterlichen Gute Kanarienhausen im Jeverlande geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung und widmete sich, seiner innersten Neigung folgend, der Landwirthschaft. Nach manchen Lehr- und Wanderjahren und nachdem er vorerst mehrere Pachtgüter bewirthschaftet hatte, nahm er seinen ständigen Aufenthalt auf dem Gute Tellow im Mecklenburgischen, das er von einem Schwager erkaufte.

Wie sein ganzes Leben lang so war insbesondere hier seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, durch sorgfältigste Beobachtungen bestimmte Gesetze ausfindig zu machen, an deren Hand es jedem Landmann ermöglicht wäre, die seinen ökonomischen Verhältnissen wie der Bodenbeschaffenheit seiner Güter entsprechendste, rationellste Betriebsmethode sich anzueignen. Eine Reihe kleinerer oder größerer Abhandlungen haben eben die Darlegung solcher Gesetze zum Gegenstand: diejenigen über die quantitative Wirkung des Dungs und über die Aussaugungskraft der Gewächse u. a. m. Sein Hauptwerk ist betitelt: „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie", Untersuchungen über den Einfluß, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben. Dieses Werk, zu dem 1863 aus seinem Nachlaß noch weitere Stücke und Abtheilungen herausgegeben wurden, sowie seine Arbeit „Der naturgemäße Arbeitslohn und dessen Verhältniß zum Zinsfuß und zur Bodenrente" übten seit ihrem Erscheinen nach vielen Seiten hin einen gewaltigen Einfluß aus, und dürfen mit Recht, wie der Verfasser in dem Titel seines Werks andeutet, das Resultat eines Forscherlebens genannt werden. Erst nach einer fast fünfundzwanzigjährigen Geistesarbeit, und nach ebenso langen, ununterbrochenen, genauen Beobachtungen konnte Thünen sich entschließen, mit seinem Werk „Der isolirte Staat" vor die Oeffentlichkeit zu treten. Und von welcher Bedeutung seine obengenannte Schrift „Der naturgemäße Arbeitslohn" für die in unsern Tagen so brennend gewordene sociale Frage ist, beweist das Gesetz, das er hier findet und des Nähern erörtert: „ein mit der steigenden Productivität mitsteigender Lohn ist in der That der natürliche Lohn der Arbeit".

Den größten Theil des mit großer Pietät gegenüber dem ehemaligen Lehrer geschriebenen Buchs nimmt der Briefwechsel Thünen's mit Verwandten und Freunden ein, der hier zuerst veröffentlicht wird und der überaus anspricht und interessirt. Das Buch ist dem Andenken des hochseligen Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg gewidmet, und soll Zeugniß ablegen von dem hohen Interesse, welches dieser Fürst, wie an den Wissenschaften überhaupt, so besonders auch an den Forschungen und Erfolgen Thünen's nahm.

„Die Erhaltung des Bauernstandes" betitelt sich eine von G. Ratzinger (Nr. 2) verfaßte Broschüre, in welcher er ein vom verstorbenen Grafen Ludwig zu Arco-Zinneberg in seiner jetzigen Gestalt festgestelltes Reformprogramm mittheilt und mit einer langen Reihe allgemeiner Bemerkungen und besonderer Erörterungen begleitet. Dasselbe war zunächst zur Besprechung und Bekanntmachung in dem vom Grafen Arco gegründeten und geleiteten Bauernverein in Tuntenhausen bestimmt; darauf sollte es in weitern Versammlungen und durch die Presse popularisirt werden.

Bevor diese Pläne verwirklicht werden konnten, starb der Graf Arco-Zinneberg mitten im blühendsten Mannesalter. So wurde, sagt der Verfasser, das Programm zu seinem Testamente für den bairischen Bauernstand und speciell für seinen Tuntenhauser Bauernverein. In der Einleitung der Broschüre erhalten wir eine Charakterschilderung

des Verstorbenen, in welcher dem Adel seines Herzens, der Innigkeit seines Glaubens und der Stärke seiner Ueberzeugung hohes Lob gespendet und sein Standpunkt als eifriger Katholik gegenüber den Zeitfragen, dem Culturkampf, dem Altkatholicismus, seine Stellung zur Politik, sowie seine Thätigkeit im Landesrath von Oberbaiern dargestellt wird. Wenn wir auch seine Ansichten über die preußische Politik namentlich in den Jahren 1859 und 1866 nicht theilen, und ebenso wenig seinen Anschauungen über siebentes Schuljahr und über Arbeitslehrerinnen beipflichten können, die nach ihm zu den größten Modeverirrungen der Gegenwart gehören, so muß man doch anerkennen, daß seine Bestrebungen, den Bauernstand zu erhalten und ihm aufzuhelfen, getragen sind vom Geist treuer Liebe zum Volk, in dessen Mitte er lebte, dessen Bedürfnisse er kannte.

Von den vierzehn Paragraphen, welche das Programm umfaßt, und die in den besondern Erörterungen aufs eingehendste einzeln durchgesprochen werden, seien wenigstens einige Punkte hier angeführt:

Die Bestrebungen, den sogenannten landwirthschaftlichen Credit auszudehnen, bilden die Hauptursache des drohenden Verfalls unsers Bauernstandes. — Der sogenannte Realcredit muß eingeschränkt werden und eine andere Organisation erlangen.... Die Ausdehnung des Personal- und Betriebscredits ist bedenklich.... Der Einschränkung des Realcredits entsprechend ist das bäuerliche Erbrecht zu modificiren, sodaß dem Gutserben der halbe Schätzungswerth des Anwesens unverschuldet verbleibt. Die Einführung des Majorats oder Minorats erscheint für die Verhältnisse des Bauern unangemessen.

Des Weitern plaidirt Graf Arco für allgemeine Einführung der Hagelversicherung, für das Recht der Obrigkeit, das Zertrümmern der Güter zu verhindern, für Aenderung der Gesetze über Schul- und Armenwesen, Ansässigmachung und Verehelichung, für Verminderung der Militärlasten —, für Einführung der Couponsteuer an Stelle der Selbsteinschätzung u. a. Der Schlußparagraph lautet:

Alle wirthschaftlichen Reformen, welche segensreich wirken sollen, müssen eine religiöse Grundlage haben. Alle Gesetze und Organisationen sind machtlos, wenn die Bevölkerung jener sittlichen Kraft entbehrt, welche nur aus religiöser Ueberzeugung und kirchlicher Uebung entspringt. Auf einfachen Unterricht und religiös sittliche Erziehung ist das Hauptgewicht zu legen.

Ein sehr vielseitiges und reichhaltiges Programm, wie man sieht, das wohl werth wäre, in Vereinen und Versammlungen, zumal in solchen von landwirthschaftlichem Charakter, discutirt zu werden. Wenn nicht alles allen annehmbar erscheint, so dürfte das hier Gebotene doch zum mindesten Stoff und Anregung für anderweitige Vorschläge geben.

H. von Samson bietet uns in der Schrift „Vom Lande" (Nr. 3) ein kritisches Referat über verschiedene Stimmen, die aus der Mitte des russischen Volks selbst heraus über die verrotteten Zustände unter der Landbevölkerung, namentlich Mittelrußlands, sich erhoben haben, und führt seinen Landsleuten in Livland daneben fortwährend zu Gemüthe, wie froh und glücklich, ja wie stolz sie auf die bei ihnen herrschenden Verhältnisse und Zustände sein dürften. Oder will er vielleicht zugleich durch diese Art der Darstellung, indem er gleichsam ihre eigenen Worte citirt, den Russen sagen, sie möchten doch vor allem vor der eigenen Thür kehren und die Ostseeprovinzen bei solcher Lage der Dinge mit ihren Beglückungsversuchen verschonen? Samson unterscheidet in der ganzen Betrachtungsweise, wie insbesondere in den vorgeschlagenen Mitteln, die sich in den von ihm angeführten und besprochenen Aeußerungen über russische Zustände finden, zwei Richtungen, eine liberale, respective radicale und nihilistische Richtung und eine conservative, besonnen vorgehende Richtung, die eine allmähliche Besserung anstrebt; die erstere ist vertreten durch die beiden Schriftsteller Engelhardt (trotz des deutschen Namens ein Stockrusse) und Kawelin. Beide reden theils bewußt, theils unbewußt dem Nihilismus das Wort, sprechen von nothwendig und sicher kommendem Umschwung und Umsturz, da die Verhältnisse der Landbevölkerung schon bis zu einem solchen Grade von Verdorbenheit und Verrottung gekommen seien, daß von einer von innen heraus kommenden, allmählich fortschreitenden Besserung absolut keine Rede sein könne. Und in der That, wenn man diese die schauderhaften Uebelstände und die beispiellose Miswirthschaft unbarmherzig und mit nackten Worten, oft auch mit köstlichem Humor und beißendem Spott klar legenden Schilderungen Engelhardt's liest, der diese Zustände aus eigenster, schrecklichster Erfahrung heraus kennt, so könnte man in solcher Hinsicht fast selbst zum Nihilisten werden und denken: hier hilft einfach gar nichts mehr.

Zu den conservativen, besonnenern Beurtheilern russischer Zustände gehören Fürst A. Wassiltschikow, K. Th. Golowin u. a. Diese weisen darauf hin, daß man, wolle man ernstlich helfen (und solche Hülfe thue dringend noth), vor allem das Volk moralisch zu heben suchen solle, insbesondere durch bessere Ausbildung und Stellung seiner Geistlichen, deren wissenschaftliche Bildung, deren sociale und ökonomische Lage eine mehr als klägliche sei.

Dem stimmt Samson völlig bei, voll Stolz zugleich auch hier wieder auf sein von Rußland in neuer Zeit so bedrängtes Heimatland weisend, indem er noch eine Reihe weiterer eingehender Erörterungen und Rathschläge an diese Betrachtungen knüpft. Wie Livland selbst, so steht auch er treu zu seinem Kaiser und wünscht dem ganzen Rußland eine glückliche, günstigere Weiterentwickelung nach innen, als dies seither der Fall war. Er gibt ihm am Schluß den gewiß ebenso wohlgemeinten als richtigen Rath: das Volk möge endlich zur Selbsterkenntniß gelangen, von seinen angeblichen Liberalen, von seiner sich selbst so nennenden Intelligenz, von den angeblichen Volksfreunden sich abwenden, in eigener Friedfertigkeit auch andern Friedensliebe zutrauen, mithin den Ostseeprovinzen ihre eigenartige Entwickelung gönnen und derselben nacheifern — und, was ihm bisher zum Nachtheil gereichte, seine Jugendlichkeit wahren, gerade darin werde

seine Stärke bestehen; mit jugendlicher Frische und Kraft werde es rasch und freudig sich entwickeln, und wenige Jahrzehnte werden genügen, die Leiden der Gegenwart fast vergessen zu machen.

In vier Abschnitten untersucht August Eggers in seinem Schriftchen „Der Duometallismus“ (Nr. 4) die Frage nach der besten und am meisten praktischen Geldwährung. Er weist in der Einleitung zunächst nach, daß die Goldwährung sich für den innern Verkehr der Industrieländer besser eignet als die Silberwährung, sodann daß die Silberwährung den Verhältnissen der Ackerbauländer besser entspricht, und zuletzt, daß wir für den internationalen Verkehr die Wahl haben zwischen Gold und Silber. Bei Gelegenheit der Erörterungen, welche 1870 über die zu bewerkstelligende deutsche Münzreform stattfanden, legte der Verfasser den maßgebenden Kreisen den Plan einer geregelten Parallelwährung vor, die er im zweiten Abschnitt des Nähern darlegt, der aber seinerzeit nicht angenommen wurde. Er ist aber der Ueberzeugung, daß das vollständige Aufgeben der Silberwährung und die forcirten Verkäufe des deutschen Silbers zu den Hauptursachen des Fallens dieses Metalls und der ungeordneten Münzzustände vieler Länder gehören, mit deren Heilung man sich seit mehrern Jahren angelegentlich beschäftigt.

Was der Verfasser fürs Beste und Richtigste hält, zeigt uns der Titel des Werkchens: den „Duometallismus“, d. h. den Parallelgebrauch der Metalle ganz unabhängig voneinander, ohne festes gesetzliches Werthverhältniß, wobei die beiden Metalle nach ihrer vollen Verschiedenheit behandelt würden und jemand, welcher sie beide gebraucht, verhindert wäre, es zum Nachtheil anderer zu thun. Er hat hierfür eben die Bezeichnung Duometallismus erfunden, da der bekanntere Ausdruck Bimetallismus den Gebrauch zweier Metalle in einem Zustand des festen gesetzlichen Gepaartseins bezeichne. Als einheitliche Silbermünze würde der Silberdollar zu 25 Gramm dienen.

Die Grundlage des Schriftchens: „Beiträge zur Geschichte des Hexenwesens in Franken“ (Nr. 5), bildet ein Vortrag, den Friedrich Leitschuh vor dem Volksbildungsverein in Bamberg über diesen Gegenstand gehalten hat. Als Vorstand der dortigen königlichen Bibliothek, die im Besitz einer großen Anzahl von bambergischen Hexenproceßacten ist, hatte er ein reiches Quellenmaterial in Händen.

Nachdem der Verfasser gezeigt, daß der Glaube an Hexen und Dämonen heidnischen Ursprungs und von der frühern Kirche direct verboten war, führt er aus, wie seit dem Ausbruch jener furchtbaren Epidemie im 14. Jahrhundert, der „schwarze Tod“ genannt, der Schrecken und der Aberglaube die Gemüther unwiderstehlich auf die Macht des Satans hindrängte, wie man dieselbe aller Orten und in allen möglichen Leuten zu finden glaubte, wie seitdem die Vorstellung von Hexerei eine bestimmtere Form annahm und die Hexenprocesse in furchtbarer Geschwindigkeit sich mehrten. Hierbei durchdrangen sich die Elemente des Betrugs und der Täuschung so innig, daß es jetzt unmöglich ist, sie zu sondern. Wollte die Frau den Ehemann aus diesen oder jenen Gründen los werden, so verklagte sie ihn wegen Hexerei; wollte einer einen persönlichen Feind aus dem Wege räumen, so wurde derselbe der Hexerei beschuldigt, und in den meisten Fällen gelang das schändliche Spiel.

Weitaus am häufigsten aber zeigen die Processe reine unverfälschte Täuschungen. Unzählige bekannten freiwillig, daß sie des Verkehrs mit dem Bösen schuldig seien, und beharrten bei diesem Bekenntniß bis zum Tode. Die Richter selbst gingen stets mit der bestimmtesten Voreingenommenheit an den Proceß heran. Die Schuld mußte unter allen Umständen erwiesen werden, und suchte ein Angeklagter anfangs zu leugnen, so wurde er so lange gequält und gefoltert und wurde ihm sonst in einer Weise zugesetzt, daß er entweder schließlich selbst an seine Schuld glaubte oder doch wenigstens, um seine Leiden zu kürzen, bekannte, was man von ihm haben wollte. Eine Reihe der erschütterndsten Scenen ziehen bei diesen Schilderungen vor unsern Augen vorüber. Ein Lichtbild der wohlthuendsten Art mitten in dieser großen Finsterniß ist die Erscheinung eines Jesuitenpaters, Friedrich von Spee, der 1627 nach Bamberg und Würzburg berufen wurde, um als Beichtvater der wegen Hexerei zum Tode Verurtheilten thätig zu sein. Eine ganze Masse solcher Verurtheilter traf er an. Sein Herz blutete vor Jammer und Mitgefühl.

Mehrmals machte er den Richtern die ernstesten Vorstellungen. Aber dies weckte und reizte nur ihren Haß und Argwohn, und bald hatten sie es so weit gebracht, daß er wieder abberufen wurde. In einer Schrift, „Cautio criminalis“ betitelt, hat er uns von den Eindrücken seines traurigen Amts eine ergreifende Schilderung hinterlassen, die uns zeigt, wie warm sein Herz für jene Armen schlug und wie er erfüllt war von Empörung und Entrüstung über das Treiben der Richter.

Das Schriftchen verbreitet sich in seinem weitern Verlauf des Nähern über die Handlungen, welche den eigentlichen Gegenstand des Verbrechens der Zauberei bildeten, und bringt in Auszügen mehrere auf hervorragende Hexenprocesse bezügliche Actenstücke.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ludwig Bamberger's Gedenkrede auf Eduard Lasker, die am 28. Januar 1884 im Saale der Singakademie zu Berlin gehalten und mit größtem Beifall aufgenommen wurde, sodaß Hänel, der nach Bamberger sprechen wollte, darauf verzichtete, ist im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und hat sofort eine zweite Auflage erlebt. Der Verfasser sagt in der Vorrede zu dieser Ausgabe seiner Rede, die auf Grund stenographischer Aufzeichnungen und nach deren sorgfältiger Durchsicht veranstaltet worden ist: „Die Dauer von anderthalb Stunden, welche als das höchste Maß für einen solchen Vortrag gewährt sein konnte, erlaubte nicht, allen Verdiensten des Dahingegangenen gleichmäßig auch nur andeutungsweise gerecht zu werden. Gewiß wäre auch derjenigen Bemühungen zu gedenken gewesen, denen Lasker im Dienste des politischen Einigungswerks sowol vor wie während und nach dem Jahre 1870 sich gewidmet hat. Sein stilles Wirken zur Anbahnung der Stimmung, welche in Süddeutschland nicht sowol im Volke als in höhern politischen Kreisen zu Gunsten der Schaffung einer kaiserlichen Gewalt ins Leben zu rufen war und welche dann auch ihren Einfluß auf die maßgebende Leitung in Norddeutschland ausübte, wäre nicht zu schildern gewesen, ohne bei den Einzelheiten zu verweilen. Der deutsche Einheitsstaat war ebenso sehr wie der Rechtsstaat das Ideal des Dahingegangenen. Endlich sei hier wenigstens noch mit einem Wort erwähnt der Verdienste, welche sich Lasker um die Einführung der parlamentarischen Redefreiheit erwarb, für die er dreimal hintereinander als Antragsteller aufgetreten ist. Der eine oder der andere seiner Verehrer hätte gewiß mit Recht noch dieser oder jener bedeutenden Leistung in der Gedenkrede Erwähnung gethan zu sehen gewünscht. Hoffen wir, daß in einer ausführlichern Darstellung früher oder später diese Wünsche ihre Befriedigung finden werden!" Gewiß wäre niemand befähigter als Bamberger selbst, seiner oratorisch glänzenden Leistung einen eingehenden biographischen Essay folgen zu lassen.

— Von dem „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" von Ernst Gettke, Oberregisseur am Stadttheater zu Leipzig, herausgegeben (Kassel, Voigt), liegt der zwölfte Jahrgang (1884) vor. Den Kern desselben bildet wie immer das Verzeichniß der deutschen Bühnen und ihrer Mitglieder, welches als Adreßhandbuch unentbehrlich ist für alle, die mit dem deutschen Theater in irgendeiner Verbindung stehen. Es ist sehr sorgfältig gearbeitet, enthält auch ein Verzeichniß der an den einzelnen Bühnen aufgeführten Novitäten und die nähere Wohnungsangabe der an den Theatern der großen Hauptstädte engagirten Mitglieder. Voraus geht eine Jahreschronik des deutschen Theaters, welche in folgende Abschnitte zerfällt: „Gedenktage und Jubiläen", „Neuaufführungen" (ein für die dramatischen Autoren besonders wichtiger Abschnitt), „Todtenschau", „Allgemeines zur Geschichte und Statistik des Bühnenwesens", hier werden „bemerkenswerthe Aufführungen" besprochen; „Brand, Gefahr, Unglück", „Denkmäler", „Directionen", „Statistik, Staat und Kunst", „Uebelstände", „Vereine", „Der Bühnenverkehr" (in diesem Abschnitte sind die Adressen aller genannten dramatischen Schriftsteller angegeben). Gettke's „Jahrbuch" ist als Nachschlagebuch und als Jahreschronik des deutschen Theaters von großem Werth.

— Von W. Jordan's „Nibelunge, erstes Lied: Sigfriedsage" ist die elfte Auflage erschienen (Frankfurt a. M., im Selbstverlage). Dieser buchhändlerische Erfolg schließt sich an die rhetorischen des Rhapsoden an und ist ein Beweis dafür, wie sehr diese dazu beitragen, ein Dichtwerk in weitern Kreisen populär zu machen.

— Hermann Müller's Schrift „Das königliche Hoftheater zu Hannover" ist in zweiter Ausgabe erschienen (Hannover, Helwing). Die Schrift enthält manche interessante Beiträge zur Theatergeschichte, namentlich aus dem vorigen Jahrhundert.

Theater und Musik.

Die Tragödie „Die Malteser" von Heinrich Bulthaupt ist, wie in Bremen, jetzt auch am hamburger Stadttheater mit schönem Erfolg in Scene gegangen. Das Stück ist bekanntlich mit theilweiser Benutzung des Schiller'schen Entwurfs gedichtet. Die hamburger Kritik rühmt, daß die Conflicte der Tragödie in großem Stile gehalten, einzelne Scenen von tragischer Wirkung, die Charakteristik der einzelnen handelnden Personen eine gelungene sei; namentlich sollen sich die Scenen im Capitelsaal, die Verurtheilung des Ritters Saint-Priest und die vorausgehende Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn sehr wirksam erwiesen haben. In den drei ersten Acten soll indeß das lyrische Element vorwiegen; erst in den beiden letzten das dramatische zu seinem Rechte kommen.

— Hugo Lubliner's Lustspiel „Die Mitbürger" ist nach seiner Aufführung am berliner Hoftheater von der Kritik durchaus nicht günstig besprochen worden. Daß Lubliner einzelne Seiten unsers socialen Lebens satirisch aufzufassen und zu geiseln versteht, haben seine frühern Stücke bewiesen; in diesem hat er es besonders darauf abgesehen, die Comitéwirthschaft lächerlich zu machen; doch reißt der Faden der Haupthandlung oft; eingeschobene Episoden müssen dafür schadlos halten. Wie uns scheint, hat Lubliner die sociale Stoffwelt erschöpft, die ihm bisher Anregungen bot, und er würde vielleicht wohl daran thun, wieder einmal ein historisches Lustspiel zu schreiben, wie sein erstes Hauptwerk, dessen Held Sheridan war.

— Paul Heyse's Lustspiel „Das Recht des Stärkern" ist am hamburger Thaliatheater und am berliner Hoftheater mit einem Beifall in Scene gegangen, der vor allem dem Dichter galt, welcher diesen Aufführungen beiwohnte und lebhaft hervorgerufen wurde. Das Stück selbst ist von so novellistischem Gepräge und so gewagt in seinen psychologischen Uebergängen, daß es als Bühnenstück sich nicht behaupten wird. Wir verweisen auf unsere Kritik desselben in Nr. 44 f. 1883.

Bibliographie.

Bernhard, L., Verschwunden — gefunden. Novelle. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 3 M.

Stökl Helene, Herzens-Kalender. Gedenkblätter. Leipzig, C. A. Koch. 8. 3 M.

— — Unterm Weihnachtsbaum. Festbilder. Leipzig, C. A. Koch. 1883. 16. 2 M. 40 Pf.

Weddigen, F. H. O., Aus der litterarischen Welt und für dieselbe, wie auch zu Nutz und Frommen für das große Publikum. Zeitgemäße Erörterungen. Hannover, Schüßler. 1883. Gr. 8. 1 M.

Werner, M., Ragenhart und Swanhild. Ein Harzepos aus dem 8. Jahrhundert in 12 Gesängen. Königsberg, Hartung. 1883. 8. 2 M. 50 Pf.

Wessely, J. E., Kunstübende Frauen. Leipzig, Lemme. Gr. 4. 4 M.

Widmann, J. V., Aus dem Fasse der Danaiden. Zwölf Erzählungen. Zürich, Schmidt. 8. 5 M.

Winkler, T., Bunte Gesellschaft. Allerlei aus meiner Mappe. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Winter, H., Darlegung und Kritik der Lockeschen Lehre vom empirischen Ursprung der sittlichen Grundsätze. Bonn, Nolte. 1883. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eduard Lasker.

Gedenkrede
gehalten am 28. Januar 1884 im Saale der Singakademie
zu Berlin
von

Ludwig Bamberger.

Zweite Auflage. 8. Geh. 80 Pf.

Auf vielseitiges Verlangen erscheint diese Rede, welche den allgemeinsten Beifall gefunden und Aufsehen erregt hat, hier in einer sorgfältig durchgesehenen, den Zeitungsabdruck wesentlich berichtigenden Ausgabe.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze zc. zc. in Nr. 36 bis 42.

Militärische Rückblicke auf das Jahr 1883. (IV.) — Die neue russische Verkehrsstraße nach Centralasien. — Aus der Provinz Posen. — Der Fremdenartikel der rumänischen Verfassung. — Die englische Thronrede. — Die Schlacht bei Tokar. — Ein Stück Culturkampf in Basel. — Aus der preußischen Rang- und Quartierliste des Jahres 1884. (I.)

Wilhelm von Völk. (Nekrolog.) — Ursprung und Bedeutung von Schiller's Ballade „Der Handschuh". Von Dr. M. Landau. — Zur Kunst-Archäologie des Mittelalters. — Allgemeine deutsche Biographie. — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Staatsrechtliche Fragen zum bayerischen Universitätenbudget. — Zur neuesten deutschen Erzählungsliteratur. Von Fr. Muncker. (III.) — Niklas Ziegler, Albrecht Dürer und Hans Schäufelein. Von Fr. Leitschuh. — Hermann Ulrici. (Nekrolog.) Von M. Carriere. — Ernst Haeckel: Indische Reisebriefe. — Hermann Hettner. Von D. V. von Strauß und Torney. — Artistisches aus Florenz. Von Fr. Pecht. — Ein neuer Roman Octave Feuillet's. — Goethe bei Hans. Von H. Düntzer. — Studienblätter aus Istrien und Friaul. Von H. Noé. (VIII.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. Das Verhältniß des Herrn Gladstone zu Herrn Ferdinand de Lesseps in der Suezkanalfrage.

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey
herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Zwei Bände in je zwei Abtheilungen.
Mit 58 Separatbildern und 1519 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 18 M. Geb. (in vier Bände) 24 M.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie für das Haus. Mit überaus zahlreichen charakteristischen und naturgetreuen Thierbildern illustrirt und zu außerordentlich billigem Preise dargeboten, wird dem höchst beifällig aufgenommenen Werke, das bereits viele tausend Abnehmer gefunden, ohne Zweifel immer weitere Verbreitung zutheil werden. Dasselbe liegt jetzt vollständig vor, ist aber auch noch in 60 Lieferungen à 30 Pf. nach und nach zu beziehen.

Die

Zonen des Geistes

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, gebunden M. 5.—.

Neu!] [Im Buchhandel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erhaltung der Energie,

das Grundgesetz der heutigen Naturlehre,
gemeinfasslich dargestellt von

Balfour Stewart.

Zweite verbesserte Auflage.
Mit 14 Abbildungen. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 9. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik an Owens College in Manchester, entwickelt hier in lichtvoller Darstellung die interessantesten Theorien von den Naturgesetzen und der Art ihrer Wirksamkeit. Infolge der sehr günstigen Aufnahme, welche das Buch seitens der Kritik wie des Publikums gefunden hat, ist bereits eine zweite Auflage desselben nöthig geworden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 9. —— 28. Februar 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Die moderne Biographie.

Die Biographie ist offenbar diejenige Form historischer Darstellnngskunst, in welcher diese es zur abgeschlossensten Vollendnng bringen kann. Daß man heutzutage von solcher Darstellungskunst sprechen darf, ist ein entschiedener Fortschritt anf dem Gebiete der Geschichtswissenschaften. Gleichwol ist derselbe keineswegs allgemein als solcher anerkannt: gerade die Historiker von Fach sind geneigt, auf Werke, deren Verfasser vorzugsweise die Kunst der Darstellung pflegen, wenn sie auf dem Gebiete der Quellenforschung nichts Neues bieten, mit einer gewissen Vornehmheit herabzusehen. Namentlich prägt sich diese Richtung, für welche nur ein mit dem Staub der Archive bedeckter Historiker, einer jener Dryasduste, von denen Carlyle ein so typisches Bild entworfen hat, als berechtigt gilt, vor dem wissenschaftlichen Forum zu erscheinen, in den historischen Fachzeitschriften aus, welche nur die in die Stollen der geschichtlichen Forschung herunterfahrenden Bergleute beachten, stolz aber an den geistigen Goldarbeitern vorübergehen, welche dem dort gewonnenen Golde ein künstlerisches dauerndes Gepräge geben. Gewiß macht erst beides im Verein, die Forschung und die Formung, den großen Historiker; doch wenn einzelne Werke überwiegend die eine oder die andere pflegen, so verdient darum keins derselben eine ausschließliche Bevorzugung. Wie oft aber kommt es vor, daß namhafte Historiker, wenn sie das fleißig und viel benutzte Handwerkszeng der Quellenstudien in ihrem Atelier zurückgelassen, die Resultate derselben in einer künstlerisch geläuterten Form mittheilen, die alle jene Gelehrsamkeit zur Voraussetzung hat, von welcher die historischen Zeitschriften so viel Wesens machen, wenn sie sich ihnen im bestäubten Arbeitskittel präsentirt. Unternehmungen wie z. B. „Der Neue Plutarch" werden von diesen Fachblätten consequent ignorirt, obschon auch namhafte Geschichtsforscher denselben Beiträge zugewendet haben, welche in ihrer harmonischen und abgerundeten Form zugleich Beiträge zu unserer Nationalliteratur sind.

Gerade die biographische Kunst, wenn man von einer solchen sprechen darf, ist in Deutschland weder alten Datums, noch hat sie bereits einen Stil und eine Fassung gefunden, welche von maßgebender Bedeutung wären. Immer wieder zeigen einzelne Erscheinungen auf diesem Gebiete den Rückfall in die alte Formlosigkeit und Schwerfälligkeit; ja die historische Kritik ist allzu geneigt, solche Werke, wenn sie nur mit einem dicken Quellenmaterial vollgestopft sind, vor denjenigen zu bevorzugen, in denen der Fleiß der Studien gleichsam verschwiegen wird und nur auf goldener Schale die Früchte derselben credenzt werden. Die großen Muster des Alterthums sind für diese gelehrten Kritiker nicht vorhanden.

In England und Frankreich hat die Biographie stets eine mehr künstlerische Haltung behauptet, der neue große Meister derselben ist Macaulay. Viele seiner Biographien sind zwar aus Essays über neu erschienene Werke entstanden und verleugnen nicht ganz ihren Ursprung; in andern, wie in demjenigen über Friedrich II., ist die Parteinahme des Autors eine so entschiedene, daß sie mit einer objectiven Darstellung nicht vereinbar scheint; doch allen ist scharfe Zeichnung und geistvolle Auffassung eigen.

In Deutschland hat Varnhagen von Ense zuerst Biographien berühmter Staatsmänner, Feldherren und Dichter in jener maßvollen und geschlossenen Form abgefaßt; seine scharf gemeißelten Charakterköpfe eignen sich, als Büsten in einer nationalen Walhalla aufgestellt zu werden. Auf dem Gebiete der geschichtlichen Biographie trat lange

Zeit hindurch kein ebenbürtiger Nachfolger auf; wohl aber hat der literarische Essay sich mehrfach zu Biographien von Dichtern und Künstlern erweitert, welche ebenfalls als wohlmodellirte Porträtbüsten von künstlerischer Auffassung und Durchführung dem Ideal der Biographie nahe kommen: wir erinnern nur an die Werke und Sammlungen von David Strauß, Hermann Grimm, Heinrich von Treitschke, Julian Schmidt u. a. Auf dem Gebiete der historischen Biographie im engern Sinne herrscht immer noch eine große Stillosigkeit; da erscheinen noch trockene archivarische Studien, die in lockerer Zusammenstellung ein Buch füllen, oder theils dithyrambische, theils gehässige Parteischriften, Biographien, die mit Apotheosen und Pasquillen eine große Aehnlichkeit haben, oder sie wenden sich mit oberflächlicher Volksthümlichkeit an die Jugend und das Volk.

Der große Meister geschichtlicher Forschung und Darstellung, Leopold Ranke, sowie Droysen und andere namhafte Historiker haben in den biographischen Werken eine Art der Biographie gepflegt, die wir in „Unsere Zeit" einmal als die pragmatische bezeichnen, weil in ihr das Uebergewicht des allgemein Geschichtlichen über das Individuelle unverkennbar ist. Deshalb sehen wir auch in bahnbrechenden Werken, wie Ranke's „Geschichte Wallenstein's", nicht das Ideal einer Biographie erreicht. Der Schwerpunkt ruht hier auf der Darstellung der Zeit selbst, der ganzen Weltlage, die mit großem combinatorischem Scharfblick gezeichnet ist. Der pragmatischen Biographie stellen wir die tumultuarische gegenüber, in welcher es von anekdotischen Thatsachen, von lebendigsten Actualitäten bis zur buntscheckigsten Fülle wimmelt. Brennendes Colorit, wirre Arabesken, grelle Farbengebung, dithyrambische Beleuchtung: das sind die Eigenschaften, die ihnen allen eigen sind. Hier ist Carlyle Meister und Muster; die Biographie selbst wächst ins Maßlose, spinnt sich von Band zu Band weiter, nimmt mühelos den breitesten Inhalt auf und führt ihn behaglich aus. Der deutsche Nachfolger und Jünger Carlyle's ist Johannes Scherr, welcher die bunte, oft glänzende Einkleidung, die er seinen Lebensbildern gibt, noch mit radicalen Tendenzen verbrämt.

Wenn diese Werke mit ihrer Aufschüttung von bunten Thatsachen, über welche nicht immer der gerade Weg der Darstellung führt, oft den Eindruck eines biographischen Monte-Testaccio machen, in dem es nicht an allerlei Scherben aus der kraftgenialischen Sturm- und Drangepoche fehlt, so gibt es auch gelehrte Biographien, die sich nur als ein großes archivalisches Conglomerat darstellen. Hierzu rechnen wir die Pertz'schen Biographien von Stein und Gneisenau: in Bezug auf Geschichtsforschung höchst verdienstliche Werke, in Bezug auf die Darstellung aber nicht viel mehr als gesammeltes Material, welches kaum der Marmorarbeiter zurecht gehauen, viel weniger der Bildhauer selbst gemeißelt hat. So hervorragende Muster erwecken Nachahmung: fortwährend erscheinen dicke Bände, die sich für Biographien ausgeben, auf dem Büchermarkt: sieht man näher hin, so sind es oft weitschichtige Darstellungen, geschichtliche Zeitgemälde, die im Rahmen der Biographie de omnibus rebus et quibusdam aliis plaudern, oft ernste, gewichtige, gediegene Zusammenstellungen, in denen Bedeutendes und Unbedeutendes aus den Quellen geschöpft und deshalb mit gleichem Nachdruck vorgetragen wird. Die Aneignung so massenhaften Materials durch die Lektüre ist eine sehr erschwerte, der Eindruck auf die Leser, die nicht zugleich Fachmänner sind, kann nur ein verwirrender sein.

Die Stillosigkeit herrscht wie auf formalen Gebieten der Literatur in Deutschland auch auf dem der Biographie: dagegen kann nur das Streben nach einer maßvollen und geschlossenen Kunstform ankämpfen, die sich zuletzt so einbürgert, daß allzu große Abweichungen endlich auch vom Lesepublikum als Extravaganzen empfunden werden. Die Anbahnung eines biographischen Stilgesetzes, wenn man so sagen darf, ist das unleugbare Verdienst zweier Sammlungen, der „Allgemeinen Deutschen Biographie" und des „Neuen Plutarch". Die erstere bietet zwar auch kürzere Lebensskizzen, die nicht viel über den Nekrolog hinausgehen, bei minder bedeutenden Männern; aber unter den größern Biographien der hervorragenden Staatsmänner, Fürsten, Dichter und Künstler finden sich viele von echt harmonischem Guß und maßvoller Gliederung. Dies gilt auch von den Biographien des „Neuen Plutarch", unter denen sich einige finden, die von namhaften Historikern herrühren und kleine Meisterwerke sind in Bezug auf prägnante Fassung und feine geistige Beleuchtung. Indem hier alles im Atelier zurückgelassen wird, was in den Bereich der wissenschaftlichen Arbeit gehört, stellt sich die Biographie selbst als plastisches Kunstwerk dar. Die große Kunst, Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden und jenes in ein helleres Licht zu rücken, geht Hand in Hand mit der Prägnanz des Ausdrucks und der Schärfe der Charakteristik. Auf diesem Wege mag die neue Biographie fortschreiten und auch da, wo ihr ein noch größerer Raum zur Verfügung steht als in jenen Sammlungen, doch stets das rechte Maß wahren und diesen Raum benutzen zur eingehenden Darstellung der Entwickelung der Charaktere selbst, nicht zu Abschweifungen auf anlockende Grenzgebiete.

Rudolf von Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Viola. Roman von Egon Fels. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1883. 8. 15 M.

Es ist ein echter Leihbibliothekroman im guten Sinne des Worts, der sich mit dem anmuthenden Namen seiner Heldin besonders die Herzen der Frauen erobern will und neben einigen an das Frivole, Grelle und Sensationelle streifenden Scenen, die jedoch dem Einfach-Guten und Echt-Weiblichen nur zur Folie dienen sollen, viel des Interessanten bietet. Der Aufbau der wechselvollen, doch zu sehr auseinandergezogenen Handlung, die Zeichnung der Charaktere und der diese umgebenden gesellschaftlichen Sphäre verrathen einen Schriftsteller von Talent und Routine; der moralisch wie künstlerisch befriedigende Ausgang, der gehaltvolle warme Gemüthston, der nur in den oben berührten Schilderungen sich auf ein gewagtes Gebiet verirrt, zeichnen „Viola" vor andern Alltagsromanen von gleichem Umfang immerhin vortheilhaft aus; leider ist der Stil nicht so gut wie die Absichten des Autors, und Talent und Wille vermögen um so weniger mit einzelnen trivialen Kapiteln zu versöhnen, als zahlreiche unangenehme sinnentstellende Druckfehler sich in das Buch eingeschlichen haben. An andern Stellen erhebt sich die Sprache zu Kraft und Poesie, und besonders in den Rührscenen (Tod von Viola's Vater auf dem Schiff; erstes Wiedersehen zwischen Viola und ihrem Vormund; einzelne Momente in der den ganzen dritten Band einnehmenden Indianergeschichte, die in einem ziemlich wundersamen Zusammenhang mit der meist in England oder auf dem Ocean zwischen der Alten und Neuen Welt spielenden Geschichte steht; das Wiedersehen und das Wiederfinden am Schluß) entbehrt sie nicht höhern Schwungs und Adels. Ueber Inhalt und Entwickelung dieses Familienromans nach englischem Muster möge das folgende Résumé Bericht geben.

Ein vornehmer deutscher Edelmann, Graf Walter Ranzau, liebt eine schöne junge Engländerin, Jessie Morton, und wird, da er die Bürgerliche seiner Familie zum Trotz heirathet, von seinen Aeltern enterbt und verstoßen. Er muß in der Fremde sein Glück suchen und erwirbt in Amerika als Professor Werner durch Unterrichtgeben sein ehrenvolles, aber bitteres Brot. Seine Frau stirbt vor Kummer; er reist nach Deutschland, um einen letzten Versöhnungsversuch bei den Seinen zu machen und die Zukunft seines Töchterchens, der kleinen klugen Viola, sicherzustellen, da er weiß, daß er unheilbar krank ist; aber er scheitert in seinen Bemühungen und kehrt nach Amerika zurück. Doch sieht er die Küste nicht wieder, er stirbt auf dem Schiffe und findet seine letzte Ruhestätte auf dem Grunde des Meeres. Nun scheint sein Kind ganz verlassen, aber ein ebenso edler als reicher, doch überspannter Lord (Frank Denham), dessen Neigung zum Ideal-Excentrischen das Agens des ganzen Romans ist, nimmt sich Viola's an, läßt sie erziehen und — liebt sie. Doch kann er das schöne charaktervolle Mädchen nicht ohne weiteres heimführen; denn während er sich abenteuernd in der Welt umhertreibt, sich in der edeln Absicht, einer trostlosen Mutter, Mrs. Benett, ihren verlorenen Sohn Oswald wiederzugeben, mit Polizeiagenten, Pelzjägern und Indianern befreundet und am blutigen Gefechte im „Thal des Todes" theilnimmt, bemächtigt sich seine adelsstolze, hartherzige, lieblose Mutter, Lady Denham, der armen Viola und sucht die Verhaßte im Strudel des gesellschaftlichen Lebens zu ruiniren oder mit einem Wüstling zu verheirathen, indem sie sich zu dem Zwecke der Hintertreibung einer Ehe Viola's mit Frank der gemeinsten Mittel bedient. Diese Lady in Sammt und Seide mit den zarten Händen und den schwachen Nerven, dem verstockten Herzen und der frivolen Lebensanschauung ist eine lebendige Satire auf das hohle Treiben so vieler Menschen aus der oft beneideten Klasse der upper tenthousand; sie ist der widerwärtige, aber gelungene Typus der aristokratischen Pharisäer, die der Welt und dem Schein die heiligsten Gefühle opfern. Sie zwingt Viola zur Flucht, und nachdem diese die Hand ihres frühern Lehrers, eines sympathisch geschilderten Mannes, der später ihr Freund wird, sowie des Sir Meredith Rochester, eines durch wahre Liebe bekehrten Sünders, ausgeschlagen, findet sie auf dem alten Schlosse der Ranzau als Gesellschafterin eine Heimat und erkennt in dem greisen gräflichen Paar ihre Großältern. Sie hat nun die schwere und schöne Aufgabe, jahrelangen Haß, schmerzvolle Leiden und bittere Reue in Versöhnung und Frieden zu verwandeln, und endlich erfüllt sich auch ihr eigenes Geschick: Lord Denham findet die ihm Geraubte wieder und führt sie als Krone seines Hauses und Herzens nach England.

Die beiden Hauptpersonen der Handlung, Viola und Frank, sind von dem Schriftsteller mit besonderer Vorliebe, treffend und liebenswerth gezeichnet, doch auch ihre Umgebung, aus der sogar einzelne Nebenpersonen bedeutend hervorragen, z. B. die alte Barbara auf Schloß Ranzau, die böse Zofe Celinde, die intriguante und mehr als kokette Lady Kate, der Freund Frank's, der thatenlustige, ehrliche, kecke Aubry Howard, zeigt uns eine ganze Galerie theils liebenswürdiger, theils abstoßender, aber fast immer aus dem Leben gegriffener Charaktere, denen es an originellen Zügen nicht fehlt. „Viola" wird auf ein Lesepublikum, das sich durch Lektüre aufregen, aber auch zu Beobachtungen über Welt und Menschen anregen lassen will, nicht ohne Wirkung bleiben, die um so nachhaltiger sein würde, wenn nicht der dritte Band viel zu weitschweifig und die sprachliche Durcharbeitung zu ungleich wäre.

Es ist gerade bei Schriftstellern von besserer Richtung als schwere Unterlassungssünde zu rügen, wenn sie Stil und Ausdruck nachlässig behandeln, selbst im Fall einer „originell" sein sollenden Darstellung. Deshalb haben

wir den zweiten der uns heute vorliegenden Romane mit lebhafter Freude begrüßt, da hier Inhalt und Form sich fast vollkommen decken:

2. Wintersonne. Historische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Karl Berkow. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.

Die spannende Schilderung einer der aufregendsten Episoden aus dem Dreißigjährigen Kriege (Tilly erobert das von den Schweden behauptete Bamberg zurück, nachdem der mit der Vertheidigung der Stadt betraute Oberst Albrecht von Freyberg im Drange eines fürchterlichen Schicksals seinen Posten verlassen) und die Liebe zwischen zwei kraftvollen und edeln Menschen, die im Feuer der Trübsal sich bewähren gleich echtem Golde, bilden das Grundthema des trefflichen Romans. Hauptsächlich gilt dieses Lob der Heldin, der verarmten, aber stolzen und würdigen Tochter eines alten Geschlechts, Richhilde von Scharfeneck, die ihren alten Vater, der sich der Magie ergeben hat, mit ihrer Hände Arbeit ernährt, ihre Jugend und Schönheit in der Einsamkeit einer verfallenen Burg vertrauert und auf keinen Frühling in ihrem Leben hofft, da ein schweres Geschick sie zur Pflegerin eines geliebten, einem blinden Wahn verfallenen Greises macht, welcher der schönen Tochter kein Schutz und keine Hülfe sein kann. Die Scene, als der Tod ihr den Vater raubt, die einsame Todtenwacht, die sie an seiner Bahre hält inmitten aller Schrecknisse des fürchterlichen Kriegs, die stumme Verzweiflung ihres gequälten Herzens, das nach einem vollen, reichen Glück verlangt und eine anfangs ihm selbst noch verborgene Liebe zu dem stattlichen deutschen Oberst hegt, der sich der Gunst des edeln Schwedenkönigs, des „nordischen Leuen", erfreut, und endlich der Moment, da Richhilde lieber durch eigene Hand sterben will, als rohen Feinden in die Hände fallen, der Ritt des Obersten in wilder Nacht zu ihrer Befreiung: alle diese Kapitel sind nicht ohne echt dichterische Kraft und nicht ohne einen dramatisch-heroischen Zug. Liegt auf dem Bilde Richhildens der blendende Glanz einer kalten, herben Jungfräulichkeit und Schönheit, ist es Wintersonne, die dort scheint, so sind die Gestalten ihres Geliebten und ihrer schönen, eiteln, koketten Nebenbuhlerin, der Gräfin Arabella, vom Lichtglanz frohen Lebens umflossen; bei dem deutschen Siegfried ist es Unerfahrenheit und jugendliches Feuer, bei der italienischen Sirene vollendete weibliche Kunst, was die Fäden einer romantischen Liebesintrigue knüpft, bis die Stimme der echten Leidenschaft dem Spiel ein Ende macht. Arabella verliert den Mann, dessen sie nicht würdig ist; Richhilde gewinnt ihn, nachdem sie ihn dem Tode abgerungen hat; sein Ritt nach Burg Scharfeneck hat ihn die erste Pflicht des Soldaten vergessen und Liebe über Ehre siegen lassen, weshalb der Abtrünnige vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wird. Nur die Gnade Gustav Adolf's kann hier retten; Richhilde findet den Weg zum Herzen des Königs, sie umarmt als echte tapfere Soldatenfrau den neugeschenkten Gatten, verwandelt sich die Wintersonne ihres Lebens in jene Glut einer reinen Leidenschaft, von der sie bisher geträumt, auf die sie gehofft hat, die ihrem innersten Wesen entspricht. Auch die übrigen Personen der ergreifenden Erzählung sind mit lebenswahren und liebevollen Strichen gezeichnet; eine rührende Gestalt ist der verschmähte Liebhaber und spätere Freund Richhildens, der Chemiker Anselm, der, ohne in die Sentimentalität eines Brackenburg zu verfallen, mit männlicher Kraft seine Liebe besiegt. Auch der alte Diener Georg, der schlaue Abbate Giuseppe und der treue Wachtmeister Hans, der große Schwedenkönig u. a. sind charakteristische Gestalten des Romans, der mit zu dem Besten gehört, was wir seit langer Zeit auf unserm Büchertisch gefunden. Es ist Mark und Kraft, Gesinnung und Ernst ohne Gefühlsseligkeit oder Verhimmelung in dieser Poesie des Kriegs, sie wirkt spannend, erfrischend, fortreißend wie eine Naturgewalt.

In gleichem Verlag erschienen, ebenfalls aus bewährter Feder, wenn auch in künstlerischer Anlage und Durchführung bescheidener und alltäglicher ist:

3. Das goldene Kreuz. Roman von Ewald August König. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1883. 8. 9 M.

Eine criminalistisch angeflogene Haupthandlung mit einigen daneben herlaufenden und zum glücklichen Ende geleiteten Liebesgeschichten bildet den Inhalt des interessanten Buchs. Ein Familienkleinod, das goldene Kreuz, leitet auf die Spur nicht nur eines verloren geglaubten Kindes und einer verstorbenen, aber für verschollen angesehenen unglücklichen Frau, sondern auch auf die eines raffinirten Lebemannes, des Baron Kaltenberg, der, zum Verbrecher herabgesunken, einen seiner Spießgesellen, den frivolen Spieler Chevalier Charles d'Aubin, vergiftet, um durch den lästigen Plauderer nicht in seinen Plänen für eine reiche Heirath gestört zu werden. Die Entdeckung des Mörders, die Enthüllung der Schändlichkeiten, welche die unglückliche Besitzerin des Kreuzes, Anna von Rüdiger, in den Tod getrieben, die Schliche und Kniffe des würdigen Ehepaares aus den niedern Ständen, Peter Schorf und Gattin, das neidische und rachsüchtige Betragen der Krankenpflegerin Frau Mettlacher, welche zur Bestrafung der Schuldigen führt, und, last not least, die Befreiung des Barons Rüdiger von jahrelangem Kummer und quälender Angst in Bezug auf das Schicksal seiner geliebten verlassenen Gemahlin und seiner Tochter, dabei die Liebesdetails der Verlobung zweier jugendlichen Paare (Erna Warburg und Hugo Graumann und Elisabeth Graumann und Herbert Brand): alle diese hier nur angedeuteten Beziehungen laufen zu dem Gewebe zusammen, das die geschickte Hand des Schriftstellers verräth, der einen Griff ins volle Menschenleben gethan. Da, wie oben bemerkt, das lichtscheue Treiben der Verbrecher einer großen Stadt mit in den Kreis des Romans gezogen worden ist, so erforderte die realistische Darstellung auch die angemessene sprachliche Form; wo diese Forderung wegfällt, hätten wir stellenweise

eine durchgefeiltere Diction gewünscht; doch ist das gut erfundene, flott durchgeführte und befriedigend gelöste Sujet gewiß nicht ohne Reiz für einen Leserkreis, der im Schutze behaglichen Bürgerthums von Zeit zu Zeit an den Abenteuern der Verbrecher das Gruseln lernen will.

Den Schluß unserer heutigen Besprechung mögen drei der bekannten blauen Bände bilden, die als „Collection Spemann" schon heimisch in den Familien geworden sind; wir nennen zuerst:

4. Umwege zum Glück. Roman von Ludwig Ziemssen. Mit einer Einleitung von Hans Ziegler. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Es ist die gehaltvolle Geschichte einer Doppelliebe, die uns vier für einander geschaffene Naturen, den edeln, aufopfernden Arzt Dr. Hallberg und die hochstrebende Marie Ellisen, und den schwachen, talentvollen Maler Reinhold Hilgers und die hingebende Martha Hallberg, in jenem Irrthum des Herzens zeigt, der nur zu oft die erste Liebe begleitet, bis Prüfungen und Stürme die echte Leidenschaft wecken und die wahlverwandten Charaktere vereinen. Den unsteten Künstler beglückt nicht das Weib der antiken Schönheitswelt, die Göttin, sondern die Gattin, welche in echter Treue alles duldet und trägt. Ist die Darstellung von Zuständen, Naturumgebung und Personen in den ersten Kapiteln etwas schwerfällig und lehrhaft, so erwärmt sich der Erzähler nach und nach an seinem interessanten Stoff und weiß besonders die Momente der Wandlung, durch welche die von ihm gezeichneten Typen aus der Gesellschaft zum Glück gelangen, mit Geschick und psychologischer Feinheit hervorzuheben. Lesern, die eine den höhern Fragen des Daseins zugewendete Lektüre dem oberflächlichen Spiel der Phantasie vorziehen, werden diese Gabe zu würdigen wissen.

Kräftiger und eigenartiger ist die Poesie des folgenden Bandes der Collection:

5. Lüneburger Geschichten von A. von der Elbe. Mit einer Einleitung von Hermann Allmers. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Die hochbegabte, vornehmen Kreisen angehörende Lüneburgerin, welche sich unter dem Pseudonym A. von der Elbe verbirgt, gibt uns in zwei kleinern und einer größern Erzählung ebenso interessante wie originelle Bilder aus dem lüneburger Leben alter Zeit, die sie mit echtem Schöpfergeist zu erwecken versteht. So sehen wir mit Spannung in der ersten Geschichte Gertrude Amburger heldenmüthig zur Burg des Geliebten pilgern, um Rettung für den von den Lüneburgern verfolgten, von ihr beschützten Ritter Heinz von Berge zu holen, den sie, wie das Mägdlein im „Armen Heinrich", durch unschuldsvolle Liebe und Aufopferung einem Leben der Sitte und des Glücks zurückgibt; wir lassen die reizenden Bilder an uns vorübergleiten, die „der stille Freund" in der zweiten Erzählung, ein alter Armstuhl, hervorzaubert, der als Familienerbstück von Generation zu Generation wandert und die Liebes- und Leidensgeschichte einer schönen Ahnin, Susanne Springinsgut, kennt, die in einer übereilten Ehe mit einem Künstler das gehoffte Glück nicht gefunden, während in das altaristokratische Patricierhaus am Markt zu Lüneburg, dessen geliebte und verehrte Herrin sie hatte werden sollen, finstere Dämonen einziehen, bis erst die Kinder den Zwist der Väter durch Liebe sühnen; und endlich theilen wir in der dritten Geschichte die Heideabenteuer zweier waghalsiger, verirrter Kinder, die alles erleben, was je die Heide an Schrecken und Graus, an ungebundener, köstlicher, aber gefährlicher Freiheit bietet. Wie schalkhaft ist die Flucht des kleinen trotzigen Malchen, die dem strengen Regiment einer ungeliebten Tante entflieht, geschildert; wie anziehend der frühreife, betrogene Jüngling Hans, der später als stattlicher Offizier, von den Verirrungen seiner schlechtberathenen Jugend geheilt, die liebe Jugendgespielin heimführt; welche düster-phantastische Färbung gibt die Verfasserin dem Heidebilde, als der Schlupfwinkel der Gaunerbande, der Fuchsbau, von der strafenden Gerechtigkeit entdeckt und gesäubert wird; mit welchem Galgenhumor gehen die berüchtigten Einbrecher Nickel, Peermann und die schöne Anna an ihr Werk! So wird der Staub, der alten Chroniken anhaftet, mit dem Zauber der Poesie in eitel Glanz und Duft verwandelt, und über einer finstern Vergangenheit läßt die Dichterin die Genien der Liebe und Schönheit emporsteigen. Es bedeutet viel, wenn eine Schriftstellerin so sicher und unbeirrt ihres Wegs wandelt wie A. von der Elbe, deren „Lüneburger Geschichten" das Lob der Kritik entschieden verdienen.

Auch an die alte Zeit erinnernd, aber zugleich als Strafgericht dieselbe in ihren furchtbaren Ausschreitungen verdammend erscheint die dritte Erzählung:

6. Maigela. Culturhistorische Novelle aus Mittelfranken von C. Schultes. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, Spemann. 1883. 8. 1 M.

Der Director des königlichen Theaters in Wiesbaden, der gewandte Darsteller, fleißige Humorist und Bühnenschriftsteller, gibt uns in der erschütternden Geschichte „Maigela" ein mit seltener Kraft entworfenes Culturbild in grell-satirischer Beleuchtung, wie sie zu dem Schauergemälde höfischer Verworfenheit und souveräner Schlechtigkeit in jenen, Gott sei Dank, überwundenen Epochen fürstlicher Allmacht paßt, die den Bürger- und Bauernstand nur als Canaille ansah. Das schöne, frische, derbe, unverdorbene baireuther Bauernmädchen Maigela wird das Opfer der fürstlichen Sinnenlust, der wackere freie Bauer Veit von Daudewinden ein zuletzt in Blödsinn verfallender „Feuerreiter", nachdem der Tyrann Wilhelm Friedrich von Ansbach-Baireuth ihn mit den Seinen zu Grunde gerichtet, und ein unglückliches Volk windet sich zuckend unter der Peitsche seines Drängers und dem Uebermuth frecher Cavaliere. Man vergleiche besonders das fünfte Kapitel: „Le Marcgrave s'amuse". Die Menschenentwürdigung ist so groß, daß die Armen und Elenden, die Verachteten und

Krüppel ein gewissermaßen beneidenswerthes Dasein führen, da sie weder durch Besitz noch durch andere Vorzüge die Lust der Peiniger reizen. So ist die „Hunde-Rettel", welcher der Verfasser einen originellen Zug verliehen hat und die sich in ihrer Häßlichkeit vor dem lichten Tag verkriechen muß, tausendmal glücklicher als Maigela, die über ihr Elend wahnsinnig gewordene Geliebte des Markgrafen, und der arme Jude Löw, der mit Veit das philosophirende, aufklärende Element einer nahenden bessern Zeit vertritt, ein gerade durch die Verachtung seiner Mitmenschen gefeiter Mann. Sobald wir uns über die Furchtbarkeit des behandelten Stoffs hinwegzusetzen vermögen, wirkt diese bürgerliche Tragödie, die einen erschütternden dramatischen Effect hervorbringt und mit entsprechender Realistik der Sprache ausgestattet ist, wie ein „Gewitter in Worten", wie Gustav Freytag es treffend bezeichnete.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Vierter Theil: Das Kaiserthum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 20 M.

Mit einer Pünktlichkeit, in welcher er wie in so vielem andern der Mehrzahl unter der jüngern Generation unserer Historiker als nachahmenswürdiges Vorbild dienen kann, ist der greise Altmeister der deutschen Geschichtschreibung, noch bevor sein siebenundachtzigstes Lebensjahr zu Ende gegangen, mit einem neuen, dem vierten Bande seiner „Weltgeschichte" vor das Publikum getreten. Mischte sich in die bewundernde Freude, der wir und viele andere bei dem Erscheinen des ersten Bandes dieses Werks, das auf die volle Lebensarbeit eines in der Blüte der Kraft und der literarischen Leistungsfähigkeit stehenden Mannes angelegt ist, lebhaften Ausdruck gaben, etwas ein von dem Gefühl des Schmerzes und der ahnungsvollen Sorge, es möchte dieses großartig gedachte Unternehmen, an welches Ranke mit wahrem Jugendmuth Hand angelegt hat in einem Lebensalter, wo das wissenschaftliche Interesse nur bei besonders begnadeten Naturen noch rege ist, die Productionsfähigkeit aber längst erstorben zu sein pflegt, ein nur wenig über den ersten grundlegenden Anfang hinaus gediehenes Bruchstück bleiben, so sind unsere in diesem Falle nur zu natürliche Befürchtungen durch den staunenswerth raschen Fortgang des Werks glänzend widerlegt worden: regelmäßig in Jahresfrist ist dem 1880 ausgegebenen ersten Bande der „Weltgeschichte" ein neuer Band gefolgt. Indem der Verfasser mit einer Sicherheit und Stetigkeit, welche sich nur daraus erklären läßt, daß hier die reife Frucht von vielen Jahrzehnten der gelehrten Arbeit und des sich immer tiefer und verständnißvoller Hineinlebens in die Geheimnisse des weltgeschichtlichen Entwickelungsganges von der Hand eines Meisters gebrochen wird, den vorgezeichneten Weg weiter verfolgte, hat er bereits Jahrtausende durchmessen und ist mit dem vorliegenden vierten Bande an dem Punkt angelangt, an welchem nach der Zertrümmerung des Römischen Weltreichs die Jugendkraft der Germanen an die Spitze der Weltentwickelung trat und zur Trägerin des der Weltcultur zugute kommenden Fortschritts in derselben berufen wurde.

Ueber Wesen und Eigenart der Ranke'schen „Weltgeschichte" haben wir uns bereits bei der Berichterstattung über die frühern Bände ausführlich ausgesprochen, und wir verzichten deshalb darauf, noch einmal eine nähere Charakteristik derselben zu geben. Es genüge, daran zu erinnern, daß Ranke natürlich nicht daran gedacht hat, eine Weltgeschichte in dem gewöhnlichen Sinne des Worts zu schreiben, daß es nicht seine Absicht war, eine die Gesammtheit des Geschehenen in einer möglichst vollständigen Uebersicht darbietende Erzählung zu liefern, wie das die encyklopädische Zwecke verfolgenden bekannten und verdienstlichen Geschichtswerke (z. B. Becker's, Weber's und anderer Weltgeschichten) thun, sondern daß er darauf ausging, von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus die Entwickelung der Menschheit als einen in sich geschlossenen, sich nach bestimmten, ihm immanenten Gesetzen vollziehenden Lebensproceß aufzufassen und zur Anschauung zu bringen, daß er daher von der unendlichen Fülle der Thatsachen nur diejenigen oder nur die zusammenhängenden Reihen derjenigen berücksichtigen und darstellen wollte, in welchen die den Fortschritt der Entwickelung bethätigenden Bestrebungen und Kräfte wirksam zum Ausdruck gekommen sind.

Ranke's „Weltgeschichte" ist kein Buch für diejenigen, welche sich über einen bestimmten Zeitraum, über einzelne Ereignisse oder einzelne Persönlichkeiten schnell und bequem zu orientiren und über den dermaligen Stand unserer Kenntnisse davon zu unterrichten wünschen; es ist auch kein Buch für diejenigen, welche angenehm unterhalten sein wollen und im bequemen Vorübergleiten in einer Anzahl von ansprechenden historischen Bildern für Gemüth und Phantasie eine anregende Beschäftigung suchen: vielmehr ist sie ein Werk, das, wie es in verhältnißmäßig gedrängtem Raume die Summe aus den Errungenschaften eines in rastloser Thätigkeit verbrachten Forscher- und Denkerlebens bietet, auch bei dem Leser gewissermaßen den ganzen Menschen beansprucht, Sammlung und Vertiefung von demselben fordert und ihm nicht selten eine ernste Gedankenarbeit auferlegt. Mehr noch als in andern Ranke'schen Werken tritt gerade an diesem letzten und größten ein eigenthümlicher und höchst charakteristischer Zug seiner Historiographie überhaupt zu Tage: jenen wissenschaftlich vornehmen, im besten Sinne des Worts aristokratischen Zug meinen wir, welcher die Wiederholung des

Altbekannten und Landläufigen vermeidet, dasselbe nur, wo es ganz unumgänglich nöthig ist, flüchtig streift, um die Kraft und Kunst der Darstellung ebenso wie das Interesse des Lesers auf das sachlich oder dem Gedanken nach Neue zu concentriren. Ranke setzt bei seinen Lesern viel voraus, Vertrautheit nicht blos mit dem durch die Forschung bisher festgestellten Gange der Geschichte, sondern auch Anpassungsfähigkeit und Energie des Denkens; er ist also durchaus nicht das, was man so gemeinhin einen populären Schriftsteller nennt. Um so höher aber ist der Erfolg anzuschlagen, den er bei dem lesenden Publikum gewonnen hat und der, seit lange schon mächtig anwachsend, während der letzten drei Lustren in einer Weise gestiegen und gekräftigt worden ist, zu welcher die historische Literatur keines Volks ein auch nur annähernd zutreffendes Seitenstück liefert. Den Beweis dafür hat namentlich wiederum seine „Weltgeschichte" gegeben, von deren drei ersten Bänden in einer überraschend kurzen Zeit drei Auflagen nöthig geworden sind; so ist der uns vorliegende vierte Band gleich in erster bis dritter Auflage erschienen.

Nachdem Ranke in dem ersten Bande des Werks die älteste historische Völkergruppe und die Griechen, in dem zweiten die römische Republik und ihre Weltherrschaft und in dem dritten das altrömische Kaiserthum bis auf Konstantin den Großen behandelt hat, wendet er sich in dem vierten der merkwürdigen und inhaltreichen Uebergangszeit zu, welche (nach der einmal eingeführten, aber nicht eben besonders glücklichen Theilung und Terminologie) vom Alterthum zum Mittelalter hinüberleitet und deren besonders bezeichnende äußere Erscheinungsformen er in dem für den neuen Band gewählten Specialtitel „Das Kaiserthum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche" dargestellt hat. Es sind namentlich zwei große Gesichtspunkte, von denen aus er diese stürmisch bewegte Zeit, die ein chaotisches Durcheinander gärender Elemente darbietet, zu begreifen und den darin herrschenden Fortschritt der Entwickelung darzuthun unternimmt: ein innerer sozusagen und ein äußerer. Der erste betrifft die tiefgehende Umgestaltung, welche das römische Imperium erfuhr, seitdem Rom und Italien die Sitze desselben zu sein aufgehört hatten und die östliche, in der hellenistischen Cultur wurzelnde Hälfte des Reichs die leitende Stellung erlangte und damit auf die Entwickelung der Gesammtheit einen maßgebenden Einfluß auszuüben begann. Und damit zusammen hängt der große geistige Umwandlungsproceß, der sich infolge der allmählichen Ueberwindung des anfangs nur aus seiner herrschenden Stellung verdrängten römisch-griechischen Heidenthums durch das zur Alleinherrschaft aufsteigende Christenthum ergibt, während innerhalb der christlichen Kirche eine Reihe großer, auch auf die staatliche Entwickelung mächtig einwirkender dogmatischer Kämpfe für die Zukunft wichtige Gegensätze entwickelt und Scheidungen vollzieht, deren welthistorisch bedeutsames Ergebniß in der Fixirung des römisch-katholischen Dogmas und in der Entwickelung des Papstthums zum Ausdruck gekommen ist. Der in der Gestaltung der äußern Beziehungen des Römischen Reichs maßgebende Gesichtspunkt betrifft auf der einen Seite die Kämpfe gegen die Perser im Osten, auf der andern die gegen die Germanen im Westen: Kämpfe, welche durch die Rolle, die den sie ausfechtenden Heeren zufiel, auf die Entwickelung auch der innern Ordnung und die eigenthümliche Gestaltung der Verfassung des Römischen Reichs bestimmend einwirkten, zugleich aber auch — und das gilt namentlich von den Beziehungen zu den Germanen — für die gesammte Culturentwickelung von entscheidender Bedeutung wurden. Am Schlusse des Eingangs, wo die beim Tode Konstantin's vorliegenden Schwierigkeiten und die ihnen gegenüberstehenden Aussichten für die Zukunft im allgemeinen erwogen werden, kennzeichnet Ranke Inhalt und Verlauf des von ihm zu durchmessenden Zeitraums in folgender Weise:

> Wir blicken in eine Welt von Gegensätzen, in welcher die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt und in dieser wiederum die Keime der Zukunft sichtbar werden: ein Verhältniß, auf welchem der innere Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt beruht. Von Gefahren umringt und mitten im Kampfe geistiger Mächte hatte Konstantin Entschlüsse gefaßt, die seine Lage forderte und die seiner Ueberzeugung entsprachen. Er ist dadurch einer der bahnbrechenden Führer der Menschheit geworden. Aber damit wurden Veränderungen hervorgebracht und Zustände begründet, die wieder neue Gegensätze veranlaßten. Der Kampf und Widerstreit aller dieser Elemente, die zugleich Lebenskräfte sind, erfüllt die folgenden Zeiten, wobei sich dann herausstellt, daß die Momente der Entwickelung in ihren mannichfaltigen Phasen sich berühren, die der Religion und der Macht, der äußern Kriege und des innern Friedens und alle untereinander, sie bedingen das ununterbrochene, an die Vergangenheit gebundene, aber immer nach neuen Zielen ringende Leben des Menschengeschlechts. Man hat nicht einen ruhig gleichmäßigen Strom der Begebenheiten vor sich; die Aufmerksamkeit muß nach den verschiedenen Seiten gerichtet sein.

Demgemäß bewegt sich denn auch die Ranke'sche Darstellung in einem gewissermaßen regelmäßigen Wechsel zwischen der in großen Zügen nur das Wesentliche hervorhebenden Schilderung der äußern Geschichte des Römischen Reichs unter den Nachfolgern Konstantin's und einer feinsinnigen Abwägung der einzelnen Momente des schwer faßbaren geistigen Entwickelungsprocesses, der aus dem Auf- und Gegeneinanderwirken von Heidenthum und Christenthum und der Gärung der in dem letztern durcheinanderarbeitenden Elemente entspringt. Manches, was in den weltgeschichtlichen Darstellungen sonst einen großen Raum einzunehmen pflegt, wird dabei übergangen, als nicht ergiebig für die hier angestellte Betrachtung, anderes dagegen, was man in jenen vergeblich suchen würde, durch die Nachweisung eines sonst übersehenen Zusammenhangs zu bisher ungekannter Bedeutung erhoben und in ein überraschend neues und helles Licht gerückt. Wie eigenthümlich — vorbildlich gleichsam für spätere Ereignisse von der größten Folgenschwere — erscheint z. B. hier die Rolle, welche Germanen, namentlich Sachsen und Franken, bei einigen der gegen das Haus Konstantin's gerichteten Rebellionen gespielt haben, oder die

Wechselwirkung zwischen den Kämpfen der Römer im Osten und denen im Westen, insofern die in den Kriegen mit den Persern ausgebildete, halb orientalische Kriegskunst und militärische Technik — besonders der Kataphrakten — diesmal der unbändigen Kraft der anstürmenden Germanen noch glücklich Herr wird; wir verweisen namentlich auf die Würdigung der Schlacht bei Mursa (in der Gegend von Essek), die Ranke als eine „welthistorisch bedeutende Völkerschlacht" in Anspruch nimmt, in welcher die Römer noch einmal den Sieg über die eingedrungenen Germanen behielten:

Darin liegt das universalhistorische Moment, daß sich das Imperium in dem Zustand, in dem es war, behauptete und der germanischen Streitkräfte, welche gewaltsam eindrangen, nochmals erwehrte; es ist ein Vorspiel der spätern Völkerkämpfe, nur mit dem Unterschied, daß bei Mursa auch die Gallier gegen die Römer fochten.

Im folgenden Kapitel behandelt Ranke dann den ersten Abschnitt der großen dogmatischen Streitigkeiten innerhalb der christlichen Kirche, welche sich an die Namen des Arius und des Athanasius knüpfen, und denen er eine so hohe Bedeutung namentlich deswegen beimißt, weil es sich dabei zugleich um die Entscheidung über das künftige Verhältniß von Staat und Kirche handelte, weil eine Unterwerfung der Kirche unter das Imperium und damit eine Verschmelzung von Kirche und Staat zu befürchten stand, welche das innere Leben der erstern absorbirt und ihrer weitern Ausbildung Grenzen gezogen hätte. In der entschiedenen Parteinahme des römischen Bischofs und der um denselben gescharten Kirche des Westens für Athanasius, den Konstantius als ein unbequemes Hinderniß der von ihm im Interesse des Staats erstrebten kirchlichen Einheit zeitweilig hart verfolgte, erblickt Ranke ein entscheidendes Moment für die Gewinnung der spätern Stellung der Päpste, dem sich von der andern Seite her die Anachoreten der Thebais, bei denen Athanasius Schutz suchte und fand, als Träger eines neuen, zukunftsreichen welthistorischen Elements anschließen:

Es gab damals eine Stätte der Zuflucht, welche die kaiserliche Gewalt nicht erreichte. Sie wurde von den Anachoreten der obern Thebais gebildet. In den Anachoreten stellt sich das eigenste religiöse Motiv der Epoche dar. Die ascetische Hingebung an die theosophisch-christliche Idee konnte nicht anders als dazu führen, daß mancher der Bande der Gesellschaft, wie sie bei der damaligen Ausbildung der imperatorischen Autorität zugleich über den Staat und die kirchlichen Einrichtungen zur Erscheinung kamen, entledigt zu werden wünschte. Aus der uralten Lebensbeschreibung von Antonius, dem Stifter des Mönchthums, die von jeher dem Athanasius zugeschrieben worden ist, entnehmen wir, daß das Eremitenthum vor allem darauf berechnet war, sich von allem Zusammenhang mit dem Staat loszureißen. Man wollte weder Unrecht thun noch Unrecht leiden und kein Scheltwort der kaiserlichen Steuerbeamten vernehmen. Die religiöse Beschaulichkeit, fern von allen Beziehungen zu den öffentlichen und communalen Angelegenheiten, machte ihren Charakter aus. . . . Das anachoretische Cönobitenthum bildete eine christliche Genossenschaft außerhalb des Machtbereichs der Imperatoren, unabhängig von jeder Verbindung mit der Welt und durch die Meinung der Heiligkeit, die sich damit verknüpfte, unantastbar. Diese Anachoreten boten den von den verdammenden Urtheilen Heimgesuchten gleichsam ein Asyl dar. Das Eremitenwesen gehörte schon zu den Elementen, die sich dem Kaiserthum opponirten, ohne diesem Besorgniß einzuflößen.

Von besonderm Interesse sind auch das dritte und vierte Kapitel, in welchem des Kaisers Julian Persönlichkeit und Bestrebungen zu einer Restauration des Heidenthums behandelt werden. Die Elemente, aus denen beide ihren Ursprung nahmen, werden analysirt. Während Konstantin dem Christenthum anfangs nur die Freiheit des Bekenntnisses zurückgeben, später ihm das Uebergewicht in der Verwaltung hatte vindiciren wollen, war das Edict des Konstantius von 356, durch welches das Opfern bei Todesstrafe untersagt wurde, darauf berechnet, dem Christenthum die Alleinherrschaft zu verschaffen, trotzdem die altherkömmliche Religion noch von einem großen Theil der Bevölkerung festgehalten wurde und dabei ihre Nahrung zog aus den hergebrachten Gewohnheiten, aus den Erinnerungen der Vorzeit und hauptsächlich aus den literarischen Studien. Unter den Trägern der letztern räumt auch Ranke den Neuplatonikern eine hervorragende und unter diesen natürlich wiederum dem Plotin die erste Stelle ein. „Einzeln", sagt er, „kann man die Abhandlungen des Plotin nicht ohne Bewunderung und Theilnahme lesen; sie erinnern bisweilen, wenn ich so sagen darf, an die Stille eines Gebirgssees bei unbewegtem Licht." Er schildert dann die Entwickelung Julian's unter dem durch den ersten Lehrer seiner Jugend vermittelten Einfluß des classischen Griechenthums, namentlich Homer's. „Der Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht von dem Christenthum, sondern von den alten Griechen, von denen abzustammen er sich rühmte." Die Empörung Julian's und die Gewinnung des Kaiserthums durch ihn erscheinen so als natürliche und nothwendige Wirkungen der allgemeinen politischen und geistigen Zustände des Römischen Reichs sowie der Kämpfe innerhalb der christlichen Kirche:

Die entgegengesetzten Elemente wirken zusammen: die Unterdrückung des Götterdienstes und die Reaction desselben in einer neu aufkeimenden Philosophie; das Eingreifen des Imperators in die innern Kämpfe der christlichen Doctrinen und die Regungen des Widerstandes derselben im Gefühl der Unabhängigkeit der Kirche; die dem Kaiserthum innewohnende Intention, seine Macht ungetheilt zu erhalten und nach allen Seiten hin geltend zu machen, und die Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit, in der es sich befindet, das Uebergewicht der Waffen im Orient und im Occident zu behaupten.

Die Darlegung Ranke's von dem geistigen Wesen Julian's, die in manchen Zügen von dem Bilde abweicht, das man sich gemeinhin von dem „Abtrünnigen" macht, gehört nach unserer Ansicht zu dem Fesselndsten und tiefst Gedachten, was der neue Band der „Weltgeschichte" bietet. Ranke stellt sich am Eingange desselben die Frage, wie es denn gekommen, daß Julian durch seinen Versuch zur Vernichtung des Christenthums und zur Restauration des Heidenthums, obgleich derselbe gescheitert und ihm die

Brandmarkung durch den Namen des Abtrünnigen eingetragen, sich doch einen unvergänglichen Namen erworben hat. Er führt in Beantwortung derselben aus, daß der Imperator nicht durch die in der damaligen christlichen Kirche bemerkten Mängel dazu veranlaßt worden sei, daß er auch nicht etwa durch eine abenteuerliche Sympathie für das Vergangene und Abgelebte bestimmt worden sein konnte. Die Richtung Julian's war nach ihm vielmehr eine sehr positive und beruhte auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen mit einer angeborenen Hinneigung zum Wunderbaren; nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes: er hielt den alten Götterdienst für den einzig richtigen und wollte ihn deshalb restauriren. Damit zusammen hing des Kaisers Streben auch nach einer sittlichen Erneuerung des Heidenthums. Julian meinte, hauptsächlich durch Wohlthätigkeit und würdige Haltung der Priester sei das Christenthum so in Aufnahme gekommen, und verlangte, daß diesem Beispiel von seiten der Helleniſten nachgeeifert werde: daher seine Sorge für die Hebung der hellenistischen Schulen und seine Absicht, das Heidenthum mit einer dem Mönchthum entsprechenden Institution auszustatten durch Anlegung klosterähnlicher Asyle für die, welche in der Zurückgezogenheit leben wollten.

Julian hatte überhaupt eine Art hierarchischer Verfassung im Sinn. Den Priestern bewilligte er eine Art von Unabhängigkeit dem höhern Beamtenstande gegenüber. — In deren Mitte gedachte der Kaiser eine allumfassende Autorität auszuüben, die Würde eines Pontifex Maximus sollte zu voller Geltung gebracht werden. An der Spitze einer hellenistischen Rechtgläubigkeit meinte Julian eine Autorität zu erlangen, durch welche der Kaiser zugleich factisch das religiöse Oberhaupt der Welt geworden wäre. Julian war nicht allein abtrünnig vom Christenthum, er plante eine Vernichtung desselben und seine Ersetzung durch ein entgegengesetztes System. Beamtenthum, Bildung und Religionsübung sollten unter seiner Führung dem wiederhergestellten Götterdienst ausschließend zu eigen werden. Zugleich schlug in Julian eine Ader von ethischem Ernst, den er namentlich bei der lebenslustigsten und beweglichsten der Hauptstädte des Reichs, in Antiochien, zum Ausdruck brachte.

In Verbindung mit diesem religiös-politischen System Julian's stand nun nach Ranke's geistvoller und in manchem Zuge tiefsinniger Auffassung auch der von dem Kaiser unternommene Perserkrieg, welches „der große Act seines imperatorischen Lebens" werden sollte, ihm aber den Tod und seinem System jähen Zusammensturz brachte. Seine Absicht dabei war, jene hellenistische Hierarchie, mit deren Schaffung er umging, nach dem Orient auszubreiten und dadurch zugleich im Westen zu befestigen. Davon legt ein Gebet Zeugniß ab, das er unterwegs niedergeschrieben: die Göttermutter möge die Welt zu dem lebendigen Glauben zurückführen und von der Gottlosigkeit, d. h. dem Abfall der Christen von den alten Göttern, befreien. Er verband damit das Vertrauen in die Unvergänglichkeit des Römischen Reichs, das er in dem Sinne der alten Kaiser verstand.

Man sieht, es war System in den Ideen Julian's. . . . Der Sieg im Osten hätte zur Grundlage einer unbedingt hierarchisch-weltlichen Macht gedient; das Perserreich würde gestürzt, Rom mit Indien und den Gangesländern in Verbindung getreten sein. Gigantische Vorstellungen, die noch mehr in sich schlossen, als eine Herstellung des Reichs Alexander's des Großen, da das Römische Reich den Occident beherrschte, dessen Kräfte nunmehr von Julian gegen den Orient in das Feld geführt wurden. Julian war nicht nur von Philosophen, sondern auch von Priestern des altetruskischen Aberglaubens begleitet. Beide waren geschworene Gegner des Christenthums, jedoch unter sich nicht einig.

Wir verweisen unsere Leser schließlich noch auf die zusammenfassende Charakteristik und Würdigung Julian's, die Ranke am Ende des vierten Kapitels gibt und in welcher er im Anschluß an die in des Kaisers Wesen und Entwürfen zu Tage tretenden Widersprüche namentlich darauf hinweist, wie Julian trotz aller Gegnerschaft von dem Banne des Christenthums, in dem er erzogen war, sich niemals völlig hat frei machen können.

Mit dem fünften Kapitel: „Valentinian I. und Valens", kommt Ranke auf die Ereignisse, die man unter dem Namen der Völkerwanderung zusammenzufassen gewohnt ist, und mit denen die schnell zu welthistorischer Bedeutung aufsteigende Rolle der Germanen, zunächst der Gothen, beginnt. Auch Ranke nimmt übrigens an dem in neuerer Zeit mehrfach angefochtenen Ausdruck Völkerwanderung Anstoß —

. . . Denn sehr unsicher sind die Combinationen mit der Geschichte von Ostasien, welche zur Begründung desselben herbeigezogen werden; — und was von den Wanderungen der germanischen Völker selbst behauptet wird, entspricht großentheils nur einer sehr unhistorischen Auffassung des germanischen Alterthums. Die Begebenheit, die in den historischen Gesichtskreis tritt, vollzieht sich nach wie vor an den Confinien des Römischen Reichs. Aber dabei sind doch Einwirkungen von Verhältnissen nicht zu verkennen, welche über den Gesichtskreis und den Machtbereich desselben weit hinausreichen.

Späterhin bemerkt Ranke — und er schließt sich damit der neuerdings von der Wissenschaft zumeist vertretenen Ansicht an — darüber noch Folgendes:

Ich werde inne, meine Auffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen und eingewohnten Darstellungen hauptsächlich dadurch, daß sie in der sogenannten Völkerwanderung nichts sieht, als die Fortsetzung der alten römisch-germanischen Kämpfe am Limes, welche für die Kaisergeschichte sowol wie die germanische Völkergeschichte so wesentlich sind, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältnissen doch nur einmal eingreifend erscheinen, im allgemeinen aber von untergeordneter Natur sind.

Mit Rücksicht jedoch auf den uns an dieser Stelle zugemessenen Raum müssen wir es uns versagen, zu gleicher Ausführlichkeit wie bisher die Ranke'sche Darstellung des Zeitalters der sogenannten Völkerwanderung weiter zu begleiten und aus der Fülle der geistvollen Bemerkungen und neuen Gesichtspunkte eine Blütenlese unsern Lesern vorzulegen. Ohnehin verliert gerade die Ranke'sche Geschichtschreibung mit ihrer jedes unnütze Wort vermeidenden Kürze, ihrem inhaltschweren, gedankenreichen, prägnanten

Ausdruck durch eine solche auszugsweise Reproduction allzu viel von ihrer eigenartigen Schönheit. Es genüge daher, hier nur noch zu bemerken, daß die Darstellung in dem vorliegenden Bande bis zur merovingischen Herrschaft im Frankenreiche und der Begründung der angelsächsischen Herrschaft in Britannien fortgeführt wird, sodaß im Verlauf derselben bereits die Behandlung des karolingischen Zeitalters und des ersten Theils der deutschen Kaiserzeit zu erwarten steht, auf welche das Schlußwort schon hinweist, das noch einmal einen Rückblick wirft auf die Gesammtentwickelung des germanischen Lebens in seinen Beziehungen zum Römischen Reich. Nach der andern Seite greift Ranke dabei zurück auf die in den frühern Abschnitten seines Werks von ihm als leitend dargelegten universalhistorischen Ideen und stellt damit in großartiger Weise den wahrhaft weltgeschichtlichen Zusammenhang her.

Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neuern Welt mit der alten und der ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Cultur in sich und konnte ohne dieselben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christenthum wurden auch die wissenschaftlichen und literarischen Institutionen, inwiefern sie in Zusammenhang mit demselben standen, den neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philosophie noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Autoren selbst knüpften an die Documente der ältesten Ueberlieferungen an. Durch das universalhistorische Moment, welches hierbei zu Grunde lag und zur Erscheinung kam, geschah es, daß die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage zurücktrat. — Etwas Aehnliches kann man von den Rechtsbegriffen sagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entstammen und nun in dem römischen System zugleich die Grundlagen der neuen Staaten und Reiche bilden.... Der Begriff des Imperiums erfüllte noch immer den geistigen Horizont, obwol seine reale Macht im Occident verschwand. Die Constituirung der höchsten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an die Tradition desselben an.

Auch diesem Bande hat Ranke wiederum eine Anzahl „Analekten“ beigegeben, in denen er Untersuchungen mittheilt über einige der wichtigsten der für den behandelten Zeitraum von ihm benutzten Quellen. Er wendet sich mit diesen Studien nicht blos an die gelehrten Fachgenossen, sondern er will zugleich Beispiele geben für die Eigenart der kritischen Methode, deren Beruf es ist, die Autoren, deren Werke sie als historische Quellen benutzt, zu begreifen und zu würdigen, denn in jedem derselben tritt die Entwickelung der Zeit, der Religion, der Nationalität, der er angehört, uns entgegen. So beginnt Ranke mit einer Schrift von Eusebius über das Leben des Konstantius, in welcher die christliche Auffassung die Oberhand über eine rein historische erhalten hat, geht dann zu Zosimus über, bei dem die Reaction des heidnisch-altrömischen Geistes gegen das Christenthum und die eingedrungenen Germanen sich auf das schärfste ausspricht, und behandelt dann den Procop, der eine Weltanschauung reproducirt, wie sie in der alten Historiographie namentlich von Polybius ausgebildet worden war, der dabei aber kein Feind des Christenthums ist und den Germanen lebendige Anerkennung zollt. Dann folgen Bemerkungen über Jordanes, in dessen Buch der germanische Geist selbst zuerst zum Ausdruck kommt, und endlich über Gregor von Tours, bei dem die Heiligenlegende und selbst die dogmatische Ueberzeugung in den Vordergrund tritt, daneben aber auch die germanische Tradition noch lebendig erscheint. Hans Prutz.

Pflanzen- und Thierleben unter den Tropen.

Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben in den niederländischen Malaienländern. Von Otto Mohnike. Mit 18 Tafeln. Münster, Aschendorff. 1883. 8. 10 M.

Gewiß mit großer Genugthuung wird wol ein jeder, der sich mit dem Pflanzen- und Thierleben der niederländischen Inselländer zu beschäftigen liebt, die Lesung dieses Buchs beendigen; es ist das Resultat eines fleißigen Naturstudiums während einer langen Reihe von Jahren auf den schönen Tropeninseln des Ostens, das uns hier geboten wird. Jede Seite liefert den Beweis, daß der Verfasser mit offenem Auge und großer Liebe die Pflanzen- und Thierwelt jener Länder beobachtet hat, da er überall nicht blos eine systematische Aufzählung der mannichfaltigen Formen beider Reiche liefert, sondern das Leben und die Eigenthümlichkeiten derselben dem Leser vor Augen führt. Nicht nur derjenige, welcher als Neuling jene schönen Gegenden besucht, wird in dem Werke Belehrung und Aufklärung über dasjenige finden, was er dort zu sehen erwarten darf und ihm wirklich begegnet, auch derjenige, welcher jahrelang dort gelebt hat, wird mit Vergnügen diese Lebensbilder an sich vorbeiziehen sehen und sich dabei mit Freuden mancher dortigen Erlebnisse und Vorkommnisse erinnern. Manches, was er früher nur flüchtig beschaut hat bei dem großen Reichthum des Gebotenen, wird ihm hier aufs neue und in allen Einzelheiten vorgeführt, und er genießt gleichsam noch einmal die ihm lieb gewordenen Eindrücke eines längern oder kürzern Aufenthalts in jenen Gegenden, die er wol vor längerer Zeit und vielleicht für immer verlassen hat. Ja, die Sehnsucht nach denselben wird aufs neue erweckt, und nur bedauern wird der Besucher Inselindiens, wenn er bei dem Lesen dieses so anziehenden Buchs an die Unmöglichkeit denkt, wieder dorthin zurückkehren zu können. Aber dankbar wird der

Leser sein, gleichviel ob ihm jene Gegenden fremd oder bekannt sind, daß ihm ein so wahrheitsgetreues Bild jener Länder in so lebhaften Farben vor Augen gezaubert wird.

Es ist unmöglich, den reichen Inhalt dieses Buchs hier im einzelnen zu verfolgen; ja wir würden ganze Seiten desselben abschreiben müssen, um ein Bild der anziehenden Darstellungsweise des Verfassers zu geben, und dazu fehlt uns hier der Raum; es sei uns daher gestattet, einen flüchtigen Ueberblick der Eintheilung des Ganzen zu liefern und daran hier und da einige kurze Bemerkungen zu knüpfen. Eine Einleitung eröffnet das Buch; sie gibt Mittheilung über die geographischen Verhältnisse der Malaienländer, ihre Bewohner im allgemeinen, die geologischen Verhältnisse und die sich daraus ergebenden Schlüsse auf die Pflanzen- und Thierwelt, sie erörtert die Ansichten von Wallace und die des Verfassers hierüber, und schildert endlich die meteorologischen Verhältnisse. Nach dieser Einleitung zerfällt das Ganze in zwei Abtheilungen und zwar: „Die Pflanzenwelt" und „Die Thierwelt".

Das Pflanzenleben beginnt mit einem Hinblick auf die malaiische Flora im allgemeinen, worauf dann im besondern in systematischer Weise die Hauptfamilien dargestellt werden, und zwar zuerst die Monokotyledonen mit den Palmen, Pandanen, Musaceen, Aaronskelchen, Ingwern und blumenrohrigen Pflanzen, Gräsern und Orchideen. Ueberall läßt der Verfasser der Schönheit und Eigenthümlichkeit der Flora Gerechtigkeit widerfahren, er rühmt z. B. die „malerische Wirkung, welche die Palmen sowol an und für sich machen, als auch auf Gegenstände in ihrer Nähe übertragen", rügt aber auch mit Recht die „vollklingenden und phrasenreichen, thatsächlich aber hohlen und gedankenleeren Schwärmereien, in denen Reisende und selbst Naturforscher, welche Tropenländer besuchten, sich so oft mit Bezug auf die Palmen der von ihnen besuchten Länder ergangen haben". Der Verfasser erwähnt auch den Gebrauch, welchen die Bewohner jener Länder von den verschiedenen Pflanzenfamilien machen, sei es zur Nahrung, sei es zum Bau und zur Bedeckung ihrer Wohnungen, namentlich von den Palmen und Gräsern. Auch unterläßt er nicht, auf interessante Naturerscheinungen aufmerksam zu machen, wie z. B. auf die bedeutende Wärmeentwickelung in den Blütenständen einiger Aaronskelche, welche häufig mit vermehrter „wohlriechender oder stinkender Ausdünstung gepaart" ist. Schließlich deutet er auf die zahlreichen, „eine specifische Physiognomie bedingenden" Orchideen mit ihren oft so wunderlich geformten — Thiergestalten ähnlichen — Blüten. Sodann werden die Dikotyledonen behandelt, und zwar nach ihrem verschiedenen Vorkommen in der Niederung, in der untern, obern und höchsten Gebirgszone; auch die Niederung wird eingetheilt in Strand- und Küstengegend, in eine niedrige und höhere Gegend. Wir können hier nicht auf die mannichfaltigen Einzelheiten eingehen, die der Verfasser oft in sehr anziehender Weise darzustellen weiß; bemerkt zu werden verdient aber, daß er in dieser Abtheilung sich nicht streng an seine Eintheilung gebunden hat und gelegentlich in den verschiedenen Höhen auch der Monokotyledonen, ja selbst der Akotyledonen, die daselbst sich darbieten, Erwähnung thut. An geeigneter Stelle werden auch die Culturpflanzen und deren Culturen angeführt, welche vorzugsweise in der innern höhern Gegend vorkommen, obwol auch die obern Gebirgszonen noch wichtige Culturpflanzen aufzuweisen haben, wie den Kaffee- und Theestrauch, die Tabackpflanze, Kartoffel, den Kohl und die Zwiebel und endlich den in den letzten Decennien eingeführten Chinarindenbaum.

In ganz ähnlicher Weise wird dem Leser das Thierreich vorgeführt; nach einigen einleitenden Bemerkungen werden die Wirbelthiere und dann die wirbellosen Thiere behandelt. Von den erstern die Säugethiere, die Vögel, die Reptilien, die Amphibien und die Fische. Bei den Säugethieren ist den Affen eine ausführlichere Darstellung gewidmet, bei welcher Gelegenheit des Verhältnisses des Orang-Utang zum Menschen und der Theorie der Abstammung des Menschen von jenem ausführlich Erwähnung gethan wird. Bei den Vögeln und späterhin bei den Käfersorten wird auf das Verhältniß derselben zu den beiden Hälften des Archipels hingewiesen; auch findet man eine interessante Beschreibung der Höhlen mit eßbaren Vogelnestern an der Südküste Javas, sowie des Ursprungs dieser Nester. Bei den Insekten wird der Versuch besprochen, „die Zahl der Insekten eines Landes nach der Zahl der daselbst vorkommenden Pflanzen zu schätzen", sowie das Verhältniß der malaiischen Schmetterlinge zu denen anderer Weltgegenden und das sehr zahlreiche Vorkommen der größten und schönsten Arten Schmetterlinge an mitunter sehr beschränkter Stelle, und endlich noch der Muskiten Erwähnung gethan, sowie der unendlichen Menge ihrer Individuen, wobei die Frage aufgeworfen wird, ob sie auch einen andern Zweck haben als den, höhern Thieren zur Nahrung zu dienen. Es wird hierbei auf die wichtige Rolle hingewiesen, welche sie bei Zerstörung und Fortschaffung todter animalischer Substanzen spielen.

Diesem reichen Inhalte sind 18 Holzschnitttafeln beigegeben, welche besonders wichtige oder interessante Pflanzen und Thiere darstellen; zum Schlusse folgt ein sehr reiches Druckfehlerverzeichniß, und bedauern wir mittheilen zu müssen, daß dasselbe noch lange keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen darf, besonders in Bezug auf die Namen von Pflanzen wie Thieren.

Nach dem oben Mitgetheilten sind wir überzeugt, daß nicht leicht jemand dies Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird, im Gegentheil wird mancher dasselbe nicht nur mit großem Interesse durchlesen, sondern auch — wenn er sich überhaupt nur einigermaßen für den Gegenstand interessirt — dasselbe stets zur Hand haben wollen, um sich gelegentlich über diesen oder jenen der darin behandelten Gegenstände aufs neue Raths erholen zu können.

J. K. Haskarl.

Memoiren eines deutschen Offiziers.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. Zwei Bände. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 10 M. 60 Pf.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurde in der „Deutschen Rundschau“ unter dem Titel „Aus zwei annectirten Ländern“ eine zusammenhängende Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche allgemeines Aufsehen erregten. Das Zusammentreffen verschiedener Zufälligkeiten war schuld gewesen, daß ich diese Erinnerungen eines vormaligen hannoverschen Offiziers, welcher nach den Ereignissen des Jahres 1866 in preußische Dienste übergetreten war, damals nicht gelesen hatte, und der Wunsch, sie kennen zu lernen, wurde um so lebhafter, als Freunde und Bekannte mir selbst mehrfach die Autorschaft zuschrieben. Mit regstem Interesse habe ich deshalb das vorliegende Buch geradezu verschlungen.

Der erste Band desselben, welcher die oben genannte Reihe von Aufsätzen enthält, behandelt die Jugendzeit des Verfassers, sodann die Bundesexecution in Holstein wie den preußisch-österreichischen Feldzug 1864 und schließt mit dem Jahre 1866 ab, während der zweite Band unter dem Sondertitel „Per aspera ad astra“ die Erlebnisse des Verfassers im preußischen Dienst zu Kassel und Magdeburg und das Kriegsjahr 1870—71 umfaßt.

Die lebendige Schilderung hannoverscher Zustände — und diese bildet den Schwerpunkt des ersten Bandes — aus einer Zeit, die wir alle noch mit erlebt haben, die unser raschlebiges Jahrhundert aber schon als eine längst vergangene zu betrachten sich gewöhnt hat, ist in hohem Maße geeignet, das Interesse eines jeden Lesers zu fesseln, welcher den beschriebenen Personen und Verhältnissen persönlich mehr oder weniger nahe gestanden hat. Sie hat auch meine Gedanken lebhaft in die schöne Jugendzeit zurückgeführt und manche liebe, halb vergessene Erinnerung wieder wachgerufen. Andererseits allerdings bin ich, obgleich in jeder Weise für die Lektüre voreingenommen, durch dieselbe in mancher Beziehung enttäuscht und zum Widerspruch angeregt worden.

Um dies zu begründen, muß ich etwas weiter ausholen.

Der Titel des Buchs läßt den Leser tagebuchartige Aufzeichnungen erwarten, welche, Wahrheit und Dichtung miteinander verknüpfend, ein bewegtes, modernes Leben vor seinen Augen entrollen. Nun hat der Verfasser allerdings verschiedene Persönlichkeiten mit Namen bezeichnet, welche vor 1866 in Hannover eine Rolle gespielt haben, und einige andere durch Abkürzung des Namens für Eingeweihte kenntlich gemacht. Auf sehr geschickte Weise wird dadurch die Vermuthung erweckt, als ob die sämmtlichen Personen, welche in den Erinnerungen handelnd auftreten, wirklich Porträts seien. Dies ist aber so wenig der Fall, daß in der heimatlichen Provinz nicht einmal die Person des Verfassers selbst, welche doch in ihren sämmtlichen Familienverhältnissen, in dienstlichen und gesellschaftlichen Beziehungen eingehend geschildert wird, erkennbar ist. Es herrscht über die Person desselben in Hannover noch fortwährend ein völliges Dunkel. Man hat es in den „Erinnerungen“ also mit einer frei erfundenen Erzählung zu thun, die eng an bestimmte Thatsachen anknüpfen mag und ein lebensvolles Bild kleinstaatlicher Verhältnisse oder, correcter gesprochen, mittelstaatlicher Misverhältnisse zu entwerfen bestrebt ist. In dieser Ueberzeugung muß der Leser noch bestärkt werden durch die im zweiten Bande gegebenen Erzählungen von kasseler Verhältnissen nach der Annexion. Die Geschichte von der angeblichen Entwendung wichtiger Papiere aus Wilhelmshöhe beruht doch wol lediglich auf Erfindung oder der Wiedergabe müßigen Geschwätzes, und der darin vorkommende Prinz hat thatsächlich die Dame aus der Gesellschaft geheirathet. Der Verfasser kennt Land und Leute seiner heimatlichen Provinz augenscheinlich genau, denn deren Schilderung ist ihm in mancher Hinsicht vortrefflich gelungen. Es würde zu weit führen, hier eingehend darüber zu berichten, an welcher Stelle des Buchs die Zeichnung am zutreffendsten ist und welche Porträts am ähnlichsten erscheinen. In dieser Beziehung möge nur auf den charakteristischen Bauernstolz des alten Kort, auf die treffliche Schilderung des Wachsfigurencabinets im Club und die ganz dem Leben entnommene Figur des alten Hoffattlers hingewiesen werden. Nur will es mir nicht gefallen, daß die urkräftige niedersächsische Natur dieses letztern, den jedermann im alten Hannover kannte, unter Zumuthungen leiden soll, die anscheinend von hoher Stelle an den königstreuen Unterthan gemacht sind und das Gefühl des rechtlichen Mannes niederdrücken. Und damit komme ich zu den zahlreichen Punkten, in denen der Verfasser nach meiner gleichfalls auf langjährige eigene Erfahrung gestützten Ansicht und Ueberzeugung sich im Irrthum befindet. Er malt ganz allgemein die politischen und gesellschaftlichen Zustände des damaligen Königreichs Hannover mit zu dunkeln Farben. So hebt er bei der Zeichnung von dem Charakter des Königs dessen von Jahr zu Jahr gesteigerten Starrsinn hervor, ohne zugleich der persönlichen Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit des hohen Herrn gegen jeden, der mit ihm in Berührung kam, zu gedenken und namentlich ohne zu betonen, daß der blinde Herrscher wol oft im Irrthum befangen war, aber doch immer nur das Beste und Höchste erstrebt hat. Abgesehen davon, daß ein Attentat auf die Ehre der Königin, wie das in den Erinnerungen mit allen Details beschriebene, mit meiner eigenen Kenntniß hannoverscher Zustände sich nicht vereinbaren läßt, erscheint auch die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse am Hofe und in der Stadt weder vollständig noch treffend und jedenfalls sehr einseitig. Wenn die einzelnen Figuren der Erzählung auch nicht bestimmte Personen

darstellen, so sollen sie doch als Typen gelten, und unter diesen scheinen mir namentlich die weiblichen der Tante Balbine und der Melanie sehr verzeichnet. Stadt und Hof werden zu jener Zeit wol ein ähnliches Maß von Intriguenspiel, leichtem Lebensgenuß und mit feiner Lebensform umhüllter Unsittlichkeit aufzuweisen gehabt haben, wie dies auch an andern Orten der Fall zu sein pflegt; über einen solchen Durchschnitt hinaus ging dies aber nicht, und ein Unterrockregiment in der geschilderten Weise hat Hannover nicht gekannt. Keinesfalls ist dasselbe mächtig genug gewesen, um auf Versetzungen und Ernennungen im öffentlichen Dienste maßgebenden Einfluß auszuüben.

So ließen sich noch manche Punkte aufzählen, in denen die vollberechtigtsten Anschauungen urtheilsfähiger Personen von den Schilderungen des Buchs abweichen, doch beschränke ich mich auf eine einzige weitere Rüge. Der Verfasser verflicht mit der chronologischen Vorführung seines Lebenslaufs häufig die Wiedergabe von Gesprächen und die Darlegung von Ansichten, welche als der Niederschlag seiner politischen Denkungsart in den Stadien seiner Entwickelung gelten müssen. Dem aufmerksamen Leser dagegen drängt sich die Ueberzeugung auf, daß in diesen zerstreuten Sätzen das politische Glaubensbekenntniß des in der Schule des Lebens gereiften Mannes ausgedrückt ist, welcher jetzt selbst glaubt, damals schon das empfunden und gedacht zu haben, was ihm jetzt als selbstverständlich in die Feder fließt. Dies wirkt störend, denn manches, was jedem heute durchaus natürlich erscheint, klingt im Munde des jungen Mannes superklug und deckt auch nicht einmal die Anschauungen einer Minorität im hannoverschen Offiziercorps.

Die Beurtheilung des eigentlichen Romans bleibe einer berufenern Hand überlassen, die auch entscheiden möge, ob eine Kürzung dem Ganzen nicht von Vortheil sein würde. Die Kriegsepisoden und militärischen Verhältnisse überhaupt sind in einem Buche, welches die Erinnerungen eines in bevorzugter Stellung befindlichen Offiziers wiedergibt, zu sehr nach Art einer Erzählung für die reifere Jugend behandelt. Ansprechend dagegen ist die wenn nicht selbst in allen ihren Phasen erlebte, so doch wahr empfundene und der Natur abgelauschte Schilderung von der Liebe des Verfassers zu der stolzen Adele, einer Liebe, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht und schließlich gebührendermaßen ihren Lohn findet. Wohlgelungen erscheint ferner die Darstellung mancher andern Personen und Verhältnisse, und die Art und Weise, mit welcher der Verfasser die kleinen, innerhalb des preußischen Offiziercorps vorkommenden Eigenheiten und Schwächen zu bestimmten Persönlichkeiten verdichtet, legt beredtes Zeugniß ab von scharfer Beobachtung und glücklicher Gestaltungskraft. Der „Streber“ mit dem polnischen Doppelnamen, der poetische Hauptmann, der wohlbeleibte Commandeur, welcher Damengesellschaft verabscheut, nur aus zwingenden Gründen abends seinen Stammtisch versäumt und dabei Papagaien züchtet, sind köstliche und wahre Figuren.

Vor allem bringt das Buch die Gefühle zum schmucklosen, aber tief empfundenen Ausdruck, von welchen trotz ihrer Anhänglichkeit und warmen Liebe für die engere Heimat mit dem Verfasser seine sämmtlichen frühern Kameraden beseelt sind, die gleich ihm in den Verband der preußischen Armee aufgenommen worden: den Respect vor der innern Tüchtigkeit dieses rastlos thätigen Organismus; den Stolz, nunmehr einem mächtigen Staate anzugehören, der Großes erreicht hat und dem noch Höheres beschieden sein wird; den Dank für die wohlwollende, vorurtheilsfreie Aufnahme aller Hannoveraner in diesen Staat und die rückhaltslose Anerkennung besonderer Tüchtigkeit, wo sie sich gezeigt hat.

Beim wiederholten Durchlesen der vorstehenden Zeilen kommt es mir vor, als ob ich meinerseits vielleicht einzelne Punkte des Buchs zu scharf beurtheilt, andere Stellen nicht nach Gebühr gewürdigt hätte, ohne daß ich im Stande wäre, anzugeben, wo der Fehler eigentlich liegt. Ich will deshalb meine Besprechung nicht abschließen, ohne die Versicherung, daß es durchaus nicht meine Absicht gewesen ist, das Werk oder gar den Verfasser, hinter dessen Anonymität sich vielleicht ein lieber alter Bekannter verbirgt, herabzusetzen. Im Gegentheil möchte ich dasselbe zahlreichen Lesern dringend empfehlen. Trotz einzelner Schwächen wird es vielfach Anregung und Belehrung gewähren, denn in der That hält es, was ein mir vorliegender Prospect verspricht: die geschilderte Zeit wird vor dem innern Auge wieder lebendig.

Hermann Vogt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Robert Hamerling's Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas „Aspasia“ (Hamburg, J. F. Richter) ist eine dritte durchgesehene Auflage in eleganter Ausstattung und mit Illustrationen von Hermann Dietrich erschienen. Die Illustrationen bestehen in Vignetten am Anfang und Schluß der Kapitel, archäologischen Arabesken, Nachzeichnungen plastischer Meisterwerke, alles mit sinnvoller Beziehung auf den Inhalt der Kapitel. Diesem altgriechischen Roman von mehr philosophischer als archäologischer Tendenz, dessen Vorzüge wir bereits eingehend gewürdigt haben, reiht sich ein neuer eben erschienener hellenischer Roman an, bei dem ebenfalls die philosophische Tendenz überwiegt: „Leukothea“ von Oskar Linke (3 Bde., Berlin, Janke).

— Eine Gesammtausgabe der Werke von Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff wird von Wilhelm Kreiten herausgegeben (Münster, Nasse). Sie wird eröffnet mit dem „Geistlichen Jahr“ und religiösen Gedichten. „Das geistliche Jahr“ wird eine Lebensdichtung der Freiin im eigentlichen Sinne des Worts genannt. Wir wünschen nur, daß in dieser Ausgabe das Bild, das unsere Nationalliteratur von der Freiin Droste-

Hülshoff aufbewahrt, nicht zu sehr verdunkelt wird durch das Hervorsuchen derjenigen Dichtungen, die eine mehr specifisch katholische Tendenz zur Schau tragen.

— Unter dem Titel „Akademische Blätter" liegt uns die erste Lieferung eines neuen, in Monatsheften erscheinenden „Organs für wissenschaftliche Behandlung der neuern deutschen Nationalliteratur und ihrer Geschichte" vor. Herausgeber der in Braunschweig von Schwetschke u. Sohn veröffentlichten Zeitschrift ist Otto Sievers. Das Programm spricht sich dahin aus, daß die „Akademischen Blätter" berufen seien, zu den germanistischen Zeitschriften die neuzeitliche, zu den populären Literaturorganen die wissenschaftliche Ergänzung zu bilden durch Beschaffung neuen Quellenmaterials, durch ästhetische, textkritische, exegetische, literargeschichtlich-biographische Behandlung der neuern deutschen Nationalliteratur, durch Recensionen und bibliographische Monatsübersichten. Das Verzeichniß der Mitarbeiter umfaßt eine große Zahl von Namen, unter welchen nur wenige der bedeutendern Arbeiter auf dem Felde der Literaturgeschichte fehlen möchten. Das erste Heft bringt zunächst eine Reihe Briefe an Bertuch, mitgetheilt von Ludwig Geiger, dabei manches Interessante; sodann eine längere Abhandlung von H. Düntzer: „Zur Chronologie der lyrischen Gedichte Goethe's." Ferner drei kleinere Aufsätze, von welchen zwei Jugendgedichte K. Lachmann's und Conjecturen zu Lessing und Goethe bringen, der dritte die seltsame Schrift von Michaelis: „Lessing's Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quixote", trotz seiner Schärfe noch sehr nachsichtig bespricht. Endlich zwei Recensionen von J. Minor und eine von Hermann Brandes redigirte bibliographische Monatsübersicht. Der Inhalt des ersten Hefts ist reichhaltig genug, um auch für die Folge Werthvolles zu verheißen. Wir wünschen der jungen Zeitschrift für wissenschaftliche Behandlung der neuern deutschen Nationalliteratur den besten Erfolg.

— In der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. sind zwei Werke erschienen, welche zur Kenntniß von der Erde beitragen sollen. „Unsere Erde" von A. Jakob enthält astronomische und physische Geographie als Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Der starke Band ist ausgestattet mit 100 in den Text gedruckten Holzschnitten, 26 Vollbildern und einer Spectraltafel in Farbendruck; alle diese Bilder gehören zu den besten ihrer Art. Die Darstellung des Verfassers stützt sich auf die gediegensten Quellen und zeichnet sich durch Anschaulichkeit aus. Die Anordnung des gewaltigen Stoffs ist sehr übersichtlich; die Hauptkapitel lauten: „Die Erde, ein Stern unter Sternen", „Die Lufthülle der Erde", „Das Meer und sein organisches Leben", „Die Continente und ihr organisches Leben", „Der Mensch". Die Ausstattung ist brillant, und so können wir das Buch als eine treffliche populäre Behandlung des Stoffs warm empfehlen. Hieran reiht sich „Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien", von Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen. Auch dieses Werk ist ausgestattet mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten und 10 Vollbildern, welche größte Anerkennung verdienen. Der Verfasser hat neunzehn Jahre in Amerika gelebt und Land und Leute hinreichend kennen gelernt, außerdem auch die besten Arbeiten über jene Länder kritisch benutzt, sodaß sein Werk eine wirkliche Bereicherung der geographischen Literatur bildet. Es darf mit Recht als die beste Beschreibung angesehen werden, welche über jene Gegenden vorhanden ist.

— Joseph Egger hat „Katharsis-Studien" bei Hölder in Wien veröffentlicht. Da der Aristotelische Begriff der Katharsis noch nicht endgültig festgestellt ist, so ist eine neue Untersuchung darüber ganz am Platze. Der hauptsächlich gegen Bernays sich wendende Verfasser verfügt über eine sehr umfängliche Gelehrsamkeit und verwerthet sein Material mit eindringendem Scharfsinn. Er unterscheidet drei Auslegungen der so vielfach besprochenen Stelle in Aristoteles' „Poetik"; er übersetzt eben diese Stelle folgendermaßen: „Die Tragödie bewirkt durch Mitleid und Furcht die läuternde Richtigstellung sowol der Leidempfindungen, welche wir um anderer, als auch derjenigen, welche wir um unserer selbst willen hegen." Reinigung bedeute soviel wie „Ausscheidung des Uebermaßes"; darin bestehe die ethische Wirkung der Tragödie. Alle diejenigen, zu deren Fachstudien der vom Verfasser behandelte Begriff gehört, werden zu seiner Auffassung Stellung nehmen müssen.

— Faßt man das Quantum und die Vielseitigkeit der Leistungen neben der Qualität derselben ins Auge, so darf man wol Longfellow unbeanstandet den bedeutendsten Dichter des englisch redenden Amerika nennen. Für Deutschland hat er außerdem das besondere Interesse, daß er deutsche Bildung und deutschen Geist wie nur wenige seiner Mitbewerber jenseit des Meeres in unserm Lande selbst sich aneignete und in mehrern seiner Dichtungen — wir nennen blos „Evangeline" und den „Schiffsbau" — Goethe und Schiller als seinen Vorbildern nachgeeifert hat. Trotzdem waren bisher nur einzelne seiner Gedichte dem des Englischen Unkundigen durch Freiligrath, Böttcher u. a. vermittelt worden. Man muß es daher dem strebsamen und trotz ungenügender Anerkennung ausdauernden Hermann Simon Dank wissen, daß er es unternommen hat, „Sämmtliche poetische Werke von Henry Wadsworth Longfellow" in der bekannten Reclam'schen Sammlung in zwei Bänden in recht gelungener deutscher Uebersetzung den Deutschen diesseit und jenseit des Oceans zugänglich zu machen. Das Werk empfiehlt sich außerdem auch durch seine äußere Ausstattung zu einem recht passenden Geschenk für Freunde der Dichtkunst, die hier einem der liebenswürdigsten, seinem Volke voranleuchtenden Dichter kennen lernen werden; denn man kann wohl sagen, was Schiller uns ist, das ist Longfellow den Bewohnern der Vereinigten Staaten geworden.

Ausländische Literatur.

Von Herbert Tuttle, Professor an der Cornell-Universität in Ithaka in den Vereinigten Staaten, liegt uns vor: „History of Prussia to the Accession of Frederic the Great 1134—1740" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.). Auf gründlichem Studium der Quellen, wenn auch wol nicht primärer, doch der besten secundären beruhend und in einer klaren und ungezierten Darstellung, die vortheilhaft von der manierirten Carlyle's absticht, entrollt der Verfasser hier ein Bild von der Entwickelung des preußischen Staats von der frühesten Zeit bis zum Ableben seines zweiten Königs oder bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen. Hierbei hat er sein Augenmerk besonders auf die Entwickelung der Verfassung gerichtet und sie durch reichlichere Hinweisungen beleuchtet als Kriege und Verträge, dynastische Ränke und Eroberungen. Diese hat er zwar auch nicht unberücksichtigt gelassen, doch spielen sie mit Recht nur die zweite Rolle in seinem gewiß auch für Deutsche interessanten Geschichtswerke. Das Register ist minutiös und erschöpfend.

Von jenseit des Oceans gingen uns ferner zu: „Report of the Commissioner of Education for the year 1881" (Washington, Staatsdruckerei), und „Library Aids" von Samuel S. Green, revised and enlarged Edition (Neuyork, Leypoldt). Der Bericht des Cultusministers, wie er bei uns genannt wird, ist ebenso umfangreich (er umfaßt 840 kleine Folioseiten) wie letztere Schrift knapp und klein ist; beide aber gewähren einen nützlichen Ueberblick und belegen aufs glänzendste die Fortschritte der Vereinigten Staaten in der Cultur. Interessant war uns besonders zu sehen, daß sie allein 273 Kindergärten besitzen; und von diesen bis zu den zahlreichen Universitäten, welche Fülle

von Erziehungs- und Bildungsanstalten jeder Art! Wahrlich, Lasker hatte nicht unrecht, als er an Forckenbeck schrieb, er sei überzeugt, alle Aufgaben der Cultur würden in nicht langer Zeit den Vereinigten Staaten zufallen.

Das zweite, kleinere Buch, vom talentvollen Bibliothekar der freien öffentlichen Bibliothek zu Worcester (Massachusetts) verfaßt, wurde vor drei Jahren zuerst vom Cultusministerium als Broschüre zur Belehrung aller derjenigen veröffentlicht, die sich an dasselbe mit Anfragen betreffs der Gründung und Leitung von Bibliotheken wandten. „Es ist unmöglich“, schreibt der Minister in seinem der Broschüre vorangeschickten Geleitbriefe, „daß unser Amt ausführlichere oder vollständigere Winke dieser Art veröffentliche.“

— Aus England erhielten wir: „Corrigenda and Explanations of the Text of Shakespeare“ von George Gould (London, Virtue u. Comp.). In dieser „neuen Ausgabe“ weist der Verfasser „Hunderte von Irrthümern nach, die in den anerkannt besten Ausgaben der Shakspeare-Dramen vorhanden sind“. Er hat dazu die von Halliwell-Philipps besorgte photographisch nachgebildete Folioausgabe von 1623 benutzt, aus welcher er ersehen, welche Unmasse von Schnitzern sich aus derselben in die folgenden danach hergestellten Ausgaben übertragen haben. Die Setzer und Herausgeber jener Ausgabe haben hierbei durch Unkenntniß und Nachlässigkeit viel verschuldet, und außerdem, glaubt Gould, sei Shakspeare's Handschrift sehr unleserlich gewesen. Die Würdigung der von ihm vorgeschlagenen Emendationen müssen wir Fachblättern überlassen. Hier genüge es auf die jedenfalls beachtenswerthe Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben.

— „Smollett et Lesage“ von F. J. Wershoven (Berlin, Weidmann) betitelt sich ein zwar an Umfang sehr kleines, aber an Interesse sehr reiches und lesenswerthes Schriftchen, welches eine Parallele zwischen dem englischen und dem französischen Schriftsteller zieht und die Leistungen beider richtig und unparteiisch würdigt. Daß der Vergleich zu Gunsten des Verfassers des „Gil Blas“ ausfällt, wird wol allgemeine Zustimmung finden.

— Ein zwar in Berlin erschienenes, doch immerhin zur italienischen Literatur gehöriges Bändchen haben wir zu erwähnen, nämlich eine mit Genehmigung des Dichters veröffentlichte Uebersetzung der Bodenstedt'schen „Lieder des Mirza-Schaffy“: „Il Canzoniere di Mirza-Schaffi“, wie der italienische Titel lautet, von Giuseppe Rossi (Berlin, Stuhr). Wir, die wir wiederholt die außerordentlichen Schwierigkeiten einer gelungenen Uebertragung, namentlich einer metrischen, betont haben, sind gewiß die letzten, dem Uebersetzer (tradutore) der prägnanten Lieder des Mirza-Schaffy den von ihm befürchteten Vorwurf eines „traditore“ ins Gesicht zu schleudern. Im Gegentheil finden wir, wie wir es bei der vom Dichter ertheilten Genehmigung nur erwarten konnten, daß die Uebersetzung eine ganz vorzügliche ist, und gern würden wir dieses unser Urtheil durch Proben belegen, wenn der Raum es gestattete. Wir können Bodenstedt zu einem solchen Uebersetzer nur Glück wünschen; er führt ihn auf würdige Weise bei dem italienischen Volke ein.

Bibliographie.

Baumbach, R., Nordische Melodien. Gedichte. St. Petersburg, Erickson u. Comp. 1883. 8. 4 M.

Bazaine, Episoden aus dem Kriege von 1870 und der Belagerung von Metz. Aus dem Französischen im Auszuge übersetzt von Wevers. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beck, F., Geschichte des großherzoglich hessischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 25 (großherzogliches Artilleriekorps) und seiner Stämme 1460—1883. Auf Grund offizieller Aktenstücke entworfen und zusammengestellt. Mit 2 Uniformbildern und einem Plan der Schlacht von Gravelotte — St. Privat. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bergmann, J., Ueber den Utilitarianismus. Rede. Marburg, Elwert. 1883. Gr. 8. 75 Pf.

Bernstein, M., Der kleine Hydriot. Epigramme auf Bilder des Münchener Kunstvereins und der Münchener Kunstausstellungen 1879 und 1883. Nebst einem Anhang: Kunstberichte über die internationale Kunstausstellung des Jahres 1883 enthaltend. München, Behrens. 8. 2 M.

Bezold, F. v., Kaiser Rudolf II. und die heilige Liga. 1ste Abth. München, Franz. 1883. Gr. 4. 1 M. 30 Pf.

Du Bois-Reymond, E., Friedrich II. in englischen Urtheilen. — Darwin und Kopernicus. — Die Humboldt-Denkmäler vor der Berliner Universität. Drei Reden. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Deutscher Bühnen-Almanach. 48ster Jahrg. Herausgegeben von T. Entsch. Mit den Portraits der Societaire des deutschen Theaters in Berlin. Berlin. 12. 5 M.

Bührer, V. M., Die Neujahrsnacht. In vier Rhapsodien. Ein Bild aus dem Tübinger Studentenleben vor 100 Jahren. Tübingen, Laupp. 8. 50 Pf.

Cardauns, H., Der Sturz Maria Stuart's. Köln, Bachem. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Daudert, E. W., Lebensblüthen. Liederbuch. Riga, Kymmel. 1883. 8. 2 M.

Dehn, P., Deutschland und Orient in ihren wirthschaftspolitischen Beziehungen. 1ster Thl.: Nach dem Orient! München, Franz. Lex.-8. 5 M.

Droste, F., Die Handwerkerfrage. Bonn, Hanstein. Gr. 8. 2 M.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge, von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. 2te Section. H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 34ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 1883. Gr. 4. 11 M. 50 Pf.

Fromme, E., Aus der Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. Neu-Ruppin, Petrenz. 8. 1 M. 50 Pf.

Gesellhofen, J., Junker Hans von Schweinichen. Fahrten und Lieder eines fröhlichen Gesellen. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M.

Hartschmidt, M., Aus der Schmiede. Gereimtes und Ungereimtes. Unter Mitwirkung von andern Schmieden. 1stes Hft. Wiesbaden, Bischkopff. 1883. Gr. 8. 1 M.

Hasenclever, Sophie, geb. v. Schadow, Erzählungen und Märchen. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 7 M.

Heckel, C., Karin. Dichtung. München, Merhoff. 1883. 12. 1 M. 60 Pf.

Körting, G., Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. 3ter Bd.: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. 1ster Thl.: Einleitung. Die Vorläufer der Renaissance. Die Begründer der Renaissance. Leipzig, Fues. Gr. 8. 10 M.

Krabbe, C. F., Pädagogische Erinnerungen. Mit dem Bilde und der Lebensskizze des Verewigten. Münster, Aschendorff. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Lemke, E., Volksthümliches in Ostpreußen. 1ster Thl. Mohrungen, Harich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Liuprun, Caroline v., Blumen und Blüten. Eine Gabe für Kranke und Trostesbedürftige. Augsburg, Kranzfelder. 1883. 16. 2 M.

Löwen, E., Brauch und Liebe. Plauderei in einem Aufzuge. Berlin, Steinitz u. Comp. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

— — Die Unschuld siegt! Lustspiel. Berlin, Steinitz u. Comp. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

Ludolff, M., Felicitas. Roman. 2 Bde. Bonn, Hauptmann. 1883. 8. 4 M.

Adolf Lützow's Freikorps in den Jahren 1813 und 1814 von K. v. L. gegenüber der in die preußischen Jahrbücher, herausgegeben von H. v. Treitschke, aufgenommenen Darstellung von A. Koberstein. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Majláth, C. J. Graf, Die Tragödie der Familie Majláth. München, Merhoff. 1883. Gr. 8. 1 M.

Malachowski, v., Ueber die Entwickelung der leitenden Gedanken zur ersten Campagne Bonapartes. Ein Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Manglović, S., Serbische Frauenlieder. Ausgewählt und im Versmaße des Originals ins Deutsche übertragen. Eisenstadt. 1882. 16. 1 M. 20 Pf.

Mephius, C. F., Für Kopf und Herz. Stuttgart, Metzler. 1883. 16. 1 M. 40 Pf.

Noeldechen, W., Vor fast tausend Jahren. Eine Erzählung. Berlin, Le Coutre. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Poeschel, J., Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie. Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Grunow. 8. 2 M. 50 Pf.

Roth, H. Ritter v., Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und das Treffen bei Trautenau am 27. Juni 1866. Trautenau, Kreiml. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlögl, F., Ueber Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit F. Sauter's Porträt. Wien, Engel. 8. 35 Pf.

Schumann, J. C. G., Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Kultur-, Litteratur- und Schul-Geschichte. Trier, Stephanus. Gr. 8. 1 M.

Seeber, J., St. Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht. Steyl, Missionsdruckerei. 1883. 16. 1 M. 50 Pf.

Segert, Anna, Wilde Rosen. Dichtungen. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Seydel, R., Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien. Erneute Prüfung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 2 M.

Siemers von Ostermann, F., Erinnerungen an den fernen Westen. Dresden, Pierson. 1883. 8. 2 M.

Stadion, Graf E. v., Vom Baume der Träume. Erlauschtes. Würzburg, Stahel. 1883. 16. 2 M.

— — Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens. Wien, Engel. 8. 1 M.

Volkelt, J., Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede. Hamburg, Voss. Gr. 8. 1 M.

Warsberg, A. Freih. v., Homerische Landschaften. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Eine Reise durch das Reich des Sarpedon. Mit zahlreichen Abbildungen. Wien, Graeser. 8. 8 M.

Werft, L., Loreley. Eine Rhein-Mär. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Wohlmuth, Eugenie, La Cristana. Eine Volksidylle aus dem Grödnerthale. Wien, Perles. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 6. März 1884.

Schliemann's „Troja".

Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Von Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von Professor A. H. Sayce. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 30 M.

Der berühmte Entdecker und Verfasser beschließt das uns vorliegende Werk, insofern seine eigene Forschung und Darstellung mit Ausnahme der „Anmerkungen" darunter zu verstehen ist, mit den denkwürdigen Worten:

Meine Arbeit in Troja ist jetzt für immer beendet; sie hat mehr als zehn Jahre gedauert — eine Zeitperiode, die mit der Legende der Stadt in einem gewissen Verhältnisse steht. Wie viele Jahrzehnte lang ein neuer Streit darüber hinwüthen mag, überlasse ich den Kritikern; das ist ihr Werk, das meinige ist vollendet. Ich begnüge mich damit, meinen Lesern die Worte ins Gedächtniß zu rufen, die ich im ersten Jahre meiner Ausgrabungen auf Hissarlik (1871) schrieb: „Meine Ansprüche sind höchst bescheiden; plastische Kunstwerke zu finden hoffe ich nicht. Der einzige Zweck meiner Ausgrabung war ja von Anfang nur, Troja aufzufinden, über dessen Baustelle von hundert Gelehrten hundert Werke geschrieben worden sind, die aber noch niemals jemand versucht hat durch Ausgrabung ans Licht zu bringen. Wenn mir nun dies nicht gelingen sollte, dann würde ich doch überaus zufrieden sein, wenn es mir nur gelänge, durch meine Arbeit bis in das tiefste Dunkel der vorhistorischen Zeit vorzudringen und die Wissenschaft zu bereichern durch die Aufdeckung einiger interessanten Seiten aus der urältesten Geschichte des hellenischen Volks."

Wenn Schliemann sagt, seine Arbeit habe zehn Jahre gedauert und stehe mit der Legende der Stadt in einem gewissen Verhältnisse: wer wollte dem Verfasser, der nicht blos Forscher, sondern auch Mensch ist, dergleichen mehr gemüthliche als wissenschaftliche Ein- und Ausdrücke verargen? Es ist dies nicht vereinzelt, wie denn bei dem Manne gleich alles subjective Färbung, aber im besten Sinne des Worts, annimmt. Seine Persönlichkeit ist eben mächtig bewegt, ja bewältigt von den auf sie eindringenden neuen und gewaltigen Eindrücken und Erfahrungen, und es muß für ihn eine wohlthätige Entäußerung, eine wahre κάθαρσις τῶν παθημάτων sein, wenn er ihre Wucht durch Mittheilung an seine Leser abgeben darf. In dieser Entäußerung liegt keine Spur eitler Selbstspiegelung oder trotzigen Pochens auf wirklichen Werth, kein ungebührliches Geltendmachen des lieben Ichs, wie sich dieses so oft bei nur eingebildeten Verdiensten großer Papierhelden und kleiner Spiritusbesitzer so widerlich plump hervordrängt. Seine Sache ist für Schliemann Herzenssache, und wer wollte ihm das nach solchen Opfern und solchen Resultaten auch verdenken? Die Wissenschaft allerdings hat nur mit dem Verstande zu thun, aber wir wollen uns doch eher freuen, nicht wissenschaftlich und verstandeskühl, nein, menschlich und herzlich freuen, wenn bei großen Entdeckern das Spectrum auch recht breite und volle Streifen derjenigen Flüssigkeit zeigt, die „ein ganz besonderer Saft" ist. Die kleinen Scheidekünstler kommen ja früh genug, um das „Ueberflüssige und Ueberschüssige" wegzuätzen! Es ist nicht zu leugnen, daß Schliemann mit ganz bestimmten, sehr subjectiven Voraussetzungen an seine Arbeit geht, aber seine Ehrlichkeit ist mindestens ebenso groß wie sein Findeifer, und das will viel sagen. Seinen Angaben ist unbedingt zu trauen; seinen Schlüssen gegenüber muß man vorsichtiger sein. Wäre krankhafte Eitelkeit, wäre Größenwahn und Uebertreibung mit im Spiele, so würde sich ein Gelehrter wie Virchow nicht zum Genossen und Gewährsmann des Entdeckers brauchen lassen. Schliemann ist der Belehrung nicht unzugänglich, er hat schon vieles ehrlich preisgegeben, was er früher zuversichtlich behauptet hatte; wir werden in manchem, ohne daß es immer ausdrücklich gesagt wird, die Mahnung oder den Einfluß seines wissenschaftlichen Freundes und Mitforschers zu erkennen haben.

Mit seinen wissenschaftlichen Gegnern geht Schliemann sehr glimpflich um, obschon in seiner neuesten Publication ein Ton stärkern Selbstgefühls anklingt; doch dieses Selbstgefühl ist das Product jahrelanger erfolgreichster Praxis, welches sich gegen die Einwände blos theoretischer Schulung sträubt. Man darf nicht vergessen, daß bei einem Autodidakten von glücklichen Anlagen, wie sie Schliemann besitzt, der praktische Blick und die Routine eine gewisse instinctive Sicherheit gewonnen haben, welche in dem oder jenem Falle wol auch der größern schulmäßigen Gelehrsamkeit die Wage halten kann.

Wenn aber Schliemann erklärt, er habe die Wissenschaft bereichert durch Aufdeckung einiger interessanten Seiten aus der Geschichte des hellenischen Volks, so ist dies — die Richtigkeit des weiten Begriffs „hellenisches Volk" einstweilen zugegeben — ganz entschieden und in ausgedehntem Maße der Fall; das müssen selbst diejenigen zugeben, welche auf einer ganz andern skeptischen Warte stehen als der homer- und trojagläubige Schliemann, und die oben auf dem Hügel von Hissarlik die Fern- und Rundsicht wol kühler auf sich würden einwirken lassen als der Verfasser von „Ilios" und „Troja", der die homerischen Schilderungen noch immer innerhalb eines genauen topographischen Fachwerks glaubt aufnehmen und die Erscheinungen auf der Ebene vor ihm und auf dem Boden unter und neben ihm mit dem Zauber von Schaufel und Hacke wähnt vom Todesschlaf erwecken und vor sein Auge bannen zu können. Vor sein leibliches und vor sein geistiges. Denn ist er auch bis auf einen gewissen Grad abgekommen von seinem Realismus in Bezug auf einzelne Localitäten der „wiedergefundenen" Stadt oder Feste, als da sind Palast und Schatzkammer des Priamus, so hat für ihn die Schilderung Homer's, nicht blos was die belagerte Stadt und deren Stätte, sondern auch was die handelnden und dabei betheiligten Personen betrifft, noch jetzt geschichtliche Wirklichkeit, und zwischen dem Vorgebirge Rhoiteion und dem untern Laufe des Skamandros haben sich, nach seiner Auffassung, wirklich und thatsächlich diejenigen Kämpfe abgewickelt, welche der große Schlachtenmaler Homer in epischer Breite und Anschaulichkeit beschreibt; trojanische und achäische Streitwagen haben sich da jahrelang getummelt, die Waffen von Belagerern und Belagerten geklirrt, wahrscheinlich zehn Jahre lang; ob auch unter Agamemnon, Menelaos, und wie die sonstigen Heerführer hießen, einerseits, unter den Priamiden andererseits? Es wird zwar in der neuen Publication nicht mehr ausdrücklich behauptet, kann aber bei dem stricten Festhalten an topographischen Einzelheiten, wie dem Skaischen Thor, das allerdings jetzt eine andere Stelle erhalten hat, so ziemlich zwischen den Zeilen gelesen werden. Aber das, sowie der Umstand, daß Schliemann bei seiner fünfmonatlichen letzten Campagne auf trojanischem Gebiet einzelne seiner frühern Aufstellungen modificirt hat — die namhaftesten Abweichungen sind wol die, daß sein Troja jetzt nicht mehr die drittunterste Schicht in dem siebenfach abgestuften Trümmerkegel von Hissarlik bildet, sondern um eine Stufe heruntergerückt worden ist, und, noch bedeutender, die Annahme einer umfangreichen Unterstadt, welche sich in östlicher, südlicher und westlicher Richtung auf der Baustätte des spätern Ilion ausdehnte und zu der die früher von Schliemann für das trojanische Ilion gehaltene Stätte nur die Akropolis bildete — alles das mag dem Skeptiker noch so fraglich, ja noch so unwichtig erscheinen: er muß doch zugeben, daß Schliemann's Leistungen oder, wenn er will, Funde für die Archäologie, diese im weitesten Sinne gefaßt, epochemachend sind. Schliemann selber stellt als Resultate seiner neuesten Ausgrabungen Folgendes auf: er habe bewiesen, „daß es im fernen Alterthum in der Ebene von Troja eine große Stadt gab, die einst in einer furchtbaren Katastrophe zerstört wurde, daß diese Stadt auf dem Hügel Hissarlik nur ihre Akropolis mit den Tempeln und wenigen andern großen Gebäuden hatte, während sich die Unterstadt in östlicher, südlicher und westlicher Richtung ausdehnte, und daß diese Stadt folglich vollkommen der homerischen Beschreibung der heiligen Ilios entspricht". Ferner habe er wiederum die Ansprüche der kleinen befestigten Stadt auf dem Bali Dagh hinter Bunarbaschi, die Baustelle von Troja zu sein, vernichtet, indem „sie aus viel späterer Zeit stammt und schon deshalb nicht Troja sein kann, weil sie von der auf einem hohen steilen Felsen auf dem andern Ufer des Skamander gelegenen, jetzt Eski-Hissarlik genannten befestigten Stadt, von der sie nur wenige hundert Schritte entfernt und mit der sie gleichzeitig und als Schlüssel des durch das Skamanderthal führenden Wegs erbaut ist, nicht getrennt werden kann" u. s. w. Das ist richtig, bis auf die Behauptung, daß die Stadt auf und um Hissarlik der homerischen Schilderung der heiligen Ilios vollkommen entspreche. Nur so viel mag man gelten lassen, daß, wenn irgendeine Stelle der Landschaft Troas, diese das meiste Anrecht hat, als Baustelle des alten Ilion zu gelten. Uebrigens gebührt das Verdienst, dieses Verhältniß zwischen den rivalisirenden in Betracht kommenden Stellen wissenschaftlich untersucht und Hissarlik den Vorrang vindicirt zu haben, zunächst nicht Schliemann, sondern von Eckenbrecher. Die Bunarbaschi-Theorie hat aber erst durch Schliemann's praktisch angestellte Revision den eigentlichen Todesstoß erhalten. Auch mit der Autorität des Demetrius von Skepsis, welcher, sei es aus patriotischen oder aus welchen andern Gründen, dem sogenannten „Dorf der Ilier" den Ruhm zuwenden wollte, die Stätte des homerischen Ilion zu sein, und die Ebene von Neu-Ilion, worauf Schliemann das alte verlegt, erst nach dem Trojanischen Krieg angeschwemmt sein ließ, wird es jetzt wol vorbei sein, obwol er noch in neuester Zeit in England und in Deutschland gelehrte Vertheidiger gefunden hat. Aber in beiden Ländern hat auch Schliemann gelehrten Succurs für seine Bekämpfung der genannten Autorität erhalten; auch jetzt wieder haben zwei englische Professoren, Mahaffy und Sayce, zu der Publication Schliemann's beigesteuert.

Beide stehen auf dem Standpunkte Schliemann's, und nicht blos in dieser Frage. Der erstgenannte Gelehrte meint: „Da es in der Troas keinen andern Ort gibt, der auch nur die allergeringsten Beweisgründe (nämlich ein zu heroischen und vorhistorischen Zeiten bewohnter Ort gewesen zu sein) aufzuweisen im Stande wäre, so ist die Thatsache, daß Troja und Ilion (nämlich das sogenannte Neu-Ilion) eine und dieselbe Baustätte hatten, so bestimmt festgestellt, als irgendetwas in der alten Geschichte." Dieser Schluß schießt, wie bei Schliemann, über das Ziel hinaus, weil er einen sehr möglichen Factor nicht in Rechnung bringt. Oder muß denn wirklich diese „verbrannte Stadt" mit ihrem unzweifelhaften Reichthum, der auf eine hervorragende Stellung, auf Macht und Ansehen ihrer Bürger und gewiß auch eines hier ansässigen Fürstenhauses deutet, das Ilion der Sage gewesen sein? Könnte nicht dieses Ilion der Sage ein Sammelpunkt, ein Collectivbegriff sein, der alle jene an der Küste Kleinasiens hin- und herwogenden Kämpfe zusammenfaßte? Brauchte nicht das Epos, wenn es sich überhaupt des Stoffs bemächtigen wollte, eines solchen einheitlichen Centralpunktes? Wer sich, wie z. B. Referent, diese Ansicht schon früher gebildet hat, wird in den neuen Resultaten Schliemann's auch nicht die mindeste Veranlassung finden, sich zu einer andern zu bekehren. So viel ist gewiß, daß es ein vergebliches Beginnen ist, das homerische Ilion sammt Umgebung bis herunter zum griechischen Schiffslager topographisch genau construiren zu wollen, und zwar darum, weil es kein einheitliches homerisches Ilion gibt. Man müßte es erst aus den ursprünglichsten und ältesten Partien des Textes heraus wieder zusammensetzen können — und gesetzt auch, dies wäre jetzt noch möglich, so würde sich selbst dann noch fragen, ob dieses älteste *poetische* Ilion dem wirklichen entsprochen habe oder entsprechen mußte. Daß dieses letztere unbedingt zu verneinen ist, lehrt nicht blos die Theorie, welche den Epikern von jeher freie Hand in solchen Dingen gegeben hat, sondern auch die sehr naheliegende in der Odyssee beobachtete Praxis. Es ist jetzt thatsächlich festgestellt, daß das Ithaka der Wirklichkeit dem homerischen nicht etwa nur in vielen Beziehungen unähnlich ist, sondern in den wichtigsten grundlegenden Zügen seiner Physiognomie ihm widerspricht. Warum will man sich also immer und immer wieder mit dem vergeblichen Versuch quälen, die topographischen Widersprüche und Unebenheiten des homerischen Ilion, welche nun einmal unleugbar vorhanden sind, zu beseitigen und zu ebnen? Jede topographische Karte der Troas, welche sich auf Homer stützt, muß ungenau ausfallen, sie mag so genau gezeichnet und so sorgfältig ausgeführt sein als sie will, z. B. die Schliemann'sche; und da wir für jene Zeit, wo Homer oder die Homere lebten, keine andern Gewährsmänner als eben diese Dichter haben, so wird man einfach von dem Versuch abstehen müssen. Man construire einmal Worms und Umgebung oder irgendeine andere Landschaft in den „Nibelungen" nach diesem Gedicht selber.

Suchen wir vorerst in der neuen Gabe Schliemann's uns rasch über das zu orientiren, was fremde Hände beigesteuert haben, so finden wir als Anhang: Abhandlungen von *Virchow* (über „die auf Hissarlik gesammelten Knochen" und über den „Beginn griechischer Ansiedelung auf Hissarlik"), von *K. Blind* („Der Troer und Thraker germanische Verwandtschaft" und „Alttrojanische Gräber und Schädel") und von *Mahaffy* („Die Baustelle und das Alter des hellenischen Ilion") und „Meteorologische Beobachtungen". Während nun Virchow vorsichtig einzelne naturgeschichtliche Beobachtungen mittheilt, ohne weittragende Schlüsse daraus zu ziehen, hat Blind letzteres Wagniß auf seine Schultern genommen und spricht ohne alle Reserve das große Wort gelassen aus, daß die Thraker, das große Volk, das sowol über Osteuropa als über Kleinasien unter vielen Stammesnamen, wie Phryger, Lyder, Myser, Bithyner u. s. w. verbreitet war, von germanischer Verwandtschaft gewesen sei, letztere vermittelt durch die getische und gothische. Da nun K. Blind auch sicher ist, daß das Thrakervolk auch die Unterschicht der troischen oder teukrischen Bevölkerung bildet, so können wir Germanen den trojanischen Helden getrost die Bruderhand reichen; wir sind Eines Stammes mit ihnen; Hektor und Aeneas sind so urdeutsche Recken wie Beowulf oder Siegfried, und schade, daß das homerische Lied von der Helena (wir meinen die „Ilias") von einem Griechen, eben Homer, gesungen worden ist und keinen unserer trojanischen Vorfahren zum Dichter hat; denn wie natürlich würden sich dann die „Nibelungen" als der Abglanz der „Ilias" herausstellen, gleichsam als die zweite Bearbeitung jenes im Blut und Munde des Volks lebenden tiefsinnigen Gedankens von dem „schönin wîp, darumbe muoßten dégene verlazen viele den lîp!" Und diese ethnologische Hypothese — oder vielmehr diese, wie Blind meint, „des klarsten Beweises fähige" Thatsache, daß „die Trojaner ursprünglich einen Zweig des Germanenthums darstellten" — wird nun auch etymologisch gestützt. Nicht nur sind die Phryger inhaltlich, d. h. der Wortbedeutung nach, gleich den „Franken", also „freie Männer", sondern auch der Form nach, indem die „Phryger" durch einige in der etymologischen Praxis nicht mehr ungewöhnliche Lautaffectionen hindurch sich in die „Franken" verwandeln; ja auch die Thraker entpuppen sich etymologisch als Franken, sodaß die Gleichung nun lautet Thrax=Phryg=Frank. Diese „blauäugigen, rothhaarigen Thraker" aber werden, nach Blind, von den griechischen Schriftstellern mit „kriegerischen, tonkünstlerischen, bacchischen und philosophischen Zügen ausgestattet, welche stark auf das germanische Geschlecht weisen". Und „gibt es nicht unter den thrakischen Namen viele Dolch- und Speernamen, Sig- (Sieges-), As- (Götter-), Teut- (Volks-) Namen, wie sie bei germanischen Kriegern gebräuchlich waren?" Ist nicht auch nach Professor Haug's vollwichtiger Autorität „Sigo höchst wahrscheinlich ein Eigenname oder eine Gottheit in Troja gewesen", und kehrt dieser Name im Deutschen nicht in zahlreichen Zusammensetzungen (Sigfrid, Sigelind u. s. w.) wieder?

Der Leser dieser Zeilen wird trotz der Zuversicht Blind's gerade über diese Zuversicht staunen, der Leser des Buchs dagegen ist bereits durch die Vorrede von Prof. Sayce in diese Vorhallen des Staunens eingeführt worden, sodaß der erste entscheidende Schritt schon gethan ist. Diese Vorrede nämlich verbreitet sich beiläufig und gelegentlich über die wichtigsten, aber auch dunkelsten ethnographischen Probleme, zu welchen allerdings Schliemann's Entdeckungen neue Anregungen gegeben haben. Man wird zwar etwas stutzig über die Kritik des englischen Forschers, wenn man ihn behaupten hört, daß jetzt „die Helden der «Ilias» und der «Odyssee» für uns Männer mit Fleisch und Blut geworden sind"; denn mag es auch sein, daß „neben einer der von Schliemann auf Hissarlik gefundenen Nephritäxte selbst die «Ilias» nur ein Ding von gestern" ist, so darf Sayce sicher sein, daß darum die Gestalten der „Ilias" (ein Agamemnon, eine Helena, ein Achilleus) nicht vom gestrigen Gepräge sind und sich vielleicht neben jenen Nephritica dürfen sehen lassen; aber man weiß, daß die Engländer trotz Bentley, Gibbon und Grote in gewissen Fragen nicht blos religiöser, sondern auch wissenschaftlicher Natur zäh am Bisherigen halten; man möchte sagen: da wo es Persönlichkeiten zu retten gibt, da sind sie treu und voller Pietät; gilt es aber, ganze Völker aus ihrer bisher behaupteten Stellung und Umgebung zu rücken, so sind sie gern dabei. Und so weiß denn auch Sayce, daß die Erbauer von Troja Thraker gewesen, und daß diese Thraker aus Europa herübergekommen sind, und zwar ergibt sich ihm diese Schlußfolgerung (der auch Schliemann huldigt) mit Nothwendigkeit aus dem Umstande, daß die Topfwaare von Hissarlik, vollkommen verschieden von irgendeiner andern sonst, nur identisch ist mit der im Tumulus des sogenannten Protesilaus gefundenen; dieser Tumulus aber liegt auf dem europäischen Festlande. Diese Gleichheit zu prüfen, ist nun zunächst Sache der prähistorischen Archäologie, und gewiß, die ebengenannte Wissenschaft verdankt, wie Sayce richtig bemerkt, den Schliemann'schen Entdeckungen sehr viel — jedenfalls viel mehr als die griechische Geschichte, deren Bereicherung Sayce auf die gleiche Linie stellt; aber daß sich aus den Prämissen der genannten Wissenschaft die Schlußfolgerung auf das Verhältniß zwischen Thrakern und Trojanern, respective auf deren Identität und ihre europäische Herkunft mit Nothwendigkeit ergebe, ist eine starke Zumuthung an einen nüchternen Leser. Sind aber wirklich die Trojaner nichts anderes als ein Zweig des großen thrakischen Volks, d. h. will man absolut wissen, was zur Zeit noch nicht gewußt werden kann, warum sollen sie dann einen Dialekt sprechen, welcher den Dialekten Thrakiens und Phrygiens nur sehr ähnlich war? Warum sprachen sie nicht gleich thrakisch? Die Hyperweisheit geberdet sich hier mit einer Zuversicht, als ob jeder Zweifel ein Frevel wäre. Und ein Frevel ist doch wol das Gegentheil, d. h. der Glaube an solche völlig unverbürgte Weisheit, welche auf der einen Seite mit uraltem Sagen- und Mythenstoff liebäugelt, als ob er blanke historische Wirklichkeit wäre, auf der andern Seite aus dem Nichts heraus das Allerneueste construirt.

Zu dieser Sorte von Wissenssucht scheint es auch zu gehören, wenn man glaubt, mit den paar Wörtern, welche uns einstweilen von der alten Sprache der Phrygier übriggeblieben sind, den Beweis führen zu können, daß diese „eine mittlere Stelle zwischen Griechisch und Letto-slawisch eingenommen habe"! Griechisch — das wird allerdings nicht zu leugnen sein, aber letto-slawisch, das kann gewiß kein nüchterner Sprachforscher behaupten, und auch ein Nichtsprachvergleicher darf sich vielleicht bei dem heutigen Stande der Frage die Ansicht erlauben, daß eine apodiktische Entscheidung dermalen noch nicht möglich sei. Es ist zwar auch schon von andern Sprachforschern, z. B. Lottner, der Versuch gemacht worden, dem Phrygervolke seine ganz bestimmte Stellung im Stammbaume der indogermanischen Sprachfamilien anzuweisen (als Helleno-Phrygern), aber gerade die Uneinigkeit competenter Fachmänner in dieser Frage beweist, daß sie eben noch nicht spruchreif ist. Wenn man sich also mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit begnügt, z. B. mit der Annahme, daß die phrygische Sprache am meisten Verwandtschaft zeige mit der armenischen, so wollen wir uns dies gefallen lassen; auch wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn das im „Avesta" vorkommende Wort bagha (= Gott) zusammengestellt wird mit dem phrygischen Namen Bagaios für Zeus: aber wenn dann wieder andere Spuren mehr auf griechische Aehnlichkeit anklingen, so ist es doch bei den jetzigen Mitteln gewiß nicht gerathen, die eine oder die andere Art oder Sprache feststellen zu wollen. Sicher ist, daß die einhellige Meinung des Alterthums das Volk der Phryger aus Europa eingewandert und ursprünglich den Thrakern stammverwandt sein ließ (wie allerdings auch den Armeniern), allein die dürftigen Ueberreste der thrakischen Sprache reichen nicht hin, um über die nähere verwandtschaftliche Stellung derselben innerhalb des indogermanischen Sprachstammes irgendetwas mit Sicherheit zu ermitteln, und wir vermissen sogar, trotz der bestätigenden Angaben aus dem Alterthum und trotz der Gläubigkeit vieler Sprachgelehrten, irgendwelchen Beweis für jene Einwanderung aus Europa nach Kleinasien, freilich auch den Beweis für das Gegentheil.

Auch die Rolle, welche der englische Gelehrte in den Ueberbleibseln aus Hissarlik dem bisher räthselhaften Stamme der Hittiten zuschreibt, ist, soviel wir sehen, nicht so bedeutend, wie er die Sache darstellt. Das nämlich, was Schliemann und Virchow, auch, wie es scheint, die beiden von Schliemann zugezogenen deutschen Architekten, die zweite Stadt auf Hissarlik nennen — das homerische Ilion — wird gekennzeichnet durch Topfwaaren eigenthümlicher Art, durch den Gebrauch steinerner und bronzener Werkzeuge sowie durch die Abwesenheit aller solcher Gegenstände, wie Münzen oder Inschriften, welche die historische Zeit charakterisiren; phönizische Spuren sind keine zu entdecken und „die Gegenstände aus ägyptischem Porzellan

und orientalischem Elfenbein müssen durch andere Hände als phönizische dahin gebracht worden sein" (ganz anders als in Mykene!), „Ilion muß zerstört worden sein, ehe die geschäftigen Händler aus Kanaan die Ufer der Troas besucht hatten". Den Beweis für dieses apodiktische „muß" vermissen wir; da nun aber, so argumentirt Sayce weiter, auch der Einfluß assyrischer Kunst in den Trümmern von Hissarlik nicht wahrgenommen wird und nichtsdestoweniger ein großer Theil der dortigen Alterthümer weder einheimischer Arbeit noch europäischer Importation angehört, so müssen es die Hittiten gewesen sein, die hier ihre Fußspuren so unverkennbar eingedrückt haben. Von diesen Hittiten mit ihren Hieroglyphen, ihren Denkmälern uralter „archaisch-babylonischer" Kunst, ihren Amazonen ist in neuerer Zeit viel die Rede; auch Sayce hat sie zum Gegenstand eines besondern Studiums gemacht. Es kann nicht anders sein: das Zeichen des Swastika (卐), das Schliemann auf Hissarlik an einer bleiernen Götterfigur vorfand, die eulenköpfigen, eben dort in Masse ausgegrabenen Vasen, wobei die Eule nichts anderes als eine rohe zoomorphische Darstellung der Göttin ist, und diese Göttin selber mit Namen Atê bei den Trojanern, Athi bei den Hittiten: alles das ist hittitischen Ursprungs, und „wir haben es den Ausgrabungen Schliemann's zu verdanken, daß wir jetzt den artistischen Typus der alten chaldäischen Göttin auffinden können, wie er von Babylon nach Karchemisch (einer Hauptstadt des Hittitenreichs) und von dort nach der Troas und dem Peloponnes gewandert ist". Wenn die alte chaldäische Göttin wirklich Athi geheißen hat und identisch ist mit dem Eulenidol, so stellt sich bei jedem der Gedanke an die eulenäugige Göttin Athene bei Homer so unwillkürlich, so von selber ein, daß es gerade so unkritisch wäre, ihn abzuweisen, als es verwegen ist, alles, was man sonst nicht unterzubringen weiß, auf die Hittiten abzuladen. Es scheint hier auch jetzt noch die äußerste Reserve geboten zu sein. Sayce behauptet unter anderm, an Denkmälern sei der „Stiefel mit hervorragender Spitze" (d. h. doch wol der Schnabelschuh?) das sicherste Zeichen hittitischer und asianischer Skulpturen. Aber diese Schnabelschuhe finden sich nicht blos in Kleinasien vom Harpyienmonument aufwärts bis zu den Felsreliefs Kappadociens, sondern auch bei der römisch-nationalen Juno Lanuvina, wie überhaupt bei Frauen. Sind diese wol auch hittitischen Ursprungs? Vielleicht durch die Etrusker vermittelt, welchen A. Milchhöfer in seinem schönen Buche „Die Anfänge der Kunst in Griechenland" eine so wichtige Rolle als Vermittlern zwischen dem Osten und dem Westen zuweist? Das sind Fragen, auf die wir noch keine Antwort wissen, wie denn überhaupt nicht blos die Ausgrabungen Schliemann's in Mykenae und in der Troas, sondern auch die neuern Funde in Kleinasien und im Orient überhaupt, soweit sie sich auf ältere und älteste Zeit erstrecken, weit mehr Räthsel aufgestellt als Lösungen gebracht haben.

Zu diesen Räthseln zu gehören, müssen sich einstweilen auch die Hittiter (Hethiter oder Chetiter) gefallen lassen. Ja wenn man den Schlüssel zu ihren Inschriften hätte, die sich in Aleppo, in Hamah und weiter östlich in Dscherabis am Euphrat (Karchemisch) und sonst gefunden haben (z. B. die des Pseudo-Sesostris bei Karabel, welcher mit ägyptischer Kunst nichts zu thun hat, um so mehr aber mit altasiatischer); wenn irgendeine bilingue Inschrift zum Vorschein käme, mit deren Hülfe man diese nicht ägyptischen Hieroglyphen entziffern könnte, wie dies mit den Keilinschriften, den ägyptischen Hieroglyphen und der cyprischen Schrift der Fall war! Blos so viel ist bisher aus der Form der Eigennamen zu schließen, daß die Sprache keine semitische war; möglich, daß das Volk der alten kanaanitischen Bevölkerung angehörte, welche von den zehn Stämmen verdrängt wurde. Ihre Hauptgottheiten sind übrigens nach den ägyptischen Inschriften Sutech (d. h. Baal) und Astarte (Astargatis), und sollten wirklich, was aber nicht erwiesen ist, jene massenhaften Eulenidole aus dem Boden von Hissarlik diese Göttin vorstellen, so wäre speciell erst noch nichts für den Einfluß dieser Hethiter auf die Landschaft Troas bewiesen, da der Dienst der besagten Gottheit beinahe über den ganzen Orient in zahlreichen Spielarten verbreitet war; bewiesen ist auch nichts für die ursprüngliche Identität der „eulenäugigen" Pallas Athene mit der Eulengöttin von Troas, aber sie ist im hohen Grade wahrscheinlich gemacht; die große Königsstraße Kleinasiens scheint auch hier zwischen dem Osten und Griechenland vermittelt zu haben. Alles in allem, will man ehrlich sein, so muß man gestehen: was in den ungeheuern Schuttmassen von Hissarlik (18 Meter Tiefe!) gefunden wurde, harrt noch, mit alleiniger Ausnahme der Funde in der obersten Schicht, seiner cultur- und kunsthistorischen Verwerthung; es steht hier nicht besser als in Mykenae trotz der analogen Funde, die vorher und seither in andern weit entfernten Gegenden gemacht worden sind. Die Hissarlik-Cultur findet bis heute ihre entschiedenste, oft überraschendste Aehnlichkeit in den Ueberresten der uralten Ansiedelungen Mitteleuropas (Siebenbürgen, Ungarn, Schweiz) sowie Oberitaliens; diese Thatsache haben die frühern Ausgrabungen Schliemann's zur Evidenz gebracht, und die neueste hat sie nicht alterirt. Hat auch dort, in Mitteleuropa, Kleinasien vermittelt? Oder hat ein anthropologisches Gesetz gleichartige Anfänge hervorgebracht? Diese wichtigste aller Fragen kehrt auch in der vergleichenden Mythologie wieder und ist Frage geblieben. Sicher aber ist, daß auch durch die neuesten Funde Schliemann's für Homer oder die Kunde der homerischen Zeit, einerlei wie man sich auch zur sogenannten homerischen Frage verhält, nichts gewonnen worden ist: das Culturbild, das Homer entwirft, hat mit dem aus Hissarlik-Troja widergespiegelten keine Aehnlichkeit und kann keine haben.

Was nun die sieben Schichten von Ansiedelungen betrifft, so genügt es, hier anzuführen, daß von competenter Seite Zweifel geäußert worden sind, ob sich diese „Bewohnungsspuren" zeitlich und räumlich so bestimmt ab-

sondern lassen. Schliemann hat jeder derselben einen besondern Abschnitt gewidmet; jedenfalls bietet, was oberhalb der zweiten Schicht liegt bis hinein in die oberste historische (Neu-Ilion), weit weniger Interessantes als die baulichen und technischen Ueberreste jener zweiten Lage, die natürlich auch in Schliemann's neuem Werk den weitesten Raum einnimmt. Für die Identität derselben mit dem homerischen Ilion hat jetzt Schliemann durch Annahme und theilweise Bloßlegung einer „Unterstadt" zu der Akropolis mehr Wahrscheinlichkeit gewonnen als in der frühern Publication, wo er den ganzen Raum, den Ilion eingenommen haben sollte, auf den der Akropolis beschränkte. Wäre letzteres richtig, meint er jetzt, so „wäre der ganze Trojanische Krieg mit seiner zehnjährigen Belagerung entweder erfunden, oder er hätte eine winzig geringe Grundlage gehabt". Wenn wirklich, was aber nicht feststeht, in dem bekannten ägyptischen Gedicht des Pentaur, das, aus dem 14. vorchristlichen Jahrhundert stammend, auf dem Papyrus Sallier uns erhalten ist, das Volk von Iluna das von Ilion ist, so darf man auch an eine ordentliche Hauptstadt denken. Neben dieser Stadt bildet dann die Schilderung der obersten, des sogenannten Neu-Ilion, mit ihren Ruinen und Alterthümern (Kunstgegenständen, Inschriften, Münzen) einen Hauptabschnitt in Schliemann's Werk. Aber auch die Heroenhügel in näherer und weiterer Entfernung von Ilion hat Schliemann durchforscht, ohne indessen auf bedeutenden Inhalt zu stoßen. Nur der sogenannte Protesilaoshügel auf europäischem Festlande (dem thrakischen Chersonnes), dessen vollständige Untersuchung durch das Verbot türkischer Machthaber verhindert wurde, gewährte insofern eine interessante Ausbeute, als die sämmtliche aufgefundene Topfwaare „ganz bestimmt identisch" ist mit der Topfwaare der ersten Ansiedelung auf Hissarlik, welcher Umstand das prähistorische Volk, das dort lebte, derselben Culturstufe, ja derselben Rasse zuweist. Schliemann glaubt sogar „mit größter Wahrscheinlichkeit" weiter schließen zu dürfen, daß die ersten Ansiedler von Troja aus Europa kamen und nicht aus Asien. In der ersten Schicht sind nun vor allem der Zahl nach merkwürdig die vielen Tausende von sogenannten Spinnwirteln — im ganzen sind deren über 20000 aufgefunden worden —, deren Bedeutung freilich nicht klar ist. Um nur zu Spinnzwecken gedient zu haben, dazu ist ihre Zahl zu groß. Waren es etwa Votivgaben, ähnlich wie die Idole aus Thon, Marmor und Elfenbein? Bedeutungsvoll durch ihre Analogie sind dann in der ersten Schicht die rohen Steinhämmer, welche denen in der Emilia, aber auch in Chaldäa gefundenen ganz ähnlich sein sollen; noch merkwürdiger freilich sind die kleinen Terracottalöffel der zweiten Schicht, und zwar gleichfalls wegen ihrer Aehnlichkeit mit Funden aus der Emilia und aus schweizerischen Pfahlbauten; als fernere Analogie kommt noch hinzu, daß sämmtliche trojanische Töpferwaare ganz wie die der Emilia nur eingeschnittene, niemals gemalte Verzierungen zeigt. Auch die geflügelten Eulenvasen haben mit den Hunderten von gehörnten und geflügelten Idolen, die in Mykenae und Tiryns zum Vorschein kamen, „große Aehnlichkeit", und die massenhaften durchbohrten Thoncylinder waren, wie die Funde zeigen, auch einmal in der Emilia zu Hause. Was soll man aber erst sagen, wenn sich das oben angeführte Swastikazeichen auch auf uralten Reliquien des neuen Welttheils, in Mexico, Yucatan und Paraguay zeigen soll? Hier wird es doch auch Schliemann kaum als den Blitz, d. h. das Emblem des höchsten arischen Gottes (Djaus, Zeus), deuten wollen, wofür er es auf den „hittitischen Cylindern" erklärt; die Hittiten also Arier. Hier müßte, bevor man sich auch nur eine Vermuthung erlauben darf, vor allem noch etwas zugesehen werden, denn das archäologische Auge ist oft ein wenig ungenau und mehr dem Willen als dem Verstande unterthan.

Dagegen ist folgende Analogie von vorn herein glaublicher. Es finden sich sowol in der zweiten Schicht als auch darüber Mauern — dort sind es z. B. die Festungsmauern von gewaltiger Dicke — aus Ziegeln gebaut, die von einzelnen Kanälen durchzogen sind; diese Kanäle waren mit Holzstämmen ausgefüllt; um die Mauer wurde dann noch zu beiden Seiten Holz angehäuft und angezündet; der Luftzug in den Kanälen und das darin befindliche Brennmaterial vermehrte natürlich die Intensität der Glut, wodurch die ganze Ziegelmasse gebrannt wurde. Ganz ähnlich soll auch im Tempel der „sieben Himmelslichter" des Nebukadnezar eine aus Ziegeln bestehende Etage erst nach ihrer Errichtung durch ungeheuere Glut zu einer blauen Schlackenmasse verglast worden sein. Was aber noch merkwürdiger ist, in Amerika, an einem Ort nahe bei Milwaukee, wurde eine Mauer von gewaltigem Umfang entdeckt, die gleichfalls erst nach ihrem Aufbau (aus Lehmklumpen und Prairiegras) durch Glut, wie Ziegel, gebrannt wurde, oder wenigstens eine dicke gebrannte Kruste bekam. In Troja findet sich diese eigenthümliche Art des Ziegelbrennens auch bei zwei Gebäuden, die, nach allem zu schließen, Tempel gewesen sind. Diese waren nur durch einen schmalen Corridor getrennt, und bestanden aus Vorhalle und Hauptsaal, letzterer 20 Meter lang und halb so breit. Das Merkwürdigste an ihnen sind die vertical stehenden Holzpfosten vorn, an den Stirnflächen der Längswände; man sieht hier deutlich das Urbild der Antae des spätern griechischen Tempels, die nur noch einen künstlerischen Zweck erfüllen, während sie in Troja noch eine constructive Bedeutung haben. Für die Archäologie ist diese Entdeckung der Antae (Parastaden) in ihrer Originalform von hohem Interesse. Nur wäre zu wünschen, daß Schliemann sich deutlicher über die Holzspuren ausgedrückt, respective erklärt hätte, wie es bei dem großen Brande, dessen Wirkungen er auf jedem Schritte wahrnimmt und als wahrhaft verheerend schildert, möglich war, noch dergleichen zu finden. Auch sehen wir nicht recht ein, nach welchem Kriterium man bestimmen will, daß Ziegelmauern erst nach vollendetem Bau en bloc gebrannt worden seien, besonders wenn später eine zweite nicht gewollte und allgemeine

Feuersbrunst hinzukam. Da indeß die beiden Architekten ad latus der Berichterstatter, von denen der eine, Dörpfeld, sich auf der Fundstätte von Olympia bereits einen Namen gemacht hat, kein Veto gegen die Schliemann'sche Behauptung einlegen, so muß diese wol begründet sein.

Wenn man Abschied nimmt von dem (auch äußerlich schönen) Buche, zu dessen Glanz Verfasser, Verleger und Illustrator jeder das Seinige beigetragen haben, sodaß es mit der gleichzeitig erschienenen englischen Ausgabe um den Rang streiten kann, so wird man sich sagen müssen: der Schlüssel zu Homer und seinem „Ilion" liegt nicht unter der Erde; wenn er je gefunden wird — was nicht eben wahrscheinlich —, so hat er gewiß in der Seele des Menschen oder des Volks gelegen, also nicht in der Archäologie, sondern in der Psychologie.

J. Mähly.

Erzählungen und vermischte Schriften.

1. Degen und Palette. Roman aus Baierns Vergangenheit von Egbert Carlssen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1883. 8. 3 M. 75 Pf.

Von einem historischen Romane verlangt man historische Wahrscheinlichkeit, d. h. die geschilderten Charaktere und Verhältnisse müssen den Zuständen entsprechen, die in jener Zeit bestanden, in welche die Handlung verlegt ist. Der moderne Realismus geht noch weiter, er läßt die auftretenden Personen auch in alterthümlicher Redeweise sprechen, der historische Local- und Zeitton soll möglichst getreu wiedergegeben werden. Wenn wir nun auch nicht diesen strengen Maßstab der neuen archaistischen Richtung anlegen, sondern nur von dem im ersten Satze dargelegten Standpunkte ausgehen, entspricht der Roman „Degen und Palette" nicht jener unerläßlichen Forderung. Man empfängt den Eindruck, als ob moderne Menschen sprächen und handelten; es ist beiläufig so, wie wenn eine Historie Shakspeare's von Schauspielern in modernen Salonkleidern gespielt würde. Die ganze Handlung würde gewiß auch viel besser in eine neuere Zeit passen als in das Jahr 1703; die thatsächlichen geschichtlichen Vorgänge stehen nur in äußerlichen Beziehungen zu den Personen, ohne deren Charakterentwickelung wesentlich zu berühren. Die Wechselwirkung zwischen Zeitverhältnissen und Charakteren soll in einem historischen Roman zum Ausdruck gelangen. In dem vorliegenden Romane könnten aber z. B. die Figuren der beiden Maler mit ihren Reden, Anschauungen u. s. w. unverändert in eine Erzählung herübergenommen werden, die in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts spielt. An dieser innern Unwahrheit krankt der Roman, den wir nur in die Kategorie der bessern Leihbibliothekromane einreihen können.

2. Bella's Blaubuch. Geschichte einer häßlichen Frau, von Marie Calm. Leipzig, Schulze u. Comp. 1883. 8. 4 M.

Fräulein Bella ist reich, sehr gebildet, vollkommen unabhängig und steht allein in der Welt. Sie ist jedoch häßlich und weiß dies. In ihrer ersten Jugendzeit hatte es sie gekränkt, daß die Welt, insbesondere die Männerwelt, der Schönheit, auch wenn sie mit Dummheit gepaart ist, den Vorzug gibt vor der Bildung des Geistes und Herzens, die in einer häßlichen Hülle wohnt. Jetzt denkt sie kühler darüber; sie weist allen Bewerbern die Thür, weil dieselben ja doch nur auf ihr Geld speculiren. Zu den Abgewiesenen gehört auch der Journalist Dr. Ranzoff, der sich auf den Geistreichen hinausspielt, jedoch charakterlos ist. Dr. Ranzoff brütet Rache, geht hin und erzählt einem jungen Diplomaten, der Frauen zu besiegen versteht, von einer unbesiegbaren Kokette; der Diplomat, Feodor von Amstetten, geht eine Wette ein, daß binnen acht Tagen die Kokette, nämlich Fräulein Bella, seine Braut sein werde. Feodor gewinnt die Wette, der Scherz wird ihm jedoch vollkommen Ernst, er liebt Bella und heirathet sie. Am Hochzeitstage erhält Bella einen Brief Ranzoff's, in welchem dieser ihr mittheilt, daß sie Gegenstand einer Wette gewesen sei. Darüber ist Bella höchlich empört, sie trägt gegen den geliebten Gemahl Haß zur Schau; die beiden Eheleute wandeln stumm und unglücklich eine Zeit lang nebeneinander durch das Leben hin, bis endlich die Aufklärung stattfindet und Bella überzeugt wird, daß Feodor sie wirklich nur aus Liebe heirathete.

3. Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexico. Von H. Keller-Jordan. Tübingen, Osiander. 1883. 8. 3 M. 50 Pf.

Roderich Wallner ist Theilhaber eines deutschen Handlungshauses in Mexico, verliebt sich in eine Vollblutmexicanerin, während er heimlich von seiner Cousine Eveline geliebt wird. Da er für eine liberale mexicanische Zeitung Artikel schreibt, wird er bei einer Revolution von der klerikalen Partei auf einige Tage eingesperrt. Inzwischen tritt die geliebte Mexicanerin unfreiwillig ins Kloster; als Roderich nach seiner Rückkehr dies erfährt, ist er natürlich sehr unglücklich, kommt aber schließlich zur Einsicht, daß Eveline eigentlich die rechte Frau für ihn ist. Die Geschichte geht also „gut" aus. Ueberhaupt wird der Leser kaum nachhaltiger erregt werden; wenn der Held noch so tragisch sich geberdet, fühlt man doch, daß es nicht so schlimm gemeint sei. Wenn wir an Carlssen's historischem Roman tadelten, daß ihm die historische Zeitfarbe fehle, so müssen wir von der vorliegenden Erzählung sagen, es mangelt ihr die Localfarbe; man glaubt es dem Autor nicht recht, daß die Geschichte in Mexico spiele.

4. Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten von R. A. Human. Erster Theil. Mit Abbildung des Porträts des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen. Hildburghausen, Kesselring. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Jahre 1845 starb in Eishausen eine geheimnißvolle Persönlichkeit, die sich Baron Vavel nannte. Der Baron war ein Sonderling und die guten Leute von Hildburghausen zerbrachen sich den Kopf über seine Herkunft. Es wurde allerlei über ihn geredet und geschrieben, ja er wurde zum Helden mehrerer Romane gemacht. Die vorliegende Arbeit will nun eine kritische Untersuchung über das „ungelöste Räthsel" dieser Persönlichkeit geben. Wir zollen der mühevollen und scharfsinnigen Arbeit alle Anerkennung, müssen jedoch gestehen, daß wir sie für ziemlich überflüssig erachten, da wol niemand ein Interesse an der Lösung dieses Räthsels hat.

5. Aufzeichnungen eines Geistlichen. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 M.
6. Abenteuer eines Schauspielers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. Zwei Bände. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 5 M.

Diese vier Bände enthalten eine Reihe selbständiger, meist nur durch den supponirten Erzähler miteinander in loser Verbindung stehenden Skizzen aus dem schwedischen Volksleben, welche zum weitaus größten Theile als trefflich bezeichnet werden müssen. Einige derselben darf man den besten skandinavischen Novellen zur Seite stellen. Der Ton der Erzählungen ist einfach und schlicht, gerade deshalb aber oft wirkungsvoll. Die Schilderungen sind im guten Sinne des Wortes realistisch gehalten; ein feiner wohlthuender Humor belebt die meisten, und die scharfe Charakteristik der einzelnen Personen erweckt das Interesse des Lesers, der gern die wenigen schwachen Geschichten mit in den Kauf nimmt.

7. Das Tyrfingschwert. Eine altnordische Waffensage. Deutsch von J. C. Poestion. Hagen, Risel u. Comp. 1883. 8. 3 M.

Man mag der deutschen Sprache den Charakter einer Weltsprache bestreiten, eins aber wird auch der Misgünstige zugestehen müssen, daß nämlich die deutsche Literatur alle Schätze der Weltliteratur enthält. Der Deutsche ist allein in der Lage, alle bedeutenden literarischen Produkte sämmtlicher Nationen in seiner Muttersprache genießen zu können. Die Bedeutung der deutschen Sprache als Sprache der Weltliteratur wird auch durch die Thatsache anerkannt, daß Angehörige fremder Stämme durch Vermittelung des Deutschen sich die literarischen Schätze anderer Nationen zugänglich machen. An der Bereicherung dieses Schatzes der Weltliteratur wird emsig gearbeitet; sehr verdienstvoll in dieser Richtung wirkt auch J. C. Poestion, der sich zum Felde seiner anerkennenswerthen Thätigkeit die skandinavische und altnordische Literatur erkor, die für uns Deutsche als eine verwandte besonderes Interesse bietet. Poestion hat sich durch eine Reihe gediegener Arbeiten einen Namen gemacht, und seine Verdienste werden gewiß nachhaltig gewürdigt werden. Zu diesen rechnen wir auch die Uebertragung der Hervara-Saga, die unter dem Namen „Das Tyrfingschwert" hier vorliegt. Es ist diese Saga nicht nur als literarische Erscheinung höchst interessant, sondern auch in culturgeschichtlicher Hinsicht. Beiden Richtungen wird Poestion's Uebertragung gerecht; sie ist getreu im besten Sinne des Wortes, d. h. den Charakter der Dichtung hat Poestion mit poetischem Feingefühle wiedergegeben, und die culturgeschichtlichen Momente werden in den Anmerkungen entsprechend beleuchtet. Namentlich bei Uebertragungen aus mittelalterlichen Literaturen muß der Uebersetzer ebenso wol Dichter wie Gelehrter sein: Herder z. B., der einen Theil der Saga wiedergab, that dies zwar mit dichterischem Verständnisse; doch ist die Uebertragung vielfach ungenau, da der Urtext oft gründlich misverstanden wurde.

Wir können die vorliegende Arbeit nur aufs wärmste der Beachtung empfehlen; die eingeflochtenen Lieder sind von prächtiger Schönheit und Kraft, und man wird gewiß an der altgermanischen Lyrik größern Genuß finden als an so mancher modernen Erscheinung; die mannichfachen Aufschlüsse über altnordisches Leben aber erregen das tiefste Interesse.

8. Nausikaa und Telemach. Von Ch. von Husen. Luzern, Husen-Stiftung. 1883. 8. 1 M.

Das vorliegende Bruchstück ist ein Theil aus den Odyssee-Romanen des Verfassers, welcher die „Odyssee" um- oder nachdichten will. Die Vorrede enthält eine polemische Reclame für den Autor; die 35 Seiten Text sind so eigenthümlich gedruckt, daß ein leerer Raum von mindestens fünf Seiten übrigbleibt. Mager ist auch der Inhalt: Telemach reitet auf eine Sanddüne hinaus und wird von der Flut überrascht — was mit ihm geschieht, erfährt man nicht; im zweiten Kapitel bricht Nausikaa aus Sehnsucht nach dem Geliebten zusammen, und damit ist die Erzählung aus. Die Sprache ist oft eigenthümlich geschraubt, mit vielen Anklängen an die biblische Redeweise; die einzelnen poetischen Stellen werden von phantastischem Wuste erdrückt.

Die Handlung ist, wie man sieht, sehr einfach; die Hauptsache bleibt, was man psychologische Detailmalerei zu nennen pflegt. In diesem Punkte mag vielleicht des Guten etwas zu viel gethan sein, mehr Kraft und weniger Breite würden wir vorziehen; immerhin kann man diesen Roman zu den bessern in seiner Gattung, nämlich jener der Herzensgeschichten, rechnen.

9. Demokratisch. Eine amerikanische Novelle. Ins Deutsche übertragen von T. M. Hagen. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese amerikanische Novelle muthet seltsam und fremdartig an und dürfte die meisten Leser unbefriedigt lassen. Die Fabel ist die denkbar einfachste: Mrs. Lee, eine reiche,

alleinstehende, ungewöhnlich gebildete, nebenbei auch schöne Dame will einen Winter in Washington zubringen und geräth in die Gesellschaft der Politiker, unter welchen Silas P. Ratcliffe ihre Aufmerksamkeit erregt. Da aber die Politik dessen Charakter verdorben hat — wenn er überhaupt je einen besaß —, so wird aus den beiden kein Paar, und Mrs. Lee macht eine Reise nach Aegypten. Doch nicht auf die Handlung, sondern auf die Schilderung der amerikanischen Gesellschaft legte der Verfasser das Hauptgewicht. Das Buch kann auch füglich nicht auf die Bezeichnung Novelle Anspruch machen, richtiger wäre Sittenbild oder Culturstudie. Inwieweit diese Schilderung der amerikanischen Gesellschaft, d. h. des demokratischen high life, wahrheitsgetreu oder übertrieben ist, kommt hier nicht in Betracht, da wir ja nur den literarischen Werth der Arbeit zu betrachten haben. Ob nun die Figuren naturgetreu copirt oder erfunden sein mögen: ihre Charakteristik ist scharf, eindringlich, ein gewisser Humor belebt die Darstellung. Sympathisch dürfte wol keine einzige anmuthen; es scheint auch gar nicht in der Tendenz des Verfassers gelegen zu haben, Sympathie für die geschilderten Personen zu erwecken, er will offenbar zeigen, daß die demokratische Gesellschaft Amerikas eine nichts weniger als feine ist.

10. Bachem's Novellensammlung. Erster Band: Nicht wie alle andern. Novelle von Ferdinande Freiin von Brackel. — Mitgeholfen. Ein Dombaumärchen von Elise Polko. Köln, Bachem. 1883. 8. 1 M.

Diese neue Eine-Mark-Bibliothek bietet in ihrem ersten Bande eine kleine anmuthige Geschichte von einem kranken Kinde — die Bezeichnung Märchen ist nicht zutreffend — von Elise Polko, und eine Novelle, die ein nicht ganz neues Problem in herkömmlicher Form behandelt. Ein armes, nicht schönes Mädchen von männlichem Geiste und männlicher Energie, die unweiblich erscheint, weil sie nicht so wie alle andern ist, gewinnt einen Cavalier, der vernünftig genug denkt, ihre guten Eigenschaften unbefangen zu würdigen und sie einer schönern, aber an Geistes- und Herzensbildung ihr nachstehenden Dame vorzuziehen. Die Geschichte ist lebendig erzählt, was bei dieser Gattung leichter Lektüre hauptsächlich verlangt wird. Nachhaltigen Eindruck, das Erwecken eines tiefern Interesses erwartet man ja von derlei Novellen nicht.

Literarisches Unkraut.

1. Der Geist der Zeit. Eine Rede an die Gebildeten im deutschen Volke zum Luther-Jubiläum von Dickens. Dresden. 1883. Gr. 8. 80 Pf.
2. Sociale Fragen der Gegenwart. Allen Freunden wahrer Freiheit gewidmet von W. Graf Baudissin. Dresden, v. Grumbkow. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Poesie des Socialismus. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte im letzten Jahrzehnt von J. Th. Schlecht. Würzburg, Woerl. 1883. Gr. 8. 1 M.

„Mit diesem kleinen Versuch wende ich mich nicht an solche Leute, die zum Frühstück Hunderte von Bogen zu verschlingen pflegen", so schnaubt Dickens im Vorwort seiner Schrift „Der Geist der Zeit" (Nr. 1) den schüchternen Recensenten an, der in banger Vorahnung des Inhalts der gedruckten Rede nun kaum noch die einunddreißigste und letzte Seite derselben aufzuschlagen wagt — denn auf wen kann der schaurige Vorwurf einer so horrenden literarischen Gefräßigkeit anders gemünzt sein als auf den, welcher diese „Rede zum Luther-Jubiläum" zu besprechen sich unterfangen sollte, dazu nur durch das Bewußtsein ermuthigt, daß er, obgleich es schon spät am Abend ist, noch keinen einzigen Bogen verschlungen hat. Das Wagniß wird aber reichlich belohnt durch die Entdeckung des Satzes, welcher lautet: „Den Geist anderer bemerken wir nur durch Bewegungen seines Körpers." Daraus geht nach der üblichen Logik, die der Verfasser freilich kaum anerkennen wird, hervor, daß, je intensiver der „andere" seinen Körper bewegt, der Geist um so klarer hervortritt; und so würde man den Geist des andern am besten erkennen, wenn er einen Purzelbaum schlägt oder eine Riesenwelle ausführt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Verfasser sich in solchem Falle als vorzüglich geistreich beweisen würde, aber bei der Abfassung dieser Rede scheint er sich leider nicht die nöthige körperliche Bewegung gemacht zu haben, da der Geist noch gar nicht darin hervortritt; denn offenbar ist er z. B. im folgenden Satze nicht recht zu bemerken:

> Die Ameisen bauen noch heute wie vor tausend Jahren, welch Unterschied aber zwischen den Tempeln und Statuen der ältesten Culturvölker und den Griechen? Dieses Musterbild von unserm Wesen, wie es sein sollte, spricht immer mit bei Bearbeitung der Entscheidung, wenn es oft genug auch erliegt dem gegenwärtigen sinnlichen Bedürfniß oder in einem Compromiß mit dem eben Möglichen eingehen muß.

Der gleiche Mangel an körperlicher Bewegung thut sich z. B. im folgenden Satze kund:

> Idee und Wirklichkeit sind Asymptoten, die Wirklichkeit strebt nach der Idee, ohne sie je zu erreichen. Die Idee ist das, was da sein soll, und ihr dient der Mechanismus der alltäglichen Ereignisse, ihr ist in ihrer Ewigkeit alles Gestrige unterthan. Das ist die falsche Größe, die mit äußern Mitteln äußere Zwecke zu erreichen sucht.

In dieser und ähnlicher Weise offenbart der Redner den Geist der Zeit zum Luther-Jubiläum. Von Luther ist überhaupt nicht die Rede.

W. Graf Baudissin befand sich bei seiner Veröffentlichung der „Socialen Fragen der Gegenwart" (Nr. 2) auch offenbar in dem Irrthum, daß die schönen Gedanken

über Verwilderung des Menschengeschlechts, frühes Heirathen, Schäden der Schankwirthschaften u. s. w., die er etwa in Helbig's Restaurant zur Elbterrasse vor einer dankbaren, gewiß nur aus wenigen Personen bestehenden Zuhörerschaft mit Beifall entwickelt haben mag, durch den Druck weitern Kreisen zugänglich gemacht werden müßten. Am Biertisch ist solche Weltweisheit ja auch ganz schön, aber es wäre wirklich im höchsten Grade beängstigend, wenn alle Gedanken über die socialen Fragen der Gegenwart, die an einem Abend an den Biertischen des Deutschen Reichs geäußert werden und von denen die meisten den hier gedruckten an Neuheit und Tiefe nicht nachstehen dürften, Drucker und Verleger fänden. Bei der großen Nachsicht des Publikums gegen die Zeitungen möchten einige der vorliegenden zwölf Aufsätze namentlich in solchen Blättern, deren Schwerpunkt im Anzeigetheil liegt, keinen Anstoß erregt haben; dieselben aber in einer besondern Schrift anzubieten, lag nicht die geringste Veranlassung vor.

J. Th. Schlecht, der Verfasser der Schrift „Die Poesie des Socialismus" (Nr. 3), hat poetisches Unkraut, nicht sein eigenes, gesammelt und die Versuche zur Besteigung des Pegasus, welche Otto-Walster, Geib und andere socialdemokratische Dichter in schwachen Stunden der Oeffentlichkeit preisgaben, mit grausamer Systematik unter den Rubriken: „Der Glaube", „Die sittlichen Ideen", „Staat und Gesellschaftsordnung in der Dichtung des Socialismus", zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Aus dieser Sammlung dürfen wir wenigstens ein Liebeslied von Hasenclever unsern Lesern nicht vorenthalten, welches also lautet:

Ich ruht' auf dem Lager wachträumend
In schwerer Doppelpein,
Mich dürstete und die Gedanken
Brachen so quälend herein.
Da wünscht' ich mir ein Glas Wasser
Aus Liebchens eigener Hand,
Drein eine Thräne gefallen,
Die ihr im Auge stand.

H. von Scheel.

Musikliteratur.

Unter den mir zur Besprechung vorliegenden Werken dürfte das meiste Interesse beanspruchen:

1. Die Davidsbündler. Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Biographie R. Schumann's nebst ungedruckten Briefen, Aufsätzen und Porträtskizzen aus seinem Freundeskreise. Von F. G. Jansen. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 6 M.

Die Schrift bringt sehr schätzenswerthe Beiträge nicht nur zur Biographie des genannten Meisters, sondern zur Entwickelung der Musikgeschichte überhaupt. Die neuen Mittheilungen aus der frühesten Schaffensperiode Schumann's sind recht wohl geeignet, die phantastische Ideenwelt, aus der des Meisters Kunstwerk stammt und die ja hauptsächlich Grund und Boden einer ganz eigenartigen Richtung der Musikentwickelung unserer Zeit geworden ist, in ein helleres Licht zu setzen. Wir erfahren zunächst ziemlich alles, was über Florestan und Eusebius, in welcher Doppelgestalt sich Schumann selber zu objectiviren suchte, und den vermittelnden Meister Raro nur irgendwie bekannt geworden ist. Ein folgender Abschnitt gibt dann eingehendern Bericht über die Compositionen, welche dieser Anschauung ihre Entstehung verdanken. Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit Schumann's Persönlichkeit, seinem Charakter, seiner Bedeutung als Klavierspieler u. s. w. Mit besonderm Dank werden die Freunde des Meisters dann noch die Aufsätze von Florestan und Eusebius, die Mittheilungen über die Freunde Windebein, Schunke u. s. w. und die ungedruckten Briefe hinnehmen.

Nicht weniger Interesse beansprucht Band 6 von:

2. Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Sechster Band: Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 9 M.

der überhaupt unter Liszt's Schriften unstreitig den ersten Rang einnimmt. Die Neigung des Verfassers zum Aesthetisiren und Philosophiren und gelegentlich auch zum Fabuliren macht zwar auch die Lektüre dieses Werks zu einer nicht sehr erquicklichen Arbeit; allein sie ist doch lohnender als bei den übrigen Schriften des Verfassers.

Die ersten Abschnitte: „Nationale Poesie", „Nationales Epos", „Die Israeliten", kann jeder Leser mit gutem Gewissen überschlagen, da sie wenig mehr bringen als eitle Spielereien mit philosophischen Terminologien. Erst im vierten Abschnitt beschäftigt sich der Verfasser mit seinem Gegenstande, aber schon im nächsten unterbricht er sich wieder mit der Abhandlung „Ueber das Naturgefühl". Es kostet Mühe, sich durch die meist sehr geschraubte Darstellung hindurch zu arbeiten. Das gilt auch noch von den folgenden Abschnitten: „Die Natur der Zigeuner", „Der Müßiggang der Zigeuner", „Die Industrie der Zigeuner" und „Persönliche Beziehungen zu den Zigeunern". Erst mit den nächsten Kapiteln gewinnt die Darstellung erhöhten Reiz; „Die Zigeunerinnen in Moskau", „Die Zigeunerinnen anderwärts" und „Jozy der Zigeuner" gehören zu den lesenswerthesten und anziehendsten Partien des Buchs. Nachdem der Verfasser dann „Von Zigeunern in der europäischen Kunst" gehandelt hat, kommt er erst auf den „Ursprung der Zigeuner", der ihn doch eigentlich zuerst beschäftigen mußte. Von

hier an weiß er unser Interesse fortwährend rege zu erhalten. Er bietet nicht neue Forschungen, aber er plaudert in geistvollster Weise über „Die Gesetzgebung für die Zigeuner", „Die Zigeuner in Ungarn", „Die Zigeuner-Musik", „Die Musik der Zigeuner", „Rommys und Maggjaren", „Der Zigeuner Bihary", „Der Ungar Csermak", „Der Zeitgenosse Remenyi" und „Ungarische Rhapsodien". Der Schluß bringt auch noch einige historische Notizen. Das Wesentlichste aus der Schrift ist übrigens bereits von Peter Cornelius unter dem Titel veröffentlicht: „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn."

Als eine wirkliche Bereicherung der theoretischen Literatur wird man die:

3. Allgemeine Musiklehre für Lehrer und Lernende von Louis Köhler. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 5 M.

nicht bezeichnen können. Der bekannte Verfasser liefert in diesem Werk einen brauchbaren, aber durchaus nicht aus der großen Zahl derartiger Arbeiten hervorragenden Leitfaden. Selbst wenn er, was in der Vorrede angedeutet ist, „den Lehrstoff durch die Errungenschaften der Musikwissenschaft erweitert, die für die architektonische Form und deren Organismus sich daraus ergebenden Consequenzen gezogen hätte", wäre das nicht neu; das ist bereits vor ihm geschehen und im Grunde in viel ausführlicherer Weise. Durchaus leicht verständlich bespricht er die musikalische Zeichenschrift: Noten, Schlüssel, Versetzungszeichen, Notengattungen, Pausen, Abkürzungen, Tonstufenverhältnisse, aber ziemlich willkürlich und ordnungslos gruppirt. Erst nachdem er die Tonstufenverhältnisse abgehandelt hat, kommt er zum „Ton", mit dem die ganze Unterweisung hätte beginnen sollen. Darauf folgt, wieder etwas überraschend, die Dynamik.

Im Hauptabschnitt: „Harmonielehre", bringt Köhler zuerst die Lehre vom Dur- und Moll-Dreiklange; dann erst werden Tonleiter und Tonart abgehandelt und darauf die Kirchentonarten. Nachdem dann auch noch die chromatische Tonleiter erläutert worden ist, wird die Lehre von der Verwandtschaft der Accorde und der Accordfolge angereiht. Darauf folgt die Erläuterung des Tonsystems, der Nonen- und übrigen Accorde und der Modulation. Den innern Zusammenhang der einzelnen Disciplinen lernt man aus dieser Ordnung nur sehr schwer erkennen. Der nächste Abschnitt behandelt Metrum, Takt und Rhythmus in etwas natürlicherer Entwickelung, und dabei bespricht der Verfasser auch die verschiedenen Satzarten. Leider sind seine Beispiele für den doppelten Contrapunkt sehr wenig mustergültig. Die Stimmen kommen zu oft im Einklange zusammen und sind viel zu viel in gerader Bewegung geführt. Wie wenig der Verfasser die treibenden Gesetze der Form beachtet, geht schon daraus hervor, daß er bei der Fuge die Hauptsache ganz unbeachtet läßt oder doch nur oberflächlich behandelt; daß Führer und Gefährte die Dominantbewegung repräsentiren, wird für ihre ganze Construction wesentlich und scheidet sie vom Kanon und den übrigen Nachahmungsformen. Weil Köhler überhaupt diesen ganzen Proceß wenig beachtet, gelangt er auch bei den Formen nicht über die bloße Beschreibung derselben hinaus und zu einer wirklichen Darlegung des innersten Organismus. Er gibt hier, was von diesem beschränkten Standpunkte zu leisten ist, und zeigt sich dabei als gewissenhafter Beobachter, aber mit solchen äußerlichen Beschreibungen ist für die Theorie der Formen äußerst wenig gewonnen. Daher wird er auch zum Vertheidiger der aufgelösten Formen, die doch im Grunde nicht mehr als Formen betrachtet werden können. Beethoven's letzte Quartette und Sonaten sind erweiterte, aber nicht aufgelöste Formen. Auch an andern Irrthümern fehlt es nicht in dem Werk. Die Generalbaßschrift wurde nicht durch die Componisten, sondern durch die Organisten eingeführt. Diese waren genöthigt, die vielstimmigen Vocalstücke für die Ausführung auf der Orgel in Partitur zusammenzustellen, und kamen dann dazu, nur den Baß aufzunehmen und die darüber zu erbauenden Accorde durch Zahlen zu verzeichnen. Auch in Bezug auf die Passacaglia ist Köhler im Irrthum, wenn er meint, sie bestehe aus acht Takten; wie alle andern Tänze ist auch die Passacaglia in allen möglichen Zusammensetzungen, von zwei Takten bis zu mehrern Theilen vorhanden. Das Verfahren, ein zweimal viertaktiges Tanzmotiv als Basso ostinato zu verarbeiten, hat sich nur bei diesem Tanz am längsten erhalten.

Weniger noch als mit dieser neuen Musiklehre vermag ich mich mit der

4. Geschichte der Musik im Umriß von Heinrich Adolf Köstlin. Dritte durchgesehene und ergänzte Auflage. Freiburg i. Br., Mohr. 1884. Gr. 8. 7 M.

zu befreunden. Der günstige äußere Erfolg, den die Schrift errungen hat, zeigt nur, wie groß, aber auch wie wenig tief noch das Interesse für Musikgeschichte ist. Selbst auf so engem Raum haben andere derartige Handbücher ungleich mehr Positives über die Entwickelung der Musik gebracht als Köstlin, und wenn das Werk dennoch diesen den Rang abgelaufen hat, so beweist dies, daß vom größern Publikum von einer Musikgeschichte nicht viel mehr beansprucht wird als eine Reihe von Namen und Daten mit den oberflächlichsten Andeutungen über deren Stellung und Bedeutung. Diese gibt der Verfasser in übersichtlicher und im großen und ganzen gut orientirender Form. Das ist aber auch alles. Daß er nicht diejenige Vertrautheit mit den Gesetzen der Kunst besitzt, die nöthig ist, um ihre Geschichte zu schreiben, beweisen schon die ersten Hauptabschnitte seines Buchs, welche die Musik des Alterthums behandeln. Wenn wir auch über die praktische Ausführung der Musik bei den Chinesen, Indern, Aegyptern u. s. w. wenig wissen, so haben doch die Männer von Fach aus den überkommenen Notizen sich ein Bild von der Musikpraxis zu machen verstanden; und das ist die Aufgabe eines

Historikers. Der Verfasser beschränkt sich hierbei auf einige nicht viel bedeutende Redensarten, die manchmal sogar recht bedenklich sind. Einen „Eindruck des Schönen, das in Tönen uns nahe tritt", konnten die Chinesen ebenso wenig haben wie die Culturvölker der vorchristlichen Zeit überhaupt. Sie ergötzten sich am rein sinnlichen Klange, und dieser reizte sie zu allerlei Untersuchungen über seine Natur, und die ihnen unerklärliche Gewalt derselben erweckte in ihnen die Lust zu jener Symbolik der Töne, die ja noch heutigentags in gewissem Sinne ihre Vertreter findet.

Zur griechischen Musik bringt der Verfasser eine übersichtliche und ausreichende Darstellung der Theorie; aber der Ueberblick über die Geschichte der Musik bei den Griechen zeigt wieder, daß er sich keine rechte Vorstellung von der Musikpraxis dieses bedeutendsten Culturvolks macht, und trotzdem er sich ziemlich treu an die bekannten Darstellungen anschließt, verfällt er in manchen Irrthum. Die eigenthümliche Construction der griechischen Tonleiter mußte ihm die Ueberzeugung beibringen, daß von „einer schwungvoll kräftigen, plastisch geschlossenen Melodie" bei den Griechen niemals die Rede sein konnte. Um zu dieser zu gelangen, mußte das Christenthum die der griechischen Praxis zu Grunde liegende Gliederung des gesammten Tonmaterials in Tetrachorden aufgeben und die in Octachorden aufnehmen.

Nicht minder unzulänglich erweist sich auch des Verfassers Einsicht in den Entwickelungsgang der Musik unter dem Einfluß des Christenthums. Er trägt nur leicht zusammen, was bedeutende Forscher auf diesem Gebiete gefunden haben, aber er ist doch zu oberflächlich unterrichtet, um die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Dieser Mangel tritt weniger hervor bei der Behandlung der ihm mehr geläufigen Musik des letztvergangenen Jahrhunderts. Ueber Bach, Händel, Gluck und alle die spätern Meister ist schon so viel geschrieben worden, daß es schwer wird, auch noch selbst einige neue Gedanken zu finden. Unerfreulich wirkt erst wieder der letzte Abschnitt, welcher die moderne Musik behandelt. Hier überläßt sich der Verfasser fast ausschließlich der landläufigen Anschauung, die viel weniger noch durch die öffentliche Kritik als durch die Reclame beeinflußt ist. Auf eigener Anschauung scheint sein Urtheil über Kunst und Künstler der Gegenwart und deren Werke nur in den seltensten Fällen zu beruhen. Ein Historiker aber sollte sich niemals auf das Geschrei der Tagesstimmen verlassen, das ja leider meist von andern als Kunstinteressen beeinflußt wird. Im Gegentheil müßte es für ihn zur heiligen Pflicht werden, hier sichtend und ordnend einzugreifen und das öffentliche Urtheil zu corrigiren. Dazu gehört freilich eine tiefere Einsicht in die Kunstgestaltung und ihre Gesetze, als der Dilettantismus haben kann, der es deshalb auch unterlassen sollte, Geschichte zu schreiben.

Essays über Dramatiker.

1. Calderon in Spanien. Zur Erinnerung an die madrider Calderon-Feier 1881 von Johann Fastenrath. Mit einem Anhang: Die Beziehungen zwischen Calderon's „Wunderthätigem Magus" und Goethe's „Faust". Von der Akademie der Geschichte in Madrid preisgekrönte Schrift des Don Antonio Sanchez Moguel. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Vorliegender Fachschrift ging bereits 1881 eine kleinere Broschüre desselben Verfassers voraus: „Calderon de la Barca. Festgabe zur Feier seines zweihundertjährigen Todestages (25. Mai 1881)", welche in demselben Verlage erschien, doch bilden beide Theile ein Ganzes. Der zweite Theil, dessen Veröffentlichung in die Zeit nach der großartigen Dichterapotheose fällt, bringt eine umfassende Schilderung der Feier selbst, an welcher Fastenrath als Abgeordneter des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes persönlich sich betheiligte; er berichtet über die in Madrid stattgehabten Sitzungen und Bankette, die madrider Presse beim Calderon-Fest, spanische Festschriften über Calderon und gibt als Anhang eine Uebersetzung der von der Akademie der Geschichte in Madrid preisgekrönten Schrift des Don Antonio Sanchez Moguel: „Die Beziehungen zwischen Calderon's «Wunderthätigem Magus» und Goethe's «Faust»". Dieser Uebertragung folgen im Anhange noch: „Einiges zur Biographie Calderon's", „Cantate auf Calderon", „Calderon's Redondilien auf den Gedanken, verdeutscht von dem Verfasser", und endlich ein Sonett: „An Weimar zum 11. December 1881", bei Gelegenheit der Aufführung von Calderon's „El mayor encanto amor" gedichtet.

Fastenrath's Schrift durchdringt eine wohlthuende Wärme und eine Begeisterung für alles Edle und Schöne; wie sollte eine Huldigung, dem Genius dargebracht, alle Herzen nicht in freudigste Bewegung setzen! Des Geistes Schätze sind Eigenthum der Menschheit; nicht blos die Spanier, sondern alle Culturvölker haben daher ungeachtet der nationalen Schranken den großen spanischen Dramatiker durch den Mund ihrer Dichter gefeiert, sodaß Don Antonio Alcade Valladares den Schatten Calderon's mit den Worten begrüßen konnte:

> Schau! Von fremden Völkern kommen, dir Blumen zu bieten, berühmte Troubadours, unserer Seelen Brüder: es tönen die deutschen Hymnen; es singt die provenzalische Harfe; unsterblichen Lorber bringen sie dir außer dem edeln Gallien von Amerika bis Italien, vom Rhein bis Portugal.

Es ließe sich freilich darüber streiten, ob gerade der Todestag und nicht eher der Geburtstag für solche Huldi-

gungen des Genius der geeignete Moment sei; wir möchten diesen Umstand der Erwägung anheimgeben. Freuen wollen wir uns aber immerhin, daß Spanien am zweihundertsten Todestage seines großen Sohnes seine jahrhundertalte Schuld überhaupt abgetragen hat. Und der Spanier muß, wie Fastenrath bemerkt, wegen der glänzenden Feier sich stolzer und jetzt noch mehr sich als Spanier fühlen, einer Feier, bei der aber auch alle Nationen im Namen der allgemeinen Brüderlichkeit und Deutschland als das Gehirn der Menschheit begrüßt wurden.

„Ich aber bin", so schließt der Verfasser mit einem Anflug von spanischem Selbstbewußtsein seine schwungvolle Darstellung, „ich bin mit Freuden, wie in meiner «Walhalla» der Herold deutschen Ruhmes in Spanien, in diesem Büchlein der Herold spanischen Ruhmes in Deutschland gewesen."

In der Fastenrath'schen Festschrift war im Anhange der Beziehungen von Calderon's „Wunderthätigem Magus" zu Goethe's „Faust" gedacht. Das nachstehende Büchelchen:

2. Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Adolf Enslin. Berlin, Paetel. 8. 1 M. 50 Pf.

gibt uns weitere dankenswerthe Aufschlüsse über das Wesen und die Genesis des deutschen Meisterwerks. Wir wollen nachdrücklich auf die kleine Schrift, welche für den Goethe-Forscher viel Treffliches enthält, aufmerksam machen und setzen ihre vielfach zu beherzigenden Schlußworte hierher:

Wir hoffen, die Zeit ist nicht fern, wo alle größern Bühnen es als Ehrensache betrachten, den ganzen „Faust" mit ihren besten Kräften zur Aufführung zu bringen. Welche dankbaren Aufgaben bieten sich hier dem Bearbeiter, dem Componisten, dem Regisseur, dem Decorationsmaler, dem Maschinisten, dem Ballet- und Theatermeister dar! Alle Kräfte, die für die Bühnen wirken und schaffen, müssen sich vereinen, um jene wunderbar großen Effecte hervorzubringen, die dem Blick Goethe's bereits sichtbar waren und deren Auffindung er einer spätern Zeit als reiche Erbschaft überließ. Solange es eine deutsche Bühne geben wird, kann der „Faust" nicht wieder von ihr schwinden, er darf auch in Bezug auf das Theater mit voller Zuversicht das Wort aussprechen:

Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Unsere dritte uns zur Besprechung unterbreitete Schrift führt uns zu dem größten Dramatiker Englands, zu Shakspeare:

3. König Lear, ein poetisches Leidensbild von Shakspeare, zum ersten mal im Lichte ärztlicher Wissenschaft und gleichzeitig im Zusammenhange sowol mit der ästhetischen Kritik als mit der Bühnendarstellung der gleichnamigen Tragödie. Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände von Hirschfeld. Danzig, Gruihn. 12. 4 M.

Der Titel läßt an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig. Alexandrinerthum und wieder Alexandrinerthum! möchte man bei dem unermüdlichen Commentiren in unserer geschäftigen Gegenwart ausrufen. Die über jenen großen Briten erschienene Literatur ist, wie die über manchen unserer deutschen Classiker, fast unübersehbar. Und doch fließen ihre Quellen noch immer reichlich. An ersprießlichen Ergebnissen gebricht es indeß mitunter dabei nicht; das zeigt die vorliegende Untersuchung Hirschfeld's. Der Verfasser kündigt die Veröffentlichung eines größern systematischen Werks: „Die Seelenstörung in der Poesie", an; als Vorarbeiten hierzu haben wir seine im vergangenen Jahre publicirte Broschüre: „Ophelia, ein poetisches Leidensbild von Shakspeare", und eben die hier gebotene Schrift zu betrachten.

Der Verfasser will durch seine Darlegungen den Beweis für die Nothwendigkeit einer combinirt medicinisch-ästhetischen Kritik poetischer Wahnsinnsfiguren führen. So sehr wir auch sonst der Ueberzeugung sind, daß die dichterischen Schöpfungen nur vor das Forum der ästhetischen Kritik, nicht etwa einseitig vor dasjenige historischer, medicinischer oder theologischer gehören, so dürfte doch in vorliegendem Falle eine Beurtheilung von beiden Standpunkten nicht unersprießlich sein.

Der Verfasser hatte für seine medicinisch-ästhetische Kritik der Wahnsinnsfiguren Shakspeare's keine nennenswerthen Vorarbeiten; seine Aufgabe war daher schwierig, ist aber glücklich gelöst worden. Seine Schrift ist ein werthvoller Beitrag zur Shakspeare-Kritik; wir möchten weitern Kreisen diese anziehende Studie empfehlen.

Otto Weddigen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Freie Betrachtungen eines Greises über Religion" hat Rodowicz von Oswiecinski allen Selbstdenkern gewidmet (Leipzig, Findel). Der Verfasser steht auf dem Standpunkte von Pfau, Büchner, Vischer, Taine, Ben Joseph, Spinoza u. s. w. Er verwirft die Vergeltung im Jenseits und verlangt Gerechtigkeit im Diesseits; die von den Juden geplante israelitische Weltherrschaft ist auf dem Gebiete der Geldwirthschaft bereits verwirklicht, aber wir müssen uns hüten, in einem Universaljudenreiche aufzugehen. Es ist die Eigenart des Judenthums, die guten Eigenschaften der Völker zu corrumpiren, die schlechten weiter zu entwickeln. Die Parole der Zeit muß heißen: Emancipation des christlich deutschen Staats von der jüdischen Geldmacht. Die liberale Gesetzgebung hat uns dem Kapital gegenüber fast wehrlos gemacht. — Das ist das Ergebniß einer Schrift, welche im übrigen der denkbar freisinnigsten Richtung angehört, verhältnißmäßig ruhig und scharfsinnig geschrieben ist und zehn achtungswerthe Vernunftgebote aufstellt.

— „Ueber die Bedeutung der praktischen Ideen Herbart's für die allgemeine Aesthetik" spricht O. Hostinski in einer Broschüre (Prag, Rziwnatz). Er meint, daß unverrückbare Fundamente einer rationellen Aesthetik durch Herbart bereits gelegt worden seien, bezweifelt aber, daß die Schule Herbart's den richtigen Weg eingeschlagen hat, um ans Ziel zu gelangen. Er weist nach, daß die fünf praktischen Ideen Herbart's für die allgemeine Aesthetik auf das richtige Maß zurückgeführt werden

müssen. Wohlwollen und Freiheit sind nur die verschiedenen Fälle der Harmonie; im übrigen muß die Herbart'sche Aesthetik zunächst die wirklichen Elemente des Schönen aller Gebiete vorführen. Die geistvolle Abhandlung verdient jedenfalls die Beachtung der Herbartianer.

— „Sprachvergleichende Begriffs-Etymologien" hat J. S. Strodtmann bei H. Grüning in Hamburg herausgegeben. Der Verfasser behandelt zwanzig Begriffe hinsichtlich ihres Ursprungs mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit. Schulmänner und Philologen machen wir auf diesen ersten derartigen Versuch ganz besonders aufmerksam.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Habel), liegen uns wieder vor: „Die Anfänge menschlicher Industrie" von Karl von Scherzer, „Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinns" von Hugo Magnus, „Die Socialisten der Reformationszeit" von Alfred Stern, „Die Tonkunst" von Ferdinand Schultz. Dazu kommen aus den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" desselben Verlags: „Die religiösen Anschauungen Friedrich Fröbel's" von Schmeidler.

—. „Hermaea" nennt der Pfarrer E. A. Bergmann seine Studien zu G. E. Lessing's Schriften (Leipzig, Drescher). Der Verfasser behandelt die „Gedanken über die Herrnhuter", „Lessing und Tertullian", „Lessing's Trinitätslehre". Im ersten Aufsatze weist er nach, daß Lessing die Grundgedanken seiner Jugendschrift aus Zinzendorf genommen; im zweiten Lessing's Verwandtschaft mit dem Gnosticismus und genaue Kenntniß der Kirchenväter; im dritten den Ursprung der Lessing'schen Trinitätslehre aus Leibniz. Das ganze, auf achtungswerthen Studien beruhende Buch bekundet eine wohlthuende theologische und philosophische Bildung; es will zeigen, daß die Versöhnung von Cultur und Christenthum in Gott schon vorgedacht, und daß das Christenthum noch immer aller Weltgegensätze mächtig ist. Das Schriftchen ist allerdings mit vielem nebensächlichen Stoff vollgepfropft; dennoch enthält es die beste theologische Erörterung der gewählten Themata.

— „Lessing's Minna von Barnhelm und Cervantes' Don Quixote" stellt C. Th. Michaelis miteinander in Parallele (Berlin, Gaertner). Nach dem Verfasser hat Lessing seine Anregung zur „Minna von Barnhelm" aus Cervantes geschöpft, „obwol die beiden Dichtungen fast unvergleichbar und beziehungslos einander gegenüberstehen". Es werden sodann eine Menge von verwandten Beziehungen nebeneinandergestellt, um schließlich wieder zu dem Resultat zu kommen, daß Lessing's Schauspiel „einer Neuschöpfung gleich zu rechnen ist".

— „Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttiger's und seiner Stellung zu J. G. von Herder" (nebst Briefen Karoline Herder's an Böttiger) hat Richard Lindemann herausgegeben (Görlitz, Förster). Wenn der Verfasser mit Beziehung auf sich selbst sagt: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun", so widersprechen wir nicht, wohl aber, wenn er behauptet, daß derartige Vorarbeiten wie die seinige „für jeden Gebildeten einen Werth haben". Doch ja, in einer Beziehung! Die abgedruckten Briefe zeigen in erschreckender Weise, wie damals selbst ein Philolog von Rang und Ruf von einem Geistlichen als seinem Schulinspector abhängig war. Als Beitrag zu den beiden großen Herder-Ausgaben von Haym und Suphan mag die Arbeit Lindemann's willkommen sein.

— „Die Heidenmission" schildert als eine „Großmacht in Knechtsgestalt" Pastor G. Warneck (Halle, Fricke) in der dritten der im Auftrag der Missionsconferenz in der Provinz Sachsen herausgegebenen Flugschriften. Der auf diesem Gebiete bekannte Name Warneck's sichert dem Schriftchen den gebührenden Erfolg.

— „Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts" hat Professor Adolf Hausrath zusammengestellt und bei Hirzel in Leipzig veröffentlicht. Er behandelt folgende Themata: „Ueber die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts", „Konrad von Marburg", „Luther und Käthe", „Zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands". Die hier vereinten Abhandlungen beweisen aufs neue die bekannten Vorzüge Hausrath's: lichtvolle Darstellung eines meisterhaft durchdrungenen und gruppirten Stoffs, ausgezeichnet besonnene und tief eindringende Kritik, Kampf für eine gediegene liberale Theologie. Den Kirchenhistorikern von Fach werden einige der Beiträge neues schätzbares Material liefern.

— „Märkischer Sand" nennt F. von Zobeltitz seine brandenburgisch-preußischen Historietten, welche in Leipzig bei Karl Reißner erschienen sind. Ihr Inhalt ist folgender: „Unter ritterlichen Räubern" (1504), „Gegen die Quitzows" (1412), „Der Goldgraf" (1703), „Ein Opfer des Herrn von Katsch" (1718), „Die beiden von Pegelsdorff" (1789), „Eine Heirathsvermittlerin" (1880). Diese in ansprechender Form geschriebenen Novelletten geben größtentheils geschichtliche, alle aber culturgeschichtlich treue Bilder, welche nicht blos für die Preußen von Geburt, sondern auch für jeden Deutschen interessant sind und eine angenehme Lektüre mit ernstem Hintergrunde bieten.

— „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827" von G. Parthey liegt im zweiten Abdruck vor (Berlin, Nicolai). Allen denjenigen, welche einmal Goethe im Hauskleide treu nach der Natur gezeichnet beobachten wollen, sei dieser kleine Bericht eines Augenzeugen bestens empfohlen.

— Unter den darwinistischen Schriften, welche in Ernst Günther's Verlag zu Leipzig erscheinen, enthält das dreizehnte Heft eine Studie von Karl Julius Elfeld über „Die Religion und der Darwinismus". Ihr Inhalt ist folgender: Die Weltgesetze sind unabänderlich, ein Wunder ist überhaupt jede Naturerscheinung, Gott und Natur sind eins. Die Teleologie setzt den Mechanismus stillschweigend voraus, die Naturgesetze beruhen auf Vernunftnothwendigkeit, alles Entstehen und Vergehen ist nichts anderes als ein Hervorgehen aus und eine Rückkehr in das Allgemeine; Geist und Materie sind ursprünglich eins, die Darwin'sche Theorie ist im Princip jedenfalls richtig, der Mensch stammt ab vom Affen. Wir lassen selbstverständlich dem Verfasser seine Ansichten; wir protestiren aber dagegen, daß den Laien eine ganze Kette von unerwiesenen Behauptungen, wie hier geschieht, als Resultate der Wissenschaft aufgetischt werden. Der in vorliegender Studie sich breit machende, vornehm nachlässige Dogmatismus ist noch viel schlimmer als derjenige der Orthodoxie.

— Charles Borgeaud stellt dar „J. J. Rousseau's Religionsphilosophie" (Leipzig, Fock) unter Benutzung bisher nicht veröffentlichter Quellen. Der Verfasser entwickelt zunächst den Inhalt des „Glaubensbekenntnisses des savoyischen Vicars", wo Rousseau den ordinären französischen Materialismus bekämpft. Die Selbstliebe folgt aus dem Gesetz der Selbsterhaltung, der Mensch ist von einer immateriellen Substanz beseelt, das Böse stammt nur aus der Freiheit des Menschen, die optimistische Weltbetrachtung folgt aus der göttlichen Allmacht und Güte u. s. w. Wir haben hier nicht Raum, um die ganze Lehre Rousseau's zu entwickeln; daher bemerken wir nur, daß wir die fortlaufend quellenmäßige und vergleichende Arbeit von Borgeaud für die beste Darstellung der Rousseau'schen Religionsphilosophie halten, welche zur Zeit existirt.

— „Dr. Martin Luther und Graf E. von Erbach" heißt ein Schauspiel in vier Aufzügen, welches C. Lange, Hofprediger und Consistorialrath in Hannover, verfaßt hat (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht). Die Handlung spielt in Schloß Fürstenau, Würzburg, Wittenberg-Miltenburg in der Zeit von 1517—20. Graf Eberhard von Erbach hat seine Tochter mit Graf Philipp von Rheineck verlobt, dann aber die beiden getrennt, weil letzterer Luther günstig gesinnt war. Als nun Luther zum Convent

nach Heidelberg zieht, will Graf Erbach im Auftrag der Kirche ihn gefangen nehmen. Da wird er überwältigt durch die Reinheit und Macht Luther's im Gebet, welchem er zufällig lauscht; überwunden durch Luther, gibt er die beiden Liebenden wieder zusammen. Das Stück ist poesievoll geschrieben, die Charaktere mehr skizzirt als ausgeführt, der Wechsel der Scenen aber ein ähnlicher wie in Goethe's „Götz von Berlichingen".

Theater und Musik.

Am wiener Hofburgtheater kam ein einactiges Lustspiel: „Johann Ohlerich" von **Adolf Wilbrandt** zur Aufführung, welches der Dichter nach einer sehr gelungenen Novelle für die Bühne bearbeitet hat. Einigermaßen erschwert wurde diese Bearbeitung dadurch, daß die Handlung drei Verwandlungen nöthig macht, und daß die Personen im plattdeutschen Dialekt sprechen. — Die Bearbeitung der altfranzösischen Posse „Meister Pathelin" scheint sich auf dem Burgtheater nicht einbürgern zu können.

— **Calderon's** Schauspiel „Der Richter von Zalamea" ist in der Bearbeitung von **Adolf Wilbrandt** am Deutschen Theater in Berlin mit vielem Erfolg in Scene gegangen. Die einheitliche, straffe Haltung des Ganzen und die dramatische Kraft der Durchführung verfehlten auch hier ihre Wirkung nicht.

— Das neue Schauspiel von **Friedrich Spielhagen**: „Gerettet", ist am hamburger Stadttheater mit Erfolg in Scene gegangen; der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Ueber die Lebensfähigkeit des Stücks gehen die Ansichten der Kritiker auseinander. Die Handlung verläuft jedenfalls in mehr novellistischer Weise und schließt jene gewagten psychologischen Wendungen nicht aus, die sich im Drama in der Regel nicht überzeugend genug motiviren lassen.

— **Wilhelm Jordan's** Lustspiel „Sein Zwillingsbruder", bekanntlich im Stil seiner „Liebesleugner" gehalten, im Stil einer poetischen Dialektik, hat am frankfurter Stadttheater einen Achtungserfolg davongetragen.

— Der Lustspielschwank „Mit Vergnügen" von **G. von Moser** und **Otto Girndt** macht die Runde über viele Bühnen, was für die Genügsamkeit des heutigen Theaterpublikums spricht; denn das Lustspiel ist flach und reich an Unwahrscheinlichkeiten; nur der „eingebildete Kranke" in dem Stück ist eine ergötzliche Figur.

— Während das Trauerspiel an den großen Hofbühnen in der ganzen Saison nicht durch Novitäten vertreten war, sind es die beiden hanseatischen Bühnen, das hamburger und bremer Stadttheater, welche auch der neuern Tragödie einigermaßen zu ihrem Rechte verhelfen. Die beiden in Bremen wohnenden Dichter Heinrich Bulthaupt und Arthur Fitger fanden Gnade vor den Augen der beiden Directoren. Ueber die Aufführung der „Malteser" von **Bulthaupt** haben wir schon berichtet. Nun ist auch **Fitger's** „Von Gottes Gnaden" mit Erfolg in Hamburg gegeben worden. Der bremer Maler wandelt ganz in den Fußstapfen der genialen Kraftdramatiker; das Stück, das von der Kritik als eine Gedankendichtung bezeichnet wird, ist durchweg von politischem Radicalismus durchdrungen. Das Gottesgnadenthum ist durch eine Jungfrau vertreten, die durch die Liebe besiegt wird. Jedenfalls sind die Contraste grell auf die Spitze gestellt.

Bibliographie.

Arendt, W., Gedichte. Berlin, Kamlah. 16. 1 M. 20 Pf.

Arndt, A., Die Mondhexe. Roman. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 3 M.

Baer, A., Die Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Vereinsthätigkeit. Berlin, Enslin. Gr. 8. 1 M.

Berlichingen, A. v., S. J., Garcia Moreno's Tod. Historisches Trauerspiel. Mit einem Titelbild. Einsiedeln, Benziger. 8. 2 M. 40 Pf.

Christaller, E., Ueber unser Gymnasialwesen, nebst Programm für eine moderne Erziehungsanstalt. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Charles Darwin und seine Lehre. Aphorismen, gesammelt aus Darwin's eigenen Werken und Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Leipzig, Thomas. 8. 3 M. 60 Pf.

Drill ist Anfang der Erziehung, daher Drill! Eine Entgegnung auf die Schrift: Drill oder Erziehung? Von einem ehemaligen k. k. Offizier. Wien, Kirsch. Gr. 8. 40 Pf.

Droescher, G., Aus zweiter Ehe! Schauspiel. Mannheim, Nemnich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Evangelium der Freiheit für alle Völker. Von Einem aus dem Jahre 1848. 1stes Hft.: Der Ursprung des socialen Elends und der Kampf um's Recht. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 50 Pf.

Fitger, A., Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2te Aufl. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Grünhagen, C., Geschichte Schlesiens. 1ste bis 3te Lfg. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. à 1 M. 20 Pf.

Jacobs, E., Geschichte der in der preussischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete. 1ste Lfg. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ingler, A., Die Eilenriede in alter Zeit. Ein Culturbild aus Hannovers Vergangenheit. Mit 2 Karten der Eilenriede. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kern, F., Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 M.

Kleist's, H. v., sämmtliche Werke in 2 Bdn. Herausgegeben von E. **Grisebach**. Leipzig, Ph. Reclam jun. 12. 1 M. 25 Pf.

Kohlrausch, R., Bilder aus Niedersachsen. Hannover, Klindworth. 8. 2 M. 80 Pf.

Löwenfeld, R., Lukasz Gornicki. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Polen. Breslau, Koebner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Mollerup, W., Daenemarks Beziehungen zu Livland vom Verkauf Estlands bis zur Auflösung des Ordensstaats (1346—1561). Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von W. **Ruberg**. Berlin, Siemenroth. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pastorius', F. D., Beschreibung von Pennsylvanien. Nachbildung der in Frankfurt a. M. im Jahre 1700 erschienenen Original-Ausgabe. Herausgegeben vom Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge. Mit einer Einleitung von F. Kapp. Crefeld, Kramer u. Baum. 8. 2 M.

Reichenbach, M. v., Auf Umwegen. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Reyscher, A. L., Erinnerungen aus alter und neuer Zeit (1802—1880). Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 6 M.

Schäfer, D., Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. Akademische Antrittsrede. Jena, Fischer. Gr. 8. 75 Pf.

Schottlaender, H., Ein stenographisches Haus. Lustspiel. Berlin, Cronbach. 8. 1 M.

Schulze, E., Dr. Adolf Moritz Schulze. Ein Bild seines Lebens und Wirkens, für Verwandte und Freunde entworfen. Leipzig. 8. 50 Pf.

Sepp, J. N., Der bayerische Bauernkrieg mit den Schlachten von Sendling und Aidenbach. Mit 30 Bildern. 1ste Lfg. München, Kellerer. Gr. 8. 2 M.

Sloët, L., Cappriccio! 2 Bde. Leipzig, Bergmann. 8. 8 M.

Staudinger, F., Noumena. Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus". Darmstadt, Brill. Gr. 8. 4 M.

Stolp, H., Die Reform des Eigenthumsrechts als Grundlage der Social-Reform und die neue privat- und wirthschaftsrechtliche Regelung des gesammten Handwerks- und Gewerbebetriebes. Berlin, Issleib. Gr. 8. 1 M.

Tenner, A., Amerika. Der heutige Standpunkt der Kultur in den Vereinigten Staaten. Monographien aus der Feder hervorragender deutsch-amerikanischer Schriftsteller, gesammelt und herausgegeben von A. T. Dazu als Anhang: Tenner's deutsch-amerikanisches Vademecum oder kurzgefasste Erläuterungen amerikanischer Eigenthümlichkeiten in Sprache und Leben. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 8 M.

Trautmann, F., Im Münchener Hofgarten. Oertliche Skizzen und Wandelgestalten. München, Stahl. 12. 1 M. 80 Pf.

Vierordt, H., Neue Balladen. Heidelberg, C. Winter. 12. 2 M.

Wagner, H. F., Beiträge zur Geschichte der physischen Erziehung in Österreich. Leipzig. 1883. Gr. 8. 80 Pf.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Maddalena. Novelle. Augsburg, Reichel. 1883. 8. 3 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman. Breslau, Schottländer. 1883. Gr. 8. 3 M.

Wallé, P., Schlüter's Aufenthalt in Petersburg 1713—1714. Ein Beitrag. Berlin, Bohne. 1883. Gr. 8. 1 M.

Walther, C. F. v., Die vierte Saecularfeier der Geburt Doctor Martin Luthers am 10. November (29. October) 1883. Gedicht. Aus dem Lateinischen vom Verfasser ins Deutsche übersetzt. St. Petersburg. 1883. Lex.-8. 1 M.

Weise, C., Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in 30 Gesängen. Bevorwortet von F. v. Bodenstedt. Wittenberg, Herrosé. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Wessely, J. E., Das weibliche Modell in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, Lemme. Gr. 8. 40 Pf.

Wetzstein, A., Blütenlese. In Lust und Leid. Gedichte eines Realisten. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Wilko, B. M., Verrechnet. Bürgerliches Trauerspiel. St. Petersburg, Schmitzdorff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wood, Mrs. H., Schloß Netherleigh. Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Zorn, P., Luther und die deutsche Nation. Königsberg, Beyer. 1883. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. in Nr. 50 bis 56.

Zur neuesten Referendumsbewegung. — Der Ausnahmszustand in Wien. — Die Russen in Merw. — Die Ministerkrisis in Serbien. — Gegen die sachliche Priorität der Unfallversicherung. (II/III.) — Drei Hypostasen des Reichskanzlers. — Katkow'sche Reactionsgelüste. — Zur Lage in Algerien. — Das Staatsrechnungswesen im Königreich Sachsen.

Franz Xaver Schmid-Schwarzenberg. (Nekrolog.) — Die nationale Kunstausstellung von Paris. (II.) — Erinnerungen an das Nordseebad Sylt. Von Ch. Belger. (I/VI.) — Rafael als Architekt. — Die Geschichte der Reformen im Osmanischen Reiche seit dem Jahre 1826. — Zur Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Von Fr. Muncker. — Ein Memoirenwerk über den Fall von Malta. — Leonardo da Vinci und Jean Paul Richter. Von E. Förster. — Die Landescultur-Rentenanstalt für Bayern.

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. — Die wirthschaftliche und finanzielle Entwicklung Ungarns seit dem Jahre 1878. — Die wirthschaftliche und finanzielle Lage Aegyptens. (I.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Troja.

Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit einer Vorrede von Professor A. H. Sayce.

Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie.

8. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Dr. Schliemann's „Troja" ist eine Fortsetzung und Ergänzung seines 1881 erschienenen Werks „Ilios", indem er darin über die neuesten Ausgrabungen berichtet, die auf trojanischem Gebiete von ihm unternommen wurden und bei welchen sich wieder überraschende, für die archäologische Wissenschaft und namentlich auch für die Geschichte der Architektur höchst wichtige Resultate ergeben haben. Die eingehende Vorrede von Professor Sayce, ein Anhang mit Aufsätzen von Professor Virchow, Dr. Karl Blind und Professor Mahaffy, ein über 500 Seiten starkes Namen- und Sachregister sowie wohlausgeführte Abbildungen und Karten verleihen dem hervorragenden Werke noch erhöhten Werth.

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken wie einz. gute Werke spec. Kunst, Costume, Architektur, alte französ. Literatur kauft zur Completirung einer **ausländ. Bibliothek** gegen Casse S. Glogau in Leipzig.

Die

Zonen des Geistes

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, gebunden M. 5.—.

Neu!] [Im Buchhandel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dramatische Werke

von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Zwölf Bändchen. Geh. 12 M. Geb. (in 4 Bände) 16 M.

Inhalt:

Pitt und Fox. Lustspiel.
Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Diplomaten. Lustspiel.
Der Nabob. Trauerspiel.
Katharina Howard. Trauerspiel.
König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel.
Herzog Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Welt des Schwindels. Geschichtliches Lustspiel.
Amy Robsart. Trauerspiel.
Arabella Stuart. Trauerspiel.
Auf rother Erde. Drama.
Der Vermittler. Lustspiel.

Jedes Drama ist auch einzeln zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre entschiedenen und dauernden Beifalls. Vorliegende Gesammtausgabe darf, indem sie jetzt in zweiter Auflage zu wohlfeilerm Preise dargeboten wird, um so sicherer bei allen Freunden der dramatischen Literatur im deutschen Publikum auf fernere rege Theilnahme rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 11. 13. März 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Das „Unwahrscheinliche" auf der Bühne.

Zu den vielen und oft unerfreulichen Beweisen, daß wir in einer Periode sehr realistischer Geschmacksrichtung leben, gehört auch die häufige Wiederkehr eines Vorwurfs, welchen Recensenten und nach ihnen das große Publikum jetzt mehr als je dramatischen Gestaltungen gegenüber zu erheben geneigt sind. „Eine wahre Fülle von chocanten Unwahrscheinlichkeiten störte den Eindruck, den diese Novität zu machen sonst gewiß nicht verfehlt haben würde", sagen die erstern, und aus dem letztern tönen Stimmen — nicht etwa immer Stimmen der Besucher des hohen Olymps, sondern häufiger Stimmen vom ersten Rang und den Sperrsitzen: „Absurd! Unmöglich! Geht ja gar nicht an! Unwahrscheinlich!" Und dieselben Leute, welche einer Tragödie, einem Schauspiel oder einem der bekanntlich bei uns Deutschen sehr seltenen gedankentiefen Lustspiele mit diesem Verdict der „Unwahrscheinlichkeit" den Hals brechen wollen, lassen sich in Opern und Possen, alias Lustspielen moderner Façon, die allertollsten Unwahrscheinlichkeiten gefallen, dort mit der Entschuldigung, die Hauptsache sei doch die in musikalischer Hinsicht ausgiebige Situation, hier mit der Abfertigung: „Was wollen Sie? Man hat doch gelacht!"

In diesem Widerspruch des Urtheils liegt eigentlich eine größere Achtung und Ehrfurcht vor der Muse des höhern Dramas und der wahren Komödie, als die strengen Verdammer der „Unwahrscheinlichkeit" wol selber ahnen; denn sie verlangen damit, daß hier Kunst sich in Natur verwandle, also das höchste Ziel erreiche, und verzichten dort darauf. Andererseits hat jener Vorwurf seinen Grund manchmal aber auch in gedankenloser Verkennung der künstlerischen Intention, die im Drama sich solche Unwahrscheinlichkeiten erlauben darf mit demselben Recht, mit welchem die Maler, z. B. der so oft und ungerecht verketzerte Correggio ehemals und der gefeierte Makart jetzt, häufig bei ihren Bildern Verkürzungen anwenden, um die beabsichtigte schöne Vollwirkung zu erzielen. Aehnliches muß auch dem Dichter gestattet sein, wenn er in der Entwickelung der Handlung hier einen Sprung macht, dort länger bei dem Object verweilt, als in der alltäglichen Realität möglich oder wahrscheinlich ist. Wie viel erlaubt sich Meister William in der ersten Beziehung, wie viel haben sich in der zweiten alle Dichter erlaubt und erlauben müssen! Wo blieben die „Königsdramen", wenn man ihre zeitliche Eintheilung nach dem Standpunkte der nörgelnden Realitätssucht ins Auge fassen wollte? Wo bliebe so vieles, was doch alle Völker und Zeiten, bei welchen überhaupt von dramatischer Dichtung die Rede sein kann, als gültiges Recht derselben anerkannt haben, z. B. der Monolog?!

Läßt man aber bei den großen Meistern sich den poetischen Genuß nicht stören, wenn sie in so wichtigen Dingen die Aegis der licentia poetica erheben, so sollte man auch bei dem aufstrebenden Geschlecht der dramatischen Dichter Gerechtigkeit üben und solche Quängeleien unterlassen, wie sie so manchesmal dem in feurigem Fluge dahinsausenden Pegasus als Steine in den Weg geworfen werden.

Denn es zeugt wahrlich nicht von poetischem Verständniß, jede kleine Abweichung von der banalen „Möglichkeit" schlennigst als Gedankenlosigkeit des Dichters aufzumutzen, sondern es beweist vielmehr, daß solche „ganz verfluchte Kerls, die ihre Augen doch auch überall haben", nur den kleinen Kindern gleichen, die das Interesse an der Sache verlieren, sobald sie merken, daß die vorgetragene Geschichte keine „wirklich und wahrhaftig geschehene"

ist. Es sollte im Gegentheil von allen Kritikern als eine ihrer ersten und heiligsten Pflichten erkannt und geübt werden, daß sie selbst ihre Augen vor allem auf das Kernhafte und Edle richten, das der Dichter und der Künstler gewollt haben, daß sie in erster Linie mit warmer Hingebung prüfen, ob und wie er dies sein Hauptziel erreicht hat, und dann ihre Leser und Zuhörer auf das erreichte Schöne aufmerksam machen, ehe sie sich bestreben, den Geschmack des Publikums dahin zu „bilden", daß es über wirklichen Verstößen gegen die Realität die Hauptsache vergesse oder etwas als „plumpe Unwahrscheinlichkeit" belache, was der Dichter in genialer Willensmacht dem starren und spröden Stoff mit kräftiger Hand abgemeißelt hat, um seinen Gegenstand in die poetische Existenz zu bringen und in das volle Licht der poetischen Schönheit zu rücken. Denn auf dieser beruht die innere Wahrhaftigkeit jeglichen Kunstwerks, und wenn sie erreicht wird, so ist die Kühnheit, welche die äußere Wahrscheinlichkeit in die Schanze schlägt, nicht nur zu entschuldigen, sondern als Probe genialer Urkraft zu preisen.

Wollte man das nicht anerkennen, wo bliebe dann so manchesmal „die poetische Gerechtigkeit", deren Uebung jeder Zuschauer mit gesundem Instinct verlangt? Wo bliebe die Läuterung der Seele, welche selbst das roheste Publikum von einer dramatischen Darstellung fordert, wie es durch den jubelnden Applaus beweist, mit welchem es seinem erregten Herzen Luft macht jedesmal, wenn ihm gezeigt wird, daß der Schuld die Sühne und der Kränkung der Unschuld die Rache folgt? Das gewöhnliche Leben gibt solche Sühne und Rache durchaus nicht immer zu schauen, während die poetische Welt es thut und gerade dadurch ihr göttliches Recht beweist.

Mit größerm Nachdruck, als mit welchem so viele Herren der Tagesblätter, die ja doch heutzutage den Geschmack der großen Menge „lenken und läutern", von den Possen und Schwänken betonen: „Was wollen Sie? Man hat doch gelacht!", können daher bei dem gesunden Gefühl des naiven Publikums die Vertreter und Vertheidiger der idealen Kunstrichtung hier sagen: „Was wollen Sie? Man ist doch ergriffen!" Aber was fragen die Splitterrichter danach, wenn sie nur ihr Licht über scheinbaren oder wirklichen „Sünden" gegen den Realismus leuchten lassen können und Stoff zu einigen Kalauern finden?! Und doch ist es traurig, wenn der einfache Theaterbesucher, der gestern durch ein Drama der Art in höchste Erregung versetzt wurde, am andern Tage, nachdem der Herr Theaterkritikus sein Votum hat drucken lassen, sich seiner Begeisterung schämt und sich geistreich vorkommt, wenn er über „grobe Unwahrscheinlichkeiten" klagt oder zu witzeln versucht, die er gestern unter dem vollen Eindruck dramatischer Wirkung gar nicht als solche empfunden hat. Jetzt hat er sie aus dem Blättchen, in welchem sie ihm der soi-disant Kritiker vorgekaut hat, kennen gelernt, und geht wol gar als „a wiser, but a sadder man" aus dieser kritischen Läuterung hervor. Das ist ein sehr zweifelhaftes Verdienst, das sich der erleuchtete Kritiker und Lessing Nr. x um ihn erworben hat.

Auf der andern Seite ist es aber durchaus nicht zu wünschen noch zu vertheidigen, daß der Dichter seine magische Gewalt misbrauche, um durch Kunstgriffe, wie sie etwa einem Taschenspieler zustehen mögen, das Publikum in eine künstliche Erregung hineinzuhetzen, sondern in solchem Falle ist es eine ebenso ernste und ebenso heilige Pflicht der ehrlichen Kritik, kräftig mit der vollen Wucht ihres Schwertes dreinzuhauen. Denn auch dann gilt es, der poetischen Wahrheit ihr hehres Recht zu sichern und das Palladium der Kunst hoch zu halten. Wo also jemand, nur um auf die Thränendrüsen seiner Zuschauer zu drücken, was „durch geschickte Manöverführung in der dramatischen Campagne mancher Saison" — um im Jargon zu reden — bekanntlich sehr leicht ist, sich solcher Mittel bedient, da ist auch er gleich den andern Schächern aus dem Tempel zu jagen, und Dank sei dem Kritiker, der ihm die Wiederkehr möglichst auf immer verleidet.

Und zum Schluß komme ich wieder auf das Kapitel der „Bühnengewohnheiten", das ich in Nr. 35 d. Bl. f. 1883 schon einmal behandelt habe, und füge hier noch einige Bemerkungen hinzu, die sich aus dieser „Unterhaltung" ergeben.

Wo es angeht, ist der Anschluß an die Realität in den Außendingen allerdings anzustreben, und zwar nicht nur darum, weil der Zeitgeschmack es verlangt, sondern weil es auch nach stets gültigen ästhetischen Principien nothwendig ist, daß die neuern dramatischen Autoren sich allerhand Dinge abgewöhnen, welche dadurch unerträglich sind, daß sie nicht etwa nur dem heutigen Realismus, sondern dem einfachen gesunden Menschenverstand widersprechen. Es sollten jetzt Dichter sich nicht mehr erlauben, aus dem Belauschen eines Monologs durch einen andern die Handlung weiterzuspinnen; es sollte nicht mehr gewagt werden, daß die Uhr auf der Bühne mitwirke, um mit ihren Schlägen den Verlauf einer vollen Stunde zu bezeichnen, während dem Zuschauer vielleicht kaum zwanzig Minuten vorübergehen; und es sollte nicht mehr glaubhaft zu machen versucht werden, daß ein Act ohne Verwandlung, der dreißig bis vierzig Minuten dauert, einen ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang umfasse; denn als höchstes und edelstes Princip gilt schließlich doch auch hier für den Dichter, was Lessing für den Schauspieler gesagt hat:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunst gehandelt!

Reinhard Mosen.

Vom schwäbischen Parnaß.

Schwäbisches Dichterbuch. Herausgegeben von Eduard Paulus und Karl Weitbrecht. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 4 M. 80 Pf.

Das Erscheinen eines Literaturwerks, das den genius loci poeticus einer abgegrenzten Provinz prägnant zum Ausdruck bringt, ist immer ein erfreuliches Symptom; denn das Provinzielle in der Literatur bewahrt die literarische Production einer Zeit vor Einseitigkeit und Verknöcherung und erfrischt sie mit dem verjüngenden Hauche des Individuellen.

Ein „Schwäbisches Dichterbuch" hat soeben die Presse verlassen. Wo von „schwäbischen Dichtern" die Rede ist, da tritt wol uns allen jene Gilde edler Sänger vor das geistige Auge, die vor funfzig Jahren unter der Aegide des liederreichen tübinger Professors die Rebengeläude des Neckars wiederhallen ließ von dem vielstimmigen Chorus einer mehr minnig und sinnig als streitbar und stürmisch gearteten Lyrik. Und in der That — der Geist eines Uhland, Schwab, Kerner, Pfizer und Mörike ist auch heute noch wach unter den Poeten Würtembergs. Das „Dichterbuch" beweist es. Die hyperromantischen „Schwabenstreiche" freilich, in deren dichterischer Verherrlichung sich einige unter den Stimmführern des altwürtembergischen Parnasses gefielen, finden heute auch im Schwabenlande kaum noch einen poetischen Verfechter. Aber der alte Born, aus dem Uhland und seine Sangesgenossen schöpften, sprudelt noch heute in ungeschwächter Kraft: heute wie damals ist die Stoffwelt der würtembergischen Lyriker die Welt des Gemüths und der Natur. Justinus Kerner's Wort:

> Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
> Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur;

dieses Wort trifft noch gegenwärtig vollauf zu; denn zweierlei wiegt bei jenen Alten wie bei diesen Neuen bezeichnend vor: das subjective Austönen eines rein privaten Empfindens in Lust und Leid, und die in das warme Colorit der Stimmung getauchte naturandächtige Landschaftsmalerei — letzteres eine Richtung, welche in dem schönen Schwabenlande eine so reiche Nahrung findet. Neben diesen hervorstechenden Merkmalen aber haben die modernen Alemannen noch eine ganze Reihe anderer charakteristischer Eigenthümlichkeiten mit der alten Schule gemein: so den durchgehenden Ernst der Gesinnung, den Goethe gelegentlich der Beurtheilung von Gustav Pfizer's Gedichten ebenso ungerecht wie einseitig als einen „sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel" bezeichnete, so ferner die Wärme der Ueberzeugung, ein Zug, der namentlich bei Uhland glänzend zum Ausdruck kam, so endlich die Reinheit der dichterischen Form, welche freilich hier wie dort die complicirtern Rhythmen und Strophengebäude fast ängstlich meidet. Dagegen stimmt die Parallele zwischen jenen und diesen in einem wesentlichen Punkte ganz und gar nicht: die Enkel der schwäbischen Vaterlands- und Freiheitssänger leiden fast gänzlich Mangel an einem Organ für die poetische Nachempfindung und Gestaltung der die Zeit bewegenden Ideen, namentlich auch nach der Seite der Politik hin, was sich wol zu einem nicht geringen Theil aus den im Lande Würtemberg noch immer regen großdeutschen Sympathien erklärt. Kaum ein einziges Gedicht der ziemlich voluminösen Collection ist von dem Bewußtsein der großen deutschen Errungenschaften von 1870/71 kräftig und warm erfüllt, und dieser politische Indifferentismus wirft einen tiefen Schatten auf das sonst so treffliche Manifest des Dichtergeistes unserer süddeutschen Brüder. Ernst der Gesinnung und Wärme der Ueberzeugung, Eigenschaften, die wir den heutigen Sängern vom Neckar und Nesenbach als ein ihnen mit der alten Schule Gemeinsames nachrühmten, documentiren sich in dem singenden Würtemberg gegenwärtig zwar auf allen Gebieten, nur nicht auf dem der Politik: Jungschwaben, soweit es in seinem „Dichterbuch" zum Ausdruck kommt, hat ein ethisches, aber kein politisches Ideal.

Die Mitarbeiter an dieser schwäbischen Anthologie, fünfunddreißig an der Zahl, gruppiren sich am natürlichsten in die Todten, die Alten und die Jungen. Was die erstern betrifft, so wären sie unsers Erachtens aus dem Rahmen des Buchs besser fortgeblieben; denn wo die Lyrik einer bestimmten Provinz en masse zu Worte kommt, da handelt es sich, meinen wir, um eine zeitgenössische Kundgebung, die vor allem den Zweck hat, ein abgeschlossenes Bild zu geben von der Antheilnahme jener Provinz an der lyrischen Arbeit desjenigen engern Zeitabschnitts, in den die Kundgebung fällt. Nun gehören die hier in Rede stehenden Todten zwar fast ausnahmslos einem kaum erst abgeschlossenen Zeitabschnitte an, allein sie waren beim Erscheinen des Buchs doch bereits abgeschieden, und die Entstehung ihrer Beiträge — das thun verschiedene Merkmale dar — fällt in eine Zeit, die nicht mehr ganz die unserige ist. Aber das nur nebenbei! Die Verstorbenen, zu denen Namen wie Mörike, Seubert, H. Kurtz, Bacmeister, Ganzhorn zählen, werden durch Beiträge repräsentirt, die den Eindruck machen, als ständen sie hier invita Minerva et poeta, als wären sie ausrangirte Dichterwaare, die ohne den Consens der Todten von den Lebendigen auf den Präsentirteller der Oeffentlichkeit gelegt wurde. Das ist ein peinlicher Eindruck. Namentlich sind es zwei feinsinnige Geister, die bei dieser, wie es scheint, einigermaßen indiscreten Plünderung post mortem schlecht genug wegkommen — Eduard Mörike und Hermann Kurtz. Die posthumen Geisteskinder dieser beiden Poeten werden den Ruhm ihrer Väter sicherlich nicht vermehren.

Aber wenden wir uns von den Todten zu den Lebendigen! Die Alten — um von diesen zunächst zu sprechen —

sind in dem „Dichterbuch“ durch die klangvollen Namen Friedrich Vischer, J. G. Fischer, Friedrich Notter *), Karl Gerok, Sigmund Schott u. a. vertreten. Nach dem Werth des Gebotenen verdienen wol die beiden Namensvettern, der mit dem V und der mit dem F, den Vorrang vor den gesammten hier aufmarschirenden Lyrikern.

Zunächst der mit dem V, der große Aesthetiker! Gemäß seiner durchaus auf den Gedanken gestellten tiefgründigen Natur documentirte Friedrich Vischer als Lyriker von jeher eine mehr reflectirende als empfindende Physiognomie, und in keiner Zeile seiner glänzenden Beiträge zu der vorliegenden Anthologie seiner Landsleute verleugnet er dieselbe. Alle Seiten seines reich ausgestatteten Wesens kommen hier voll zur Geltung: als kunstgewandter Freskenmaler mit dem Wort bewährt er sich in dem zum Besten der Rheinthal-Ueberschwemmten des vorigen Jahres verfaßten „Prolog“, als toleranter Religionsphilosoph aber in dem formenschönen Gedicht „Nacht auf dem Meere“ und als schneidiger Satiriker endlich in dem famosen „Gesang der Exacten“, in welchem er die geistlosen Notiz- und Datensammler gründlich verspottet, welche die Literaturgeschichte in ein Register von äußerlichen Dingen und Zufälligkeiten aus dem Leben unserer Geistesheroen verflachen möchten.

Neben den dichtenden Kritiker-Philosophen stellen wir den naturphilosophischen Dichter — J. G. Fischer **) neben Friedrich Vischer. Wenn das Elementare, das Naturunmittelbare und Naturgewaltige, das Naiv-Unbewußte und Unmeßbare in einem Poeten das eigentlich Dichterische ausmacht, so darf der stuttgarter Schiller-Propagandist wol als der am höchsten Begabte unter den nach-Uhland'schen Sängern des Schwabenlandes bezeichnet werden; er ist viel mehr Dichter als der mehr auf das Gedankliche gestellte Friedrich Vischer, und nur Karl Gerok und Wilhelm Hertz, die dichterisch gleichfalls hochbeanlagt sind, dürfen allenfalls mit ihm in die Schranken treten. J. G. Fischer ist in dem „Dichterbuch“ durch eine Reihe melodischer Lieder und schwungvoller Hymnen vertreten, die seinem Lorber ein neues und nicht das schlechteste Blatt hinzufügen. Die uns von ihm hier dargebotenen Gaben zeichnen sich dem Inhalt nach durch Bedeutsamkeit des Gedankens und Anmuth der Empfindung, der Form nach durch architektonische Schönheit des Baues und seltenen Schmelz des musikalischen Klanges aus.

Karl Gerok, der geniale Verfasser der „Palmblätter“, wird der Hauptsache nach durch zwei grandios gemeißelte antike Frauenbilder, „Antigone“ und „Arria“, und eine dramatisch bewegte Ballade aus der Geschichte Stuttgarts, „Die Weinberghalde zum Sünder“, repräsentirt, während Friedrich Notter uns classisch gerundete Charaktere aus der Geschichte, „Dante“ und „Schamyl“, Sigmund Schott duftige Liederblüten aus der Welt des Herzens bietet.

Aus der Reihe der jüngern Namen des „Dichterbuchs“ thut sich neben dem weithin rühmlichst bekannten Wilhelm Hertz, der ein umfangreiches alliterirendes Heldengedicht: „Beowulf's Kampf mit dem Drachen“, beigesteuert hat, eine Anzahl von Poeten vortheilhaft hervor, welche sich bisher nur einen beschränkt provinziellen Ruhm errungen und hier mit recht wackern poetischen Leistungen in die Arena einer größern Oeffentlichkeit tritt. Da sind vor allem die beiden fleißigen, geschmack- und einsichtsvollen Herausgeber des „Dichterbuchs“, Eduard Paulus und Karl Weitbrecht, von denen der erstgenannte in dem „Neuen Merlin“ ein leider Fragment gebliebenes, philosophisch-phantastisches Zeit- und Zukunftsgemälde großen Stils entwirft, das uns als eine der werthvollsten Perlen der Sammlung erscheint, während der Letzterwähnte neben kleinern lyrischen Stücken ein breiter angelegtes erzählendes Gedicht aus dem modernen Leben spendet, das unter dem Titel „Die Künstlerin“ einige gut gezielte Geißelhiebe gegen das heutige Virtuosenthum in der Kunst führt, um alsdann sein polemisches Thema idyllisch-versöhnend ausklingen zu lassen.

An diese beiden poetischen Hauptvertreter von Jungschwaben schließen sich als ansehnlicher Chor Talente der mannichfaltigsten Art, theils ausgereifte Männer, die schon auf eine Reihe literarischer Thaten zurückblicken, theils junges Blut, das sich die dichterischen Sporen noch verdienen soll: Karl Schönhardt, Wilhelm Straub, August Wintherlin, Adolf Wechßler, Heinrich von Bautz, Karl Doll, Emil Engelmann, Karl August Fetzer, C. Flaischlen, Julius Ernst Günthert, Karl Hecker, Georg Jäger, Paul Lang, Karl Mayer, Adolf Palm, Berthold Pfeiffer und Karl Roller — sie alle und, damit „Starkes sich und Mildes paaren“, auch eine Dame, Fräulein Isolde Kurtz, des verstorbenen Dichters Tochter — sie alle flechten ihre poetischen Blätter und Blumen in den Kranz des „Schwäbischen Dichterbuchs“. Daß dabei manches Unreife und Abgeblaßte seinen Platz neben Vollausgereiftem und Eigenartigem findet, ist selbstverständlich; wir lassen uns hier genügen, auf einzelne der hervorragendern Talentproben hinzuweisen, als welche wir den köstlich volksthümlichen „Spritzenmeister“ Doll's, das geistvolle und versgewandte Ghasel Schönhardt's, den echt balladenartigen „Zinkenisten“ Roller's, „Die Frau des Pilatus“ und „Die Fahrt mit dem Todten“ Paul Lang's und die ansprechenden Lieder Adolf Palm's mit besonderer Auszeichnung hervor-

---

*) Notter ist seit der Abfassung obiger Besprechung leider auch zu den Todten gegangen.

**) Wir ergreifen mit Vergnügen die sich hier bietende Gelegenheit, um auf die soeben in dritter vermehrter Auflage erschienenen „Gedichte“ von J. G. Fischer (Stuttgart, Cotta) hinzuweisen. Was an den äußerst formengewandten Poesien des stuttgarter Altmeisters zuerst in die Augen springt, ist eine fast frappirende Universalität der geistigen Gesichtspunkte; Fischer greist nicht nur in den eigenen Busen und verkündet in oft wahrhaft bestrickenden Naturlauten sein persönliches Weh, seine persönliche Lust, nein, auch die großen zeit- und weltbewegenden Gedanken finden in ihm einen kräftigen Widerhall und sprechen aus ihm in flammenden Worten. Aber nicht nur als lyrischer Verkündiger der eigenen Empfindungen, nicht nur als beredter Dolmetscher nationaler und zeitgeschichtlicher Gedanken, auch als epischer Schilderer historischer Vorgänge, als kunstgeübter Bildner plastischer Gestalten aus Zeit und Leben excellirt unser Dichter. Wir dürfen diese neue Auflage Fischer'scher Dichtungen, welche in jedem Sinne als eine Auswahl des Besten aus der dichterischen Thätigkeit des Verfassers bezeichnet werden kann, der allgemeinen Beachtung aufs wärmste empfehlen.

heben. Originelle und höchst anerkennungswerthe Beiträge in schwäbischer Mundart haben endlich Michel Richard Buck und Adolf Grimminger geliefert, ersterer im oberschwäbischen, letzterer im stuttgarter Dialekt, und es ist interessant, an der Hand dieser Poesien den kernigern und derbern Jargon des Oberlandes in Parallele zu stellen mit dem weichern und sangbarern des Districts der würtembergischen Hauptstadt.

Das „Schwäbische Dichterbuch", das auch äußerlich trefflich ausgestattet und mit den Porträts J. G. Fischer's, Karl Gerok's, Friedrich Vischer's und Wilhelm Hertz' geschmückt ist, darf als werthvoller Beitrag nicht nur zur Geschichte der zeitgenössischen lyrischen Production in Deutschland, sondern auch zur allgemeinen Charakteristik der einzelnen deutschen Volksstämme betrachtet werden. Es liefert dem aufmerksamen Leser, wenn er sein Auge für völkerpsychologische Unterschiede geübt hat, den Beweis, daß trotz der heutigen nivellirenden Einflüsse von Technik und Industrie, von verallgemeinernder Geistesbildung und politischer Centralisation die Schranken der Sinnes- und Gemüthsart zwischen Gau und Gau im gegenwärtigen Deutschland durchaus noch nicht gefallen sind. Wir wollen gar nicht von dem sich unmittelbar aufdrängenden natürlichen Gegensatz zwischen Nord und Süd — Reflectirtheit und Naivetät — sprechen; wir wollen nicht die müßige Frage aufwerfen, einen wie großen Contrast ein berliner Dichterbuch, wenn eins erschiene, bilden müßte gegenüber dem stuttgarter, wir wollen nur auffordern zu dem lehrreichen Vergleich des vor kurzem in zweiter Serie erschienenen „Münchener Dichterbuchs" mit dem vorliegenden schwäbischen. Welche tiefgreifenden Unterschiede in Geistesart und Temperament zwischen diesen geographisch doch so nachbarlich verbundenen Volksstämmen: Unterschiede, denen nachzugehen uns weit über den eng bemessenen Rahmen dieser Besprechung hinausführen würde.

Ernst Ziel.

Zur Culturgeschichte.

1. Culturhistorischer Bilderatlas. Zweite Abtheilung: Mittelalter, bearbeitet von A. Essenwein. 120 Tafeln mit erklärendem Text. Leipzig, Seemann. 1883. Quer-Folio. 10 M.

Der Geschmack unserer Zeit hat eine sehr entschiedene Richtung auf illustrirte Werke genommen, und zwar nicht nur auf Bilder zu Worten, sondern auch auf Worte zu Bildern mit mehr oder weniger Vorwiegen des einen und des andern Elements der belehrenden Darstellung. Täglich, könnte man beinahe sagen, vermehren sich die Veröffentlichungen dieser Art, und zwar sowol auf dem Gebiete der Natur, als auf dem der Geschichte in ihrer heute vor allem beliebten Form, der Culturgeschichte. Das hier angezeigte Werk ist denn auch nicht das erste in seiner Art, wenn auch vielleicht dem Umfange nach das hervorragendste. Zuerst ist ihm der „Atlas der Culturgeschichte" von A. von Eye (Leipzig, Brockhaus) vorangegangen; es folgte der Weißer'sche „Bilder-Atlas", mit welchem indessen wol nur bezüglich des äußerst sorgfältig und reich gehaltenen Alterthums eine Concurrenz schwierig sein dürfte, weniger gewiß mit den Darstellungen des Mittelalters und der Neuzeit. Ob das vorliegende Werk das Weißer'sche im Alterthum erreichen wird, ist noch nicht zu entscheiden; denn es beginnt mit dem das Mittelalter umfassenden zweiten Bande; in den nächsten zwei Jahren sollen das classische Alterthum und die Neuzeit bis zum Jahre 1800 nachfolgen; ob es thunlich sein wird, als Supplemente noch die Urzeit und das orientalische Alterthum sowie das 19. Jahrhundert beizufügen und so das Ganze systematisch abzurunden und wahrhaft zu vervollständigen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. In den vorliegenden 120 Bildertafeln des Mittelalters hat der emsige und gelehrte Vorsteher des Germanischen Museums ein ebenso lehrreiches wie ansprechendes Gemälde geliefert von den Nachklängen aus dem Alterthum im 5. bis 10. Jahrhundert, von dem mittelalterlichen Leben unter der Herrschaft der Kirche im 11. und 12., unter dem Einflusse des Ritterthums und der Fürstenhöfe im 13., und unter der Einwirkung des städtischen Bürgergeistes im 14. und 15. Jahrhundert. Wir haben da eine reiche Sammlung von Bildern sowol aus Verlagswerken des Verlegers wie aus einer Menge anderer, meist großer Prachtwerke, die dem Publikum nicht leicht zugänglich sind, und aus der unter Leitung des Herausgebers stehenden Anstalt vor uns, welche Geräthe aller Art, Waffen und Rüstungen, Scenen aus dem Leben aller Stände nach gleichzeitigen Reliefs und Malereien, Schriftproben, Trachten, Gewebe, Sigille, Grabmäler darstellen und uns in den Krieg und Frieden, in Kirche und Haus, auf die See und in das Feld jener vielbewegten Zeiten einführen. Dabei können wir zugleich die viel kritisirten und wenig verstandenen Kunstleistungen des Mittelalters in ihrer Entwickelung verfolgen, welche dem Tieferblickenden deutlich einen langsamen Uebergang aus der Hinterlassenschaft der Antike durch eine Art von nachlässigem und steifem Stil, aber nicht ohne Funken künstlerischen Geistes, in die moderne Auffassung des wieder in seiner Reinheit gewürdigten classischen Schaffens verräth.

3. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Von O. Sutermeister. Siebzehntes bis zwanzigstes Heft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1883. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Das siebzehnte Heft dieser trefflichen, von uns mehrfach angezeigten Sammlung dialektischer Aufsätze und Ge-

dichte aus der deutschen Schweiz enthält ausschließlich prosaische und poetische Arbeiten von Johann Martin Usteri, einem Zeitgenossen Hebel's, dem Verfasser des weltbekannten Liedes „Freut euch des Lebens" und einem der ersten, welche die schweizerischen Dialekte in gebundener Sprache auf eine dem Bildungsstandpunkte der neuern Zeit angemessene Weise verwertheten. Das achtzehnte Heft bringt meist Beiträge in Versen, die uns in das echteste Volksleben hineinführen. Das neunzehnte und zwanzigste Heft bringen prosaische und poetische Leistungen des Volkshumors aus den bis dahin noch nicht vertretenen Cantonen Graubünden und Thurgau, also aus dem äußersten Südosten und Nordosten der Schweiz. Der graubündner Dialekt besitzt auffallend alterthümliche Formen und theilt mit dem des berner Oberlandes und des deutschen Oberwallis das Festhalten am n zu Ende der Wörter, das in der ebenen Schweiz wie in Schwaben abgeschliffen ist, sodaß klar vorliegt, wie die ebene Schweiz in ihrer Volkssprache von den Landsleuten des Alpengebirges weiter entfernt ist als von ihren rechtsrheinischen, dem Deutschen Reiche angehörenden Nachbarn, was auch aus den so deutlich schwäbelnden Beiträgen hervorgeht, welche der Thurgau zu der vorliegenden Sammlung geliefert hat; ob die Diminutiven nun auf e oder i enden, ist ein sehr untergeordneter Punkt, und die Annahme des au für das alte u, und des ei für das alte i hat Schwaben bekanntlich nur der Luther'schen Bibelübersetzung zu verdanken; hätte es sich Zwingli angeschlossen, so würde es wol heute noch ebenso mittelhochdeutsch sprechen wie die Schweizer der Ebene. In den Dialekten der Alpenthäler dagegen besitzen wir noch Uebergänge zum Althochdeutschen, welches an der italienischen Grenze noch ganz früh-mittelalterlich lauten soll, aber wol im Hinscheiden begriffen ist. Ein der nun vollendeten ersten Serie des Werks beigegebenes Schlußheft: „Schlüssel zum Schwizer-Dütsch", enthält als höchst angenehme und dankenswerthe Beigaben ein Wörterbuch der weniger verständlichen Schweizer-Ausdrücke und eine Abhandlung über die Mundarten der deutschen Schweiz und den Zweck des Werks.

3. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearbeitete Auflage. Zwei Bände. Augsburg, Lampart u. Comp. 1883—84. Gr. 8. 21 M.

Wir kennen von dem vorliegenden Buche nur die erste, 1875 erschienene Auflage und die gegenwärtige dritte, können also nicht entscheiden, inwiefern das, was wir bezüglich des Unterschiedes zwischen diesen beiden Auflagen zu sagen haben, sich schon auf die dazwischenliegende zweite bezieht oder nicht. Jedenfalls ist es eine Seltenheit, daß ein culturgeschichtliches Werk in sieben Jahren drei Auflagen erlebt, und der Umstand beweist, daß der eigenartige Standpunkt des Verfassers in weiten Kreisen Anklang oder Aufsehen erregt hat. Wir hatten seinerzeit Gelegenheit, die erste Auflage zu besprechen und dabei auf mancherlei Mängel derselben aufmerksam zu machen. Heute können wir nun zu unserer Befriedigung sagen, daß in der soeben vollendeten dritten Auflage nicht nur jene Mängel größtentheils beseitigt sind, sondern daß der Verfasser sein Werk in mancher Hinsicht sehr bedeutend, nicht nur vermehrt, sondern auch verbessert hat. Der in vielen Punkten sehr schroffe Standpunkt der ersten Auflage, der mit dem Grundsatze des Verfassers, die ganze Culturgeschichte als eine natürliche Entwickelung des Menschengeschlechts zu betrachten, nicht durchweg übereinstimmte, ist wesentlich gemildert; der Verfasser ist gegen Richtungen, die er in der ersten Auflage eifrigst bekämpfte, obschon sie ebenso sehr „natürliche Entwickelungen" sind wie die von ihm vertheidigten, gerechter geworden, und sein Werk, welches anfangs mehr Gedanken über Culturgeschichte brachte als Thatsachen derselben, darf nun bezüglich der letztern mit Recht allen andern Culturgeschichten von ähnlichem Umfange, was seinen Werth und seine Brauchbarkeit betrifft, vorangestellt werden. Diese guten, beziehentlich verbesserten Seiten des Buchs schließen aber keineswegs aus, daß wir an einzelnen Theilen desselben noch mancherlei auszusetzen haben, was wir, auch unbeschadet der Grundansichten des Verfassers, lieber anders behandelt gesehen hätten. Ein allgemeiner Punkt dieser Art ist der, daß der Verfasser an manchen Stellen des Textes gegen seine Recensenten polemisirt, was für das lesende Publikum keinen Zweck hat und besser in Noten zu verweisen wäre, wie es auch oft mit mehr Ruhe geschehen dürfte. Auch in der Vorrede ist z. B. der Verfasser dieser Zeilen in einer Weise genannt, welche seine dort angefochtene Aeußerung in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als sie mit Rücksicht auf ihre specielle Veranlassung wirklich gemeint war.

Was nun die Punkte betrifft, die wir im einzelnen zu berühren haben, so scheint uns vorerst die Parallele zwischen den thierischen und den menschlichen Fähigkeiten unvollständig zu sein. Der Verfasser legt z. B. Werth darauf, daß auch bei Thieren Fälle von Selbstmord vorkommen. Wir halten dies für viel weniger wichtig als den von ihm nicht erwähnten Umstand, daß kein Thier das nachweisbare Bewußtsein hat, sterben zu müssen, welches dagegen jedem Menschen ohne Ausnahme angehört. Ebenso sagt von Hellwald nichts davon, daß kein einziges Thier, wohl aber jeder Mensch Feuer anzündet, zubereitete Werkzeuge benutzt, eine artikulirte Sprache redet. Das Beispiel, welches er S. 9, Note 2 anführt, ist weit entfernt von einem zubereiteten (geschnitzten oder geschliffenen) Werkzeug.

Zwar hat der Verfasser seine frühere Ansicht, welche jeden Fortschritt in der Entwickelung des Menschen leugnete, auf S. 18 wesentlich modifieirt; dennoch begeht er gleich darauf S. 19 einen Widerspruch; dort sagt er, es sei in der Geschichte der Menschheit kein Herabsteigen von einstiger Höhe, sondern nur ein Aufsteigen, ein Fortschritt zu bemerken; hier dagegen läßt er neben dem Fortschritt auch den Rückschritt zu, der doch ein Herab-

steigen von früherer Höhe ist. Wir verstehen allerdings, wie er es meint, aber der Ausdruck könnte doch genauer sein. Bedenklicher ist, daß von Hellwald bei seinem frühern Ausspruche verharrt, der Mensch bessere sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit. Wir finden denn doch, eine solche Besserung liege klar vor in dem Aufhören der Ketzer- und Hexenprocesse, der Religionskriege, der Folter, der Juden- (und Christen-) Verfolgungen (leider allerdings nur im großen und officiell). Richtig ist, daß, wie der Verfasser S. 22 sagt, die moralischen Lehren und Grundsätze seit Jahrtausenden dieselben geblieben sind; allein das schließt nicht aus, daß ihre Befolgung große Fortschritte gemacht hat. Geradezu unrichtig ist, daß niemals eine neue menschliche Leidenschaft, eine neue Gemüthsbewegung entdeckt worden sei oder eine vorhandene verschwunden wäre, während doch Thatsachen lehren, daß zur Zeit Alexander's des Großen die Leidenschaft der Liebe zwischen Mann und Weib an die Stelle roher Sinnlichkeit oder nüchterner Rücksichten trat; daß zur Zeit Buddha's in Indien der Verzicht auf die zeitlichen Güter und die Sehnsucht nach der Ewigkeit epidemisch wurde, was sich zur Zeit Jesu wiederholte; daß zur Zeit der Kreuzzüge, der Reformation und der Revolutionen neuester Zeit gewaltige Leidenschaften und Bewegungen, die man früher nicht kannte, ganze Bevölkerungen erfaßten; daß zur Zeit Rousseau's im vorigen Jahrhundert die Schwärmerei für die Schönheiten der Natur neu auf die Weltbühne trat u. s. w. Und der Pessimismus wie der Materialismus unserer Zeit, sind sie nicht auch neue Gemüthsbewegungen, bei denen Leidenschaften mächtig mitspielen? Daß dann ebenso die mit dem früher überall herrschenden Aberglauben und Religionshaß verbundenen Leidenschaften bei der unleugbaren Abnahme dieser Uebel in neuerer Zeit dahinschwinden, wer wollte dies verkennen?

Offenbar ein Versehen in der Redaction der neuen Auflage ist es, wenn der Nachweis der neuesten Forscher, namentlich Roskoff's, daß es keine Völker ohne Religion gebe, S. 39 und 40 ausführlich besprochen und anerkannt, S. 66 aber wieder in Zweifel gezogen wird. Wahrscheinlich sollten die beiden betreffenden Abschnitte verschmolzen werden.

Auf S. 142 des ersten Bandes steht bei Besprechung der chinesischen Cultur die erste einer Reihe von Stellen, gegen welche der Verfasser unsern Widerspruch herausfordert; er sucht nämlich in derselben die Prostitution als einen Culturmesser geltend zu machen, aus dessen Entwickelung und Regelung bei einem Volke auf die Höhe der Cultur desselben zu schließen wäre. Wir wissen nicht, ob dem Verfasser etwas Näheres von den Mysterien der Prostitution bekannt ist, welche in neuester Zeit in Europa an das Tageslicht gezogen worden sind; ob er weiß, daß in den Ländern, wo die Prostitution am genauesten überwacht scheint, in Frankreich und Belgien, namenlose Greuel gegen ehrbare Frauen verübt wurden, welche die Polizei für Prostituirte zu halten vorgab, und daß dort Mädchen, welche durch sogenannte Stellenbureaux schlechten Häusern zugeführt wurden, keinen Schutz bei den Behörden fanden, bis von England aus gegen diese Ungeheuerlichkeit eingeschritten wurde. Wir wissen nicht, ob Herr von Hellwald bedenkt, daß der Staat (oder die Gemeinde) unter seiner Würde handelt, wenn er übelbeleumdeten Personen (andere halten doch keine solchen Anstalten) irgendwelche Concession ertheilt. Dergleichen ließe sich über diesen Punkt noch sehr viel sagen (vgl. I, 250 fg., 523 fg. u. II, 331). Bei diesem Anlasse möge auch erwähnt werden, daß Dufour's „Histoire de la prostitution“ in Bezug auf das Alterthum eine zweifelhafte Quelle ist.

Bei dem Abschnitt über die Cultur der alten Perser wundert uns, daß Herr von Hellwald unter den grundlegenden Werken neben Spiegel's „Eränischer Alterthumskunde“ nicht lieber Windischmann's „Zoroastrische Studien“ und Justi's „Geschichte des alten Persien“ benutzte als die veralteten Schriften von Röth, die heutzutage sonst kaum mehr in einem wissenschaftlichen Werke citirt werden. Ebenso vermissen wir bei Indien Zimmer's „Altindisches Leben“, Lefmann's „Geschichte des alten Indien“ und bezüglich Buddhas das neueste, alle frühern antiquirende Werk Oldenberg's, aus welchem auch der Verfasser Belehrung darüber gefunden haben würde, daß das vielbesprochene Nirwana keineswegs das Nichts, sondern im Gegentheil das höchste Strebeziel, die ewige Seligkeit ist, und ebenso, daß der Buddhismus in keiner seiner Phasen, auch unter Buddha selbst nicht, grundsätzlich atheistisch war, sondern stets an Brahma festhielt, wozu in der Folge noch eine Unzahl Götter kamen, und daß endlich der Buddhismus keineswegs in Opposition zum Brahmanismus auftrat, auch die Kasten niemals verwarf, sondern ganz allmählich sich aus der ältern Religion entwickelte und den Kastenunterschied blos aus seinem Orden verbannte, wie er schon vor ihm aus den indischen Einsiedler- oder Mönchsorden verbannt war. Oldenberg zeigt, wie erst durch Erweiterung dieses Mönchsordens die buddhistische Kirche nach und nach aus demselben hervorging. Noch Buddha wurde nach dem Ritus seiner Kaste bestattet (verbrannt), und als sich dessen aus Indien verdrängte Lehre zu kastenlosen Völkern flüchtete, war ohnehin von Kasten keine Rede mehr.

Herr von Hellwald thut sehr wohl daran, die ägyptische Zeitrechnung unberührt und die Meroe-Frage unentschieden zu lassen; das sind durchaus kitzliche Sachen, über welche sich die Hypothesen (wie auch bezüglich Assyriens und Babylons) jährlich ändern und wol noch lange nicht, vielleicht niemals Licht verbreitet werden wird. Dagegen wäre es wol gerathen, einige ganz veraltete Bücher, wie Röth, Uhlemann u. a., unberücksichtigt zu lassen. Maspero dagegen ist bezüglich Aegyptens ebenso empfehlenswerth wie außer diesem Lande zweifelhaft, und Herr von Hellwald hätte daher bezüglich der ägyptischen Priestermysterien besser gethan, den Ausführungen Maspero's zu folgen, welche nach hieroglyphischen Quellen die priesterliche Geheimlehre unwiderleglich als monotheistisch nachweisen, als dem stets will-

kürlichen und mit den neuesten Forschungen natürlich unbekannten Röth, der auf allen Punkten längst widerlegt ist. Auch der erschienene Theil von Dümichen's „Geschichte Aegyptens" und die Werke von Ebers hätten gewiß dem Verfasser gute Dienste geleistet. Wenn der letztere der Beschneidung ägyptischen Ursprung beilegt, so hat er wol nicht bedacht, daß dieselbe bei vielen „Naturvölkern" vorkommt, welche von Aegypten sicher nichts wissen; sie gehört offenbar zu den bei vielen auf tieferer Stufe stehenden Völkern üblichen Verstümmelungen und ist von civilisirten Völkern (Aegyptern, Hebräern, Arabern) nur ausnahmsweise beibehalten und mit religiösem Schein umgeben worden.

Durch die Schwierigkeiten, welche die chaldäisch-assyrische Cultur bei der Unvollständigkeit ihrer Quellen noch bietet, hat sich der Verfasser gut hindurchgearbeitet; wir vermissen indeß unter seinen Quellen das treffliche Werk von Rawlinson: „Die fünf Monarchien des Ostens"; vorläufig Abschließendes wird wol erst Schrader's zu erwartende „Geschichte Assyriens und Babyloniens" (in der Oncken'schen Sammlung) bringen. In anerkennenswerther Weise machte sich Herr von Hellwald mit den neuesten Forschungen zur hebräischen Urgeschichte bekannt, in welcher jetzt die bisherige biblische Tradition geradezu auf den Kopf gestellt wird. Die Hausgötzen der Hebräer hießen Teraphim, nicht Seraphim; letztere waren Bilder assyrischen Ursprungs auf Cultgegenständen. (Peschel beging den nämlichen Irrthum.) Eine Bemerkung über anstößige Gebräuche beim Molochdienst müßte doch auf ihre Quellenmäßigkeit näher geprüft werden.

Eine der schroffsten Partien in der ersten Auflage dieses Werks war die Animosität gegen die alten Griechen, welche mannichfaches Misfallen verursacht hat. In der neuen Auflage sind nun die betreffenden Stellen zwar in bedeutendem Maße gemildert, aber noch nicht überall in wünschenswerthem Grade. Man braucht durchaus kein einseitiger Bewunderer der Hellenen, nicht blind gegen ihre mannichfachen Fehler und Schwächen zu sein, nicht die ungerechtfertigte Meinung zu hegen, als ob sie alles, was sie geleistet, nur sich selbst und nicht der Einwirkung orientalischer Völker zu verdanken gehabt, um trotzdem zu finden, daß Ausdrücke wie „Unwissenheit der Hellenen" ohne allen Versuch einer Begründung nicht am Platze sind, und um darüber zu erstaunen, daß der Verfasser, der das große Werk Zeller's mit Recht als das beste über griechische Philosophie preist, dennoch dessen Nachweis, daß die griechische Philosophie autochthon war, eine halbe Seite weiter vorn verwirft und die Partie seines veralteten Röth ergreift. Er sagt: schon der Umstand sei verdächtig, daß kein griechischer Philosoph genannt werde vor dem Jahre 670 v. Chr., in dem Aegypten den Fremden seine Häfen erschloß. Nur schade, daß nicht nur vor, sondern auch nach dieser Zeit kein ägyptischer Philosoph genannt wird! F. von Hellwald meint, die ersten griechischen Philosophen, welche in Kleinasien auftraten, hätten persische Einwirkung erhalten? Wie hießen aber die persischen Philosophen? Daß Thales von Milet ein Phöniker von Abkunft gewesen, davon weiß weder Curtius in seiner griechischen Geschichte noch, so viel wir uns erinnern, Zeller im genannten Werk etwas; auch sind beide Forscher weit entfernt, die ionische Philosophie mit von Hellwald „kindisch" zu finden. Zeller weist schlagend nach, daß zwischen irgendwelchen orientalischen Lehren und der griechischen Philosophie kein Zusammenhang zu finden ist, und der Verfasser wird mit seinem entgegengesetzten Standpunkte wenig Anklang finden, er müßte denn bisher verborgene Leistungen asiatischer oder ägyptischer Philosophen, welche seine Ansicht unterstützen, neu an das Tageslicht zu ziehen im Stande sein.

Daß die Griechen meist uneinig und unbeständig waren (wie sie überhaupt ein Mischvolk gewesen), daß sie sich oft zweideutig und treulos verhielten, daß ihre Mythologie und bildende Kunst mannichfache Nahrung von Osten her erhielt, woher sie die Astronomie sogar vollständig bezogen, das und noch sonst manches leugnen wir so wenig, als wir andererseits einen fremden Ursprung ihrer Philosophie, ihrer Poesie und ihrer Freiheitsliebe zugeben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir die orientalischen Vorbilder dafür nirgends zu entdecken vermögen. Wir möchten es ferner bei Anlaß der griechischen Wanderungen als eine gefährliche Sache für einen Culturhistoriker bezeichnen, die phantasiereichen Hypothesen Fligier's über die ältesten Völkersitze als bare Münze zu nehmen und in einer so unsichern Sache überhaupt mit solcher Sicherheit aufzutreten.

Wir haben schon früher die römische Culturgeschichte als einen der besten Abschnitte in dem Werke erklärt und finden denselben in der vorliegenden Auflage noch wesentlich verbessert; daher bleibt uns für den Rest des ersten Bandes nichts Besonderes mehr zu bemerken übrig. Nur finden wir, daß, wenn der Verfasser (mit Recht) die Auflösung des weströmischen Reichs nicht als ein epochemachendes Ereigniß anerkennt, er auch den ersten Band nicht mit demselben hätte schließen sollen, sondern etwa mit dem Beginn der Völkerwanderung.

In die Culturgeschichte des Mittelalters, im zweiten Bande, hat er mehrere Partien eingeschaltet, die, obschon interessant genug, bisher in der Literatur seines Fachs gefehlt haben, so namentlich die Wanderungen und Kämpfe der Slawen, Avaren u. s. w., welche über viele Thatsachen ein neues Licht verbreiten. Bei Anlaß der Chazaren ist jedoch das merkwürdige Eindringen des Judenthums bei denselben nicht erwähnt; auch unterlag dieses Volk nicht den Mongolen, sondern noch vor deren Einbruch in Europa den Russen.

Erfreulich und gerecht und für Bewunderer des Islam beherzigenswerth ist des Verfassers Darstellung der Entstehung dieser Religion; doch gesteht er dem Judenthum offenbar zu wenig Einfluß auf dieselbe zu, die doch unzweifelhaft nur eine Abzweigung und Nachahmung des Judenthums war, wie Sprenger nachgewiesen

hat. Mit Recht zeigt er dagegen, wie sehr die Culturleistungen des Islam (und an einem andern Ort, wie die der christlichen Klöster) oft überschätzt worden sind, und daß sie zudem nicht das Werk des Islam und nicht durchaus das Werk seiner Träger, der Araber, sondern von außen her eingeführt waren, im Osten durch Perser und griechisch-syrische Christen, im Westen durch Berber und Juden, deren Schüler die Araber wurden. Eine weitere Bereicherung des Werks ist die Darstellung der Cultur Asiens im Mittelalter; der Verfasser schildert bei diesem Anlaß lebendig die Thaten und Zustände der alten Türken, der Mongolen, der Inder (wo wir jedoch die Nennung und Würdigung des großen Kalidasa vermissen), der Tibetaner (wo es auffällt, daß der Verfasser die den christlichen Gebräuchen ähnlichen der Buddhisten aus dem Christenthum ableitet, während doch das Mönchthum beider Geschlechter nachgewiesenermaßen so alt, ja das männliche älter als Buddha selbst ist, daher auch für die untergeordneten Gebräuche der Ursprung aus dem Buddhismus wahrscheinlicher sein dürfte; daß Concilien, Fasten, Beichte, Wallfahrten und Reliquien bis auf Buddha selbst zurückgehen, zeigt Oldenberg klar: warum sollten nun die Buddhisten das Uebrige, weniger Bedeutende, Weihwasser, Rosenkränze, Messen u. dgl., von den Christen entlehnt haben?). Weiter zieht er die Cultur Hinterindiens, die jedoch ohne viel Interesse ist und nichts Selbständiges hat, in den Kreis seiner Betrachtung (wobei bezüglich der Tempelbauten von Angkor die Kritik wol schärfer sein dürfte), dann die Cultur der Malaien und der Japaner; übergangen ist die Entwickelung des Buddhismus in China und die gesammte Cultur von Korea, über welche Ernst Oppert's „Ein verschlossenes Land" so eingehend berichtet.

In der Culturgeschichte des christlichen Mittelalters zur Zeit der Kreuzzüge sind die Entdeckungsfahrten der Normannen (welche der Verfasser nur bis Island verfolgt) nach Grönland und Nordamerika vergessen, obschon sie in Aussicht gestellt wurden; der sonstige reiche Inhalt und die eifrig angestrebte Vollständigkeit des Werks machen solche Lücken noch bemerkbarer. So sind auch die Angaben über die Tellsage höchst ungenau und ungenügend; statt der bloßen Negation wären die Resultate der kritischen Prüfung hier am Platze gewesen; das Ergebniß ist freilich dasselbe, nur wäre der „Monolog" besser weggeblieben, da ja jedermann weiß, daß derselbe nur bei Schiller vorkommt und dieser den „Tell" nur als Dichter schrieb. Ob auch Winkelried der Mythe angehört, ist nicht so sicher, wie F. von Hellwald glaubt. Der Abschnitt über die Erfindungen und Entdeckungen stände besser am Schluß des Mittelalters als mitten darin eingefügt, da sein Inhalt offenbar in die Neuzeit vorausblicken läßt. S. 360, Note 1 hat sich ein kleiner Irrthum eingeschlichen. Die letzte verurtheilte Hexe (in Glarus 1782) wurde nicht verbrannt, sondern enthauptet; die letzte gerichtliche Hexenverbrennung in Europa fand 1729 in Würzburg statt. Ernsthaft tadeln müssen wir aber zu unserm Bedauern die Ausführung über die Inquisition. Mit denselben Gründen, mit welchen hier der Verfasser den Ketzer- und Hexenmorden die Eisenbahn- und sonstigen Unglücksfälle der Gegenwart entgegenstellt, mit denselben Worten, mit denen er sagt: alle jene Opfer hätten doch einmal sterben müssen, könnte man schlechterdings jeden Mord entschuldigen. Zwischen absichtlicher und zufälliger Lebensentziehung müßte denn doch selbst vom Standpunkte der Entwickelungslehre ein Unterschied gemacht werden. Es ist ja nicht der Verlust der betreffenden Menschen, den man beklagt und verdammt, sondern die durch die Art desselben an den Tag gelegte Ruchlosigkeit.

In der Schilderung der Völker Amerikas vor dessen Entdeckung befleißigt sich der Verfasser wieder einer sehr erfreulichen Vollständigkeit. Wenn auch die Cultur der Azteken und der Inkas, so ist doch bis dahin weder die der Mayas noch die der Chibchas, weder die von Palenqué noch die von Copan so eingehend behandelt worden wie hier.

Unrichtig ist dann wieder, daß Savonarola die Kette der italienischen Reformatoren beschlossen habe; es folgten ihm im 16. Jahrhundert noch zahlreiche andere, wie Bernandin Occhino, Peter Martyr Vermigli, Curione, Paleario, der päpstliche Protonotar Carnesecchi, und selbst Frauen, wie die Dichterin Vittoria Colonna, die Herzogin Renata von Ferrara — freilich alle erfolglos und ohne Anhang im Volke zu finden, wie Hellwald richtig bemerkt. Weiterhin ist Erasmus als Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum" bezeichnet, während dieselben von Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten herrühren, Erasmus aber nicht den mindesten Antheil daran hatte. Als Erklärung des Verhaltens der Königin Elisabeth gegen die Katholiken hätte die unaufhörliche Verschwörung genannt werden dürfen, welche durch den Papst, Spanien und Maria Stuart gegen sie gesponnen wurde. S. 437 hat der Protestantismus zwei Auswüchse: Pietismus und Muckerthum. Wir kennen den Unterschied zwischen beiden offen gestanden nicht! Was eben daselbst über die Unduldsamkeit des Protestantismus gesagt wird, trifft nicht diesen als solchen, sondern nur einzelne Zeiten, Länder und Sekten, am allerwenigsten aber Deutschland und die Schweiz. Aber auch der engherzigste Protestantismus hat weder Bartholomäusnacht noch Dragonaden und mit Ausnahme Calvin's auch keine Scheiterhaufen aufzuweisen. Ich bin von katholischer Abstammung, aber schon längst Freidenker, und kann daher unbefangen sagen, daß mir die Parteinahme des Verfassers für die Jesuiten zu weit geht, und dies um so mehr, als derselbe unter vielen tausend Gliedern dieses Ordens aus vier Jahrhunderten kaum ein halbes Dutzend wirklich bedeutende Gelehrte zu nennen weiß und er selbst die Moral des Ordens scheußlich findet. Wir geben gern zu, daß die Jesuiten unter „Wilden" sich große Verdienste um die Civilisation erworben haben; aber desto schädlicher ist ihr Wirken unter civilisirten Menschen geworden, und wir können dem Verfasser nicht zustimmen,

wenn er jene Fälle als die Mehrheit und diese als die Minderheit bezeichnet. Freilich müssen wir leider zugeben, daß es wenige gibt, welche den Jesuiten ihren Grundsatz, „der Zweck heiligt die Mittel", vorwerfen dürfen, da ihn die meisten Leute selbst befolgen, viele sogar ohne es zu wissen.

Wenn F. von Hellwald davor warnt, den Einfluß der Maitressenwirthschaft im 17. und 18. Jahrhundert zu übertreiben, so vergißt er, daß dieser Skandal unter den Veranlassungen der Französischen Revolution eine Rolle spielte, und daß Ludwig's XV. letzte Maitresse, die Dubarry, auf der Guillotine verblutete. Der Raub der Landestöchter für den Hirschpark und das schlechte Beispiel des Hofs waren doch gewiß Culturmomente ernster Art!

Der Freimaurerbund findet wenig Gnade bei dem Verfasser; die zerrissenen Verhältnisse desselben machen es wol begreiflich; doch ist es ein Irrthum, den Congreß in Lausanne 1875 einen „allgemeinen" zu nennen; denn er betraf nur ein einzelnes System, das innerhalb des Bundes eine verschwindende Minderheit bildet und herzlich wenig Einfluß hat. Geheime Gesellschaften besitzen fast alle Naturvölker, dieselben haben aber mit der Freimaurerei sehr wenig Aehnliches, ebenso wenig wie diejenigen in China, Japan u. s. w.

Wir möchten denn doch auch bestreiten, daß die wissenschaftlichen Veröffentlichungen in Deutschland blos für die Gelehrten bestimmt sind. Wir brauchen von wissenschaftlichen und zugleich populären Blättern nur die „Natur", den „Globus", das „Ausland" zu nennen, denen noch viele andere beizugesellen wären, von größern wissenschaftlichen Werken für ein weiteres Publikum Humboldt's „Kosmos", und jedermann wird noch Ferneres anzuführen wissen, nicht zu sprechen von den zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln in der „Gartenlaube", „Illustrirten Zeitung", „Deutschen Rundschau", „Unsere Zeit" u. s. w. Schlosser's „Weltgeschichte" mit Fortsetzung in neunzehn Bänden hat bereits neunzehn Auflagen, Weber's „Weltgeschichte" zahllose Ausgaben und Auflagen erlebt, und jeder Weihnachtskatalog bringt noch massenhafte Beispiele wissenschaftlicher Darstellungen, die sich an das Volk wenden.

Gegen das Ende des zweiten Bandes finden wir abermals eine werthvolle Bereicherung des Werks in der Darstellung der orientalischen Cultur neuester Zeit. Gleich S. 586 treffen wir jedoch auf ein Versehen, das wir uns rein nicht erklären können, nämlich auf die Angabe, die Türken hätten Moskau (soll vielleicht heißen Asow?) einverleibt, und gleich auf der folgenden Seite: sie hätten im Frieden von Adrianopel 1829 die Provinzen um das Schwarze Meer verloren. Die Türken haben aber vom europäischen Rußland nie mehr als den äußersten Südwesten besessen und im Frieden von 1829 nur die Donaumündungen und einige Plätze am Kaukasus verloren. Im übrigen sind die Ausführungen Hellwald's höchst zutreffend und ungemein lehrreich für turkophile Hohlköpfe, wenn solche überhaupt noch zu belehren sind. Die Türken werden als das dargestellt, was sie wirklich sind, als unverbesserliche Barbaren, die nicht nach Europa gehören. Befremdend dagegen erscheint uns, daß der Autor, welcher dem Emporstreben der Südslawen (mit Recht) große Aufmerksamkeit widmet, dagegen des Freiheitskampfes und Aufschwunges der Griechen in unserm Jahrhundert mit keinem Worte gedenkt! Ebenso wenig auch der Rumänen, die doch ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Die Darstellung der amerikanischen Cultur neuester Zeit ist eine letzte höchst dankenswerthe Erweiterung des Werks. Sympathisiren wir auch nicht mit des Verfassers Ansichten über die Sklavenfrage, so müssen wir ihnen doch Consequenz und eine gewisse Berechtigung zugestehen. Doch vermissen wir unter den Schattenseiten der Union die Mormonen und die Spiritisten. Sehr zutreffend sind die Urtheile über das sogenannte romanische Amerika, über die Einwirkungen der Europäer auf die übrigen Erdtheile, über den Handel mit Neger- und Kulisklaven und endlich über das unsägliche Elend der modernsten Cultur in Europa selbst, über den Culturkampf und die Judenhetze, über die Presse unserer Zeit und andere Erscheinungen von mancherlei Art.

Schließt auch das Ganze mit einem Miston, so muß man sich ehrlicherweise sagen, daß dazu bedeutende Gründe vorhanden sind, und daß es gegenwärtig eine schwere Aufgabe ist, optimistisch in die Zukunft zu schauen. Das aber muß gewiß dem Verfasser zugestanden werden, daß er ein großes und seltenes Geschick besitzt, die Thatsachen der Culturgeschichte zu gruppiren, daß er mit Mäßigung und Consequenz zugleich seine wenn auch materialistischen und pessimistischen Ansichten ebenso offen verficht, als er sich dagegen verwahrt, daß sie Gemeingut der Masse werden sollen (was freilich zum Theil dennoch geschehen wird), daß er mit Geist und Belesenheit die verschiedensten mit der Cultur der Menschheit im Zusammenhange stehenden Verhältnisse durchdringt, daß er die Aufgabe der Culturgeschichte tief erfaßt hat und es versteht, sich nicht zu weit in die verwandten Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte zu verlieren, und daß er anziehend, fesselnd und populär zu erzählen und zu raisonniren weiß. Sein Buch ist daher eine sehr beachtenswerthe Bereicherung unserer Wissenschaft.

4. Barbara Ittenhausen. Ein augsburger Familienleben im 16. Jahrhundert. Von Emma Biller. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 4 M.

Der kleine biographische Roman, der ebenso sehr von dem tiefen Gemüth und der seltenen Menschenkenntniß der Verfasserin wie von ihrem eisernen Fleiß in Benutzung culturhistorischer Quellen zeugt, ist ein wahres Renaissanceschmuckkästchen. An dem Faden des reichen Lebens einer vielfach vom Schicksal geprüften, aber schließlich doch glücklichen Mutter und Großmutter, dessen Erzählung ihr in der treuherzigen Schreibweise jener vielbewegten Zeit in den Mund gelegt wird, ziehen vor uns alle Phasen aus dem Culturleben der augsburger Patricier- und Kauf-

mannsfamilien in glänzenden, satten Farben vorüber. Wir lernen ihre Leiden und Freuden, ihre Feste und Hochzeiten, ihre Trachten und Sitten, ihr Liebes- und Eheleben kennen; wir fühlen mit ihnen in dem Kriege des Kaisers gegen die muthige Stadt und sehen die Bomben seiner Geschütze platzen, die Tod und Brand verbreiten. Die Excesse einer verwilderten Soldateska und ausgelassener Zechgenossen wechseln mit den ergreifendsten Scenen standhafter Gattenliebe, gesühnten Irrthums, verziehener Beleidigung. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, mit dem wir das hübsch ausgestattete Buch aus der Hand legen, das als ein höchst passendes Geschenk für Jungfrauen und Frauen zu empfehlen ist und mehr Aufmerksamkeit verdient als Hunderte von Eintagsfliegen aus unserer nur allzu fruchtbaren und meist auch allzu mittelmäßigen novellistischen Literatur.

Otto Henne-Am Rhyn.

Zur Geschichte Wiens.

1. Wien im Jahre 1683. Geschichte der zweiten Belagerung der Stadt durch die Türken, im Rahmen der Zeitereignisse. Aus Anlaß der zweiten Säcularfeier verfaßt im Auftrage des Gemeinderathes der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien von Victor von Renner. Wien, v. Waldheim. 1883. Lex.-8. 9 M.
2. Zur Geschichte der wiener Universität von G. Wolf. Wien, Hölder. 1883. Gr. 8. 5 M.

Das Buch „Wien im Jahre 1683" von Victor von Renner (Nr. 1) ist, wie der Titel besagt, im Auftrage des wiener Gemeinderaths verfaßt aus Anlaß der vorjährigen Säcularfeier, deren schönstes und dauerndes Monument es wol bildet. Es ist in einer Volksausgabe und in einer Prachtausgabe erschienen. Auch die billigere Ausgabe erfreut sich einer höchst eleganten Ausstattung, sodaß das Werk hoffentlich die wünschenswerthe Verbreitung finden wird. Es zieren dasselbe mehr als 40 Pläne, Karten, Illustrationen, Bildnisse und Handschriftenfacsimiles, sämmtlich Copien von zeitgenössischen Arbeiten. Der Fleiß des Autors wird am besten dadurch bewiesen, daß er ein Viertelhundert Archive nach Urkunden durchstöbert und fast neunzig Druckwerke benutzt hat, die während der letzten zwei Jahrhunderte erschienen sind. Die Einleitung gibt einen Ueberblick der Lage Europas bis zum Ausbruch des Kriegs am Ende des Jahres 1682. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit dem Zustande Wiens, dem Stadtregiment, den religiösen und Culturverhältnissen; das zweite Kapitel bringt die Rüstungen und Verhandlungen und den Anmarsch der Türken bis zur Flucht des Hofs aus Wien am 7. Juli 1683. Das dritte Kapitel gibt die Geschichte der Kämpfe bis zum Vorabend der Entscheidung; das vierte Kapitel schildert das Leben der Civilbevölkerung, die Thätigkeit der Behörden, die Verproviantirung und die Fortschritte der Seuche, bis die Verhältnisse so unleidlich geworden, daß nur Starhemberg's Heroismus den Muth der Bevölkerung bis zum 12. September aufrecht erhalten konnte. Im fünften Kapitel wird die Thätigkeit Kaiser Leopold's in Passau und die Vorbereitung des Entsatzes erzählt, sowie die Schlacht selber geschildert. Der Schluß resumirt die Ereignisse bis zum Ende des Jahres.

Zu den interessantesten Seiten des Buchs, die den Fleiß und das Geschick des Verfassers ins beste Licht stellen, rechnen wir die Angaben über die politische Situation vor Beginn des Kriegs. Polen, dessen Hülfe erkauft werden mußte, war ein offener Bazar, wo Ludwig XIV. und Kaiser Leopold sich einfach überboten. Als König Sobieski endlich zusagte und der warschauer Reichstag den Abschluß eines Bündnisses mit Oesterreich bestätigte, hatte der österreichische Gesandte Zierowski gegen 67000 Fl. in baaren Bestechungen ausgegeben: 12000 Fl. an die Gebrüder Potocki, 3600 Fl. an den Fürsten Sapieha, und bis herunter zu 170 und 150 Fl. an unbedeutendere Größen. Leopold schrieb auf Zierowski's Rechnung lakonisch sein Placet. Zu dem Schreiben Zierowski's aber, worin es hieß: „Wann die Zustände in Ungarn sich gebessert haben werden, so werden die Herren Polen auch weniger Gelegenheit haben, uns zu rupfen; bis dahin seint wir unter Contribution", bemerkte der Kaiser: „Ist wohl wahr, Gott gebe es; man muß sie nehmen wie sie seint." Das viele Geld war nur aufzutreiben gewesen mit Hülfe Innocenz' XI., dessen Nuntius in Warschau, Cardinal Pallavacini, sich für den Abschluß der Allianz derart ereiferte, daß er erkrankte und eine Zeit lang die Stimme verlor. Die Entscheidung der Dinge lag also gewissermaßen in Ungarn, wo die Rebellen unter Tököly und Apaffy ganz offen mit den Türken Hand in Hand gingen und von Frankreich ebenso rückhaltlos unterstützt wurden, wie denn der Gesandte Ludwig's XIV. in Warschau mehr als 50000 Thlr. vertheilte, um den Abschluß eines Bündnisses mit Oesterreich zu verhindern. „Marquis de Bethune (so hieß der Botschafter), ein Herr von guter Erfahrung, ist der Pfeil, so mit stattlichen Summen Geldes die polnischen Herzen verwundet", schreibt ein Zeitgenosse. Der ungarische Palatin, ein Fürst Esterhazy, versprach als Gegenleistung, einen Sohn oder Verwandten Ludwig's XIV. zum König von Ungarn wählen zu lassen, und Tököly, der sich der westungarischen Bergstädte bemächtigt, ließ aus den dort angehäuften Silberschätzen Münzen prägen, die auf der einen Seite die Umschrift trugen: „Fürst Tököly, Herr der ungarischen Reichstheile", und auf der Reversseite: „Ludwig XIV., König von Frankreich, Protector Ungarns." Ein hochmerkwürdiges Moment war, daß die Geistlichkeit vielfach ihre eigenen, dem Willen des Papstes entgegengesetzten Wege ging. Der Bischof von Kiew hatte sich auf dem warschauer Reichstage wol durch ein anständiges Geschenk be-

stimmen lassen, für die Allianz zu votiren: das Anerbieten eines Diamantkreuzes zurückweisend, hatte er Baargeld verlangt. Aber nicht nur in Wien ließ man die Geistlichkeit ganz ruhig predigen, die Stadt werde vom Erdboden vertilgt werden, wenn sie nicht das Ketzerthum mit Stumpf und Stiel ausrotte; auch in Ungarn durften selbst die Jesuiten ganz ungehindert ihr Wesen treiben, obwol viele von den einflußreichsten Rathgebern Leopold's klar erkannten, daß das größte Hinderniß der Pacification Ungarns in der gewaltsamen Gegenreformation liege. Weil die Paschas sich nicht um den Glauben der Giaurs kümmerten, zogen viele Ungarn die türkische Herrschaft der österreichischen vor. In allen Friedensanerbietungen Tököly's und Apaffy's figurirte als erste Bedingung vollständige Glaubensfreiheit: und dieser Punkt ward immer am kaiserlichen Hofe für undiscutirbar erklärt, obwol man doch darüber einig war, welch intensive Bedeutung die Beendigung der Rebellion in Ungarn angesichts des herannahenden Türkenkriegs hatte. Die Jesuiten durften offen erklären, es schade gar nichts, wenn auch ganz Ungarn erst einmal türkisch werde; der allerchristlichste König von Frankreich werde die Sache nachher schon wieder aufs Gleiche bringen. Selbst die Bauern, ohne große Diplomaten zu sein, verstanden diesen Zusammenhang der Dinge recht gut. Als Kara Mustapha sich Wien näherte, waren die Jesuiten die ersten, die sich aus dem Staube machten; es richtete sich auch der Zorn der empörten Volksmassen hauptsächlich gegen die Flüchtlinge dieses Ordens. Die Dorfgemeinde von Purkersdorf, heute eine halbe Stunde Fahrt mit der Westbahn von Wien entfernt, lebte mit ihrem Pfarrer in tiefem Unfrieden, und die kaiserlichen Behörden hatten den geistlichen Herrn „wegen seiner übeln Wirthschaft in temporalibus sowol als auch wegen seiner anderweitigen Excesse und Verabsäumung der Seelsorge" denuncirt. Als hier ein Trupp Jesuiten durchkam, wurden sie nach der Schilderung eines Zeitgenossen von den Bauern so jämmerlich zugerichtet, daß etliche alsbald auf dem Platz blieben, die andern kaum davongehen konnten:

> Die Bauern haben immer druf geschlagen und gesagt: Ihr Schelmer seid Ursache an all unserm Unglück. Unterwegens hat ihnen kein Wirt etwas zu essen oder zu trinken geben wollen, sagend: Ihr Schelmer hättet sollen das Reformiren bleiben lassen, oder jetzt in Wien geblieben sein und Musketen uf'n Achsel genommen und die Stadt defendirt haben. Wegen solcher Gefahr vor den Bauern haben die meisten Geistlichen in Civilhabiten sich verkleidet, um eher durchkommen zu können, denn der Pöbel ist recht schwührig worden.

Wie die Rüstungen zur Vertheidigung durch die heillose Finanz- und Protectionswirthschaft erschwert wurden, dafür hat Renner erschreckende Beispiele gesammelt. Im April 1679 hatten Fürst Lobkowitz und Hofkriegsrathspräsident Montecuculi endlich die Entlassung und Verhaftung des Hofkammerpräsidenten Sinzendorf durchgesetzt, dessen Diebereien Stadtgespräch waren. Als er aber zur Confiscirung seiner Güter und Rückerstattung von 1,970000 Fl. verurtheilt wurde, erließ ihm der Kaiser 1,900000 Fl. davon, gestattete ihm auch, ruhig in Wien weiter zu wohnen, und gab nach seinem Tode der Witwe die Güter zurück.

Abraham a Sancta Clara schilderte diese Zustände in der Geschichte eines Herrn Dampf von Dampfeneg, der ein Amt mit 400 Fl. Gehalt besitzt, wovon er allein seiner Frau 1000 Reichsthaler jährlich für ihre Toilette anweist: „Das Andere seind lauter Accidentia Schmiralia, vulgo Diebalia." Da war denn für die Soldaten schwer Geld zu haben, sodaß Graf Starhemberg am 17. Januar 1685 schreibt: „In Ungarn gehet es schlecht; hier ist wohl wahr, daß an etlichen Orten, in denen Bergstädten, unsere armen Soldaten Menschen gefressen haben." Und ein anderes mal wieder: „Die Leute ziehen auf in lauter Langfell, so sie haben aus Noth umnehmen müssen, und gehen barfuß." Von 300 Mann, die aus Wien ausrücken, kommen in Gran nur noch 100 an, und unter 3 Cavaleriereegimentern an der Waag „ist keines so mehr als 50 Pferd aufsetzen kann". Das Proviant- und Soldwesen scheint einer reinen Betrügerbande verfallen zu sein. Bischof Kollonitz, der 1682 Director des Feldproviantwesens in Niederungarn war, erzählt unter vielen andern Fällen, daß der Feldzahlamtsverwalter Schweiger innerhalb dreier Jahre, wo er keine Rechnung gelegt, sich 30000 Fl. erspart habe. Der Bischof klagt, daß die Proviantverwalter die Abrechnung verweigern, falsche Quittungen ausstellen und bei Aufdeckung ihrer Betrügereien impertinent sind, weil sie hohe Protectoren haben, die ihre Bestrafung nicht zulassen. Einer habe bei seiner Ueberführung erklärt: die Vorfahren hätten ein Gleiches gethan; also wolle er seinen Successoribus kein Unrecht thun und übeln Eingang machen. Die falschen Quittungen hielte man bei diesem Amte für eine reine Ceremonie; falsche Handschrift und Petschaft seien schon wahr, aber nichts Neues, man gebrauche deren beim Bauamte ebenmäßig.

Da ist es denn wol kein Wunder, wenn selst in den Kreisen der höchsten Aristokratie eine verbitterte Stimmung um sich griff. Schon im Januar 1683 schrieb eine Gräfin Starhemberg: „Wenn man so große Steuer muß geben und nicht Schutz soll haben und mit leeren Händen fliehen dazu muß, hat der Kaiser auch eine schwere Verantwortung. Der gemeine Mann ist ganz schwührig, daß er so viel zum Türkenkrieg hat hergeben und jetzt doch von Haus und Hof müssen." Als nun auf die erste Nachricht von dem Reitertreffen bei Petronell am 7. Juli noch am Abend desselben Tags der kaiserliche Hof sich über Hals und Kopf auf die Flucht begab und der gesammte Hofadel mit seinem ungeheuern Troß und mit zahlreicher Dienerschaft sofort folgte, drohte einen Augenblick alles aus Rand und Band zu gehen. Bei der Beschreibung dieser jammervollen Flucht ruft selbst der officielle Historiograph der Belagerung, der in der Stadt zurückgebliebene Generalfeldkriegsauditor von Baelkeren, unmuthig aus: „Schade und zu bedauern war es, so viele hundert starke wohlausgenährte und versuchte, waffentragende Lakaien, die der Stadt wohl

angestanden wären, davongehen zu sehen und anstatt deren schwache und elende Leute in loco zu lassen."

Kaiser Leopold aber flüchtete nach Krems und von da am rechten Donauufer nach Linz. In seiner Umgebung behauptete man, der junge Graf Balthasar Zrinyi, der sich im Zuge befand, ein Sohn des vor zwölf Jahren hingerichteten Peter Zrinyi und Bruder von Tököly's Gemahlin, hätte den Tataren den Weg verrathen. Er ward gefangen genommen und blieb bis zu seinem Tode in einem Schlosse Tirols eingesperrt. Den Kaiser aber verfolgte das Gespenst der nachsetzenden Tataren, sodaß er sich selbst in Linz nicht für sicher hielt und erst in Passau halt machte.

Die „Geschichte der wiener Universität" von G. Wolf (Nr. 2) ist eine fleißige, auf archivalische Forschungen gestützte Arbeit in der bekannten Manier des Verfassers. Wir erfahren daraus, daß 1530 die Universität, die zur Zeit der Humanisten Tausende von Studirenden hatte, nur noch dreißig Hörer zählte, und die theologische Facultät fast ganz, die juridische vollkommen aufgelöst war. Die landesfürstlichen Gehälter und die gestifteten Benefizien wurden an Leute vergeben, die gar nicht in Wien anwesend oder als Prädikanten auf dem Lande thätig waren. Handwerksburschen benutzten die Bursen als Absteigquartier und statt der Studien wurden Lanzknechtspiele getrieben. Die Reformgesetze von Neujahr 1554 sollten aus der Universität, die früher nur die Interessen der Kirche vertrat, eine Anstalt für den Staatsdienst machen. Ihr oberster Chef war nach dem Willen Ferdinand's I. der Superintendent, der den Eid nicht in die Hände des Rectors, sondern in die des Landesfürsten ablegte und diesem allein verantwortlich war. Als Ferdinand II. nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs die Universität ganz den Jesuiten anheim gab, ward dieselbe natürlich wieder eine Anstalt zur Förderung der katholischen Kirche. Erst unter Maria Theresia wurde die Hochschule aus ihrem zweiten Verfall gehoben und mehr als je zum Staatsinstitut gemacht. Die Kaiserin und Gerhard van Swieten, der diese Reform schuf, betrachteten die Universität als eine katholische Institution, wollten es aber um keinen Preis dulden, daß sie als eine päpstliche Anstalt angesehen ward. Als die Geistlichkeit unter Berufung auf alte Bullen sich 1755 der Ausmerzung der Worte „auctoritate apostolica" aus den Doctordiplomen widersetzte, rescribirte van Swieten ironisch: „Gewiß denke man über das Recht des Landesfürsten im 18. Jahrhundert anders als im 14., und er zweifle sehr, ob jetzt ein Souverän sich vom Papst die Erlaubniß erbitten würde, in seiner Hauptstadt Rechtswissenschaft und Medicin lehren zu lassen." Dem Kanzler, Weihbischof Marxer, wurden „der Frevel und die Vermessenheit, die er bei dieser Gelegenheit kundgegeben, in allerhöchster Ungnade aufs schärfste verwiesen", und wurde ihm geboten, das betreffende Diplom bei unfehlbarer Sperre und Einziehung aller Temporalien binnen 24 Stunden zu unterschreiben „und sich nicht mehr zu erkühnen, seine allerhöchste Frau zu belehren, was für ein Formular sie vorschreiben soll, oder mit Bullen seine Begriffsstützigkeit zu beschönigen". In der Eröffnung vom 26. April 1755 acceptirte die Kaiserin alle Vorschläge van Swieten's, die bestimmt waren, den Anmaßungen des Klerus ein Ende zu machen, als der Director der theologischen Facultät, ein Jesuitenpater, zu den Promotionen nur den Weihbischof einlud und den Rector gar nicht zulassen wollte. Swieten war außer sich über diesen „blutigen Angriff", der geeignet erscheine, „die Universität, die sich aus ihrer Erniedrigung zu erheben beginne, mit Schmach zu bedecken". So ward denn verordnet: nur in Gegenwart des Rectors, dessen Unterschrift auf keinem Doctordiplom fehlen dürfe, könne eine Promotion erfolgen; nur er führe den Titel „Magnificenz" — dem Kanzler Weihbischof Marxer ward es als eine „Insolenz" verwiesen, daß er sich so genannt; bei allen Affichen kommt der Name des Rectors vor dem des Kanzlers, der auch ganz fortbleiben kann; im Universitätsconsistorium erhalten auch die Directoren der juridischen und medicinischen Facultät Sitz und Stimme, damit die Theologen nicht überwiegen. Die Räthe Maria Theresia's blieben dabei, „die curiam romanam wohl von der Religion zu unterscheiden" und der Hierarchie entgegenzutreten, „da sich die Bischöfe nach den Lehren vieler irriger Kanones die wichtigsten jura über Universitäten zum Abbruche der weltlichen Rechte anmaßen". Joseph II. setzte das Werk der Mutter fort, und selbst die rückläufige Bewegung unter Leopold II. wies noch viele klerikale Prätensionen sarkastisch zurück, welche sechzig Jahre später der Concordatsgraf Leo Thun demüthig erfüllte. Walter Rogge.

Militärliteratur.

Geschichte des Dragonerregiments Prinz Albrecht von Preußen (litauisches) Nr. 1. 1867—1881. Dargestellt von Sieg. Mit einem Porträt, Illustrationen in Farbendruck, Holzschnitten und einer Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 4. 12 M.

Unter den zahlreichen Regimentsgeschichten nimmt nach Inhalt und Ausstattung das 1867 erschienene Werk des damaligen Rittmeisters Kähler, des jetzigen Kähler-Pascha: „Einhundertundfunfzig Jahre des königlich preußischen litauischen Dragonerregiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen)", eine hervorragende Stelle ein. Rittmeister Sieg hat nun die Arbeit seines frühern Regimentskameraden bis in die neueste Zeit fortgeführt, und wie sein Buch sich dem Kähler'schen in der Art der Darstellung anschließt, so ist auch der reiche Druck, die künstlerische Ausführung der Farbendrucke und das etwas unbequeme große Quartformat des

vorliegenden Bandes völlig dem ältern Vorgänger nachgebildet.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Theilnahme des Regiments am Kriege 1870/71 den Hauptgegenstand der Darstellung bildet. Als Divisionscavalerie der 1. Division zugetheilt, haben die litauischen Dragoner das jungfräuliche Metz cerniren helfen und waren später der im Norden Frankreichs operirenden Ersten Armee zugetheilt. Zahlreiche Aufgaben des kleinen Kriegs wurden mit Ehren von den hellblauen Reitern gelöst. Sie sind alle aufgezeichnet und zwei davon durch bildliche Darstellungen der Erinnerung aufbewahrt. Aber mit jener peinlichen Genauigkeit, welche den Regimentsgeschichten erst den rechten Werth verleiht, sind auch Namen und Daten aus den folgenden Friedensjahren registrirt und zwei weitere Abbildungen, das den gefallenen Kameraden vom 1. Corps bei Noisseville gesetzte Denkmal und die neue Dragonerkaserne in Tilsit, vervollständigen die künstlerische Ausschmückung des Buchs. Ein eigenartiger Stempel ist der Arbeit aufgedrückt durch die pietätvolle Anhänglichkeit, welche dem langjährigen Chef des Regiments, dem am 14. October 1872 verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen (Vater), dessen wohlgelungenes Bild gleichfalls beigefügt ist, entgegengetragen wird, und besonders dankenswerth erscheint es, daß auch der durch schöne Erfolge ausgezeichneten Thätigkeit des 1. Reservedragonerregiments im französischen Feldzuge ehrend und in dem wünschenswerthen Umfange gedacht wird. Fast die Hälfte des 299 Seiten umfassenden Bandes ist durch zahlreiche Beilagen in Anspruch genommen, welche Personalnotizen enthalten, und wenn dieselben auch den frühern Angehörigen des Regiments hochwillkommen sein werden, so scheint doch einem weitern Leserkreise gegenüber in dieser Beziehung hier etwas zu viel des Guten gethan zu sein.

Hermann Vogt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Vor kurzem ist im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen: „Albrecht Dürer's Tagebuch der Reise in die Niederlande. Erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauer's mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Friedrich Leitschuh." Bekanntlich zählt dieses Tagebuch zu den wichtigsten gleichzeitigen Quellen der modernen Kunstgeschichte; die Urschrift desselben ist verloren gegangen und darum konnte Leitschuh nur einen diplomatisch treuen Abdruck der Hauer'schen Abschrift bieten. Der Herausgeber rechtfertigt die Art seiner Herausgabe, würdigt die Verdienste Thausing's um die Veröffentlichung von Dürer's Tagebuch und Briefen und nennt dankend die Namen aller der Gelehrten, welche ihm bei seiner mühsamen Arbeit mit Rath und That zur Seite standen. Er schildert nun zunächst die Reise in die Niederlande und die Geschichte des Reisetagebuchs, gibt dann den Text des Tagebuchs selbst und erläutert denselben durch eine Fülle von Anmerkungen. Da für Kunsthistoriker das Tagebuch Dürer's nach mehr als einer Seite hin zu den interessantesten Quellen der neuern Kunstgeschichte gehört, so ist die vorliegende, mit ausgezeichnetem Fleiß gearbeitete und besonders in den beigegebenen Anmerkungen excellirende Publication nur mit freudigem Danke zu begrüßen.

— In fünf Lieferungen zu je sechs Bogen liegt uns vor das „Real-Lexikon der Kunstgewerbe" von Bruno Bucher (Wien, Faesy). Der auf dem Gebiete der hier einschlagenden Literatur bekannte Verfasser bedarf eigentlich unserer Empfehlung gar nicht; dennoch machen wir alle Interessenten auf dieses neueste Erzeugniß seiner Feder gern und dringend aufmerksam. Dasselbe zeichnet sich ebenso wol durch vollständige Beherrschung seines Stoffs wie durch knappe, populäre und instructive Fassung der einzelnen Artikel aus. Bucher's Lexikon füllt in sehr dankenswerther Weise eine bisher schmerzlich empfundene Lücke in unserer Literatur aus; es beruht auf dem Studium der besten Quellen, zeichnet sich aus durch scharfe und anschauliche Erklärungen, verbindet eminente geschichtliche Kenntnisse mit maßvollem ästhetischen Urtheil. Illustrationen sind mit Recht weggelassen worden, weil dadurch der Preis des Buchs bedeutend erhöht worden wäre; am Schluß der letzten Lieferung sind sehr beachtenswerthe Nachträge und Berichtigungen angefügt; ganz besonders aber ist eine treffliche Uebersicht der maßgebenden Literatur dort zu finden, wie sie in dieser Vollständigkeit kaum zum zweiten mal existiren dürfte. Ueber die allzu große Kürze gewisser Artikel, über die stiefmütterliche Behandlung einzelner Fächer ließe sich wol mit dem Verfasser rechten; bei spätern Auflagen wird er so manches nach dieser Seite hin verbessern. Dem Werke ist eine weite Verbreitung sicher.

— „Richard Wagner's Bedeutung für die nationale Kunst" ist der Titel einer gekrönten Preisschrift von Ludwig Nohl (Teschen, Prochaska). Nach dem Verfasser besteht das Hauptverdienst Wagner's um die nationale Kunst in der Begründung eines deutschen Stils in der musikalisch-dramatischen Kunst. Der Deutsche mußte sich ein neues, ein eigenes Recitativ für sein Kunstwerk bilden. Bei Wagner ist die Musik völlig aus dem Wort herausgeboren; es ist nicht das nach der Höhe aufsteigende Wesen des Worts, es ist nicht das sich in der Fläche ausbreitende Wesen der Musik allein, es geht beides vereinigend mit der Wort-Ton-Sprache in die Tiefe. Der hier zum ersten mal geschaffene deutsche Stil gehört der ganzen Welt und der Zukunft der Kunst an. Denn was Rhythmus und Reim des modernen Verses erstrebten, und was für die specielle Dichtung selbst den hohen Anschauungen unserer Classiker genügte, ist hier auf dem Wege der organischen Vereinigung von Wort und Musik in dem sie verbindenden Gemeinsamen des innern Anklingens des Zusammengehörigen zu einer neuen erhabenen Sprache geworden. Der bloße Operntext ist zum vollen Drama geworden, an folgerichtiger Handlung und daraus hervorgehendem sichern Aufbau keinem Werke unserer Classiker weichend. Als in dem eigensten Stile zugleich vollendetstes Gebilde steht nach Dichtung und Musik unstreitig „Tristan und Isolde" da. Soweit L. Nohl. Als Einleitung zu diesen Fundamentalsätzen gibt er eine flüchtige Geschichte der Musik; da über Principien keine Verständigung zwischen Wagnerianern und Andersgläubigen möglich ist, so sehen wir von jeder Kritik ab.

Ausländische Literatur.

Unter der Leitung des bekannten und außerordentlich thätigen Angelo de Gubernatis erscheint in Florenz seit dem 25. December 1883 zweimal monatlich eine neue „Revue Inter-

nationale", die sich dieselbe Aufgabe stellt wie Sacher-Masoch's „Auf der Höhe". Es ist uns daher befremdlich, wenn der Herausgeber sagt, ein ähnliches Unternehmen sei noch nicht vorhanden. Daß seine Revue den Vorzug hat, in französischer Sprache geschrieben zu sein, eignet sie allerdings besser für eine internationale Zeitschrift als die deutsche „Auf der Höhe", da die französische Sprache unstreitig die Universalität vor der deutschen voraus hat. Die in der ersten Nummer enthaltenen Artikel, von denen drei von Deutschen verfaßt, und zwar von F. von Holtzendorff, Max Müller und W. Schwartz, sind ebenso lehrreich wie von fesselnder Darstellung, und so wünschen wir dem Unternehmen, welchem der Herausgeber so schöne Worte reinster Humanität und kosmopolitischer Gesinnung vorangeschickt hat, den besten Fortgang, auf daß es seinen Wünschen, den Frieden und geistigen Austausch zwischen den Völkern zu befördern, entspreche und sie in Erfüllung bringe.

Von demselben unermüdlich schaffenden Herausgeber liegt uns vor: „Per Casamicciola", ein internationales Album für die Beschädigten des unglücklichen Orts, welches ebenfalls in Florenz zum Preise von 2 Lire erschienen und in allen italienischen Buchhandlungen zu haben ist. Der Ertrag ist ausschließlich zur Unterstützung der gedachten Beschädigten bestimmt. Wir finden in dem Album 262 Inschriften mehr oder minder berühmter Männer und Frauen fast aller civilisirten Länder, deren Stellungen und Leistungen am Ende des Buchs kurz angegeben sind. Einige wenige, wie z. B. Graf von Moltke, haben einfach ihren Namen eingeschrieben; alle übrigen aber theils in Prosa, theils in Versen, theils Eigenes, theils Fremdes, in ihrer Muttersprache oder in anderer neu von ihnen Verfaßtes oder Aelteres eingetragen. Auch vom Herausgeber d. Bl. befindet sich darin ein sinniges Gedicht, welches Referent sich gestattet, zu weiterer Verbreitung hier wiederzugeben:

> Wenn einst die Dichtung ohne Erben
> Von dieser Erde scheiden muß,
> Dann werden alle Blumen sterben,
> Eh' sie erschloß der Sonne Kuß.
> Dann werden sternenleer die Nächte,
> Der Erde Farben blaß und todt:
> Dann fehlt dem menschlichen Geschlechte
> Die Thräne in des Lebens Noth.

Schade nur, daß mehrere deutsche und englische Inschriften durch Druckfehler arg entstellt sind, sodaß sie mitunter, wo sie nicht schon bekannt sind, ganz unverständlich werden. So z. B. steht in Tennyson's wol bekanntestem Gedicht „Break, break, break", dessen erste Strophe er eingeschrieben hat, „At the fort of thy crys, o Sea!" statt „At the foot of thy crags, o Sea!" Hoffentlich werden diese Druckfehler in einer zweiten Auflage berichtigt werden.

— Zu unserer Genugthuung ist die vor kurzem eingegangene „Nuova Rivista Internationale" unter der Leitung von Giusti, Rigutini und Scartazzini am 1. Januar d. J. wieder ins Leben getreten, und wird sie nun wieder regelmäßig zweimal des Monats in Florenz erscheinen. Die erste uns jetzt vorliegende Nummer enthält unter andern interessanten Artikeln einen Bericht über deutsche Zeitschriften aus der Feder des letztgenannten Mitherausgebers, der nicht gerade rühmlich für die deutsche Presse im ganzen ist, besonders aber scharfen Tadel über einzelne, die wir zu nennen beanstanden, ausspricht.

Bibliographie.

Auzinger, P., Es feit si' nix! Oberbayerische Gedichte. Mit 12 Illustrationen von L. Blume-Siebert, H. Engl, E. Horstig, H. Kauffmann und M. Schmid. München, Fritsch. 8. 3 M.

Rothe Bibliothek. Unterhaltung für Haus und Reise. Nr. 1. Gera, Literarisches Institut von R. Hahn. 8. 30 Pf.

Brand, Silvia, Tante Lottchen. Eine humoristische Declamation für Damen. Dresden, Weiske. 16. 1 M.

Braun, J., Unter Palmen. Geistliche Lieder und Weisen katholischer Dichter Deutschlands. Nach des Herrn Gebet geordnet und herausgegeben. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 6 M. 50 Pf.

Bulthaupt, H., Die Malteser. Tragödie, mit theilweiser freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Catull's Buch der Lieder. Deutsch von R. Westphal. Leipzig, Leuckart. 8. 2 M. 40 Pf.

Dewall, J. van, Nazzarena Danti. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Il Parpaglione. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Formey, A., Aus Wald und Wogen. Gedichte. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Grosse, J., Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in 4 Büchern. Dresden, Steffens. 8. 5 M.

Grundmann, F., Deutsche Worte. Eine Sammlung von Gedichten, zu Gunsten des Fonds für den Bau des deutschen Theaters in Prag herausgegeben. Wien, Konegen. Gr. 8. 5 M.

Heinzel, M., Mei jüngstes Kindel. Allerhand schläsche Geschichten. Mit dem Porträt des Verfassers. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M.

Herbig, O., Frithiof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht. Berlin, Deubner. 8. 2 M.

Hesse, A., Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bde. Halle, Pfeffer. 8. 5 M. 25 Pf.

Heyse, P., Siechentrost. Novelle. Augsburg, Gebr. Reichel. 1883. 8. 2 M.

Holleben, H. v., Deutsches Flotten-Leben. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 8. 1 M. 50 Pf.

Jensen, W., Der Kampf für's Reich. Tragödie. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 2 M. 40 Pf.

Koch, W., Kölsche Schelderei. II. Der Rippet vun der Beß. Erzählung in plattkölnischer Mundart. Köln, Bachem. 12. 75 Pf.

Kosakaute, K. L. W., Lieder des Leides. Neue Folge. Berlin, Kamlah. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Kralik, R., Adam. Ein Mysterium. Wien, Konegen. 12. 1 M.

Krüger's, B., Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von J. Bolte. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Lessing's Werke. Neu herausgegeben von F. Bornmüller. 1ste Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 50 Pf.

Manteuffel, U. Z. v., Graf Lorenz. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Mosen, G., Was ein Morgensonnenstrahl hervorgerufen hat. Eine beglückende Weltanschauung, gegründet auf sichere naturwissenschaftliche Thatsachen und alltägliche Erfahrungen. Zwickau, Werner. 8. 2 M. 40 Pf.

Mündel, C., Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben. Straßburg, Trübner. 8. 3 M.

Noeßler, E., Humoristische Räthsel-Gedichte für große und größere Kinder mit einem räthselhaften Programm. Leipzig, Seidel u. Comp. 1883. Gr. 8. 1 M.

Oertzen, G. v., Lieder und Leute. Wismar, Hinstorff. 1883. 8. 4 M.

Parlow, H., Spanische Nächte. Skizzen. Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Perfall, K. v., Die Heirath des Herrn von Radenau. Novelle. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 3 M.

Peters, F., Uebergangszeiten in den Reichslanden. Belletristische Skizze. Baden-Baden, Sommermeyer. 1883. 12. 2 M.

Poestion, J. C., Isländische Märchen. Aus den Original-Quellen übertragen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 M. 80 Pf.

Reißmann, A., Die Hausmusik. In ihrer Organisation und kulturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Römpler, H. F., Rautenblätter. Erinnerungen an Sachsens Freud und Leid, gesammelt und mit Anmerkungen versehen. Plauen, Neupert. 8. 1 M. 50 Pf.

Rouslane, B., Der Jude von Sofievka. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung von A. Schulze. Berlin, F. Luckhardt. 8. 3 M.

Rutenberg, E., Sanct Nepomuk. Tragödie. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Schults, H., Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M.

Sirven, A., La Bigame. Zeit-Roman. Autorisirte deutsche Uebertragung von H. Marone. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M. 50 Pf.

Sorger, H., Kleine Bilder aus dem Leben. Hamburg, H. J. Koch. 1883. 16. 60 Pf.

Stanislas, A., Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe. Berlin, Entrich. 1883. 8. 3 M.

Steigenberger, M., Die heilige Afra, Marthyrin. Religiöses Schauspiel. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 30 Pf.

Trais, F. v., Heimathsklänge aus der Wetterau. Gedichte in Wetterauer Mundart. Gießen, Roth. 1883. 8. 1 M.

Treu, G., Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ein Vortrag. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 M.

Wagener, H., Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Berlin, R. Pohl. Gr. 8. 6 M.

Weiß, B., Der Humanismus und Ulrich von Hutten. Vortrag. Bremen, Roussell. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Wirth, M., Ernste und frohe Tage aus meinen Erlebnissen und Streifzügen. Mit einem Porträt in Holzschnitt. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 6 M.

Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. 1ster Jahrg. 1884. 12 Hefte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. à Heft 1 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1884. Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. **Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 20. März 1884.

Romane.

1. Isabel. Roman von C. Schröder. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, die kleine Isabel, die unter der Wärterin Pflege im alten Schlosse aufwuchs; nur Mütterchens Bildniß mit den todestraurigen Augen hatte sie in dunkelm Winkel unter altem Gerümpel gefunden, von Staub und Spinneweben gereinigt und in ihre Kinderstube getragen. Unter den todestraurigen Augen wuchs sie auf, und daß der Papa ihr Mütterchen durch seine Herzlosigkeit gemordet, nachdem er sie ihres Reichthums wegen geheirathet, das erfuhr sie auch, denn die Dienerinnen erzählten sich jeden Abend davon, wenn sie die Kleine schlafend wähnten. Wie sie ihn haßte, den bösen Papa, der ihr liebes Mütterchen zu Tode gequält! Eines Tages kam er auf einen Tag ins Schloß, und vor der Abreise ließ er Isabel rufen. Der elegante, gemüthlose Mann mit den heitern Zügen und den bestrickenden Manieren, lächelt mitleidig, als er sie voll Schreck an der Thür stehen sieht, das arme, kleine, magere Töchterchen. Er will sie an sich ziehen; sie prallt zurück und blitzt ihn mit prächtig flammenden Augen an. „Teufel!" ruft er entzückt, „wo hast du die Augen her?" „Von Mütterchen!" sagt sie mit wildem Hassesblick. Er lachte. „Kind, deine Mutter hatte große, runde, ausdruckslose Fischaugen, die noch dazu beständig in Thränen schwammen." Da ballt sich die kleine Hand zur Faust. „Es ist nicht wahr", schrie sie, heftig mit dem Fuße stampfend, „du lügst! Mütterchen hat Augen gehabt wie ich, und keine Fischaugen; Marie hat es gesagt und Frau Schuck und die dicke Lise, und auf dem Bilde oben, über meinem Bett, sind sie auch abgemalt, und du bist ein schlechter Mann und hast Mütterchen zu Tode gequält, und — und — und du hast selbst Fischaugen!" Entzückt von dem allerliebsten Sprühteufelchen, will er sich durch eine herrliche Puppe ihren Dank erobern; sehnend blickt sie danach, aber das Händchen versagt sie ihm. Da wirft er ärgerlich die Puppe zu Boden, daß sie zerbricht, und nun sammelt Isabel mit dumpfem Jammerlaut die Glieder der gemordeten, paßt sie aneinander und trägt sie in den dunkeln Winkel der Rumpelkammer, denselben, wo ihres gemordeten Mütterchens Bild gestanden hat.

Herr von Linden bringt eine Stiefmutter ins Haus, eine bezaubernd schöne Engländerin, die er geheirathet, weil er sich auf dem Schlosse zu langweilen fürchtete; Isabel hatte er damals noch nicht gesehen, sonst hätte er vielleicht die neue Ehe nicht geschlossen. Da es nun geschehen, amusirt er sich damit, daß er die auf die Schönheit der heranwachsenden Isabel eifersüchtige Mutter und die ihre Stiefmutter hassende Tochter gegeneinander hetzt. Als er stirbt, hinterläßt er drei Viertel seines Vermögens der Tochter, ein Viertel der Mutter, aber nur unter der Bedingung, daß sie bis zu Isabel's Verheirathung sich nie von ihr trenne; die Kampfscenen, die ihn so belustigt, sollen auch nach seinem Tode nicht aufhören. Isabel würde dieses Leben nicht ertragen, hätte sie nicht ihre Bücher und ihre Träume. Vor den faden Verehrern ihrer Millionen flüchtet sie zu den Helden ihrer Romane und ihrer Phantasie, denen die Männer, die sie kannte, so gar nicht gleichen. Erlösung von der Stiefmutter, Erlösung von der Schar der Bewerber und volle Freiheit für ihr Traumesleben: das ist alles, was sie wünscht und was ihr schließlich eine Convenienzheirath mit Lord Amhurst sichert, wobei beide Theile einander nicht zu belästigen sich verpflichten. Er lernt aber seine Frau lieben, sie entdeckt in ihm den Helden aller ihrer Träume, und nachdem sie sich lange geflohen und jeder sich über die Gefühle des andern getäuscht, kommt es zum Geständniß und aus der Convenienzheirath entwickelt sich berauschendes Liebesglück. Aber er

ist kein Ideal, kein Halbgott, Schwächen liegen hinter ihm und Schuld; daß er von seiner Frau vergöttert wird, drückt ihn zu Boden, und doch darf er ihr nicht beichten; denn aus der Kenntniß ihres Charakters und aus ihren eigenen Worten überzeugt er sich, daß sie unsagbar leiden würde, wenn ihr Halbgott sich als schwacher Sterblicher entpuppte. Erschütternde Ereignisse lassen ihr, was er gefehlt, riesengroß erscheinen; sie verzweifelt an seiner Liebe, und bis an die Schwelle des Todes reißt sie ihre Verzweiflung fort. Doch sie lernt resigniren und verzeihen, und mit diesem ersten Sonnenblick des neuen Lebens kommt ihr auch die beseligende Erkenntniß, daß der Gatte gefehlt, aber ihrer würdig blieb, und daß er nie, seit er sie kannte, eine andere geliebt habe.

Die Anlage des Romans ist eine einheitliche und künstlerische; alle Theile des reichgegliederten Ganzen vereinigen sich zu dem vielseitigen Ausdruck der Idee, die am Schluß in versöhnender Harmonie ausklingt. So groß auch die Zahl der vorgeführten Personen ist, Verwandtschaft ist nirgends unter ihnen zu entdecken, und der Autor hat der kleinen Kunstmittel „besonderer Merkmale“ nicht bedurft, um sie vor Verwechselung zu schützen. Ueberaus fesselnd ist die Entwickelung der Handlung, die um so mehr interessirt, je lebenswahrer die Persönlichkeiten vor uns stehen; die Schilderung zeugt von ungewöhnlichem Talent, das Buch enthält einzelne Meisterstücke dichterischer Plastik. Dieser Roman gehört unter die geringe Zahl derjenigen, die man mehr als einmal liest, die bei wiederholter Lektüre nicht verlieren. Möchte ihm beschieden sein, was mittelmäßigen Büchern oft, guten seltener zutheil wird, eine Reihe von Auflagen.

Ungleich minder hervorragend, aber empfehlenswerth ist:

2. Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt von Heinrich Köhler. Leipzig, Verlags-Magazin. 1883. 8. 3 M.

Die Ehe, welche Herr von Reineck mit seiner Cousine, der frühern Hofdame Konstanze von Thüngen, führte, war keine glückliche. Es schien, und besonders seine Frau nahm an, daß er all seine Liebe mit der unvergeßlichen ersten Gattin ins Grab gesenkt; Konstanze faßte daher ihr Verhältniß als Pflichtstellung auf und war eine kluge, vornehme Repräsentantin des Hauses, eine kühle, pflichtgetreue Lebensgefährtin, eine gemessen strenge Erzieherin der Kinder. „Ihr herzlosen kalten Weiber, ihr seid die Harpyien, welche die Seele des Mannes zernagen!“ ruft der Gatte einmal in bitterer Verzweiflung über ihre harte Verständigkeit aus. Drei Jahre sind sie verheirathet, ohne sich näher getreten zu sein: da erscheint als Retterin ihres ehelichen Glücks eine junge reizende Gouvernante. Herr von Reineck verliebt sich in sie; ihr Herz schlägt ihm entgegen, in einer unbewachten Minute sinken sie sich in die Arme, und Frau von Reineck kommt dazu. Jetzt wird alles gut, der Kuß hat alles in Ordnung gebracht; Konstanze entwickelt bis dahin völlig verborgene Eigenschaften, die wie Engelsfittiche überall aus ihr herauswachsen; sie hindert zwar Margarethe nicht am Fortgehen; aber sie entläßt sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, zugleich in ehrenvollster Weise, um das ihr wohlbekannte Gerücht eines Verhältnisses zwischen ihrem Mann und der Gouvernante zum Schweigen zu bringen. „Mein Mann ist oben in den Zimmern, gehen Sie hinauf!“ sagt sie der Scheidenden, und als dieselbe nach dem Abschiede gleich wieder herunterkommt, legt ihr die Schloßherrin die Hände segnend auf das von dem Schloßherrn geküßte Haupt. Margarethe reist ab; Konstanze aber geht zu ihrem Manne und sagt ihm leise, schüchtern wie eine Siebzehnjährige: „Ich wollte dich bitten, dir meine Liebe gefallen zu lassen.“ Nicht ihn, sich selbst klagt sie an; ihr Herz war zu stolz, es mußte gedemüthigt werden. Sie gewinnt die Liebe ihres Mannes, und Margarethe heirathet nach einiger Zeit den Gutsinspector.

Eine scharfe Analyse verträgt der Roman nicht, aber die Ausführung ist anziehend, fesselnd und ergreifend.

Mehr Kenntniß der Schattenseiten des Lebens bekundet sich in:

3. Der Gast. Roman von Rudolf Lindau. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Der Bankdirector Harry Maclean gilt für einen glücklichen, beneidenswerthen Mann; er ist reich, geachtet, seine Frau, eine Russin, ist schön, bezaubernd, liebenswürdig und gefeiert. Daß sie oberflächlich und frivol ist, ohne Freude am Edeln, ohne Verständniß dafür, nur empfänglich für Triumphe ihrer Eitelkeit und Gefallsucht, das weiß nur ihr Mann, der nichts für sie sein kann, wie sie nichts ist für ihn. Der Ehebruch erscheint als nothwendige Consequenz ihres Charakters und dieser Ehe. Tragisch wird er durch den Umstand, daß der intimste Freund und Lebensretter von Harry's geliebtem einzigen Bruder, von diesem abgesandt und von Harry gastlich empfangen, die Ehre dieses Hauses befleckt, dessen Glück er nicht mehr zerstören konnte. Mit freundlichem Behagen, ohne irgendwelche Entschuldigung der Leidenschaft, erzieht Monja den Gast zum Ehebrecher, um einige Abwechselung in ihre Existenz zu bringen.

Flüchtig streifte sein unsteter Blick die liegende Gestalt. — „Setzen Sie sich“, sagte sie harmlos, „seien Sie nicht so unruhig. Bei diesem Wetter muß man hübsch am selben Platze bleiben. Kommen Sie hierher. Ich muß mich nach Ihnen umwenden, um Sie zu sehen. Es macht mich müde.“ Er näherte sich ihr zögernd und ließ sich auf dem Sessel an ihrer Seite nieder. „Nun sehen Sie mich an“, sagte sie sanft. Er wandte sein Gesicht dem ihrigen zu. Ihre heißen großen Augen ruhten unverwandt auf ihm. Er ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und führte sie an seine Lippen. Sie ließ ihn gewähren, und wieder lagerte sich auf ihrem Antlitz das stille räthselhafte Lächeln. Er erhob sich plötzlich, ließ ihre Hand fallen und trat an das Fenster. Sie sah ihn, ohne Verwunderung, ohne Bewegung, immer noch lächelnd nach.

Sie geben sich Rendezvous außer dem Hause, weil Harry, argwöhnisch gemacht, seine Schwester Katharina zur

Ueberwachung der Frau ins Haus genommen. Als er auf dem Wege ist, sie zu entlarven, wird er überfahren. Ohlsen, der Gast, geht nach Amerika zurück; er hat die Ehe gebrochen, den Freund und den Gastfreund verrathen, und weiblos, freundlos, friedlos stirbt er einsam auf der Prairie, während Monja ihre Schönheit welken, ihre Jugend schwinden sieht und unter Gewissensbissen langsam zu Grunde geht.

Es fehlt dem Buche nicht an Stellen von entschiedener Schönheit; psychologisch nicht gerechtfertigt erscheint es aber, daß Harry, nach so viel überzeugenden Anzeichen von Monja's Schuld, ihrem Schwur, sie sei schuldlos, vertraut, und daß Katharina auf seine Versicherung gleichfalls an die Unschuld der Frau glaubt, die sie und ihr Bruder so scharf und klar beurtheilen und verurtheilen.

4. Hans und Heinz Kirch. Von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

Tüchtige Menschen sind es, die in der kleinen Ostseestadt wohnen, wetterhart von außen, hart von innen, und Schiffer zu werden ist jedes Knaben höchster Stolz. Durch den Schiffer geht der Weg zum Rheder, zum Rathsherrn, zum Bürgermeister. „Das soll auch mein Sohn einst werden", denkt Hans Kirch, der es mühsam zum Kapitän gebracht und durch schwerste Entbehrungen wohlhabend geworden. „All wedder 'n Dreling umsünst utgeb'n", brummt er seine Frau an, als sie ihrem Jungen Heinz am Werktag einen Syrupkuchen gekauft hatte, und: „Ich sitze hier nicht still, Heinz; für dich, nur für dich!" stößt er hastig hervor, da der Sohn als Matrose das Haus verläßt. Sie scheiden im Zorn: Heinz hat die Bürgerglocke überhört, weil er mit der kleinen Wieb sich so lange auf dem Wasser umhertrieb, mit der kleinen Wieb, die ihm den Ring geschenkt, den er vor Jahren ihr gab und den sie seitdem auf dem Herzen getragen. Er hat sie fast erstickt mit seinen Küssen, und nun kümmert die beiden nichts weiter, ihn nicht der Zorn des Vaters, sie nicht die Schläge der Mutter. Jahre vergehen, Heinz läßt nichts von sich hören. „Er kommt nicht mit leeren Händen zurück", sagt der Pastor, und der Vater nickt dazu. Da bringt der Postbote einen Brief, aber unfrankirt. „Nicht mal das Porto hatte er gehabt, und der, der sollte im Magistrate den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, sich zu hoch erwiesen hatte!" Es brauste ihm vor den Ohren. „Junge!" schrie er plötzlich, „so kommst du nicht in deines Vaters Haus!" Er nimmt den Brief nicht an. Und wieder vergehen Jahre, siebzehn sind es schon, seit Heinz schied —, da kommt er zurück, bettelarm, mit Spuren von Elend und Kampf. Auf den finstern Sohn blickt finsterer noch der Vater. Papiere hat er nicht. Da entsteht ein Gerücht: es ist nicht Heinz, ein Betrüger schlich sich ein! Mistrauisch betrachtet ihn die Familie. Mag es der Sohn sein oder nicht, der Vater will sich loskaufen von dem, der ihm Schande bringt. Und Heinz irrt in Gedanken versunken am Strand umher, dort schallen lustige Stimmen aus dem Wirthshaus; er tritt ein, in der Schenkerin erkennt er seine Wieb. Er geht ihr nach in die Küche: „Kleines Wiebchen!" Und er erzählt ihr, wie er sie überall gesucht, seine süße kleine Wieb, und wie er sie jetzt behalten wolle. Sie aber stöhnt in tiefem Schmerz; sie ist eines andern Weib, eines wüsten Gesellen. Da wirft er klirrend das silberne Ringlein zu Boden, und zu Haus stößt er des Vaters Abfindungssumme zurück, verläßt die Heimat und kehrt nimmer wieder, so viel Jahre auch der gebrochene alte Vater am Arm des gebrochenen Weibes, dessen Mann gestorben, ausschauen mag am Strand nach ihm, den sie so tief geliebt, der Hans Kirch und die bleiche Wieb.

Die Personen sind charaktervoll und lebenswarm erfunden und gezeichnet. Manche Einzelheiten gehören unter diejenigen Dinge, die wol im Leben vorkommen, im Roman aber für unwahrscheinlich gehalten werden. Was aus Wieb wird, erfährt man nicht, obwol sie nicht wie Heinz in der Unermeßlichkeit der weiten See dem Blick entschwinden kann. Das Buch erweckt Interesse bei der Lektüre, und der Eindruck verklingt nicht mit Beendigung der letzten Seite.

5. Schicksalstragödie. Roman von Eugen Salinger. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Ludovika, Klavierlehrerin in einem kleinen Städtchen an der russisch-polnischen Grenze, kam zur Welt, als ihre Mutter aus dem Postwagen stieg, und kostete dieser das Leben. In einer Feuersbrunst wurde die Leiche mit den Effecten vernichtet; die Kleine ward vom Cantor angenommen. Als sie erwachsen, bezaubert ihre Schönheit einen jungen polnischen Grafen; er dringt in ihr Gemach, küßt sie im Schlaf, flieht vor der Erwachten und bittet den Doctor, in dessen Familie Ludovika nach dem Tode ihrer Pflegeältern Aufnahme fand, seine Bewerbung um ihre Hand zu begünstigen. Nach der Verlobung erfahren sie, daß sie Geschwister sind; er schießt sich todt, und sie wird Nonne. Ein Graf, der seine Gattin aus unbegründeter Eifersucht bei den Haaren in den Vorhof schleift und dann die Hunde auf sie hetzt, schließlich mit dem Wahnsinn ringt und seinen Sohn (Ludovika's Bruder) für das Kloster bestimmt, vermehrt die Zahl der vorgeführten Personen, ohne das Interesse an ihren Schicksalen erhöhen zu können. Den Gestalten fehlt der Fleischton des Lebens.

Als ein Vorzug der bisher besprochenen Werke darf es bezeichnet werden, daß sie nicht bestimmt sind, für diese oder jene politische Partei Propaganda zu machen. Das Dichtwerk verliert und die Politik gewinnt nicht durch solche Propaganda; aber bekanntlich wirft sich gar nicht selten unbefriedigtes und zurückgetretenes oratorisches Bedürfniß auf edlere Organe, und die schriftstellernde Phantasie ist in der That im Stande, Befriedigungen zu verschaffen, die keine Tribüne gewährt: die tönende Phrase verklingt nicht, der Einwurf des Gegners ist eigene Schöpfung, stets schwächer als die eigene Kraft, so gering

dieselbe auch sein mag. Nicht ganz frei von derartiger Färbung ist dagegen:

6. Nürnberg. Culturhistorischer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Luise Otto. Drei Bände. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 10 M.

Stephan Tucher und Ursula Muffel, beide aus Nürnbergs edelsten Geschlechtern, lieben sich hoffnungslos, weil Ursula die Enkelin eines Hingerichteten ist, die der stolze Tucher nicht als Schwiegertochter aufnehmen will. Elisabeth Behaim, des angesehenen Christoph Scheurl Gattin, erbittet von Kaiser Max, als er zum Besuch nach Nürnberg kommt, Fürsprache bei den Vätern, die dann auch das Verlöbniß der jungen Leute zur Folge hat. Elisabeth ist es, die als Schutzpatronin über fast allen Personen des vielgliederigen Romans schwebt: auf Befehl Kaiser Friedrich's III. hat sie den Dichter Celtes mit dem Lorber gekrönt und ist seitdem seine Muse geblieben, ohne, wie manche glauben könnten, eine Liebschaft mit ihm zu haben: ihre Küsse vor und nach ihrer Verheirathung mit Scheurl sind nur Küsse der Muse. Dem Steinmetzen Ulrich aus Straßburg wirft sie eine Rose zu, die derselbe als keuscher Baubruder von sich schleudert; später aber wird er ihr Freund, ihr Lebensretter, auch von ihr geküßt, und sie erbittet, als er auf falschen Verdacht hin angeschuldigt ist, von Kaiser Max, der in zartester Minne ihr nichts abschlägt, seine Begnadigung. Schließlich stirbt sie, ermordet von Streitberg, dem Geliebten ihrer Jugend. An Frauen, die viel geliebt und bedenkliche Verhältnisse gehabt, fehlte es gewiß zu keiner Zeit und in keiner Nation; aber daß eine solche als keusche Germanin geschildert wird, die „treulich jede Pflicht der deutschen Hausfrau erfüllt", dagegen muß doch energischer Protest eingelegt werden; diese „Musenküsse" passen nach Frankreich, nicht in unser deutsches Vaterland.

Uebrigens hat die Verfasserin eingehendere Studien über die Vorzeit Nürnbergs, über städtische Verfassung, Sitten, Trachten und Kunstleben gemacht, als man von einem weiblichen Autor erwarten darf. Dieselben objectiv zu verwerthen, war nicht ihre Absicht; sie betont in der Vorrede ihren „entschiedenen Parteistandpunkt", von dem das Buch fast auf jeder Seite Zeugniß ablegt. Die Berechtigung solchen Misbrauchs der Geschichte wird gewiß von vielen bestritten werden; die schlimmste Art derselben ist diejenige, die nicht in Veränderungen, sondern in Auslassungen besteht, welche die Splitter im Auge des Gegners, nicht aber den Balken beim Genossen sieht. Wo es sich aber nicht um den Parteistandpunkt handelt, zeigt die Verfasserin geistige Tiefe, wie bei ihrer Charakterisirung gothischer Baukunst, und Lebensweisheit in vielen Bemerkungen über „bequeme Männerweisheit". Auf Gebiete, deren Beherrschung von ihr nicht beansprucht werden kann, sollte sich die Verfasserin nicht begeben: daß „Gott" in fast allen Sprachen mit vier Buchstaben geschrieben wird, ist grundfalsch (italienisch, polnisch, englisch, holländisch u. s. w.); verlangen dürfte man aber etwas weniger Verstöße gegen die deutsche Sprache, die in überraschender Zahl und Stärke vorkommen. Daß einer der Helden, Stephan Tucher, „wie ein wüthend gewordenes eingesperrtes Raubthier" hin- und herläuft, nimmt nicht für sein Auftreten ein, daß seine Oberlippe „an beiden Seiten aufwärts gezogen", nicht für den Ausdruck seiner Züge; da Ursula an diesem freundlichen Grinsen ihres Geliebten keinen Anstoß nimmt, kann ihm freilich der Eindruck, den er auf Leser und Leserin macht, gleichgültig sein.

Von derselben Verfasserin und in demselben Verlage erschien:

7. Aus vier Jahrhunderten. Historische Erzählungen in zwei Bänden von Luise Otto. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 8. 8 M.

Der erste Band enthält: „Zwei geistliche Kurfürsten", zuerst Valentin von Isenburg, als Vorläufer und Bahnbrecher, dann der Held Gebhard von Waldburg. Der Edelsten einer, Freund der Künste und Wissenschaften, wird Gebhard Kurfürst und Erzbischof von Köln. Im Zauberspiegel eines italienischen Magiers erblickt er das Bild eines schönen Mädchens, das gewaltigen Eindruck auf ihn macht, und bald darauf sie selbst, die durch eine zugeworfene Rose sich bemerkbar macht, die Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin. Seine Liebe wird erwiedert; das Verhältniß, obwol völlig rein, gibt zu Verleumdungen Veranlassung; der besorgte Bruder der Gräfin eilt herbei und will Gebhard zur Rede stellen, verstummt aber, als dieser erklärt: „Mein ganzes Kurfürstenthum ist mir feil für sie; vor Gott und vor Euch erkläre ich Agnes als meine Braut!" Mit der katholischen Religion zu brechen ist er entschlossen, Freund und Feind verlangt aber — er findet es unbegreiflich —, daß er selbst ein Bekenntniß ablege, damit man wisse, was er eigentlich glaube und was er nicht glaube; aus Nachgiebigkeit tritt er mit Agnes zur reformirten Kirche über. Nun geschieht aber etwas Unerhörtes: der Papst setzt den verheiratheten Reformirten ab; der Kaiser findet es nicht in der Ordnung, daß er in seiner Stellung verbleibe; auch das Domkapitel will ihn nicht mehr als seinen Vorgesetzten anerkennen. Gebhard und Agnes flüchten in die Niederlande; sie sucht vergebens Hülfe bei Elisabeth von England; schließlich geben sie die Hoffnung auf Wiedererlangung der frühern Stellung auf, ziehen nach Straßburg und sterben dort nach glücklicher Ehe, ohne rechten Abschluß. Vieles ist historisch, selbst der magische Spiegel; Gebhard und Agnes aber sind Gebilde der Phantasie. In Wirklichkeit war Gebhard wegen seiner leichten Sitten schon sehr verrufen, als er die schöne Gräfin sah, die er, der geistliche Oberhirte die Kanonissin des Klosters Gerrisheim, zu sich einlud und verführte. Da das Verhältniß beider öffentliches Aergerniß gab, zwangen die Brüder der Verführten den Kurfürsten zur Heirath. Um den Beistand der Calvinisten zu gewinnen, trat er zur reformirten Kirche über; sie waren aber nicht mächtig genug; er hatte sich verrechnet und mußte zu Wilhelm

von Oranien fliehen. Seine Frau ging in der That nach England, wandte sich aber an den leicht entzündlichen Grafen Essex und wurde deshalb von Elisabeth aus dem Lande gejagt. Das liederliche Paar, das z. B. einmal einen armen Kapuziner, der um Almosen für sein Kloster bat, zum Ergötzen der Gäste zwang, im Saal herumzutanzen, bis ihm der Athem ausging, eignet sich möglichst wenig zu Ritter und Edeldame vom Geiste; andere Helden waren aber nicht zu beschaffen, und einer tendenziösen Dichterin ist es nicht zu verdenken, wenn sie gegenüber der Armuth und Principienlosigkeit der Weltgeschichte uns zeigt, was die Geschichte uns bieten könnte und bieten sollte.

Der zweite Band ist betitelt: „Die Aebtissin von Lindau und andere Novellen." Gräfin Mechthildis von Waldburg hat den Schleier genommen, nachdem ihr Vater, der sie zu einer Ehe mit Graf Vaihingen zwingen wollte, von der Hand ihres Geliebten, Kunibert von Stein, gefallen. Aus unglücklicher Liebe ergibt sich Kunibert wüstem Leben, wird Verbrecher und zum Tode verurtheilt, aber von Mechthildis, die inzwischen Aebtissin geworden, kraft des ihr zustehenden Rechts begnadigt, worauf er ein Kloster baut, in das er mit seinen Gefährten eintritt. Diese sowie die meisten andern Erzählungen („Auf und unter den Hohenzollern", „Der Spielmann und sein Sohn", „Eine Camarera-mayor am Hofe Philipp's V." u. s. w.) sind mit dem bekannten Talent der Verfasserin geschrieben.

In die Gegenwart führt uns zurück:

8. Eine vornehme Schwester. Roman von E. Wichert. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Alexander Traugott Perl, Inhaber einer Handlung für Schiffsbedarf aller Art, hatte vier Töchter, von denen die eine immer hübscher war als die andere. Adele, die zweite, heirathete einen Freiherrn von Meerfelde, und die Folgen davon, daß diese Tochter so vornehm geworden, bilden den Inhalt des recht spannend geschriebenen Romans. Seine ordinäre, nach Thran und Theer riechende Handlung muß Perl aufgeben und eine elegante Villa kaufen, in welche auch Comtesse Aurora, des Schwiegersohns Tante, zieht, um etwas gebildetere Formen bei den neuen Verwandten einzuführen, die doch früher ohne dieselben, bei Theer und Thran, sich ganz wohl befanden. Verletzt fühlen sich nun beide Parteien, die einen in ihrer Gewöhnung an schönere Lebensformen, die andern in den Gewohnheiten, die sie in der Kinderstube angenommen — die gerechte Strafe dafür, daß der Freiherr eine Frau geheirathet, durch welche er den größten Theil seines Unterhalts bezieht, und daß Adele einen Mann aus Kreisen nahm, zu denen sie nicht paßte und ihre Familie noch viel weniger. Ernster werden die Conflicte, als sich Bewerber für die andern Schwestern einfinden: ein eckiger armer Schulamtscandidat, Günther, ein derber, biederer Schiffszimmermeister, Fritz Link, und als der Onkel die Seinen besucht, ein kräftig fluchender Schiffskapitän, Waldemar. Solche Männer, Zimmermeister und Schiffskapitäne, bildeten einst die vornehmste Kundschaft der Handlung, mußten dem Händler daher passend und willkommen als Schwiegersohn und Gast erscheinen; aber zu den Kreisen, in welche die Schwester hineingeheirathet, paßten sie natürlich gar nicht. Sehr hübsch und lebendig sind die Zeichnungen des Schwiegersohns, des Zimmermeisters, der immer erklärt, es komme nur auf den „ehrlichen Menschen" an, und sich doch den selbstverliehenen Titel Baumeister beilegt; des Schiffskapitäns, der keinen Satz ohne einen Fluch sprechen kann, den Zimmermeister auf der Straße mit „schallenden Küssen", seine hübsche Nichte mit einem Kuß, der „bis ins dritte Zimmer zu hören war", empfing, die Gräfin bei ihrem Vornamen nennt, dabei aber die taktlose Unbeholfenheit des Schulmanns komisch findet und nicht begreift, daß es Leute gibt, die, an schönere Lebensformen gewöhnt, die seinigen nicht vertragen können. Auch der Stolz des Händlers Perl bäumt sich auf, als Link Handwerker genannt wird, was er doch ist. „Baumeister, Baumeister!" verbessert er eifrig, ist aber ganz indignirt darüber, daß Gräfin Aurora an dem „Handwerker" eben solchen Anstoß nimmt wie er selbst, ohne sich durch den aus Eitelkeit selbsterfundenen Titel beruhigen zu lassen. Sehr richtig ironisirt der Verfasser jene (dem Freiherrn übrigens fremde) glückliche Bornirtheit, einen Kreis um sich zu ziehen, hinter dem alles andere gleichgültig, nicht beachtenswerth sein soll, während er zugleich treffend gezeichnete Vertreter jener Gattung vorführt, die sich als den Mittelpunkt der Welt betrachtet und demnach in Stellung, Bildung und Manieren sich scharf abgrenzt nach unten, eine Abgrenzung nach oben aber unsagbar lächerlich findet. „Immer natürlich!" sagt Perl und reinigt seine Finger mit der Zunge; „immer natürlich!" sagen Günther, Link, Waldemar, und doch zuckt jeder die Achseln, wenn der andere nach irgendeiner Richtung noch natürlicher ist als er selbst. Mit Hülfe eines „hochfeinen" Mannes, Klemm, bricht der Kapitän den Widerstand der Gräfin durch ein Mittel, das ihn zu dem Ausspruch veranlaßt: „ich bin sonst kein gemeiner Kerl, aber bisweilen kann man eine Ausnahme machen, man muß nicht immer moralisch geschniegelt sein". Alle Schwestern bekommen ihre Liebsten, und der Baron zieht mit Adele aufs Land, um fernere Reibungen unmöglich zu machen. Die Handlung schreitet spannend fort, die Schilderung ist lebhaft, die Zeichnung der Charaktere nicht ohne psychologische Wahrheit; es schadet auch dem Interesse, mit welchem man das Buch liest, nicht, daß man bisweilen andere Folgerungen zieht als der Verfasser.

Freiherr K. von Richthofen.

Der jüngste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 8 M.

Es ist das dritte mal, daß Wilhelm Maurenbrecher als Herausgeber des von Friedrich von Raumer begründeten und lange Jahre geleiteten, dann ein Jahrzehnt von W. H. Riehl fortgeführten „Historischen Taschenbuch" vor den weiten Kreis der zahlreichen Leser und Freunde desselben tritt, nachdem er das für die theilweise Umgestaltung des Unternehmens von ihm aufgestellte Programm im wesentlichen durchgeführt und dessen Berechtigung und Wirksamkeit sowol selbst zu prüfen wie von andern prüfen zu lassen, hinreichende Gelegenheit gehabt hat. Nicht mit Unrecht benutzt er daher den mit dem Erscheinen des vorliegenden neuen Jahrgangs gebotenen Anlaß, um auf das Programm zurückzukommen, das er vor zwei Jahren als in Zukunft für die Leitung des alteingebürgerten Unternehmens maßgebend entwickelt hatte, um zu prüfen, inwieweit es bisher verwirklicht worden ist und welche Beurtheilung und Aufnahme bei dem Publikum die damit zusammenhängenden Aenderungen erfahren haben.

Sein Programm hatte eine doppelte Forderung enthalten. Einmal nämlich sollte den verschiedenen Arbeitsweisen und den mannichfaltigen Richtungen und Bestrebungen, welche in der modernen deutschen Geschichtsforschung vertreten sind, möglichst gleichmäßig Gelegenheit geboten werden, sich an dieser Stelle zu äußern und in ihrer Eigenart dem großen Publikum bekannt zu machen, damit das „Historische Taschenbuch" wirklich den Stand der historischen Wissenschaft in Deutschland in seiner Gesammtheit zum Ausdruck bringe. Niemand wird dem derzeitigen Herausgeber das Zeugniß versagen können, daß das in den bisher erschienenen drei Jahrgängen Gebotene diese Forderung im wesentlichen erfüllt hat. Wenn Maurenbrecher ferner die Absicht aussprach, in dem „Historischen Taschenbuch" mehr, als das bisher geschehen war, alle Perioden der allgemeinen Geschichte gleichmäßig zu ihrem Recht gelangen zu lassen und auch denjenigen, welche bisher gar nicht oder nur in sehr vereinzelten Fällen einmal durch eine Abhandlung vertreten waren, einen festen Platz in dem Sammelwerk zu gewähren, so ist auch mit der Erfüllung dieser Programmforderung ein Anfang gemacht worden, welcher ihre allmähliche vollständige Durchführung für die Zukunft erwarten läßt. Die Ungleichmäßigkeit, die in dieser Hinsicht für jetzt noch erkennbar ist, hat ihren Grund weniger in der Auswahl der Beiträge, als vielmehr in der eigenthümlichen Einseitigkeit, welche die historische Arbeit in unsern Tagen überhaupt charakterisirt. Während Maurenbrecher nämlich darauf hinweisen kann, daß von den zwanzig historischen Aufsätzen, welche die bisher erschienenen drei Jahrgänge der sechsten Folge des „Historischen Taschenbuchs" enthalten, dem Mittelalter fünf angehören, das Reformationszeitalter aber und die Geschichte der neuern Jahrhunderte mit je sieben Abhandlungen vertreten sind, muß er auf der andern Seite bekennen, daß sich die alte Geschichte seinen Werbungen gegenüber sehr spröde verhalten habe: dem Gebiete derselben gehört nämlich nur ein Beitrag des vorliegenden Jahrgangs an, während das Alterthum in den beiden ersten Bänden ganz ohne Vertretung geblieben ist. Indem der Herausgeber diese freilich nur für den Laien auffällige Thatsache durch den Hinweis darauf erklärt, daß die im Gebiete der alten Geschichte gegenwärtig herrschende Richtung der Forschung mehr von philologisch-antiquarischen als eigentlich historischen Gesichtspunkten und Absichten geleitet werde, so wird man ihm auch darin nur vollkommen beistimmen können, freilich nicht ohne dem Bedauern Ausdruck zu geben, daß gerade die Beschäftigung mit der Geschichte des Alterthums, welche in dem gesammten Geistesleben unserer gebildeten Kreise früher eine so hervorragende Rolle gespielt und auf die Entwickelung des politischen Denkens wie des historischen Urtheils derselben einen so mächtig anregenden und nachhaltig aufklärenden Einfluß ausübte, diese allgemein bildende und erziehende Bedeutung fast ganz eingebüßt hat und zum Privilegium eines eng geschlossenen, zünftigen, sich nur noch mit gelehrten Specialitäten beschäftigenden Kreises von Fachleuten geworden ist.

Diesmal ist die alte Geschichte durch eine Abhandlung des inzwischen von einem plötzlichen Tode hinweggerafften Arnold Schaefer vertreten, welche in knappem Raume eine quellenmäßige lehrreiche Darstellung von der Entstehung, der Entwickelung und dem Wesen des „macedonischen Königthums" gibt und von dem in neuerer Zeit gegen die leitenden Staatsmänner der griechischen Gemeinden mehrfach erhobenen Vorwurf ausgeht, daß dieselben kurzsichtig und eigensinnig an die vermeintlich freien Einrichtungen ihrer Städte sich angeklammert, statt unter der macedonischen Monarchie ein festgeregeltes Staatswesen zu begründen und unter Verzicht auf die abgelebte Kleinstaaterei an dem Ausbau der hellenisch-macedonischen Großmacht mitzuarbeiten. Im Gegensatz dazu thut Schaefer dar, daß Macedonien zwar große Könige hervorgebracht hat, aber nie zu einer festen Staatsordnung gelangt ist, welche hellenische Gemeinden hätte reizen können, ihre gesetzliche Freiheit aufzugeben, um dem Machtgebot ihnen fremder Alleinherrscher zu dienen.

Die beiden folgenden der chronologisch geordneten Abhandlungen beschäftigen sich mit mittelalterlichen Stoffen. In der ersten gibt Ernst Bernheim an der Untersuchung der „Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg" ein lehrreiches Beispiel für die Methode der kritischen Forschung, indem er von dem ältesten, um 1170 verfaßten Bericht

über den bekannten, dem Jahre 1140 angehörigen Vorgang ausgehend, die Unwahrscheinlichkeit desselben aus äußern und innern Gründen darthut und dann weiterhin durch den Nachweis, daß ganz ähnliche Geschichten im Anschluß an die Eroberung und Belagerung der verschiedensten Burgen und Städte in Frankreich, Italien, in der Schweiz und namentlich in allen Gegenden Deutschlands zu den verschiedensten Zeiten wol dreißig bis vierzig mal vorgekommen sein sollen, in überzeugender Weise klar zu machen sucht, daß wir es hier mit einer Wandersage zu thun haben. Endlich zeigt er, wie der erste Keim zu dem später mit vielen Einzelheiten ausgeschmückten Sagengewebe in einem bestimmten Zuge des Berichts zu finden sein dürfte, den Burchard von Ursperg seiner Erzählung von der Eroberung von Crema durch Kaiser Friedrich I. im Jahre 1160 — offenbar völlig unabsichtlich — eingefügt hat. Den Schluß der Abhandlung, die gerade für den der Methode historischer Forschung fernstehenden Laien sehr instructiv ist, bildet eine Uebersicht über die eigenthümlichen literarischen Schicksale der Sage. Bernheim schließt, zurückblickend, mit folgenden Worten:

> Es war meine Absicht, an einem wie immer auch geringfügigen Beispiel die ein für allemal im wesentlichen gleiche Methode darzulegen, deren sich unsere Wissenschaft zur Kritik solcher sagenhaften, überhaupt unwahren Ueberlieferungen bedient. Und diese Methode an sich ist etwas Großes, allgemein Bedeutungsvolles. Denn sie ist es, kraft deren es unserer Wissenschaft gelingt, ganze Epochen der Vergangenheit aus einem Wust von Entstellungen zu befreien, wie die alte römische Geschichte, die Geschichte des Mittelalters; sie ist es, die mehr als einer historischen Persönlichkeit noch nach Jahrhunderten das wahre Maß des Verdienstes oder der Schuld zuzumessen gelehrt hat; sie vermag tief eingewurzelte Vorurtheile niederzubrechen und dadurch der religiösen, staatlichen, socialen Entwickelung der Menschen neue segensvollere Bahnen zu eröffnen; sie gibt, alles in allem, unserer Wissenschaft die Macht, wie mit einem Zauberschwert, jenem Helden des Mythus vergleichbar, durch den Irrwald täuschender Traditionen hindurchzudringen zu dem schlummernden Bilde der Vergangenheit, um es zu lebendiger Wahrheit zu erwecken.

In dem folgenden Aufsatz: „Kanzler Konrad", entwirft Franz Xaver von Wegele an der Hand der Quellen und die neuere Literatur über den Gegenstand kritisch revidirend ein interessantes Bild von dem Leben, Wirken und Charakter eines der bedeutendsten deutschen Staatsmänner aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, welcher unter Heinrich VI. und namentlich während des Thronstreits zwischen Philipp und Otto eine hervorragende und glänzende, aber wegen seines jähen, blos nach dem Vortheil vorgenommenen Parteiwechsels vom moralischen Standpunkte aus nicht eben allzu rühmliche Rolle gespielt hat.

Auf dem Grenzgebiet zwischen Mittelalter und neuerer Zeit bewegt sich Karl Klüpfel's Abhandlung über den „Schwäbischen Bund", welche eine Fortsetzung der von demselben Verfasser im vorigen Jahrgange begonnenen Arbeit bildet und in drei Abschnitten die Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern, die Weiterentwickelung des Bundes und den Schweizerkrieg von 1499 zur Darstellung bringt.

Die folgenden zwei Drittel des vorliegenden Bandes sind der neuern Geschichte gewidmet, und zwar behandelt je einer einen Stoff aus dem 16., dem 17. und dem 18. Jahrhundert. Theodor Wenzelburger zeichnet auf dem großartigen historischen Hintergrunde, welchen der Befreiungskampf der Niederlande darbietet, das Leben „Johan van Oldenbarnevelt's", des „Advocaten von Holland", „des größten Staatsmanns, der jemals an der Spitze der Republik gestanden und ohne den die Schöpfung des großen Schweigers nach menschlicher Berechnung wieder zusammengebrochen wäre". Naturgemäß concentrirt sich hier das Interesse des Lesers vorzugsweise auf den tragischen Ausgang, den dieses ruhmvolle Leben auf dem Schaffot unter dem Beile des Henkers genommen hat. Der Biograph geht demgemäß auch gerade auf die Fragen näher ein, welche für die Beurtheilung dieser Katastrophe in Betracht kommen; er gibt zu, daß die Maßregeln, welche Oldenbarnevelt in dem sich immer mehr zuspitzenden innern Conflict mit Moritz von Oranien ergriff, den ausgeprägtesten Charakter der Legalität an sich trugen, während das Vorgehen seines Gegners nur als eine Art Staatsstreich bezeichnet werden kann; aber er muß doch andererseits auch anerkennen, daß die Gegner Oldenbarnevelt's zu einem solchen insofern genöthigt, ja fast berechtigt waren, als ein Sieg der von dem Advocaten von Holland vertretenen innern Politik die Republik rettungslos den centrifugalen Kräften der Parteileidenschaften preisgegeben, sie auseinandergetrieben und zur Beute des zum Todesstoße bereit stehenden Feindes gemacht haben würde. Denn Oldenbarnevelt war zugleich der Vorkämpfer derjenigen Partei, welche den „Bestand" mit Spanien verlängert sehen wollte. Ueber die daraus sich möglicherweise ergebenden weitern Consequenzen bemerkt Wenzelburger am Schluß:

> Wäre die auf Verlängerung des Bestandes hinarbeitende Partei des Advocaten am Ruder geblieben, dann wäre Spanien im Stande gewesen, seinem österreichischen Bundesgenossen die hülfreiche Hand zu bieten und dann nach der Vernichtung des Protestantismus in Deutschland mit concentrirter Kraft über die Republik herzufallen, deren Widerstandskraft einem solchen Anprall wol kaum gewachsen gewesen wäre.

Ein ganz besonderes Interesse bietet schon durch die Neuheit des Stoffs und die außerordentliche Mannichfaltigkeit der sich an ihn knüpfenden Beziehungen und die sich von ihm aus eröffnenden Perspectiven das Lebensbild dar, welches Friedrich Althaus unter dem Titel eines „deutsch-englischen Charakterbildes" von „Samuel Hartlib" entwirft. Ein Deutscher von Geburt, hat Samuel Hartlib im Zeitalter der ersten englischen Revolution in England und insbesondere in London eine hervorragende Rolle in der literarischen und gelehrten Welt gespielt, auch in die politische Discussion jener stürmischen Tage eingegriffen und namentlich eine erstaunlich vielseitige und anregende gemeinnützige Thätigkeit entfaltet, rastlos und nicht ohne

schwere eigene Opfer für die Sache der Erziehung, der Bildung, der Menschlichkeit gewirkt. Er war ein Freund Milton's, stand mit Comenius in genauen Beziehungen, wie er auch dessen Besuch in England vermittelt hat, und bildete das allbeliebte Centrum für einen Deutschland und England umfassenden großen Kreis gelehrter und praktisch thätiger Männer, die sämmtlich von dem idealsten humanen Streben erfüllt waren.

Den Schluß des Bandes bildet eine umfängliche Studie von Hermann Hüffer über „Die Neapolitanische Republik des Jahres 1799". Der Verfasser gibt eine quellenmäßige Geschichte dieser ephemeren und eigentlich nur durch die erbärmliche Selbstaufgabe des bourbonischen Königthums möglich gewesenen französischen Tochter- oder Schwesterrepublik. Das kritische Interesse concentrirt sich in dem letzten Abschnitt, welcher den Vorgang untersucht, zu welchem die von dem Generalvicar Ruffo mit den Aufständischen in Neapel abgeschlossene Capitulation und der Bruch derselben durch den König und Nelson den Anlaß gegeben habe. Hüffer sucht dabei das Maß der Schuld wesentlich anders zu vertheilen, als man es, namentlich nach dem Vorgange von H. von Sybel und den englischen Widersachern Nelson's, bisher zu vertheilen gewohnt war. Schuldlos ist auch nach ihm keiner der an den nach dem Siege der Bourbons geübten Greuelthaten Betheiligten, aber auch kein einzelner ist in dem hohen Maße schuld und allein verantwortlich, wie man bisher wol gemeint hat. Er faßt seine Darlegung schließlich kurz dahin zusammen — wobei zu bemerken ist, daß nach ihm der von dem Generalvicar Cardinal Ruffo den Rebellen bewilligte Vertrag nicht blos von dem allgemeinen Standpunkte des absoluten Königthums aus, sondern auch als eine Ueberschreitung der dem Generalvicar ertheilten Vollmachten involvirend überhaupt null und nichtig war und die siegreiche Regiegierung nur den im Lande befindlichen Franzosen gegenüber, nicht aber in Bezug auf die in offenem Aufruhr begriffenen Unterthanen binden konnte: eine Auffassung, welche vom Standpunkte des strengen Staatsrechts und dem des Strafrechts aus begründet sein mag, gegen die sich aber vom Standpunkte der allgemeinen und selbst der politischen Moral doch die allergrößten und nach unserer Meinung völlig unüberwindlichen Bedenken erheben:

Daß der ungültige Vertrag keine Anerkennung fand, darin liegt nach der Auffassung, welche hier begründet wurde, überhaupt keine Schuld. Die Schuld beginnt und liegt darin, daß man Personen, denen man durch die Capitulation, wenn nicht rechtlich, so doch sicherlich moralisch verpflichtet war, der Einkerkerung und dem Todesurtheil unterwarf. Auch damit war die Königin unzweifelhaft einverstanden. Unschuldig ist sie dagegen an den ärgsten, unheilvollsten Greueln. Sie blieb bei dem Satz: Rasche, exemplarische Strafe gegen wenige, Verbannung gegen die größere Zahl, dann so bald als möglich Gnade und völliges Vergessen. Die massenhaften Einkerkerungen, die endlosen Processe, die Willkür und Grausamkeit der Richter waren ihr verhaßt, dem Cardinal gegenüber hat sie aufs schärfste ihren Abscheu ausgesprochen.

Und er schließt mit der folgenden Bemerkung:

So trifft jeden der Betheiligten sein Maß von Tadel, und nirgendwo in dieser unseligen Bewegung findet das Auge einen Punkt, auf dem es mit ungetrübter Freude verweilen könnte. Man zweifelt, was von beiden verderblicher war: die Unerfahrenheit und dünkelhafte Schwäche der republikanischen Regierung, oder das verkommene, in sich zerrüttete Königthum, das, zu allem Bildungsfähigen im Gegensatz, nur in der Unwissenheit der Masse einen Halt fand. Erträglich werden solche Ereignisse nur als Ausgangspunkt oder Glied einer großen Entwickelung, welche die freien Bürger eines so herrlich gesegneten Landes auf die Fehler und Drangsale vergangener Zeiten mit dem Gefühl überstandener Leiden und überwundener Irrthümer zurückblicken läßt.

Diese flüchtige Uebersicht des in dem neuen Bande des „Historischen Taschenbuchs" gebotenen reichen, mannichfachen und gediegenen Inhalts wird genügen, um zu zeigen, mit welchem Ernst und mit wie gutem Gelingen der von dem dermaligen Leiter des Unternehmens eingeschlagene Weg weiter verfolgt wird; diesem Bande wird ohne Zweifel eine ebenso freundliche Aufnahme und beifällige Beurtheilung beschieden sein wie seinen Vorgängern.

Hans Prutz.

Neue Dramen.

Die Mehrzahl der uns diesmal zur Besprechung vorliegenden dramatischen Arbeiten gehört, mit zwei oder drei Ausnahmen, in die Rubrik des Mittelmäßigen und in die des Verfehlten.

Zur großen Masse des Mittelguts gehört:

1. Ein Concipient. Lustspiel in einem Act von Wilhelm Herbst. Wien, Rosner. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Lustspiel ist diese breitgesponnene Plauderei, die weder ein neues Motiv, noch eine rasch laufende und überraschende Handlung, noch witzige Pointen besitzt, kaum zu nennen, doch ist die Diction stellenweise nicht ungewandt.

Eine geistreiche, unterhaltende Kleinigkeit ist:

2. Die Burgruine. Lustspiel in einem Aufzuge von Karl Caro. Wien, Rosner. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Wenn auch eine Namensverwechselung gerade kein neues Motiv ist, so wird sie doch in diesem Lustspiel sehr geschickt ausgebeutet, sodaß sie unser Interesse erregt. Der Dialog ist elegant und fein pointirt, die Handlung rasch und gefällig. Das kleine Lustspiel gehört jedenfalls zu den bessern Bühnenstücken.

Ein Motiv zu einem großen dramatischen Gemälde für ein Aquarellbildchen ausgenutzt und in engen Rahmen gezwängt bietet:

3. Charlotte von Rohan. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen von Theodor Herrmann. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883. Gr. 8. 2 M.

Ein tragischer Vorwurf wuchtiger Art, wol ausreichend zu einer Tragödie großen Stils, die gewaltsame Gefangennahme und der Tod des Herzogs von Enghien, ist hier wie eine kleine Begebenheit zusammengezogen in den Rahmen zweier Acte. Die Hauptpersonen, die an dieser erschütternden welthistorischen Begebenheit theilgenommen und sie geplant haben, sind weggelassen, und damit ist der Sache der größte Theil ihrer eigentlichen Bedeutung entzogen. Der Autor hat eben aus einem der gewaltigsten welthistorischen Dramen nur die abschließende tragische Katastrophe herausgeschnitten. Das ist bedauerlich. Ein schuldloses Opfer fällt vor unsern Augen, ohne daß uns gewichtige Gründe für diese Execution angegeben werden, dadurch wird dieselbe zu einer brutalen gestempelt. Sollte das dichterische Vermögen des Verfassers zur Bewältigung dieses schönen Stoffs nicht ausgereicht haben? Dann wäre es besser gewesen, er hätte die Hand ganz davon gelassen. Jedenfalls hat er wol seine besondern Gründe gerade für diese Auffassung der Sache gehabt, aber sie bringen seinem Werk keinen Vortheil. Die Diction ist edel und nicht ohne Poesie, und auch die dramatische Wirksamkeit des Gedichts dürfte nicht zu bezweifeln sein.

Ein Werk seltsam eigenthümlicher Art ist:

4. Harra. Eine germanische Tragödie von Ch. F. Maurer. Landau. 1883.

Der Verfasser hat die Fabel zu dieser Tragödie dem in der vorgeschichtlichen Dämmerung liegenden Zeitalter entnommen, und jedenfalls in der guten Absicht, das Widersinnige und Thörichte gewisser politischer und socialdemokratischer Ideen in ihren heillosen Wirkungen auf die Allgemeinheit in energischer Weise zur Anschauung zu bringen, ohne das culturhistorische Moment jener Zeit außer Acht zu lassen. Und das ist ihm auch gelungen. An die Möglichkeit der Aufführung einer so eigenthümlichen Tragödie, deren scenischer Apparat ungewöhnlich große Ansprüche an die Bühnenmaschinerie erhebt, hat der Verfasser wol kaum gedacht. Die Diction ist markig und nimmt oft einen poetischen Aufschwung, ebenso ist die Zeichnung der Charaktere kraftvoll und energisch. Jedenfalls ist diese Tragödie dem Lesepublikum als interessante Lektüre bestens zu empfehlen.

Eine bloße Dilettantenarbeit ist:

5. 1683. Vaterländisches Schauspiel in drei Acten und einem Nachspiel von Anton Stära. Brünn, Benedictinerbuchdruckerei. 1883.

Man mag die gute Absicht des Verfassers loben, eine Großthat der vaterländischen Geschichte dramatisch verherrlichen zu wollen. Daß sein Können nicht an das Wollen heranreichte, ist zu entschuldigen, denn über die Grenzen des ihm beschiedenen Talents hinaus kann kein Mensch gelangen. Das Schauspiel hat nur einen localpatriotischen Zweck und kann auch nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet und kritisch gewürdigt werden. Zu einem Drama fehlt ihm alles das, was ein Drama macht.

Nicht viel mehr als eine ästhetische Spielerei ist:

6. Stabat mater. Oper in einem Aufzuge von Hermann Eichborn. Breslau. 1883.

Eine Oper origineller Art, welcher der eigentliche Operntext noch fehlt, den wahrscheinlich der Componist als Einlage dazu dichten soll. Die Fabel hätte sich unstreitig besser und wirkungsvoller verwerthen lassen, als es hier geschehen ist. Jedoch ist der Dialog gewandt, die Handlung hat einen romantischen Zug, und die Diction verräth stellenweise Poesie.

Ein gutes und passendes Gelegenheitsstück ist:

7. Meister Lukas. Dramatisches Charakterbild in zwei Aufzügen von Wilhelm Roßmann. Zweite veränderte Auflage. Als Festgabe zur Feier des vierhunderten Geburtstags Martin Luther's. Oldenburg, Schulze. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Drama ist poetisch ausgeführt und die Zeichnung der Charaktere durchweg eine gelungene, nur läuft der Dialog oft zu sehr ins Breite, wird dadurch schleppend und ermüdend. Im ganzen verdient das Werk nicht allein des Zwecks wegen, für den es bestimmt war, sondern an und für sich lobende Anerkennung.

Von Geist und Talent zeugt:

8. Das Bildniß der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Stuttgart, Metzler. 1883. 8. 2 M.

Diesem Trauerspiel ist ein sehr einfaches Motiv zum Grunde gelegt; aber leider ist die Ausführung eine zu gekünstelte und verschnörkelte. Zwei Männer, welche dieselbe Frau lieben und alle Mittel aufbieten, um in den Besitz des geliebten Gegenstandes zu gelangen; zwei Frauen, die an denselben Mann ihr Herz verloren und um seine Liebe werben. Das wäre hinreichender Stoff zu einem Trauerspiel, in dem die Leidenschaft frei und fessellos sich entfalten darf; aber der Dichter hat andere und kleinlichere Dinge zu Hülfe genommen. Die nichtgeliebte Frau gebraucht die Waffen hinterlistiger Intrigue; der nichtgeliebte Mann, der zugleich ein König ist, verschmäht es nicht, von der ihm zu Gebote stehenden Gewalt Gebrauch zu machen, um sein Ziel zu erreichen, und hat dabei als Helfershelfer eine abgeblaßte Marinelli-Copie in der Gestalt eines Arztes zur Seite. Daß in dem tragischen Abschluß die Tugend triumphirt, liegt in der Sache und ist ein Gebot der Nothwendigkeit; aber der Leidenschaft fehlen Naturwahrheit und Naturlaute, man hört ihr das Gekünstelte und Gemachte zu sehr an und kann sich nicht recht erwärmen. Die Form der Dichtung besteht halb in gebundener Rede, halb in Prosa, und das stört die Harmonie des Ganzen. Die Sprache ist zwar poetisch, doch die Fabel entbehrt der poetischen Auffassung und Ausführung und läßt deshalb kühl. Es ist zu viel Raffinement darin enthalten. Das Trauerspiel besitzt jedoch manche Vorzüge, die wir bereitwillig anerkennen: eine rasch fortschreitende geschlossene Handlung und Knappheit. Auch dürfte seine

Bühnenwirksamkeit kaum in Zweifel gezogen werden, doch fehlt dem Gegenstande selbst das fesselnde Interesse.

Das Werk eines wahrhaften und echten Dichters liegt uns vor in:

9. Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1883. 8. 3 M.

Vor einem strengen ästhetischen Richterstuhle würde die Fabel zu diesem Schauspiel in das Bereich der Novelle verwiesen werden, und zwar mit voller Berechtigung; denn ein derartig düsteres Seelengemälde gehört nicht in die lichten Regionen Melpomene's: aber trotzdem müssen wir zugestehen, daß Wilbrandt daraus ein Drama von so packender Mächtigkeit und fesselnder Handlung, von so ergreifender, das Interesse gefangen nehmender Kraft geschaffen hat, wie es eben nur ein wahrhafter Dichter zu schaffen im Stande ist. Die Handlung ist fest geschlossen und schreitet rasch vorwärts; da ist kein Wort zu viel; die Charaktere sind meisterhaft ausgeführt; nur das Bild der Frau Agathe Stern zeigt einige ins Harte schillernde Töne, besonders im ersten Act. Die Diction ist geistvoll und hochpoetisch. Das Schauspiel ist die Arbeit eines bewährten Meisters, der selbst aus einem verfehlten Vorwurf ein werthvolles Kunstwerk zu schaffen versteht. Die Bühnenwirksamkeit des Schauspiels steht außer Frage und ist auch bereits vielfach erprobt.

Eine unbedeutende Dilettantenarbeit ist:

10. Alles oder nichts. Lustspiel in fünf Acten von Mathilde Eichhorn. Baden-Baden, Sommermeyer. 1883. 12. 1 M. 50 Pf.

Die dürftige Fabel würde ausreichend zu einem einactigen Drama sein, ohne dabei irgendetwas Neues oder Ueberraschendes zu bieten; es ist eben die alte Liebesgeschichte mit den üblichen Verwechselungen und Misverständnissen, doch ohne eine hinreichende Dosis Geisteswürze und Witz. Dies bloße Nichts ist in fünf Acte auseinandergedehnt und einem etwas schwer trabenden Sechsfuß aufgebürdet worden, der es nach einigem Stolpern zum Schlusse trägt. Doch hat das Werk einen Vorzug aufzuweisen: es schlägt einen edlern Ton an als viele andere dramatische Dilettantenversuche.

Ein recht anregendes Werk bietet uns:

11. Das Notizbuch des Ministers. Lustspiel in zwei Acten von Sylvester.

Das Stück hat mancherlei Vorzüge, eine nicht uninteressante spannende Handlung, gutgezeichnete Charaktere und einen eleganten, an geistvollen Wendungen reichen und scharfpointirten feinen Dialog. Jedenfalls wird es dem Repertoire der deutschen Bühne kein Fremdling bleiben.

Ein gleichfalls nicht uninteressantes Werk, doch kein eigentliches Drama ist:

12. Gräfin Werben oder Frauenmacht. Schauspiel in fünf Acten von O. Sternau. Hamburg, Kriebel.

Es ist allerdings kein Schauspiel, sondern eine Novelle in Dramaform, und das ist des hochinteressanten Inhalts wegen beklagenswerth, denn die geschickte Hand eines dramatischen Dichters hätte sicher aus diesem Stoffe ein Schauspiel von fesselndem Reiz und spannender Handlung geschaffen. Die Diction ist geistvoll und hat Wärme und Schwung; auch die Charakterzeichnung ist eine gelungene zu nennen, nur fehlt dem Ganzen die eigentliche dramatische Mache. Obendrein verleiht das Geschichtliche der Handlung ein besonderes Interesse.

Gänzlich mislungene Versuche mit der dramatischen Form sind:

13. Zwei Schauspiele aus der Gegenwart. Von Francis Stahl. (Falsche Wege. Schauspiel in fünf Acten. Neue Erfindungen. Lustspiel in vier Acten). Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Seit Björnson's berühmtem „Fallissement“ haben sich die dramatisirten Bankrotte förmlich der Bühnen bemächtigt, aber was dem bedeutenden dramatischen Talente und dem großen dichterischen Vermögen eines Björnson gelang: einem derartigen an sich unerquicklichen und uninteressanten Stoffe Anziehungskraft und ergreifendes Leben zu verleihen, das hat keiner seiner Nachtreter vermocht, am wenigsten der Verfasser des Schauspiels „Falsche Wege“, dem es nicht darauf ankommt, ein halbes Dutzend Jahre innerhalb der Handlung zu überspringen, ohne dafür genügende Motive anzuführen. Die „Neuen Erfindungen“ verrathen zwar Begabung für das Lustspiel und haben auch einzelne gelungene ergötzliche Auftritte, aber das Compositionstalent hat nicht ausgereicht, ein Kunstwerk in Lustspielform zu schaffen. Einzelne gelungene Bruchstücke bilden kein Ganzes, am allerwenigsten ein dramatisches Werk. Auch ist nicht alles, was das Unterhaltungsbedürfniß des weniger prüfenden Publikums befriedigt, ein gelungenes Kunstwerk. Was dem lauten Markt Genüge leistet, befriedigt selten den edlern Sinn.

Eine dramatisirte Anekdote ist:

14. Spielhagen unter den Nihilisten. Lustspiel in einem Act und drei Bildern, nach einer wahren Anekdote von Theodor Gesky. Düsseldorf, Jockwer.

Leichtgearbeitete Waare ohne eigentliche dramatische Verwickelungen und Charaktervertiefung, nur mit scenischen Schwierigkeiten verknüpft. Der Dialog ist einfach, doch ziemlich glatt, das ganze Lustspiel gerade gut genug, eine Repertoirelücke vorübergehend auszufüllen.

Karl Nissel.

Neue Gedichte.

1. Neue Balladen. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, C. Winter. 1884. 12. 2 M.

Die poetischen Werke, welche Heinrich Vierordt in den letzten Jahren veröffentlichte, haben ihm wohlverdiente Anerkennung gebracht und seiner Muse zahlreiche Freunde und Verehrer erworben. Seine neueste Schöpfung, die vorliegenden „Neuen Balladen", dürften einen noch entscheidendern und weiter dringenden Erfolg haben; sie erscheinen uns besonders dazu geeignet, den Namen des jungen Dichters in den weitesten Kreisen bekannt und geschätzt zu machen. Es sind auserlesene Gedichte, die Vierordt in dem kleinen Bändchen vereinigt hat; keins ist darunter, das untergeordneten Werth hätte, jedes ist bedeutend, und einige derselben müssen als das Beste, was der Dichter bisjetzt geschaffen hat, und als Perlen der lyrisch-epischen Dichtung unserer Zeit bezeichnet werden.

Die Lektüre der „Neuen Balladen" zeigt klar, daß Vierordt die Fundamentaleigenschaft des Dichters, des Künstlers besitzt, den gegebenen Stoff, den Lebensgehalt in ein ästhetisches Object, in ein Kunstwerk zu verwandeln, das unser sinnlich-geistiges, d. h. ästhetisches Vermögen, unsere Anschauung und Phantasie erregt, ergreift und befriedigt. Der Dichter ist eine echte Künstlernatur, er lebt nicht im Reiche des abstracten Gedankens, sondern in dem der concreten Bilder und Gestalten. Seine Gedichte sind unmittelbare und ursprüngliche Ergüsse der schöpferischen Gestaltungskraft, der Phantasie; sie enthalten nichts Berechnetes, Gemachtes, durch Reflexion Zusammengestückeltes und wirken darum so rein und kräftig auf Anschauungsvermögen und Phantasie des Lesers oder Hörers. Er weiß geschickt die Stoffe zu wählen, die für die Dichtung fruchtbar und ergiebig sind, sie künstlerisch durchzubilden und völlig auszugestalten, sodaß keine, wenn ich so sagen darf, ästhetisch todten Stellen übrigbleiben, und er versteht es, seinem innern Bilde durch die Sprache solchen Ausdruck zu verleihen, daß es im Leser innerlich wieder erzeugt wird. Er findet und erfindet überall eine Fülle von Zügen, von Elementen, die ästhetisch intensiv wirksam sind, und vereinigt diese reiche Mannichfaltigkeit zu einem organisch einheitlichen geschlossenen Ganzen: so erzeugt er das Lebendig-Schöne. Er ist, wie der Dichter es sein muß, auch ein Verdichter, d. h. er concentrirt die zahllosen zerstreuten Elemente, wie sie der Stoff darbietet, zu einer poetischen Quintessenz (vgl. z. B. „Die Tuilerienkinder", „Der Traum von Miramare"). Die „Neuen Balladen" zeigen ferner, daß Vierordt ein weiteres Erforderniß des Künstlers, nämlich eine originelle Individualität besitzt, die seinen Schöpfungen ein eigenartig geistiges Gepräge verleiht. Diese Individualität ist nicht nur eine uns ästhetisch interessirende, sondern auch eine menschlich sympathische. Eine ideale Gesinnung, eine Freude an allem Edeln, Hohen, Großen, Erhabenen und der Mangel aller trivialen Züge gibt den „Neuen Balladen" einen besondern Werth und läßt sie als Lektüre für unsere heranwachsende Jugend besonders geeignet erscheinen.

Auch in der sprachlichen Behandlung erweist sich Vierordt als echter Dichter; er findet überall die Worte und Ausdrücke, die recht sinnlich-concret und anschaulich sind, und bringt mehrfach die Onomatopoesis, die Tonmalerei, vortrefflich in Anwendung; dabei ist seine Sprache theils kraftvoll-markig, theils von musikalischem Wohllaut. Was die metrische Form betrifft, so finden sich in den „Neuen Balladen" da und dort kleine Härten und Unebenheiten, besonders in der Prosodie; davon abgesehen aber sind die Verse wohlgebaut und oft von melodischem Reiz, die Reime von fast durchgängiger Reinheit und mitunter so originell und exotisch wie die Freiligrath'schen.

Mit Ausnahme des lyrischen Einleitungsgedichts „Fichtengruß" gehören die sämmtlichen Gedichte dieser Sammlung der episch-lyrischen Gattung an, welcher sich der Verfasser nun ganz gewidmet zu haben scheint, und zwar ist das epische Element vorwiegend. Dem wirklichen Leben entnehmen nur zwei dieser Gedichte ihren Stoff, welche zu den vollendetsten und wirkungsvollsten gehören: „Die Gottesräuberin" und „Der Clown", beide von erschütternder Tragik und trefflicher Composition. Unter den wenigen Gedichten sagenhaften Charakters ist besonders „Der Hexengeiger" hervorzuheben, in dem das Furchtbare und das Komische in drastischer Weise vereint sind.

Die überwiegende Mehrzahl der „Neuen Balladen" entnimmt ihren Stoff der neuern und neuesten Geschichte. Historische Stoffe haben ihre Vorzüge; sie bieten dem Dichter bedeutende große Personen und Begebenheiten, und historische Gedichte interessiren uns nicht nur ästhetisch, sondern auch historisch. Aber darin liegt auch andererseits eine Gefahr, nämlich die, daß der Dichter zum Geschichtschreiber in Versen wird und sich statt an unser ästhetisches Interesse an unser historisches, statt an die Phantasie an den Verstand wendet. Nach allem, was wir eben über Vierordt's künstlerisches Naturell sagten, ist dies bei ihm nicht zu fürchten. Gerade in seinen historischen Balladen tritt seine poetische Gestaltungskraft recht klar hervor. Unter den vorzüglichsten derselben ist zunächst das zweite Gedicht der Sammlung: „Tycho de Brahe", zu nennen, das uns in großartiger Weise die nächtliche stürmische Meerfahrt des aus der Heimat verbannten Astronomen vorführt. Der sprachliche Ausdruck zeigt hier besondere Fülle und Kraft, und die Tonmalerei ist sehr gelungen, wie z. B. in folgender Strophe:

> Die Raen erächzen, dumpf stöhnt der Mast,
> Das Takelwerk rasselt und knattert:
> Das Meerschiff birgt einen finstern Gast,
> Den Mövenflug kreischend umflattert.

Wie der Dichter seine Helden reden lassen muß, nicht

um an sich geistvolle Gedanken zu äußern, sondern um ein anschauliches Charakterbild seiner Figuren zu geben, können wir an diesem Gedicht sehen. Stürmische Meerfahrt zu schildern, das versteht Vierordt, das zeigt auch seine Ballade „Wagner", welche die Entstehung des „Fliegenden Holländers" schildert, dessen erste Idee dem Componisten bekanntlich in einer Sturmnacht auf der Ostsee gekommen ist.

Unter den übrigen historischen Balladen sind besonders hervorzuheben: „Michael Scott", „Columbus", „Die Kreuziger", „Die Rache des Tempels", „Rouget de l'Isle", und als die beiden Glanzpunkte der Sammlung, die auch den Schluß bilden: „Die Tuilerienkinder" und „Der Traum von Miramare". „Die Tuilerienkinder" sind entschieden das Beste, was Vierordt bisjetzt gedichtet hat, ein Meisterstück künstlerischer Composition. Das tragische Schicksal der unglücklichen drei französischen Thronerben, der Söhne Ludwig's XVI., Napoleon's I. und Napoleon's III., ist der Gegenstand dieses Gedichts. Die dreimalige Variation desselben Themas, wie sie die Geschichte ausgeführt hat, meisterlich zur Anschauung bringend, hat der Dichter den Parallelismus der drei Theile des Gedichts festgehalten. In jedem Theile haben wir, einander entsprechend, zuerst die Geburt und glückliche Kindheit des Prinzen, dann das Hereinbrechen des Schicksals, schließlich das tragische Ende. Aehnlich und doch wieder verschieden sind die einleitenden Strophen der drei Theile:

1.

Hell glänzt das Tuilerienschloß,
Dumpf brüllen die Kanonen,
Geboren ist ein Königssproß,
Der Erbe der Bourbonen.

2.

Und horch, durch Morgennebel schallt
Von neuem Klang der Haubitzen,
Der Trommeln dumpfer Wirbel hallt,
Die Bajonnette blitzen.

3.

Und horch, und horch, zum dritten mal
Vernimmt's die Welt mit Staunen,
Die Kerzen brennen im Kaisersaal,
Es krachen die Karthaunen.

Von großer Wirkung ist die zweimal wiederholte Strophe, welche in allen drei Theilen die Peripetie einleitet:

Die Jahre ziehn, es rollt das Glück,
Die Wellen der Seine fliehen,
Der Sturmwind pfeift ein wildes Stück
Wol um die Tuilerien.

Sehr glücklich ist die Idee der Schlußstrophe, in der das Ganze ausklingt: die Mutterliebe beweint „das Tuilerienkind Napoleon des Dritten" —

Es ruht im blauen Veilchenschein
Als glücklichstes von allen,
Ihm ist allein von allen drei'n
Eine Thräne aufs Herz gefallen.

Eine Fülle ästhetisch wirksamer Ideen, eine äußerst anschauliche Darstellung, die knappe concise Form, die prägnante Kürze des Ausdrucks, eine markig-kräftige Sprache, lebendiger Rhythmus und treffliche Reime zeichnen dieses Gedicht aus. Ueber welche Melodik der Sprache Vierordt mitunter verfügt, zeigt die Schlußstrophe des zweiten Theils:

Schwebt nun durch Baum und Gartenstrauch
Des Westwinds feuchte Schwüle,
Bringt er des Vaters letzten Hauch
Als Gruß vom Felsenpfühle.

Eine treffliche Leistung ist auch „Der Traum von Miramare", ein episches Gedicht größern Umfangs, das uns das Schicksal Maximilian's, des unglücklichen Kaisers von Mexico, vorführt. Das poetisch herrliche Bild des Schlosses Miramare bildet sozusagen den Grundaccord des ganzen Gedichts; mit ihm beginnt es, am Ende des zweiten Theils kehrt es wieder, und mit ihm schließt es. Die ersten fünf Strophen führen uns das köstliche Bild vor die Seele; wir sehen es vor uns das schimmernde Schloß im Mittelmeer, von Orangeblüten umduftet, vom Meere umrauscht, mit seinen Gärten und Terrassen, ein „Wellentraum der Adria"; wir sehen auch das glückliche Paar, dem „solches Heim bereitet ward zu eigen", und wir vernehmen die Stimme des Dichters, welcher Max warnt, den falschen Glanz der Krone mit diesem göttlichen zu tauschen.

Maximilian's Ankunft und Einzug in Mexico, farbenreiche Scenen, führt uns der zweite Theil vor, an dessen Schlusse wir den von Sorge und Kummer verzehrten Kaiser sehen, dem nächtlich das Bild Miramares erscheint, den es mit goldenen Zauberfäden zurückzieht nach seiner Jugend Paradies, nach dem verlorenen Eden. Der dritte Theil bringt die Katastrophe. Im Tode noch umschwebt das holde Bild Miramares den unglücklichen Kaiser, und die letzten Strophen führen uns wieder nach Miramare zurück: wir sehen das vereinsamte, verlassene Schloß, das umsonst all seine Reize, seine Pracht verschwendet.

Einige zweifelhafte oder gewagte Ausdrücke, wie „im Schein des Jugendstrahles", „dir fliegt die Sehnsucht Mexicos", „sie stürzt gesträubten Lebens", „er lächelt leisen Spottens", wird man bei der sonstigen Fülle poetischer und sprachlicher Schönheit gern übersehen. Die zum Theil sehr originellen und exotischen Reime verdienen besonderer Erwähnung.

Die „Neuen Balladen" Vierordt's sind um so freudiger zu begrüßen, als gerade diese Gattung der Poesie in unserer Zeit, in welcher der Roman und das Drama so sehr bevorzugt sind, wenig gepflegt wird. Mögen die sie dazu beitragen, das Interesse an der episch-lyrischen, speciell der Balladendichtung wieder mehr zu beleben.

2. Lieder und Leute. Von Georg von Oertzen. Wismar, Hinstorff. 1883. 8. 4 M.

Ein Dichter, der in vielbewegtem Leben Welt und Menschen kennen gelernt, der viel geschaut, empfunden und gedacht hat, der noch in vorgerücktern Jahren mit jugendlicher Frische durch beide Hemisphären gewandert ist, ein Dichter, der auf dem Standpunkte einer gereiften und

überlegenen Weltanschauung steht, die ihn das bunte Getriebe der Erscheinungen schauen und durchschauen läßt — ein solcher Dichter tritt uns, wie in den frühern Schöpfungen Georg von Oertzen's, so auch besonders in seiner neuesten, in der Sammlung „Lieder und Leute“ entgegen. Dazu kommt, daß dieser Dichter zugleich künstlerische Gestaltungskraft, feines poetisches Empfinden, Schönheitssinn und vor allem eine seltene Vollendung in der Behandlung der Versform besitzt. Daher gewähren uns seine neuen Gedichte ebenso viel ästhetischen wie intellectuellen Genuß, regen ebenso sehr die Phantasie wie den Verstand an, erfreuen uns ebenso durch Wohlklang der Verse und schöne Bilder wie durch tiefe Gedanken. Daß das Intellectuelle gegenüber dem Aesthetischen, der Denker gegenüber dem Künstler überwiegt, liegt in der Eigenart Oertzen's von Hause aus und zeigt sich auch wieder in seinen „Liedern und Leuten“. Bei der Mehrzahl dieser Gedichte gehört nur die sprachliche und metrische Form der Poesie, der Gehalt aber der Lebensphilosophie, der Sphäre des reflectirenden Verstandes an. Es ist wesentlich Gedankenpoesie. Das soll kein Vorwurf sein, nur eine Constatirung des Thatbestandes.

Eine reiche Mannichfaltigkeit zeigen Inhalt wie Form der Gedichte. Da haben wir zunächst stimmungsvolle, lebenswahre Reise- und Wanderbilder aus beiden Hemisphären („In Siebenmeilenstiefeln“); dann eine Reihe köstlicher poetischer Satiren auf moderne Menschen und Zustände („Schatten“), unter denen wir die vortrefflichen, höchst ergötzlichen „Hypocritus ordinarius“ (Der Ordensheuchler) und „Für Damen, welche in aller Stille den Blaustrumpf anziehen wollen“ hervorheben; dann erzählt uns der Dichter in vollendeten Versen eine tiefempfundene Herzensgeschichte, an die sich ein Cyklus zugehöriger lyrischer Gedichte anreiht („In den Wind“); dann kommt eine Sammlung von Ritornellen, welche uns eine Fülle von Lebensweisheit, Welt- und Menschenkenntniß in vollendeter Form bieten („Im Nachdenken ruhend“), und schließlich eine Anzahl vermischter Gedichte („Ausklingend“).

Das Ganze macht einen durchaus eigenartigen Eindruck. Wer Poesie mit reichem, lebensphilosophischem Inhalt, wer geistvolle Satire und frischen Humor in Versen liebt, dem werden die „Lieder und Leute“ vielen Genuß gewähren.

Friedrich von Hoeler-Ravensburg.

Hygieinische Schriften.

1. Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele überhaupt, der Geisteskrankheiten und sittlichen Leiden, der Fallsucht, Taubstummheit, Skrofeln und Schwindsucht insbesondere, nebst Hinweisungen auf die Mittel, Gebrechlichkeit zu bannen und zu verhüten. Von Eduard Reich. Neuwied, Heuser. 1883. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

„Nur des Aufschwungs unsers Herzens bedarf es und der Leuchte der Vernunft, um alles, was Gebrechen heißt, Siechthum, Gebrechlichkeit und Entartung, vom Leibe der Gesellschaft fern zu halten.“ So beginnt das Vorwort, und dieser Ausspruch gibt sofort einen Begriff von der Art, wie der Verfasser seinen Gegenstand auf- und selbst praktisch anfaßt. Es handelt sich mehr um eine socialphilosophische, als um eine medicinische Arbeit, was wir deshalb erwähnen, weil der Laie durch den Glauben, es liege ein Buch der letztern Art vor, sich leicht von der Lektüre abhalten lassen könnte.

Die Schrift, in welcher alle Eigenthümlichkeiten der Reich'schen Denkweise besonders scharf hervortreten, hat den Vorzug, zum Denken über die socialen Probleme lebhaft anzuregen, somit eine Forderung zu stellen, der sich heute niemand entziehen kann und darf. In manchem muß man dem Verfasser beistimmen und bezüglich dessen, worin man sich dazu nicht entschließen kann und mag, muß man wenigstens zugestehen, daß dessen Darlegungen den Stempel der Originalität tragen. Führen wir zum Beleg nur einige Beispiele an:

Es ist schon sehr viel gesagt worden über den Nachtheil des Kriegs. Trotz dessen immer noch Krieg, in einem fort Krieg, großartige Begeisterung für diese entsetzliche Qual und Plage, Geisel und Pest der ganzen Menschheit! (Moltke faßt ihn anders auf.) ... — An das Meer, in den Wald, in die Natur müssen solche Familien eilen und naturgemäß müssen sie leben. Im Schatten der Civilisation gehen alle Familien, in denen Lungenschwindsucht unmittelbar vererbt zu werden anfängt, baldigst unter.

2. Das Buch vom Kinde. Das Kind in den ersten Lebensjahren. Seine Entwickelung, Pflege und Erziehung. Ein Buch für Mütter. Von Hermann Goldammer. Berlin, Habel. 1882. Gr. 8. 6 M.

Das vorliegende „Buch vom Kinde“ — nächstens erhalten wir sicher noch ein „Buch vom Knaben und Backfische“, eins vom „Jüngling und der Jungfrau“, eins vom „Liebenden und der Geliebten“, dann eins von „Mann und Frau“, eins vom „Witwer und von der Witwe“, eins vom „Greis und der Greisin“ u. s. w. — ist in seinem wesentlichen Inhalte ein pädagogisches Buch, weshalb uns der zweite Theil des Titels als der passendere erscheint. Was den ersten Theil betrifft, so sollten die Verfasser doch endlich solche Geschmacklosigkeiten, wie sie Schödler durch sein „Buch der Natur“ oder eigentlich Kunrat von Megenberg (1307—74) unbedachterweise zuerst wachrief, weglassen: sie bringen jetzt ganz gewiß keine zwanzig Auflagen mehr zu Stande, wie es Schödler gelungen ist!

Abgesehen von der an einzelnen Stellen etwas zu emphatischen Ausdrucksweise, kann man dem pädagogischen Theile nur Anerkennung zollen. Aus diesem geht deutlich

hervor, daß der Verfasser mit dem innern und äußern Leben des Kindes sich viel beschäftigt, sich fleißig und liebevoll in dasselbe vertieft hat; auch daß er die Fehler, welche in der Erziehung von Aeltern und Verwandten vielfach begangen werden, gründlich kennt, und ohne den zelotischen Prediger seiner Ansichten zu machen, jene vorführt und sie abzustellen sucht, indem er darauf aufmerksam macht und zugleich auf die Wege der Abhülfe hinweist. In dieser Hinsicht kann man das Buch bestens empfehlen, zumal es auch durch eine klare und durch technische Ausdrücke nicht entstellte, anregende populäre Darstellung erfreut.

Der medicinische oder vielmehr diätetische Theil der Schrift enthält ebenfalls eine Fülle beherzigenswerther Vorschriften, aber auch solche, deren Befolgung wir nicht anrathen können, ja solche, vor denen wir geradezu warnen müssen. So findet sich z. B. folgender Rath, der verhängnißvoll ist: „Im allgemeinen hat sich die auf Erfahrung gestützte Ansicht dahin geklärt, daß in den ersten Monaten Sitzbäder in Wasser von 25—28° R. von wohlthätigem Einfluß auf den Verlauf der Schwangerschaft sind". Ebenso bedenklich ist der Satz: „Den höchsten Grad von Vollkommenheit besitzt die Milch als Nahrungsmittel für Säuglinge, wenn sie direct nach dem Melken, also als lebende Milch genossen werden kann." (Man vergleiche damit Dr. Biedert's „Kinderernährung im Säuglingsalter".) Nun gar der Speisezettel für Kinder von zwei bis drei Jahren! Solche Aufstellungen sind viel zu schablonenhaft und man sollte sie deshalb ganz vermeiden: liegt doch gerade im Individualisiren nach Zeit und Gelegenheit und Gesundheitsumständen der springende Punkt der ganzen Frage der Kinderernährung! Für eine zweite Auflage möchten wir dem Verfasser daher das gründliche Studium des Biedert'schen Buchs empfehlen; er wird dann ohne Zweifel vieles Fehlerhafte aus seiner Diätetik beseitigen. Es ist übrigens an sich schon für einen Laien ein gewagtes Unternehmen, eine so schwere und selbst von vielen Aerzten nicht genug gekannte Frage wie die der Kinderernährung abzuhandeln. Das Zeugniß besten Willens muß man jedoch dem Verfasser ertheilen; aber wir hätten gewünscht, daß er nur den pädagogischen Standpunkt, von dem er in der Vorrede so trefflich spricht, gewahrt hätte. Dort sagt er:

> So halten wir es für ein gerechtfertigtes Beginnen, wenn wir uns bemühen, die Mutter in das Wesen des Kindes einzuführen und ihr in dem Versuche, einen . . . Schlüssel zu bieten, der ihr manches Verborgene zu öffnen vermag, sodaß Licht dahin fällt, daß Keime und Triebe sichtbar werden, wo ihr vielleicht ein räthselhaftes Dunkel entgegentrat. Noch verdienstvoller wäre unser Bemühen, wenn es uns gelänge, hier und da die Ansicht von dem Verhältniß der Kinderstube zur Mutter so umzuwandeln, daß sie nicht nur als ein Ort beschwerlicher, oft lästiger Pflichterfüllung erscheine, sondern als eine Stätte, die noch lange nicht genug benutzt und gewürdigt ist, um in die Geheimnisse des Wachsthums der Seele einzudringen . . . . den echten rechten Muttergeist zu wecken und nach allen Richtungen hin zu fördern ist der Zweck, zu dessen Erreichung das vorliegende Buch sein Theil beitragen möchte.

Quod Jupiter summus maximus felix faustumque esse jubeat!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus einer bei Edwin Schloemp in Leipzig erscheinenden „Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge" liegt uns vor: „Richard Wagner und die deutsche Cultur", von Hans Freiherrn von Wolzogen. Der Verfasser ist als einer der gemäßigtern unter den enragirten Verehrern Wagner's bekannt; immerhin gipfelt auch für ihn die deutsche Kunst und Cultur in seinem Helden. Beweis dafür sind folgende Aeußerungen des Vortrags: „Wir lernen von dem Künstler R. Wagner die feurige Erhabenheit des modernen Stils. Er war nicht allein Deutscher, er war insbesondere Dramatiker; das, was Künstler und Deutschen in ihm verbindet, das ist seinem Wesen nach das Allgemein-Menschliche, als zeitliche Erscheinungsform desselben aber: der Dramatiker. In Wagner's Lehre vereinigen sich edelstes Heidenthum und Christenthum zu einem allüberragenden sittlich-künstlerisch-religiösen Ideale." In diesem Tone ungefähr geht es fort durch das ganze Schriftchen; es ist oft so mystisch geschrieben, daß nur die Eingeweihten der Schule diese Sprache verstehen. Diese Art von Begeisterung für eine überschwenglich aufgebauschte Größe führt unsere Jugend weder zur Erkenntniß noch zur That, sondern nur zur Selbstbespiegelung.

— „Einführung in die antike Kunstgeschichte" von Rudolf Adamy (Hannover, Helwing). Der Verfasser des vorliegenden, 191 Seiten umfassenden und mit 123 Illustrationen ausgestatteten Buchs ist uns auf das vortheilhafteste bekannt durch seine „Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage", deren erster Band vollständig erschienen ist. Wir stehen nicht an, dieses große Werk als die gründlichste, eleganteste und gerechteste Behandlung des schwierigen Stoffs zu bezeichnen, welchen wir zur Zeit besitzen. Insofern aber das in viele Unterabtheilungen zerfallende Buch sehr umfänglich angelegt, für Fachleute berechnet und sehr theuer ist, kommt der kürzlich erschienene populäre Auszug des ersten Bandes einem Bedürfniß entgegen. Wir tragen kein Bedenken, auch diesen warm zu empfehlen, wenn wir auch nicht verschweigen dürfen, daß die Zugabe der Plastik und Malerei, weil sie allzu dürftig ausgefallen ist, besser weggeblieben wäre. Einen zwingenden Grund, diesen Leitfaden mit der ägyptischen Kunst beginnen und mit der indischen enden zu lassen, vermögen wir freilich nicht zu entdecken; wenn die indische wirklich, wie der Verfasser meint, gar keinen Zusammenhang mit der sonstigen ganzen Kunst des Alterthums darbietet, so konnte sie ebenso gut den Reigen beginnen. Vortrefflich ist die maßvolle Art, mit welcher der Verfasser die Kunst jedes Volks und wiederum jede Einzelheit einer solchen zu begreifen sucht aus culturgeschichtlichen, ästhetischen und technischen Gründen. Das erste Kapitel: „Die Entwickelung der Kunst im allgemeinen", erfüllt seinen Zweck vortrefflich.

— Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart ist ein Bildniß Dr. Martin Luther's erschienen, nach Lukas Cranach's Oelbild in Kupfer gestochen von Paul Barfuß in München. Die Größe des Bildes beträgt 40 zu 30 Centimeter, der Preis 1 Mark. Der Stich ist nach dem besten unter den noch vor-

handenen Luther-Bildern, dem von Lucas Cranach hergestellt, und eine vortreffliche Arbeit. Wir können das Blatt sowol um seiner Billigkeit wie um seines künstlerischen Werthes willen nur dringend empfehlen.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Frankfurt a. M. starb am 4. März Dr. Hermann Presber. Geboren am 9. December 1830 zu Rüdesheim im Rheingau, starb er nicht nur zu früh für seine engere Familie; an seinem Grabe trauern seine unzähligen Freunde und Bekannten und gewiß nicht minder die weitern Freunde der deutschen Literatur. Das bewies denn auch der unübersehbare Leichenzug, der sich am 6. März zusammengefunden hatte trotz der Anzeige, daß das Begräbniß in aller Stille stattfinden sollte, und der großartige Flor von Blumen und Kränzen, der von allerwärts gespendet und gesendet war. Man muß den Verstorbenen gekannt haben, um zu verstehen, wie groß die Trauer um ihn ist. Jedem wird der große stattliche Mann mit dem schönen Kopfe, dem dunkeln üppigen Haarwuchs mit den wohlwollenden tiefen Augen in steter Erinnerung bleiben. Mehr aber noch wird man sich seiner ehrlichen, überzeugten und überzeugenden Gesinnung, die sich in allem, was er that und sagte, aussprach, erinnern und seine Liebenswürdigkeit, seinen feinen, treuherzigen Humor, seine ideale Auffassung von Leben und Kunst in liebevollem Andenken behalten. Er war so recht der Typus einer groß angelegten, für alles Gute und Schöne begeisterten und wirkenden rheinischen Natur und wird gewiß auch als rheinischer Dichter den Besten unserer Zeit zugezählt werden, wie klein auch das Genre war, das er pflegte. Seinem Berufe nach ein schlichter und anspruchsloser Privatlehrer für Kunst und Literatur, als welcher er sich schon im Jahre 1853, nach erfolgreichen Studien in Heidelberg, Paris und Tübingen, in der alten Kaiserstadt niedergelassen hatte, wirkte Presber im ausgedehntesten Sinne für die ideale Erziehung der Jugend, namentlich an Töchterschulen und in zahlreichen Familienkreisen. Als Dichter war Presber nicht sehr fruchtbar; er arbeitete langsam und sorgfältig, beinahe zu bescheiden. Aber was er der Literatur geschenkt hat, ist so durchaus deutschnational und tiefempfunden, gleichzeitig von so unverfälschtem rheinischem Humor belebt und durch echt dichterische Freude an Gleichnissen und Seelenschilderungen getragen, daß seine wenigen Werke immer ihre Leserkreise finden werden, so lange es Freunde gemüthvoller, warmherzig und wahr empfundener Poesie geben wird. Bezeichnend für den Dichter war gleich sein Erstlingswerk unter dem Titel „Ideal und Kritik", das ihm sofort die Ehrenmitgliedschaft eines literarischen Clubs in Köln einbrachte. Auf dasselbe folgten in kurzen und längern Zwischenräumen „Wolkenkukuksheim", in dem seine Vaterstadt Rüdesheim ungemein reizvoll geschildert wird, die Novellen „Der Anempfinder", „Rudolf" und die Sammlung „Rheinische Novellen": alles Erzeugnisse einer eigenartigen, anziehenden, fein beobachtenden und edel auffassenden Dichterseele. Wie die „Kölnische Zeitung" einmal richtig bemerkte, lesen sich Presber's Werke so, wie ein frischer stärkender Trank guten alten Rheinweins mundet. Das rheinische Leben und Weben ist wol von andern vielfach glänzender und großartiger, niemals inniger und gemüthvoller beschrieben worden. Presber wurde verdientermaßen mit Ehren überhäuft. Er war Vertrauensmann des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, er war Aufsichtsrathsmitglied der frankfurter neuen Theateractiengesellschaft, Vorstandsmitglied des Bürgervereins, Mitbegründer der früher sehr beliebten Abendgesellschaft Zur Heiterethei — nach Otto Ludwig's Roman benannt — und überall durch besonderes Vertrauen ausgezeichnet. In den letzten Jahren zog er sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, besonders nach dem plötzlichen Tode seines ältesten Sohnes, den er nie verwinden konnte. Auch litt er viel an nervösem Kopfschmerz. Daß er aber so jäh einer acuten Rippenfellentzündung erliegen mußte, hatten seine Freunde nicht für denkbar gehalten, und als einige Tage früher das Gerücht von seinem Tode widerlegt werden konnte, hatte man neue Hoffnung auf langes Leben und Wirken geschöpft. Leider war es anders bestimmt. Nun ruht der treffliche Mann auf dem schönen alten Friedhof, der schon so viele Dichter und Denker zur ewigen Ruhe aufgenommen hat. Am offenen Grabe bekundete eine Reihe warmer Reden die allgemeine Beliebtheit des Verstorbenen. Es sprachen außer dem Pfarrer Jung im Namen des Freien deutschen Hochstifts Dr. Ludwig Holthof, für den Aufsichtsrath der neuen Theateractiengesellschaft Dr. Hamburger, für den Allgemeinen deutschen Schriftstellerverband Johannes Proelß und im Namen der Deutschen Schiller-Stiftung Dr. Ferdinand Neubürger. Dazu wurden zahlreiche Lorberkränze von nah und fern auf die letzte Ruhestätte gelegt.

Berichtigung.

Durch ein Versehen ist in dem Artikel „Erzählungen und vermischte Schriften" (Nr. 10) der zur Kritik über „Bella's Blaubuch" gehörende Schlußabsatz auf S. 152: „Die Handlung ist bis Herzensgeschichten rechnen" in die Kritik über „Nausikaa und Telemach" eingefügt worden, was wir hiermit zu verbessern bitten.

Bibliographie.

Broszus, J. E., Die Theorie der Sonnenflecken. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M.

Peter von Cornelius. Ein Maler von Gottes Gnaden. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 60 Pf.

Czirbusz, G., Die südungarischen Bulgaren. Eine ethnographische Skizze. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dehn, P., Buch und Zeitung. München, Franz. Gr. 8. 60 Pf.

Ehrlich, W., Jugendklänge. Gedichte. Wien, Engel. 12. 1 M. 70 Pf.

Ein- und dreijährig. Wie lange wir dienen! Von einem preußischen Offizier. München, Pollner. 8. 1 M.

Fossati, H., Ein Strauß aus dem k. k. österreichischen und k. italienischen Hof-Blumen-Salon Fossati. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Göbel, F. H., Die Grösse, Entfernung und Bewegung der wichtigsten Himmelskörper im Sonnensysteme. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Halder, A., Die Stiefelchen oder was sich in Interlaken Alles treffen kann. Bern, Dalp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Jütting, W., Phonetische, etymologische und orthographische Essays über deutsche und fremde Wörter mit harten und weichen Verschlußlauten. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Krastel, F., Der Winterkönig. Historische Tragödie aus der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Lager, Der selige Peter Fourier. Ein Beitrag zur Geschichte Lothringens im 17. Jahrhundert. Regensburg, Manz. 8. 2 M.

Leitenberger, O., Hansl am Weg. Wien, Engel. 8. 1 M. 70 Pf.

Neubaur, L., Die Sage vom ewigen Juden, untersucht. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Noir, F., Die Oesterreicher in Bosnien. Erlebnisse eines österreichischen Infanteristen in Bosnien und in der Hercegowina. Prag, Reinwart. 8. 2 M. 60 Pf.

Pfizmaier, A., Die Gottesmenschen und Skopzen in Russland. Wien, Gerold's Sohn. 1883. Imp.-4. 4 M. 80 Pf.

Reymar, E., Litterarischer Wegweiser für Pädagogen. 1ster Nachtrag. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 10 Pf.

Riedel, L., Derham is derham. Gedichte in vogtländischer Mundart. Plauen, Neupert. 8. 1 M. 20 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 57: Giacomo Meyerbeer. Sein Leben und seine Werke. Von A. Niggli. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 1 M.

Schmeding, Die Reform des höheren Unterrichtswesens in Deutschlands Nachbarländern, speziell in der belgischen Kammer. Duisburg, Ewich. 1883. Gr. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 **M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 64 bis 70.

Die neue Constellation der europäischen Mächte. (II/III.) — Wie der Sudan durch Aegypten regiert wurde. (I/II.) — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die Verschmelzung der liberalen Vereinigung mit der Fortschrittspartei. — Deutscher Reichstag. — General Wimpffen und die Capitulation von Sedan.

Graf Schack's „Timandra" auf dem Münchener Hoftheater. — Ungelöste Fragen. (Zu Münchens Kunstinteressen.) Von Prof. E. Raupp. — Erinnerungen an das Nordseebad Sylt. Von Ch. Belger. (VII. Schlußartikel.) — Mutis, Caldas, Codazzi. — Die Brüder Grimm. Von A. Duncker. (III/V.) — Neue Publicationen zur Geschichte des französischen Dramas. Von P. Hintzelmann. Nekrologe Münchener Künstler. (XXXV. L. Gedon. R. Braun. K. Mayr.) — Neuere Literatur über Hus und Wiclif. — Fremdwörter in den deutschen Volksmundarten. Von K. Braun-Wiesbaden. (IV. Schlußartikel.) — Die Völker Oesterreich-Ungarns. Von F. Kanitz.

Der Deutsche Handelsverein in Berlin und dessen wirthschaftliche Bestrebungen. — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die Anlehensoperation. — Das Budget pro 1885.)

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Elementare Meteorologie.

Von

Robert H. Scott.

Uebersetzt von **W. von Freeden.**

Mit 63 Abbildungen und 11 Tafeln. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 61. Band.)

Scott's „Elementare Meteorologie" erfreut sich in England eines grossen, wohlverdienten Erfolgs und darf in der vorliegenden Uebertragung von W. von Freeden, dem frühern Director der Deutschen Seewarte, auch beim deutschen Publikum der günstigsten Aufnahme sicher sein. Zeigt doch die kürzlich erfolgte Gründung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft, dass die eminente Wichtigkeit, welche die Meteorologie für Leben und Wissenschaft hat, immer allgemeiner zur Anerkennung gelangt. Das Scott'sche Werk ist vermöge seiner populären, fasslichen Methode ganz besonders zur Verbreitung in weitern Kreisen geeignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Dritter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Das macedonische Königthum. Von Prof. Dr. Arnold Schaefer in Bonn. — Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg. Von Prof. Dr. Ernst Bernheim in Greifswald. — Kanzler Konrad. Gest. 1202. Von Prof. Dr. Franz Xaver von Wegele in Wirzburg. — Der Schwäbische Bund. Von Dr. Karl Klüpfel in Tübingen. — Johan von Oldenbarnevelt. Der Advocat von Holland. Von Dr. K. Th. Wenzelburger in Amsterdam. — Samuel Hartlib. Ein deutsch-englisches Charakterbild. Von Friedrich Althans in London. — Die Neapolitanische Republik des Jahres 1799. Von Prof. Dr. Hermann Hüffer in Bonn.

Die beiden ersten Jahrgänge der neuen, sechsten Folge des „Historischen Taschenbuchs" fanden allseitig die günstigste Aufnahme und Beurtheilung. Ohne Zweifel wird auch dem vorliegenden Jahrgang, welcher durchgehends interessante Arbeiten von namhaften Historikern enthält, die gleiche Gunst der Geschichtskundigen wie der Geschichtsfreunde zutheil werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

AUS DEM WESTLICHEN HIMALAJA.

Erlebnisse und Forschungen

von

KARL EUGEN VON UJFALVY.

Mit 181 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

In ebenso wissenschaftlichem Geiste wie mit anspruchslosem, liebenswürdigem Humor schildert der verdienstvolle Forschungsreisende die Erlebnisse und Ergebnisse seiner im Jahre 1881 unternommenen Reise durch die Länder Hochasiens, namentlich durch Tschamba, Kaschmir und Klein-Tibet. Er hat eine ausserordentlich reiche Sammlung neuen ethnographischen und kunst-archäologischen Materials von dort heimgebracht, das durch getreue Abbildungen hier zum ersten mal vorgeführt wird und dem Werke noch besondern Werth verleiht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Diese neue Gedichtsammlung, womit Friedrich Bodenstedt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse beschenkt, bietet neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestaltung dar. Binnen Jahresfrist ist die erste Auflage vergriffen und bereits eine zweite Auflage nöthig geworden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 27. März 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Das Epigonenthum.

Daß die neuere deutsche Literatur eine Literatur des Epigonenthums ist: diese fable convenue gewisser gelehrter oder auch journalistischer Kreise, die sich damit ein vornehmes Air geben, wird so oft wie möglich wiederholt, auch in Blättern und Büchern, die sich nur ganz nebenbei mit der Literatur beschäftigen. So sagt auch Moritz Busch in seiner neuesten Bismarck-Apotheose: „Unser Reichskanzler", wo er von den Beziehungen desselben zu den schönen Wissenschaften spricht: „Was die letzten Ernten an belletristischem Gewächs auf den deutschen Markt geliefert haben, gilt ihm selbstverständlich noch weniger (nämlich als Schiller, welcher ihm, offenbar infolge der starken Abneigung, die ihm pompöser und declamatorischer Stil einflößt, minder sympathisch ist als Goethe und Shakspeare). Doch hat er von den bekanntern Romanen und Novellen dieser Epigonenthätigkeit wenigstens Notiz genommen."

Moritz Busch war bekanntlich Mitredacteur der „Grenzboten" in jener Blütenepoche der Julian Schmidt'schen Kritik, welche von ihrem souveränen Standpunkte aus die gleichzeitige Production zerpflückte und das Stichwort des Epigonenthums in Curs brachte, nachdem der Altmeister unserer Literaturgeschichte, Gervinus, ihm in der Verachtung der nachgeborenen Poeten mit gutem Beispiel vorangegangen war. Es ist daher begreiflich, daß Moritz Busch noch immer in den alten Grenzboten-Stiefeln herumläuft, wenn er einmal das literarische Gebiet betritt. Wir haben gegen die entwürdigende Bezeichnung des Epigonenthums stets Protest eingelegt: es liegt darin eine Verurtheilung der gegenwärtigen Bestrebungen unserer Literatur, während auch zugleich der nächsten Zukunft jede Berechtigung abgeschnitten wird. Wir können uns durchaus nicht mit der Richtung einverstanden erklären, welche zum Theil die Literatur, jedenfalls aber die Bühne in dem letzten Jahrzehnt eingeschlagen hat, wir finden darin allerdings eine Verflachung des geistigen Niveau. Eine ähnliche Verflachung ist freilich auch bei Lebzeiten Goethe's schon bemerkbar gewesen; ja eine breite Schicht der Literatur und eine noch breitere Masse des Publikums wurde nur von vorüberfliehenden Reflexen unserer classischen Meisterwerke berührt. Doch kann eine literarische Entwickelung nicht nach Jahrzehnten gemessen werden, und seit Goethe's Tod hat unsere Literatur viele hervorragende Dichter und Schriftsteller hervorgebracht.

Es ist wahr, unerreicht sind die beiden weimarischen Dioskuren geblieben, Schiller und Goethe, die Grundpfeiler unserer classischen Literatur; die Eigenart ihres Genies und ihrer ganzen Weltanschauung stellt sie auf eine Höhe, zu welcher die Nachstrebenden mit Ehrfurcht emporsehen. Doch was sich um diese beiden Meister gruppirt mit dem Anspruch auf gleiche Verherrlichung: die Klopstock, Herder und Wieland, sind von den Talenten der Neuzeit längst überholt. Die Literaturgeschichte der Fachmänner beschäftigt sich aber nicht nur mit diesen in eingehendster Weise und in einem oft überschwenglichen Ton: auch die Lyriker des Hainbundes, auch ein Gleim, ein Matthisson und Salis und zwanzig bis dreißig andere Poeten erhalten im Pantheon der Literaturgeschichte mindestens eine kleine Nische, in welcher die Fachmänner möglichst lange verweilen, um ihre Physiognomie zu studiren und dann den draußen Stehenden die Herrlichkeit dieser dii minorum gentium verkünden zu können. Dabei wird dann meistens mit einem gewissen Achselzucken der neuern Lyrik gedacht. Diese Lyrik hat aber Talente aufzuweisen, welche denen des 18. Jahrhunderts durchaus überlegen sind. Wir denken hier nicht an

Uhland und Rückert, welche ja noch Zeitgenossen Goethe's waren; aber ein Lenau, ein Anastasius Grün, ein Freiligrath, ein Geibel, von vielen andern nicht zu sprechen, halten jeden Vergleich aus mit der von den Literarhistorikern gehätschelten Lyrik unserer classischen Epoche, die neben Schiller und Goethe herging. Und wenn auch der literarische Markt mit einer Masse von lyrischen Nichtigkeiten überflutet wird, so bringt doch auch jetzt noch fast jedes Jahr eine Sammlung, in der ein beachtenswerthes neues Talent sich einführt oder ein älteres sich von neuem bewährt.

Und was die neue deutsche Romanliteratur betrifft, welcher ja auch Fürst Bismarck, obschon er die französische bevorzugt, eine gewisse Theilnahme zuwenden soll: so erheben sich doch nur Goethe's Romane, die freilich nach den neuesten juristischen Facultätsgutachten und Gesetzesinterpretationen auf den index librorum prohibitorum zu setzen wären, zu einer Bedeutung, welche noch der Gegenwart Respect einflößt: Schiller ist gar nicht dabei zu beachten, da er nur einen unfertigen Roman geschrieben, noch weniger Lessing, Klopstock und Herder. Wieland's graziöse Romane mit ihrer anmuthenden Lebensphilosophie behalten immer ihren Werth: doch sie sind kaum eine bleibende Bereicherung unserer Literatur, wie denn überhaupt die Neuzeit die classische Erbschaft nur cum beneficio inventarii antreten kann. Welche Romanproduction ging aber nebenher! Wie verwildernd wirkten die Räuber-, Ritter- und Geisterromane auf den Geschmack des großen Publikums! Wie dürftig waren die Romanhistorien von Feßler und Meißner! Da boten ein paar Romane aus der crême der Geistreichen, die Romane von ein paar Frauen und Philosophen nur ein geringfügiges Gegengewicht! Nur Jean Paul, für dessen weltumfassenden Humor der Roman blos eine zufällige Form blieb, erhob sich in großartiger Bedeutung über die Prosadichtung seiner Zeitgenossen. Darauf folgten die Romane und Novellen der Romantiker, die mit ihrer sublimirten, nur den Auserwählten zugänglichen Tendenz, mit Ausnahme der phantastischen Erzählungen von Amadeus Hoffmann, gar nicht in das große Publikum drangen, für welches von Clauren und später von den Morgen- und Abendzeitungsnovellisten gesorgt wurde: eine geistige Verpflegung mit wohlfeilstem Proviant.

Und dieser ganzen Roman- und Novellenproduction sollte die Gegenwart nichts an die Seite zu stellen haben; sie sollte auch auf diesem Gebiete mit dem Kainszeichen des Epigonenthums gebrandmarkt werden? Wir brauchen blos auf die großen Romane von Gutzkow, auf „Soll und Haben" von Freytag, auf die Romane von Auerbach, Spielhagen, Gottfried Keller und Paul Heyse hinzuweisen, um das ganze Gerede in seiner Nichtigkeit zu kennzeichnen. Abgesehen von Goethe und Jean Paul, hat unsere classische Literatur keine Romane von ähnlicher Bedeutung aufzuweisen; und wir haben nur die hervorragendsten Autoren erwähnt: neben ihnen steht noch ein Elitecorps von Erzählern, welche das sociale Leben mit Geist darstellen oder phantasievolle historische Gemälde vor uns ausbreiten, gegen welche die Werke eines Feßler und ähnliche gänzlich verblassen müssen.

In Lyrik und Roman sind die sogenannten Epigonen in der That oft Progonen, welche dem modernen Geist neue Formen erschufen und in der Eigenart ihres Talents die Mehrzahl ihrer Vorgänger überragen. Fraglicher mag dies mit Bezug auf das Drama erscheinen; doch die zeitgenössische Bühne Lessing's, Schiller's und Goethe's bot auch wenig Erquickliches, wenn man von Iffland's lebenswahren Gemälden und von Kotzebue's muntern, oft sehr geschickt componirten Lustspielen absieht. Mit diesen letztern Autoren kann sich doch wol Benedix, Bauernfeld und G. von Moser in seinen bessern Stücken messen. G. Freytag's Lustspiel „Journalisten" steht hoch über ihnen. Auf dem Gebiete der Tragödie aber sind ein „Uriel Acosta" von Gutzkow, ein „Essex" von Laube, die Dramen von Hebbel und Ludwig und mehrere andere so bedeutsam, daß von Schiller's und Goethe's Zeitgenossen kein einziger gleichwerthige Schöpfungen verfaßt hat.

So ist's also mit den „Epigonen" nicht so schlimm bestellt, und wenn sie diesen Titel acceptiren sollen, ähnlich wie die Geusen der Niederlande den ihrigen, so werden sie ihn jeder herabsetzenden Bedeutung entkleiden: es ist dann ein jüngeres Geschlecht, würdig der Väter und hochstrebend wie diese. „Breite Bettelsuppen" für ein großes Publikum sind zu allen Zeiten gekocht worden; doch auch manches köstliche poetische Gericht hat die Gegenwart auf den Tisch der Literatur gesetzt.

Rudolf von Gottschall.

Neue Romane.

1. Alaaf Köln. Roman von Ludovica Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.
2. Die letzten Mierowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit von Ernst Mevert. Drei Bände. Wandsbeck, Mencke u. Comp. 1883. 8. 12 M.
3. Stella. Roman von Fanny Lewald. Drei Bände. Berlin, Janke. 1883. 8. 12 M.
4. Das goldene Kreuz. Roman von August Ewald König. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1884. 8. 9 M.
5. Fredegunde. Eine Novelle in Briefen von Paulus Cassel. Leipzig, Friedrich. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Vor uns liegen: ein halbhistorischer Roman aus mittelalterlicher Zeit; ein weit umfassendes Gesellschaftsbild aus dem norddeutschen Leben und ein enger umgrenztes aus den internationalen Kreisen Roms; eine ausgeprägte Criminalgeschichte; eine ausgesprochene Tendenznovelle: der Gehalt der fünf Bücher ist überaus verschieden.

Zweifellos den ersten Rang nimmt „Alaaf Köln“ von Ludovica Hesekiel (Nr. 1) ein. Eine vorzügliche Arbeit, deren selten in gleichem Maße zu findende Haupteigenschaft die überraschende Fülle bedeutender Handlung und reicher Charakteristik ist, sodaß das volle, klare und tüchtige Lebensbild einer großen Zeit herausspringt, das den Roman, obgleich in ihm nicht oder nur nebenbei geschichtlich hervorragenden Personen auftreten, doch vollständig zum Range eines sitten- oder culturgeschichtlichen erhebt. Ständen wir noch in der glückselig überschwenglichen Periode der dreißiger oder vierziger Jahre, wo man es nach dem maßgebenden Beispiele der Franzosen nicht wol unter einem acht- oder zehnbändigen Roman that, so wäre leicht von schreibseliger Hand aus dem überreichen Stoff auch ein so vielbändiges Ungethüm gemacht und die bedeutende Materie wäre ins unendlich Breite gezogen und natürlich verwässert worden. Nun, da ist einmal das Gegentheil da, eine Schöpfung, weniger reich an Worten als an lebensvoll anschaulichen Bildern, Gestalten und kräftigen Thaten.

Die Haupthandlung geht von Köln aus und kehrt immer wieder dahin zurück; doch führt sie uns weit über Europa hin nach Holland, Südfrankreich, Böhmen, ja ins Heilige Land. Die Zeit ist thatenschwer und trägt sich mit großen weltbewegenden Gedanken, deren Wehen und Walten uns auf jedem Schritt berührt. Es sind die Lebensjahre des mächtig in die Handlung eingreifenden großen kölner Dominikaners, der wegen seiner bewundernswerthen, förmlich als Zauberei angestaunten Gelehrsamkeit als Albertus Magnus in aller Welt berühmt geworden ist, im Leben und in unserm Roman wegen seiner ebenso klaren wie edel humanen Haltung und Weltauffassung eine mit Liebe und Feinheit sich abhebende Figur. Es ist die letzte Zeit der Hohenstaufen und der mit ihrem Fall eintretenden Zerrissenheit des Deutschen Reichs; erscheint ja bereits der Gegenkönig Wilhelm von Holland auf der Bühne, allerdings als schwächlicher Figurant und bloßes Werkzeug in der Hand der hohen Geistlichkeit. Weit überragend steht der stolze, hochstrebende, übermächtige Graf von Hochstaden als Erzbischof von Köln da; und wie der ewige Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht, zwischen Staat und Kirche als schwer wiegender Factor im gesammten deutschen Reichsleben wie auf dem beschränktern Boden der localen Landesherrschaften mitspielt, so stoßen wir in diesem Kampf überall auf die thatkräftige Gestalt des gepanzerten Erzbischofs. Aber mit diesem Widerstreit verbindet sich unmittelbar ein zweiter von socialer Natur: das feindselige Gegeneinanderstreben der Geschlechter und Zünfte, wie sie gerade in der reichen uralten Rheinstadt Köln hart aufeinander gestoßen sind. Und mehr noch: auch im religiösen Leben der Zeit tritt ein großer Widerspruch in Action; es sind die ersten starken Regungen reformatorischen Wesens, welche die Geister gewaltig zu rütteln anfangen; es sind die Albigenser- und Waldensergeschichten, kurz es ist der neue Geist, der von Südfrankreich und Böhmen ausgeht und bereits auflösend in die Burgfesten des Katholicismus hineingreift.

So sind denn die drei höchsten Grundfragen einer bewegten Kampfzeit wirksam ins Spiel gebracht: staatlich-politisch die nimmer ruhende Machtfrage zwischen Staat und Kirche; gesellschaftlich das Gegenstreben der patricischen Geschlechter und demokratischen Zünfte; religiös der alte und neue Glaube. Der Untergrund ist sonach historisch bedeutsam angelegt.

Den besondern Inhalt des Buchs bilden auf jenen allgemeinen Grundlagen eine interessante Reihe von Einzel- und Familiengeschichten im reichsten Wechsel; und ihre Träger, die mithandelnden Personen, sind sehr sprechende Porträts, in denen sich alle Richtungen und Strebungen der Zeit lebendig abspiegeln. Centrum ist das kölnische Patricierhaus der Hardefaust, und markante Gestalten seine zwei Insassen. Der junge Junker Hans, von überkräftigem Streben, unter einer unglücklichen Liebe und noch unglücklichern Heirath schwer leidend, bis nach einem halben Leben des Kampfes und Sturmes er und die Jugendgeliebte, die sich trotz aller trennenden Gewalten im Herzen immer angehört haben, zusammen glücklich werden. Der Junker steht thatkräftig inmitten der großen Zeitströmung, nur die Losung seiner Vaterstadt hochhaltend, antiklerikal, gegen den anspruchsvollen Erzbischof wie gegen die aufstrebenden Zünfte, dem neuen Glauben gewonnen. Darum wird er bald verbannt und bald gefeiert, das eine mal weit in der Welt draußen, dann im reichen Vaterhause daheim: ein Leben voll zahlreicher Wechselfälle. Wir begegnen ihm in Holland als kaiserlichem Abgesandten, in Südfrankreich und Böhmen als dem still verborgen lebenden Bekenner der neuen Lehre, in Paläſtina als dem kräftig dreinschlagenden Kreuzritter; aber nirgends geht der treue kölner Stadtbürger verloren, der überall das „Alaaf Köln!“ hochhält. Neben ihm steht fast als mütterliche Beratherin die Tante Richmod, deren Lebensschiffchen einst in unglücklicher Liebe zu Hansens Vater gescheitert ist. Sie ist unverehelicht geblieben, hat hernach längere Zeit im Kloster gelebt, ist dann aber als der anerkannte Schutzgeist und Berather aller Angehörigen und Befreundeten ins Haus Hardefaust eingekehrt, mit dem sie steht und fällt, leibt und lebt. Es ist eine ungemein feine Figur, diese seelengute und überall wohlthuende und doch so fest auf sich ruhende schwergeprüfte Dulderin. Da sie mit der Zeit dem neuen Glauben sich zuwendet, gehen neue Stürme über ihr Leben hin; ja einmal in dringender Gefahr wird sie von der todbringenden Anklage auf Ketzerei nur dadurch gerettet, daß ihres Neffen Geliebte das höchste Opfer bringt, ihrer Liebe entsagt und einen andern Mann heirathet, einen aus den Zünften, der sie lange begehrt hat.

Und wie diese zwei Hauptgestalten ein reiches, ein in Thun und Leiden mannichfacher Art auf- und abwogendes Leben durchmachen, wie sie klar und scharf als die Repräsentanten bestimmter Strebungen und Denkrichtungen ihrer Zeit dastehen, so auch die andern um sie her. Ich

erwähne sie blos. Keine ist eigenartiger und interessanter als die fremd in diese Kreise hineingeworfene unglückliche schöne Blanda, eine verhängnißvolle, räthselhaft berührende Erscheinung, Südländerin mit unstet heißem Zigeunerblut. Was über sie, und noch mehr, was über ihre so sehr ungleichartigen Aeltern gesagt ist, gemahnt wie ein romantisches Räthsel, wie etwa aus der Zeit der Mären und Wundergeschichten. Die Liebe zu ihr verrückt zwei Männern die Köpfe; sie selber glüht und liebt unglücklich, und nach schwersten Herzenskämpfen findet das leidenschaftliche Gemüth nur Ruhe im Glauben der Kirche und hinter Klostermauern.

Einfacher und natürlicher sind die andern Gestalten: Bürgerstand und Zünfte zeigen sich in dem höchst verschieden gearteten Brüderpaar, zwei Steinmetzmeistern am Dom, deren einer nach wildem, in die Stadtkämpfe eingreifendem Leben als büßender Pilger nach Jerusalem geht, ganz im Geiste der Zeit. Die religiöse Schwärmerei, in Fanatismus ausartend, stellt eine bürgerliche Familie dar, aus Mann, Frau und Tochter bestehend: der Mann hat im Auslande Frau und Kind verlassen, um in das Kloster zu gehen, und wir begegnen ihm wieder unter den Ketzerverfolgern; das von da an innerlich gestörte Weib tritt zu Köln unter die Nonnen und kasteit sich aufs härteste, hat auch das Töchterchen um der Sünden seiner Aeltern willen dem Himmel gelobt; das aber, lebenslustig, will in die Welt hinaus, entspringt und wird Hans Hardefaust's erste Gattin. Doch die Ehe ist unglücklich, weil auch die Junge von der verkehrten Erziehung her einen Sparren hat; sie kommt dann bei der durch sie selber heraufbeschworenen und den eigenen Mann und ihr Kind treffenden Waldenserverfolgung in Südfrankreich um. Eine ungemein anziehende, milde und gediegene Figur dagegen ist der in halb Europa herumreisende vorgebliche Perlenhändler und versteckte Reformationsprediger, der seine innern Schätze austheilt, immer helfend und rathend. Von der schönen Alfradis, die großherzig das härteste Opfer bringt, das ein Weib sich auferlegen kann, dann aber nach langen Jahren der Prüfung mit dem Auserwählten ihres Herzens doch noch glücklich vereinigt wird, von diesem so überaus lieblichen Frauenbilde ist am treffendsten mit Heine zu sagen: „Du bist wie eine Blume so hold und schön und rein!" Es ist ein eigenes, tief greifendes Familiengemälde, das die drei unter sich darstellen: die milde Alfradis, die feurige Blanda und der sinnige, früh geistig sich aufzehrende Werkmeister Leu. Eine unheimliche Gestalt endlich ist der von den Pilgern am Tabor aufgefundene Rudolf von Bollstedt, des großen Albertus Bruder, der als wilder Büßer in tiefer Einsamkeit lebt; und alles, was in dem Kreise geschieht, hat etwas Fanatisch-Phantastisches, Mysteriöses, Unheimliches an sich. Das ist die Zeit mit ihren düstern, unklaren, wahnvollen Abirrungen.

Der Roman ist ein reiches Gesammtbild mit lebendigen markigen Gestalten und kraftvoller Handlung.

„Die letzten Mierowinger" von Ernst Mevert (Nr. 2) ist ein Product, welchem sich das kritische Gewissen mit sehr getheilten Gefühlen gegenüberstellt.

Wir befinden uns in Norddeutschland und zwar trotz der Wandlungen der Neuzeit noch in herzlich schlechten feudalen Verhältnissen. Die letzten Mierowinger sind eine aus eigener Schuld verkommende und aussterbende Gutsherrnfamilie, und der Proceß geht einen gar nicht ungewöhnlichen Weg: der alte finanziell zurückgekommene Herr der Mierenburg verheirathet seine schöne junge Tochter an einen ebenfalls alten General, den er für reich hält, während dieser Graubart durch Excesse und Experimente die eigenen Güter tief in Schulden gebracht hat und dann bei Uebernahme derjenigen seiner Frau ebenso gewagt und leichtfertig zu wirthschaften anfängt. Er stirbt eines gewaltsamen Todes; sein Bruder drängt sich als Vormund der Witwe auf, setzt die Wirthschaft noch liederlicher fort, bringt durch tyrannische Behandlung die Gutsangehörigen zur Verzweiflung und wird bei einem Aufstande derselben getödtet.

Das ist in den äußern Hauptzügen der Verlauf der Geschichte, deren innern Kern aber der folgende verhängnißvolle Conflict bildet: Die unglückliche Theoda von Mierenburg und der bürgerliche Pastorssohn Volrat, treue Jugendgespielen, lieben sich von Herzen; bei einem Anfall von Eifersucht, die der Theoda aufgezwungene Gemahl empfindet, kommt es so weit, daß Volrat in einem Act der Selbstvertheidigung den Alten erschießt. Die zwei schwankenden jungen Herzen aber finden sich erst zusammen, als die körperlich und geistig erkrankte Theoda im Sterben liegt. Die niedergebrannte Mierenburg verödet.

Nun läßt sich keineswegs verkennen, daß da ein sehr lebendiges Beobachtungs- und Schilderungstalent ausgeprägt ist, das gleich zu Anfang in einer höchst anschaulichen Zeichnung der Gegenden sich kundgibt, in welchen unsere Geschichte spielt. Es wirkt ebenso eindringlich in komischen wie in tragischen Situationen. Man nehme von der erstern Art jenen getreu nachgezeichneten mittelalterlichen Saufcomment, an welchem die saubere Gesellschaft dieser im Bummelleben hindusselnden Gutsherren ein besonders ausgesuchtes Vergnügen findet — in der That ein höchst originelles Gemälde voll wahr und kräftig geschilderten Lebens. Man nehme überhaupt diese sehr reiche und mannichfaltig geartete Gesellschaft der norddeutschen Edelherren und Edelfrauen: es sind ganz interessante Charakterköpfe, deren jeder sich durch seine eigenen Liebhabereien und Leidenschaften abhebt, die einen leicht humoristisch bis zum satirischen Gepräge, die andern finster und verderblich, die allerwenigsten liebenswürdig und gut und von einem wahren innern Fonds getragen, wohl aber die große Zahl leer, leichtfertig, oberflächlich, spielerisch, that- und gedankenarm, nach nichtigen oder schlechten Zielen jagend, im Genuß des Augenblicks aufgehend. Diese charakteristischen Gestalten und ihre Lebensläufe sind wol das Beste in dem Buche. Im tragischen Ton zeichnen sich besonders zwei

Scenen aus. Die erste ist mit dem Rechtstitel „Legen der Bauernhöfe“ bezeichnet und bedeutet das unter irgendeinem schlechten Rechtsvorwand oder mit einem faulen Proceßverfahren durchgesetzte Austreiben einer Bauernfamilie von ihrem Hof und das Verweisen derselben in eine armselige Kathe, damit jener zu Gunsten einer habsüchtigen Gutsherrschaft eingezogen werden kann. Dieses von den herrlichen Rechtsresten des Feudalismus geerbte Verfahren ist hier mit aller einschneidenden Schärfe gezeichnet, von dem Augenblick an, da der im vollen Recht stehende Bauer sich gegen das brutal auf seine blühenden Aecker ausgedehnte Jagdrecht wehrt, durch einen lächerlich faulen Scheinproceß hindurch bis zu dem Schlußmoment, wo der aus seinem Heim und Gut Ausgetriebene verzweifelnd sich erhängt. Das ist eine tieferschütternde Episode. Die andere Partie ist der gewaltsame Schluß: Aufstand der sinnlos gequälten Gutsleute, raffinirte Ermordung des tödlich gehaßten Herrn und Einäscherung des Schlosses. In dem blutigen Drama ist die am eigenartigsten berührende Person der irrsinnig gewordene alte Förster. Er hat eben erst davon Kenntniß bekommen, daß seine Tochter, die sich, mit berechneter Habsucht nichts Geringeres als den Besitz der sämmtlichen Mierenburg'schen Güter erstrebend, zur Maitresse des Gutsherrn herabgewürdigt hat, ein von der ungetreuen verstorbenen Frau ihm untergeschobener Bastard sei; das hat seinen Verstand verwirrt; er zündet das Schloß an und wirft die Unselige in die Flammen.

Kurz, die Zeichnung der Scenen und Personen ist kräftig, lebendig, nicht selten von schlagender Gewalt, und doch erfreut uns die Arbeit nicht. Der Grund davon liegt nicht so auf flacher Hand, wird aber bei gewissenhafter Prüfung offenbar: mangelhafte psychologische Motivirung und daher unpoetische Verzeichnung gerade der zwei Hauptcharaktere Theoda und Volrat, die uns nichts weniger als erfreuen oder befriedigen können. Beide sind schwankende, haltlose Figuren, die sich so lange in fortwährenden Halbheiten und Widersprüchen bewegen, bis daraus der unselige Schluß als unvermeidliche Consequenz hervorgeht. Sie lieben einander vom ersten bis zum letzten Augenblick und thun doch nichts Rechtes zur gegenseitigen Erhebung oder nur Erhaltung. Dieser Volrat, der die guten Eigenschaften des vollendeten Edelmanns und dazu noch ungewöhnliche Talente besitzen soll, ein muthiger Reiter und Schütze, ein vorzüglicher Maler, ein berechnet geschulter Bauer und Gutsverwalter u. a. m., bringt es vor lauter Halbheit, Zweifeln und Zögern nicht einmal dazu, die materiellen Interessen der Geliebten zu wahren, wozu er doch mehrmals ganz ausdrücklich berufen worden ist. Während es im Schlosse drunter und drüber geht, versteckt er sich unter der Gestalt eines Bauernknechts in der Nähe, hütet das Vieh und sieht dem Unfug zu. Das gilt noch mehr von seinem innern Leben: da ist es erst Theoda's Kind aus ihrer aufgezwungenen Ehe, das ihn abhält, sich ihr zu nähern; dann, mit mehr Grund, das Bewußtsein der, wenn auch unfreiwillig begangenen Mordthat an ihrem verhaßten Gatten; dann wieder, mit dem geringsten Recht, eine Art von starrköpfiger, gegen die christliche Ehe gerichteter Theorie, das Kind mit dem Bad ausschüttend, weil er allerdings nach dem lebendigen Exempel allen Grund hat, die naturwidrige Zwangsehe zu verabscheuen. Da ist ein Hin- und Herrathen mit sich selbst, das so weit kommt, daß er für geraume Zeit in die Hände einer bestrickenden Sirene fällt, die aus übermächtiger Leidenschaft zu ihm Giftmischerin wird; und auch bei der Lösung dieser fatalen Zwischenperiode seines verzettelten Lebens bewährt er sich wieder nicht. Kurz, er ist ein halber Mann, eine jener Zwittergestalten, von denen unsere Zeit im Leben übergenug hat; man braucht solche nicht noch in der Poesie, und sie sind auch nicht poetisch. Wir danken es einem Autor nicht, wenn er uns diese nie abgeschlossenen Charaktere verhimmelt; bei Gott, es wäre eher an der Zeit, daß unsere Dichter einmal ganze Männer zeichneten. Und Theoda verhält sich nicht viel besser als ihr Geliebter: schwankend zwischen dem Gebot des Herzens und der auferlegten Zwangspflicht, und so entsteht kein Segen daraus.

Was die anrüchige Gegnerschaft gegen die Ehe betrifft, die bekanntlich mit communistischen Phantasien der neuesten Zeit zusammenfällt, so mag sie sich im Munde der oben erwähnten schönen Teufelin oder auch in dem eines leichtfertig mit seinem Geiste spielenden Weltmannes recht passend ausnehmen; wenn aber Ernst damit gemacht werden soll — und der bittere Ernst liegt hier in der Lebensführung von Held und Heldin —, so führt uns der Autor auf ein so delicates Feld, daß wir ihm nicht mit übergroßer Bereitwilligkeit folgen. Die Herrlichkeit wird doch ein wenig verdächtig, wenn eine Frau ihrem Geliebten zum Anfang ihres Wonnelebens folgende Weisungen mitgibt:

> Da wollen wir ein Leben führen, um das uns die Götter im Himmel beneiden sollen, wie es in den romantischen Sagen der Vorzeit besungen ist. Und zu dieser Romantik gehört Ein Wort, das nie ausgesprochen werden darf, wenn der Zauber nicht schwinden, das Glück nicht zerstört werden soll. Und dieses Wort heißt Ehe. Sprich nie dieses schrecklichste aller Worte aus; sage nie, daß du mich heirathen willst. Ich würde das ansehen als ein Zeichen, daß du mich nicht mehr liebst, daß du dir ein verbrieftes Recht erwerben willst, mich schlecht behandeln zu dürfen, wenn es dir beliebt. Solange nichts uns hindert, jeden Tag uns zu trennen, als gegenseitige Liebe, solange werden wir unsere übeln Launen beherrschen und nicht aneinander auslassen. Erlischt aber unsere Liebe, was der Himmel verhüten möge, so muß auch unsere Verbindung aufhören; so steht es geschrieben im Buch der Natur, und das ist das Buch der Bücher.

Und was mögen die Frauen dazu sagen, wenn bei Anlaß des rumorenden Socialismus und der damit verbundenen gärenden Frauenfrage an einer andern Stelle folgende, aus Beobachtung des Bienenstaats gezogene Bemerkungen über die seelische Natur und künftige Bestimmung des Weibes gemacht werden:

> Sehen Sie nicht, wie das weibliche Geschlecht sich überall rührt? Wie es gärt und braust in diesen Larven? Sie fühlen, daß ihre Zeit nahe ist — die Zeit ihrer Weltherrschaft. Alles Weibliche in der Natur ist grausam, gefühl- und erbarmungslos.

Sehen Sie dieses Schlachtfeld, bedeckt mit Hunderten von Leichen männlicher Bienen. Auf Befehl der Königin, ihrer Gespons in, sind sie ausgetrieben und abgeschlachtet worden, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan und für Nachkommenschaft gesorgt haben. Und warum? Damit das liebenswürdige Weibchen den ganzen Vorrath von Honig für sich und ihre Brut allein behalten kann. So wird es uns Männern auch ergehen, sobald das Weib die Zügel der Weltherrschaft in Händen hat.

Zu den besten Partien des Buchs rechnen wir die humoristischen; sie sind zwar zuweilen etwas derb, aber von tüchtig realistischer Zeichnung und anschaulicher Wahrheit. Die eingestreuten poetischen Excurse dagegen, elegisch-descriptiven Charakters, sind von geringer Bedeutung.

„Stella" von Fanny Lewald (Nr. 3) ist ein mittelmäßiges Product, das der berühmten Verfasserin nicht ganz würdig ist.

Im Grunde sind es zwei innerlich voneinader unabhängige Erzählungen, die nur durch die Beziehung auf die gleichen Personen äußerlich verbunden werden. Die eine ist die intime Familiengeschichte eines italienischen Fürstenhauses; die andere die unglückliche Herzensgeschichte eines schönen Mädchens aus dem Volke. Dem Titel wie der Ausführung nach bildet diese den Hauptinhalt des Romans.

Der schon etwas ältliche, echt vornehme und edel schaltende Fürst Roccaforte, sehr glücklich mit einer noch jungen, reichen und schönen Engländerin verheirathet, die seinethalben zum Katholicismus übergetreten, hat eine ziemlich stürmische Jugend hinter sich. Einst liebte er eine junge französische Generalswitwe, die ihm einen Knaben gebar. Da erscheint der rohe Mann, der nicht todt, sondern nur verwundet und gefangen in Rußland geblieben, und reclamirt seine Frau. Duell mit dem Fürsten, der eine schwere Wunde davonträgt; Entführung der Frau, die mitten in dem traurigen Lebensdrama stirbt, und Aussetzung des Knaben in San-Spirito zu Rom; für den Fürsten bleiben sie beide verschollen. Da nach Jahrzehnten taucht der vergeblich Gesuchte als gediegener Mensch und tüchtig anstrebender Maler auf, und in seiner Person wird dem hohen Hause, das kinderlos geblieben, also aussterben müßte, der schwer vermißte Erbe und Stammhalter zugeführt. Diese Partie schließt also in Frieden; unseliger aber die andere. Als die fast klösterlich stille, neben ihrem Pflegebruder (und der ist eben unser Maler-Fürst) aufgewachsene Stella in ihrem funfzehnten Jahre nach ihres jungen Herzens Verlangen zum ersten mal in die Welt hinausgeführt wird, entsteht eine verhängnißvolle Liebe zwischen ihr und Milordo, dem englischen Maler, welcher der Fürstin Roccaforte naher Verwandter ist. Standes- und Religionsunterschiede, die Rücksicht auf die starr orthodox protestantisch und hocharistokratisch denkende Mutter werfen den jungen Mann hin und her. Als endlich die Liebe siegt, auch sein Uebertritt zum Katholicismus eingeleitet ist, erscheint ein leidenschaftlicher junger Römer, der ebenfalls Stella's Hand begehrt. Er will Milordo erdolchen, trifft aber in seinen Armen die Geliebte, die an der Wunde langsam stirbt, und wird selbst von dem Engländer tödlich verwundet. Dieser, nun für immer lebensmüde, tritt doch zur alten Kirche über und lebt fortan vereinsamt und wohlthuend in der Nähe seiner fürstlichen Verwandten.

Eine keck lebenslustige Figur neben dem vornehm feinen Engländer und dem träumerisch hochsinnigen Italiener ist ein dritter Maler von derberer Sorte, ein Deutscher; die drei Freunde bilden ein nicht uninteressantes Trifolium, und die Abstufung zwischen ihrer Gemüthsart und Lebensführung und ihren Schicksalen ergibt eine nicht üble Parallele. Das ist das internationale Element in der Geschichte.

Für einen dreibändigen Roman ist die Handlung zu schwach, zumal der erste Theil des fürstlichen Lebensdramas, das Interessanteste und Eigenartigste, ziemlich weit in der Vergangenheit zurückliegt. Die übrige Erzählung wird matt und langweilig, schleppt sich durch eine Menge von Kunstbetrachtungen, Reflexionen über Religion und Kirche, Zeichnung von äußerlichen Auftritten (wie die letzte Papstwahl), Unterredungen mit dem Beichtvater u. s. w. hindurch; sie hat kein rechtes Leben und keine Wärme. Die Personen alle, mit Ausnahme des unstet leidenschaftlichen Marco, der beim Mordversuch umkommt, sind gute und schöne Leute, zum großen Theil idealisirt. In dem gepriesenen Pfarrer Don Matteo zeigt sich trotz allem das Gefährliche bei dem Beruf des Beichtvaters, der die Seelen der ihm übergebenen Schafe lenken will, sowie die Verführung, neben den religiösen Interessen persönlich weltliche ins Spiel zu bringen. Das Schlimmste am ganzen Entwurf ist die Zeichnung des reichen Engländers, der ein unglückliches Halbding ist gerade wie der deutsche Pastorssohn in der vorigen Erzählung, Dilettant im Leben und Dilettant in der Kunst; das sieht und sagt am Ende des Buchs klar bewußt der kräftig und zweckgemäß ins menschliche Treiben eingreifende deutsche Maler. Weil jener vor dem Confessionswechsel zurückscheut, zögert er so lange, bis das Unglück da, die Geliebte verloren und er für immer ein gebrochener Mann ist; und nun vollzieht er in der Verödung seines Herzens doch den Uebertritt. Warum hat er das nicht gethan, als es nützte, nicht zweckbewußt und entschlossen gethan, was er jetzt zwecklos thut, warum nicht sich und die Geliebte glücklich gemacht? Solche schwächliche Halbfiguren brauchen wir nicht, vollends wir in der Gegenwart nicht, der es ohnehin an Männern und Charakteren fehlt; jene Zwittergestalten sind überdies weder poetisch noch ästhetisch.

Der Roman mit seiner stark in den Vordergrund gerückten doppelten Bekehrungsgeschichte macht fast den Eindruck einer tendenziösen Apotheose des Katholicismus, und wir fragen uns verdutzt: was soll das, in was für Zeiten und Strömungen leben wir? Will etwa die betagte Schriftstellerin auch noch die deutsche Uebergangs- oder Augenblickspolitik der Jahre 1883 und 1884 an sich selbst mitmachen?

Der Roman „Das goldene Kreuz" von August Ewald König (Nr. 4) ist eine in hocharistokratischen Kreisen sich abspielende Verbrecher- oder Criminalgeschichte, die aber trefflich geschrieben ist.

Baron Eduard von Rüdiger hat eine unglückliche Jugendliebe erlebt, die er nicht vergessen kann. Nach allen wahrscheinlichen Schlüssen ist die Geliebte längst im Elend verstorben, ihr Kind in unbekannten Kreisen untergebracht. Seitdem hat er sich wider Willen auf Verlangen des Vaters verlobt, forscht und denkt aber immer den alten Geschichten nach, und ein goldenes Kreuz, das er bei seinem Juwelier findet und erkennt, führt ihn auf neue Spuren. Zuletzt erfahren wir, daß ein ihm als sogenannter Freund nahestehender Adeliger vor Jahrzehnten in der fatalen Krisis als Schurke und Verräther an ihm gehandelt, die Geliebte, die er für sich verführen wollte, durch erlogene Angaben ins Elend gejagt hat, und daß sie im Spital gestorben ist. Derselbe adelige Gauner, auf neue Speculationen ausgehend, vergiftet einen alten Spielgenossen, der ihn bedroht; nachdem er entdeckt worden, erschießt er sich. Rüdiger aber findet sein Kind, und als er das aufgezwungene Verlöbniß ehrenhaft gelöst, heirathet er die verwitwete Pflegemutter, die das verwaiste Kind einst menschenfreundlich in ihr Haus aufgenommen und sorgsam erzogen hat.

Das Interesse, das die Erzählung wachruft, ist allerdings dasselbe, welches wir vor den Assisen empfinden, wenn ein besonders interessanter und eigenthümlich verwickelter Fall abgeurtheilt wird. Aber es ist zugleich das Interesse des Untersuchungsrichters, der seine Geisteskräfte anstrengt, der rechnet und combinirt, um die verschlungenen Fäden auseinander zu lösen und an den richtigen Enden wieder zusammenzuknüpfen, bis er klar und überzeugend die ganze Handlung vor seinen Augen sich abrollen sieht. Es ist das Interesse des Psychologen, der die Seele in ihre innersten Fasern zerlegt, die verborgenen Fächer aufschließt, in alle Ecken und Winkel mit der Fackel seiner tiefen Erkenntniß hineinleuchtet und schließlich uns den innern Menschen construirt, den Verbrecher wie den Unschuldigen. Also das Interesse des Entdeckers auf dem allerinteressantesten, aber auch allerschwierigsten Felde, der Seelenlehre, die heute noch in den Anfängen steht.

Es ist fraglos, daß unser Autor richtig und natürlich motivirt, in ruhiger Consequenz Schritt um Schritt vorgeht, mit Feinheit combinirt, abwägt, eine Verschlingung um die andere löst, die Factoren seines Rechenexempels vollständig und am rechten Platz ins Spiel bringt, die Figuren überlegt wie auf dem Schachbrett stellt und zieht, bis er den Gegner — und der ist sein verborgener Verbrecher, der raffinirte Hochstapler aus der vornehmen Welt — schachmatt machen kann. Die Entwickelung gewährt etwas von dem Vergnügen, das wir nach Lösung einer höchst verwickelten Rechenaufgabe empfinden. Der Autor hat aber ein zweites Verdienst, das ich im Grunde noch höher stelle: er ist im ganzen Buche recht natürlich und einfach geblieben; keine Spur von übertriebener Effecthascherei, von schauerlich aufregenden Scenen, von jener pathologischen Reizung der Nerven, die einem Stoffe dieser Art so nahe liegt. Ich habe die Geschichte mit jener Ruhe lesen können, welche mir die combinirende Reflexion, das Vergnügen der Auflösung eines dunkeln schweren Räthsels keinen Augenblick durch aufregendes Herzklopfen störte. Die Dinge sind wahr: so ist der Mensch, wenn er gesunken, und auch der Pistolenschuß, mit dem sich der Entlarvte aus der Welt schafft, ist eine einfach natürliche Consequenz, die weder überrascht noch erschüttert; der Bursche ist gerade so viel werth. Der Ton wird außerdem gemildert durch die Einführung sehr gesunder, freundlich anmuthender Bürgerkreise; die drei Familien des vorzüglichen und nur auf Wohlthun bedachten Kreisphysikus, des hochachtbaren Juweliers und des feinsinnigen, wacker emporstrebenden Uhrmachers, in denen nebenbei Herzensinteressen mitspielen, die sich durch zwei recht glückliche Ehen lösen: das sind ebenso gediegene wie feinfühlige Personen, in deren Nähe uns heimlich wird: Bürgerleben vom besten Schlag. Aber auch eine Schicht der modernen Gesellschaft tritt vor uns hin: der aus eigener Schuld gesunkene, gründlich verdorbene und, wenn es von Nutzen scheint, unbedenklich zum Verbrechen greifende Arbeiterstand, d. h. die Sorte Arbeiter, die nicht arbeiten will. Die Frau Gertrud Schorf und ihr Mann Peter, sie Krankenwärterin und er Hafenarbeiter, sind ein häßliches Paar, das Femininum noch schlimmer als der Mann. Sie arbeiten, wenn sie nicht herumlungern oder bummeln, d. h. wenn sie nichts mehr zu trinken oder zu schmarotzen im schmuzigen Hause haben; sie sind ehrlich, wenn sie nicht stehlen, und recht friedlich, wenn sie sich nicht zanken oder prügeln; auch lügen sie nur, wenn es rentirt, denn es umsonst zu thun, dazu sind sie zu faul. Besonders die Frau, welche jahrelang die Spitalküche bei Tag und Nacht bestiehlt, den Kranken das gute Essen vom Munde wegnimmt, das Maul tüchtiger als die Hände zu brauchen weiß, ist ein Cabinetstück, der Entwurf vollkommen nach der Natur, ohne unkünstlerisch zu werden. Kurz, das ist ein herrliches Paar aus dem Volk; der Hauptspaß aber, daß beide Vögel beim Stehlen erwischt und nach Verdienst belohnt werden. Allen geschieht ihr Recht, auch dem Baron, der die Jugendschuld, welche einfach eine moralische Schwäche war, schwer genug gebüßt und lange Jahre getragen hat.

„Fredegunde" von Paulus Cassel (Nr. 5) ist ein durchaus nichtiges Buch. Wir haben eine ausgesprochene Tendenzschrift vor uns, die gegen die zersetzenden oder auflösenden Denkgewalten der Neuzeit gerichtet ist und Propaganda für den Bibelglauben machen will. Nun sagen wir: allen Respect vor jeder innerlich begründeten Ueberzeugung! Aber wenn diese in die Literatur hinaustreten und ein Kunstwerk zu schaffen unternimmt, so muß sie etwas leisten, und hier ist nichts geleistet; der Verfasser wird darum für seine Zwecke auch keine Propaganda machen. Wie man es anfangen muß, wenn man von seinem Standpunkt aus die Herzen gewinnen will: das hätte er jetzt gerade aus lebendiger Anschaulichkeit lernen können, wenn er eine der kleinen und schönen Arbeiten jener feinen norwegischen Schriftstellerin vor Augen gehabt und beherzigt hätte, die

sich Marie nennt. Das ist der rechte Ton, da ist Stimmung und Farbe.

Unter den bösen Mächten, die Paulus Cassel bekämpft, haben die Ehre namentlich genannt zu sein: F. von Hellwald's „Culturgeschichte", Richard Wagner's „Tristan", Eduard von Hartmann's „Philosophie" und — selbstverständlich darf der nicht fehlen! — Darwin. Natürlich werden — wir kennen das — den Gotteskindern die Teufelskinder im berechneten Lichte gegenübergestellt.

Das Cassel'sche Werk ist ein herzlich langweiliges Product, dessen 178 Seiten durchzulesen zur Qual wird. Die Composition ist ohne alle Einheit und Rundung; dazu hat auch die entschieden schlechte Wahl der Briefform verleitet; denn das ist gerade die höchst unkünstlerische Form, die am ersten zur willkürlichen Auflösung, zum breiten Schwatzen, leichten Verflattern der Gedanken und Gestalten und entschieden auch zur Verflachung führen kann. Die Erfindung ist äußerst dürftig. Daß eine Sonntagslehrerin schließlich ihren verehrten Vorsteher und eine junge adelige Dame einen Gutsbesitzer heirathet, der nebenbei vom Saulus ein Paulus wird: das ist der ganze Inhalt, nur daß dabei recht viel der Herr angerufen wird.

Es ist eine höchst ordinäre Gedankenwelt und ein nicht weniger ordinärer Stil. Wir sollten doch von einem Buche, das nicht wenig prätentiös auftritt und in Form der Novelle immerhin eine kleine poetische Kunstschöpfung zu bieten verpflichtet ist, mindestens eine correcte Sprache erwarten; nicht einmal das ist geleistet.

Einige Proben. Da heißt es gleich am Anfang:

Nun schreibe doch wenigstens einmal etwas von deiner Freude. Laß doch einige Begeisterungsseufzer in dein zartes Billet mit hineinfallen. Habe doch noch einen Augenblick Zeit, mir einen Gruß zu senden. Von allen Eroberungen, die du machst, vergiß nicht, daß du schon längst in Besitz genommen hast deine dich liebende Brunhilde.

Das ist, gelinde gesagt, ein sehr nachlässiger Stil, der Schluß geradezu grammatisch falsch.

Ich sagte, daß es mir Freude machen möchte, etwas zu verstehen, aber eben um der Kürze der Zeit willen, die wir dem Unterricht widmeten, nur langsam Fortschritte machten.

Ein Königreich für einen Ausleger!

Wäre es denn nicht vielleicht auch an Ihnen, meine gnädigste Frau, darüber nachzudenken, ob, wenn eine so ausgezeichnete Persönlichkeit, als welche Sie doch Ihre Tochter kennen, in einem Punkte eine so lebhafte Ueberzeugung hat, um, was sie nie gethan, ihrer Mutter nicht zustimmen zu können — Sie gut daran thun, auf der buchstäblichen Ausführung Ihres Gebots zu bestehen.

Muster einer abscheulichen Periode. Wir könnten noch viele Beispiele anführen, doch das Vorstehende möge genügen.

T. T. Honegger.

Zur biographischen Literatur.

1. Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert. Biographisch-kritische Essays von Leopold Katscher. Berlin, Dümmler. 1884. Gr. 8. 6 M.
2. Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause. James A. Garfield's Leben von William M. Thayer. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. 1882. Gr. 8. 7 M.
3. Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge von H. B. Cotterill und T. W. Rolleston. Dresden, Tittmann. 1883. Gr. 8. 1 M.

Die biographische Literatur ist seit längerer Zeit ein häufig und nicht selten mit Talent und Erfolg bebautes Feld; auch Leopold Katscher bietet uns in dem Werke „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert" (Nr. 1) eine wohlgelungene Arbeit. Das Buch enthält in zwei Abtheilungen auf 330 Seiten neun biographisch-kritische Essays, von denen vier schriftstellerischen Frauen und fünf Männern gewidmet sind, die zum größern Theil ebenfalls einen hohen Rang in der Literatur einnehmen.

Das erste Charakterbild, welches uns dargeboten wird, hat das Leben und die Schriften von George Sand (Madame Dudevant) zum Gegenstand. Obschon eine große Anzahl von Büchern, Broschüren und Aufsätzen die Darstellung und Beschreibung des Charakters, der Ideen und des Lebenslaufs dieser geistreichen Französin versucht hat, so ist doch immer noch manches dunkel und unaufgeklärt geblieben. Katscher hat nun mit Fleiß und Verständniß so ziemlich alle vorhandenen Quellen geprüft und mit den ihm privatim gewordenen Mittheilungen verglichen; auf diese Weise ist es ihm gelungen, uns von George Sand's Leben und Wirken ein Bild zu entrollen, das, wenn es auch noch immer nicht in allen seinen Theilen correct und vollkommen sein mag, doch die frühern Darstellungen ergänzt und mit gesunder Kritik mehrfache Uebertreibungen des Lobes oder des Tadels auf das richtige Maß zurückführt. Beachtenswerth ist, daß die Schriften von George Sand in England lange nicht so anerkannt, so viel gelesen und übersetzt worden sind wie in Deutschland und Amerika; erst in neuerer Zeit ist dies anders geworden, wie Katscher ausführt. Daß Giuseppe Mazzini zu den Bewunderern George Sand's zählte, dürfte wenigen bekannt sein. Der Autor schließt diesen Essay mit folgenden Worten:

Wohl mögen einige Sand'sche Tendenzen und Themata manchen Nationen nicht an und für sich zusagen und daher mehr oder minder unmoralisch erscheinen; aber die Art, wie George Sand diese Dinge behandelt, ist keine unmoralische, und wer sich in den Gedankenkreis der Franzosen versetzt, oder wer sonstwie die von der Sand geschilderten Versuchungen als leicht möglich kennt, der wird aus der Lektüre George Sand's sogar

Seelenstärkung schöpfen können; selbst auf Leser, die mit ihr nicht in allen Punkten übereinstimmen, kann sie einen wohlthätigen geistigen Einfluß ausüben. Die Zeiten sind vorüber, da einige ihrer glühendsten Leidenschaftswerke ein paar junge unkluge Geister verwirrten und zu Unbesonnenheiten verleiteten — gerade wie „Werther's Leiden" einst thaten. Viel mehr Seelen hat sie erhoben, getröstet, zum guten Nachdenken und edeln Streben veranlaßt. Daher hat sie ein gewisses Recht, moralisch in einem höhern Sinne genannt zu werden; dies schon deshalb, weil sie alles ernst behandelt und nur Ueberzeugungen vorbringt. Sie äußert, was sie für wahr und richtig hält; ohne Rücksicht auf herrschende Vorurtheile verbreitet und verficht sie es auf ihr eigene Weise, mit ihrer ganzen Energie und mit Aufbietung ihrer vollen dichterischen Begabung. — Wenn man fragt, welche zwei Geister in diesem Jahrhundert auf das Denken und Fühlen ihrer Nationen den ausgedehntesten Einfluß geübt haben, so wird man die Antwort erhalten: Thomas Carlyle in England und George Sand in Frankreich.

Hervorgehoben mag noch werden, daß George Sand zu den fruchtbarsten Schriftstellerinnen aller Nationen zu zählen ist.

Auf die Biographie von George Sand folgen drei kürzere, aber kaum minder interessante Lebensskizzen: von George Eliot (Mary Anne Evans), Currer Bell (Charlotte Bronte) und Harriet Martineau. Was George Eliot anbetrifft, so sind über ihre Lebensgeschichte lange Zeit sehr falsche Berichte im Umlauf gewesen. Man glaubte allgemein, sie sei die Tochter eines armen Pfarrers, aber von einem reichen Geistlichen adoptirt und durch den berühmten Denker und Naturforscher Herbert Spencer unterrichtet worden. In Wirklichkeit wurde die Verfasserin von „Adam Bede" am 22. November 1820 in Griff bei Nuneaton als Tochter des wohlhabenden und angesehenen Güterinspectors Robert Evans geboren, der früher Zimmermann und Schreiner war und von George Eliot in mehrern ihrer Romane verewigt worden ist, namentlich als Burge und als Caleb Garth in „Middlemarch". Die von ihr innig geliebte Mutter starb, als Mary Anne funfzehn Jahre zählte. George Eliot lernte in der Provinzialstadt Foleshill, wohin ihr Vater im Jahre 1849 übersiedelte, bei verschiedenen Lehrern Lateinisch, Griechisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und allein Hebräisch. In der praktischen Ausübung der Musik brachte sie es zu hoher Virtuosität auf dem Klavier, und was die theoretische Seite der Tonkunst betrifft, so beherrschte sie dieselbe gründlicher als mancher Berufsmusiker. Nach dem Tode ihres Vaters bereiste George Eliot mit der Familie Bray einen Theil des Continents und ließ sich nach ihrer Rückkehr definitiv in London nieder. Sie bezog das Pensionshaus Chapman's, Chefredacteurs der freidenkerischen „Westminster Review", und wurde von ihm als Hülfsredactrice angestellt. Bald lernte sie den gefeierten Goethe-Biographen George Henry Lewes kennen, zu dem sie in ein intimeres Verhältniß trat, das zum Ehebund führte. Nach dem Hinscheiden von Lewes heirathete sie einen in literarischen Kreisen wohlbekannten Mann, John Walter Croß, der jedoch während der Hochzeitsreise das Unglück hatte, von einem Balkon ins Meer hinabzustürzen und nach seiner Rettung wahnsinnig zu werden. Er wurde in einer Irrenanstalt untergebracht, und seine Gemahlin war nun doppelt vereinsamt. Sie blieb es aber nicht lange; denn schon am 24. December 1880 machte eine Herzfellentzündung dem segensreichen Leben der sechzigjährigen Frau ein fast jähes Ende. Neben der Abfassung ihrer vielgelesenen Romane übersetzte George Eliot das „Leben Jesu" von David Strauß ins Englische; diese schwierige Arbeit gelang ihr in so hohem Grade, daß Strauß sich bewogen fand, sie deshalb zu beglückwünschen. Weniger bekannt ist ihre vorzügliche Uebertragung von Feuerbach's „Wesen des Christenthums". In Sachen der Religion war George Eliot äußerst freisinnig, weshalb sie auch in dem „ungeweihten" Theil des Highgater Friedhofs begraben wurde. Sie war, wie Katscher mit Recht sagt, „gleichzeitig Dichterin und Philosophin"; in ihren Romanen findet sich eine vollkommene Mischung von Poesie und philosophischem Denken.

Bei seiner Arbeit über Currer Bell (Charlotte Bronte) hat Katscher vornehmlich das vor einigen Jahren erschienene Buch: „Charlotte Bronte; a Monograph by T. Wemyss Reid. With illustrations", benutzt. Diese Schrift ergänzt und berichtigt auf Grund der dem Verfasser zur Verfügung gestellten umfangreichen Correspondenz Charlottens mit ihren intimsten Freundinnen und auf Grund authentischer Mittheilungen competenter Personen die Lücken und Unrichtigkeiten in der 1856 veröffentlichten Bronte-Biographie der hervorragenden Romanschriftstellerin Mrs. Gaskell. Die Wirklichkeit ist bekanntlich nicht selten romanhafter als die romanhaftesten Erzeugnisse der Phantasie; die Lebensgeschichte der Autorenfamilie, deren bedeutendstes Mitglied Charlotte Bronte war, klingt vom Anfang bis zum Ende wie ein Roman, und zwar wie ein sehr spannender und ziemlich düsterer. Namentlich aber ist Charlottens Laufbahn merkwürdig, rührend und tragisch. Der Autor schließt seinen trefflichen Aufsatz mit einer Stelle aus dem genannten Buche Reid's:

> Die Roheit, welche man den Schriften der Verfasserin von „Jane Eyre" anfänglich vorwarf, ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Einfachheit und Reinheit, die Aufrichtigkeit und Unbewußtheit, die ein reines Herz bei der Behandlung großer Lebensprobleme naturgemäß an den Tag legt. . . . Wenn wir uns von der Schriftstellerin zum Weibe, von den geschriebenen Seiten zu deren Schreiberin wenden und den Inhalt ihrer Romane außer Acht lassen, um uns ihrer eigenen Lebensgeschichte zu erinnern, so finden wir, daß die Künstlerin größer ist als ihre Werke, das Weib edler und reiner, als die Schriftstellerin. Ihr Leben führt uns noch besser als ihre Werke es thun, die Lehren des Muthes, der Selbstverleugnung und der geduldigen Ergebung vor Augen, deren die arme Menschheit fortwährend so dringend bedarf.

Wenig erquicklich, wenn auch in vieler Hinsicht lehrreich, ist die Biographie von Harriet Martineau, welche von einem hugenottischen Arzte abstammt, der im Jahre 1688, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, sich in England ansässig machte. Die Schriften von Miß

Martineau tragen fast sämmtlich einen volkswirthschaftlichen Charakter, wie dies z. B. ihre Erzählungen über das Armenwesen, die sie im Auftrage von Lord Brougham schrieb, beweisen. Sie war in politischen Kreisen längere Zeit sehr gesucht. Ihre Autobiographie ist die höchst schonungslose Darlegung eines sehr abstoßenden Naturells, freilich aber auch ein Gemälde emsigen, zähen, unerschrockenen Heldenmuthes, durch den dieses Naturell zu einem edeln und schließlich sogar glücklichen Leben erzogen wurde. Sie starb am 27. Juni 1876 im Alter von vierundsiebzig Jahren. Unmittelbar darauf erschien in der „Daily News" ein Nekrolog, den sie kurz vor ihrem Tode über sich selbst geschrieben hatte und in welchem sie sich in vieler Hinsicht allzu streng beurtheilt.

Uebergehend zu der zweiten Abtheilung von Katscher's Buche können wir uns kürzer fassen. Als im Sommer des Jahres 1871 die Universität Oxford, von einem ihrer alten Privilegien Gebrauch machend, einen berühmten Deutschen und einen berühmten Franzosen zu Ehrendoctoren der Rechte machen wollte, wählte sie Döllinger und Taine. Geboren wurde Hippolyte Adolphe Taine, gewöhnlich Henry Taine genannt, was er in einem Briefe an Katscher für eine Laune der Redaction der „Revue des deux Mondes" erklärt, am 21. April 1828 zu Vouziers, einem zwischen der Champagne und den Ardennen gelegenen Städtchen. Der Autor schildert Taine's Lebensgang und literarische Thätigkeit in ziemlich ausführlicher Weise und möglichst objectiv, er sagt unter anderm:

> Taine ist immer und überall Psycholog und Culturhistoriker. Um das Wesen der heutigen Engländer darzuthun, secirt er die englische Literatur; um das Wesen des heutigen Frankreich abzuleiten, schreibt er die sociale Geschichte dieses Landes. . . . Taine hat keinerlei politische Sympathien oder Antipathien. Ihm gelten Thatsachen mehr als Theorien. Statt sich an eine Partei zu klammern, ist es ihm darum zu thun, die Ursachen der Ereignisse zu ergründen, ihren Zusammenhang mit andern Ereignissen zu untersuchen und die sich daraus ergebenden Folgen aufzudecken. Viele geschichtschreibende Philosophen waren parteiisch, Taine dagegen ist unparteiisch.

Die von Taine in seinen Arbeiten befolgte Methode, bezeichnet Katscher als eine analytische, seine literarische Individualität dagegen als eine synthetische. Wenn Karl Hillebrand sagt: „Bei Taine ist die Philosophie nur der Rahmen, in den die stets lebensvollen Gemälde von Zeiten und Menschen gefaßt sind. Schade, daß in des Künstlers Augen der Rahmen wichtiger ist als das Gemälde, daß dieses nur um des Rahmens willen da sein sollte", so meint auch Katscher: „Man übertreibt nicht, wenn man Taine einen Stilkünstler nennt."

Bei seinem Essay über Alfred de Musset hat der Verfasser vorzugsweise die Arbeiten von Paul Lindau, Paul de Musset und Rudolf von Gottschall benutzt, während ihm bei seiner Charakteristik des berühmten Culturhistorikers Henry Thomas Buckle das Werk von A. H. Huth: „The Life and Writings of Henry Thomas Buckle" (2 Bde., London 1880) werthvolle Dienste leistete.

Einer nicht geringen Anzahl von Lesern wird der Essay über Charles Bradlaugh sehr willkommen sein. Bekanntlich hat Bradlaugh seit längerer Zeit harte Kämpfe zur Erlangung seines Parlamentssitzes und zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der Wählerschaft Englands zu bestehen; weniger bekannt dürfte sein, daß Bradlaugh, der an der Spitze der englischen Freidenkergesellschaft steht, auch als Schriftsteller eine rege Thätigkeit entfaltete.

Den Schluß der werthvollen Schrift von Leopold Katscher, die dem Herausgeber d. Bl., Rudolf von Gottschall, gewidmet ist, bildet eine Biographie des liebenswürdigen dänischen Märchendichters Hans Christian Andersen, dessen Name über den ganzen bewohnten Erdkreis verbreitet ist.

Die Schrift „James A. Garfield's Leben" von William M. Thayer, übersetzt von Auguste Daniel (Nr. 2), kann keinen Anspruch auf wissenschaftlich-kritischen Werth machen, aber sie darf immerhin als ein empfehlenswerthes Familienbuch bezeichnet werden, welches uns ein ziemlich getreues Bild echt amerikanischen Lebens darbietet, das reich an Romantik ist und zu gleicher Zeit den Kampf ums Dasein in ergreifender Weise schildert.

Die „Ueber Wordsworth und Walt Whitman" betitelte Broschüre (Nr. 3) enthält zwei Vorträge, die vor nicht langer Zeit von den Engländern H. B. Cotterill und T. W. Rolleston im Literarischen Verein zu Dresden in deutscher Sprache gehalten wurden. Wie es bei solchen Vorträgen nur zu häufig der Fall zu sein pflegt, enthalten auch diese mehr Lobpreisungen als eine gesunde Kritik. Es kam Cotterill vor allem darauf an, die guten Seiten der Wordsworth'schen Muse hervorzuheben. William Wordsworth zählt bekanntlich zu den Hauptrepräsentanten der sogenannten Seeschule in der englischen Literatur und hat in Amerika verschiedene Nachahmer gefunden. Wenn der Redner Wordsworth weit höher stellt als Byron, so können wir ihm darin nicht beistimmen. Charakteristisch für Wordsworth ist dessen Urtheil über Goethe, den er zu den Dichtern dritten Ranges zählte (vgl. „Wordsworth's Prose Works", III, 435 u. 465, und F. H. Otto Weddigen's „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit", S. 23 fg.).

Aehnlich wie Cotterill den Seeschuldichter Wordsworth, so überschätzt Rolleston den amerikanischen Dichter Walt Whitman, auf den Freiligrath unsers Wissens zuerst das deutsche Publikum aufmerksam machte. Whitman's Dichtungen sind, wie Eduard Engel mit Recht sagt, zumeist „Prosa mit poetischem Inhalt und in einer Form, die nicht Prosa noch Poesie ist". In vielen Dichtungen Whitman's wechseln Verszeilen von dreißig und selbst von vierzig und mehr Silben mit solchen von fünf ab. Wir lassen als Beispiel eine Probe aus dem von Rolleston in deutscher Uebersetzung mitgetheiltem Gedichte „Lied des Antwortenden" folgen; es heißt dort in den dem Dichter eigenen unscandirbaren Streckversen:

Die Worte der echten Gedichte liefern euch mehr als Gedichte,
Sie liefern euch das, woraus ihr für euch selber Gedichte zu bilden habt, Religionen, Politik, Krieg, Frieden, Betragen, Geschichten, Abhandlungen, tägliches Leben und alles Andere,
Sie halten im Gleichgewicht Stände, Farben, Rassen, Glaubensbekenntnisse und Geschlechter,
Sie suchen Schönheit nicht — sie werden gesucht,
Stets folgt die Schönheit ihnen nach, sie anrührend oder dicht an ihnen, sehnsuchtsvoll, schmachtend, liebekrank.

Eduard Engel ist hier im Rechte; solange zum Wesen des Dichters nicht allein die dichterische Empfindung, sondern auch irgendeine künstlerische Form verlangt wird, kann man die Mehrzahl von Walt Whitman's literarischen Productionen nicht als Poesie bezeichnen. Seine „Leaves of Grass" sind eine Reihe mystischer Dichtungen, die rauh und ohne alle Kunst, wenn auch nicht ohne Kraft und Inhalt sind; seine „Drum-Taps" sind poetische Monologe über den Krieg, leiden aber an übergroßer Monotonie. Poetischen Werth dagegen hat seine Monodie auf Abraham Lincoln's Tod, die also beginnt: „When lilacs last in the door-yard bloomed".

Rudolf Doehn.

Poetische Uebersetzungen und Nachdichtungen.

1. Rolla. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Alfred de Musset. Deutsch von Ludwig Ganghofer. Wien, Konegen. 1883. 12. 1 M.

Ganghofer schickt seiner Uebersetzung eine längere Vorrede voraus, welche, an Paul Lindau's Schrift über Alfred de Musset anknüpfend, die wahrscheinliche Veranlassung zur Entstehung des Gedichts nachzuweisen sucht und die hier gebotene Verdeutschung zurückführt auf des Uebersetzers Liebe zu dem Dichter und den heißen Wunsch, „am eigenen Genusse wenigstens einen Theil jener mitgenießen zu lassen, denen Gelegenheit oder Möglichkeit versagt ist, dem Worte des Dichters selbst zu lauschen".

Musset war ohne allen Zweifel ein sehr bedeutendes Talent; doch hat die vielen seiner Gedichte auch diesseit der Vogesen gezollte Bewunderung manche poetische Production zur Folge gehabt, welche den vom rechten Wege abführenden Einfluß eines solchen fremdländischen Talents deutlich erkennen läßt. Ungesund und überreizt wie das Leben der jungen Pariser seit langem ist, war auch dasjenige Musset's. Er ist rasch an dieser Lebensweise zu Grunde gegangen, und der Niedergang seiner productiven Fähigkeit tritt in vielen seiner Dichtungen in so verstimmender Weise zu Tage, daß in Deutschland, wo man doch so ziemlich alles übersetzt, sich für jene blasirten Schöpfungen des berühmten Franzosen keine Uebersetzer oder wenigstens keine Verleger gefunden haben. Wir glauben, es genügt, wenn wir an sein fünfactiges Drama „La Comédie dans un fauteuil" und an die Heldin dieses widerlichen Stücks erinnern, an die Dirne Belcolore.

Im ganzen würde also kein Schaden dabei sein, wenn wir Musset den Franzosen überließen, zumal die Gebildeten in Deutschland und Oesterreich fast durchweg genug Französisch verstehen, um an der Quelle schöpfen zu können. Für die Halbgebildeten wird Musset immer eine bedenkliche Kost sein. Und im Grunde konnte gerade „Rolla" füglich unübersetzt bleiben: läßt sich doch auf wenige Gedichte das Distichon Schiller's „Der Kunstgriff" mit so vollem Rechte anwenden:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

Der Inhalt des Gedichts „Rolla" ist leicht erzählt. Ein junger Nichtsnutz hat sein väterliches Erbe in drei Jahren durchgebracht, und der Dichter führt uns nun in das Haus einer Kupplerin, wo er uns Zeuge sein läßt der letzten Ausschweifung seines Helden und des Abschlusses derselben: Selbstmord durch Blausäure, Strychnin oder ein anderes rasch wirkendes Gift. An diesen Vorgang knüpft Musset in der ihm wie wenig andern zur Verfügung stehenden hochpoetischen Sprache moralisirende Anklagen gegen den Zeitgeist, als dessen obersten Teufel er Voltaire ins Gebet nimmt:

Voltaire, schläfst du denn auch zufrieden und gelassen?
Grinst auch dein Lächeln noch um die entfleischten Zähne?
Man nannte deine Zeit zu jung, um dich zu fassen:
Taugt dir die jetzige? Wir sind ja deine Söhne.

Auf dieselbe Weise hält der Dichter von Anfang bis zu Ende des Gedichts in allerdings häufig grandiosem Pathos Gericht über den Sumpf, von dem er sich selbst schon halb verschlungen weiß, wobei er bald Faust anspricht, bald Christus:

Zu küssen diesen Staub — verwehr' es nicht, mein Heiland,
Dem glaubensärmsten Sohn der glaubensärmsten Welt!
Und laß beweinen nicht dies kalte Welteneiland,
Das nur dein Tod belebt, das ohne dich zerfällt!
Wer nun, mein Jesus, wird von neuem es beleben?
Wer wird für uns, wie du, das reinste Herzblut geben?
Wer wird, was du vollbracht, aufs neue nun vollbringen,
Uns Greise, gestern erst geboren, zu verjüngen? . . .
Sie sind zurückgekehrt, Tiber's und Nero's Tage,
Ach! alles, so wie einst, verwehten ja die Winde!
O rettet! Seht, Saturn griff nach dem letzten Kinde!
Der Menschen Hoffnung ist nun aber satt der Plage
Und auch nicht fähig mehr zu neuer Mutterschaft;
Sind ihr vom Säugen doch die Brüste längst erschlafft.

Die mitgetheilten Proben mögen von der Gewandtheit, mit welcher der Uebersetzer seine Aufgabe gelöst hat, Zeugniß ablegen, weniger allerdings von der Logik Musset's, der sich im nämlichen Athem, wo er Christus als Heiland apostrophirt, als den glaubensärmsten Sohn der glaubensärmsten Welt vorstellt.

Dies Gedicht ist jetzt gerade funfzig Jahre alt. Damals ahnte Frankreich noch nichts von den Miasmen des

zweiten Kaiserreichs. Im Gegentheil, man war erst drei Jahre über die Julirevolution hinaus, fühlte um die Schläfe noch den thaufeuchten Lorber des über Polignac und seinen wohlbeleibten Herrn erkämpften Siegs, konnte sich an der Bewunderung sonnen, mit welcher die Jugend ganz Europas, besonders die deutsche, nach Paris blickte — datirt der Sonnenstich Victor Hugo's und sein „Paris est le cerveau du monde" doch aus jener brillanten Zeit. Wie war es möglich, fragt man sich, daß die jungen französischen Poeten jener Tage schon einem Mismuthe und einer Blasirtheit verfallen waren, wie sie erst unter der Ludwig Napoleonischen Aera und jetzt wieder unter dem Drucke der staatlichen Gesunkenheit Frankreichs einigermaßen gerechtfertigt erscheinen würden? Die Antwort ist: man verwechsele nicht den Dichter mit seinem Lande. Das unthätige, in Genußsucht und genialem Umhervagiren verträumte Leben Musset's ist da, um zu der Stickluft seiner poetischen Atmosphäre den Commentar zu geben. Man wird sich seiner hohen Begabung, wo sie rein zu Tage tritt, unbefangen freuen, aber jeder Versuch, ihn als einen auch uns geistesverwandten Priester Apoll's auf deutschen Boden zu verpflanzen, wird mit Recht Widerspruch hervorrufen.

2. Slavina. Eine wendische Sage von Hermann E. Jahn. Leipzig, Reißner. 1882. 8. 2 M.

Gebhardi erzählt in seiner „Geschichte aller wendisch-slawischen Staaten", die jugendliche Gattin des Heerführers der Sachsen Namens Kruko habe, da derselbe alt und entkräftet gewesen sei, ihre Neigung einem jungen Prinzen Namens Henrich geschenkt, und als auf Veranlassung des letztern dann ihr Gatte erschlagen worden sei, sich sofort in Prinz Henrich's Bett begeben. Aus dieser Notiz ist die Dichtung „Slavina" entstanden, welchen Namen Gebhardi als denjenigen der Gattin Kruko's anführt. Die Ermordung Kruko's liegt jenseit der Dichtung. Slavina ist Henrich's, jetzt König Henrich's Weib geworden, verirrt sich mit einer Dienerin im Walde, begibt sich in den Schutz Wlaslaw's, eines wendischen Heerführers, entzündet dessen Herz, wird aber von ihm verschmäht, als er in ihr die verrufene Slavina erkennt, beschließt, sich für diese Schmach an ihm zu rächen, läßt ihn später bei einem Friedensbanket, das König Henrich und sie selbst den Wenden gibt, meuchlings erschlagen, entbrennt neben seiner Leiche in neuer Liebesglut zu ihm und vergiftet sich.

Auf der Bühne sind Conflicte dieser Art gerade in letzter Zeit mehrfach ausgebeutet worden, und es ist nicht immer leicht, sich mit ihnen zu befreunden. Auch die erzählende Dichtung sieht sich, wenn sie sich solchen Stoffen zuwendet, zu einer Gewaltsamkeit der Sprache genöthigt, die ihr nicht zum Vortheil gereicht. So wenn die Seherin Doyka in ihre Flüche den Abscheu über die Unthaten Slavina's verwebt:

Doch den Fluch aller Flüche,
Den habe ich aufgespart für ein Weib,
Für die Gemahlin des ürsten Kruko,
Die ihren Mann im Schlafe ermordete
Und sich, noch warm von seiner Umarmung,
Noch besudelt von seinem Blut,
In die Arme des Prinzen Henrich stürzte;
Die sich über der Leiche ihres Gatten
Mit dem jungen Wüstling
Schnäbelte und koste! . . .
Nur ein Weib, ein wollüstiges Weib
Konnte diese That vollbringen!

Es ist wol nicht unnöthig hinzuzufügen, daß im übrigen der Verfasser bemüht ist, wenigstens für seinen Helden Wlasta ein ungetrübtes Interesse zu erwecken, und daß durch eine große Menge wendischer Ausdrücke und Gottheiten das Colorit einer wirklich aus der Fremde herübergenommenen Dichtung im allgemeinen glücklich erreicht wird.

3. Die Sagen des Fähnrich Stahl von J. L. Runeberg. Aus dem Schwedischen von C. F. N. Helsingfors. 1882. 8. 2 M.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine in so hohem Grade unvollkommene Verdeutschung doch noch nicht alles völlig zu verdunkeln im Stande ist, was dem Original an poetischem Reiz innewohnt. Der Uebersetzer ist des Deutschen offenbar nicht mächtig. Er gibt fort und fort schwedische statt deutscher Constructionen. Er muthet uns zu, alle Ansprüche an Wohlklang und metrischen Fluß fallen zu lassen, den guten Willen für die That zu nehmen und uns bei dem Gedanken zu beruhigen: er schreibe aus Begeisterung für seinen Liebling Runeberg, und gut oder übel, Runeberg werde auch in dieser Gestalt schon den Sieg davontragen. Das thut Runeberg denn auch in der That. Man liest diese funfzehn bis sechzehn Soldatengeschichtchen trotz ihrer Holprigkeit mit Interesse und ist häufig sogar lebhaft von ihnen ergriffen. Die Mängel schreibt man auf das breite Conto des Uebersetzers — vielleicht nicht immer mit Recht — und die Vorzüge läßt man dem Schöpfer des Originals um so lieber zu statten kommen, als sie vornehmlich eine Saite berühren, die überall sympathisch anmuthet: leidenschaftliche Liebe zur heimischen Scholle.

O Vaterland, du unser Land,
Erschalle theures Wort!
Es steigt kein Berg zum Himmelrand,
Kein Thal sich senkt, sich spült kein Strand,
Geliebt wie unser Land im Nord,
Der Väter Erde dort. . . . .

Hier stritt sich unsrer Väter Streit
Mit Schwert, Gedank' und Pflug,
Hier, hier, zu heitrer, trüber Zeit,
In Glück und Unglück, Lieb' und Leid
Das Herz des Finnenvolkes schlug,
Hier trug's, was es ertrug. . . . .

Und es war hier dies Blut einst floß,
Ja hier für uns es war;
Und hier es seine Treu genoß,
Und hier es seine Thränen goß,

Dies Volk, das unsre Bürden trug,
Lang eh' das Herz uns schlug.....

O Land, der tausend Seen Land,
Wo wohnt Gesang und Treu!
Wo uns im Lebensmeer ein Strand,
Du unsrer Vorwelt, Nachwelt Land,
Sei nicht um deine Armuth scheu,
Sei fest, sei froh, sei frei!

Man sieht, die Uebersetzung nimmt unsere Nachsicht stark in Anspruch, und so thun es auch die dem soeben theilweise mitgetheilten Gedicht folgenden Soldatengeschichten. Ihr Inhalt entschädigt für jenen Mangel, wenn auch nur in einem gewissen Grade. Einige der Geschichten wollen nur Lagerschnurren sein, andere, die meisten, sind von wuchtiger Tragik. Als zu dieser Gattung gehörend, sei „Der Wolke Bruder" bezeichnet. Es ist der Beiname eines Jünglings, der als Pflegling eines Bauern aufwuchs und mit der Tochter des letztern verlobt ist. Die Liebenden sitzen abends am Herdfeuer beisammen, als der alte Bauer, von Ungeduld befallen, nach dem Gange des Kriegs fragt, von welchem das einsame Gehöft immer nur Unverbürgtes erfahre, da derjenige, der sich draußen an Ort und Stelle danach umsehen sollte, nicht loskomme von seinem Mädchen und ihrem Geplauder. Diese Mahnung treibt den Jüngling über Nacht ins Weite. Als er morgens nicht zu finden ist und auch den Tag über ausbleibt, begibt sich der Alte auf die Suche, und nun erfährt er, von einem Hof zum andern wandernd, den Gang des Kriegs und wie gewaltig und gewaltsam der Feind. So forscht er denn weiter, immer den Spuren des Kampfes folgend, endlich auch von den Lippen Sterbender Wunderthaten rühmen hörend, welche „der Wolke Bruder" vollbracht, und zuletzt findet er ihn selbst — todt, mit durchschossener Stirn. Der Alte bricht zusammen, nicht so die seinen Spuren gefolgte Tochter:

Mehr als leben, fand ich, war: zu lieben;
Mehr als lieben ist: wie er zu sterben.

Und so schließt sie:

Nicht man klagend feire dein Gedenken,
Nicht wie deß, der geht und wird vergessen;
So soll dich das Vaterland beweinen,
Wie der Abend weinet Thau im Sommer,
Voll von Freude, Licht, Gesang und Frieden,
Mit der Brust dem Morgenroth entgegen.

4. Calderon de la Barca. Festgabe zur Feier seines zweihundertjährigen Todestags (25. Mai 1881) von J. Fastenrath. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Schrift ist nur theilweise Gelegenheitsschrift und kann zu ihrem Vortheil noch heute empfohlen werden; denn fast die Hälfte des 80 Seiten starken Büchleins wird durch eine mit Umsicht, Sachkenntniß und Liebe geschriebene Charakteristik Calderon's und seiner Werke in Anspruch genommen. Berücksichtigung finden dabei sowol seine glänzenden Vorgänger Lope de Vega und Cervantes wie auch die Epigonen Calderon's bis auf die neuere Zeit. Eines Autos geschieht, unter Benutzung der von Schack'schen Inhaltsangabe, ausführliche Erwähnung: des geistlichen Spiels „El divino Orfeo", und wenn man Orpheus dort dem katholischen Auditorium als Welterlöser vorgeführt sieht — seine Harfe ist mit dem Kreuze geschmückt, er opfert sich für die Menschheit, ruft „mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!", besiegt den Tod, schifft unter Freudengesängen der Erlösten, gefolgt von Eurydice, „der befreiten menschlichen Natur", dem Aufenthalte des ewigen Friedens zu, so glaubt man sich nach Baireuth versetzt, zumal auch die Spendung des Abendmahls, hier seitens des personificirten Donnerstag, nicht fehlt.

Fastenrath's Schrift ist dem Dichterfreunde, dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar zugeeignet, und enthält außer der erwähnten Prosa-Arbeit und einer Anzahl begeisterter eigener und fremder, auf Calderon bezüglicher Gedichte eine größere Dichtung des Verfassers, betitelt „Zur Calderon-Feier". Wir hätten aus der dem großen spanischen Poeten in schwunghaften Strophen dargebrachten Huldigung einen reinern Genuß geschöpft, wenn darin nicht auf den großen britischen Dichter ein Schatten geworfen wäre, der wol kaum gerechtfertigt ist. Es heißt Spanien und Calderon doch mit zu weitgehender Voreingenommenheit auffassen, wenn im Gegensatz zu beiden Shakspeare und der Norden mit der folgenden Strophe herangezogen wird:

Den Schmerzensschrei stößt aus, den Schrei der Schrecken,
Des Nordens Sohn, der Sänger Albions;
Er malt, die grausig sich mit Schuld beflecken
Und nicht den Frieden kennen Calderon's.
Der Menschheit Lenz, die Zeit der guten Recken,
Glänzt nur im Schimmer span'schen Helikons!
Des Südens Sohn, der frei von Zweifelsqualen,
Sieht trostreich immerdar der Gottheit Strahlen!

Robert Waldmüller.

Aesthetische Schriften.

1. Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1884. Gr. 8. 10 M.

Aeußerlich charakterisirt sich diese nach dem Tode des berühmten Mannes herausgegebene Sammlung als ein Werk der Pietät: die Gattin hat hier kleine biographische Essays, Abhandlungen zur Philosophie, Kunst und Literatur, sowie endlich Gelegenheitsreden zusammengestellt, welche in oft schwer zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen erschienen waren. Durch ihren innern Werth aber rechtfertigt diese Sammlung das äußerliche Motiv in einem Grade wie nur wenige ähnliche. Referent steht — die

Redaction d. Bl. hat Beweise davon — dem nachträglichen Sammeln und Veröffentlichen von allen möglichen Briefen, nebensächlichen Aufsätzen u. s. w. namhafter Autoren sehr kühl gegenüber; hier aber sieht er ein Werk vor sich, welches den wärmsten Dank herausfordert, dessen Lektüre ihn zu einer fast jugendlichen Begeisterung vielfach gestimmt hat. Ist doch mit Hermann Hettner einer der reichsten Geister unsers Volks hinübergegangen, einer von den seltenen Männern, welche ein auf ihrem Gebiete fast universales Wissen durch eigene Forschung errungen und in eine vollendet durchsichtige Form zu kleiden verstehen. Halten sich doch in ihm Realismus und Idealismus, Empirie und Speculation, geniales Nachconstruiren und Kritik, Gedankenschärfe und Phantasie in einer Weise das Gleichgewicht, daß man staunend an diesem Griechen der Neuzeit, diesem geistvollen Vertreter des edelsten Humanismus emporblickt. Hettner's mustergültige Vereinigung von Kunstgeschichte, Literaturgeschichte und Aesthetik ist nur noch in Moritz Carriere vertreten; viele unserer heutigen Kunsthistoriker gehen aus Voreingenommenheit oder aus Schwäche dieser Vereinigung aus dem Wege.

In vorliegender Sammlung sind enthalten: acht Biographien, vorzugsweise von Vertretern der bildenden Künste, zwei philosophische Abhandlungen, elf Aufsätze über interessante Themen der Kunstgeschichte, acht über solche der Literatur, fünf Gelegenheitsreden und endlich ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften Hettner's. Wir haben deren ungefähr einhundertunddreißig gezählt, welche Hettner in der Zeit von 1843—82 geschrieben hat; natürlich sind in der angegebenen Zahl auch alle kleinern Recensionen enthalten. Die Vergleichung dieses Verzeichnisses mit der hier vorliegenden Sammlung zeigt zu unserer Freude, daß die edle Witwe mit feinem Takt meist das Beste aus den Arbeiten des Vollendeten ausgewählt hat; wir unsererseits hätten freilich manche andere Wahl getroffen, doch das ist eben Geschmackssache.

Wohl sind auch minder wichtige Aufsätze in dieser allzu bescheiden „Kleine Schriften" benannten Sammlung enthalten; aber selbst über diese ist der Duft einer unnachahmlichen Feinsinnigkeit ausgegossen; selbst in der kleinsten Gelegenheitsrede finden sich weittragende Bemerkungen. Es ist nun wahrlich nicht leicht, da für den Leser eine Auswahl zu treffen, wo fast jede Zeile werthvoll ist. Indeß wollen wir versuchen, wenigstens einige Proben von Hettner's Gedankentiefe zu geben.

In dem Aufsatz über „Hamlet" findet sich ein Ausspruch, welcher allein schon ganze Commentare aufwiegt. Er lautet:

> Die große Kunst des Dichters bestand darin, die ganze Schwäche einer rein idealistischen Träumerei schonungslos aufzudecken, und dabei doch ihren ganzen Werth, ihre Tiefe und ihren Adel nicht ungerecht zu verkleinern.

Aus der Abhandlung „Goethe's Iphigenie" heben wir folgende Stellen hervor:

> Seit 1779 war es die Grundanschauung des Dichters, die unbefangene Sicherheit reiner und hoher Weiblichkeit als das unmittelbare Naturdasein der höchsten sittlichen Harmonie zu feiern. Goethe ist so tief und allumfassend, weil er so gesund und weltfreudig und allseitig gelebt; er ist so mild, weisheitsvoll und heiter versöhnend, weil er sein reichbewegtes Leben zum klaren und ruhig harmonischen Kunstwerk gestaltet hat.

Eine meisterhafte, höchst instructive Abhandlung ist „Goethe's Stellung zur bildenden Kunst seiner Zeit"; überraschende Resultate ergibt „Goethe und der Socialismus".

Hochinteressant ist, wie Hettner schon 1846 in der Abhandlung „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik" Thorwaldsen in einer Weise zu charakterisiren wagte, welche damals unerhört war und erst neuerdings sich Bahn bricht. Wenn freilich hier und in den sonstigen Schriften aus der Jugendzeit Hettner's reines Menschenthum, Griechenthum und Goethe identische Begriffe sind, so möchten wir denn doch daran erinnern, daß Hettner in seinen spätern Jahren die Geschichte unter einem richtigern Gesichtswinkel gesehen hat. Hingegen ist ein Cabinetsstück der längste Aufsatz der ganzen Sammlung, der gleichfalls aus früherer Zeit (1845) stammt: „Gegen die speculative Aesthetik". Hier richtet Hettner die ganze Schärfe seiner Dialektik gegen die aprioristische Construction der Aesthetik, wie sie Hegel und Vischer auf die Spitze getrieben haben. Wir heben daraus folgende Stellen hervor:

> Wir denken nicht blos in der gestaltlosen, abgezogenen Sprache, sondern als ganzer, d. h. sinnlich-geistiger, Mensch mit unserm ganzen Wesen, mit Herzen und Sinnen; wir drücken nun auch diese Gedanken, Anschauungen und Gefühle auf eine Weise aus, in welcher nicht wie in der Sprache das sinnlichfrische Wesen des Individuellen verflüchtigt wird, sondern in seiner ganzen Fülle vor Augen tritt. Diese Denk- und Darstellungsweise ist die Kunst. Der Kunstgenuß ist Genuß meines ganzen Wesens, das sinnlich und geistig zugleich ist. Das Denken ist nun eine Versöhnung des Wahren und der Realität im Denken, das künstlerische Schaffen aber eine Versöhnung in der, wenn auch nur geistig vorgestellten Form realer Erscheinung selber. . . . Die Lehre der ewig unverrückbaren Stilgesetze ist gewissermaßen die Elementargrammatik der Kunst, als solche aber ihr Anfang und ihr Ende.

Doch indem wir diese Proben geben, fühlen wir mit Beschämung, daß sich eben aus einem solchen Werk wie dem vorliegenden keine Bruchstücke geben lassen: man muß das Ganze lesen. Wir begnügen uns daher, schließlich noch die Themen einiger sehr werthvollen Monographien hier anzuführen: „Die neapolitanische Malerschule", „Zur Charakteristik der neuern Historienmalerei", „Der Landschaftsmaler Ernst Willers", „Das neue Museum in Dresden", „Die altfranzösische Tragödie", „Ernst Rietschel", „Moritz von Schwind".

2. König Marke. Aesthetisch-kritische Streifzüge durch Wagner's Tristan und Isolde, von Moritz Wirth. Leipzig, Gebr. Senf. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

In diesem Buche soll König Marke als die Hauptperson von Wagner's „Worttondrama" „Tristan und Isolde" erwiesen werden. Marke's Auffassung und Wiedergabe sei für die Wirkung des ganzen Stücks entscheidend. Marke müsse als Greis von 70 Jahren gedacht werden, dessen

tragische Schuld bestehe in dem Uebermaß seiner Freundschaft mit Tristan. Es wird die „Vorgeschichte" des Dramas erörtert und darauf ein „Rückblick auf die Vorgeschichte" gegeben. Tristan's Liebe zu Isolde ist nur eine Folge des Uebermaßes der Freundschaft für Marke. Letzterer sieht sich genöthigt, die beabsichtigte Convenienzehe mit Isolde in eine Scheinehe zu verwandeln; dadurch wird er zu einem Beispiel des höchsten menschlichen Vermögens auf moralischem Gebiete. Tristan ist ein Beispiel der Grausamkeit des Misverhältnisses zwischen dem Sittengebot und dem sittlichen Vermögen des Menschen; Isolde aber ein Beispiel der höchsten Ungerechtigkeit unserer moralischen Weltordnung, in welcher die Strafen für Vergehungen auch auf Unschuldige fortwirken. Sie vollbringt die einzige in der Welt mögliche, vollkommen freie sittliche That und verkündet die höchste in diesem Leben mögliche Weisheit: „Unbewußt — höchste Lust." Brangäne und Kurwenal sind nur als Beispiele der Ausübung zweier Lebensregeln zu fassen: Mitleid zu fühlen und Mitleid zu üben. Abgesehen vom Inhalt, welchen nur ein Wagnerianer vom reinsten Wasser unterschreiben kann, ist die Form dieses Buchs eine maßvolle.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Trauerspiel „Timandra" des Grafen von Schack fand am münchener Hoftheater eine sehr beifällige Aufnahme. Das Stück fordert zu dramatischen Parallelen mit Heinrich Kruse's „Mädchen von Byzanz" heraus. In beiden Stücken ist eigentlich Pausanias, der Sparterkönig, der Held, während das erstere von seiner Mutter, das zweite von seiner Geliebten den Titel borgt. Bei Kruse ist Pausanias dem orientalischen Luxus verfallen, durch welchen er die Sitten in Sparta corrumpirt; bei dem Grafen von Schack ist er ein Vorkämpfer der Humanität, gegenüber dem Helotenthum und den andern starren und unmenschlichen Einrichtungen Spartas. Nach der Sage hat Timandra, des Pausanias Mutter, den ersten Stein herbeigetragen, um den Sohn, wenn er des Landesverraths schuldig, im Tempel einzumauern. Dies Motiv führt bei beiden Dichtern, wenn es auch in verschiedener Beleuchtung erscheint, die Katastrophe herbei. Der dichterisch edle Stil und der architektonische Aufbau des Schack'schen Dramas verdienen volles Lob.

— In der Geschichte der neuern dramatischen Production wird G. von Moser als derjenige Dramatiker, welcher die französische Usance der Mitarbeiterschaft bei uns eingeführt hat, stets genannt werden müssen; denn wenn wir von ihm und seinen Collaborateurs absehen, gehört solche Mitarbeiterschaft in Deutschland zu den seltensten Ausnahmen, indem das Zusammenspannen zweier Pegasusse an einen Pflug eigentlich der deutschen Gewohnheit fremd ist, da bei uns jeder Autor seinen eigenen Weg zu gehen pflegt und diese Eigenart oft sogar etwas Störrisches und Ablehnendes hat. Nur bei den Possendichtern, die ja nach einer bestimmten Schablone zu arbeiten pflegen, finden sich solche Mitarbeiterschaften. Was Moser betrifft, so hat er bei manchen frühern Werken wol anonyme Mitarbeiter gehabt. Zuerst in die Oeffentlichkeit trat Moser Arm in Arm mit Benedix, als beide das Lustspiel „Das Stiftungsfest" abfaßten; doch wurde das Consortium noch vor der Aufführung des Stücks gesprengt. Benedix weigerte sich, die komischen Ausschmückungen zu acceptiren, welche Moser in dem von dem erstern verfaßten Text angebracht hatte. Dann verfaßte Moser mit Stanislaus Lesser zusammen eine Reihe von Stücken, die mehr oder weniger Bearbeitungen slawischer Dramen waren und im ganzen nur geringen Erfolg hatten. Am erfolgreichsten erwies sich die Firma Schönthan-Moser mit dem Lustspiel „Krieg im Frieden". Mit Otto Girndt zusammen verfaßte G. von Moser den Schwank „Mit Vergnügen", wie er schon früher mit Jacobsen u. a. einige Possen hat vom Stapel laufen lassen. Neuerdings hat er mit der Gräfin Bethusy-Huc ein in Breslau zur Aufführung gelangtes ernsteres Schauspiel, dann mit seiner Frau Mathilde von Moser zusammen ein Lustspiel: „Der Freund des Mannes", verfaßt, welches in Görlitz einen nur mäßigen Erfolg hatte, und neuerdings erfahren wir, daß er auch in Gemeinschaft mit seiner Tochter ein Stück verfaßt habe. So scheint sich die dramatische Mitarbeiterschaft neuerdings in eine Familienproduction zu verwandeln.

— Das neue Lustspiel R. von Gottschall's: „Schulröschen", hat am leipziger Stadttheater bereits mehrere Aufführungen erlebt. Die Heldin desselben ist die Tochter eines Gymnasialdirectors, welche selbst Kenntniß der alten Sprachen hat und diese Kenntniß in einem Kränzchen ihren Freundinnen mitzutheilen sucht. Dies Kränzchen begleitet als heiterer Chor die Haupthandlung, in welcher der Sieg der Liebe über testamentarische Bestimmungen zur Darstellung kommt. Die Freiin Mathilde Bergheim verzichtet auf Hab und Gut, um frei ihrem Herzen zu folgen. Durch einen heitern Zufall, bei einem übermüthigen Spiel der Mädchen in der Bibliothek, findet Röschen eine alte Successionsurkunde, durch welche das Testament ungültig wird, sodaß die Freiin ihre Güter behält. Der ihr von Testaments wegen verordnete Freier hat aber längst Schulröschen liebgewonnen und reicht dieser seine Hand.

Bibliographie.

Balmer, H. F., Hans Waldmann, seine Freunde, seine Feinde und sein Fall. Dichtung. Zürich, Schmidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Hauff's, W., Lichtenstein, romantische Sage, in Gedichtform übertragen von H. Boßhart. Reutlingen, Kocher. 12. 4 M.

Herzog, H., Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche. Für Jung und Alt dargestellt. Mit Original-Titelbild. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Hinrichsen, A., Er hat Glück. Novelle. Güstrow, Kitzing. 16. 3 M.

Keiter, H., Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien. Mit 12 Porträts in Holzschnitt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M.

— — F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 60 Pf.

Klopstock, F. G., Der Messias. Im Auszuge bearbeitet von M. Ehrenhauß. Wittenberg, Wunschmann. 12. 1 M. 60 Pf.

Lammasch, H., Das Recht der Auslieferung wegen politischer Verbrechen. Wien, Manz. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Laſt, E., Die realistische und die idealistische Weltanschauung, entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. Leipzig, Grieben. 8. 5 M.

Leixner, O. v., Andachtsbuch eines Weltmannes. Zwei Bücher, Betrachtungen. Berlin, Dolfuß. 8. 3 M. 50 Pf.

Meyer, H., Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert. Nebst Verzeichniss der Zürcher Glasmaler von 1540 an und Nachweis noch vorhandener Arbeiten derselben. Eine kulturgeschichtliche Studie. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 5 M.

Rolland, J., Das Gänsemädchen. Uebersetzt von A. Bernard. Baden-Baden, Sommermeyer. 1883. 8. 1 M.

Saalfeld, G. A. E. A., Haus und Hof in Rom im Spiegel griechischer Kultur. Kulturgeschichtliche Beiträge zur Beurteilung des klassischen Altertums, an der Hand der Sprachwissenschaft gewonnen. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Stark, L., Kunst und Welt. Eine Auswahl musikalischer und touristischer Tagebuchsblätter. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und dem **Literarischen Anzeiger**, Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1884.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Fürst Bismarck und sein Evangelist.

Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 12 M.

Nachdem Moritz Busch die Tafel- und sonstigen Reden des Fürsten Bismarck in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute" aufgezeichnet und so den Fürsten mit einem Sprühfeuer seiner eigenen Aphorismen und Gedankenblitze beleuchtet hat, geht er jetzt vom Feuilleton zum Charakterbilde über, von der aphoristischen zur systematischen Behandlung, indem er das Bild des Reichskanzlers in das Netz einer ganz schulgerechten Disposition einzeichnet. Da wird zuerst das politische Glaubensbekenntniß und der staatsmännische Sittencodex des Kanzlers, dann sein Verhältniß zu den göttlichen Dingen erörtert, darauf die Junkerlegende widerlegt und nach einigen „diplomatischen Indiscretionen" das Verhältniß der Bismarck'schen Politik zu den verschiedensten Staaten, zu Oesterreich, zu Frankreich, zu Rußland, zu den Ansprüchen der Polen, und dann zur Presse auseinandergesetzt, der Kanzler als Staatssocialist, als Redner und Humorist, zuletzt als Privatmann charakterisirt. So kommt ein Werk von beträchtlichem Umfang, von zwei starken Bänden, zu Stande — und doch nur „Studien", wie ja auch der Verfasser selbst auf dem Titel seine Schrift bezeichnet, disjecti membra principis, durcheinandergeworfene Bausteine zu einer Biographie, aber kein architektonischer Aufbau, kein biographischer Zusammenhang irgendwelcher Art. Es läßt sich kaum etwas Unhistorischeres denken als eine Darstellungsweise, welche die auswärtige Politik Bismarck's nach den Beziehungen derselben zu den einzelnen Staaten gruppirt, wir möchten sagen nach den Actenfascikeln der Gesandtschaften; der Ueberblick über die Gesammtphysiognomie dieser Politik muß dabei verloren gehen; ebenso sind Wiederholungen unvermeidlich.

Wenn „Graf Bismarck und seine Leute" vielfach den Reiz des Neuen besaß, indem wir mit genialen Improvisationen des großen Staatsmanns bekannt gemacht wurden, die sich bisher der Berichterstattung durch die Zeitungen entzogen hatten: so fließt diese Quelle in dem bei weitem umfangreichern neuen Werke weit spärlicher, indem die politischen und sonstigen Principien des Fürsten uns meistens durch Stellen aus seinen parlamentarischen Reden erläutert werden, die aller Welt zugänglich sind. Die Zusammenstellung mancher Meinungsäußerungen mag immerhin sehr lehrreich sein: gleichwol haben wir es dann nur mit einer Anthologie zu thun, welcher der Reiz der Neuheit fehlt. Wol enthält auch das vorliegende Buch einige neue Aufschlüsse über die Politik Bismarck's, und diese Aufschlüsse sind um so werthvoller, als sie jedenfalls authentisch sind; denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Schrift die Censur des Fürsten passirt hat, und daß alle Mittheilungen von ihm approbirt worden sind. So findet sich manche „Indiscretion" darin, die man in den officiellen Blau- und Grünbüchern vergeblich suchen würde, und mancher nicht unwichtige Beitrag zur Zeitgeschichte; doch im Verhältniß zu dem großen Umfang des Buchs sind diese Enthüllungen nicht sehr zahlreich.

In der That hätte man von einem so voluminösen Werke doch mehr innern Zusammenhang, mehr organische Gliederung erwartet, als wir in diesen Studien über den systematisch zerstückten Reichskanzler finden. Dies hängt

indeß auch mit dem Standpunkte, mit den persönlichen Beziehungen des Autors zusammen. Jede, auch die leiseste Kritik wird ausgeschlossen; es ist ein Lichtbild ohne den allergeringsten Schatten. Eine wahrhafte Charakterzeichnung läßt sich in solcher Weise nicht schaffen; selbst bei den Dichtern nicht: nur in Klopstock's messianischer Gedankensymphonie kommen über den Wolken solche engelhafte Unfehlbarkeiten vor; ein Dichter, der Menschen von Fleisch und Blut schaffen will, muß für seine Charaktere Licht und Schatten zu mischen verstehen. Um so mehr gilt dies von dem biographischen Charakterzeichner: es bedarf da nicht moralisirender Gemeinplätze, apodiktischer Urtheilssprüche im Stile eines ägyptischen Todtengerichts: aber ein kritisches Ferment muß doch in der ganzen Darstellung fühlbar sein, es muß ohne Aufdringlichkeit ihr nicht weniger zu Grunde liegen als die Begeisterung und Bewunderung für den dargestellten Helden. So ist Achilleus gewiß die Lichtgestalt der „Ilias", aber Homer läßt uns durchaus nicht darüber im Zweifel, daß der Pelide sehr cholerischer Natur ist.

Dabei kommt noch etwas anderes in Betracht: nicht jeder ist zum Biographen geboren. Gewiß gehören die „Gespräche mit Goethe", welche Eckermann herausgegeben hat, zu den interessantesten Reliquien des großen Dichters. Eckermann hat sie mit Fleiß und Verständniß aufgezeichnet, und wir wissen ihm Dank dafür; doch er wäre nie im Stande gewesen, eine Biographie des Dichters zu schreiben. Dazu fehlte ihm doch der Tiefblick für den Entwickelungsgang eines Genies, die Unbefangenheit, für die sein vergötternder Cultus keinen Platz ließ, und vor allem die Gabe künstlerischer Darstellung, welche nicht nur die Beherrschung des Stoffs voraussetzt, sondern ihn auch nach großen Gesichtspunkten zu gruppiren, mit feiner Dialektik zu durchdringen, in eine harmonische Form zu gießen weiß. Busch ist eben Bismarck's Eckermann.

Uebrigens lehnt er in der Vorrede selbst die Absicht und das Verdienst solcher mehr künstlerischen Darstellungsweise ab; er sagt:

> Wenn ein Porträtmaler jemand abconterfeien will, so pflegt er vorher dessen nähere Bekanntschaft zu suchen und die charakteristischen Züge desselben in Momenten und Situationen, welche sie besonders ausprägen, zu studiren und in mehr oder minder ausgeführten Skizzen zu Papier zu bringen. Mit solchen Beobachtungen und Zeichnungen für die eigentliche Arbeit des Künstlers vergleiche ich die nachstehenden Abhandlungen. Ich hatte von 1870 an bis in die letzten Monate herein ziemlich reichliche Gelegenheit, den Gegenstand derselben aus der Nähe zu betrachten, und ich erfreute mich guter Augen. Was diese nicht sahen, wurde aus andern zuverlässigen Quellen ergänzt, wobei die früher von mir veröffentlichte Schrift über eine bestimmte Episode im Leben des Kanzlers schon deshalb mit benutzt werden mußte, weil das dort in Tagebuchsform, also fragmentarisch mitgetheilte Material hier, an geeigneter Stelle eingefügt und mit verwandtem verbunden, ohne Zweifel wirksamer sein wird als in der Vereinzelung.

Er gibt also selbst zu, daß er sein früheres Werk benutzt und, wie man mit einem handwerksmäßigen Ausdrucke zu sagen pflegt, vielfach ausgeschrieben hat. Der Vorwurf der Buchmacherei wird ihm deshalb von mancher Seite nicht erspart werden — und doch würden ja selbst die Studien zum Bilde des Reichskanzlers sehr unvollständig sein, wenn jene oft drastischen Meinungsäußerungen desselben unbeachtet geblieben wären. Wenn daher „Unser Reichskanzler" den „Grafen Bismarck und seine Leute" mit in sich aufgenommen hat, was den größern Embonpoint des neuen Werks erklärlich macht, so mögen die Käufer des letztern, welche das alte besitzen, sich mit der dira necessitas trösten, unter welcher jeder Autor seufzt, der dasselbe Thema mehrfach, wenn auch mit etwas veränderter Fassung und in andern Dimensionen behandelt.

Das erste Kapitel des Werks beschäftigt sich mit dem politischen Glaubensbekenntniß und dem staatsmännischen Sittencodex des Reichskanzlers. Hier tritt uns allerdings eine Art von zusammenfassender Charakteristik entgegen, bei welcher sich der Autor zwar der allerglänzendsten Farben bedient, die aber doch durch ihre Prägnanz überzeugend wirkt:

> Fürst Bismarck ist und wird zweifelsohne unsern Nachkommen in noch weit höherm Maße einer der mächtigen geschichtlichen Genien sein, wie sie dann und wann auftreten, um die Welt in neue Bahnen zu leiten, um Dinge, die in ihr bisher nur als Gedanken und fromme Wünsche schwebten, ohne Leben gewinnen zu können, mit originellen Mitteln in Wirklichkeiten zu verwandeln. Gedacht und ersehnt wurde das, was er gethan hat, vorher unzweifelhaft und nachweisbar von vielen, von Zeitgenossen und Vorgängern, aber eben nur gedacht und ersehnt. Daß er das Wie fand, den rechten Weg entdeckte, die Hauptsache also, war Wirkung seines Genies. Wir suchten ihn und seine wunderbaren Erfolge zu verstehen und meinten die Essenz dieses Genies in schärfstem politischen Verstand und heroischer Willenskraft gefunden zu haben. Wir sahen vor uns ein vollkommen reines Rechnen mit klar erkannten Thatsachen, unbeeinflußt von den Dogmen und Vorurtheilen der Parteien rechts und links, ein nüchternes Addiren und Subtrahiren, dem es beim Ausdrucke seiner Ergebnisse und dem darauffolgenden Handeln doch nicht an gewinnender Wärme und poetischem Glanze fehlte. Wir begegneten ferner bei vielfachem Wechsel der Mittel, der Neben- und Zwischenziele einer Consequenz, die fest und streng das Hauptziel im Auge behielt, einem weitreichenden Ueberblick über die Wege zu dessen Erreichung, einer überaus feinen und sichern Hand in der Verwendung der dabei vor allen in Betracht kommenden maßgebenden Personen, der Gabe, zu rechter Zeit zuzuschlagen, sonst zu vertagen, einem fast beispiellosen Geschicke, den Gegner unvermerkt dahin zu lenken, daß er sich vor der Welt selbst ins Unrecht versetzte, und gewaltigster Energie des Willens, die vor nichts Nothwendigem zurücktrat, verbunden mit einer Mäßigung, einer Billigkeit, die nur dieses Nothwendige forderte und darum bereitwillig zu Vereinbarungen über Nebensächliches die Hand bot. Ein kalter Kopf über einem heißen Herzen, höchste Findigkeit und höchste Kühnheit, Odysseus und Achill in einer Person — das ungefähr wird manchem mit uns als die Lösung des Räthsels seiner beispiellosen Erfolge erschienen sein.

Im ganzen gibt sich der Autor in diesem Kapitel Mühe, in allen Thaten und Aeußerungen des Reichskanzlers die innere Concordanz nachzuweisen und das politische Credo desselben in seinen Grundzügen zu formuliren. Wie er über die Rechte der Krone und über die

Befugnisse des Parlaments, über das Herrenhaus, über die Diätenfrage, über die Mängel des Parlamentarismus denkt: das geht aus einer Reihe aneinandergereihter Bruchstücke aus seinen Reden, mit kritischer Beleuchtung und Interpolation, hervor.

Diese „parlamentarische Gedankenharmonie“ ist für die Physiognomie des ganzen Werks bezeichnend. Im zweiten Kapitel wird in gleicher Weise das Verhältniß des Kanzlers zu den göttlichen Dingen illustrirt. Es wird zugegeben, daß Bismarck nicht zu allen Zeiten derselbe gewesen ist, daß er nie ganz mit sich fertig zu sein geglaubt hat, wie andere Leute:

Er hat seine rationalistische Periode durchgemacht, er ha dann eine Zeit durchlebt, wo er ungläubig oder wo ihm die Religion wenigstens kein Bedürfniß war, er äußert sich später in sehr entschiedener Weise dergestalt, daß man annehmen muß, er stehe auf christlichem, ja auf confessionellem Standpunkt, und er scheint in den letzten Jahren davon nur so viel behalten zu haben, daß wir ihn einfach als tiefreligiösen Geist bezeichnen können, der fest an Gott, an eine göttliche Ordnung und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, seine Pflicht aus diesem Glauben herleitet und seine Kraft zu deren Erfüllung aus ihm zu schöpfen gewohnt ist, aber wenig auf die Confession gibt, nichts von Unduldsamkeit wissen will und kein starkes Verlangen empfindet, sich durch Priestermund erbauen zu lassen.

Daß er freilich eine Zeit lang jener orthodoxen Strömung nahe stand, welche unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. dem officiellen Preußenthum eigen war, das ist auch in späterer Zeit noch bemerkbar: wir erinnern nur an jenen von Hesekiel mitgetheilten Brief, den Bismarck aus Anlaß der Lucca-Photographie an einen evangelischen Pfarrer schrieb; dieses Briefs brauchte sich der orthodoxeste Theologe nicht zu schämen. Ueberall, auch aus den von Busch mitgetheilten Reden ersieht man, daß die Weltanschauung des Fürsten einen sehr starken theologischen Unterbau hat, und daß er hierin auf einem ganz andern Standpunkte steht als Friedrich der Große und die Napoleone, oder als die Dichter und Denker unserer classischen Epoche. Damit steht freilich der zersetzende Heinisirende Humor vieler seiner Jugendbriefe ebenso wenig in Einklang wie der Pessimismus, dem er sich in manchen trüben Momenten hingab und der bei der ungeheuern Verantwortung, die der allgewaltige Staatsmann auf sich geladen, leicht begreiflich ist; er erklärte einmal in Varzin, er habe von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt, niemand liebe ihn deshalb, er habe niemand damit glücklich gemacht, sich selbst nicht; seine Familie nicht, auch andere nicht, wohl aber viele unglücklich.

Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Mann nicht umgekommen, und Aeltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. . . . Das habe ich indeß mit Gott abzumachen. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe.

Busch führt noch eine Menge Aeußerungen an, welche zeigen, daß Bismarck das Ideal des christlichen Staates, das zur Zeit Friedrich Wilhelm's IV. der Philosoph der Restauration Professor Stahl formulirte, in sein Alter hinübergerettet hat. Dann kommt er auf den Culturkampf zu sprechen und sagt:

Es war nicht die italienische, sondern die polnische Frage, welche den Kanzler bewog, ganz unabhängig von dem Vaticanum und der Unfehlbarkeit sich an den jetzt ausgebrochenen Kämpfen zwischen dem preußischen Cultusministerium und der römischen Geistlichkeit zu betheiligen.

Im dritten Kapitel behandelt Busch die Junkerlegende, indem er zunächst das Wort Junker sprachhistorisch erläutert und dann auf die politische Bedeutung eingeht, die es in der Gegenwart gewonnen hat. Er fragt nun: ist Bismarck ein Junker? und gibt zu, daß er zu einer gewissen Zeit und in einem weitern Wortverstande allerdings ein Junker gewesen sei. Als Vincke am 8. April 1851 erklärt hatte, er halte ihn für das personificirte Junkerthum, da acceptirte er diesen Namen, so gut wie auch die Namen Whigs und Tories ursprünglich etwas Geringschätziges bezeichnet hätten, und fügte hinzu: „Seien Sie überzeugt, wir werden unsererseits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen.“ Es fällt Busch nicht schwer, nachzuweisen, daß Bismarck mehr Realpolitiker als Junker gewesen sei.

Als Minister aber hat er der Partei, die mit dem Ausdruck Junkerthum bezeichnet wird, nur insoweit angehört, als er wie sie royalistisch fühlte und dachte und vorzüglich deshalb (wir erkannten soeben auch andere Gründe) keine Parlamentsherrschaft wollte. Im übrigen war er, wie sein Verlangen nach Indemnität nach Königgrätz und zahlreiche andere Aeußerungen und Handlungen beweisen, zu allen Zeiten verfassungstreu, und, wie sein Verhalten zum Receß der lauenburger Junker und abermals eine Reihe anderer Aussprüche und Maßregeln, z. B. die Wahl von Collegen bürgerlichen Standes, zeigen, kein Förderer von Adelsinteressen.

Busch bestreitet die Wahrheit einer von Temme erzählten Geschichte aus der Zeit der sogenannten aufgelösten Kammer, wo Bismarck mit fünf Demokraten und vielen Mitgliedern des hohen und niedern Adels zusammen in einer Abtheilung saß. Da habe er anfangs unter den letztern Platz genommen, sich aber plötzlich neben die fünf Demokraten gesetzt, indem er auf das eben verlassene Ende des Tisches zeigend, ausgerufen: „Die sind mir doch gar zu dumm“, und dann in seiner Weise sehr liebenswürdig mit ihnen verkehrt habe. Daß Temme diese Geschichte ganz erfunden, glauben wir nicht, mag auch vielleicht seine Phantasie thätig gewesen sein beim Ausmalen derselben; wir besinnen uns aus unserer Jugend noch deutlich, daß Graf Eduard Reichenbach, in der Nationalversammlung von 1848 einer der Führer der Demokratie, uns etwas ganz Aehnliches erzählt hat. Bismarck kam in die Weinstube, in der Reichenbach und die andern Demokraten versammelt waren, setzte sich zu denselben und verkehrte aufs frischeste und heiterste mit ihnen, indem er erklärte, da drüben sei es ihm doch zu langweilig, hier herrsche wenigstens Geist und Leben.

Zu denjenigen Kapiteln des Buchs, welche viel Neues bringen, gehört ohne Frage das vierte: „Diplomatische In-

discretionen". Es beginnt sehr feierlich mit einer Begriffsbestimmung der Diplomatie, die für ein Lehrbuch des Völkerrechts bestimmt scheint; doch glücklicherweise ist der Verfasser des trockenen Tons bald satt, und nachdem er seine eigenen Bemerkungen über die besondern Anlagen, die zu einem Diplomaten gehören, vorgebracht, gönnt er Bismarck das Wort, der bei seinen Tischgesprächen seine nicht gerade vortheilhafte Meinung über die deutsche Diplomatie der neuesten Zeit oder vielmehr der in sie hereinragenden ältern Schule geäußert hat; hierher gehören namentlich die Charakterzeichnungen der frankfurter Amtsgenossen; dann diejenigen von Favre, Thiers, Gramont u. a. Ueber die diplomatische Schriftstellerei sagte er:

Es ist großentheils Papier und Tinte darauf. Das Schlimmste ist, wenn sie's lang machen. Ja, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man's gewohnt. Aber wenn ein anderer einmal viel schreibt (Graf Arnim leistete darin oft sehr Beträchtliches), da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts darin ist. . . . Wenn sie einmal Geschichte schreiben danach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Man muß wissen, was hat Gortschakow, was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet. Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntniß der Verhältnisse. Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und confidentiellen Mittheilungen, auch mündlichen, was alles nicht in die Acten kommt.

Auf die diplomatische Geldschneiderei kam auch einmal das Tischgespräch:

Von Stroußberg's Gescheitheit und Rastlosigkeit wendete sich die Rede auf dessen Stammgenossen Gambetta, von welchem jemand wissen wollte, daß er durch den Krieg „auch seine fünf Millionen verdient habe", was andere Tischgenossen — ich glaube, mit Grund — bezweifelten. An den Dictator von Tours und Bordeaux reihte sich Napoleon III., von dem Graf Bismarck-Bohlen sagte, daß er sich in den neunzehn Jahren seiner Regierung mindestens funfzig Millionen Francs gespart habe. „Andere behaupten achtzig", versetzte der Kanzler. „Ich halte es aber für zweifelhaft. Louis Philipp hatte das Geschäft verdorben. Der ließ Emeuten machen und dann an der amsterdamer Börse verkaufen, und das merkte die Geschäftswelt zuletzt." Graf Hatzfeld oder Baron Keudell bemerkte, zu demselben Zweck sei der betriebsame und geriebene allerdurchlauchtigste Börsianer auch von Zeit zu Zeit krank geworden. Darauf sprach man davon, daß unter dem Kaiserreich vorzüglich Morny sich darauf verstanden habe, mit allen Mitteln Geld zu machen, und der Kanzler erzählte: „Wie der zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner eleganter Wagen an und hatte alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als exterritorial keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eigenen Wagen, jeder Attaché oder Secretär mindestens zwei, und er selber hatte wol fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, verauctionirte er das alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er soll achtmalhunderttausend Rubel dabei verdient haben. Er war gewissenlos, aber liebenswürdig; er konnte wirklich recht liebenswürdig sein."

Das fünfte, überaus umfangreiche Kapitel behandelt „Bismarck und Oesterreich". Das Verhältniß Preußens und dann Deutschlands zu Oesterreich bildet in der That einen Angelpunkt der Bismarck'schen Politik: schon als er noch Bundestagsgesandter in Frankfurt war und täglich den Uebermuth der österreichischen Diplomatie empfinden mußte, hatte Bismarck die Ueberzeugung gewonnen, daß es zwischen Oesterreich und Preußen früher oder später zur Entscheidung kommen müsse, wie er dies auch in seinem bekannten petersburger Briefe an den Minister von Schleinitz vom 12. Mai 1859 ausspricht: „Ich sehe in unserm Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igne werden heilen müssen, wenn wir nicht bei zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen."

Dies sehr umfangreiche Kapitel gibt wol eine willkommene Uebersicht über die Grundlinien der Bismarck'schen Politik Oesterreich gegenüber, deren scheinbare Widersprüche sich in die Formel auflösen lassen: Oesterreich muß aus dem Deutschen Bund herausgedrängt werden; es muß aufhören, hier ein Rivale Preußens zu sein, um statt dessen eine mit Preußen zu Schutz und Trutz engbefreundete Macht zu werden; doch wenn man diesen Ueberblick erlangt hat, wird man eingestehen müssen, daß im ganzen das Werk, abgesehen von der Gruppirung der Thatsachen, wenig Neues bietet. Fast alles, was über den frankfurter Bundesgesandten Bismarck mitgetheilt wird, ist aus Poschinger's „Preußen im Bundestag" entlehnt; es ist ein Auszug der wichtigsten Stellen in der Correspondenz Bismarck's mit Manteuffel, die Poschinger veröffentlicht hat; ja auch aus der merkwürdigen Denkschrift vom März 1858, welche dieser in extenso zum Abdruck gebracht, gibt Busch einen sehr ausführlichen Auszug der zweiten Hälfte. Ueber den Gang der Ereignisse selbst, welche die Bismarck'sche Politik hervorrief, erfahren wir ebenfalls nichts Neues. Eine einzige Ausnahme davon müssen wir indeß constatiren, eine Mittheilung, welche allgemeine Sensation erregt hat und von vielen Seiten bezweifelt und bestritten wurde, wogegen Busch unter Berufung auf den authentischen Gewährsmann die Wahrheit derselben aufrecht hält. Es handelt sich um einen Verständigungsversuch Bismarck's mit Oesterreich auf ganz neuer Basis am Vorabend des Kriegs von 1866:

Kurz bevor die ersten Schüsse fielen (es muß nach dem Obigen etwa vierzehn Tage vor Ausbruch des Kriegs gewesen sein), schickte Bismarck einen Sachsen, den damals in Berlin lebenden Bruder des österreichischen Generals von Gablenz, nach Wien zum Kaiser mit Vorschlägen zum Frieden auf Grund des Dualismus und gemeinschaftlicher Wendung gegen Frankreich. Er ließ ihm vorstellen, wir hätten 6—700000 Mann auf den Beinen, sie auch eine Menge Leute. Da sollten wir uns lieber vertragen und eine Schwenkung, eine große Frontveränderung vornehmen nach Westen, beide zusammen, wir im Norden, sie im

Süden gegen Frankreich, und das Elsaß wiedernehmen, Straßburg zur Bundesfestung machen. Frankreich wäre jetzt schwach gegen uns. Es würde kein gerechter Grund zum Kriege mit den Franzosen vorhanden sein, aber wir könnten uns damit entschuldigen, vor uns, daß es auch kein gerechtes Verfahren gewesen sei, als Frankreich uns das Elsaß und mitten im Frieden Straßburg genommen hätte. Wenn wir den Deutschen die als Morgengabe brächten, so würden sie sich unsern Dualismus gefallen lassen. Sie (die Oesterreicher) sollten im Süden gebieten, über das siebente und achte Armeecorps verfügen, wir über das neunte und zehnte Bundesfeldherr sein. Der Dualismus ist uralt in Deutschland, Ingävonen und Istävonen, Welfen und Ghibellinen, Hochdeutsche und Plattdeutsche. (Ich erlaubte mir einzuschalten: „Unten keltischer Beisatz, oben slawischer.“) Nun denn, Gablenz kam mit seinem Auftrag vor den Kaiser, welcher der Sache nicht ungeneigt schien, aber erst den Minister des Auswärtigen hören zu müssen erklärte, Mensdorff. Der war nicht für solche Gedanken geschaffen, aber der Sache auch nicht gerade entgegen; er meinte, er müsse mit den andern Ministern reden. Die waren aber für den Krieg gegen uns. Der Finanzminister sagte — er dachte, sie würden uns schlagen —, erst müßte er fünfhundert Millionen Kriegscontribution haben von uns oder eine gute Gelegenheit, den Staatsbankrott zu erklären. Der Kriegsminister war mit Bismarck's Gedanken eigentlich nicht unzufrieden; erst müsse aber gerauft werden, meinte er, dann könnten wir uns miteinander vertragen und zusammen gegen die Franzosen losgehen. So kam denn Gablenz unverrichteter Sache zurück, und einige Tage nachher reisten der König und sein Minister auf den böhmischen Kriegsschauplatz ab. Es war schade, die alte Einheit oder vielmehr Uneinigkeit, der Frankfurter Bund, wäre aufgelöst worden, aber es wäre nach außen hin keine Zerreißung gewesen. Der Nordbund und der Südbund sollten gegen das Ausland in ein enges Bündniß treten mit gegenseitiger Garantie ihres Besitzes an Gebiet.

Diese Mittheilung hat großes Aufsehen erregt: uns scheint sie Wasser auf die Mühle der Franzosen zu sein. Wie oft hat man dem Kaiser Napoleon den leichtfertig vom Zaun gebrochenen Krieg von 1870 zum Vorwurf gemacht; hier sehen wir, daß der preußische Minister 1866 nicht übel Lust hatte, einen Krieg gegen Frankreich zur Eroberung des Elsasses und Lothringens vom Zaun zu brechen. Daß damit ein deutscher Bruderkrieg erspart worden wäre, ist allerdings eine vollgültige Rechtfertigung jenes Vorschlags den Deutschen gegenüber; auch wäre die dadurch geschaffene Situation kaum eine andere gewesen als diejenige von 1859, die durch den Waffenstillstand von Villafranca ein rasches Ende fand; doch in Frankreich wird man den übeln Willen Deutschlands und seine Eroberungslust von neuem anklagen. Wenn man aber die Aeußerung des österreichischen Kriegsministers liest, der einen großen Krieg, welcher viele tausend Opfer kostet, als eine Art von Mensur betrachtet, die erst abgethan sein müsse, ehe man sich die Hände reicht: so wird man nicht nur an Heinrich Leo's „frischen fröhlichen Krieg“ à tout prix erinnert, man erstaunt auch über die Frivolität, mit welcher am grünen Tisch über die Geschicke der Völker unter den burschikosesten Redewendungen gewürfelt wird. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Novellen und Romane.

1. Die kleine Prinzessin. Blond muß sie sein. Novellen von Heinrich Laube. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.
2. Schwarze Diamanten. Roman von Maurus Jókai. Vierte Auflage. Berlin, Janke. 1881. 8. 2 M.
3. Peter de Vineis. Historische Novelle aus den Zeiten des deutschen Kaisers Friedrich II. von Matthias Köhler. Steyl, Missionsdruckerei. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Von Hand zu Hand. Roman von Golo Raimund. Drei Bände. Berlin, Janke. 1882. 8. 12 M.
5. Il Romano. Roman von Ursula Zoege von Manteuffel. Drei Bände. Leipzig, Böhme. 1882. 8. 7 M. 50 Pf.
6. Ein Stadtjunker von Braunschweig. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Egbert Carlssen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. 8. 3 M. 75 Pf.

Während die naturalistische Schule in Frankreich, Skandinavien und Rußland in ihren epischen Werken immer mehr der Anschauung Rechnung trägt, daß die Aufgabe der Poesie, und zwar ihre höchste sittliche und künstlerische Aufgabe, darin liegt, das Leben zu schildern, wie es ist, in seiner einfachen und erschütternden Wahrheit und Herbheit: herrscht in der deutschen Production noch immer die Neigung vor, anstatt der Wahrheit und Wirklichkeit sogenannte Schönheit zu geben, das heißt, allerdings auch dem Leben nachzudichten, doch immer hübsch in gefälligen Grenzen zu bleiben und am Schlusse die Tugend zu belohnen, das Laster zu bestrafen. Ein deutscher Roman hat zumeist nicht den Zweck und auch nicht die Kraft, uns zu erschüttern, uns in die Tiefen und Abgründe des Lebens blicken zu lassen; er hat den Zweck, uns angenehm anzuregen, unsere Sympathien für die Hauptfigur zu wecken, diese Hauptfigur dann in verschiedene mißliche Lagen zu bringen, aus denen sie endlich in den Hafen des Glücks, meist einer glücklichen Ehe einläuft. Im weitern kommt es nur darauf an, die Handlung möglichst spannend, wechselvoll, abenteuerlich zu gestalten, wenn es auch auf Kosten der psychologischen Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit geschieht. Fabuliren nennt man das, aber durchaus nicht im Goethe'schen Sinne des Wortes, welcher darunter logische und psychologische Entwickelung verstand, wie seine Werke zur Genüge beweisen. Dieses Fabuliren der romantischen und nachromantischen Schule bis auf die neueste Zeit, welches den Feuilletonroman geschaffen hat, ist ein Abenteuern der Phantasie, und auch Heinrich Laube bekennt sich gern dazu. Freilich aber ist Laube einerseits ein viel zu klarer und logischer Kopf, um seiner Phantasie alle möglichen Capriolen zu gestatten; er bleibt nach Kräften immer bei der Stange der Naturwahrheit; nur steht er insoweit unter der Convention, daß er sich hütet, dem Leser andauernd unan-

genehme Empfindungen zu wecken, sondern stets die Dinge so dreht und wendet, daß am Schlusse „alles gut ausgeht", wie der landläufige Ausdruck lautet. Das Tadelnswerthe liegt nun durchaus nicht in dem „guten Ausgang", wohl aber im Drehen und Wenden der Dinge zu diesem Behufe. Und solchen Tadel kann ich auch seiner „Kleinen Prinzessin" nicht ersparen. In dieser Novelle führt er uns an kleine deutsche Höfe und nach Paris zur Zeit der Regentschaft, wo es sehr frivol zugegangen ist. Der Kern des Conflicts besteht darin, daß sich ein junger deutscher Kurfürst in Vrony, die liebliche Tochter eines leberleidenden deutschen Duodezfürsten, verliebt, um ihre Hand anhält, doch von der vernünftigen Mutter des Mädchens, welche diese Verbindung nicht für passend hält, auf eine Probezeit gesetzt wird, die der junge Mann in Paris zubringen soll. Dort fällt er in die Netze einer vornehmen, etwas unmoralischen jungen Französin, die an dem blonden deutschen Recken sehr viel Gefallen findet, und dieser Dame gelingt es nicht blos, den Kurfürsten für kurze Zeit zu bezaubern, sondern auch ihn aus Paris zu entführen und die holde Vrony aus seinem Gedächtniß zu verdrängen. Ihre Absicht hierbei aber ist, Kurfürstin zu werden, und das ländliche Idyll, in welchem sie nun einige Zeit mit dem Kurfürsten lebt, soll ihr Gelegenheit bieten, ihn für den Plan zu gewinnen. Natürlich schließt eine solche Vereinigung, ein solches Zusammenleben mit einer temperamentvollen Französin den Platonismus der Beziehungen wol gänzlich aus. Wir staunen daher ungemein, als wir am Schlusse der Novelle gewahr werden, daß Vrony sehr unrecht daran thut, die Beziehungen des Kurfürsten zu ihrer Rivalin für verfängliche zu halten und deshalb seine von neuem erfolgende Annäherung zurückzuweisen. Denn der junge Mann hat monatelang an der Seite dieser ehrgeizigen und intriguanten, dabei schönen und verführerischen Circe gelebt, ohne aus der Rolle des keuschen Joseph zu fallen, und sie, die doch alles aufs Spiel setzen mußte, um ihre Zwecke zu erreichen, hat es nicht ein einziges mal mit der Potiphar'schen Methode versucht. Das ist nicht glaublich; es hat im Grunde auch gar keinen Zweck in dieser Novelle, denn selbst eine Vrony würde sich endlich über die Vergangenheit des Kurfürsten hinwegzusetzen wissen, wie jede Braut das thut. Sehen wir aber von dieser physiologischen und psychologischen Unwahrheit ab, von diesem Standpunkte kleinstädtischer Pensionatsmoral, so werden wir uns über den muntern frischen Ton der Novelle und über manches liebenswürdige Detail freuen können. Die Schilderung Karlsbads, wie es vor hundert Jahren gewesen sein mag, ist sehr interessant und mit jener Liebe ausgeführt, welche Laube diesem Badeorte seit so vielen Jahrzehnten zutheil werden läßt.

Viel schwächer ist die zweite Novelle oder vielmehr Novellette, welche der Band enthält, und deren Titel: „Blond muß sie sein", den Kern des Inhalts zur Genüge andeutet. Es ist etwas Gemachtes, Gezwungenes in dieser Geschichte, über das der flotte Conversationston, in dem sie vorgetragen wird, nicht hinweghelfen und nicht hinwegtäuschen kann.

Ein noch bei weitem fruchtbarerer, aber auch noch viel abenteuerlicherer Erzähler als Heinrich Laube ist Maurus Jókai, der ungarische Victor Hugo — er hat mit diesem französischen Poeten nicht blos die Fruchtbarkeit und Abenteuerlichkeit der Erfindung gemein, sowie die Neigung, bei seinem Volke mit Victor Hugo'scher Prahlerei eine politische Rolle zu spielen, sondern auch die Souveränetät, mit welcher er außer der Logik und Psychologie auch die Naturgesetze und die Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete verachtet. Ein solches Gemisch von Sinn und Unsinn wie in dem vorliegenden Roman „Schwarze Diamanten" (Nr. 2), worunter die Kohle verstanden sein soll, hat Jókai meines Wissens in keinem seiner frühern Romane geleistet, und wenn man bedenkt, daß es in der Mehrzahl halb- oder ungebildete Leser sind, welche der Jókai'schen Muse huldigen, so kann man solche Popularisirung unmöglicher naturwissenschaftlicher Kenntnisse nicht scharf genug tadeln. Sein Vortrag über den „sechsten Welttheil", den Nordpol und seine Bewohner, gehört zum Abgeschmacktesten und Lächerlichsten, was man sich nur immer zusammenreimen kann. Eine Probe wird dies schlimme Urtheil wol rechtfertigen.

Jókai erzählt da von einem Schiff, der Resolute, welches von Kapitän Belcher 1852 in der Barrowstraße, zwischen Eisbergen eingekeilt, zurückgelassen worden war. Dieses Schiff ging im nächsten Frühjahr auf eigene Faust auf Reisen und wurde, 1200 Seemeilen von der Barrowstraße entfernt, im Hogarth-Sund, fast auf der andern Seite des Erdballs, durch den amerikanischen Schiffskapitän Buddington eingefangen:

Also dieses vernunftlose Schiff — fährt Jókai fort — hat selbst den Weg gefunden, welcher auf das offene Meer führt, und ohne Zweifel mußte es über einen großen Theil des „warmen" Meeres schwimmen. Wenn dieses Schiff sprechen könnte! Aber etwas konnte es doch sagen. Die linke Seite des Schiffs war ganz mit Muscheln behangen. Wahrscheinlich war es auf eine Sandbank gerathen, und bis es von dort durch die Flut wieder befreit wurde, saugten sich die Muscheln an seine Seitenplanken. Es waren Murenarten. Diese aber nähren sich von Seepflanzen. Also auf dem Wege, welchen dieses Schiff zurücklegte, gibt es Muscheln und Seepflanzen. Dort friert also das Meer nie zu. Und noch einen Zeugen brachte das Schiff mit, ein Vogelnest, auf welchem eine Störchin mit zwei Jungen saß. Die Störche unterschieden sich von den unserigen durch ihr hellblaues Gefieder und einen Schopf; eine von allen bisher bekannten abweichende Gattung. Als die Störchin die fremden Männer auf das Deck des Schiffs kommen sah, nahm sie plötzlich eins der beiden Jungen in den Schnabel und flog damit fort. Der Kapitän erlaubte nicht, sie herabzuschießen. Der Flug dieses Vogels war schneller als der des gewöhnlichen Storchs; er durchschnitt die Luft mit einer Geschwindigkeit von dreißig Klaftern in der Minute, was siebenundzwanzig Meilen in der Stunde macht. Das zurückgelassene Junge nahmen die Schiffer in Pflege, aber es fraß nichts. Nach dreißig Stunden kehrte die Mutter zurück. Damals hatte das Schiff mit dem Dampfer, welcher es ins Schlepptau genommen, bereits ebenso lange Zeit seinen Weg nach Süden

fortgesetzt. Der Vogel hatte also, den Weg des Schiffs abgerechnet, eine Strecke von siebenhundertachtzig Meilen durchfliegen müssen, bis es vom nächsten Festlande zurückkehrte. Daß er dort gewesen sein mußte, bewies der Frosch, welchen er im Schnabel mitbrachte, und den er für sein Junges im Fluge aus der Luft auf das Deck des Schiffs herunterfallen ließ. Einen Frosch von dieser Gestalt hatte man bis dahin noch gar nicht gekannt. Auf dem Rücken hatte er Schuppen gleich dem Chiton squamosus. Der junge Vogel verschlang den Frosch mit großer Gier. Nach vierzig Stunden kehrte die Mutter noch einmal zurück und brachte ein ähnliches Amphibium für das Junge; doch dieses war bereits todt. Die Schiffer stopften den verendeten Vogel aus, den Frosch legten sie in Spiritus, und beides schenkten sie dem neuyorker Museum. Alle Naturforscher, welche dieselben gesehen haben, erklärten, daß es ganz unbekannte Thiergattungen seien, so seltsam wie die australische Fauna im Vergleich mit der europäischen. Das Festland, welches dieselben hervorbringt, muß, nach dem Fluge des Vogels gerechnet, bei 85° nördl. Br., das dazu führende offene Meer einige Grade näher beginnen, und das Klima muß dort warm sein. Aber was gibt jenem Himmelsstrich die Wärme, da doch schon bei 72° das Quecksilber friert und gleich anderm Metall geschmiedet werden kann? Die Widerwärtigkeiten der Nordpolfahrer sind die schrecklichsten und werden immer größer, je mehr sie sich dem Pol nähern. Der kühnste und glücklichste Nordpolfahrer, der freilich auch am meisten ausgestanden hat, ist Kapitän Kane. Was er unter 80° nördl. Br. erlebt hat, scheint ins Reich phantastischer Unmöglichkeiten zu gehören, ist ein Wundertraum der eingeschlafenen Natur. Dort ist der Winter von ewiger Dauer, der Sommer nur ein milder Winter. An einem Herbstabend geht die Sonne zum letzten mal am Horizont unter, und dann kommt sie ein halbes Jahr nicht wieder zum Vorschein, die Nacht tritt ein, die ein halbes Jahr dauert. Nur die fernhin sich ausdehnende Schneefläche und der Mond verbreiten einige Helle, und an besonders feierlichen Tagen leuchtet das geheimnißvolle Nordlicht. Das Thermometer zeigt 40° F. unter Null. Kein Thier, keine Pflanze kann hier bestehen, selbst der letzte Eisvogel ist aus der Luft, das letzte Walroß vom Eise und die Pflanze mit dem zähesten Leben, die Flechte, aus dem Wasser verschwunden. Der Mensch allein ist geblieben. Aber so schrecklich allein ist er geblieben, daß Kane, als ihn einmal ein Haar am Halse zu kitzeln begann, mit Freuden danach griff: er glaubte, es sei ein Floh. Er freute sich, daß es in diesem Reiche des Nichts noch ein Thier gebe. Eitle Freude! Selbst dieser treue Busenfreund hat den Menschen hier verlassen. Hier wohnt nur das Nichts.

Ich breche mein Citat hier ab, weil ich den haarsträubenden Unsinn, der nun noch mehrere Seiten hindurch folgt, nicht reproduciren mag. Allerdings lassen die Ausführungen Jókai's durchblicken, daß er selbst sich wohl bewußt ist, zum Theil Unsinn zusammengefabelt zu haben; doch selbst wenn er all das nur geschrieben hätte, um die crasse Ignoranz der ungarischen vornehmen Gesellschaft zu geiseln, welcher dieser „Vortrag“ im Romane aufgetischt und deren Leichtgläubigkeit verspottet wird, und wenn diese Absicht in unzweifelhafter Weise zum Ausdruck käme, so wäre dennoch dieser ganze naturwissenschaftliche Excurs in seiner Weitschweifigkeit nicht zu billigen; Jókai aber läßt immerhin noch die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen annehmen und nur einzelne Skeptiker der Gesellschaft dagegen Zweifel erheben, und in der That werden unter hundert ungarischen Lesern neunzig sein, welche ihrem Leibdichter alles aufs Wort glauben.

Was den übrigen Inhalt des Romans betrifft, so spielen Geld und Liebe die Hauptrolle darin: es wird viel geschwindelt und „gegründet“, Millionen und Millionen von Gulden kommen in Verkehr, fabelhafte Berechnungen werden angestellt, Verbrechen werden begangen, sogar ein Menschenfresser kommt vor, und als Schlußeffect gibt es noch einen schönen Grubenbrand; aber der Held Iwan geht schließlich aus allen Fährlichkeiten glücklich hervor und heirathet das brave Mädchen, um das er 362 enggedruckte Seiten hindurch gerungen: wie es sich für einen wohlerzogenen, conventionellen Roman geziemt, der immer mit einer Perspective auf die Wonnen der Brautnacht schließen muß.

So wenig günstig nach dem Gesagten der gebildete Leser für den Roman Jókai's gestimmt sein dürfte, so sind doch die Irrthümer und Geschmacklosigkeiten dieses Romantikers als unschuldige Schwächen eines kindlichen Gemüths zu verzeihen, wenn man damit die historische Novelle „Peter de Vineis“ von Matthias Höhler (Nr. 3) in Vergleich stellt. Denn während Jókai nicht ohne ironischen Beigeschmack Naturgeschichte fälscht, fälscht Matthias Höhler mit großem Aufwand von tragischem Pathos und Wissenschaftlichkeit Geschichte. Seine Novelle verfolgt nichts Geringeres als die Absicht, die Berechtigung der weltlichen Macht der Kirche, d. h. des Papstthums, zu erweisen, und ist in der Wahl der Mittel hierzu durchaus nicht ängstlich, getreu dem jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt. Und um dies bei gläubigen und ignoranten Gemüthern zu erreichen, schildert er den Kampf des deutschen Kaisers Friedrich II. gegen Gregor IX. und Innocenz IV., und als Held der Geschichte wird Peter de Vineis in den Mittelpunkt gestellt, welcher im Dienste des Kaisers gegen die Kirche kämpft und, wie dies ja nach der Ansicht des Verfassers gar nicht anders sein kann, vom Kaiser dafür übel belohnt wird. Der Charakter dieses Mannes wird gleich im Eingang folgendermaßen skizzirt, und verräth Matthias Höhler schon hier in der plumpsten Weise seine ganze tendenziöse Absicht:

> Von den Ausschweifungen, der Sinnlichkeit und Bosheit seines kaiserlichen Herrn hatte sich Peter de Vineis stets fern gehalten; seine reich und edel angelegte Natur bebte davor zurück. Er war immer ein zärtlicher Sohn, ein liebevoller Gatte, ein treuer Beamter gewesen; aber diese guten Seiten seines Charakters blieben nur natürliche Tugenden in ihm, welche, der überirdischen Weihe des Christenthums entbehrend, von grenzenlosem Ehrgeiz und verblendeter Hingabe an die kirchenfeindlichen Ideen des Hohenstaufen überwuchert wurden. Er wollte zwar nicht die Vernichtung der Kirche, wohl aber ihre Unterordnung unter die Cäsarengewalt der Fürsten, ohne einzusehen, daß die letztere die erstere nothwendig in sich schließe.

Dieser Satz ist das punctum saliens der Ausführungen Höhler's; von der Ansicht ausgehend, daß eine Unterordnung der Kirche unter den Staat ihrer Vernichtung gleichkomme, färbt und schildert er die Vorgänge jener Zeit, kennzeichnet er den Kampf der Kirche als einen heiligen, ohne auch nur das Geringste von der Unheiligkeit der Statthalter Christi und ihrer geweihten Heerschar

verlauten zu lassen, wogegen das Beginnen des Kaisers als ein über alles Maß hinaus frevlerisches gebrandmarkt wird und in der Schilderung der Thaten und des Charakters Friedrich's durch den Mund Innocenz' IV. gipfelt. Der Papst faßt nach Höhler die Frevel des Kaisers folgendermaßen zusammen:

Des Kaisers wiederholten Eidbruch, seine ketzerischen, glaubensspötterischen Aeußerungen, seine Schmähungen gegen den greisen Gregor IX., seine Leugnung der Gewalt des apostolischen Stuhls, seine blutigen Frevel an Cardinälen, Bischöfen, Welt- und Ordensgeistlichen, den Raub der Besitzungen des päpstlichen Stuhls, seine Gewaltthaten gegen päpstliche Unterthanen, nachdem er ihnen volle Freiheit in jeder Beziehung eidlich versprochen; seine Eingriffe in die Freiheit der Kirche; die schnöde Gewalt, mit welcher er die Besetzung von elf Erzbisthümern, vielen Bisthümern, Abteien, Kirchen zum unermeßlichen Schaden der Seelen verhinderte; die sakrilegischen Frevel, mit welchen er Tempel entweiht, die heiligen Gefäße und Gewänder geraubt, Geistliche zum Duell gezwungen, gehängt oder sonst auf martervolle Art getödtet; seine skandalvolle Verbindung mit den Sarazenen, denen er gestattet, im Tempel zu Jerusalem Tag und Nacht den Namen Mohammed's lobpreisend auszurufen; sein wollüstiges, aller kirchlichen Sitte (damals?) hohnsprechendes Leben mit ungläubigen Dirnen; seinen Umgang mit gebannten Ketzern. . . .

Der „große Papst" hat einen so langen Athem, daß ich mein Citat gar nicht zum Schluß zu bringen vermag; die Methode Höhler's ist damit aber zur Genüge gekennzeichnet, und es bleibt kaum zu bezweifeln, daß sein Buch, obgleich es ästhetisch völlig werthlos und unglaublich banal geschrieben ist, auf fromme gläubige Gemüther im höchsten Grade „erbaulich" wirken wird. Es ist mit der Wolfsmilch frommer Denkungsart gesättigt.

Frei von aller unerquicklichen Tendenz sind die beiden dreibändigen Romane von Golo Raimund (Nr. 4) und von Ursula Zoege von Manteuffel (Nr. 5). Golo Raimund gehört zu jenen unermüdlichen und unerschöpflichen Leihbibliotheklieferanten, welche die Romanschreiberei nur als ein bürgerliches Handwerk üben, das seinen Mann nähren soll wie jedes andere Handwerk. Und von diesem Standpunkte aus hat sich die Kritik mit ihren Werken nicht zu beschäftigen, weil ein kritischer Standpunkt hier eine Ungerechtigkeit wäre. Ich habe den Roman „Von Hand zu Hand" trotzdem gelesen und beschränke mich darauf, der Meinung Ausdruck zu geben, daß genügsamen Lesern mit bescheidenen Ansprüchen durch denselben mancher lange Winterabend gekürzt werden kann.

Etwas strenger jedoch möchte ich mit dem Roman „Il Romano" ins Gericht gehen. Das Erstlingswerk von Ursula Zoege von Manteuffel: „Seraphine", ist in d. Bl. anerkennend besprochen worden, und ich kann mich in Bezug auf ihre zweite Arbeit mit jenem Referenten nicht ganz in Widerspruch stellen. Es ist unzweifelhaft, daß die Verfasserin lebhafte Einbildungskraft und schriftstellerische Begabung besitzt, doch sucht sie beide mehr in bunter Erfindung abenteuerlicher Begebenheiten als in überzeugender innerlich belebter Entwickelung von Ereignissen, die im nothwendigen Zusammenhang mit der Charakterentwickelung der von ihr geschilderten Personen stehen, zur Geltung zu bringen. So kommt es, daß sie tiefere Wirkungen auf den gebildeten Leser nicht erzielen kann, denn dieser erhält sehr bald den fatalen Eindruck, daß die Personen, welche von ihr vorgeführt werden, keine wirklichen Menschen, sondern Marionetten sind, die sie nach ihrer Willkür lenkt. Das aber stört gerade in diesem Roman um so empfindlicher, als die Verfasserin sich in der That eine ganz interessante und sehr schwierige psychologische Aufgabe gestellt hat, die Aufgabe, zu zeigen, wie sich edles Blut und edle Abkunft auch dann offenbaren, auch dann Bahn brechen, wenn alle Spuren solcher Abkunft getilgt scheinen und der Abkömmling eines edeln Geschlechts in ganz untergeordneter Sphäre, in der Hefe des Volks aufwächst; während andererseits die gemeine Natur des Abkömmlings aus dem Volke sich nicht unterdrücken läßt, auch wenn derselbe für den Sprößling eines fürstlichen Geschlechts gehalten wird. Wir würden der Verfasserin den Beigeschmack aristokratischer Tendenzdichterei, welchen dieses Problem mit sich führt, gern verzeihen, wenn sie ihre Aufgabe nur etwas tiefer gefaßt, wenn sie uns in überzeugender Weise die Entwickelung des Hirtenknaben Il Romano zum Aristokraten dargelegt hätte; doch sie führt uns den Knaben wie eine Art Wunderkind vor, und wir finden, wenn wir einmal geneigt sind, an dieses Wunderkind zu glauben, in der That gar keine Veranlassung mehr, uns über seine fernere Carrière zu wundern. Was aber den Prinzen Alféo betrifft, welcher eigentlich ein Komödiantenkind ist, so gibt es solcher Prinzen genug auch in der Vollblutaristokratie. Wenn also die Verfasserin mit dem Roman etwas beweisen wollte, so ist ihr das nicht gelungen, und wenn sie ein wirkliches Kunstwerk liefern wollte, so ist ihr das auch nicht geglückt: beides aber aus einem und demselben Grunde, an welchem so viele Schriftsteller scheitern, an dem Mangel an Vertiefung. Als „spannende Romanlektüre" dürfen wir das Werk aber immerhin empfehlen.

Viel mehr belohnt werden allerdings solche Leser sein, welche die bisher genannten Werke vorerst beiseite liegen lassen und nach Egbert Carlssen's historischer Erzählung aus dem 14. Jahrhundert: „Ein Stadtjunker von Braunschweig" (Nr. 6), greifen. Das ist ein Buch, welches ungeachtet auffallender Mängel in der Erfindung der Liebesgeschichte — die recht abgeschmackt conventionell ist und ganz das Gepräge des Gemachten trägt — junge und alte, reife und naive Leser in gleichem Maße ergreifen und fesseln wird. Der Verfasser schildert darin mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit deutsches Volk, deutsches Bürgerthum und deutsches Ritterthum im Mittelalter, zu jener Zeit, da die Macht der Städte immer größer wurde und sich die Bürgerschaft einerseits gegen den Uebermuth und Druck der Ritterschaft schon wohl zu wehren wußte, andererseits aber selbst übermüthig wurde und das unzünftige Volk schwer bedrückte. Ein Aufstand des Volks in Braunschweig, geschürt von der

feindlichen Ritterschaft, welcher mit der Hinrichtung der edelsten braunschweiger Patricier auf offenem Marktplatz abschließt, bildet den hervorragenden Inhalt und den Höhepunkt der Erzählung, die im übrigen ungemein reich ist an spannenden und herzbewegenden Momenten. Zu den prächtigsten Schilderungen zählt der Brand des Hauses zu den sieben Thürmen in Braunschweig und die Erstürmung einer jener Raubburgen, welche damals der Schrecken der Bürger und Kaufleute waren. Am schönsten aber offenbart sich Carlssen's Begabung in der Zeichnung und Charakterisirung der verschiedenen von ihm vorgeführten Menschen, die in ihrer lebensvollen Plastik und Urwüchsigkeit geradezu erfrischend wirken im Vergleich mit den meisten Romanfiguren, an denen wir uns ergötzen sollen und nicht mehr ergötzen können.

Der Verfasser verspricht noch eine Reihe solcher Erzählungen, und es ist nur zu wünschen, daß die Theilnahme des Publikums ihm das Worthalten leicht machen möge.

Oskar Welten.

Zwei philosophische Antrittsreden.

1. Ueber wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie. Eine akademische Antrittsrede von Alois Riehl. Freiburg i. Br., Mohr. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede, gehalten zu Basel am 23. October 1883 von Johannes Volkelt. Hamburg, Voß. 1884. Gr. 8. 1 M.

Die principiellste Differenz in der gegenwärtigen Philosophie besteht nicht in dem Auseinandergehen in Spiritualismus und Materialismus, Theismus, Pantheismus und Atheismus, Monismus und Dualismus u. dgl.: viel tiefer greift der Unterschied, ob überhaupt eine erkenntnißmäßige Behandlung der letzten Daseinsfragen zugegeben wird oder nicht. Der Metaphysik treibenden steht die metaphysiklose Philosophie gegenüber; und diese Kluft ist größer, als irgendeiner der metaphysischen Gegensätze, größer sogar als der zwischen Spiritualismus und Materialismus. Denn die Verfechter und die radicalen Leugner der Metaphysik stehen sich sogar in der Frage schroff gegenüber, worin die fundamentalsten und allgemeinsten Mittel des philosophischen Erkennens bestehen, während selbst Spiritualisten und Materialisten nur in den Ergebnissen bei Anwendung der ihnen gemeinsamen allgemeinsten Erkenntnißmittel auseinandergehen.

Diese Worte Volkelt's kennzeichnen die gegenwärtige philosophische Situation und deuten zugleich an, um was es sich in den beiden Antrittsreden, die an zwei Nachbaruniversitäten gehalten wurden, im wesentlichen handelt.

Riehl beschränkt die wissenschaftliche Philosophie auf Erkenntnißtheorie, behauptet aber daneben, daß die Philosophie mit einem andern Theile ihrer Aufgabe, als Teleologie des menschlichen Lebens (oder Ethik), aus der Reihe der Wissenschaften heraustrete und wie Kunst und Religion etwas der Idee nach Höheres als Wissenschaft sei, während Psychologie, Aesthetik und Sociologie bestimmt sein sollen, sich von der Philosophie abzulösen und neben den Naturwissenschaften zu selbständigen positiven Wissenschaften auszubilden. Die Erkenntnißtheorie ist demnach die einzige Philosophie im rein wissenschaftlichen Sinne und erscheint mit ihren die Metaphysik negirenden Ergebnissen zugleich als kritische oder negative Metaphysik.

Mit der kritischen Philosophie ist die Aera der philosophischen Systeme abgeschlossen. Was immer für Versuche dieser Art noch in der Zukunft von phantasievollen Köpfen ausgehen mögen: das Urtheil über ihren wissenschaftlichen Unwerth steht von vornherein fest.

Das System unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse ist jederzeit die Summe der Einzelwissenschaften und nähert sich um so mehr der Vollendung, je mehr die letztern sich specialisiren und je weniger absichtlich sie sich um die Vereinigung ihrer Forschungsergebnisse kümmern. Die wissenschaftliche Philosophie als Erkenntnißwissenschaft nimmt nicht über, sondern unter den übrigen Wissenschaften eine centrale Stellung dadurch ein, daß sie die allgemein-wissenschaftliche Bildung vertritt. Die Geschichte der Philosophie hat als Geschichte der unwissenschaftlichen metaphysischen Systemphilosophie nur einen negativen kritischen Werth; die Geschichte der wissenschaftlichen Philosophie beschränkt sich auf die englischen Vorläufer des Kriticismus und einige Stücke der Kant'schen Vernunftkritik.

Dies sind die Grundzüge des Standpunktes einer „wissenschaftlichen Philosophie", wie Riehl ihn vertritt. Die Bedenken gegen denselben liegen nahe genug. Muß eine um den Zusammenhang des Erkenntnißsystems unbekümmerte Specialforschung nicht zu immer weiterer Arbeitstheilung und zu immer unübersehbarerer Zersplitterung und Zerfahrenheit des Menschheitswissens führen, wenn keine Wissenschaft geduldet wird, welche es sich zur Aufgabe macht, die Einheit der Weltanschauung zu vertreten und so jedem Specialisten die wichtigsten Errungenschaften aller übrigen Specialdisciplinen in ihrer Bedeutung für das System der Erkenntniß zu vermitteln? Wird ein religiöser Glaube noch mehr als zwei Generationen fortbestehen können, wenn er in das Gebiet der Dichtung verwiesen und durch Uebereinstimmung aller seiner Metaphysik jeglicher Erkenntnißwerth (als Wahrheit) abgesprochen ist? Wird eine Teleologie des menschlichen Lebens auf einstimmige Anerkennung ihres Werths und ihrer Würde rechnen können, wenn der Mensch das einzige zwecksetzende Wesen in der Welt, und der Glaube an objective Zwecke als metaphysische Wahnvorstellung entlarvt ist? Wird die „wissenschaftliche Philosophie" nicht ihrer Natur nach der Zusammenkoppelung mit einer solchen angeblich überwissenschaftlichen, thatsächlich aber auf rein subjective Zwecke gegründeten humanitären Idealphilosophie

widerstreben und jede andere Ethik als die biologische Sociologie wegen ihrer Unwissenschaftlichkeit verwerfen müssen? Wird eine auf Erkenntnißtheorie reducirte Philosophie wirklich noch den Anspruch auf Vertretung einer allgemein wissenschaftlichen Bildung behaupten können, zumal wenn ihre Ergebnisse lediglich negativ sind? Ist überhaupt noch eine „Erkenntnißwissenschaft" nöthig, wenn es doch keine andere Erkenntniß als durch unmittelbare Erfahrung gibt? Brauchen wir noch vierstündige Collegien, um zu lernen, daß wir allein durch Erfahrung klug werden, und wie wir es anzufangen haben, um uns des Vermögens der Erfahrung zu bedienen? Brauchen wir noch Philosophieprofessoren, um uns in der Geschichte der „unwissenschaftlichen" Philosophie zu unterrichten?

Es läßt sich begreifen, daß man solche Ansichten haben kann, wenn man eben keine Lust hat, sich mit Philosophie zu befassen; es läßt sich allenfalls begreifen, daß man mit solchen Ansichten eine Professur der Philosophie annimmt, um aus dem akademischen Bollwerk heraus sein Leben um so wirksamer der Zerstörung alter Irrthümer zu widmen: aber was sich nicht begreifen läßt, das ist, warum eine Behörde nicht lieber den Lehrstuhl der Philosophie aufhebt, anstatt ihn mit einem Mann von solchen Ansichten zu besetzen.

Meine Meinung geht keineswegs dahin, daß man nur oder vorzugsweise systembildende Denker zu Lehrern der Philosophie berufen solle, sondern nur dahin, daß man entweder die Philosophie von den Unterrichtsgegenständen der Universitäten als antiquirten Irrthum ausscheiden, oder aber deren Lehrstühle mit solchen Lehrern besetzen solle, welche befähigt und gewillt sind, der studirenden Jugend den Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie, insbesondere der deutschen des 19. Jahrhunderts zu vermitteln und auf diese Weise die Continuität der nationalen geistigen Culturentwickelung zu unterstützen. Wer zu der Philosophie der Vergangenheit in der Hauptsache keine andere Beziehung hat als einen blinden leidenschaftlichen Haß, der ihn drängt, sein Leben der Widerlegung ihrer Irrthümer zu widmen: ein solcher wird kaum für gewillt und befähigt gelten können, der Jugend diese Continuität durch Aufschließung des Verständnisses der Geschichte der Philosophie zu vermitteln, weil ohne ein positives Interesse und eine liebevolle Hingabe an den Gegenstand der Forschung dessen positive Bedeutung und feinere Gestaltung nicht erkannt werden kann. Was durch solche Lehrer in der Jugend gezüchtet wird, kann nur Misachtung der Leistungen der Vorfahren, absprechende Ueberhebung und skeptisches Behagen an der errungenen Ignoranzweisheit sein. Diejenigen Denker, welche die Continuität in der Geschichte der Philosophie zu wahren suchen, müssen bei zunehmender Stellenbesetzung mit solchen Vertretern der „wissenschaftlichen Philosophie" von traurigen Gefühlen beschlichen werden, etwa derartigen, wie die wissenschaftlichen Mediciner sie empfinden müßten, wenn mehr und mehr Professuren der Medicin mit Homöopathen, Naturärzten und dergleichen empirischen Revolutionären der Heilkunde besetzt würden.

Der Schade, der aus solchen Besetzungen erwächst, ist mit dem Einfluß auf die studirende Jugend nicht abgeschlossen, sondern erstreckt sich auch auf die wissenschaftliche Kritik, welche bekanntlich eine nicht zu unterschätzende Macht gegenüber der literarischen Production darstellt. So wenig der von den Philosophieprofessoren erhobene Anspruch, Vertreter der zeitgenössischen Philosophie zu sein, von der Geschichte und der gegenwärtigen Erfahrung bestätigt wird: so sehr ist doch einzuräumen, daß dieselben durch ihren Beruf eine besonders tüchtige Vorbildung für die Ausübung der sachmäßigen Kritik besitzen und thatsächlich die philosophische Kritik der Fachjournale und Literaturzeitungen beherrschen. Was in dieser Hinsicht, wenn erst einmal die „wissenschaftliche Philosophie" zur herrschenden an den Universitäten geworden wäre, neu auftauchende Productionen zu erwarten hätten, welche wirklich philosophische Anläufe nehmen, geht aus dem oben citirten Satz über den „von vornherein feststehenden Unwerth" aller möglichen Zukunftsversuche dieser Art hervor. Was nicht negative Erkenntnißtheorie ist, das ist eo ipso als „unwissenschaftliche Philosophie" von aller auf den concreten Fall eingehenden Kritik gerichtet und wird als solche hingerichtet. Die ohnehin schon bestehenden ungünstigen Verhältnisse für den Verlag philosophischer Schriften würden durch solche apriorische Hinrichtung von seiten der Kritik sich so schwierig gestalten, daß für aufstrebende Talente die Möglichkeit, zu Worte zu kommen, nur noch durch einen günstigen Zufall geboten werden könnte.

Solchen Zukunftsaussichten gegenüber kann man es nur mit Befriedigung begrüßen, wenn auch aus akademischen Kreisen gegnerische Stimmen sich vernehmen lassen. Die Volkelt'sche Rede ist in ihrer Klarheit und Eindringlichkeit besonders geeignet, auch Fernerstehenden einen gedrängten Ueberblick über diejenigen Punkte zu geben, welche für die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer fortdauernden Pflege der Metaphysik sprechen.

Volkelt ist weit davon entfernt, jene kritiklos gutgläubige Metaphysik ältern Schlags zu vertheidigen, welche das Welträthsel mit absoluter Gewißheit gelöst zu haben glaubt, und macht die richtige Bemerkung, daß diese Art von Metaphysik sich jetzt kaum noch im idealistischen, sondern viel mehr im materialistischen und naturalistischen Lager findet. Aber zwischen den Extremen dieser naiv dogmatischen Metaphysik und den theils positivistischen, theils neukantianischen Gegnern aller Metaphysik steht eine Mittelpartei, welche auf der Grundlage oder doch im Sinne kritischer Erkenntnißtheorie eine Metaphysik von kritischem, relativem und hypothetischem Charakter betreibt:

> Jede Metaphysik würde mehr versprechen, als sie leisten kann, wenn sie etwas anderes bieten wollte als Beantwortungen im Sinne größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit, als ein Darlegen und Abwägen der für und wider sprechenden Gründe, der hier und dort übrig bleibenden Widersprüche und Unbegreiflichkeiten.

Wenn die Gegner der Metaphysik kritische oder negative Metaphysik treiben, d. h. durch ihr Denken bestimmte metaphysische Standpunkte zu widerlegen suchen, so setzen sie dabei schon voraus, was sie bestreiten, daß nämlich das Denken fähig sei, über übersinnliche Dinge zu urtheilen. Die möglichen metaphysischen Standpunkte sind ebenso viel Hypothesen zur Erklärung des Weltzusammenhanges, und die Methode der Elimination ist auch nur eine der Arten, die relativ wahrscheinlichste Hypothese herauszubekommen, d. h. diejenige, bei welcher die vorläufig unlösbaren Aporien am leichtesten wiegen. Die Geschichte der Philosophie ist das Wechselspiel des Siegens und Unterliegens verschiedener Hypothesen, das ersichtlich einen Fortschritt in der Beurtheilung des relativen Wahrscheinlichkeitsgrades aller möglichen darbietet; man hat sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete längst daran gewöhnt, den wissenschaftlichen Werth der Hypothesen von ihrer absoluten Wahrheit zu trennen, und die Aufstellung und Benutzung der relativ wahrscheinlichsten Hypothesen für unentbehrlich zu erkennen, unbekümmert um den zeitlichen Wechsel ihrer Herrschaft. Nur auf metaphysischem Gebiete ist man noch bei der dogmatischen Alternative stehen geblieben, entweder absolute Wahrheit von den Hypothesen zu verlangen oder das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn man einsieht, daß sie solche nicht geben können.

Die Metaphysik erstrebt principiell dasselbe wie die empirischen Wissenschaften: sie will die Erfahrung durch logisch gefordertes Hinzu- und Hineindenken unerfahrbarer Factoren verständlich machen. Und die Neukantianer und Positivisten müßten, wenn sie die Metaphysik aus dem Grunde, weil sie das Unerfahrbare erkennen wolle, leugnen, auch alles übrige Wissen und damit auch ihre eigenen Raisonnements für Spiel und Schein erklären.

Dem Nachweis dieses Satzes ist ein besonderer Abschnitt des Vortrags gewidmet; ausführlicher ist er in Volkelt's Buch über „Kant's Erkenntnißtheorie" zu finden. In Bezug auf die Methode des Forschens weist Volkelt auf Denker wie Sigwart, Liebmann, Wundt als auf Geistesverwandte seines Strebens hin, zählt aber auch „strammere Metaphysiker" wie Lotze und den Unterzeichneten zu jenen, welche zwischen dogmatischer Metaphysik und Metaphysiklosigkeit die kritische Mitte zu halten suchen. Gegenüber den mancherlei in die allgemeine Bildung unserer Zeit eingedrungenen skeptischen Factoren hält er nur ein energisches, haltungsvolles und entscheidungsmuthiges Denken für befähigt, trotz aller kritischen Vorsicht beim Philosophiren dennoch überwiegende und erleuchtende Gründe für eine bestimmte Lösung aufzufinden und festzuhalten und der Gefahr einer ängstlichen Leisetreterei zu entgehen, was selbst Lotze nicht gelungen sei.

Volkelt glaubt, daß die Ergebnisse einer solchen besonnenen Metaphysik in vielen wesentlichen Stücken ähnlich demjenigen sein werden, was die lapidaren Denker Schelling, Hegel und Schopenhauer uns in ihren erhabenen Intuitionen absolut und plastisch als Vorbild hingestellt haben. Er hält also an der Continuität mit der deutschen Geistesentwickelung fest, ohne die Nothwendigkeit einer neuen kritischen Begründung und Berichtigung jener speculativen Intuitionen zu verkennen. Die gesammte Geschichte der Philosophie ist nach Volkelt die Auseinanderlegung der einen objectiven, absoluten Denknothwendigkeit in viele subjective, relative Denknothwendigkeiten; gerade vermöge der nie aufhörenden Kämpfe und Gegensätze treibt das metaphysische Denken immer erschöpfendere und reichere Leistungen aus sich hervor und gibt sich eine immer vielseitigere und angemessenere Stellung zur Wirklichkeit. Wer die Geschichte der Metaphysik von einem positiven und nicht allzu einseitigen Standpunkt betrachtet, dem wird sie einen wunderbar organischen Fortschritt des Erkennens offenbaren. Ein Irrthum ist es, daß die Menschheit jemals aufhören werde, immer wieder trotz aller fehlgeschlagenen Versuche ihre besten und edelsten Kräfte für metaphysische Betrachtungen einzusetzen; Religion und Moral, d. h. die tiefsten Interessen des Herzens, erfordern im Verein mit denen des Kopfes Metaphysik als eine auf die Dauer unentbehrliche Voraussetzung für menschliche Cultur.

Möge es Volkelt bald vergönnt sein, dem deutschen Publikum Werke vorzulegen, welche auch durch die That beweisen, daß der von ihm eingeschlagene Weg ebenso fruchtbar werden kann, wie der vorher gekennzeichnete in allen seinen Vertretern nicht blos zufällig, sondern aus innerer Nothwendigkeit mit absoluter Unfruchtbarkeit geschlagen ist.

Eduard von Hartmann.

Neue Bücher über Geflügelzucht, Vogelkunde, -Liebhaberei und -Zucht.

I.

Eine erstaunliche Regsamkeit hat sich auf diesen Gebieten in neuester Zeit entwickelt, und wenn ich die Werke, welche nur die letzten Jahre gebracht haben, sämmtlich eingehend berücksichtigen wollte, so würde ich fürchten müssen, in der förmlich erschreckenden Fülle die Leser und mich selbst zu ermüden; ich werde daher nur die hervorragendsten Erscheinungen beachten können.

Nach beiden Richtungen hin, sowol in der Geflügel- als auch in der Vogelliebhaberei, sehen wir in Deutschland gegenwärtig eine außerordentlich lebhafte Entwickelung. Die Geflügelzucht hat bei uns allerdings lange genug warten lassen, denn erst nachdem sie in England, Frankreich und andern Ländern, selbst in Amerika längst eine hohe Stufe erreicht, hat sie hier überhaupt sich zu regen begonnen; gerade entgegengesetzt aber sind die Deutschen an der Vogelliebhaberei immer lebhaft betheiligt

gewesen. Und in der Stubenvogelzüchtung stehen wir sogar unter allen Völkern voran, denn dieselbe hat ja bei uns überhaupt eigentlich begonnen. Auch wenn wir zugeben müssen, daß z. B. in Belgien die Züchtung von fremdländischem Gefieder in viel großartigerer Weise betrieben wird, so liegen von dorther doch kaum irgendwelche beachtenswerthen Schriften auf diesem Gebiete vor, und letzteres ist erst recht nicht in Frankreich und England der Fall.

Ohne mich eines Misgriffs schuldig zu machen, darf ich diese beiden kleinen Zweige der naturgeschichtlichen Literatur wol ohne weiteres zusammenfassen, und so will ich es mir angelegen sein lassen, eine beträchtliche Reihe hierher gehörender Bücher einer sachgemäßen Kritik zu unterziehen.

Illustrirtes Hühner-Buch, enthaltend das Gesammte der Hühnerzucht, als Anlage der Hühnerställe, Anschaffung von Hühnern, Behandlung derselben, Krankheiten u. s. w. Von Julius Bölschau. Mit 40 naturgetreuen Abbildungen in Farbendruck und 58 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Christian Förster. Hamburg, J. F. Richter. 1883–84. Gr. 4. 25 M.

Wie die Geflügelzucht selbst, so hat sich auch die Literatur auf diesem Gebiete erst spät bei uns entwickelt, dann aber auch um so lebendiger. Zwar hatten wir bereits in den funfziger Jahren eine „Taubenzeitung" (herausgegeben von Kurth, 1856—62), aber dieselbe bestand nur kaum sieben Jahre und ging dann, obschon sie sich zugleich in eine „Hühnerzeitung" verwandelte, doch aus Mangel an Lesern, beziehentlich Abonnenten kläglich zu Grunde. Im Jahre 1852 begründete R. Oettel in Görlitz die erste Vereinigung, welche sich wunderlicherweise Hühnerologischer Verein nannte und die auch sogleich ein von Oettel redigirtes „Hühnerologisches Monatsblatt" herausgab. Das erste Buch schrieb gleichfalls der Genannte, und Oettel's Verein, Monatsschrift und Buch: „Hühner- oder Geflügelhof" (6. Aufl., Weimar 1879), gaben sodann den Anstoß für diese Bewegung in Deutschland, welche sich bald so regsam entwickelte, daß wir gegenwärtig wol nahezu fünfhundert Vereine, die sich ausschließlich oder doch zum Theil mit Geflügelzucht beschäftigen, mehr als ein Dutzend Zeitschriften (nachdem schon manche eingegangen sind) und eine lange Reihe von Büchern über dies Thema vor uns haben. Geraume Zeit hindurch blieb das große englische Werk von Lewis Wright: „The illustrated Book of Poultry" (London), trotzdem immer die hauptsächlichste Belehrungsquelle auch für unsere Züchter, und selbst als die kleine Ausgabe unter dem Titel „Der praktische Hühnerzüchter", nur allzu wörtlich übersetzt von Friedrich Tresz, vom Verein für Geflügelzucht in München veröffentlicht und die große Ausgabe dem „Illustrirten Handbuch der Federviehzucht" von A. C. E. Baldamus (Dresden 1881) zu Grunde gelegt worden, blieb das Originalwerk auch bei den deutschen Züchtern noch immer beliebt, schon seiner Farbendruckbilder wegen, welche übrigens auch separat verkäuflich waren. Jene englischen Farbendrucke erweisen sich in der That als vortrefflich, naturtreu und den Ansprüchen der Kenner durchaus genügend, aber im wesentlichen doch nur so weit, als es sich um solches Geflügel handelt, welches in England beliebt und geschätzt ist; die dort weniger bekannten, beziehentlich heimischen Rassen sind in den Abbildungen vielfach verfehlt. Mit um so größerer Freude begrüßten die deutschen Züchter daher das Werk von Bölschau. In der That waren die von Chr. Förster gemalten Tafeln der ersten Lieferungen vorzüglich und fanden bei den Sachverständigen wie bei den bloßen Liebhabern vollen Beifall, und wenn nun leider auch nicht zu leugnen ist, daß manche der später folgenden Tafeln mehr oder minder zurückgeblieben sind, so darf ich es doch mit voller Entschiedenheit aussprechen, daß das Werk schon um der Abbildungen willen allein hohen Werth hat, indem es in den meisten derselben den englischen Bildern mindestens gleich steht, und daß es also von vornherein unter allen bei uns bisher erschienenen Werken als das werthvollste anerkannt werden muß, weil es die hauptsächlichsten aller Hühnerrassen in Farbenbildern enthält. Freilich dürfen wir an Farbendrucke dieser Art leider nicht den Maßstab durchaus künstlerischer Darstellung legen; das wäre in der That ein unbilliges Verlangen. Die Bilder haben hier den Zweck, uns die betreffende Hühnerrasse lebensvoll vor das Auge zu führen, und dieser Aufgabe genügen sie vollkommen. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß der Künstler die Typen für seine Darstellung vielfach oder durchgängig unter den durch die höchsten Prämien ausgezeichneten Hühnern gewählt hat. An manchen Mängeln zeigt es sich offenbar, daß der Farbendruck für die treue Wiedergabe des künstlerischen Porträts leider zu spröde gewesen. Nochmals aber wiederhole ich, daß mein Urtheil über die Farbenbilder dahin lauten darf: ich erkenne sie im Gesammteindruck wie in der Detailleistung als gut an.

Wenden wir uns nun dem Text zu, so darf ich nach persönlicher Einsicht in die Verhältnisse zunächst den Hinweis voranschicken, daß Bölschau als langjähriger Vorsitzender des Hamburg-Altonaer Vereins für Geflügelzucht und bekannter hervorragender Züchter einerseits einen reichen Schatz persönlicher Erfahrungen besitzt und andererseits inmitten der regsamsten Entwickelung der Geflügelzuchtbestrebungen und des „Sports" in Deutschland steht. In dem Werke wendet er sich, und mit vollem Recht, ausschließlich oder doch vorzugsweise der praktisch-nutzbaren Seite der Geflügelzucht zu. So gibt er als Einleitung zunächst eine kurzgefaßte Uebersicht des Nutzens der Geflügelzucht, die Beschreibung des Hühnerstalles, der Hühnerhöfe; ferner erörtert er die Frage, welche Hühner wir anschaffen sollen, wendet sich dann zur Fütterung der Hühner, bespricht das Eierlegen, gibt auch eine anatomische Beschreibung des Eies, schildert den Verlauf der Brut, das Ausschlüpfen der Küchlein, bespricht die Aufzucht der Hühner und gelangt dann zur Schilderung der einzelnen Hühnerrassen. Alle jene sachlichen Darstellungen sind durch zahlreiche Holzschnitte erläutert. Trotz der denkbar knappsten Fassung wird nie-

mand behaupten dürfen, daß Völschau nicht einen sachlich ausreichenden, den Liebhaber und insbesondere den praktischen Züchter befriedigenden Text gegeben habe; freilich für die Sportsleute einerseits und für die Schwärmer, welche in der Geflügelzucht noch immer eine ergiebige Geldquelle vor sich zu haben glauben, andererseits ist der Text offenbar viel zu trocken und phantasielos. Auch ich muß allerdings zugeben, daß Völschau's Schreibweise hier und da etwas ungelenk ist; wenn man aber anerkennt, daß die knappe Fassung eines solchen überreichen Stoffs als ein Vorzug gelten darf, so wird man dieselbe um so mehr schätzen müssen, wenn sich zugleich zeigt, daß die praktische Seite überall in der Kennzeichnung des Nutzwerths und aller übrigen guten oder auch schlimmen Eigenthümlichkeiten einer jeden einzelnen Rasse befriedigend erörtert ist.

Eine werthvolle Bereicherung hat der Verfasser dem Werk durch einen Anhang gegeben, in welchem eine lange Reihe der hervorragendsten Kenner und Züchter sowie Fachmänner überhaupt sich über mancherlei für die Geflügelzucht wichtige Dinge aussprechen, insbesondere auch über das Werthverhältniß einzelner hervorragender Rassen und namentlich auf Grund eigener Erfahrung. Wäre dieses Material aber sachgemäß und harmonisch in den Text verwebt worden, so hätte zweifellos die einheitliche Darstellung dadurch viel gewonnen, und das Buch selbst wäre werthvoller geworden. Möchte der Verfasser dies für eine fernere Auflage beherzigen.

Das Werk ist in zwanzig Lieferungen erschienen und liegt jetzt vollendet vor. Beiläufig sei bemerkt, daß Völschau dasselbe dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet, und daß der Fürst ihm infolge dessen die Goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst verliehen hat. Meinerseits erachte ich diese Auszeichnung entschieden als wohlverdient; denn das Buch ist nicht allein das erste, welches bei uns in Deutschland auf diesem Gebiete in Wort und Bild zugleich Hervorragendes leistet, sondern es entspricht auch durchaus seinem Hauptzweck, eine stichhaltige Belehrungsquelle für den praktischen Gebrauch zu sein.

Karl Ruß.

Kleine historische Schriften.

1. Geschichte Oesterreich-Ungarns. Erstes Buch. (Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts.) Von Anton Gregorowicz. Wien, Seidel u. Sohn. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Ob nach den verdienstlichen Arbeiten von Kraus, Wolf u. a. für eine neue, auf einen größern allgemein gebildeten Leserkreis berechnete Geschichte Oesterreichs wirklich ein Bedürfniß vorlag, vermögen wir nicht zu beurtheilen; war es aber der Fall — was uns nicht wahrscheinlich vorkommt —, so wird es durch ein Werk, wie es in der uns vorliegenden ersten Lieferung inaugurirt wird, sicherlich nicht befriedigt. Dasselbe will, wie das kurze Vorwort bemerkt, „die Mitte halten zwischen einer knappen und umfangreichen Darstellung“ und ferner „durch Beobachtung strenger Objectivität, Benutzung wichtigerer Quellen und der von bewährten vaterländischen und auswärtigen Gelehrten gebotenen Hülfsmittel“ sich „auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung erhalten“. Die vorliegende Probe hält nichts von alledem. Statt wie es bei der hier vorwaltenden populären Tendenz das einzig Richtige gewesen wäre, die in vieler Hinsicht so fragwürdigen „ältesten Zeiten“ nur in den wirklich gesicherten Punkten und so weit in den Kreis der Darstellung zu ziehen, als es zur Gewinnung einer festen ethnographischen und culturhistorischen Grundlage nothwendig war, verliert sich der Verfasser gerade dabei in die Erörterung von Fragen, welche für den von ihm ins Auge gefaßten Leserkreis ohne Interesse sind und denen er selbst offenbar nicht gewachsen ist. In den am Schluß zusammengestellten Anmerkungen werden zwar Quellen citirt, aber zum Theil in so unverständlicher Weise, daß man vermuthen muß, dem Verfasser seien selbst die Citate nicht klar, die er aus den von ihm benutzten Büchern entlehnt. Was soll es z. B. heißen, wenn S. 26 zu dem Satz, daß Vindelicien schon „um 508“ von Bajoariern bewohnt gewesen sei, die betreffende Note besagt: Pertz, M. G. IX? Die neuere Literatur ist dem Verfasser völlig unbekannt: verweist er doch z. B. über die Beziehungen der Pippiniden zu den Päpsten auf Luden's „Geschichte des deutschen Volks“, citirt die Briefe des Bonifacius nach Würdtwein, kennt für Konrad II. und Heinrich III. nur Stenzel, nicht Breßlau, nicht Steindorff!

2. Geschichte des limburger Erbfolgestreits. Die Schlacht bei Worringen und die Erhebung Düsseldorfs zur Stadt. Von Wilhelm Herchenbach und H. A. Reuland. Mit fünf lithographirten Tafeln. Düsseldorf, F. Bagel. 1883. Gr. 8. 2 M.

Eine wohlgemeinte populäre Schrift, deren Entstehung und Veröffentlichung gewisse local-patriotische Motive erklären, die aber die Kenntniß der Sache selbst nach keiner Seite hin fördert und auch die darüber vorhandenen neuern Forschungen nicht ausreichend benutzt hat. Weitere Kreise werden daher kein Interesse an ihr haben können.

3. Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Nach den Proceßacten dargestellt von A. Rhamm. Wolfenbüttel, Zwißler. 1883. Gr. 8. 2 M.

Diese Arbeit schildert an der Hand der vollständig erhaltenen Acten des betreffenden Processes das abenteuerliche und unsaubere Treiben eines Kreises verkommener Schwindler, welche sich um einen aus Thüringen stammenden ehemaligen Pfarrer, Philipp Sömmering, der schon

dem weitern Kreise des übelberufenen Herrn von Grumbach angehört hatte, gesammelt und unter dem Vorwande der Goldmacherei den Herzog Julius von Braunschweig längere Zeit auf das schnödeste zu betrügen und auszubeuten wußten. Es sind die aus zahlreichen ähnlichen Vorgängen bekannten charakteristischen Züge, die uns hier wieder begegnen, nur daß den Helden dieses Abenteuers die naive Selbsttäuschung völlig abgeht, die man manchen ihrer Schicksalsgenossen zuerkennen muß, dafür aber eine um so ärgere sittliche Verkommenheit anhaftet. Lehrreich ist diese culturgeschichtliche Studie namentlich auch für die Kenntniß des höfischen Lebens und seiner absonderlichen Verirrungen im 17. Jahrhundert. Im Anhange sind wichtige Mittheilungen aus den benutzten Acten gemacht, auch zwei auf Sömmering und seine Genossen gleich nach ihrem Sturze entstandene Spottlieder mitgetheilt, welche als Proben für diese Art von Volkspoesie nicht uninteressant sind.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Betreffs „Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen u. s. w." von Heinrich Schliemann. Mit Vorrede von A. H. Sayee, meint die „Saturday Review", Nr. 1473, daß der Verfasser und die aufrichtigern seiner Kritiker endlich einen befriedigenden modus vivendi gefunden zu haben scheinen.

Ueber „Lebenskunst und Kunstleben" von H. Ehrlich sagt sie: „Es ist ein verständiges, gut geschriebenes Buch, zwar etwas zu solid für den englischen Geschmack, aber den Forderungen eines Publikums, welches eine Frage zu erschöpfen liebt, wol angepaßt. Ueber das Thema selbst kann unter Gebildeten kaum viel Meinungsverschiedenheit herrschen, und das Interesse des Buchs besteht weniger in der Sittenlehre des Verfassers, als in der unbeabsichtigten Beleuchtung nationaler Merkmale. Man freut sich, überall die wesentliche Uebereinstimmung in den Regeln der Cultur zu bemerken und zu finden, daß Deutsche, Engländer, Franzosen und Amerikaner, auf verschiedenen Wegen zwar, doch immer im Grunde zu demselben Ziel gelangen. Englische Schriftsteller werden mit hoher Achtung angeführt, und der Verfasser läßt den besten Zügen unsers socialen und Erziehungssystems Gerechtigkeit widerfahren."

„Es wäre gut für Frankreich", heißt es daselbst, „wenn alle Beiträge zu seiner Geistes- und Sittengeschichte so rein und unschuldig wären wie Wilhelm Scheffler's «Die französische Volksdichtung und Sage». Der Reichthum Frankreichs auf diesem Gebiete ist sehr groß, und keine ähnliche Literatur kann mehr Lieblichkeit und schalkhafte Einfachheit besitzen. Es ist befremdlich, daß sie so wenig bekannt ist, selbst nachdem man eingeräumt hat, daß die Literatur der gebildeten Klassen zum größern Theil nach classischen Mustern zugeschnitten ist. In Frankreich ist das Volkslied vom classischen vollständig getrennt, nur einige große Schriftsteller, wie z. B. George Sand, haben sich gelegentlich dazu herabgelassen, einen Theil ihrer Inspiration von den Sitten und Ideen der Bauern herzuleiten. Es bleibt nur zu befürchten, daß Scheffler, der in einer bei den Franzosen so unbeliebten Sprache schreibt, sie nicht wird davon überzeugen können, was für große Schätze sie in der Heimat besitzen."

Ueber „Adolf Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze" von F. W. Rogge sagt das Blatt: „Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß die Deutschen jetzt so sehr von materiellen Interessen in Anspruch genommen sind, und sollten etwa wirkliche Dichter im Lande erstehen, so würden sie lange eine entmuthigende Vernachlässigung erfahren. Doch kann man das Publikum nicht deshalb tadeln, daß es abgeneigt ist, sich in eine blos künstliche Begeisterung hineinzwängen zu lassen. Wenn Rogge vorwurfsvoll daran erinnert, daß 15000 Exemplare eines Gedichts von Victor Hugo in einem Tage verkauft worden sind, so vergißt er zu bemerken, daß zwischen den Gedichten Victor Hugo's und denen seines Schützlings ein kleiner Unterschied obwaltet. Schack ist zwar nicht zu verachten; er hat sich in mehrern Dichtungsarten mit gutem Erfolg versucht; doch müssen gerade die von seinem Verehrer ausgewählten Proben jeden Leser überzeugen, daß er in seinen selbständigen Dichtungen blos ein geschmackvoller Dilettant sei, dessen beste Eigenschaft seine Beherrschung der metrischen Form ist. Die Würdigung dieser Art von Vortrefflichkeit wird mit Recht den Liebhabern überlassen. Platen ist Schack als Meister der Form weit überlegen; doch hat die Erfahrung eines halben Jahrhunderts bewiesen, daß er niemals volksthümlich werden kann. In seinem Eifer, den Grafen von Schack als ausgezeichneten Dichter hinzustellen*), geht Rogge leichtfertig über seine wirklich werthvollen Leistungen, seine vortreffliche «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien», sein Werk über die arabische Literatur in Sicilien und seine Uebersetzung des Firdusi hinweg."

„Meine Ruh'" von Carmen Sylva scheint auf den ersten Blick ein seltsamer Titel für Gedichte zu sein, die zugleich so leidenschaftlich und so traurig sind wie die Mehrzahl der unter dieser Bezeichnung von der Königin von Rumänien veröffentlichten. Es ergibt sich jedoch, daß der Titel von Ihrer Majestät Landsitz hergeleitet ist, von dem eine Abbildung voransteht. Carmen Sylva besitzt echte dichterische Begabung in Fülle; ihre Schwäche ist eine unheilvolle Geläufigkeit, die sich schon in dem Unternehmen zeigt, für jeden Tag im Jahre ein Gedicht schreiben zu wollen. Hätten diese zu einem Gedicht für jeden Tag im Monat zusammengedrängt werden können, so würde schon ein nicht unbedeutend besseres dichterisches Resultat erzielt worden sein. Es ist befremdend, daß eine Dichterin, die sich in ihren bewundernswerthen Aphorismen solcher Pointe und Knappheit fähig erwiesen hat, in ihrer Lyrik so wenig gegen Weitschweifigkeit auf ihrer Hut ist. In der Regel gebricht es den vorliegenden Dichtungen an gesunder Objectivität noch mehr als an Concentration; einige jedoch sind vortrefflich sowol der Form als dem Gefühl nach, wie z. B. die Verse über Schopenhauer's Weiberhaß und die kleinern Stücke, betitelt: „Die Sternschnuppe" und „Wenn Frauen scherzen".

Ungetheilte Anerkennung findet die Uebertragung der Tennyson'schen „Königsidyllen" von Karl Weiser; er habe bewiesen, daß auch deutscher Blankvers ebenso melodisch sein könne, wie deutsche Lyrik es fast immer ist.

„«Uhlenhans», Roman von F. Spielhagen", heißt es dann, „ist nicht einer seiner bedeutendsten, aber doch eine ziemlich interessante und anziehende Erzählung, die mit der Gewandtheit des geübten Künsters aus allen Materialien zusammengesetzt ist. Die Haupthandlung wechselt mit einer Anzahl von Episoden und Persönlichkeiten ab, von denen wir die meisten schon kennen; die

*) Und das bleibt er doch, trotz dem Urtheile der „Saturday Review".

glänzende Darstellung und die belebte Erzählung indessen zeugen von der hohen Begabung des Autors und das Buch ist im allgemeinen unterhaltend."

Ueber „Bissula: historischer Roman aus der Völkerwanderung" von Felix Dahn sagt die „Saturday Review", Nr. 1481: „Der Gegensatz zwischen den Römern und den Gothen ist äußerst malerisch; doch kann man sich nicht des Gefühls erwehren, daß trotz der kraftvollen Darstellung des Verfassers die letztern zu sehr modernisirt und herabgestimmt seien. Die Handlung ist interessant, und die Charaktere schließen ein gelungenes Porträt ein: das des römischen Dichters Ausonius."

Dann heißt es von der Veröffentlichung „Ueber Wordsworth und Walt Whitman, zwei Vorträge", von H. B. Cotterill und T. W. Rolleston: „Es ist erfreulich, Engländer und Amerikaner deutsche Vorlesungen über Dichter ihres Landes halten zu sehen, die in einem Lande wenig bekannt sind, welches sich die meisten Literaturen zu eigen gemacht, unerklärlicherweise aber diejenige übersehen hat (?), aus welcher das erlöschende (?) Licht seiner eigenen Dichtung am besten wieder entzündet werden könnte. (Mögen uns die Götter vor einer Nachahmung Whitman's behüten! Der Referent.) Cotterill und Rolleston geben jeder zutreffende und verständige Berichte über die Dichter, die sie gewählt haben. Des letztern Aufgabe kann wol als die leichteste angesehen werden; denn wenngleich Whitman eine seltsame Sprache spricht, so verliert er doch verhältnißmäßig wenig in der Uebertragung infolge der Lockerheit seiner metrischen Form. Cotterill übertreibt den Mangel der deutschen Literatur an Uebersetzungen aus dem Englischen. Sie besitzt eine vollständige Uebertragung Shelley's, wenn auch keine sehr gute (wir kennen eine, der man diese Eigenschaft wol nachrühmen kann!); «The Ancient Mariner» ist von keinem geringern Dichter als Freiligrath übertragen worden, und die, welche «Deutsche Liebe» gelesen haben, können nicht ganz unbekannt mit Wordsworth sein."

Da muß man sich doch über die mangelhafte Kenntniß der deutschen Uebersetzungsliteratur seitens des Referenten der „Saturday Review" wundern. Als ob wir nicht Uebersetzungen, wovon viele meisterhaft sind, fast sämmtlicher bedeutender englischer Dichter von Chaucer bis Tennyson besäßen, von einigen sogar mehrfache! Selbst Freiligrath's Werke kann er nie gesehen haben; sonst würde er wissen, daß er außer dem oben erwähnten „Alten Seemann" von Coleridge und vielen andern englischen Dichtungen auch gerade von Wordsworth und Whitman mehrere übersetzt hat. Jedenfalls, glauben wir, hat er zahlreichere Proben von jenem gegeben, als sich in „Deutsche Liebe" vorfinden.

Bibliographie.

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von E. Gettke. 12ter Jahrg. 1884. Kassel, Voigt. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Am häuslichen Herd. Sammlung gediegener Romane der beliebtesten Schriftsteller. 1ster Bd. 1ste bis 4te Lfg. Leipzig, Bergmann. Gr. 8. à 10 Pf.

Arnold, H., Geburtstagsfreuden. Schwank. Breslau, Schletter. 8. 1 M.

— — Neue Novellen. (Die kranke Familie. Die Landpartie. Schach der Königin. Angenehme Gäste. Papas Zahnschmerzen.) Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Aus dem literarischen Nachlass von Carl Rodbertus-Jagetzow. Herausgegeben von A. Wagner und T. Kozak. II. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 8 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. 16ter Bd.: Angelica von Sainte-Croix. Roman von Marie Berger (Sofie von Follenius). Köln, Bachem. 8. 1 M.

Bekk, A., Erzherzogin Maria Antoinette. (Geboren 10. Jänner 1858, gestorben 13. April 1883.) Ein Gedenkblatt. Wien. 8. 60 Pf.

Bergbohm, C., Die bewaffnete Neutralität 1780—1783. Eine Entwickelungsphase des Völkerrechts im Seekriege. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 6 M.

Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik (1871—1883). Von *,* (Bismarck, Gortschakow, Andrassy. — Bismarck und die mitteleuropäische Friedensliga. — Bismarck im Aeußern und im Innern. — Bismarck und die französische Revanche-Politik. — Bismarck, der Ultramontanismus und der Cobdenklub.) Leipzig, Renger. Gr. 8. 6 M.

Boccaccio, G., Troilus und Kressida. (Il Filostrato.) Epische Dichtung. Zum ersten Male verdeutscht von K. Freiherrn v. Beaulieu Marconnay. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 M.

Bonnet, J., Seeröslein von Misdroy. Eine Badegeschichte. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Brenta, E., Die Alabama. Eine Seenovelle. Pola, Schrinner. 8. 3 M.

Busch, M., Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 12 M.

Derschitz, M., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 12. 1 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Der Kommandant. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Dzieduszycki, I. Graf, Der Patriotismus in Polen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Krakau. Gr. 8. 5 M.

Eckers, Die ältesten Bewohner der Bernsteinküste in Ehst-, Liv-, Kurland, Lithauen und Preußen. Eine Skizze. Mitau, Felsko. 1883. 8. 80 Pf.

Elbe, A. von der, Der Heliandssänger. Roman. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Escherich, E., Saga. Geschichten aus alter Zeit. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Ewald, A. L., Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 3tes Buch: Die Eroberung des Samlandes, des östlichen Natangens, östlichen Bartens und Galindens. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 3 M.

Fleischmann, A., Die Arbeiter-Agitatoren des Katheder-Sozialismus und die Sonneberger Spielwaaren-Industrie und ihr Handel. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M.

Fontane, C., Eine Wette. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Gallandi, Geschichte des Grenadier-Regiments (1. Ostpreußischen) Nr. 1 1869—1882. Als zweite Fortsetzung der Regimentsgeschichte des Hauptmanns von der Oelsnitz im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Mit 10 Abbildungen im Text und 2 Tafeln Facsimiles. Berlin, Mittler u. Sohn. 1883. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Hackländer, F. W., Aus dem Soldatenleben. Illustrirt von E. Rumpf. 1ste Lfg. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 40 Pf.

Hägeli, A., Garcia Moreno's Tod. Historisches Drama. Neue, zu fünf Akten erweiterte Aufl., mit dem Bildnisse des Helden. Straßburg. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Der königliche Prätor von Straßburg. Historisches Drama. Straßburg. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Heller, A. Ch. C., An der Heerstraße des siebenjährigen Krieges. Ein Beitrag zu der Geschichte der freien Reichsstadt Dortmund und ihrer Umgebung aus den Jahren 1757 bis April 1763. Dortmund, Krüger. 1883. 8. 1 M.

Henzen, W., Ulrich von Hutten. Reformationsdrama. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Hertzberg, G. F., Griechische Geschichte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 4 M. 80 Pf.

Jellinghaus, H., Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Ein Versuch. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hirundo, C., Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Holitscher, Ph., Erzählungen. Budapest, Grill. Gr. 8. 4 M.

Jókai, M., Die letzten Tage der Janitscharen. Historischer Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Kamp, O., Auf der Patentjagd. Zeitbild. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Karmiński, F., Geschichtsbaumeister. Wien, Sintenis. 12. 1 M. 20 Pf.

Kiesekamp, Hedwig, Wie man im Walde singt und was die Vögel sich erzählen. Frühlings-Märchen für Groß und Klein. Paderborn, F. Schöningh. 12. 1 M.

Liebenau, A. v., Charakterbilder aus Luzern's Vergangenheit. Petermann Feer, der Held von Dornach. Kaspar Pfyffer, der Stifter des Wesemlinklosters. Hans Schürpf, der Streiter von Yverdon. Drei edle Eidgenossen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Nach geschichtlichen Quellen. Luzern, Prell. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Meyer-Detmold, E., Bernhard II. Edelherr zur Lippe. Festgedicht in sechs Gesängen und sechs lebenden Bildern. Detmold, Hinrichs. 8. 1 M.

Milde, S. J., Die Musik im Lichte der Poesie. Dichterworte aus der Weltliteratur, gesammelt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Muff, C., Dr. Franz Theodor Adler, weiland Direktor der Franckischen Stiftungen. Nekrolog. Anhang: I. Grabrede von Hoffmann. II. Gebet von Knuth. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 60 Pf.

Ompteda, L. Freih. v., Alte Schulden. Eine rheinische Geschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Pfannenschmid, H., Weihnachts-, Neujahrs- und Drei-Königslieder aus dem Ober-Elsass. Gesammelt und herausgegeben. Colmar, Barth. Gr. 8. 80 Pf.

Pfleiderer, E., Lotze's philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen. Zur Erinnerung an den Verstorbenen. 2te durchgesehene Aufl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reyer, E., Aus Toskana. Geologisch-technische und kulturhistorische Studien. Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Stark, A., Zu Schutz und Trutz! Deutscher Sang aus der Ostmark. Gesammelt und herausgegeben. Zürich, Schmidt. 8. 60 Pf.

Stein, F., Geschichte Frankens. 1ste Lfg. Schweinfurt, Stoer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ulmann, H., Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 14 M.

Waldhauser, A., Junge Enten. Lustspiel. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Weck, G., Rudolf Künstler. Aus dem Leben und Wirken eines deutschen Schulmanns. Mit Porträt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Wedl, C., Der Aberglaube und die Naturwissenschaften. Wien, Gerold's Sohn. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Ziemssen, L., Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für deutsche Familienkreise. 3 Bde. Berlin, Simion. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 10. April 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Die „Restanten" der Literatur.

Wir haben in d. Bl. stets danach gestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der literarischen Bewegung unsern Lesern vorzuführen, und auf dem Gebiete der schönen Literatur sogar die zweifellosen Nieten und Nullen gewissenhaft verzeichnet. Gleichwol kann es durch mancherlei Zufälligkeiten vorkommen, daß doch ein oder das andere Werk unerwähnt bleibt. Wenn aber auch alle Dichtwerke von uns besprochen würden: ein einzelnes kritisches Blatt fällt nicht schwer ins Gewicht in einer Zeit, in welcher so viele hundert kritische Stimmen sich in Monats- und Wochenschriften und Tageblättern vernehmen lassen. Nun strebt aber kaum eins der andern literarisch-kritischen Blätter, von den wissenschaftlichen Literaturzeitungen abgesehen, in gleicher Weise nach Vollständigkeit wie unsere „Blätter für literarische Unterhaltung"; ja die meisten, welche außerdem selbständige Essays bringen, können, nach ihrer ganzen Anlage und Oekonomie, diese Tendenz gar nicht verfolgen. Die kritischen und Notizenfeuilletons der Zeitungen können nicht entfernt, auch nicht einmal registerhaft, den literarischen Stoff erschöpfen; man findet hier den einen, dort den andern Poeten berücksichtigt, je nach der Geschmacksrichtung der Redactionen oder nach persönlichen Beziehungen. So kann sehr leicht das Buch eines talentvollen Dichters, nur mit einem kritischen Reflex beleuchtet, in jenes Dunkel versinken, in welchem die Makulatur der Jahrzehnte aufgespeichert liegt. Es gibt da keine Nachmusterung, keine Revisionsinstanz. „Versunken und vergessen — das ist des Sängers Fluch" . . . das heißt in diesem Falle: der Fluch, der auf dem Sänger lastet.

Es ist dies schon in früherer Zeit als ein Misstand empfunden worden. Jean Paul schlug einmal eine Literaturzeitung für Restanten vor: „Eine solche Literaturzeitung ist die allernöthigste. Der Zufall wählte, der Zufall vergaß bisher. Die Werkchen werden gewisser beurtheilt als Werke, und weitläufiger dazu. Die kritischen Gewebe hängen voll Taschenbücher oder bunter Mückchen und lassen kein einziges ohne Zergliederung aller seiner mikroskopischen Eingeweide durch, aber die Bienen, die (geistig und leiblich) schwersten Werke, fangen sie selten auf. . . . Ueber manche — zumal allgemein gelesene — Werke, sobald sie einmal von ein paar Zeitungen Urtheile erbeuten, fällen dann alle übrigen die ihrigen dazu, weil sie untereinander dadurch ihrer Urtheilskraft nur das Fortziehen, nicht den ersten Zug der Last aufbürden; ja sie geben zwei Urtheile über das nämliche Buch, indem sie ein anderes mit gar keinem bezeichnen. Wird aber nicht durch diese Unvollständigkeit dem Publikum die Kenntniß und den Autoren der Doppellohn der Zurechtweisung und der Förderung geraubt? Und soll der verdienstreiche wie der fehlerreiche Schriftsteller in demselben limbus patrum aufbehalten bleiben? Was gibt es nun", fährt Jean Paul fort, „für so viele übergangene, aller Recensionen beraubte Werke für ein Hülf- und Heilmittel? Ein ganz nahes, nämlich einen Redacteur oder Buchhändler, der eine Literaturzeitung für Restanten herausgäbe, welche etwa alle fünf Jahre den vergessenen oder übersehenen Werken ein kleines postjustinianisches Recht widerfahren ließe."

Dieser Vorschlag Jean Paul's würde heutzutage kaum Anklang finden bei einem unternehmungslustigen Verleger, da unsere Zeit noch raschlebiger ist als die damalige und das Bedürfniß der Nouveautés, der allerneuesten literarischen Modeartikel so vorherrscht, daß alles andere dagegen in den Hintergrund gedrängt wird. Ein Buch, das nicht die Jahreszahl des laufenden oder mindestens die

des vorhergehenden Jahrgangs der Zeitschrift trägt, wird von den Redactionen schon mistrauisch angesehen; es gilt eigentlich schon für veraltet, sobald es sich unter den Krebsen, den Remittenden der Ostermesse befindet, und selbst was der Sortimenter als Disponenden auf Lager behält, wird von der Kritik kaum noch als besprechenswerth angesehen. Unsere „Blätter“ sind hierin weniger peinlich; sie berücksichtigen auch ältere Jahrgänge der literarischen Production, besonders in Gesammtartikeln, und folgen hierin dem Beispiele der englischen Revuen. Den andern Zeitschriften aber wäre vielleicht eine Supplementarrubrik „für Restanten“ anzurathen oder eine gelegentliche Beurtheilung von Dichtwerken, welche nicht mehr die Signatur der zwei letzten buchhändlerischen Kalenderjahre tragen, sondern zum Theil bereits in den Lagerhäusern der Verleger trostlos zu verkümmern drohen.

Es gibt freilich Restanten, die später noch zu Ehren gekommen sind und, nachdem sie anfangs nur mit einigen kritischen Weihe- oder Feuertropfen besprengt worden waren, dann einen großen Weihesegen und Feuerregen der Kritik empfingen. Dazu gehört z. B. Schopenhauer, dessen „Welt als Wille und Vorstellung“ zwar von einem Jean Paul über die Taufe gehoben wurde, der das Werk als genial-philosophisch, kühn, vielseitig bezeichnete, ihm Scharfsinn und Tiefsinn, aber eine oft trost- und bodenlose Tiefe zusprach, es verglich mit dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, über welchen kein Vogel und keine Wolke zieht. Trotz dieser kritischen Taufe verkroch sich das Werk, von der Menge unbeachtet, alsbald in das buchhändlerische Gehäuse, aus welchem in der Regel keine Fühler mehr herausgestreckt werden, um nach Jahrzehnten noch einmal eine wunderbare Auferstehung zu erleben.

Wir möchten aber die Aufmerksamkeit auf andere „Restanten“ hinlenken, auf die Restanten der Bühnenliteratur, und zwar nicht insofern sie in den Erbbegräbnissen des Buchhandels schlummern, sondern als todte Inventarstücke der Theaterbibliotheken. Es gibt dort manches tüchtige und gewiß auch erfolgreiche Stück, das aus irgendwelchen Gründen, oft auch aus gar keinen, bei seinem ersten Erscheinen nicht auf die weltbedeutenden Breter gelangen konnte, welches entweder nirgends angenommen wurde oder bei einer Première ganz ohne seine Schuld verunglückte, sodaß die andern Bühnen sich für hinlänglich entschuldigt hielten, wenn sie ihm keine Beachtung schenkten. Solche Bühnenwerke schlafen in den Schränken der Theaterbibliotheken den Schlaf des Gerechten. Der Sturm und Drang der Gegenwart, das Angebot der Reclame, die Wirkung ausposaunter Erfolge, der Wunsch des Publikums, das Allerneueste zu sehen: das alles übt so mächtigen Einfluß auf die Theaterdirectionen, daß sie immer nur das Nächste der Bühnenliteratur, die eben erschienenen Werke ins Auge fassen und gar nicht Muße finden zu einem Rückblick auf die aufgespeicherten Erzeugnisse der Vergangenheit, denen das Siegel der Erfolglosigkeit auf die Stirn gedrückt zu sein scheint. Ja auch die Dramaturgen, die von manchen Theatern engagirt sind, um über die Bühnenfähigkeit der dramatischen Werke zu entscheiden, beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Laufenden und wenden höchst ausnahmsweise den Werken einer, wenn auch nur kurz vergangenen Epoche, ihre prüfende Theilnahme zu. Und doch würden wenigstens bei hervorragendern Dichtern die Urtheile des „Saisonpublikums“ einer Superrevision bedürftig sein, was alle jene Stücke betrifft, die vielleicht bei ihrem ersten Erscheinen wenig Glück hatten. Wie zahlreich z. B. sind die Dramen von Gutzkow: nur drei bis vier erhalten sich auf der Bühne, und darunter befindet sich eins: „Der Königslieutenant“, welches anfänglich für die Bühne verloren ging und erst später durch hervorragende Darsteller für dieselbe gerettet wurde. Viele der in seiner Gesammtausgabe enthaltenen Stücke sind von ihm gänzlich umgearbeitet worden: sollte nicht eins oder das andere in dieser Umarbeitung einen schönen Erfolg versprechen? Und wie mit Gutzkow ist's mit andern productiven Dichtern: auch in der Gesammtausgabe von Benedix' Dramen finden sich manche, die gewiß ebenso viel Erfolg haben würden wie diejenigen, die auf den Bühnen in Curs sind, wenn man sie jetzt wieder zur Aufführung brächte. Schon das Schicksal eines Theaterabends, der oft den Ausschlag gibt, ist unbestimmbar: es ist nie zu berechnen, von welchen Elementen da Wind und Wetter gemacht wird; eine einzige Clique und Coterie kann den Erfolg eines Abends ruiniren, ebenso eine verfehlte Darstellung der Hauptrollen. Doch auch das Urtheil eines gesammten Saisonpublikums, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist nicht maßgebend für die Zukunft. Es herrschen oft einseitige Geschmacksrichtungen, die nach mehrern Jahren nicht mehr zu Worte kommen. Es gibt Dramatiker, deren Stücke bei Lebzeiten nie gegeben wurden und erst mehrere Jahrzehnte nach ihrem Tode Geltung gewannen. Dazu gehört vor allem Heinrich von Kleist; doch das sind seltene Ausnahmen. Die Werke anderer Dramatiker, wie J. C. Klein's, sind von kunstsinnigen Bühnenleitern und Dramaturgen, wie Baron von Loën und Wilhem Buchholz, umgearbeitet und für die Bühne eingerichtet worden. Schon daß der Blick auf die Schätze einer frühern Epoche hingelenkt wird, ist sehr anerkennenswerth.

Wenn aber im allgemeinen die Directoren und ihre Vertreter bei der Ueberheizung unserer stets mit vollstem Dampf einherbrausenden Bühnenlocomotive dazu nicht Muße finden, so sollte die Kritik ihnen zu Hülfe kommen. Bulthaupt hat eine vortreffliche „Dramaturgie der Classiker“ geschrieben: sollte nicht ein feinfühliger und bühnenkundiger Kritiker eine „Dramaturgie der Restanten“ schreiben und darin Gelungenes, was mit Unrecht in Vergessenheit gerieth, zugleich dem Lesepublikum und den Theatern empfehlen?

Rudolf von Gottschall.

Poetische Sammlungen.

1. Zwölf Balladen von Johann von Wildenradt. Leipzig, Liebeskind. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Weltlust. Historietten, Schwänke und Lieder eines heitern Vaganten, von Märzroth. Leipzig, Liebeskind. 1883. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Gedichte von Johannes Trojan. Leipzig, Liebeskind. 1883. 12. 2 M. 40 Pf.

Einer der wenigen Verleger, welche ihre buchhändlerische Kraft fast ausschließlich der Pflege der lyrischen Poesie widmen, ist G. A. Liebeskind in Leipzig. Während es sonst in der buchhändlerischen Praxis üblich ist, den Verlag von Gedichten als ein Glücksspiel anzusehen, bei dem auf hundert Nieten vielleicht ein einziger großer Treffer komme, und während dem entsprechend diejenigen Handlungen, welche sich auf ein solches Wagniß einließen, den richtigen Weg in der ziemlich auswahllosen Publication einer möglichst großen Anzahl von Büchern erblickten, hat es sich der genannte Verleger augenscheinlich zur Aufgabe gemacht, dem Lesepublikum nur solche Poesien zu bieten, die sich alle durch irgendeinen originellen Zug von der großen Masse des Mittelmäßigen scheiden. Wie auf allen andern Gebieten, gibt es heutzutage auch in der Poesie keine mächtigere Herrscherin als die Mode, und derjenige Dichter, welchem es gelingt, durch ureigene oder auch künstlich zurechtgeklügelte Originalität, durch geschicktes Erfassen einer gerade im Entstehen begriffenen Zeitströmung, oder durch beliebige Willkürlichkeiten von genügender Kühnheit zum tonangebenden Factor einer neuen Moderichtung zu werden, darf eines großen Erfolgs von vornherein sicher sein. Kein Wunder also, wenn auch die Verleger ihr Augenmerk mit Vorliebe auf solche Productionen richten, denen eine der obenerwähnten Eigenschaften inne zu wohnen scheint, und trotz aller schweren Bedenken und Gefahren, welche ein solcher Cultus der „Originalität" in sich schließt, muß zugestanden werden, daß wir diesem unverkennbaren Geschäftsprincip des Herrn Liebeskind schon verschiedene bemerkenswerthe literarische Gaben zu danken haben.

Auch den drei geschmackvoll ausgestatteten Bändchen, welche wir diesmal zu beurtheilen haben, läßt sich eine gewisse Eigenart nicht absprechen, wenn auch alle drei Autoren nicht reich genug gewesen sind, ihre Schöpfungen ganz und gar auf eigenem Grund und Boden aufzubauen. Aber von der großen Heerstraße sind sie alle drei abgewichen, und wenn sie auch nicht die nöthige Kraft besaßen, neue Bahnen zu brechen, so wandeln sie doch als kluge Leute auf weniger betretenen Wegen, wo man auch den unscheinbaren Wanderer leicht bemerkt, während auf der belebten Landstraße freilich nur der Aussicht auf Beachtung hat, der seine Umgebung um Hauptеslänge überragt.

Johann von Wildenradt's „Zwölf Balladen" (Nr. 1) stehen genau auf der nämlichen Höhe dichterischen Könnens, wie desselben Verfassers früher veröffentlichte Epen. Sie sind sauber in der Form, klar im Ausdruck und treffen hier und da auch ganz glücklich den der behandelten Historie und dem gewählten Versmaß angemessenen Ton. Was ihnen fehlt, ist das rechte innerliche Leben, ist Schwung und Feuer und wahre, tiefe Empfindung. Nirgends vermögen sie zu ergreifen, zu packen, zu rühren; sie sind leidlich interessant, oder auch herzlich langweilig, je nach den Stoffen, die der Verfasser gewählt hat, und es muß leider gesagt werden, daß diese Wahl häufig eine recht unglückliche war. Ein deutscher Balladendichter hat nicht nöthig, zu den altdänischen Heldenliedern und ihrer naiven Roheit zurückzukehren, und er kann den schlagfertigen Mönch Tuolilo getrost unbesungen lassen, wenn er uns nichts Gewichtigeres von ihm zu sagen weiß als Wildenradt. Die deutsche Vergangenheit ist so überreich an den herrlichsten Balladenstoffen, und die Sage hat um manches Fleckchen deutscher Erde so schöne, tief poetische Erzählungen gewoben, daß ein mühseliges Zusammentragen so seltsamer und fernliegender Stoffe, wie wir es in Wildenradt's Balladenbuch finden, nur durch allzu ängstliches Streben nach einer gewissen Originalität erklärt werden kann. Die Dürftigkeit des Materials wird überdies durch die schrankenlose Redseligkeit des Dichters noch empfindlicher zum Bewußtsein gebracht, und die „behagliche epische Breite", die nirgends weniger am Platze sein kann als hier, macht einiges völlig ungenießbar. Es ist wol möglich, daß auch diese Mosaikarbeit des fleißigen Dichters in der hübschen äußern Gewandung, in der sie erscheint, ihre Freunde finden wird, in weitern Kreisen aber dürfte sie den Geschmack an der Balladenpoesie schwerlich neu zu beleben vermögen.

Der Verfasser des zweiten uns vorliegenden Büchleins aus dem Liebeskind'schen Verlage hat als fleißiger Mitarbeiter der münchener „Fliegenden Blätter" bereits eine gewisse Popularität erworben, und es kann gern zugestanden werden, daß sich Märzroth's Gedichte und Historietten „Weltlust" (Nr. 2) im Rahmen einer periodischen Zeitschrift, die großentheils dem ausgelassensten Humor gewidmet ist, um ihrer ernstern Gedanken und tiefern Lebensweisheit willen recht vortheilhaft abheben. In der wesentlich veränderten und verschärften Beleuchtung aber, in welche sie durch die Zusammenfassung zu einem selbständigen Buche gerückt werden, fordern sie doch durch Form und Inhalt mancherlei gewichtige kritische Bedenken heraus. Der größte Theil der ziemlich bunt durcheinander geworfenen Poesien ist in Scheffel'scher Art gehalten, leider aber ohne jeden wirklich dichterischen Hauch, ohne Schwung und Grazie der Verse, ohne echten, aus dem Herzen kommenden Humor. Wie es bei allen Nachahmungen — mögen sie nun bewußte oder unbeabsichtigte sein — zu gehen pflegt, sind auch hier einige

hervorstechende äußere Eigenthümlichkeiten des Vorbildes für das eigentliche Wesen desselben genommen worden, und was bei Scheffel nur eine charakteristische Zuthat, ein zwar unentbehrliches, aber doch nur äußerliches Requisit ist, das ist hier zur ermüdenden nüchternen Manier geworden. Was sich mit scharfem Verstande, mit leidlicher Gewandtheit im Reimen und mit sorgsam berechneter Verwendung gewisser bei andern Autoren bereits bewährter Formen schaffen läßt, das hat Märzroth in seinen Historietten und Schwänken geboten; vielleicht nur eine kleine Zuthat eigenen Talents wäre nöthig gewesen, etwas wirklich Beachtenswerthes aus so fleißiger Arbeit zu machen; aber gerade an dieser kleinen Zuthat hat es gefehlt. Der Gedanke, welcher den einzelnen Gedichten zu Grunde liegt, ist fast ausnahmslos ein sehr glücklicher, und wären diese Geistesblitze zu ebenso viel kurzen Epigrammen verarbeitet worden, als sie hier schwanke Reimgebäude haben krönen müssen, so wäre damit zwar noch lange kein Buch zu füllen gewesen, aber man hätte doch von einer achtungswürdigen literarischen Bedeutung der Märzroth'schen Poesie reden können. Auch der ernsteste Fleiß und das redlichste Streben vermögen eben trotz des Aufgebots aller Hülfsmittel nicht zu erreichen, was bei einem echten Talent das mühelose Geschenk einer einzigen glücklichen Stunde ist.

Wärmeres Lob als den beiden vorerwähnten Gedichtsammlungen, bei denen die Absicht gar zu merklich zu Tage tritt, um nicht ein wenig zu verstimmen, kann den „Gedichten" von Johannes Trojan (Nr. 3) gespendet werden. Wohl treten sie mit der anspruchslosesten Bescheidenheit auf, und wohl sind die Stoffe, welche sie mit Vorliebe behandeln, meist von der geringfügigsten Art: aber gerade in der Geschicklichkeit, mit welcher der Dichter dem Unbedeutendsten und Unwesentlichsten in seiner Umgebung durch feine, warmherzige Beobachtung einen poetischen Reiz abzugewinnen verstand, liegt der Werth und die Bedeutung dieses eigenartigen Buchs. Hier und da freilich will es den Anschein gewinnen, als sei bei den Betrachtungen und Bildern aus dem intimsten Naturleben ein klein wenig Künstelei im Spiel; aber eine so kleine Sünde verzeiht man dem Verfasser gern, wenn er, wie Trojan, an anderer Stelle durch tiefe Innigkeit und Wahrheit der Empfindung für die mit untergelaufenen leeren Tändeleien zu entschädigen weiß. Daß dabei nirgends die Hülfstruppen einer falschen, wortreichen Sentimentalität mit ins Gefecht geführt werden, und daß die schlichte Form überall dem einfachen Gedankengang des Inhalts angemessen bleibt, ist als ein weiterer und gewiß nicht zu unterschätzender Vorzug anzusehen. Man lese als Beleg dafür nur das folgende kleine Gedicht:

Das Eigen.

Es war ein Mann, der wünschte sich ein Eigen
Und bat den Himmel oft, es ihm zu geben.
Nicht wollt' er rühmend es den Leuten zeigen,
Er wünscht' es sich, um ungestört zu leben.

Wo er sich ruhigen Behagens freute,
Ein solches Plätzchen hätt' er gern erworben,
Wo durch die Launen ungefüger Leute
Nicht guter Tag zu oft ihm würd' verdorben.

Er hat's erlangt und sieht sich unbeneidet,
Er steht davor und kann es übersehen,
Ein kleiner Hügel ist's, mit Grün umkleidet,
Dahin nun mag er, wenn er Lust hat, gehen.

Dort ist es still und friedlich, in der Ferne
Hört er den Wellenschlag des Lebens rauschen;
Und an dem Hügel sitzend, mag er gerne
Dem süßen Sang der kleinen Vögel lauschen.

Er pflanzt den Baum und spricht: An deinen Zweigen,
Ich bitt' dich, laß die zarten Blätter sprossen!
Und neig' dich freundlich auf mein kleines Eigen
Und auf das Liebe, das es hält umschlossen!

Auch bringt uns Trojan manchen guten Kernspruch ernster Lebensweisheit, und er weiß dafür einen ungleich frischern und kräftigern Ton zu finden als Märzroth mit seiner erkünstelten Urwüchsigkeit und seiner Zwanglosigkeit der äußern Form, der man doch die Mühsal gar oft deutlich anmerkt. In dieser Hinsicht enthalten die „Gedichte" Trojan's des Lesens- und Merkenswerthen genug, und zwei treffliche Sprüchlein aus der langen Reihe mögen hier noch den Dichter sich selbst empfehlen lassen. S. 186 heißt es:

Was kann man lernen in schweren Tagen?
Freunde gewinnen und Feinde schlagen,
Des Brotes Wohlgeschmack recht ermessen,
Und allerlei kleinen Schmerz vergessen,
Allerlei kleine Hantierung treiben:
Schuh bürsten, früh aufstehn und nüchtern bleiben,
Von Kirschen und anderem Gottessegen
Die Stein' aufschlagen der Kerne wegen,
Und lernen, daß Ueberfluß und Glück
Noch schwerer sich trägt als Misgeschick.

Und weiterhin:

Im Korn, am Feldweg und auf dem Rain
Blüht so vieles im Sonnenschein,
Man rauft es aus und trägt's nach Haus,
Und getrocknet sieht es erbärmlich aus.
Was man doch nicht besitzen kann,
Laß stehn, wo es steht, und freu' dich dran!

Reinhold Ortmann.

Fürst Bismarck und sein Evangelist.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1884. 8. 12 M.

Nachdem uns Moritz Busch das Verhalten der Bismarck'schen Politik gegenüber Oesterreich auseinandergesetzt hat, beginnt er den zweiten Band mit einem Kapitel „Bismarck und die Franzosen". Auch hier spielen anfangs wieder die Briefe Bismarck's an Manteuffel eine gewisse Rolle. Die Napoleonische Politik bewahrte in der Schleswig-holsteinischen Frage eine volle Neutralität, weil Napoleon hoffte, durch friedliche Verständigung mit Preußen für diese Enthaltsamkeitspolitik entschädigt zu werden. Wie Bismarck in seinem Rundschreiben vom 29. Juli 1870 sagte, sind die begehrlichen Absichten des französischen Gouvernements auf Belgien und die Rheingrenze, die es mit preußischem Beistande durchzuführen hoffte, schon vor 1862 an ihn herangetreten. Das ist der Kern der Napoleonischen Politik; das Programm seiner Jugendzeit, die Rache für Waterloo, verschwand hinter den Berechnungen, die auf friedlichem Wege und durch gegenseitige Zugeständnisse eine gleichzeitige Vergrößerung Preußens und Frankreichs anstrebten und im Mai 1866 in dem Vorschlag eines Congresses und eines Offensiv- und Defensivbündnisses gipfelten, welchen Bismarck in dem erwähnten Rundschreiben mittheilt und den hier zu wiederholen bei dem oft kurzen Gedächtniß der Zeitgenossen nicht überflüssig sein dürfte.

1) „Falls der Congreß zu Stande kommt, gemeinschaftlich die Abtretung Venetiens an Italien und die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen verfolgen. 2) Wenn der Congreß zu nichts führt, Angriffs- und Vertheidigungsbündniß. 3) Der König von Preußen wird zehn Tage, nachdem der Congreß sich getrennt hat, die Feindseligkeiten eröffnen. 4) Wenn der Congreß nicht zusammentritt, wird Preußen dreißig Tage nach Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrags angreifen. 5) Der Kaiser der Franzosen wird Oesterreich den Krieg erklären, sobald die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Preußen begonnen haben. 6) Man wird keinen Separatfrieden mit Oesterreich schließen. 7) Der Friede wird auf folgende Bedingungen hin abgeschlossen werden: Italien bekommt Venetien, Preußen die weiter unten genannten deutschen Gebietstheile mit sieben oder acht Millionen Seelen nach Wahl und überdies Bundesreform im preußischen Sinne, Frankreich den Landstrich zwischen Mosel und Rhein ohne Koblenz und Mainz mit 500000 Seelen von Preußen, das bairische Gebiet auf dem linken Rheinufer, Birkenfeld, Homburg, Darmstadt (soll heißen, das großherzoglich hessische Gebiet links vom Rhein) mit 213000 Seelen. 8) Militärische und maritime Convention zwischen Frankreich und Preußen, sobald das Bündniß unterzeichnet ist. 9) Beitritt des Königs von Italien." Die Stärke des Heeres, mit welchem der Kaiser nach Artikel 5 uns beistehen wollte, wurde in schriftlichen Erläuterungen auf 300000 Mann angegeben. . . . Ein jeder, welcher mit der intimern diplomatischen und militärischen Geschichte des Jahres 1866 vertraut ist, wird durch diese Klauseln die Politik hindurchschimmern sehen, welche Frankreich gleichzeitig gegenüber Italien, mit dem es ebenfalls verhandelte, und später gegenüber Preußen und Italien verfolgte. Nachdem wir im Juni 1866, ungeachtet mehrfacher, fast drohender Mahnungen zur Annahme, das obige Allianzproject abgelehnt hatten, rechnete die französische Regierung nur noch auf den Sieg Oesterreichs über uns und auf unsere Ausbeutung nach unserer eventuellen Niederlage, mit deren diplomatischer Anbahnung die französische Politik sich nunmehr nach Kräften beschäftigte.

Die Benedetti'schen Vorschläge nach 1866 hatten einen ähnlichen Inhalt. Es handelte sich um Varianten, um einzelne herausgegriffene Punkte jenes Schutz- und Trutzbündnisses. Das Concept, welches Benedetti im Frühling 1867 aus Versehen in den Händen des Kanzlers ließ, enthielt eine dieser Varianten. In dem demnächst erscheinenden dritten Bande von Meding's „Memoiren zur Zeitgeschichte" findet sich eine auch in „Unsere Zeit" mitgetheilte Anekdote, welche sich Busch, wenn sie ihm bekannt geworden wäre, gewiß nicht hätte entgehen lassen. Die Geistesgegenwart, mit welcher der Kanzler die unmittelbar bevorstehende Kriegsgefahr wegen Luxemburgs dadurch abwandte, daß er vor einer entscheidenden Sitzung des Norddeutschen Reichstags Benedetti's Note zu empfangen ablehnte, gehört zu den glänzendsten Zügen in seiner Biographie. Ueber die Kriegsgefahr des Jahres 1868, nachdem Napoleon eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph gehabt (23. August 1867), über die damals projectirte und eingeleitete Allianz mit Italien und Oesterreich gibt Meding auch einige neue Aufschlüsse. Busch beschränkt sich darauf, die Mittheilungen des Prinzen Napoleon in der „Revue des deux mondes" von 1878 zu reproduciren:

Im nächsten Jahre begannen Napoleon und Victor Emanuel geheime Unterhandlungen über eine Allianz. Der Graf Beust wußte davon und wurde vom Fürsten Metternich, der dabei „nicht sowol als österreichischer Botschafter wie als Vertrauensmann der Tuilerien mitwirkte", über alles ohne Verzug unterrichtet. Es kam zu einem Vertragsentwurf, nach welchem ein Bündniß zwischen Italien, Frankreich und Oesterreich geschlossen werden sollte, das seine Spitze gegen Preußen kehrte. Die beiden Bundesgenossen Frankreichs sollten zunächst diplomatisch interveniren und, wenn dies erfolglos bliebe, ins Feld rücken. Nach dem Vorschlage des wiener Cabinets wollte man an Preußen die Forderung richten, sich zu genauer Aufrechthaltung des durch den Prager Frieden hergestellten Standes der Dinge zu verpflichten. Würde dies abgelehnt, so wollten Oesterreich und Italien ihre Allianz mit Frankreich erklären und zum Angriff auf Deutschland vorgehen. Der König Victor Emanuel erbot sich, sofort 60000 und nach einigen Wochen noch 40000 Mann zu stellen. Oesterreichs Armeen sollten etwas später in die Action treten. Die Italiener sollten die österreichische Grenze überschreiten, in Baiern eindringen und München besetzen, die Oesterreicher in Böhmen Stellung nehmen und von da aus den Truppen des Königs von Italien die Hand reichen. Da Italien als Bedingung für seinen Beitritt den Abzug der Franzosen aus Rom aufstellte und Oesterreich dies unterstützte, Napoleon aber, von der bigotten Kaiserin und den jesuitischen Rathgebern derselben beeinflußt, auf dieses Verlangen nicht eingehen zu können glaubte, unterblieb die schließliche Verständigung. Indeß waren in der

Sache eigenhändige Schreiben zwischen Napoleon einerseits und Franz Joseph, sowie Victor Emanuel andererseits ergangen, nach deren Inhalt der Kaiser der Franzosen glauben konnte, der Abschluß eines Vertrags, wie man ihn im Auge gehabt, werde später, wenn Frankreich Preußen den Krieg erklärt und einen ersten Sieg erfochten, keinem Hindernisse mehr begegnen. Endlich meinte das französische Cabinet auch auf die süddeutschen Staaten rechnen zu können.

Ueber die Kriegsursachen von 1870, die Friedensverhandlungen, die spätere Stellung Bismarck's gegenüber Frankreich stellt Busch meist Bekanntes in pragmatischer Folge zusammen.

Im zweiten Kapitel sucht er nachzuweisen, wie es mit unserm Soll und Haben gegenüber der russischen Politik steht. Der Wendepunkt, an dem die Unzufriedenheit Rußlands, die Feindseligkeit gegen Deutschland, der Ton der chauvinistischen russischen Presse zuerst zum Durchbruch kam, datirt vom Berliner Congreß her. Busch faßt die Verdienste des Kanzlers um Rußland und Europa in folgender Weise zusammen:

Den berechtigten Interessen Rußlands war also Rechnung getragen. Der Fürst Bismarck war den von ihm im deutschen Reichstage abgegebenen Erklärungen in allen Stücken gerecht geworden, er hatte Rußland jeden Dienst geleistet, der sich mit der Sicherheit Oesterreich-Ungarns vertrug, er hatte dem durch den Krieg mit den Türken erschöpften alten Verbündeten im Osten einen Weg zwischen Demüthigung und einem schwereren Kampfe mit Oesterreich-Ungarn und England geöffnet. Daß er nicht mehr thun, nicht alle Ansprüche der russischen Politik vertreten und unterstützen konnte, weil er sich und Deutschland dann mit dem übrigen Europa verfeindet hätte, lag auf der Hand. Aber in Moskau und Petersburg sah man das nicht ein. Der deutsche Kanzler hatte die Verkleinerung und Theilung Bulgariens billig gefunden und die von England vorgeschlagene Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich gutgeheißen, und das erschien der russischen Begehrlichkeit wie Verrath an der bisherigen Freundschaft und schwere Undankbarkeit gegenüber dem 1866 und 1870 von Rußland beobachteten Verhalten.

In dem dritten Abschnitte: „Bismarck's Stellung zu den Ansprüchen der Polen", gibt Busch ein Résumé über die Geschichte Posens seit seiner Einverleibung in die preußische Monarchie und führt alles an, was Bismarck selbst in den Parlamenten hierüber geäußert hat. Am Schluß des Kapitels heißt es:

Fassen wir das Gesagte zusammen, so meinen wir die Gedanken des Reichskanzlers wiederzugeben, wenn wir Folgendes behaupten. Preußen besitzt den Theil des ehemaligen Polenreichs, der ihm einverleibt ist, vollkommen rechtmäßig. Die betreffenden Provinzen sind, ganz so wie die übrigen Glieder, nicht bloße Anhängsel des preußischen Staatsorganismus. Die Einsprüche dagegen, die aus den Verträgen abgeleitet werden, sind null und nichtig, grundlos und unlogisch, und die Abgeordneten, welche sie erheben, haben dazu von ihren Wählern kein Mandat. Der Besitz dieser Provinzen ist für Preußen eine Nothwendigkeit. Das Eroberungsrecht hier nicht anerkennen, heißt im Munde von Polen die polnische Geschichte in der Zeit der Macht der Republik vergessen, eine Geschichte, die eine Kette von Eroberungen ist. Diese Eroberungen waren mit grausamer Knechtung und Aussaugung der Unterworfenen verbunden. Polen konnte infolge seiner Verfassung, welche die Freiheit des Einzelnen höher stellte als das Wohl des Staats, in der neuen Zeit nicht fortbestehen. Eine Wiederherstellung desselben ist schlechterdings unmöglich; denn sie würde die Herrschaft einer Minorität von sechs bis sieben Millionen Polen über ungefähr dreimal soviel Nichtpolen und die Zerreißung von drei Großstaaten Europas bedeuten. Die wiederholt aufgetauchte Lüge, der leitende preußische Staatsmann neige zu einer solchen Restauration hin und habe Schritte zu ihrer Herbeiführung gethan, war schon aus diesem Grunde im höchsten Grade unwahrscheinlich. Für die große Masse der polnischen Bevölkerung Preußens ist die Aufnahme in dessen Staatsverband und in die deutsche Culturſphäre ein Segen gewesen, und viele empfinden das dankbar und würden das noch stärker empfinden, wenn ihre Geistlichen nicht durch Vorspiegelung einer Gefahr für ihren katholischen Glauben gegen die Regierung und das deutsche Wesen wirkten. Trotzdem würde dem Volke in den polnisch redenden Kreisen Preußens eine Wiederkehr der alten Zustände als ein schweres Unglück erscheinen. Nur die Adelichen und der Klerus wissen, was sie wollen, wenn sie eine Wiederherstellung der polnischen Republik vor den Theilungen wünschen und erstreben. Die Vergangenheit ist ihnen, was den ausgewanderten Juden Aegypten mit seinen Fleischtöpfen war. Sie wollen wieder in den Stand gesetzt sein, mit den Bauern nach Belieben zu schalten, die deutsche Zucht soll wieder der polnischen Freiheit weichen, die deutsche Bildung der römischen Dressur. Solchen Wünschen ist aber ein genügend starker Pflock vorgesteckt, und das ist eine Wohlthat. Es ist ein Glück für den polnischen „Patriotismus" oder — nennen wir das Kind beim rechten Namen — für den Egoismus mit der patriotischen Kokarde, daß er nicht die Macht hat, seine Velleitäten in erfolgreiche Thaten umzusetzen, er würde sich und das ganze Volk und Land abermals zu Grunde richten. Wir aber werden ihm in keiner Weise zur Verwirklichung seiner Phantome verhelfen. Es wäre Sünde gegen uns selbst und Sünde gegen unsern Nächsten, der zwar weiß, was er will, aber nicht weiß, was er thut.

Der Abschnitt „Bismarck und die Presse" bringt wenig Neues; die hier mitgetheilten Anschauungen des Reichskanzlers sind bekannt, ebenso daß Bismarck als junger Diplomat in Frankfurt die Preßzustände mit besonderm Eifer verfolgte und auf diesem Gebiete thätig mit eingriff. Einige Aeußerungen des Reichskanzlers über die officiöse Presse veranlassen Busch zu der folgenden Schlußparabase:

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Minister eines großen Staats der Vertretung und Unterstützung in der Presse bedarf, und es ist ebenso klar und unumgänglich, daß in einem mehr oder minder bureaukratisch geordneten Staatswesen die journalistische Arbeit im Interesse der Regierung wenigstens theilweise von Beamten und auf öffentliche Rechnung besorgt werden muß. Der leitende Minister muß neben seinem officiellen Preßorgan wenigstens ein großes Blatt zu seiner Verfügung haben. Wie die Dinge liegen, erscheint es aber auch nützlich und erlaubt, wenn zugleich durch die unabhängige Presse Mittheilungen und Anschauungen aus Regierungskreisen ins Publikum gelangen. Die Regierung ist in ihrem guten Recht, sie erfüllt ihre Pflicht, wenn sie nach möglichst viel Einfluß auf die öffentliche Meinung strebt, und keine Redaction wird gezwungen, hierzu die Hand zu bieten, es ist vielmehr durchweg freier Wille, wenn die eine oder die andere officiösen Artikeln Aufnahme in ihren Spalten gewährt. Dabei aber ist eins entschieden zu wünschen und zu empfehlen: die Inspiration und Information muß nicht, wie mehrmals zu bemerken war, von mehrern voneinander unabhängigen und zuweilen in ganz verschiedener Richtung wirkenden

Stellen, sondern von einem einzigen Centralpunkte ausgehen, der sich in unmittelbarer Nähe des leitenden Staatsmannes befindet. Einheitlich wie die Action der Diplomatie muß auch die der gouvernementalen Presse sein. Das Gegentheil ruft nur Begriffsverwirrung hervor, in welcher dem Publikum nur das eine feststeht, daß unter den Chefs der verschiedenen Zweige der Regierung Zwiespalt herrscht.

Das fünfte Kapitel: „Der Kanzler als Staatssocialist", theilt wieder die wichtigsten Reden mit, die Bismarck auf diesem Gebiete gehalten hat, und berichtet über die interessanten Beziehungen Lassalle's zum Fürsten. Die Geschichte der deutschen Socialdemokratie, die uns hier in nuce mitgetheilt wird, ist dem bekannten Werk von Mehring entnommen. Dem berechtigten Wunsche, außer der Compilation des Bekannten auch etwas Neues in diesem Kapitel zu finden, kommen die folgenden beiden Stellen entgegen, in denen der Kanzler seinem Eckermann Ansichten mittheilt, die wenigstens in dieser Fassung noch nicht das Echo der Parlamente und der Presse wachgerufen haben.

Zur Zeit als der Kanzler zuerst daran dachte, die jetzige Armenpflege durch eine rationelle, das Selbstgefühl des Arbeiters nicht verletzende Organisation zu ersetzen, äußerte er:

Wer Aussicht auf Pension für das Alter oder die Invalidität hat, sei sie auch noch so klein, der fühlt sich wohler und zufriedener mit seinem Schicksal, der ist viel williger und leichter zu behandeln als der, welcher in eine ungewisse Zukunft blickt. Betrachten Sie z. B. den Unterschied zwischen einem Privatdiener und einem Kanzleidiener oder Hofbedienten, die letztern werden sich weit mehr bieten lassen, viel mehr Anhänglichkeit an ihren Dienst haben als jener; denn sie haben Pension zu erwarten. In Frankreich sorgt auch der kleine Mann, wenn er rechtschaffen denkt und irgendetwas zurückzulegen im Stande ist, für seine Zukunft, indem er Rente kauft. Etwas Aehnliches soll für unsere Arbeiter eingerichtet werden. Da reden sie von Staatssocialismus, und damit soll die Sache abgethan sein. Als ob das mit einem Wort, einer Phrase zu beseitigen wäre! Mag es wirklich Socialismus sein, dieser Gedanke, dieser Weg, er war einem dringenden Bedürfniß entsprungen, nothwendig. Und was sind denn die jetzigen Einrichtungen mit dem Unterstützungswohnsitz? Gemeindesocialismus. Man wirft ein, das Gesetz werde zu seiner Ausführung große Summen erfordern, wenigstens hundert Millionen Mark, wahrscheinlich aber doppelt so viel. Aber auch dreihundert Millionen würden mich nicht abschrecken. Es müssen Mittel beschafft werden, staatlich freigebig zu sein gegen die Armuth, die unverschuldete, nicht in der Form des Almosens. Die Zufriedenheit der besitzlosen Klassen, der Enterbten, ist auch mit einer sehr großen Summe nicht zu theuer erkauft. Sie müssen einsehen lernen, daß der Staat auch nützlich ist, daß er nicht blos verlangt, sondern auch gibt. Und wenn dieser die Sache in die Hand nimmt, der Staat, der nichts verdienen will, der keine Zinsen und Dividenden erstrebt, so wird es schon gehen. Man könnte ja schlimmstenfalls das Tabacksmonopol dazu verwenden. Das würde dann gestatten, für die Armen eine Fideicommißrente zu schaffen. Sie brauchen aber das Monopol nicht in den Vordergrund zu stellen, es ist nur der äußerste, der höchste Trumpf. Den Armen kann schon durch höhere Besteuerung von Genußmitteln wie Taback, Bier und Branntwein ein kleines Erbe verschafft und die Zukunft lichter gestaltet werden.

Und am 26. Juni 1881 sagte er zu Busch:

Der Staat muß die Sache in die Hand nehmen, nicht als Almosen, sondern als Recht auf Versorgung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann. Wozu soll nur der, welcher im Kriege erwerbsunfähig geworden ist, oder als Beamter, durch Alter, Pension haben und nicht auch der Soldat der Arbeit? Diese Sache wird sich durchdrücken. Sie hat ihre Zukunft. Es ist möglich, daß unsere Politik einmal zu Grunde geht, wenn ich todt bin. Aber der Staatssocialismus paukt sich durch. Jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen.

Die beiden letzten Kapitel steigen von dem weltgeschichtlichen Kothurn herab und zeigen uns den Fürsten als Humoristen und in seinem Privatleben, nachdem eine kurze Charakteristik desselben als Redner vorausgegangen ist. Von der eigentlichen parlamentarischen Beredsamkeit denkt Bismarck gering. In Berlin sagte er einmal im Februar 1870:

Es ist wirklich mit diesen beredten Herren (er hatte dabei namentlich den Abgeordneten Lasker im Auge) wie mit manchen Damen, die einen kleinen Fuß haben und immer zu enge Schuhe anziehen und die Füße vorstrecken und sehen lassen. So, wenn einer das Unglück hat, beredt zu sein, da hält er zu lange Reden und zu oft.

Wir denken nicht so gering von der Beredsamkeit, von der wahren Beredsamkeit, die nicht, wie Bismarck einmal von Gagern sagte, eine Phrasengießkanne ist. Sie gehört neben der Dichtkunst zu den geistigen Erzeugnissen einer Nation, die von dem errungenen Höhenpunkt der Cultur ein glänzendes und dauerndes Zeugniß ablegen. Doch ist der äußere Fluß der Rede nur ein Moment, das nicht den Ausschlag gibt für die Bedeutung der öffentlichen Eloquenz: mit diesem blos formalen Maßstab darf sie nicht ausschließlich gemessen werden. Jede geistige Eigenart soll sich in der Rede aussprechen. Der elegante Fluß eines Bennigsen mit seiner sorgfältigen Feile und wohlthuenden Wärme, die scharfsinnige Dialektik eines Bamberger, die schneidige Offensive eines Richter, die diplomatische und dabei mit allerlei Stacheln reichlich besetzte Sophistik eines Windthorst haben mit Bezug hierauf gleiches Recht. Das sachlich Treffende und Schlagende gehört wesentlich mit zu den Vorzügen einer guten Rede, und die Eloquenz in Glacéhandschuhen muß einen frostigen Eindruck machen, wenn die politische Temperatur Fausthandschuhe verlangt. Niemand wird sich besinnen, den Fürsten Bismarck zu den hervorragenden Rednern zu rechnen, wenn ihm auch die Rede nicht so glatt vom Munde geht wie dem gereinischen reißigen Nestor, wenn er auch im Reden erst producirt, nach treffenden Wendungen sucht, dann aber auch die treffendste findet. Mit Recht sagt Busch:

Bismarck hat viel wahre Beredsamkeit für den, welcher die innere Form von der äußern zu unterscheiden versteht. Er ist allerdings kein Redner im herkömmlichen Sinne des Worts, kein Redevirtuos, und zwar vorzüglich deshalb nicht, weil er eigene Gedanken hat. Seine Ansprachen und Antworten in den Parlamenten haben Hand und Fuß, sie gehen immer auf den Kern des betreffenden Themas, sie wirken durch das Gewicht ihrer Thatsächlichkeit, sie riechen gleichsam nach dem Leben, dem sie entnommen sind, und strahlen es in jedem Satze aus, wir bewundern in ihnen die Tiefe und den Weitblick des Sprechenden. Er ist dagegen zu gewissenhaft und zu stolz, um mit bestechen-

den, berückenden, näher besehen aber seichten oder ganz inhaltslosen Phrasen um den Beifall der Versammlung und der Presse zu werben, zu wahrheitsliebend, um die falschen Karten der Sophistik auszuspielen, und zu gedankenreich, um den Zuhörern mit glatt dahinfließendem Wortstrome imponiren und Vergnügen bereiten zu können. Häufig stockt er mit der Fülle der sich ihm aufdrängenden neuen Ideen und Perspectiven, und er kommt zu Einschaltungen und Anakoluthen, zu Ellipsen, nachhinkenden Ergänzungen und einschränkenden Vorbehalten, zu Vordersätzen, denen der Nachsatz fehlt, oder zum Wegfall von Mittelgliedern. Dazu tritt eine starke Dosis Nervosität, verbunden mit einem heißen, leicht erregbaren Temperament, und das Organ läßt ebenfalls zu wünschen übrig.

Die humoristischen Aeußerungen Bismarck's sind, soweit es seine Jugendbriefe betrifft, aus dem Buche Hesekiel's bekannt: sie haben einen frappant heinisirenden Ton; die Skizze aus dem Seebad z. B. erinnert an die „Reisebilder". Auch in den Briefen der Poschinger'schen Sammlung kommt dieser Ton zuweilen zum Durchbruch, und selbst unter dem Geschäftsstil lauert manche Pointe; auch er birgt bisweilen den Dolch im Gewande. Die versailler Tischgespräche sind meistens bekannt; sehr ergötzlich ist die Erzählung von der Vorlesung Alexander von Humboldt's bei Hofe, wo der berühmte Gelehrte über den Popokatepetl sprechen wollte und gegenüber einem gewandten Erzähler nicht zu Worte kommen konnte. Humboldt spielte bei dieser Anekdote die Rolle eines Lustspielhelden, was den Verehrern des großen Mannes als ein Verstoß gegen die ihm schuldige Pietät erscheinen wird. Folgende kleine Blumenlese aus Bismarck's humoristischen Gartenbeeten theilt Busch noch mit:

Nachdem Bismarck in Versailles einmal den frühern Minister Arnim-Boitzenburg, der in Aachen sein Vorgesetzter gewesen war, als „liebenswürdig und gescheit, aber zu keinem stetigen Handeln und energischen Auftreten geneigt" charakterisirt hatte, fuhr er fort: „Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer, und zuletzt ist's gar nichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung ab, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Widerlegung, bis schließlich gar nichts übrigblieb und nichts in der Sache geschah." Delbrück lobte den Schwiegersohn, den vielberufenen Grafen Harry Arnim, als unterrichtet und geistreich, meinte aber, er sei theilnahmlos und ohne Streben. „Ja", bestätigte der Kanzler, „ohne Streben, er hat keinen Raketensatz im After." In der historischen Nacht des Sommers 1866, in welcher General Manteuffel die Elbe zu überschreiten und ins Welfenreich einzurücken im Begriffe stand, telegraphirte ihm Bismarck, wol auf seine Anfrage in Betreff des Verfahrens mit den Hannoveranern: „Behandeln Sie sie als Landsleute, eventuell tödlich." Als Vogel von Falkenstein während des Deutsch-Französischen Kriegs den Abgeordneten Jacoby als franzosenfreundlich demonstrirenden Socialdemokraten hatte verhaften lassen und Bismarck sich bei ihm vergeblich für dessen Freigebung verwendet hatte, sagte letzterer: „Wenn er ihn als Rhinoceroskotelett gegessen hätte, meinethalben; aber ihn einsperren, da hatte er nichts als einen alten dürren Juden."

Das letzte Kapitel schildert den Fürsten als Privatmann, in seinem Familienleben als Gatte und Vater, in seinem Sinn für Landleben und Naturschönheit, der sich auch in stimmungsvollen, warm empfundenen Landschaftsbildern aus Petersburg und Südfrankreich ausspricht, die er in seinen Briefen skizzirte. Ueber seine Passion als Jäger, Reiter und Fechter sagt er:

Unter den Wissenschaften haben den Fürsten von jeher die historischen und gegographischen besonders angezogen, die, welche das Werden auf politischem und socialem Gebiet erkennen lassen, und die, welche dessen natürliche Bedingungen, das Gegebene und Gewordene, die Verhältnisse und Zustände zeigen, nach denen sich die zukünftigen Gestaltungen, so weit menschlicher Verstand reicht, berechnen lassen. Er ist mit der hierüber vorhandenen Literatur in ihren Hauptwerken wohl vertraut und verfolgt deren neue Erscheinungen — ich nenne nur die treffliche Darstellung des Entstehens und des Ganges der ersten Französischen Revolution, die wir Taine verdanken — mit lebhaftem Interesse. In Betreff der schönen Wissenschaften gibt er Goethe und Shakspeare den Vorzug. Wollte er einmal einen beträchtlichen Theil der gesammelten Werke des erstern andern überlassen, so meinte er andererseits mit dem Rest etliche Jahre auf einer wüsten Insel auskommen zu können. Schiller ist ihm, offenbar infolge der starken Abneigung, die ihm pompöser und declamatorischer Stil einflößt, weniger sympathisch, und den Apfelschuß im „Tell" hält er für unnatürlich, den überlegten Mord Geßler's aus dem Hinterhalt für nicht heldenmäßig. Was die letzten Ernten an belletristischem Gewächs auf den deutschen Markt geliefert haben, gilt ihm selbstverständlich noch weit weniger, doch hat er von den bekanntern Romanen und Novellen dieser Epigonenthätigkeit wenigstens Notiz genommen. Mehr Beachtung scheinen ihm die englischen und noch mehr die französischen Romanschriftsteller der Gegenwart abgewonnen zu haben. „Schicke mir einen französischen Roman", bittet er während des böhmischen Feldzugs brieflich seine Gemahlin, „aber nur einen auf einmal." Zu bezweifeln ist es indeß, wenn Seinguerlet „einen englischen Autor" berichten läßt, er habe auf dem Schreibtisch des Fürsten „ganze Haufen" belletristischer Franzosen gesehen. Ebenso würde es cum grano salis zu nehmen sein, wenn derselbe Ungenannte behauptet hätte, „Feydau, Edmont de Goncourt und Flaubert sind seine Lieblingschriftsteller, und ganz neuerdings hat er auch die realistischen Schöpfungen Emile Zola's mit Theilnahme verfolgt". Das Interesse war hier trotz mancher Vorzüge, welche die genannten Dichter vor den Herren Collegen in Deutschland unstreitig auszeichnen, sicher mehr ein culturhistorisches als ein ästhetisches.

Ueber die Blüte der „Epigonenthätigkeit", die aber nicht im Garten von Bismarck, sondern in dem von Moritz Busch gewachsen ist, haben wir uns bereits in einer „Literarischen Unterhaltung" näher ausgesprochen. Noch bringt das letzte Kapitel Mittheilungen über die Vermögensverhältnisse und den Gesundheitszustand des Kanzlers: die Vielseitigkeit desselben auf geistigem Gebiete wie auf dem körperlicher Uebungen wird mit derjenigen Goethe's verglichen. Den Schluß bildet die Moral des Buchs:

In 'n Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Das Buch von Moritz Busch ist jedenfalls ein sehr wichtiger und reichhaltiger Beitrag zur Charakteristik unsers Reichskanzlers, wenn auch die Anordnung desselben für ein so umfangreiches Werk allzu aphoristisch und mehr im Stil einer Anthologie gehalten ist und man bei der Darstellungsweise des Autors oft nicht weiß, wo Bismarck aufhört und Busch anfängt.

Rudolf von Gottschall.

Neue Reisebilder und Reisenovellen aus dem Süden.

1. Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881. Von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1883. 8. 6 M.
2. Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und vom blauen Meer. Von Hans Wachenhusen. Berlin, Janke. 1883. 8. 2 M.
3. Römische Aquarelle. Ein Karneval in Rom. Die Signora. Von Gräfin M. Keyserling. Stuttgart, Deutsche Verlags-anstalt. 1883. 8. 5 M.
4. Unter Palmen und Cypressen. Italienisches Mosaik. Von A. C. Strahl. Berlin, Entrich. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von südwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 2 M. 50 Pf.
6. Abbazia. Idylle von der Adria. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 19 Originalzeichnungen von C. E. Petrovits. Wien, Hartleben. 1883. 8. 3 M. 25 Pf.

„Vom Sund zum Posilip“, d. h. aus der Terminologie der Büchertitel in die des gewöhnlichen Lebens übersetzt, von Kopenhagen nach Neapel, ist ein gutes Stück Wegs; es liegen, wie der geehrte Leser weiß, dem noch etwas von seiner geographischen Schulweisheit hängen geblieben ist, reichlich vierzehn Breitengrade zwischen den beiden Städten, und es gibt unterwegs entsetzlich viel zu sehen, sodaß ein gewissenhafter Reisebeschreiber viele Bände damit füllen könnte. Eine derartige Gewissenhaftigkeit ist aber Gott sei Dank Fanny Lewald's Sache (Nr. 1) nicht: dazu ist sie, wie alle ihre Reiseskizzen seit dem „Italienischen Bilderbuch“ beweisen, eine viel zu gewiegte und gewitzigte Schriftstellerin. Noch weniger dürfen wir bei ihr fürchten, Auszügen aus Baedeker, Gsell-Fels u. s. w. zu begegnen. Mit ganz vereinzelten Ausnahmen vermeidet sie es, Altbekanntes zu wiederholen, tausendmal Beschriebenes zum tausendundersten mal zu schildern. Sie sieht nicht nur mit scharfen Augen; sie vermag nicht nur, den empfangenen Eindruck klar und in treffenden Worten wiederzugeben: sie versteht auch, Nahes und Fernes zu verbinden und zu vergleichen; sie weiß, was sie über das Geschaute gelesen und gehört, trefflich zu verwerthen und eigene Bemerkungen daran zu knüpfen, die oft geistreich und originell, nur selten nach Form und Inhalt trivial erscheinen. So hört man dem lebhaften, in klarer und gewandter, zuweilen scharf pointirter Sprache gehaltenen Geplauder der Verfasserin, die ja noch dazu eine alte liebe Bekannte ist, mit Interesse zu und folgt ihr gern von dem Seebade Heiligendamm bei Doberan erst gen Norden nach der dänischen Hauptstadt, dann wieder südwärts in kühnem Saltomortale an die Ufer des Mains und in die waldigen Schluchten des Taunus und weiter über München und die Alpen nach Verona und Venedig, nach Rom und Sorrent.

Heiligendamm bezeichnet die Verfasserin als einen der eigenartigsten Orte, die sie kenne. Obwol oder vielleicht weil sie ein Kind des Nordens ist, hat sie ihr Reiseziel bisher immer nur im Süden gesucht und kennt noch sehr wenig von den eigenthümlichen Reizen nordischer Landschaften. Uebrigens erfahren wir von Heiligendamm nicht viel mehr, als daß es wie das kleine Nachbarbad Fulgen ein Meeresidyll mit Wälderrauschen und Wogenbrausen ist. Die schöne gothische Kirche zu Doberan bietet ihr die Gelegenheit, uns einige alte Sagen der Umgegend zu erzählen. Dann eilt sie über Rostock, von dem sie außer einem sehr geringschätzigen Seitenblick auf Schadow's Blücher-Statue wenig zu erwähnen findet, nach Kopenhagen, das ihr anfangs nicht behagen will, aber von Tag zu Tag mehr gefällt. In dem schönen Theater gibt ihr die Inschrift desselben: „Ej blot til Lyst“ („Nicht blos zur Lust“), Veranlassung, im Sinne von Schiller's bekannter Abhandlung für eine stärkere Betonung des sittlichen Zwecks der Schaubühne zu plaidiren; der Anblick der schönen Statuen Oehlenschläger's und Holberg's, uns Deutsche wegen unsers Zögerns mit derartigen Ehrenbezeigungen für unsere großen Todten zu tadeln; die Aufführung des Ballets „König Waldemar“ endlich, einen Abriß der Geschichte des Ballets zu geben, das sie früher auf alte Cultusformen zurückgeführt hatte, dessen Anfänge sie aber bei näherer Nachforschung an den üppigen italienischen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts findet.

In dem Museum für nordische Alterthümer, wo natürlich die bekannten „Kjökkenmöddinger“ eine große Rolle spielen, fühlt sie sich verwirrt durch die tausendfältige Menge dieses Trümmergewühls; sie versteht nicht viel davon, findet aber doch, daß „jede solche Kenntnißnahme den engen Horizont erweitert, in welchen der Laie sich nothwendig gebannt fühlt, und in der Beschränkung die Sehnsucht nach mehr Licht befriedigt“. Die Besorgniß, welche sie bei dieser Gelegenheit ausspricht, daß es auch den Lappen und Finnen einmal in ihrer unwirthlichen Heimat zu kalt werden und sie den Süden überfluten möchten, dürfte wol wenigen Lesern ein Gruseln verursachen.

Im Thorwaldsen-Museum ist Fanny Lewald besser in ihrem Element. Sie gibt den Reliefs des Meisters entschieden den Vorzug vor seinen Statuen. Ihre Erklärung dafür, daß sich in den erstern die Verbindung des hellenischen und germanischen Geistes, welche der Künstler repräsentire, am vollkommensten darstelle, ist jedenfalls geistreich und beachtenswerth, wenn auch wol nicht unanfechtbar. Die Digression: „Thorwaldsen's Lebenslauf“, eine ziemlich dürftige und oberflächliche biographische Skizze, wäre besser weggeblieben. Bei dem Ausflug nach Helsingör an einem schönen Sommertage erhalten wir eine Vision der Geisterscene im „Hamlet“ in bitterkalter Winternacht. Die Wahrheit, daß die großen Gestalten der Dichter mehr wahres Leben im Geiste der Zukunft haben als die Mehrzahl der Menschen, welche diese Erde leibhaftig bewohnen, ist unanfechtbar, zugleich aber ein Gemeinplatz, den wir bei einer so geistreichen Frau lieber nicht lesen möchten. Wie auf der Terrasse von Helsingör Hamlet, erscheint uns auf Schloß Kronenberg die unglückliche Königin Mathilde,

deren Verhältniß zu Struensee die Verfasserin ebenso erklärlich wie entschuldbar findet. Alles erkennen, meint sie, heiße auch hier alles verzeihen.

Von Frankfurt aus unternimmt sie eine Wallfahrt nach der Gerbermühle, der die Suleika-Lieder des „Westöstlichen Divans“ entstammen. Wenn ihr hier die Offenbarung zutheil wird, daß das wahre Glück und die wahre Poesie dem Menschen nicht von außen kommen, daß er sie mit keiner äußern Veranstaltung in sich hineinbringen könne, sondern sie aus sich selbst erzeugen müsse, wenn er anders die Kraft dazu besitze: so darf man sich billig wundern, warum dieselbe ihr nicht schon früher gekommen ist. Dennoch bleibt es zum mindesten fraglich, ob man nicht mit Heinrich von Treitschke in gewisser Hinsicht beklagen dürfe, daß den großen deutschen Schriftstellern zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Glanz und Luxus gemangelt haben, dessen die großen italienischen Künstler der Renaissance sich erfreuten.

Der Aufenthalt in dem kleinen weltverlorenen Schlangenbad, welchem Staatssecretär Stephan noch allzu wenig sein mildes Angesicht zugewandt hat, ist zum Sterben langweilig. Die Verfasserin weiß hier nichts Besseres zu thun, als nach einer kurzen Charakteristik von Le Maistre's bekanntem „Voyage autour de ma chambre“ über Nah- und Fernliegendes zu philosophiren, das mit Schlangenbad nicht das Geringste zu schaffen hat. Die Lektüre des Brandenburg'schen Epos über den Krieg von 1870 veranlaßt sie, über die Stimmung beim Ausbruch desselben zu reden; dann wird das Einflicken von Fremdwörtern in unsere Muttersprache, die Trinkgelderunsitte, die Nervosität unserer Zeit, zumal die Schlaf- und Rastlosigkeit, welche unter den Frauen der höhern Stände grassirt, beklagt und die Erklärung dieser Erscheinungen versucht. Es sind geistreiche Plaudereien, wenn auch natürlich weit weniger gründlich und eingehend, als dieselben Themata neuerdings von Fachmännern auch in populären Zeitschriften behandelt worden sind. Im ganzen nehmen sich diese Feuilletonartikel in „Vom Sund zum Posilip“ ungefähr so aus wie jenes Kapitel in einem Marryat'schen Roman, wo der Verfasser, dem eben nichts zur Weiterführung seiner Geschichte Geeignetes einfallen will, naturhistorische Betrachtungen über die Ameisen in seiner Kajüte anstellt.

Zu München kann die Verfasserin kein rechtes inneres Verhältniß gewinnen. Es sind die alten Klagen. „Trotz seiner großen und schönen Straßen und Plätze, trotz seiner mächtigen griechischen Gebäude oder vielleicht eben um derselben willen hat München für mich etwas ungemein Oedes. ... Nach funfzig Jahren warten die Straßen, Plätze, Hallen, Portiken noch auf die Menschen, die sie füllen sollen. ... Stände die Bavaria doch in Berlin!“ Mit vollem Recht rühmt sie die Schack'sche Galerie nicht nur wegen der modernen Meister, die man, wie Feuerbach und Böcklin, kaum irgendwo so reich vertreten findet, sondern auch wegen ihrer trefflichen, bekanntlich zumeist von Lenbach gefertigten Copien classischer Meisterwerke: ein Beispiel, das noch lange nicht die verdiente Nachfolge gefunden hat. Graf Schack ist bei der Sammlung seiner Gemälde ebenso unabhängig von der Tagesmeinung und dem Modegeschmack verfahren wie in seinen Poesien und prosaischen Schriften; deshalb hat es naturgemäß lange gedauert, bis die eine wie die andern sich zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen haben.

Sind wir der Verfasserin nicht ohne Interesse bis an die Alpen gefolgt, so wird doch, sobald sie italienischen Boden erreicht, der ganze Ton ihrer Darstellung wärmer und farbenreicher; man erkennt deutlich, daß das schöne Land dem Kinde des hohen Nordens durch den natürlichen Zug des Herzens wie durch langes und häufiges Verweilen gleichsam zur zweiten und geliebtern Heimat geworden ist. Auch hier läßt sie sich mit seltenen Ausnahmen nicht auf Beschreibungen ein:

> Es bleibt nichts übrig, als denen, welche in der Ferne theil an uns und unserm Erlebten nehmen, den Ausdruck persönlicher Stimmungen wiederzugeben, ihnen Augenblicksbilder vorzuführen und ihnen mitzutheilen, was man als Ertrag oft wiederholter Rückkehr nach Italien als seine Erfahrung und Meinung in sich festgestellt hat.

Wir geben der Verfasserin gern zu, daß Verona wie ein Titelblatt zu Italien erscheint mit Emblemen alles dessen, was der Reisende auf der Halbinsel zu erwarten hat. Wenn sie dagegen lebhaft die Behauptung bestreitet, daß die Italiener im allgemeinen keinen Sinn für Naturschönheiten haben, und als Beweis für sich anführt, daß dieselben die Blumen lieben und gern cultiviren, so ist diese Argumentation doch nur sehr cum grano salis gutzuheißen. Der Italiener liebt wol Blumen, aber vor allem Garten- und Treibhausproducte; er hat auch seine Freude an einer freundlichen, reich angebauten Landschaft; aber das tiefere Verständniß für das Naturschöne, vor allem die Liebe und Sympathie für die Natur als solche in ihrer romantischen wie idyllischen, vor allem in ihrer großartig erhabenen Gestalt geht ihm ab. Der Referent hat unter seinen zahlreichen florentiner Freunden nicht einen gefunden, der es der Mühe werth erachtet hätte, die zahlreichen herrlichen Punkte in der weitern Umgebung der toscanischen Metropole aufzusuchen, zumal wenn ihre Erreichung mit irgendwelchen Schwierigkeiten verknüpft war. Mehr als einmal hat er aus dem Munde sehr gebildeter Italiener Aeußerungen ihres lebhaften Erstaunens vernommen, wie man sich den Beschwerlichkeiten einer Reise, namentlich einer Fußreise im Gebirge, aussetzen möge, blos um Felsen, Schluchten und Wälder zu sehen oder einen Berg zu erklettern, weil er eine schöne Aussicht biete.

In Venedig fand die Verfasserin mehr Leben und vor allem mehr Thätigkeit für die Hebung und Besserung der städtischen Verhältnisse vor als zu österreichischer Zeit. Statt einer überflüssigen Schilderung der Stadt und ihrer Kunstschätze gibt sie uns Aphorismen aus der Geschichte Venedigs zum besten, unter anderm einen Bericht über jene denkwürdige Sitzung des Großen Rathes im Jahre 1220, in der

mit nur Einer Stimme Mehrheit der Antrag des Dogen abgelehnt wurde, den Sitz der Republik nach dem eroberten Byzanz zu verlegen. Dann zeigt sie uns das Denkmal Manin's, des bekannten Patrioten und Vertheidigers der Stadt 1848—49, und erinnert mit Recht an das Goethe'sche Wort:

Saget, Steine, mir an!
O sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort!

Auf Florenz wirft die Verfasserin nur im Vorübergehen einen Blick, um uns eine Allerseelenfeier auf dem hochgelegenen Kirchhofe von San-Miniato mit seinen goldgleißenden Marmordenkmälern und seiner herrlichen Aussicht zu schildern. Dann geht es ohne Aufenthalt nach Rom, dessen östliche Hügel unter dem Einfluß der zahlreichen Neubauten, deren die moderne Hauptstadt bedurfte, allmählich einen ganz neuen Charakter annehmen. Die „siroccosen" Regentage geben ihr Muße, italienische Romane von Barrili, Gräfin della Rocca, Frau Giorgio-Pierantoni u. a. zu lesen, deren Heldinnen Frauen sind, welche etwas Nützliches thun, etwas Vernünftiges aus sich gemacht haben, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Ehebruchs- und Sensationsgeschichten nach französischem Muster, welche früher in Italien dominirten. Neuerdings treten überhaupt in Italien wieder mehr Frauen in die literarische Arena. Auch haben die Mädchenschulen, zumal die höher,n welche mit Ausnahme einiger großen vom Staat errichteten Anstalten von Frauen geleitet und beaufsichtigt werden, sich in den letzten Jahren relativ rascher gehoben und günstiger entwickelt als die Institute für die männliche Jugend.

Aus Rom gibt es auch für diejenigen, welche die Stadt vor nicht allzu langer Zeit besucht haben, immer Neues zu berichten. Ausgrabungen, theils direct zu archäologischen Zwecken unternommen, theils durch die Anlage neuer Straßen und Häuser veranlaßt, fördern unablässig interessante Proben antiker Kunst und antiken Lebens zu Tage. Aus den Gegenständen, die man in großer Zahl bei der Regulirung des Tiberbettes in der Nähe der Farnesina gefunden hat, ist das neue Museo Tiberiano in Trastevere gebildet worden. In dem sogenannten Auditorium der vor kurzem aufgefundenen Villa des Mäcenas zwischen dem Lateran und Santa-Maria Maggiore ist die Zahl der alten Kunstgegenstände so groß, daß die Verfasserin ausruft: „Es ist an diesen Trümmerstätten, als habe die Kunst einst wie die Bäume geblüht!"

Guhl's „Künstlerbriefe", welche die Verfasserin sorgfältig studirt, geben ihr Gelegenheit, die darin enthaltene Rubens'sche Beschreibung der Aldobrandini'schen Hochzeit zu citiren, die Fresken der Appartamenti Borgia, d. h. der vaticanischen Bibliothek, zu schildern und daran verschiedene kunsthistorische Bemerkungen, zumal über die „Leichtmalerei" der Künstler der Renaissance im Gegensatz zu der Kunsttechnik unserer Tage zu knüpfen.

Der Fremdenzufluß in Rom ist natürlich, seitdem die Eisenbahn gestattet, von Basel, München und Wien in kaum zwei Tagen dorthin zu gelangen, unendlich stärker, das Leben aber durch die Masse von Menschen, welche die Stadt durchstürmen, um sie in zehn bis zwölf Tagen zu „absolviren", keineswegs angenehmer und gemüthlicher geworden. Wie die ganze Physiognomie der Stadt, so hat sich die des früher so ruhigen, beschaulichen Straßenlebens wesentlich verändert, obgleich Rom Gott sei Dank noch keine Handels- und Fabrikstadt geworden ist. Auch der Carneval und die Feier der Osterzeit haben einen andern Charakter angenommen. Freilich ist der erstere schon seit 1847 kein harmlos heiteres Volksfest mehr, während die Charwoche und der Ostersonntag natürlich einen großen Theil ihres eigenthümlichen Reizes verloren haben, seitdem die Messen in der Sixtina weggefallen sind, der Papst nicht mehr in Person das Hochamt in Sanct-Peter celebrirt und das auf dem Platz versammelte Volk von dem Balcon der Kathedrale aus segnet.

Neapel fand die Reisende aus naheliegenden Gründen weit weniger verändert als Rom. Doch fällt ihr das fast vollständige Verschwinden der Volkstrachten und die Abnahme der Volkslieder auf, die früher am Feste der Madonna di Piedigrotta von Dichtern und Componisten der versammelten Menge vorgelegt, und wenn sie gefielen, sofort zum gemeinsamen Eigenthum der Bevölkerung wurden. Dagegen hört man jetzt nicht selten deutsche Volksweisen, ja sogar deutsche Worte dazu hier im fernen Süden, wie denn überhaupt die deutsche Sprache und die Kenntniß der deutschen Literatur sich in Italien immer weiter verbreiten.

Eine Reihe von Briefen aus Sorrent, wo die Verfasserin auf längere Zeit ihr Quartier aufgeschlagen hatte, beschließt das Buch. Historische und statistische Notizen wechseln darin mit Schilderungen der Landschaft und Bildern aus dem Kleinleben der Stadt, die sich nach langem Verfall in neuester Zeit durch eine schwunghaft betriebene Industrie, besonders durch die immer größere Dimensionen annehmende Fabrikation der bekannten zierlichen Waaren aus Olivenholz, sowie durch den regen Fremdenverkehr des Luftcur- und Badeorts wieder bedeutend zu heben beginnt. Mit einem tiefen Seufzer nimmt die Reisende von dem schönen Golf und zugleich von Italien Abschied; sie gesteht, daß sie nicht Philosophie genug besitze, um sich mit dem „Man besaß es doch einmal, was so köstlich ist" trösten zu können.

Wir wenden uns zu Hans Wachenhusen's „Monaco" (Nr. 2). „Wir kennen das alles und haben schon hundertmal davon erzählt."

So der Verfasser, indem er längs der Riviera di Ponente reist, und wir sind weit entfernt, ihm zu widersprechen. Er führt uns mit der Schnelligkeit des Expreßzugs von Toulon nach Monaco, um hier Posto zu fassen, der officiellen Einladung folgend, die in schwungvollen Phrasen zum Besuch der großartigen Naturschönheiten der Küste, des Parks von San-Carlo mit seiner tropischen Vegetation, seinem Winterklima, von dem uns versichert wird, daß es dem Mai und Juni in Paris entspreche, und vor allem zu dem des grünen Tisches mit dem ge-

meinen Roulette und dem nobeln Trente et Quarante auffordert. San-Carlo, und zwar sowol der schmale Küstenstrich, der, früher ein öder sandbedeckter Strand, jetzt in einen Feengarten umgewandelt ist, wie die Gebäude und Anlagen der hohen Felsterrasse, ist eine künstliche Schöpfung, die ihr Dasein nur dem bekannten Ehepaar Blanc oder vielmehr seinen nie fehlenden Kunden verdankt. Die Stadt Monaco selbst, die frühere Raubburg der Grimaldi, deren Nachkommen noch immer das alte Baronalschloß inne haben, ist ein finsteres Nest, dessen Häuser sich eng auf einer nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande verbundenen Felsmasse zusammendrängen.

Die Darstellungsgabe des Verfassers und sein pikanter Stil sind zu bekannt, als daß wir sie hier noch einmal besonders hervorzuheben brauchten. Er verleugnet diese Vorzüge in unserer Schrift keineswegs; sie erscheinen aber auch durchaus nicht überflüssig, um die eingehende Schilderung der einzigen öffentlichen Spielhölle, die noch in Europa existirt, einigermaßen anziehend zu machen. Wir erhalten zunächst eine Geschichte Monacos von Hercules bis auf den blinden Fürsten Karl III., der gegenwärtig, nachdem Mentone und Roccabruna französische Orte geworden sind, nur noch über 15 Quadratkilometer mit 3000 Einwohnern *) herrscht. Seine Unterthanen bezahlen keine Steuern; die Gesellschaft, welcher San-Carlo gehört und die früher dem Fürsten eine Civilliste von einer Million Franken zahlte, hat diese jetzt mit $8\frac{1}{2}$ Millionen abgelöst, wogegen er übernommen hat, nicht nur die eigenen Bedürfnisse, sondern auch die Kosten der Landesverwaltung zu decken. Aber Karl III. fand für gut, mit seinem Kapital alsbald außer Landes zu gehen; so wird denn die Spielgesellschaft, mit Frau Blanc an der Spitze, wol auch die Kosten der Regierung bestreiten müssen, falls nicht Frankreich ihr diese Last abnimmt.

Nach einer kurzen Schilderung der Stadt Monaco zeichnet uns Wachenhusen ein lebendiges, aber um so abschreckenderes Bild des Treibens in den Spielsälen von San-Carlo, das sich allerdings in allen wesentlichen Zügen dem noch aus jüngster Vergangenheit bekannten in den deutschen Bädern, wie Homburg, Wiesbaden u. s. w., anschließt, nur daß in den letztern der Procentsatz des anständigen Publikums ein weit größerer war. Natürlich hat seit Schließung aller übrigen öffentlichen Spielhöllen das Monopol den ebenso erfinderischen wie großartig und energisch operirenden Herrn Blanc, der schon in Homburg zum Millionär geworden war, zu einem Manne gemacht, der fünf Millionen allein zum Bau des neuen Opernhauses in Paris zeichnen konnte. Kurz vor seinem Tode versuchte er, vom Himmel die Vergebung für die große Zahl der vernichteten Existenzen und geopferten Menschenleben zu erkaufen, indem er reiche Legate zu kirchlichen Zwecken aussetzte. Seine Witwe, die in jeder Beziehung in seine Fußstapfen trat, stiftete die neue schöne Kirche von San-Carlo, um ihren frommen Kunden den weiten Weg nach Monaco zu ersparen. Wenn dieselbe aber so kostbar und geschmackvoll ist wie alle Bauten und Anlagen der Felsterrasse, Hotels und Villen, Cursäle, Bazars und Promenaden, so gehören dagegen die Besucher zum größten Theil dem Auswurf der europäischen Gesellschaft an. Die anständigen Elemente verschwinden unter der Masse von landstreichenden Abenteurern beider Geschlechter. Daß es außer gemeinen und widerwärtigen Schauspielen auch an tragischen Scenen nicht fehlt, ist selbstverständlich; aber sogar ein Selbstmord am Spieltisch unterbricht „die Arbeit" nur auf Minuten. Für den künftigen Culturhistoriker mag es immerhin von Interesse sein, daß der Verfasser auch die verschiedenen Calculs, mittels deren man sicher gewinnen soll, den Aberglauben, der bei den Spielern grassirt, die Einrichtung und Verwaltung des Casinos u. s. w. eingehend behandelt. Trefflich sind die Schilderungen einzelner charakteristischer Figuren und vor allem die des train des décavés, der um 11 Uhr abends die Ausgeplünderten nach Nizza führt, um die meisten am folgenden Morgen mit neuen Hoffnungen und neuem, oft zu fabelhaften Wucherzinsen geborgtem Gelde zurückzubringen. Es ist ein trauriges, zum Theil ekelerregendes Gesammtbild, dem wir zwar seine Verdienste keineswegs absprechen wollen, von dem wir aber mit einem Seufzer der Erleichterung die Augen abwenden, um mit dem Verfasser noch einen raschen Blick auf die besuchtesten Curorte der Riviera di Ponente zu werfen, welche derselbe einer Prüfung betreffs ihrer Heilkraft für Brustkranke unterwirft, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß Nizza absolut zu verwerfen, Mentone, Bordighera und San-Remo nur für leichter Erkrankte oder für Schwindsüchtige in den ersten Stadien der Krankheit anzurathen seien.

Wenn Wachenhusen am Schlusse seines Buchs den privilegirten öffentlichen Spielbanken gewissermaßen das Wort redet und meint, man solle San-Carlo „als Ventilklappe für die menschliche Leidenschaft" bestehen lassen und nur auf anständige Gesellschaft dringen, weil die Aufhebung der öffentlichen Spielhöllen die Wirkung haben werde, die Zahl der geheimen zu vermehren, so scheint uns diese Logik ungefähr dieselbe überzeugende Kraft zu haben, wie wenn jemand das Verlangen stellte, man solle Unsittlichkeit und Verbrechen aller Art dulden, weil man sie durch Verbote und Strafen doch nicht aus der Welt schaffen könne und die Uebelthäter nur zwinge, sich vorsichtig ins Dunkel zurückzuziehen.

Wer in den „Römischen Aquarellen" der Gräfin M. Keyserling (Nr. 3) Bilder römischer Kunst und römischen Lebens zu finden erwartet, wird sich getäuscht sehen. Es sind zwei Novellen, in denen die Verfasserin mit großem Geschick den classischen Boden mit seinen immer von neuem das Interesse des Lesers wie des Besuchers fesselnden Eigenthümlichkeiten verwerthet, um die Farben zu einem leuchtenden Goldgrunde zu mischen, von dem sich die Gestalten ihrer Phantasie lebhaft und ein-

*) Die Zahl 6000, die Wachenhusen angibt, bezieht sich wol auf die Zeit, wo die beiden erwähnten Städtchen noch zu Monaco gehörten.

drucksvoll abheben. Wie trefflich sie das versteht, hat sie schon früher in „Lucciola“ und „Die Sturmhexe“ bewiesen. Ihre Novellen sind keine Erzählungen gewöhnlichen Schlags; es liegt ihnen eine bestimmte Idee zu Grunde; die Charaktere sind eigenartig aufgefaßt und dargestellt; die Sprache ist lebhaft, farbenreich, oft poetisch.

In der Novelle „Der römische Carneval“ benutzt die Verfasserin die verschiedenen Phasen dieser berühmten Festzeit, um uns eine Liebestragödie vorzuführen, deren Inhalt im stärksten Gegensatz zu dem tollen Faschingsjubel steht.

Alle großen Städte der Halbinsel haben Repräsentanten ihrer komischen Localfiguren nach der neuen Hauptstadt gesandt. Junge Leute aus den edelsten Geschlechtern vertreten den venetianischen Arlecchino, den florentinischen Stenterello, den turiner Giandujа, den neapolitanischen Pulcinello. Mailand hat als Meneghino den durch seine stattliche Schönheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Herzog Costara nach Rom geschickt. Bisher eine Art Don Juan, wird er jetzt durch die Erscheinung der ebenso schönen wie keuschen Contessina Attilia Riccioli, die als Prinzessin Follia (Narrheit) auf dem Carneval erscheint, zu dauernder Flamme entzündet. Er wirbt um ihre Hand und wird erhört. Aber eine frühere Tänzerin Stella, deren festen Widerstand gegen seine Bewerbungen um ihre Gunst er vor Jahren nur durch das Versprechen ewiger Treue überwunden und die er später dennoch verlassen hat, folgt ihm wie sein Schatten in Begleitung eines armen Künstlers, der häßlich und unansehnlich, aber mit wunderbarer musikalischer Begabung, ein Geiger ohnegleichen, die Schöne ebenso treu wie unglücklich liebt. Die Kunde der Verlobung Costara's erfüllt Stella's Herz mit rasender Eifersucht. Der Herzog wird gewarnt, aber vergeblich. Am letzten Tage des Carnevals ersteigt Stella, mit einem unter Blumen versteckten Dolche bewaffnet, den Wagen, in welchem er neben seiner Braut sitzt; die Waffe entfällt ihrer Hand, aber sie reißt den Geliebten, sich an ihn festklammernd, mit sich herab auf das Straßenpflaster. Todwund wird der Herzog aufgehoben, um in den Armen seiner Braut zu verscheiden, während Stella am folgenden Morgen mit durchbohrter Brust an der Schwelle des Palastes gefunden wird, der seine Leiche birgt.

Der Carneval ist zu Ende. Wir theilen den Epilog der Verfasserin mit, um zugleich eine Probe ihrer Darstellungsweise zu geben:

> Aschermittwoch — das ist Carnevalsende, das Ende der Lust — ein traurig stilles, graues, leeres Rom. Auf dem Monte Mario ragt schwermüthig die Pinie auf einsamem Stamm in einen hohen, fühllos klaren Himmel, über nackten, entvölkerten Höhen. In den Kirchen knien schleierverhüllte Frauen mit gebeugten Häuptern, und stille braune Mönche mit hartgeschnittenen Gesichtern huschen gespenstisch durch den begrenzten, weihrauchersüllten Raum. Das war Rom in lauter Lust und Freude, und das ist, im Fieberhauch der Campagna, das dahinsiechende, bußethuende, schaurig-ernste Rom! Und wie es der Fremde sieht, ergreift es ihn in tiefster Seele, denn es ist ein Spiegel des eigenen Lebens, des wildbewegten, närrisch-bunten und doch oft plötzlich so schrill zerspringenden Treibens dieser kleinen, runden und allerorts gleichen Welt.

Die zweite Erzählung: „Die Signora“, nimmt kein tragisches Ende, obwol die darin vorkommenden Conflicte so ernster Art sind, daß ein solches dem Leser durchaus gerechtfertigt erscheinen würde. Ein esthländischer Baron Selden, der an einigen Berufsarten, die er versucht, keinen Geschmack gefunden und sich nun vorgenommen hat, nichts zu sein als „ein Zuschauer in der Komödie des Lebens“, findet die selbstgewählte Rolle bald sehr langweilig. Am öden Strande von Fiumicino an der Tibermündung, welche mit ihrer Umgebung und dem Wogenkampfe des von den Meereswellen zurückgeworfenen Flusses sehr anschaulich in echter Localfarbe gemalt ist, lernt er das Kind des Thurmwächters, die wunderschöne und lustige Gioiana oder Gioja (Freude) kennen, die trotz ihrer vierzehn Jahre schon von der Ehe und ihrem Zukünftigen, der nach dem Willen der Aeltern ein Signore sein müsse, zu reden weiß. Selden nimmt ein lebhaftes Interesse an dem Kinde und verspricht, Gioja und den alten Thurm ihres Vaters wieder zu besuchen. Als er aber zwei Jahre später nach Fiumicino zurückkehrt, hat sie sich zwar, dem Befehle der Aeltern folgend, mit einem reichen Kaufmann aus Porto d'Anzo verlobt, sich aber zugleich in einen armen Schmuggler verliebt. Der letztere, Ubaldetto, wird von einer verlassenen frühern Geliebten an die Zollwächter verrathen und nebst seinen Gefährten bei einem sehr lebendig geschilderten nächtlichen Transport überfallen. Gioja's Vater, selbst früher Zollwächter in Sicilien und nur versetzt, weil er mehr Eifer im Dienst zeigte, als seinen Vorgesetzten lieb war, ein abgesagter Feind der Schleichhändler, nimmt gleich Selden an dem Zuge theil, verwundet Ubaldetto und macht ihn zum Gefangenen. Aber auf dem Transport wird dieser nebst seinen Genossen von maskirten Briganten befreit. Gioja erklärt nun Selden, daß zwischen ihr und ihrem Geliebten alles aus und sie entschlossen sei, den Kaufmann zu heirathen um ihrer Aeltern willen. Doch von verzehrendem Liebeskummer erfüllt, siecht sie von diesem Augenblick an dahin. Da bietet ihr Selden, um sie von dem rohen und widerwärtigen Bräutigam zu befreien, am Tage vor der Hochzeit die eigene Hand an. Sie schlägt dieselbe aus, weil sie ihn ohne Gegenliebe nicht glücklich machen könne, während ihr Bräutigam nichts dergleichen von ihr verlange. Am folgenden Tage wird der Brautzug wieder von Briganten überfallen; die Männer werden gefesselt zurückgelassen, die Braut mit ihrer Mutter nach Ostia gebracht, wo Ubaldetto erscheint und der erschrockene Pfarrer, da Gioja ein freudiges Ja ausspricht und auch die entsetzte Mutter sich einverstanden erklärt, die Trauung der Liebenden vollzieht. Dann erklärt aber die junge Frau entschieden, sofort nach Hause zurückkehren und nicht eher ihrem Manne wirklich angehören zu wollen, als bis er ein ehrliches Handwerk ergriffen habe. Er willigt ein, und Selden als deus ex machina bringt den Vater nicht nur dahin, für diesen Fall seine Zustimmung in Aus-

sicht zu stellen, sondern kauft auch ein Gut in der Nähe und macht Ubaldetto zum Verwalter desselben. Die Geschichte schließt mit einem Besuche des Wohlthäters in Gesellschaft seiner jungen Frau, die er sich in der Heimat geholt. Er findet die ganze Familie glückstrahlend, den alten mürrischen Thurmwächter mit dem Enkel auf seinem Schose tändelnd.

Und die Moral der Geschichte?

„Und das ist doch das Allerschönste, daß auch Ihr nun glücklich seid, Signor Barone", sagte das junge Weib. Die Baronin lächelte. „Ja, und er sagt, er verdanke den ersten Anstoß dazu dir. Du habest ihn die Weisheit gelehrt, an der er so lange vorübergegangen, nämlich einen lebhaften Antheil an Freud und Leid auch der andern zu nehmen und dadurch in der Arbeit des Lebens selbst das Glück zu finden."

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein allgemeines Comité und ein frankfurter Localcomité haben sich constituirt zur Errichtung eines Denkmals für Arthur Schopenhauer in Frankfurt a. M. Wir verweisen auf Nr. 13 d. Bl. f. 1883, wo David Asher in einer „Literarischen Unterhaltung" aus einer Reihe von Stellen aus Schopenhauer's Briefen und Schriften nachweist, daß dieser für seinen Theil nichts gegen die Errichtung eines Denkmals eingewendet haben würde. Der allgemeine Aufruf des Comité lautet: „In wenigen Jahren erfüllt sich ein Jahrhundert, seit Arthur Schopenhauer das Licht der Welt erblickte, einer Welt, die für ihn der Gegenstand tiefsinnigster Forschung werden und die er mit den Strahlen seines Genius mächtig erhellen sollte. In einsamer Größe, nur von wenigen verstanden, hat er unter uns geweilt. Spott und Hohn, die der verständnißlose Haufe stets für die Edeln und ihrer Zeit weit Vorausgeeilten bereit hält, sind ihm nicht erspart geblieben. Verstummt ist das Geschrei, das Zeitalter der Wirkung ist angebrochen. Schopenhauer ist schon heute, was er als Jüngling gehofft und erstrebt, der Philosoph des 19. Jahrhunderts. Als ein würdiges Glied schließt er sich an jene hohe Reihe königlicher Geister an, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz herabführt zu Kant, Geister, mit deren tiefgehender Einwirkung auf die Menschheit unter den Männern der That nur die leuchtendsten Namen in der Geschichte verglichen werden können. Denn jene sind die Könige des Gedankens, und nur von diesem wird alles menschliche Thun regiert und geleitet. Einem solchen Manne ein Denkmal errichten, kann nicht den gewöhnlichen Sinn haben, eine abgeschlossene Thätigkeit zu verherrlichen, einen großen Namen vor Vergessenheit zu schützen und dem dankbaren Gedenken der Nachwelt zu bewahren. Das alles gilt für Schopenhauer nicht, denn seine Wirksamkeit hat kaum begonnen und wird in künftigen Jahrhunderten erst zur vollen Geltung gelangen. Wohl aber hat die Nachwelt das Recht und die Pflicht, die Schuld der Mitwelt zu zahlen und zu sühnen, ein redendes Zeugniß dafür abzulegen, daß Verständniß und Empfänglichkeit für die großen Gedanken des Dahingegangenen in ihr gereift sind, und dem erhabenen Genius die Huldigung der Ehrfurcht und des Dankes darzubringen. Schopenhauer ist das Bindeglied zweier Welten, der abendländischen und der morgenländischen Philosophie. Das allein genügt zu seinem Ruhme und um ihn zum Manne der Menschheit im höchsten Sinne zu stempeln. Der Weg, den er sich zu dem Geiste der Upanischaden gebahnt, ist eine staunenswerthe Leistung unvergleichlicher Divinationskraft. Daß er, der Erneuerer Kant's, die dunkle, fast unzugängliche Lehre dieses größten Denkers des Abendlandes dem allgemeinen Verständnisse erschlossen, daß er mit und nach Kant den Materialismus durch den einzig möglichen Gegenbeweis widerlegt und so dieser einseitigen, heute mehr als je in ihren verderblichen Consequenzen hervortretenden Weltanschauung allen Anspruch auf metaphysische Geltung für immer entrissen hat, — daß er danach die Ethik als den höchsten Gegenstand der Philosophie bezeichnet, das unendlich schwierige Problem der Willensfreiheit tiefsinnig ergründet hat, — daß er auf die Naturbetrachtung wie auf das Gebiet der Künste Lichtstrahlen geworfen, die in eine bisher ungeahnte Tiefe hinab deren wahres Wesen erleuchtet haben: alles das sind Verdienste, deren hoher Werth und weitreichende Wirkungen erst von kommenden Jahrhunderten richtig geschätzt werden können. Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um dem großen Lehrer der Menschheit zum hundertjährigen Gedenktage seiner Geburt ein würdiges Denkmal in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verweilte, zu errichten. Sie bitten um Beiträge zu diesem Zwecke bei den Gebildeten aller Nationen. Schopenhauer als Schriftsteller gehört zunächst Deutschland, als Philosoph der ganzen Menschheit." Unterzeichnet ist der Aufruf von 29 Vertretern der Wissenschaft und Kunst, der Literaturgeschichte und Politik; Rudolf von Bennigsen fehlt darunter so wenig wie Graf von Schack und Hans von Wolzogen, wie Brandes, Hillebrand und Johannes Brahms. Wir finden hier viele Namen guten Klangs, die wir mit Schopenhauer in Zusammenhang zu bringen durchaus nicht gewöhnt sind, sodaß es uns freut, in ihrer Namensunterschrift ein Zeugniß für die Theilnahme zu sehen, die sie dem Philosophen entgegenbringen; wir vermissen aber auch viele Namen und gerade solche, bei deren Trägern das intimere Interesse für Schopenhauer's Philosophie thatsächlich erwiesen ist.

— Ueber die Huldigungen, welche Friedrich Spielhagen bei seiner Anwesenheit an der Newa zutheil geworden sind, bringen die berliner Blätter eingehende Mittheilungen. Es war eine Art von internationaler Schriftstellerfeier: vor allem wollten die Deutschen ihren berühmten Landsmann begrüßen. So wurde ihm denn Salz und Brot auf silberner Schüssel entgegengebracht; in der Duma, der petersburger Stadtverordnetenversammlung, fanden heftige Debatten über eine officielle Begrüßung des Dichters statt. Dieselbe war schon beschlossen worden, als das frühere Stadtoberhaupt Baron Korff diesen Beschluß rückgängig zu machen wußte, indem er bemerkte, daß die Duma wol ein gekröntes Haupt oder einen berühmten Mitbürger officiell begrüßen dürfe, nicht aber einen ausländischen, wenn auch talentvollen Schriftsteller. Das sei allenfalls Sache der Akademie und der literarischen Kreise. Die nachfolgende Sitzung, in welcher der Antragsteller Michelsen die Abänderung des Beschlusses eine Schmach für die Duma nannte, war stürmisch genug: ein Stadtverordneter beantragte, man möge einige Mitglieder beauftragen, Herrn Spielhagen die Schöpfungen der städtischen Verwaltung, Schulen, Markthallen und den städtischen Schlachthof, zu zeigen. Nachdem hier genug Staub aufgewühlt worden war, brachte die Aufführung seines Schauspiels „Gerettet" dem Dichter im Theater stürmische Ovationen ein: sie galten allerdings mehr dem Epiker als dem Dramatiker, wie dies ja auch schon in Hamburg bei der

Aufführung desselben Stücks, welches von der Kritik keineswegs als ein Meisterwerk anerkannt wurde, der Fall gewesen war. An und für sich ist eine Aufführung an der petersburger Bühne für einen deutschen Dramatiker kein Ereigniß: denn so tüchtig das Institut auch geleitet sein mag, so rangirt es doch nur mit einer beträchtlichen Zahl von Theatern in Deutschland, die für den Autor, der sein Stück in immer neuer Verkörperung auf den Bretern sehen will, leichter erreichbar sind. Die deutsche Colonie zugleich mit russischen Bewunderern des Romandichters gab diesem noch ein festliches Diner, an dem sich 150 Personen betheiligten und welchem internationale Literaturtoaste nicht fehlten, wie denn Spielhagen selbst einen solchen mit jenem Schwung und jenen geistigen Perspectiven ausbrachte, die wir in den Werken des begabten Schriftstellers nie vermissen. Einiges Befremden erregte indeß eine Parallele, die er zwischen sich und Turgenjew zog.

— Karl Emil Franzos hat die Redaction der wiener „Neuen Illustrirten Zeitung“ übernommen; sie strebt danach, ein echtes Familienblatt und zugleich eine Chronik der Zeit zu sein. „In der harmonischen Vereinigung dieser beiden Richtungen“, sagt der Herausgeber, „liegt ihre Eigenart. Ich bin der Ueberzeugung, daß geläuterter Geschmack und populäre Haltung keinen Gegensatz bedeuten dürfen, der Ueberzeugung, daß nicht blos für den Höchstgebildeten, sondern für den Gebildeten überhaupt, für die Familie das Beste gerade gut genug ist — danach werde ich handeln. Die «Neue Illustrirte Zeitung» wird Romane und Novellen der ersten deutschen Autoren bringen; ebenso wird der populärwissenschaftliche wie der feuilletonistische Theil des Blattes eine immer reichere Ausstattung erhalten. Die gleiche Sorgfalt wird dem artistischen Theil gewidmet sein. Die Zeitschrift soll gut deutsch und gut österreichisch zugleich sein, obwol jeder politischen Tendenz fern.“

Berichtigung.

Die beiden Dramen von Francis Stahl: „Falsche Wege“ und „Neue Erfindungen“, die in Nr. 12 d. Bl. beurtheilt wurden, sind nicht, wie dort irrthümlicherweise angegeben, im Verlage der Firma Lassar in Berlin, sondern in dem von Felix Bloch ebendaselbst erschienen.

Bibliographie.

Berber, Agnes, Sprüche für's Leben. Worte und Gedanken hervorragender Dichter und Prosaisten alter und neuer Zeit. Gesammelt und geordnet. Jena, Pohle. 8. 4 M.

Braunfels, E., Hofgeschichten aus drei Jahrhunderten. Historische Novelle. Dresden, Steffens. 8. 4 M. 50 Pf.

Carlsfen, E., Erzählungen. 3ter Bd.: Der Edelmarder. Roman aus der Gegenwart. Nebst der Erzählung: Der Doktor aus Batavia. Nebst einem Nekrolog des Verfassers († 12. Juni 1883) von A. Stein. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 75 Pf.

Distel, T., Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. (Eine Mittheilung bisher unbekannter Briefe.) Mit dem Bildniß der Frau von Humboldt nach Schick. Leipzig, Barth. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dodge, R. J., Die heutigen Indianer des fernen Westens. Aus 30jähriger persönlicher Anschauung geschildert. Mit einer Einleitung von W. Blackmore. Autorisirte deutsche Bearbeitung von K. Müller-Mylius. Mit 16 Illustrationen. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Drosinis, G., Land und Leute in Nord-Euböa. Ländliche Briefe. Mit einem Anhang: Die Polyphem-Sage in modern hellenischer Gestalt aus den „athenischen Märchen“ von Fräulein Marianne Kampúroglu. Deutsche autorisirte Uebersetzung von A. Boltz. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. 3tes Hft.: Ein brandenburgischer Mobilmachungsplan aus dem Jahre 1477. Beiträge zur Geschichte des zweiten schlesischen Krieges. Mit einer Uebersichtskarte und 2 Skizzen. Der Zug der 2. Kavallerie-Division durch die Sologne vom 6. bis 15. Dezember 1870. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Erhard, E., Turf und Parket. Zwei Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Zeitbewegende Fragen. VI: Der edle Liberalismus und sein gefährlichster Gegner. Von A. Graf Adelmann. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. 50 Pf.

Frenzel, K., Nach der ersten Liebe. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Freund, J., Von der Burschenwanderung. Allerlei Sänge. Wien, Perles. Gr. 8. 2 M.

Goltz, C. Freih. v. d., Offizierstand und Beamtenthum. Eine Erwiderung auf die anonyme Schrift: „Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft“. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 60 Pf.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Th. Grosse. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

— — Korfu. Eine ionische Idylle. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 80 Pf.

Gross, G., Die Lehre vom Unternehmergewinn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Heiberg, H., Die goldene Schlange. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Hoernes, M., Atlantis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen. Wien, Konegen. 8. 2 M.

Im Banne der Dritten Abtheilung. Zeit-Roman von ***. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 M.

Jagwitz, F. v., Völkerrecht und Naturrecht. Vortrag. Berlin, Liebel. Gr. 8. 60 Pf.

Jellinek, G., Oesterreich-Ungarn und Rumänien in der Donaufrage. Eine völkerrechtliche Untersuchung. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Kobell, Luise v., Franz von Kobell. Eine Lebensskizze. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 M.

Köhler, G., Zur Schlacht von Tagliacozzo am 23. August 1268. Eine Erwiderung. Vortrag. Mit 2 Tafeln. Breslau, Koebner. Gr. 8. 2 M.

Kraemer, C., Der Familien-Bund, sein Programm und provisorisches Statut, nebst Darlegung seines Zweckes und seiner in socialer Beziehung hochbedeutenden Wirksamkeit für Familie, Staat und Kirche. Eine Antwort auf die soziale Frage. Leipzig, R. Lincke. Gr. 8. 50 Pf.

Eduard Lasker. Seine Biographie und letzte öffentliche Rede. Ferner drei Gedenkblätter von H. Rickert, A. Hänel, R. Gneist, Mitgliedern des Reichstags, und Nekrolog von K. Baumbach, Mitglied des Reichstags. Mit Porträt. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 50 Pf.

Ledebur, K. Freih. v., König Friedrich I. von Preußen. Beiträge zur Geschichte seines Hofes, sowie der Wissenschaften, Künste und Staatsverwaltung jener Zeit. 2ter Bd. Schwerin, Schmale. Gr. 8. 7 M.

Linke, O., Leukothea. Ein Roman aus Alt-Hellas. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Marcuse, A., Ueber die physische Beschaffenheit der Cometen. Berlin, Friedländer u. Sohn. Gr. 4. 5 M.

Mataja, V., Der Unternehmergewinn. Ein Beitrag zur Lehre von der Gütervertheilung in der Volkswirthschaft. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Nadaillac, Marquis de, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas. Nach dem gleichnamigen Werke herausgegeben von W. Schlösser und E. Seler. Mit einem Titelbilde und 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 12 M.

Neveling, W., Die religiöse Weltanschauung Goethe's. Ein Vortrag. Barmen, Klein. Gr. 8. 75 Pf.

Palmieri, L., Die atmosphärische Elektricität. Mit Zustimmung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von H. Discher. Mit 8 Abbildungen. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M.

Plener, E. v., Ferdinand Lassalle. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Rotter, R., Andreas Ritter von Wilhelm. Biographischer Beitrag zur österreichischen Schul- und Staatsgeschichte in den letzten 75 Jahren. Wien, Graeser. Gr. 8. 6 M.

Schmidt, O., Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 3te verbesserte Aufl. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 2ter Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Schücking, L., Ein ehrlicher Mann. Humoristische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Seemann, O. S., Ueber den Ursprung der Sprache. Leipzig, Friedrich. 8. 50 Pf.

Selchow, E. v., Spähne zur Sozialreform. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der vierte Stand und der Staatssozialismus. Zur Signatur der deutschen Gegenwart von einem Nicht-Politiker. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Steinmann-Bucher, A., Die Reform des Konsulatswesens aus dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Steinwender, O., Die ethischen Ideen und die politischen Parteien. Vortrag. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1883. Gr. 8. 40 Pf.

Temme, J. D. H., Die Weddinger. Criminal-Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Turgenjew's, J., Vier letzte Dichtungen. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von C. Jürgens. Mitau, Felsko. 1883. 8. 3 M.

Tyndall, J., Elektrische Erscheinungen und Theorien. Kurzer Abriss eines Curses von sieben Vorlesungen, abgehalten in der Royal Institution of Great Britain. Mit des Autors Bewilligung ins Deutsche übertragen von J. v. Rosthorn. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Vorträge über Elektricität. Mit des Autors Erlaubniss ins Deutsche übertragen von J. v. Rosthorn. Mit 58 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 2 M. 25 Pf.

Weddigen, F. H. O., Lord Byron's Einfluss auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte. Hannover, Weichelt. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 17. April 1884.

Der letzte Band von Metternich's Memoiren.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Fünfter bis siebenter Band. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Friedensära 1816—1848. Dritter bis fünfter Band. Wien, Braumüller. 1882—83. Gr. 8. 40 M.

Mit dem vierten Bande dieser Memoiren, d. h. mit Schluß des Jahres 1829, hört die Familien- und Privatcorrespondenz Metternich's auf, die bisher eine so ergiebige Quelle gewesen. Die Zeit der Congresse ist vorüber: keine wichtigern Reiseanlässe nöthigen den Kanzler mehr, in schriftlichen Verkehr mit den Zurückgebliebenen zu treten. Ueberdies sterben in rascher Aufeinanderfolge diejenigen Personen dahin, mit denen ihm ein regerer Ideenaustausch Bedürfniß war, zuletzt Gentz im Juni 1832. Zum Glück eröffnen sich dafür dem Biographen neue Urkundenschätze. Im Januar 1831 vermählte der achtundfunfzigjährige Staatskanzler sich in dritter Ehe mit der sechsundzwanzigjährigen Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, und diese Dame hat von 1820 bis zu ihrem Tode im Jahre 1853 mit seltenem Fleiß sehr lebendig und anschaulich geschriebene Tagebücher geführt. Da sie nicht nur durch Geburt und Erziehung, Schönheit und Geist im Mittelpunkte der wiener Geselligkeit, sondern auch dem Fürsten als treue Gefährtin zur Seite stand, die an den Zielen und Grundsätzen ihres schwärmerisch verehrten Gatten regen Antheil nahm und volles Verständniß dafür entwickelte, bedarf es keines weitern Commentars, welche Bedeutung in politischer wie in socialer Beziehung die, wenn auch noch so spärlichen Auszüge aus diesen Blättern besitzen. Ausdrücklich verzeichnet sie bald nach ihrer Verehelichung in ihren Ephemeriden den festen Vorsatz, dem Manne mehr zu sein als blos ein liebendes Weib, was doch gar zu leicht sei; und sie rechnet es unter ihre glücklichsten Stunden, wenn ihr Clemens ältere Depeschen vorliest oder sie in seine neuesten diplomatischen Expeditionen Einsicht nehmen läßt. Eine zweite Fundgrube eröffnen dem Historiker die höchst vertraulichen Privatbriefe, deren Sammlung Metternich während seiner freiwilligen Verbannung in Brüssel im Jahre 1850 selbst veranstaltet hat. Die mitgetheilten Actenstücke bestehen nämlich aus officiellen Weisungen, aus reservirten Depeschen, aus geheimen Depeschen und endlich aus den erwähnten lettres particulières. Die letztern, blos für die Person des Gesandten bestimmt, sprechen oft den eigentlichen Gedanken des Staatskanzlers aus. Nun stand dem Herausgeber die ganze Reihenfolge der vertraulichen Briefe Metternich's an den österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Apponyi, zur Verfügung. Da von der Julirevolution bis zur Februarrevolution Paris den Mittelpunkt der Bewegung von ganz Europa bildete, werden in dieser Correspondenz alle wichtigern Ereignisse der Jahre 1830 bis 1848 besprochen. Dieselbe gestaltet sich somit zu einer Darlegung der gesammten politischen Thätigkeit Metternich's während der achtzehn Jahre, welche diese drei Bände umfassen. Wie durch eine Sammellinse finden wir hier die intimsten Anschauungen des Fürsten über die verschiedenartigsten diplomatischen Angelegenheiten in engem Rahmen aneinandergereiht. Das Tagebuch der Fürstin und der Briefwechsel mit Apponyi bilden demnach ausreichendes Material für die letzte Periode der Kanzlerthätigkeit.

Von der Julirevolution ward Metternich in den böhmischen Bädern überrascht. Mit seinem Urtheil war er natürlich im Augenblick fertig. „Die sämmtlichen angestellten Männer", schreibt er am 4. August aus Königswart an Kaiser Franz, „sind von der äußersten linken Seite. Unter denselben ist kein einziger ehrenwerther Bürger." Am 6. August einigte er sich bereits mit dem russischen Kanzler Nesselrode, der gerade in Karlsbad war, zu der Ansicht,

daß die drei Mächte der Heiligen Allianz sich nicht in die innern Wirren Frankreichs mischen, aber ebenso wenig einen Angriff auf die bestehende Territorialordnung oder auf den innern Frieden der einzelnen Staaten dulden wollten. Als Ludwig Philipp den General Belliard mit der Notification seiner Thronbesteigung nach Wien sandte, stellte Metternich ihn in der ersten Unterredung am 27. August vor das Dilemma: „Ich habe Sie als einen der eifrigsten Anhänger jenes Mannes gekannt, der unbestritten das Vorbild der Macht war. Nun kann ich mir nur zweierlei denken: entweder der Charakter Sr. Hoheit des Herzogs von Orleans ist ebenso fest wie derjenige Napoleon's, oder er ist weniger fest; denn ein Mehr scheint mir innerhalb der Grenzen der Menschennatur nicht möglich zu sein. Dann aber frage ich Sie, der Sie Napoleon genau gekannt haben: glauben Sie, daß er, in der Lage der gegenwärtigen Regierung, sich im Besitz der nöthigen Mittel geglaubt hätte, um die Aufrechterhaltung seines Thrones und der innern Ruhe Frankreichs zu verbürgen? Das was Napoleon nicht für ausreichend erachtet hätte, ist das die neue Regierung berechtigt als Bürgschaft ihrer gesicherten Existenz zu betrachten?" General Belliard erwiderte: „Die Dinge, mein Prinz, haben sich geändert. Frankreich ist nicht mehr das alte Frankreich, man muß es mit neuen Mitteln regieren." Darüber eine Polemik zu eröffnen, war Metternich nicht geneigt, er ließ die Discussion fallen. Daß auch er übrigens mit seinem Latein ziemlich zu Ende war, gestand er in einem Billet vom 1. September an Nesselrode ein, der sich eben zur Abreise von Karlsbad nach Petersburg anschickte: „Schließlich ist mein geheimster Gedanke, daß das alte Europa beim Anfang vom Ende angelangt ist. Entschlossen, mit ihm unterzugehen, werde ich meine Pflicht zu thun wissen. Diese Devise ist nicht nur die meinige, sie ist ebenso die des Kaisers. Das neue Europa andererseits ist noch nicht bei seinem Anfange angelangt; zwischen Ende und Anfang wird es ein Chaos geben." Ein recht hübsches Wort hatte der Kanzler noch in seiner zweiten Unterredung mit Belliard gefunden, als dieser ihm die Scene auf dem Stadthause erzählte, auf dessen Balcon Ludwig Philipp durch eine Umarmung Lafayette's das Geschrei der Massen nach der Republik erstickt habe. „Die Thatsache", unterbrach ihn der Fürst, „beweist die Fassung des Herzogs von Orleans. Ein Kuß ist keine große Anstrengung, um eine Republik zu erdrücken. Glauben Sie jedoch allen zukünftigen Küssen die gleiche Macht verbürgen zu können? Wollen Sie denselben den Werth von Garantien beimessen?" In seiner dritten und letzten Unterredung vom 8. September entließ Metternich den General mit den Worten: „Der Kaiser verabscheut, was in Frankreich vorgegangen ... sein tiefes unwiderstehliches Gefühl ist, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge dort nicht von Dauer sein kann." Da indessen jede Regierung, wie revolutionär immer ihr Ursprung sei, conservativ sein müsse und die Narren allein darauf ausgehen, zu zerstören, könne Ludwig Philipp in seinen Bestrebungen, mit der Anarchie fertig zu werden, auf die Theilnahme und Unterstützung Oesterreichs rechnen.

Die Vereinbarung mit Nesselrode, sich nicht in die innern Wirren Frankreichs zu mischen, war indessen doch nur cum grano salis zu verstehen: und hochinteressant sind die Aufschlüsse, wie Metternich wenigstens duldete, daß die Bonapartisten mit ihren Plänen an ihn herantraten. Joseph Bonaparte, der Exkönig von Spanien, wandte sich mit drei Briefen an den Kaiser Franz, an die Kaiserin Marie Luise, damalige Herzogin von Parma, und an den Fürsten Metternich. Dieselben empfahlen, den Herzog von Reichstadt auf den Thron zu bringen, ehe der Bürgerkönig Zeit gewinne, seinen Thron zu consolidiren. Dem Prinzen von Canino (Lucian Bonaparte, Bruder Napoleon's) wurde mit Metternich's vollster Zustimmung zwar der Paß nach Wien verweigert, wohin er kommen wollte, um die Erhebung des Herzogs von Reichstadt auf den Thron zu unterstützen; aber wer weiß, was geschehen sein würde, wenn der Herzog von Reichstadt damals nicht bereits an der Schwindsucht dahingesiecht wäre, der er am 22. Juli 1832 auch wirklich erlag. Jedenfalls war er, solange er lebte, in den Händen Metternich's ein Damoklesschwert über dem Haupt des Bürgerkönigs. Die erwähnten Schreiben Joseph's datiren vom 9. October 1830. In dem Schreiben an Kaiser Franz heißt es:

> Sire! Wenn Sie mir den Sohn meines Bruders anvertrauen, der auf seinem Todtenbett ihm empfohlen hat, bei seiner Rückkehr nach Frankreich meine Rathschläge zu befolgen, so bürge ich für den Erfolg des Unternehmens; allein blos mit einer tricoloren Schärpe soll Napoleon II. proclamirt werden.

In dem Briefe an Metternich verpflichtete sich Joseph ebenfalls, zu bewirken daß der Herzog von Reichstadt als Napoleon II. ausgerufen werde, sobald er den französischen Boden betrete. Joseph versuchte den Plan dem Fürsten annehmbar zu machen durch die Bemerkung, Ludwig Philipp, der sich weder auf das Erbrecht noch auf den Nationalwillen stützen könne, werde stets ein Spielball der Anarchisten sein — Napoleon II. dagegen werde die Republikaner niederwerfen und an der Revolutionirung Europas verhindern, sowie er auch darauf angewiesen sei, ein treuer Alliirter Oesterreichs zu sein. Metternich versicherte dem Grafen Apponyi: er habe das Schreiben unbeantwortet gelassen. Ueber den großen Einfluß der Bonaparte täuschte er sich aber keineswegs; er erblickte denselben nicht blos in dem Eifer, mit dem sie sich an der Revolutionirung Italiens betheiligten, sondern noch mehr darin, daß auf ihre Veranlassung Parma unbehelligt blieb, wo Marie Luise, die Witwe Napoleon's und die Tochter Franz' I., herrschte. Die Ansicht Prokesch-Osten's, daß damals eine bonapartistische Conspiration bestand, die alle Vorbereitungen getroffen hatte, den Herzog von Reichstadt im Triumph nach Paris zu führen, wenn Fürst Metternich zu bewegen wäre, den Sohn Napoleon's aus Wien „entwischen" zu lassen, findet hier ihre volle Bestätigung. Als Sendboten gebrauchte Joseph Bonaparte einen Sohn

Fouché's, des Herzogs von Otranto, der 1820 in Triest gestorben war. Am 7. Juni 1832 meldete der Kanzler dem Kaiser nach Triest die zunehmende Schwäche des Prinzen, die jede Möglichkeit der Rettung ausschließe. Vierzehn Tage später schrieb er an Apponyi, er sehe dem baldigen Tode des einundzwanzigjährigen Jünglings entgegen, und jetzt allerdings fügte er hinzu:

Ich bitte Sie, den König Ludwig Philipp auf die Persönlichkeit aufmerksam zu machen, welcher die Erbschaft des Herzogs von Reichstadt antreten wird. Ich bediene mich des Wortes Erbschaft, denn in der bonapartistischen Hierarchie existirt eine von der Partei anerkannte und beobachtete Successionsordnung. Der junge Ludwig Bonaparte ist tief in die Umtriebe der Sekten eingeweiht, er steht nicht, wie der Herzog von Reichstadt, unter dem Schirm der Grundsätze des Kaisers. An dem Tage, wo der Herzog stirbt, wird er sich an die Spitze des französischen Gemeinwesens berufen erachten.

In der That hatte Ludwig Napoleon schon zehn Tage vor dem Ableben des Herzogs in einem ungemein rührenden Briefe an denselben sich als Thronfolger in partibus gemeldet. Der spätere Held des 2. December schrieb aus Arenenberg am 12. Juni 1832 an den Herzog:

Mein theuerer Vetter! Seit einiger Zeit sind wir über Ihre Krankheit recht in Sorge. Ich frage bei aller Welt an um Nachrichten über Ihren Gesundheitszustand, und die Ungewißheit, worin mich diese indirecten Erkundigungen lassen, verursacht mir die größte Beängstigung. Wenn Sie wüßten, welche Zuneigung wir für Sie hegen; wenn Sie wüßten, bis wieweit unsere Hingebung geht, so müßten Sie unsern Schmerz begreifen, daß wir keine unmittelbaren Berichte von Ihnen empfangen, den man uns gelehrt hat, als Verwandten zu lieben und als Sohn des Kaisers Napoleon hochzuachten. Ach, wenn die Anwesenheit eines Neffen Ihres Vaters Ihnen irgendwie wohlthun könnte; wenn die Sorgfalt eines Freundes, der mit Ihnen einen gleichen Namen trägt, ein wenig Ihre Leiden lindern dürfte, so wäre der Gipfel meiner Wünsche erreicht, falls ich demjenigen irgendwie nützlich sein könnte, dem meine ganze Zuneigung gehört. Ich hoffe, mein Brief wird in die Hände theilnehmender Personen fallen, die mit meinem Kummer Mitleid haben und nicht hindern werden, daß die Gebete für Ihre Wiederherstellung und die Kundgebungen einer zärtlichen Zuneigung bis zu Ihnen dringt. Adieu, mein theuerer Vetter. Glauben Sie stets an die gleichbleibende Freundschaft Ihres Cousins Louis Bonaparte.

Zehn Tage später stand der nachherige Napoleon III. als anerkannter Chef des Hauses da. Eine aufrichtigere Theilnahme widmeten dem Dahingeschiedenen wol Fürst Metternich und Kaiser Franz. Der Monarch, der sich gerade in Persenbeug aufhielt, schrieb auf die Nachricht dem Kanzler: „Ich betrachte den Tod des Herzogs als ein Glück für ihn. Ich weiß nicht, ob dies Ereigniß für die Welt ein glückliches oder unglückliches ist. Was mich betrifft, werde ich stets den Tod meines Enkels beklagen.“ Metternich, der den Verstorbenen unmittelbar vor seinem Tode besucht, hatte dem Kaiser gleich am 22. Juli geschrieben: „Es war ein herzzerreißender Anblick; ich erinnere mich nicht, jemals ein ärgeres Bild der Zerstörung gesehen zu haben. Er war nicht mehr zu retten, und die Autopsie wird beweisen, daß ich mich nicht über sein Uebel täuschte.“

Wenn die Auslassungen Metternich's über die Zeitereignisse seit dem Wiener Congreß schon immer ein unbeschreiblich monotones Gepräge trugen, so steigert sich diese Eintönigkeit seit der Julirevolution vollends bis zur Idiosynkrasie. Da wird jede geistige Regung nur aus dem Einen Gesichtswinkel betrachtet, daß Europa verloren sei, wenn sie nicht sofort durch die schärfste polizeiliche Repression unterdrückt werde. Und von dieser Politik, die nichts anderes kennt, als Feuerspritzen überall aufzufahren, wo sie eine Verletzung ihres einzigen Princips wittert: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, sagt Metternich am Schluß eines Documents, das er ausdrücklich sein Testament betitelt und drei Jahre vor seinem Tode aufgesetzt hat, wörtlich: „Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung. Revolutionen ruhen auf Systemen; ewige Gesetze stehen über dem, was mit Recht den Werth eines Systems hat.“ Ein hochcharakteristisches Beispiel für diese Art der Auffassung ist eine Depesche, die er am 24. Juni 1832 an Neumann in London über die Wirksamkeit der liberalen Ideen in Deutschland richtete. Es heißt hier:

Deutschland leidet seit sehr langer Zeit an dem Uebel, das heute ganz Europa bedeckt. Man kann sogar sagen, daß dies Uebel hier der französischen Explosion von 1789 vorangegangen ist. Die Sekte der ersten radicalen Vereinigung, der Illuminaten, entstand dank der Schwäche der bairischen Regierung schon vor der großen Revolution. Wegen Mitschuld mehrerer Männer, die ihr von Anfang an angehörten, ist diese Sekte nie ganz zerstört worden, wenn auch dieselbe Regierung sie zu unterdrücken gesucht hat und sogar mit Strenge gegen sie aufgetreten ist. Der Reihe nach, je nach Umständen und Zeitbedürfnissen, hat sie sich Tugendbund, Burschenschaft u. s. w. genannt. Mehrere Souveräne haben den unverzeihlichen Fehler begangen, ihren Staaten Frankreich entliehene Einrichtungen zu geben. Das moderne Repräsentativsystem aber fordert die Absetzbarkeit aller Beamten, weil die Minister der Nation verantwortlich sein sollen. Dennoch gibt es in den constitutionellen Staaten Deutschlands verantwortliche Minister, neben denen die Beamten aller Kategorien unabsetzbar sind. Demnach haben die Regierungen kein Mittel mehr, sich von ihren eigenen Organen Gehorsam zu erzwingen. Der Gehorsam existirt noch bei den Völkern: aber seit langer Zeit ist er aus jener Region verschwunden, die zwischen dem Throne und dem Volke steht. Nimmt man dazu den außerordentlichen Einfluß, den die Universitäten jederzeit in Deutschland ausgeübt haben, die Achtung, deren diese gelehrten Körperschaften sich erfreuen, und die außerordentlichen Vorrechte, die sie stets genossen haben: so ist es klar, daß nicht erst die Freiheit der Presse und der öffentlichen Discussion hinzuzutreten brauchte, um die deutschen Staaten in jene Lage herabzudrücken, worin sie sich befinden.

Es klingt wie blutige Ironie, in dem Deutschland, über welches die Karlsbader Beschlüsse die Präventivcensur verhängt hatten, von Preßfreiheit zu sprechen! Dennoch ist es dem Kanzler völliger Ernst mit seinem Gemälde à la Höllenbreughel. In zwei langen Depeschen, die er am 24. Mai 1833 nach Stuttgart richtete, spricht er von den süddeutschen Zuständen, als stehe der Augenblick vor der Thür, wo die würtembergischen Landstände sich zum Convent erklären würden. Das sei ja über jeden Zweifel

erhaben, daß der König den hohen Grad der Schwäche fühle, in der sich die süddeutschen Regenten gleich Gelähmten befänden. Er wünsche Hülfe; und der Kaiser sei stets geneigt, dieselbe seinen Bundesgenossen zu leisten. Die innere Ruhe aller Staaten sei durch das Dasein einer zu furchtbarer Höhe gelangten feindlichen Partei gefährdet, die auf dem gesellschaftlichen Körper laste wie ein Influenza auf dem Individuum. Es gelte die Rettung des ersten aller Güter, des Eigenthums, des materiellen wie des moralischen Besitzstandes; der Streit bestehe in Wahrheit zwischen den Habenden und den Habenwollenden. Die Faction habe endlich die Larve abwerfen müssen, die sie so lange getragen, als sei sie die Beschützerin des Rechtszustandes. In den constitutionellen Staaten sei die Regierungsgewalt nur zu sehr gebrochen; wo Kraftäußerungen nöthig seien, müsse man zu den leidigsten Nothbehelfen greifen. Die süddeutschen Staaten bedrohe dieselbe Gefahr in zwei Formen, in der legislativen und in der Straßenrevolte. Von diesen beiden Formen sei die erstere unbedingt die gefährlichere, weil sie für den materiellen Angriff keine Seite biete. Sollte aber ein einzelner Staat aller Selbsthülfe beraubt sein, so stehe der Bund da als Mittel der zweiten Instanz. Der demagogischen constitutionellen Opposition müsse um jeden Preis der Boden entzogen werden, zunächst durch drei Reformen der unerläßlichsten Art: erstens Annullirung der Dienstpragmatik, die den Beamten die Unabsetzbarkeit garantire und mit dem Repräsentativsystem erwiesenermaßen unverträglich sei; zweitens Abschaffung der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und Wiedereinführung der schriftlichen Landtagsabschiede; drittens strenge Handhabung der Censur über die politische Presse. Mit andern Worten, weil nach Metternich's Ansicht Beamtenunabsetzbarkeit und Repräsentativsystem nicht zueinander passen, will er beide vernichten. Außerdem wünscht er nur noch eine „gediegene Reform der Universitäten", und schließlich meint er triumphirend: „Wie verschieden würden dann die Dinge in moralischer und legislativer Hinsicht in Deutschland stehen!" Auf solche crasse Uebertreibungen ist wol der Spruch anwendbar: vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Aber der eigentliche Zweck Metternich's geht aus einer zweiten Depesche hervor, worin er sich ausdrücklich bereit erklärt, den süddeutschen Fürsten „auf ihren ersten Hülferuf gegen ständische Anmaßungen" Beistand zu leisten. So gebrechliche Waare die süddeutschen Verfassungen sind, er sehnt den Augenblick herbei, wo die Intervention des Bundes dieselben von ihren „üppigen Auswüchsen" säubern und „die Intriguen der in constitutionelle Formen sich einhüllenden Demagogen zu Schanden machen wird".

Für Metternich's Stellung zu Preußen ist eine Depesche vom 30. November 1832 bezeichnend, die er an den Grafen Clam-Martinitz richtet, als dieser sich in Angelegenheit der Bundesarmee in Berlin befand. In diesem Schriftstücke heißt es:

Die niederländische Geschichte ist von Anfang an verdorben durch den groben Fehler des preußischen Cabinets, das sich nicht gleich bei ihrem Ausbruche mitten hinein geworfen hat, wie wir es in dem italienischen Rummel gethan haben. Dort, wo die erste Kraft sich nicht zeigt, geben die secundären Kräfte nichts aus. Der Gang, den die belgische Geschichte einhielt und den sie nie wieder ablegte, ist die Folge dieses Fehlers. Die Vereinigung der Niederlande mit Holland war eine der wichtigsten Congreßentscheidungen. Preußen und England hatten das größte Interesse, sie aufrecht zu erhalten; der Deutsche Bund jedoch mußte als eine Hauptpartei betrachtet werden. Am Tage des Ausbruchs der Revolte hätte Preußen dem König der Niederlande Hülfe anbieten, eventuell aufdringen sollen; zugleich mußte es in Vollmacht des Deutschen Bundes ganz Luxemburg besetzen. Denken sie sich Mastricht, Venloo und die Maas sowie das Großherzogthum Luxemburg durch preußische Truppen besetzt; die holländischen Garnisonen frei in ihren Bewegungen — wie hätten die Dinge sich alsbald anders gestaltet? Gefahr für einen Krieg mit Frankreich war nicht denkbar; denn wenn diese heute nicht besteht, um wie viel weniger im Jahre 1830: und wäre es damals zum Kriege gekommen, wie vieles wäre nicht gerettet worden!

Es mag dahingestellt bleiben, ob der Kanzler Preußen nur eine Falle stellen wollte, indem er ihm diese Rolle zuwies. Jedenfalls wurden jene retrospectiven Ergüsse wol nur durch den Abscheu vor der Julirevolution und vor den sich daran knüpfenden Ereignissen eingegeben, nicht von dem ehrlichen Wunsche, Preußen eine Mission an der Maas und Schelde übernehmen zu sehen. Schließt doch der Kanzler selbst: „Das sind historische Betrachtungen, welche für das, was nun zu geschehen hat, keinen Werth haben."

Denn wie eifrig Metternich darüber wachte, daß der preußische Einfluß nicht erstarke, zeigt am besten die sehr umfangreiche Denkschrift an Kaiser Franz, die er im Juni 1833 über den deutschen Zollverein aufsetzte. Die Verlockungskünste der preußischen Diplomatie, die eine ganz außerordentliche Thätigkeit entwickele, hätten bei den kleinen Regierungen, die in ihrem Finanzwesen zerrüttet und von ihren Kammern „bedauernswerth abhängig" seien, jede andere Rücksicht in den Hintergrund gedrängt. Viel bedenklicher noch als auf materiellem Gebiete dürfte sich die Rückwirkung des Zollvereins auf dem politischen Felde für Oesterreich gestalten. „Man möge das allgemeine Interesse des Deutschen Bundes, oder den Oesterreich gebührenden Einfluß in demselben, oder endlich den moralischen Zustand der Partei vorzüglich vor Augen haben, so wird man in jeder dieser Beziehungen von den durchaus schädlichen und gefährlichen Wirkungen dieses preußischen Zollsystems sich überzeugen müssen." Bekanntlich hatte Metternich alle Anstrengungen gemacht, um aus dem Präsidium Oesterreichs in Frankfurt eine Art Dictatur herauszuschlagen. Jetzt aber findet er plötzlich, daß die Bundesacte jede Präponderanz einer einzelnen Macht ausschließe, und daß der Bundestag unverbrüchlich seinem Grundcharakter treu bleiben müsse, der für alle Glieder gleiche Rechte und Pflichten bedinge. Diese in der Bundesacte stipulirte Rechtsgleichheit aber höre auf, wenn eine Reihe bisher unabhängiger Staaten einen speciellen

Theil ihrer Souveränetät aufgebe und sich gegen einen übermächtigen Nachbar verpflichte, in einem hochwichtigen Zweige der öffentlichen Besteuerung seinen Gesetzen zu folgen, sich seinen Administrativ- und Controlmaßregeln zu unterwerfen. Dadurch entstehe ein Staat im Staate, der bald die Bundeszwecke in zweite Linie stellen würde. Unter der thätigen preußischen Leitung und bei den nothwendig entstehenden gemeinsamen Interessen müßten die Vereinsstaaten allmählich in einen mehr oder weniger compacten Körper zusammenfließen, der dann auch in Frankfurt am Bundestage seine Abstimmungen nicht nach Bundeszwecken, sondern nach isolirten preußischen Tendenzen einrichten werde. So resumirt dann der Kanzler seine Ueberzeugung dahin: „daß die Consolidirung des deutschen Zollvereins mit den bedeutendsten Nachtheilen, ja mit Gefahren für die Monarchie verknüpft ist; daß sie deren Wohlstand und Einfluß in seinen Wurzeln angreifen könnte". Die Schwierigkeit, Abhülfe zu finden, sei allerdings groß, denn ein eigentliches Recht, sich Handelsverträgen zwischen Preußen und andern deutschen Staaten zu widersetzen, habe niemand; diese Staaten auf ihr vielfach hierbei compromittirtes Interesse aufmerksam zu machen, wäre vergebene Mühe; denn theils seien sie zu verblendet, theils bereits zu sehr in das Verhältniß verstrickt, um sich schon heute, wo die bittern Früchte für sie bei weitem noch nicht reif seien, aus demselben loszureißen:

Ein offener Bruch mit Preußen endlich, der die sichere Folge einer zu entschiedenen und zu feindseligen Bestrebung Oesterreichs, dem Zollvereine entgegenzuwirken, sein würde, liegt nicht in den hohen Absichten und nicht in der Politik Eurer Majestät. Vielleicht aber könnte sich dennoch in der dem Artikel 19 der Bundesacte noch zu gebenden weitern Folge ein, wenn auch langsames, so doch sicheres Mittel auffinden lassen, fürs erste die gefährlichen Wirkungen des Zollvereins zu neutralisiren und für die Folge dessen Fortbestehen selbst problematisch zu machen.

Der Artikel 19 der Bundesacte bestimmte, daß die Bundesversammlung in Frankfurt bei ihrer ersten Zusammenkunft wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten sowie wegen der Schiffahrt nach Andeutung der auf dem Wiener Congresse angenommenen Grundsätze in Berathung treten solle. Nach achtzehn Jahren nun beklagt Metternich mit einem male, daß dieser Artikel bisher „unvollzogen" blieb. Wie immer, ist die Bundesacte gut genug, wo es gilt, einen Fortschritt zu unterdrücken. Die Ignorirung des Artikels wegen Einführung landständischer Verfassungen und desjenigen über die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen macht dem Staatsmanne, der die Zillerthaler aus Tirol vertreiben ließ, natürlich keine weitern Schmerzen!

Neue Enttäuschungen brachte Metternich die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. Allerdings kam ihm auch dieser Monarch mit der größten Wärme, fast könnte man sagen mit Deferenz entgegen. Der Kanzler richtete gleich nach dem Thronwechsel ein ehrerbietiges Schreiben an den König, worin er bat, Se. Majestät möge ihm erlauben, „sich Allerhöchstdemselben gegenüber auf dem Fuße zu erhalten, auf dem der verewigte Monarch ihm die freie Darlegung seiner Ansichten gestattete". Der König nannte diesen Brief „in seiner antiken Kürze des Ausdrucks und bedeutungsreichen Inhalts ein schönes Monument auf den Geliebtesten und Verehrtesten, den wir beweinen". Dann fuhr er fort: „Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopfe vereinigte! Das ist das gewisse Mittel, immer recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht." Der Brief schloß: „Sie, verehrter Fürst, gehören nicht Oesterreich allein, der Sohn des Königs von Preußen glaubt ein Recht an Sie zu haben, und ich werde getrost Sie so lange als meinen Rathgeber und Freund betrachten und behandeln, bis Sie mir etwa zu erkennen geben, so sei es nicht von Ihrer Seite gemeint." Aber als Metternich Mitte August 1845 auf Schloß Stolzenfels mit Friedrich Wilhelm IV. zusammenkam, ward er denn doch inne, daß der König sich nicht von ihm in seinen Plänen stören ließ. Er referirte an den Erzherzog Ludwig, der Haupteindruck der auf Stolzenfels verlebten Tage sei für ihn ein trauriger, ein Gemahnen an den Holbein'schen Todtentanz; alles forsche, was die nächste Zukunft bieten würde, und niemand sehe mit Vertrauen ihr entgegen. Der Kanzler hatte das richtige Gefühl, daß er vergeblich in den König hineingesprochen, als er demselben in vorlauter Weise die apokryphe Mahnung vorhielt, Friedrich Wilhelm III. habe auf dem Sterbebette dem Sohne die Pflicht auferlegt, das Versprechen wegen Einführung der Reichsstände nie zu erfüllen, ja als er sich bis zu der zudringlichen Warnung verstieg: „Eure Majestät haben Ihrerseits nur die Wahl (wenn man sich hier des Wortes Wahl bedienen könnte) zwischen dem Sein und dem Nichtsein, und ebenso zwischen dem Gehorchen und Nichtgehorchen gegenüber dem Willen Ihres Vaters!" Auf die ausgesprochene Absicht Friedrich Wilhelm's IV., die Gesammtheit der Provinzialstände zu einem Vereinigten Landtag einzuberufen, hatte Metternich erwiedert, es sei seine feste Ueberzeugung, daß die 600 Provinzialabgeordneten, als solche einberufen, als Reichsstände auseinandergehen würden. Aber am 3. Februar 1847 erschien trotzdem das Patent zur Einberufung des Vereinigten Landtags in Berlin, und Metternich schrieb am 10. Februar an den preußischen Minister Canitz, der mit jener Wendung ebenfalls nichts weniger als einverstanden war: „Jacta est alea!" Er tröstete sich immer noch mit der Hoffnung, man werde wenigstens keine Rednertribüne errichten und die Vereinigung überhaupt nur als eine vorübergehende betrachten, sodaß an der „getrennten Wesenheit" der acht Provinziallandtage durch das Patent nichts geändert werde. Ja, Metternich schreckte nicht davor zurück, in einer Depesche vom 10. März an Apponyi in Paris und in einem eigenhändigen Schreiben an den König von Würtemberg unterm 6. Juni den Gedanken auszuführen, daß diese centralisirenden Bestrebungen Preußens die Unabhängigkeit der

einzelnen Bundesstaaten bedrohen, und daß nur noch Oesterreich die einzige Stütze des Föderativsystems sei, an dessen Erhaltung in Deutschland namentlich Frankreich so sehr viel gelegen sein müsse.

Bis in die letzten Tage seines Lebens verließ den Kanzler nicht der Aerger über die Wendung, die mit der Berufung des Vereinigten Landtags in den preußischen Zuständen eingetreten war. In dem seinen Rücktritt behandelnden Schlußkapitel der autobiographischen Denkschrift zählt er zu den Ursachen der Ereignisse von 1848 in erster Linie „die groben Irrthümer, die den deutschen Fürsten seit der Restaurationsperiode zur Last fallen und welche in den preußischen Zuständen mit einer intensiven Kraft auftraten, wodurch das Bundesprincip in seinen Grundlagen vernichtet wurde". Staatsmännische Aufschlüsse über die wirklichen Ursachen der damaligen Begebenheiten sucht man in den Aufzeichnungen des Kanzlers vergebens. Die wiener Märzereignisse sind ihm „das Werk irregeleiteter Studenten, einiger unklarer Köpfe aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft und, in Unkenntniß der Weltereignisse, redesüchtiger Bürger; als praktische Oberleiter der Bewegung haben sich fremde Tonangeber und als Werkführer Polen eingefunden". Dieser oberflächlichen und bei den Reactionären landläufigen Ansicht entspricht es vollkommen, wenn er für das Geschehene hauptsächlich zwei Factoren verantwortlich macht: „1) Das Treiben der polnischen, deutschen und italienischen Emigrationen, welche sich unter dem Schirme eines in Frankreich, Belgien, in der Schweiz und England schief ausgelegten Asylrechts bis zur Höhe geregelter Regierungsgewalten hinaufzuschwingen wußten. 2) Das Ueberwasser, welches infolge der lauen Stellung der obersten Regierungsgewalten das Parteigetriebe im Innern des Reichs durch die Männer des Lehrfachs, der Literatenkaste, und durch die Opposition in den ständischen Körperschaften erreichte." Man erstaunt förmlich, wenn man liest, daß dem Kanzler immer noch nicht polizeiliche Repression genug da war; daß er in Oesterreich noch der geistigen Bildung und namentlich den ständischen Körperschaften einen zu weiten Spielraum eingeräumt fand. Metternich hat sich in seine Doctrin mumienartig eingesponnen; sonst hätte er sich doch am Abend seines Lebens fragen müssen, wozu denn die wiener Ministerialconferenzen, die karlsbader Beschlüsse, alle die Monarchencongresse unter den Auspicien der Heiligen Allianz von Aachen bis Münchengrätz eigentlich gewesen, wenn er als Greis am Ende sagen muß: „Es genügt die Aufzählung dieser Thatbestände, um die täglich wachsende Kraft der Elemente des Umsturzes zu begreifen und andererseits die in den Tagen der Gefahr erwiesene Schwäche des Widerstandes der Regierungen zu erklären." Metternich sagte von Napoleon, er sei der Typus der menschenmöglichen Steigerung der Gewalt gewesen: ebenso darf man wol auch behaupten, die Reaction, die seit dem Wiener Congreß geherrscht, sei keiner Potenzirung mehr fähig gewesen. Was kann man also von einem Regierungssysteme halten, das bei dem ersten Ansturm so schmählich zusammenbricht und sich doch für eine „Weltordnung" ausgibt? Auch über die Februarrevolution eignet sich der Kanzler das Urtheil eines Franzosen an, das er vom ersten bis zum letzten Worte unterschreibt: „Der wahre Urheber der Republik ist die Monarchie, die sich zurückgezogen und ihr Platz gemacht hat; die Februartage sind nicht ein Zufall, sondern eine Gaunerei gewesen." Ueberall erblickt der Kanzler nur Verschwörer und Verschwörungen und erklärt ausdrücklich, daß das von dem Franzosen aufgestellte Bild auch auf die wiener Revolution paßt.

Die Erzählungen über die Scenen, die sich bei seinem Rücktritte abspielten, wimmeln, nach Metternich's Berichten, von Antichambre-, Kaffeehaus- und Clubgeschwätz. Er selber meldet darüber Folgendes. Als er am 13. März abends dem in den Vorgemächern des Erzherzogs Ludwig versammelten „Club" seinen Rücktritt ankündigte, sagte er: „Sie bezeichnen, meine Herren, diesen Schritt als eine generöse Handlung. Gegen dieses Wort lege ich feierlich Verwahrung ein; generös kann im Reiche nur der Kaiser sein, ich handle infolge meines Rechtsgefühls und im Gefühle meiner Pflicht." Als dann irgendein Wortführer auf dem Begriffe der Generosität bestand, habe er seine Protestation wiederholt: „Der Verwahrung gegen einen schiefen Wortbegriff füge ich noch die bei, welche (ich sehe es voraus) in nicht langer Zeit ihre Anwendung finden dürfte; diese Verwahrung gilt der voraussichtlichen Behauptung, ich hätte die Monarchie mit mir davongetragen. Weder ich noch irgendjemand hat Stärke genug, um eine Monarchie davonzutragen. Verschwinden Monarchien, so geschieht es, weil sie sich selbst aufgeben." Nach dem Tagebuch der Fürstin „lief Fürst Windischgrätz (einer der wenigen, die sich als ehrliche Männer benommen) zum Kaiser, zu den Erzherzogen, um ihnen zu sagen, daß zunächst sie selbst von dieser Erschütterung betroffen werden würden, kehrte dann zu Clemens zurück, um ihm zu beweisen, daß der Kaiser seine Demission ablehnen müsse, und bat ihn flehentlich, das Geschehene zu widerrufen". Aber Clemens sei nicht der Mann, sein Wort zurückzunehmen oder Komödie zu spielen. Am 14. März habe ein ganz curioser Kauz sich sogar berufen gefühlt, den Fürsten mit Vorschlägen zur Wiederherstellung des Friedens zu behelligen: man müsse die Truppen fortschicken, die Stadt den Bürgern übergeben u. s. w. Metternich erwiderte: „Mit wem glauben Sie zu reden? Ich bin nichts mehr, habe nichts mehr zu thun und mit niemand zu verhandeln." Achtzehn Jahre lang hatte Metternich von Tag zu Tag den baldigen Sturz des Bürgerkönigs prophezeit; jetzt aber hatten ihn die Februartage dennoch so unvorbereitet getroffen, daß er aus allen Himmeln stürzte. Denn noch am 29. Januar hatte er an Kaiser Ferdinand einen Vortrag gerichtet, der von der Voraussetzung ausging: „Ueber Europa flutet eine Verschwörung der Umsturzpartei gegen das rechtlich Bestehende, als dessen wahren Vertreter man die österreichische Macht erkennt, weshalb sie zur Zielscheibe ihrer

Angriffe erkoren ist.“ Die Schweiz nun sei unzweifelhaft eine der thätigsten Werkstätten der belebtesten Umtriebe. Er schlage dem Kaiser deshalb die militärische Besetzung des Kantons Tessin vor, sobald von dort ein Freischarenzug in die Lombardei stattfindet, und habe bereits Sorge dafür getragen, daß die Höfe von Frankreich und Rußland einen solchen Act nicht nur ohne Einwendung, sondern mit Anerkennung aufnehmen würden.

Mit dem Julikönigthume stand Metternich überhaupt ganz vortrefflich, nachdem sich unter Guizot das reactionäre Regiment consolidirt hatte. Beide Minister hatten alle Kräfte aufgeboten, um die Sache der Jesuiten in der Schweiz zu unterstützen; beide waren ein paar Wochen vor ihrem Sturze eifrig damit beschäftigt, die liberalen Resultate des Sonderbundkriegs durch irgendeine politische Intrigue oder mit Waffengewalt rückgängig zu machen. Denn bereits am 2. Februar ging ein Erlaß des Staatskanzlers an den Grafen Ficquelmont nach Mailand in dem Sinne ab: Feldmarschall Radetzky habe einen solchen Freibeuterzug mit der Occupation Tessins zu beantworten, letztern Kanton unter militärische Verwaltung zu stellen und „von dem radicalen Gesindel jeglicher Nation zu säubern“; die Kosten hätten „die radicalen Eigenthümer“ zu tragen, und die Occupation habe bis zu einem Räumungsbeschlusse der Mächte zu dauern. Wie schade, daß gerade jetzt das Julikönigthum zusammenbrechen mußte, da Metternich es so liebgewonnen! Unwillkürlich gedenkt man des Grauthiers, das gerade dann sterben mußte, als ihm sein sparsamer Besitzer das Fressen abgewöhnt.

Ueber seine Entfernung aus Wien berichtet der Kanzler selbst zur Widerlegung der Anekdoten, die über seine „fluchtartige“ Reise circulirten, wie folgt: Nach seinem Rücktritt habe er keine Ursache gehabt, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu verlängern, da die Revolution ihn persönlich zum Stichblatt auserkoren. Er habe deshalb am Morgen des 14. März die Leitung der geheimen Staats-, Haus- und Hofkanzlei dem interimistischen Leiter derselben überantwortet. Später begab er sich mit seiner Gemahlin zum Grafen Taaffe, wo er das Mittagsmahl einnahm; sodann verfügte er sich zu Wagen nach Feldsberg, um seine Privatgeschäfte für längere Zeit zu ordnen. Nach mehrtägigem Aufenthalte dort begab er sich per Bahn über Olmütz nach Prag, und auf der Poststraße über Teplitz nach Dresden. Von Dresden benutzte er die Eisenbahn in bequemen Tagereisen über Hannover nach Minden und von da die Post z. B. nach Arnheim in Holland. Dort hielt er sich eine Woche auf und setzte die Reise über Amsterdam und Haag, wo er mehrere Tage verweilte, nach London fort. Hier traf er bekanntlich mit Guizot zusammen. Dieser erzählt in seinen Memoiren, daß er den Kanzler um Aufschluß gebeten, wie der Umsturz in Oesterreich möglich gewesen sei, und die stolze Antwort erhalten habe: „Ich habe wohl mitunter Europa regiert, aber Oesterreich niemals.“

Zum Schlusse noch ein paar Aperçus aus dem Tagebuch der Fürstin. Einst speiste der berühmte Legitimist Berryer bei Metternich. Es kam die Rede auf Victor Hugo, und Berryer erzählte, derselbe habe ihm letzthin über sein abnehmendes Augenlicht geklagt. Auf das Bedauern des Advocaten erwiderte der Dichter gleichmüthig: „Mein Gott, wir sind ja alle blind!“ Der Erzähler lächelte dazu ironisch, und die Fürstin, die aus der ganzen Geschichte nicht klug wurde, fragte erstaunt: „Sind denn alle Hugos blind?“ „Ach nein“, lachte Berryer; „er meinte: wir, Homer, Milton, Victor Hugo!“ — Jenny Lind gefiel der Fürstin eben nicht allzu sehr, sie meinte aber: „Die hohen Preise, die ihr anderwärts schaden würden, schaffen ihr in Wien nur um so vollere Häuser; denn so sind die Wiener nun einmal, sie glauben, wenn etwas recht theuer ist, muß es auch recht schön sein.“ Walter Rogge.

Astronomische Schriften.

1. Die Fixsterne. Von C. F. W. Peters. Mit 69 Figuren in Holzstich. Prag, Tempsky. Leipzig, Freytag. 1883. 8. 1 M.

Das vorliegende Bändchen bildet einen selbständigen Theil des neuen Sammelwerks „Das Wissen der Gegenwart“, welches dem Prospectus zufolge die Aufgabe zu lösen strebt, „dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten“. Von den zwei- bis dreihundert in Aussicht genommenen Bänden sind bereits einige zwanzig erschienen.

Die hier zu besprechende Schrift, die den sechzehnten Band der Reihe bildet, ist eine sehr sorgfältige Arbeit. Sie stellt in kurzer, einfacher Darstellung und in einer mit trefflichen Fachkenntnissen gesichteten Auswahl das Wissenswertheste auf dem unendlich großen Gebiete der Fixsternastronomie zusammen und wird allen neuern nennenswerthen Ideen und Hypothesen über den Bau der Weltsysteme, die Ursachen der Veränderlichkeit der Sterne, der physischen Beschaffenheit derselben und ihrer Entstehung aus Dunstmassen, soweit es der geringe Umfang der Schrift erlaubt, gerecht. Es wird also nicht nur beschrieben, was vor künstlich verschärften Augen in die Erscheinung tritt, sondern die Vielheit dieser himmlischen Thatsachen wurde überall durch die Idee verbunden, welche denkende Beobachter gelegentlich ausgesprochen haben. Wegen dieser nicht nur beschreibenden, sondern auch reflectirenden Behandlung des großen Stoffs, wegen der interessanten historischen Rückblicke und der fachkundigen Darstellung des Ganzen wird die Lektüre des Buchs selbst

Astronomen Freude machen und dem Laien in wenigen klaren, bestimmt markirten Umrissen ein treues Bild des Fixsternhimmels und seiner Constitution vor die Augen stellen. Die einzelnen Kapitelüberschriften sind die folgenden: 1) „Einleitung", die sich kurz mit den scheinbaren und wirklichen Bewegungen der Fixsterne befaßt; 2) „Aeußere Erscheinungen der Fixsterne"; hier wird unter anderm von dem Flimmern der Sterne gehandelt und wie die Alten sich dasselbe zu erklären suchten, dann von den verschiedenen Ideen über die Vertheilung der Fixsterne und den Bau des großen Milchstraßensystems. Das dritte Kapitel spricht von den „Entfernungen der Fixsterne"; hier wird auch die geniale Idee von Klinkerfues anschaulich gemacht, nach welcher man mit Zuhülfenahme des Spektroskops die Entfernungen ganzer Gruppen von Sternen bestimmen kann. Dann folgt ein gut zusammengestelltes Verzeichniß der bisjetzt ermittelten Fixsternparallaxen. Die beiden folgenden Kapitel geben einen Ueberblick über das Gebiet der „Eigenbewegungen der Fixsterne" und der „Doppelsterne". Dann folgt ein interessantes Kapitel über die „veränderlichen Sterne", in welchem die fünf Typen der Veränderlichen nach Pickering besprochen werden; dann die Darstellung der „Sternhaufen und Nebelflecke" mit zahlreichen gut ausgewählten Illustrationen, deren Reproduction durch den Druck leider sehr viel zu wünschen übrig läßt. Das letzte Kapitel endlich befaßt sich mit den Untersuchungen über die „Physische Beschaffenheit der Fixsterne" nach den spektroskopischen Beobachtungen. Die Principien der Spektralanalyse werden kurz auseinandergesetzt, die Typen der Sternspektren und die Spektren der Nebelflecke besprochen. Nach einem kurzen Hinblick auf die Versuche, welche gemacht wurden, um die Wärmestrahlung der Fixsterne zu ermitteln, schließt der Verfasser mit einer kurzen Darstellung der kosmogenetischen Ideen von Kant und Laplace.

2. Ueber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unsers Planeten. Anregungen für denkende Naturfreunde von Heinrich Peterson. Wien, Gerold's Sohn. 1882. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ich möchte hier einige Worte über das Recensiren naturwissenschaftlicher Schriften im allgemeinen vorausschicken. Sind dieselben rein beschreibender Natur, oder wollen sie einen Ueberblick über bereits ziemlich allgemein adoptirte Ideen über Naturgegenstände geben, so ist die Aufgabe des Recensenten von vornherein klar. Zu dieser Klasse gehört z. B. die eben besprochene Schrift von Peters. Man theilt den Inhalt und die eigene Ansicht über Form und Auswahl des Stoffs mit und entwirft so ein schnelles Bild der Arbeit, welches den Leser der Recension in die Lage setzt, zu beurtheilen, ob die Schrift für ihn lesenswerth ist oder nicht.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit Schriften speculativer Richtung, in welchen neue Ideen und neue Hypothesen vorgetragen werden. Die meisten dieser Arbeiten sind von wissenschaftlichen Laien verfaßt, die ihre Kenntnisse aus einigen populären Büchern geschöpft haben und sich daraus das Weltgebäude nach ihrem Geschmack selbst aufbauen. Diese Autoren sind dann gewöhnlich von der Richtigkeit ihrer Ideen so fest überzeugt, daß sie sicher auch der renommirteste und geistreichste Gelehrte keines Bessern überzeugen würde. Namentlich in unserer astronomischen Wissenschaft ist das erste und nothwendigste Werkzeug der Discussion die Mathematik. Von dieser verstehen aber jene Herren Weltbaumeister gewöhnlich gar nichts. In Bezug auf derartige Schriften ist die Aufgabe des Recensenten eine außerordentlich schwierige. Vollständig zu ignoriren sind solche Arbeiten gewöhnlich nicht, weil sie oft zu großer Popularität gelangen und einen Einfluß ausüben können, der von nachhaltiger schädlicher Wirkung ist. Dem Publikum aber und den Autoren selbst gegenüber ist es vollkommen unmöglich, in den wenigen Spalten, die einer Recension zugemessen sind, auch nur eine einzige falsche Idee schlagend zu widerlegen. Man müßte eben ein ganzes Lehrbuch der Mathematik und Astronomie voranschicken, ehe man an eine Widerlegung zu gehen vermag. Der fachmännische Recensent kann also in diesem Fall nichts anderes thun, als kurze Andeutungen der unrichtigen Ideen zu geben, die jedem Fachmann zwar verständlich sein werden, wegen deren er aber immer vom Autor selber der Oberflächlichkeit oder Unverständlichkeit geziehen werden wird.

Ich scheue mich nicht, hier rückhaltlos zu bekennen, daß ich selbst, als ich noch recht jung war, in die hier charakterisirte Klasse von Weltbaumeistern gehörte. Ich habe vor beinahe zehn Jahren ein kleines, glücklicherweise so ziemlich ganz unbekannt gebliebenes Buch herausgegeben, welches den schönen Titel „Selbstbiographisches vom Himmel" trägt und in dessen letzten Kapiteln ich dem Schöpfer ins Handwerk pfuschen wollte. Je mehr ich aber als praktischer Astronom die zu erklärenden Wunder von Angesicht zu Angesicht und nicht mehr allein aus Beschreibungen und Abbildungen zu sehen bekam, desto mehr drängte sich mir die peinliche Ueberzeugung auf, daß man ein Wilhelm Herschel sein und über sein Riesenteleskop verfügen muß, um überhaupt ein Wort in weltbildnerischer Richtung mitreden zu dürfen. Gegenwärtig, wo mir hier in Wien das größte und kräftigste Fernrohr der Welt zur Verfügung steht, fühle ich erst recht, wie schwach wir sind und wie schwierig es ist, sich ein rechtes Bild von dem Aufbau des Himmels zu machen. Jedes neue Hülfsmittel der Forschung löst zwar viele vorher nie beantwortete Fragen, wirft aber zugleich eine viel größere Zahl neuer Fragen auf, und so kommen wir zu der deprimirenden Ueberzeugung, daß sich mit der Vervollkommnung unserer Werkzeuge die Schwierigkeiten immer mehr häufen, statt sich zu vermindern.

Nach dieser langen vorangeschickten Rede kann ich mich in Bezug auf die vorliegende Schrift kurz fassen. Der Verfasser ist ein astronomischer Laie, ein Chemiker vom Fach. Das zeigt sich auf jeder Seite seiner Broschüre: sie zerfällt in drei Abschnitte, welche im Titel angedeutet sind. Er spricht im ersten Kapitel von der Stern-

bildung aus Nebeln so, wie sie von andern auch schon vorgetragen wurde. Dann aber behauptet er, daß die Weltkörper von innen nach außen hin in festen Zustand übergehen, indem die auf der Oberfläche des glühend flüssigen Weltkörpers auftretenden festen Schlacken wegen ihrer größern Dichte in die Tiefe bis zum Mittelpunkt versinken. Ich weiß nicht, wie sich der Verfasser die Druckverhältnisse in einem großen kugelförmigen Körper vorstellt. Die Theorie lehrt doch, daß ein großer fester Körper von der Ausdehnung der Weltkugeln sofort im Centrum mindestens in Schmelzhitze gerathen müsse, allein schon durch den Druck der überliegenden Schichten. Wenn also Schlacken unter die Oberfläche eines großen flüssigen Körpers sinken, so werden sie stets heißern Schichten begegnen, je tiefer sie sinken, und schließlich wieder schmelzen müssen. Große flüssige Körper können deshalb nur auf der Oberfläche in festen Zustand übergehen. In der „Gegenwart unsers Planeten" spricht sich der Verfasser folgerichtig auch gegen die Annahme des glühend flüssigen Erdkerns aus und wendet sich gegen die Vulkanisten, indem er sich entschieden auf Seite der Neptunisten stellt, alle Vorgänge auf und in der Erde durch die Einwirkung des Wassers erklärend. Hier sind manche Reflexionen auf chemischem Gebiete eingeschoben, welche mir bemerkenswerth scheinen. In dem Schlußkapitel von der „Zukunft unsers Planeten" spricht der Verfasser unter anderm auch von den veränderlichen und neuen Sternen, wobei er sich manche Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt. In arge Collision aber geräth er mit der Theorie der Bewegungen der Himmelskörper, indem er meint, es werde ohne Zweifel eine Zeit kommen, „wo die große Zahl der Asteroiden und auch der Mars die Bahn unserer Erde überschreiten werden, um innerhalb derselben ihren Wandel fortzusetzen". Er meint, daß die Abnahme der Höhe der Erdatmosphäre, welche aus chemischen Gründen nachweislich erfolgt, der Grund sei, weshalb die Bahn der Erde „nicht eine Ellipse, sondern eine sehr gedrückte Spirale darstellt, auf welcher sich der Planet immer mehr der Sonne nähert". Ich unterlasse es, zu diesem Satz etwas hinzuzufügen. Die ganze Arbeit möchte ich als eine chemische Phantasie bezeichnen.

Wilhelm Meyer.

Neue Reisebilder und Reisenovellen aus dem Süden.

(Beschluß aus Nr. 15.)

1. Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881. Von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1883. 8. 6 M.
2. Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und vom blauen Meer. Von Hans Wachenhusen. Berlin, Janke. 1883. 8. 2 M.
3. Römische Aquarelle. Ein Karneval in Rom. Die Signora. Von Gräfin M. Keyserling. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883. 8. 5 M.
4. Unter Palmen und Cypressen. Italienisches Mosaik. Von A. C. Strahl. Berlin, Entrich. 1882. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von südwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1882. 12. 2 M. 50 Pf.
6. Abbazia. Idylle von der Adria. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 19 Originalzeichnungen von C. E. Petrovits. Wien, Hartleben. 1883. 8. 3 M. 25 Pf.

„Unter Palmen und Cypressen" von A. C. Strahl (Nr. 4) ist in der That eine bunte „Mosaik". Zwei Novellen, eine Humoreske, Reiseskizzen, ein Gedicht, ein Brief über italienische Theaterzustände: was kann man auf wenig über 200 Octavseiten mehr verlangen? Bisher scheint der Verfasser nur mit dramatischen Producten der verschiedensten Art vor die Oeffentlichkeit getreten zu sein; wenn Referent den Lesern mittheilen kann, daß bereits ein „Festspiel", ein „dramatisches Gedicht", ein „Charakterbild", ein „Dramolet" und ein „Schwank" gedruckt sind, während sich zwei fünfactige Tragödien unter der Presse befinden, so gesteht er in aller Bescheidenheit, daß er diese Kenntniß nur einer Notiz auf dem Umschlage des vorliegenden Buchs verdankt. Strahl scheint übrigens sein „Italienisches Mosaik" in Bausch und Bogen auch für ein poetisches Erzeugniß zu halten; denn in den als Vorrede dienenden Versen: „An dies Buch" bezeichnet er die verschiedenen Artikel ausdrücklich als Musenkinder, und in der letzten Strophe heißt es wörtlich:

> So fahret hin! Es schaut auf euch
> Wol manch gestrenger Richter;
> So fahret hin! Es baut auf euch
> Der muthbeseelte Dichter!

Nun sind aber die Tagebuchskizzen vom Golf von Neapel, die „kleine" Reiseerlebnisse erzählen, Menschen, Kunstwerke und Landschaften schildern, nach Inhalt und Form in nichts Wesentlichem von der gewöhnlichen Prosa ihrer zahllosen Vorgänger verschieden. Statt: Neapel sehen und dann sterben, sollte es jetzt heißen: Neapel sehen und dann schreiben. Gegen diese Touristenschreibwuth ist eben nicht anzukämpfen. Nun, die Welt spiegelt sich ja in jedem Kopfe anders, und es gibt aus Hesperien neben dem vielen Alten auch immer manches Neue zu berichten. Das Italien von heute ist von dem Italien vor fünfundzwanzig Jahren himmelweit verschieden. Das Komische dabei, wie sich Herr Müller, der sächsische Reisefreund des Autors, ausdrücken würde, der auch findet, daß der Vesuv ein komischer Berg sei, ist nur, daß fast jeder Tourist schreibt, als ob er jene Gegenden, ihre Bewohner, Kunstwerke u. s. w. zuerst entdeckt habe und deshalb dem Leser auf das gewissenhafteste beschreiben müsse. Da macht nun freilich unser Buch, das hier ein weises Maß einhält, eine löbliche Ausnahme. Mit der Geschichte Pompejis und seiner Zerstörung hätte der Verfasser uns allerdings verschonen dürfen; dagegen

sind die in neuester Zeit auch in der Touristenliteratur in die Mode gekommenen archäologischen Miscellen: die Beschreibungen der Einrichtung der römischen Bäder, Häuser u. dgl. m., vielen Lesern gewiß eine angenehme Beigabe. Die, übrigens sparsamen, Kunsturtheile Strahl's sind zuweilen etwas eigenthümlicher Art, so wenn er bei der Betrachtung des Triumphbogens Alfons' I. in Neapel die Ansicht ausspricht, die ganze Renaissance sei nichts als ein Ueberladen mit üppigem „ornamentistischen Zierath" (Pleonasmen gehören zu den Liebhabereien des Autors), und es wäre auch für Italien besser gewesen, hätte der neue Stil den gothischen nicht verdrängt. Daß der rein gothische Stil in Italien nie festen Fuß gefaßt hat, und daß diese Thatsache tief in der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volks wie in der geschichtlichen Entwickelung des letztern begründet liegt, ignorirt der Verfasser.

Die beiden Novellen sind einfache, ganz anmuthig eingekleidete Erzählungen mehr oder weniger rührenden Inhalts, in denen je eine Frau aus dem Volke, ein Ideal von Schönheit, Unschuld und Liebe, die Hauptrolle spielt, die erste mit tragischem, die andere mit glücklichem Ausgange. Die Ueberschriften: „Die Tauben des Marcusplatzes" und „In der Arena" sind nichts als ein „ornamentistischer Zierath" und eine Andeutung, daß es sich darin um eine venetianische und eine veronesische Geschichte handelt.

Der Reisebrief über das italienische Theater enthält eine recht lebendige und unterhaltende Schilderung des Besuchs einiger Opern, Operetten und eines Marionettentheaters in Rom. Hier wie auch bei andern Gelegenheiten ist der Verfasser allzu geneigt, zu generalisiren und aus dem wenigen, das er gesehen, allgemeine und weitgehende Schlüsse zu ziehen. Den Satz: „Ueber das italienische Schauspiel ist nicht viel zu berichten; es ist nicht besser und nicht schlechter als bei uns", dürften nicht viele Kenner des italienischen Lust- und Trauerspiels unbedingt unterschreiben, da es, wie auch die Darstellungsweise der Schauspieler, dem französischen jedenfalls weit näher steht als dem unserigen.

Wenn wir die harmlose und frisch erzählte Humoreske „Ein deutscher Führer" mit Vergnügen lesen, so hätte uns der Verfasser dagegen das Gedicht „Napoli", dessen Strophen stets mit den schwer unter ein rhythmisches Gesetz zu bringenden Versen beginnen:

Napoli, herrliche Stadt,
Wie lieb' ich dich, Napoli! —

erlassen dürfen, ohne daß der deutsche Parnaß dadurch wesentlich ärmer geworden wäre.

Die Sprache ist in dem prosaischen Theil im ganzen klar und einfach, die Darstellung lebendig und anziehend; dagegen die Ausdrucksweise in den beiden Erzählungen dem Stande und Charakter der Personen oft wenig entsprechend. Hier und da finden sich seltsame Worte und Wendungen, wie „Es lebte dort eine Versumpftheit der Sitten" u. a. m. „Wachsschwefelhölzer" ist wol nur ein lapsus calami.

Wenn ein Schriftsteller und Dichter von Beruf durch lyrische Ergüsse in rhythmischer oder in prosaischer Form die Eindrücke festzuhalten sucht, welche seine Seele „in festlich stimmungsvollen Tagen", d. h. hier auf einer Hochzeitsreise an die oberitalienischen Seen empfing; wenn der Redacteur des Feuilletons der „Frankfurter Zeitung", **Johannes Proelß**, die an Regentagen geschriebenen Reisebriefe und Gondellieder für sein Blatt verwerthet und sie dann — natürlich von andern dazu veranlaßt — in Buchform unter dem Titel „Dolce far niente" (Nr. 5) in die Welt sendet, so kann die Kritik gegen ein solches Unternehmen um so weniger etwas einzuwenden haben, als sie das Urtheil von Kennern der italienischen Landschaft, welches der Verfasser selbst anführt, „daß es ihm gelungen sei, etwas von dem Duft und Glanz jener Schönheitswelt nicht nur für sich festzuhalten", nur bestätigen kann. Fühlt sich doch selbst ein nüchterner Recensent wohlthätig und freundlich angeweht von dem Hauche frischen reinen Lebens- und Liebesglücks, der uns aus den Blättern des Werkchens entgegenströmt.

Die „Widmung", eine poetische Motivirung der Hochzeitsreisen, bildet eine gewinnende Einladung zur Lektüre des Buchs:

Wenn sich zwei Herzen einen
Fürs Leben ganz und gar,
Um Hoffen, Glück und Meinen
Zu theilen Jahr um Jahr,

Um bis zum letzten Scheiden
Zu theilen Herd und Haus —
Treibt's anfangs doch die beiden
Ins ferne Land hinaus.

Noch ist zu neu die Wonne,
Zu fremd noch, was so traut —
Es birgt voll Scheu der Sonne
Das Glück die junge Braut.

Zum Fest wird jede Stunde,
Berauschend Seel' und Sinn;
Es paßt des Alltags Runde
Zu solchem Glanz nicht hin.

Im ganzen möchten wir übrigens der Prosa des Verfassers entschieden den Vorzug geben. Die Sprache ist da lebendig, farbenreich und gehoben, ohne je bombastisch zu werden, während in den Gedichten neben mancher feinen Wendung, manchem glücklich ausgedrückten Gedanken, mancher wohlgelungenen Strophe auch bedenkliche Rückfälle in die Prosa und einzelne böse Verstöße gegen die rhythmischen Gesetze vorkommen.

In „Durch den Gotthard" wird die neue Eisenbahn poetisch verherrlicht und ihr Tunnelbau etwas kühn mit dem Einbruch des Herakles in die Gärten der Hesperiden verglichen. Der Verfasser preist das Wunder der Technik und schätzt sich glücklich, daß er nun ohne die Anstrengungen, welche das Uebersteigen der Alpenpässe verursache, an die italienischen Seen gelangen kann, „deren Grundstimmung ein seliger Frieden, stille Anmuth, in Ruh' geeinte Har-

monie großartiger Gegensätze bilden". Das ist nun freilich theils Geschmacksache, theils hängt es von der körperlichen Rüstigkeit des Reisenden ab. Wem es weder an Zeit noch an Kraft gebricht, dürfte es vielleicht auch heute noch vorziehen, den großartigen Gebirgswall der Alpen zu Fuß zu überklimmen und alle die erhabenen Schönheiten des Hochgebirgs voll auf sein Gemüth wirken zu lassen, statt sie schnell wie im Traume und mehr unter als über der Erde zu durchfliegen. Der Verfasser meint zwar, man suche auf solchen Reisen eine Ausspannung und nicht eine neue Anspannung der Nerven. Aber diejenige Anspannung, welche die Fußreise im Gebirge mit ihren Eindrücken auf das Gemüth und ihrer reinen und leichten Luft erfordert, ist eben das allerbeste Gegengift gegen die Abspannung, welche durch eine sitzende Lebensweise und langdauernde Geistesarbeit veranlaßt wird.

Das zweite Kapitel ist dem Lago-Maggiore gewidmet. Proelß zieht ihn allen andern Seen am Südfuße der Alpen vor: ein Urtheil, das wir nur für den mittlern Theil, die Gegend der Borromeischen Inseln zwischen Stresa und Pallanza unterschreiben möchten. Der nördliche Theil ist ein allzu einförmiger Kanal zwischen hohen und doch nicht großartigen Bergwänden, der südliche dagegen flach und reizlos. Der Verfasser hat sich ein besonderes Ideal von einem südlichen See zurechtgelegt; dazu gehört ihm vor allem eine breite Wasserfläche, umgeben von üppigem, grünem, sanft ansteigendem Gelände, jenseit dessen erst das Hochgebirge emporsteigt. Darüber ließe sich streiten. Unendlich viel hängt dabei von Jahreszeit, Wetter und Beleuchtungseffecten ab. Der Verfasser ist am Lago-Maggiore offenbar weit mehr vom Glücke begünstigt worden als am Comersee. Vergleiche zwischen Landschaftsbildern, die man unter verschiedenen Bedingungen gesehen hat, sind stets sehr mislich. Als Referent den früher unter herrlicher Beleuchtung bewunderten Langensee wiedererblickte, traute er seinen Augen kaum, und seine Reisegefährten vermochten von den gerühmten Wundern wenig zu entdecken: es war eben ein trüber Regentag, der See und Ufer in eintönig graue Nebelschleier hüllte. Auch die Theorie des Verfassers, daß müßiges Träumen, sei es in den dunkeln Schattengängen der Parks, sei es im Kahne auf der blauen Seefläche, der höchste Reisegenuß sei, paßt eben nur für die heißen Hochsommertage seiner Reisezeit. Wäre die letztere in den Frühling oder Herbst gefallen, so würde er vielleicht die Ersteigung des Monte-Generoso oder des Metterone mit ihren prächtigen Rundblicken noch höher gepriesen haben.

Sehr richtig charakterisirt Proelß die heitere Harmlosigkeit der italienischen Landbevölkerung. Wenn er dagegen Trägheit als den vor allem ins Auge springenden Charakterzug des Volks auffaßt, so paßt das nur für einen Theil, ja in Oberitalien nur den kleinsten Theil desselben. Das könnten ihm schon die italienischen Arbeiter in Deutschland beweisen, die nicht nur ihrer Geschicklichkeit und Mäßigkeit, sondern besonders ihres stetig andauernden Fleißes halber den deutschen vielfach nicht mit Unrecht vorgezogen werden, und nicht minder die unendliche Sorgfalt, mit welcher der Boden der lombardischen Ebene angebaut ist. Vermuthlich gründet sich sein Urtheil hauptsächlich auf das Gehaben der Vetturine, Kahnführer, Bettler u. dgl. an den großen Verkehrsstraßen. Uebrigens erscheint in Italien der Müßiggang schon deshalb größer, weil er, aus den Wohnungen und Schenken, wo er wahrlich auch bei uns nicht mangelt, auf die öffentlichen Plätze und Straßen verlegt, den Reisenden mehr in die Augen springt.

> Am Lago-Maggiore fühlen wir uns der Welt der Geschichte, der Welt des modernen Rennens und Wogens entrückt. An den Ufern und auf den Fluten des Comersees mischt sich in den Duft der blühenden Gegenwart der poetisch ergreifende Hauch der Vergangenheit und nicht minder die frische Luft warmpulsirenden Weltverkehrs.

Das klingt recht gut, ist aber wol mehr der Ausdruck subjectiver Stimmung als wirklicher objectiver Verhältnisse. Sehr treffend ist dagegen die kurze Charakteristik der Umgebung des Comersees, zumal der bekannten Villen in der Nähe von Bellaggio. Mailand ist nur ganz oberflächlich gestreift.

Das Büchlein schließt mit einem hübschen, rein empfundenen Gedicht an die geliebte Reisegefährtin, „Im Paradiese", dessen Schlußstrophe wir mittheilen:

Im Paradiese war ich Seliger auch,
Und nicht im Traume nur, wie sonst es Brauch.
Nein, all die hohe Paradieseswonne
Hab' ich erlebt so echt als wie die Sonne.
Den vollen heil'gen Paradiesesfrieden
Ließ mich die Liebe finden hier im Süden . . .
Vom Paradiese träum' ich, wenn von dir,
Zum Paradiese machst die Welt du mir,
Ich bin, wenn ich voll Inbrunst dich umschließe,
Im Paradiese.

Mit Bezug auf die Idylle „Abbazia" von A. von Schweiger-Lerchenfeld (Nr. 6) ist zu erwähnen, daß Abbazia, zu deutsch Abtei, wie wir den Lesern, die nicht mit speciellern geographischen Kenntnissen ausgerüstet sind als der Referent, von vornherein verrathen wollen, ein aus wenigen Häusern bestehendes Oertchen am Nordende des tief in das istrische Küstenland einschneidenden, unter dem Namen Quarnero bekannten Busens der Adria ist. Anderthalb Meilen westlich von Fiume und eine Wegstunde von der nächsten Station der Bahn gelegen, die sich bei Sanct-Peter von dem Laibach-Triestiner Schienenwege nach der genannten Stadt hin abzweigt, liegt es zwischen den immergrünen Bäumen des schmalen Küstensaums, über dem die schroffen Hänge zu dem unwirthlichen Hochplateau des Karstgebirges aufsteigen, still und lauschig eingebettet und wäre wol der großen Welt draußen noch lange verborgen geblieben, hätten nicht unternehmungslustige Touristen, ihre Streifzüge neuestens auch auf die Julischen Alpen und bis zu den Nordufern des Adriatischen Meers ausdehnend, es entdeckt und seine

eigenartigen Reize laut gepriesen. Wenn nun ein so gewiegter Reisender und Schriftsteller wie Schweiger-Lerchenfeld dieser „Idylle von der Adria" ein Loblied im höhern Tone singt, wenn er den Küstenstrich des Quarnero von Abbazia bis Lovrana sogar mit der Riviera di Ponente in Parallele stellt, so kann es nicht fehlen, daß bald ein dichter Strom von neugierigen Touristen, Sommerfrischlern und Wintercurgästen dies bevorzugte Erdenfleckchen aufsuchen wird, zumal wenn erst die noch etwas mangelhaften Vorrichtungen für einen behaglichen Aufenthalt vervollkommnet sein, wenn stattliche Hotels und comfortable Pensionen aus seinen Hainen von Lorbern und Erdbeerbäumen, Magnolien und japanischen Mispeln sich erheben werden.

Unser Verfasser ist kein bloßer Vedutenmaler; seine Landschaften sind charakteristische Stimmungsbilder, sein Pinsel ist in die leuchtendsten Farben des Südens getaucht. Dem über die öden, trostlosen Karsthöhen herabkommenden Reisenden, der hier plötzlich in den vor der bösen Bora geschützten Winkeln unmittelbar über der blauen Seefläche die mediterranische Flora mit ihren immergrünen Laubhölzern und im Garten der Villa Angiolina die reiche Blütenpracht wiederfindet, wie sie uns die Borromeischen Inseln oder die Parks am Comersee bieten, mag wol durch den plötzlichen Contrast entzückt und begeistert werden. Dem Leser aber, der nur die mitgetheilten Thatsachen als Maßstab anlegen kann, dürfte es nicht leicht werden, seine Stimmung hoch genug hinaufzuschrauben, um dem ekstatischen Hymnus des Verfassers ganz gerecht zu werden. Es ist ein vergebliches Bemühen, Linien, Farben, Beleuchtungseffecte und ähnliche Factoren des Eindrucks, den ein Landschaftsbild hervorruft, durch Worte anschaulich machen zu wollen. Mit welcher Kunst der Darstellung, mit welchem Schwung des Ausdrucks, mit welchem Aufwande sprachlicher Zierathen dergleichen Schilderungen auch ausgeführt sein mögen: sie sind nicht im Stande uns recht zu erwärmen, ja sie müssen auf die Länge ermüdend wirken. Unsere Phantasie erlahmt in dem vergeblichen Bestreben, die beschriebenen Bilder nachzuschaffen und so des Naturgenusses theilhaftig zu werden, von dem Schweiger sagt, daß er „durch die unendliche Tiefe der Ahnungen, die er in uns erwecke, den geistigen Horizont bis auf Sonnenweiten öffne". Dabei können wir ihm den Vorwurf der häufigen Wiederholung ganz ähnlicher Scenerien nicht ersparen, können uns auch, wenn wir die objectiven Elemente des Landschaftsbildes mit der Darstellung desselben vergleichen, des Eindrucks einer gewissen, wenn auch unabsichtlichen Uebertreibung nicht erwehren. Der Meerbusen selbst, der schmale Küstenstrich, die staffelförmig darüber sich erhebenden Culturterrassen und die nackten gelben Kalkfelswände im Hintergrunde bieten nichts, was nicht an zahlreichen Orten der Mittelmeerküste ebenso oder noch weit großartiger und mannichfaltiger zu finden wäre.

Der Verfasser verschmäht den Rahmen einer Erzählung, die durch den Fortschritt einer wenn auch noch so einfachen Handlung, durch kleine Touristenabenteuer u. dgl. m. die Eintönigkeit seiner überschwenglichen Malerei wohlthätig unterbrochen haben würde. Die zahlreichen Citate, namentlich aus Goethe, und die hier und da in den Text eingefügten zierlichen Illustrationen sind dazu nicht genügend. In den letzten Kapiteln erhalten wir allerdings auch einige historische Excurse von den sagenhaften pelasgischen Bewohnern der Gegend bis zu dem mittelalterlichen Baronalgeschlecht der Frangipany, deren zerfallene Burgen in der Nähe aufragen. Bei der Besteigung des 1300 Meter hohen Monte-Maggiore, des höchsten Berges der Umgegend, der mit seinen nackten steilen Hängen überall in die lachende Küstenlandschaft hineinblickt, gedenkt der Verfasser auch der deutschen Herrschaft, die hier im frühen Mittelalter auf kurze Zeit Fuß faßte, und zugleich der Vermählung des Kaisers Augustus mit Livia Drusilla, deren Zusammenhang mit Abbazia und seiner Umgebung wir freilich nicht zu erkennen vermögen. Ja bei Gelegenheit eines Besuchs der Insel Cherso erhalten wir sogar eine Schilderung der Flucht des Jason und der Medea nach Pindar's „schicksalverheißender Tragödie", indem der Verfasser die Spuren der Argo vom Schwarzen Meere bis zur Donauquelle, „die hier mit dem Grottenquell der Laibach identisch ist", und über den Rücken des Karstgebirges bis zu den Insulae Absyrtides, die von dem gemordeten Bruder der Medea ihren Namen erhalten haben, und der Kolchiercolonie Pola verfolgen zu können glaubt.

Zum Schlusse geben wir aus einem der schönsten Kapitel des Buchs, „Bonaccia", d. h. Meeresstille, überschrieben, eine Probe der Darstellungsweise des Verfassers:

Um den Kiel schmiegt sich die See ölig weich und wirft kreisrunde Schaumblasen auf die Oberfläche. Das tiefe Blau im nähern Bereich des Boots nimmt sich wie eine Insel von reinstem Türkis aus, die auf der fahlgrauen Wasserfläche schwimmt. Das dauert freilich nur so lange, bis die Sonne aus dem Dunstgewölk des Capellagebirgs bricht und die See, so weit das Auge reicht, unter dem ersten Flammenblicke des Morgens aufschauert. Der Effect gibt sich so, als würden plötzlich Tausende von Fackeln in der Tiefe entzündet und leuchtete gedämpfter Glühschein bis zur Oberfläche empor. Aber selbst ein solch unterseeisches Wunder wäre nimmer im Stande, die weiche Farbenharmonie auf alle Höhen zu zaubern, wie sie der Sonnenhort auf purpurn geflammter Bergeszinne in die Runde gießt. Und die Reflexe dieser Farbenabstufungen sind es, welche das Seebild erst völlig verklären und ihm einen unbeschreiblichen Zauber aufdrücken. Wenn man vom festen Lande aus auf die im Morgenlichte dampfende Wasserfläche hinausblickt, scheint sie von breiten Farbenflächen durchsetzt, die sich sanft abstufen und abtönen.

Otto Speyer.

Historische Schriften.

1. Napoleon Bonaparte und der rastatter Gesandtenmord. Ein Wort an meine Herren Kritiker von Arthur Böhtlingk. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 2 M.

Es kann nur beklagt werden, wenn persönliche Misstimmungen in der Wissenschaft platzgreifen und den Ernst der Forschung beeinträchtigen. Selten ist mir dies unbehagliche Gefühl persönlicher Gereiztheit so unverhüllt entgegengetreten wie in der genannten kleinen Schrift. Böhtlingk hatte in seinem von mir in d. Bl. warm empfohlenen Werk über Napoleon's Jugend und Emporkommen als natürlichste Lösung des alten Räthsels vom rastatter Gesandtenmorde die Hypothese aufgestellt, derselbe sei ein Werk Bonaparte's gewesen, der sich dazu gerade des einen Gesandten, Debry, bedient habe. Hiergegen erhob sich ziemlich einmüthig die Kritik im In- und Auslande; sie verwarf die aus der Luft gegriffene Annahme als widersinnig und unhaltbar. Besonders ausführlich und eingehend sprachen sich Schirren, von Wegele, Hüffer und in Frankreich Albert Sorel dagegen aus. Daß Böhtlingk hierauf eine Broschüre gegen seine Kritiker schrieb und publicierte, ist der schlagendste Beweis für eine nicht geringe Autoreneitelkeit, für die übrigens jede Seite die treffenden Belege liefert. Wie durfte es Schirren wagen, anderer Meinung zu sein als Böhtlingk! so müssen wir denken, wenn wir seine Abfertigung lesen; ganz unnütz wird bei dieser eine Rede über Macchiavelli durchgesprochen, nur damit Böhtlingk Gelegenheit bekommt, seine Gesammtanschauung der Auffassung Schirren's gegenüber zu entwickeln und zum unbestreitbaren Siege zu führen. Wegele wird nicht minder überlegen abgefertigt, widerlegt und außerdem bitter deshalb getadelt, daß in der „Allgemeinen deutschen Biographie" unter seiner Aegide Emanuel Leser den Obersten Barbaczy, der ein Ehrenmann gewesen sei, zum Mörder habe stempeln dürfen. Mit wenigen Worten wird Bernhard Erdmannsdörffer's gedacht, der zwar nicht die Ansichten über den Gesandtenmord theilt, aber ebenso wie Böhtlingk glaubt, mit Debry sei nicht alles in Ordnung! Hüffer hatte es gewagt, die Hypothese Böhtlingk's als pure Phantasie zu bezeichnen; darum wird er sehr sans façon abgeschüttelt, und da Albert Sorel dem Autor nicht genug Anerkennung gezollt zu haben scheint und von seiner Conspiration Bonaparte-Debry nichts wissen will, werden gegen ihn ebenfalls heftige Vorwürfe und scharfe Anklagen gerichtet.

Böhtlingk tritt allen Angriffen um so entschiedener und beharrlicher entgegen, hält nicht nur an seiner Ansicht über Bernadotte's Auftreten in Wien fest, sondern bleibt unbeirrt bei seiner unbegreiflichen Ansicht über den Gesandtenmord, die er abermals in voller Breite entwickelt. Seiner Meinung nach war Bonaparte in Aegypten in beständigem Verkehr mit Europa und gehört der bisher angenommene Blokadezustand zu den Märchen; hingegen brauchte er eine That, die durch nichts gut zu machen war und auf lange Europa in den Flammen des Weltkriegs erhielt, um sich als den unentbehrlichen Mann aufzuwerfen — und diese That war der Gesandtenmord, zu dem ihm der treulose Ueberläufer Debry der geeignetste Handlanger schien. Wie absurd ist die Rolle, die Debry zugedacht wird, wie fadenscheinig die ganze Hypothese! Die Seiten 86 fg. von Böhtlingk's Rechtfertigung erscheinen mir äußerst bemerkenswerth; solche Beweismittel für etwas Unglaubliches müssen jeden Historiker frappiren. Böhtlingk hält seine Ansicht „geradezu für die einzige mögliche Hypothese" und wird durch die Widerlegungen derart darin bestärkt, daß er kurzweg erklärt, er sei auch gerüstet, wenn spätere Entdeckungen Zeugniß gegen seine Hypothese ablegen sollten. Ich kann mich weder mit dem Ton noch mit dem Inhalt des „Worts an meine Herren Kritiker" einverstanden erklären, stimme hingegen mit Böhtlingk, der in seinem Werke meine Ansichten über Napoleon fast durchgängig theilt, in dem Wunsche herzlich überein, es möge der kaiserlich österreichischen Regierung gefallen, die Acten der vom Erzherzog Karl eingesetzten Untersuchungscommission ganz und unbeschnitten zu publiciren; gewiß finden sich dieselben irgendwo vor. Dann könnte endlich die leidige Frage vom Gesandtenmorde anständig begraben werden; bisjetzt liegt trotz Böhtlingk das Odium auf der kaiserlichen Regierung, Bonaparte hingegen erscheint daran gänzlich unschuldig.

2. Zur Erinnerung an Friedrich Oetker. Von Adam Pfaff. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 4 M.

Ein alter Freund und treuer Kampfgenosse in entschwundenen Tagen gibt an der Hand einer dreiunddreißigjährigen intimen Bekanntschaft und einer Fülle handschriftlicher Materialien ein gedrängtes Lebens- und Leidensbild des bestgeliebten und bestgehaßten hessischen Staatsmannes Friedrich Oetker, ohne ein geschichtliches Werk über die hessische Geschichte der letzten Zeiten liefern zu wollen, mit der Oetker unzertrennlich verknüpft war. Ein Charakterbild, eine kurze, aber durchaus kundige Uebersicht von dessen politischer Thätigkeit ist es, was Pfaff zu bieten hat; seine Hand führt den Stift voll Pietät und Verehrung für den Verstorbenen, ohne sich durch Parteilichkeit leiten zu lassen; er schildert ihn, wie er seiner Meinung nach war und wirkte, nicht wie er hätte sein und handeln können, und tritt vorgefaßten Meinungen, Verleumdungen und Anklagen gegen ihn in sicherer Haltung entgegen. Oetker war in erster Linie Deutscher, wußte aber hiermit den treuen hessischen Patrioten glücklichst zu verbinden und bewahrte in drohender Lage der Dinge sein Vaterland vor dem Untergange berechtigter Eigenthümlichkeiten und gesunder particularistischer Institutionen, nachdem er mit dem unglaublich starrsinnigen letzten Kürfürsten einen Kampf auf Gnade und Ungnade geführt hatte, der zeitweilig als Duell zwischen ihnen bezeichnet werden konnte. Gegen den Kur-

fürsten und den Bundestag vertheidigte er mit unermüdlichem Eifer die Verfassung von 1831; wie ein Held stritt er gegen das Regiment eines Scheffer, Hassenpflug, Vilmar und Abée; nie aber war er ein Demagoge, im Gegentheil trat er sein Leben lang allen radicalen Forderungen unerschrocken entgegen. Nach der Annexion Kurhessens verfocht er das Landesvermögen und die landschaftliche Autonomie gegen die Sucht der Verpreußung, und die hessische Gemeindeordnung, der Segen des Landes, hatte es ihm zu verdanken, daß sie nicht vom preußischen Ministerium umgestürzt werden durfte. Und doch war Oetker ein großer Freund Preußens und hatte zuerst in Preußen den Staat erkannt, an den Hessen sich anlehnen müsse, in Bismarck den unentbehrlichen Pfeiler Deutschlands, ohne den man nicht vorwärts kommen könne. Die Betrachtung von Oetker's Leben drängt uns überall die Ueberzeugung auf, daß ein kräftiger, charakterfester und gerechter Particularismus zum Heil des Gesammtvaterlandes weit besser wirken kann als verwaschener Kosmopolitismus, und als Motto würde wol nicht ungeeignet das Dichterwort dienen können: „Leben heißt ein Kämpfer sein."

3. Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleon's von J. R. Seeley. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 6 M.

Als dem besten Kenner englischer Geschichte in Deutschland widmet J. R. Seeley, Professor der neuern Geschichte an der Universität Cambridge, dem jüngst verstorbenen Reinhold Pauli sein Werk.

Der eigentliche Gegenstand des inhaltreichen Buchs ist nicht Stein selbst, sondern die Umwälzung und Neugestaltung der preußischen Staatseinrichtungen; Stein wurde als der beste und interessanteste Repräsentant seiner Nation und seiner Zeit gewählt, an den sich am natürlichsten die im Zeitalter Napoleon's vollzogene Umwandlung Deutschlands und speciell Preußens anknüpft. Je mehr Seeley sich in Stein's Charakter vertiefte, desto klarer wurden ihm Größe und Universalität des stolzen Reichsfreiherrn, der nie seinen Ursprung nach vergrößerter Macht verleugnete, sich an die Kaiseridee und dann an Preußen anlehnte und gegenüber dem Streben der Mittelstaaten den Gedanken der Reichseinheit verfolgte. Wie Stein schon früh der englischen Geschichte besondere Verehrung zollte und ihren welthistorischen Werth erkannte, ist Seeley's Werk in erster Linie auf England berechnet, um unter den Briten die rechte Anschauung über Ereignisse und Personen der Stein'schen Zeit zu verbreiten. Der große Freiherr stand inmitten der antinapoleonischen Revolution und wurde ihr größter Staatsmann. Seit dem Werke von Pertz, dessen vollen Werth Seeley bereitwilligst zugesteht, haben sich über Stein und seine Zeit eine lange Reihe neuer Quellen erschlossen, aus denen der Autor reiche Schätze hob, vor allen die Denkwürdigkeiten Hardenberg's, Schön's, Senfft-Pilsach's, Ompteda's, die Forschungen Max Duncker's und Oncken's über Preußen in den napoleonischen Tagen und manches Werk über Stein's große Zeitgenossen Scharnhorst, Gneisenau u. a. So ergab sich nicht nur eine Masse neuen Materials, sondern es wurde auch manches, was bisher als unbestritten galt, modificirt oder berichtigt, auch Pertz wiederholt eines Bessern belehrt oder ergänzt. Dabei schildert Seeley im Gegensatz zu Pertz, wie ich nochmals hervorheben will, Stein nicht nur um seinet-, sondern auch um seiner Zeit willen und fügt darum eine Anzahl biographischer Porträts seiner Umgebung ein; nicht nur die Herrscher, unter denen Stein wirkte, sondern auch die ersten Größen in Staat und Heer finden eine ziemlich eingehende Darstellung, die meiner Ansicht nach oft zu sehr den Faden des Stein'schen Lebens zerreißt. Eine gewisse Weitschweifigkeit und allzu weites Ausholen sind Mängel des mit großem Scharfsinn und hervorragendem Verständniß auch nichtenglischer Zustände geschriebenen Werks.

Ich will nicht verhehlen, daß manche Irrthümer in dem Seeley'schen Werk vorhanden sind: das Stift Wallenstein, nicht Wallerstein, liegt nicht in Homberg, sondern in Fulda; anstatt Salzbach muß es S. 46 Sulzbach heißen; die Abtretung von Ansbach und Baireuth an Preußen fand nicht im Januar, sondern am 2. December 1791 in Bordeaux statt; der durch das geflügelte Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" 1806 gekennzeichnete Graf Schulenburg-Kehnert verdient wol nicht das Prädicat „einer der ausgezeichnetsten preußischen Beamten jener Periode"; das preußische Heer betrug 1740 nicht 80000, sondern 83468 Mann, und 1786 nicht 200000, sondern 224000 Mann, die Jahreseinkünfte 1786 nicht fast 20, sondern volle 22 Millionen Thaler; der Staatsstreich Napoleon's war am 18. und nicht am 2. Brumaire; die Stellung Frankreichs im Oesterreichischen Erbfolgekriege dürfte wol keine so imposante gewesen sein, daß Seeley sagen könnte, das Deutsche Reich sei 1740 durch Frankreich „in seinen Grundfesten erschüttert worden". Höchst ungerecht ist es, Friedrich's des Großen Feldzüge als ehrgeizige Angriffskriege, ihn als gefährlichsten, ehrsüchtigen Störer des Reichsfriedens zu bezeichnen, von den edelsinnigen Reformen und Maßregeln Joseph's II. zu reden als „von gesetz- und sinnlosen, wenn auch nicht durchaus böswilligen Schritten", und ohne jeden Anlaß die Geschichte des Walram'schen Zweiges des Hauses Nassau als nicht durchweg ehrenvoll zu charakterisiren u. s. w. Trotz dieser und ähnlicher Fehler verdient das ernst durchdachte, gründliche und fesselnde Werk einen rühmlichen Platz in der Literatur über Stein und seine Zeit. Die Uebersetzung ist im ganzen gelungen, bietet aber ziemlich oft unliebsame Härten im Ausdruck und störende Wiederholungen derselben Worte.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Man mag über den Werth der Anthologien verschiedener Ansicht sein; jedenfalls tragen sie doch dazu bei, gelungene Gedichte und treffende Aussprüche und Gedanken in weitern Kreisen zu verbreiten. Den selbständigen Gedichtsammlungen mag dadurch, wenigstens für den Anfang, einiger Abbruch geschehen; doch die neuen Dichter werden allgemeiner bekannt. Und warum sollte der, dem eine solche lyrische Blume gefällt, nicht danach streben, sich einen Strauß aus dem ganzen Blumengarten des Dichters zu winden und sich den Zutritt zu demselben zu erschließen?

Elise Polko hat in J. C. C. Bruns' Verlag in Minden eine Sammlung von Gedichten und Sprüchen aus dem deutschen Dichterschatz unter dem Titel „Am stillen Herd" herausgegeben. Der Charakter der Sammlung ist schon durch den Titel bezeichnet: es ist Familienlyrik, und alles was über den häuslichen Herd hinausdrängt, alles was ins Bereich der Genialität unserer modernen Fauste, der wilden Leidenschaftlichkeit und kühnen Gedankenskepsis gehört, ist ausgeschlossen. Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte: „Heimat, Vaterland"; „Aelternhaus, Vaterliebe, Mutterliebe, Geschwister, Großältern, Alter"; „Kindheit"; „Jugendfreuden, Lehrjahre, Jugenderinnerungen"; „Jugendfreunde, Wanderjahre"; „Liebesglück, Brautlieder"; „Liebesleid"; „Eheglück"; „Heimgehen". Die Disposition ist gerade nicht sehr logisch; doch weiß wenigstens jeder Leser, wo er gesuchte poetische Ergüsse zu finden hat. Elise Polko hat diesmal nicht die namhaften Dichter des modernen Parnasses bevorzugt; sie hat die Sammlungen minder bekannter Poeten durchblättert und die Journale, in deren Beeten hier und dort sich eine lyrische Blüte erschließt; wir finden außer Dichtern wie Prinz Emil Carolath und andern, die sich erst in jüngster Zeit bekannt gemacht haben, eine lange Reihe von Namen, die bisher in Anthologien nicht vertreten sind: W. Emmer, Erwin Wester, Theodor Souchay, Hans von Matt, Ludwig Hinterding, Karl Ernst Kohlhauer, Auguste Burchard-Nierstein, Helene von Götzendorf-Grabowski, R. Reiter, Ernst Schermann, Dr. Julius Altmann, Lilly Uhrlaub, Franz Robert Schöni, Ludwig Schnabel, August Freudenthal, Hans Eisenträger, C. Klingermann, und wollen diesen Zuwachs des deutschen Parnasses hier wenigstens registriren.

Eine Sammlung: „Sprüche fürs Leben, Worte und Gedanken hervorragender Dichter und Prosaisten alter und neuer Zeit", hat Agnes Berber herausgegeben (Jena, Pohle). Hier sprechen nicht die neuesten Lyriker, sondern gewichtige alte Größen wie Euripides und Shakspeare mit, natürlich auch Goethe, Jean Paul, die Romantiker und einige Moderne wie Prinzessin Salm, Victor Blütgen. Dem Vorwort zufolge glaubt die Verfasserin für jedermann gesorgt zu haben, für das ernste wie das heitere Gemüth, für den glücklichen wie den unglücklichen Menschen, für die Jugend wie für das Alter. Jedenfalls enthält das Buch viele geistreiche Aussprüche, die man unter ziemlich willkürlich aufgestellten Rubriken finden kann.

„Die Musik im Lichte der Poesie" heißt eine von S. J. Milde herausgegebene Sammlung, welche Dichterworte aus der Weltliteratur enthält (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). In dieser Beschränkung auf ein bestimmtes Thema ist eher eine Vollständigkeit erreichbar. Der Herausgeber oder die Herausgeberin hebt mit Recht hervor, daß sie sich die Früchte fremden Sammelfleißes nur wenig angeeignet, daß sie in den meisten Fällen unmittelbar aus den Quellen schöpfen mußte. Im ganzen ist die chronologische Reihenfolge und Gruppirung festgehalten. Die Eintheilung wird bestimmt durch die Dichtgattungen: Lyrisches, Episches, Dramatisches, Epigrammatisches. Die Auswahl ist sehr reichhaltig und geschmackvoll; kein Musikfreund wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Mit Recht sagt die Verfasserin: „Den Vorwurf der Monotonie fürcht' ich nicht. Denn wenn auch aus all den verschiedenen Dichterstimmen seit Homer das ewige Thema über «der Töne Macht» bald mehr bald minder voll hervorklingt, so wird man doch aus diesem Sammelwerke die überraschende Ueberzeugung gewinnen, daß das Thema überaus modulationsfähig ist und daß es bei aller Einstimmigkeit in der That die mannichfaltigste individuelle Behandlung gefunden hat."

Aus der Schriftstellerwelt.

Emanuel Geibel, der hervorragendste und beliebteste unter den Lyrikern der Gegenwart, ist am 6. April in Lübeck im neunundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Wir bringen heute nur die Trauerkunde, die in weitesten Kreisen widerhallen wird; denn die deutsche Nation hat noch nicht aufgehört, ein Volk von Dichtern und Denkern zu sein, mindestens ein Volk, das seine Dichter und Denker ehrt. Wir werden nächstens auf Emanuel Geibel noch eingehender zurückkommen.

Bibliographie.

Berthold-Ling, Drei Solo-Scenen für Damen. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2 M.

Hartschmidt, M., Aus der Schmiede. Gereimtes und Ungereimtes. Herausgegeben unter Mitwirkung von andern Schmieden. Wiesbaden, Bischkopff. Gr. 8. 1 M.

Hesse, A., Dalton's Erbe. Roman. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 8 M.

Heusenstamm, T. Graf v., Die wunderlichen Pilger. Phantastisches Lustspiel. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Hoffmann, H., Brigitta von Wisby. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Kraszewski, J. J., Auf Irrwegen. (Szalona.) Roman in 2 Büchern. Autorisirte Uebersetzung von R. Löwenfeld. Berlin, Steinitz u. Comp. 8. 6 M.

Lesimple, A., Richard Wagner. Erinnerungen. Dresden, Minden. 12. 1 M.

Lindau, R., Der Gast. Roman. Breslau, Schottländer. 1883. 8. 3 M.

Mannhardt, W., Gedichte. Mit einer Lebensskizze des Dichters. Danzig, Saunier. 1881. 8. 2 M.

Müller-Guttenbrunn, A., Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Ottmann, R., Beiträge zur Culturgeschichte der polnischen Frauen im XVI. und XVII. Jahrhunderte. Krakau. Gr. 8. 60 Pf.

Rahm, M., und J. K. Däniker, Der bekehrte Gymnasialprofessor oder Nutzen der Stenographie. Lustspiel. Wetzikon b. Zürich. 8. 40 Pf.

Georg Heinrich Rindfleisch. Eine biographische Skizze. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 60 Pf.

Röse, O., Revanche! Bilder aus Paris. Berlin, Oppenheim. 8. 5 M.

Rosenberg, v., Zusammengewürfelte Gedanken über unseren Dienst (Cavallerie). Rathenow, Haase. Gr. 8. 3 M.

Ring, M., Hanka. Eine Erzählung aus den Bergen. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Sax, E., Das Wesen und die Aufgaben der Nationalökonomie. Ein Beitrag zu den Grundproblemen dieser Wissenschaft. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 M.

Schulz, W., Hamann sin Hochtidsreis'. Hannover, Weichelt. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Serpieri, A., Das elektrische Potential oder Grundzüge der Elektrostatik. Die neuere Theorie der elektrischen Erscheinungen in elementarer Darstellung. Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von R. v. Reichenbach. Autorisirte Ausgabe. Mit 44 Abbildungen. Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 M.

Studniczka, F., Vermutungen zur griechischen Kunstgeschichte. Wien, Konegen. Lex.-8. 3 M.

Telmann, K., Lichter und Schatten. Novellen. Hannover, Weichelt. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Traun, J. von der, Der Liebe Müh' umsonst. Drei Novellen. Teschen, Prochaska. 8. 3 M. 50 Pf.

Venzoni, J. S., Aus dem Tagebuche eines Gesanglehrers. Neue Folge. Hannover, Weichelt. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 92 bis 98.

Eine neue Vorlage über die Prisengerichtsbarkeit. — Zur Unfallversicherung. — Die Interpellation Jazdzewski im preußischen Abgeordnetenhause. — Die Lage der deutschen Universität in Prag. — Das Uebereinkommen mit der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. — Die türkischen Eisenbahn-Anschlüsse. — Die bedrängte Lage Tirols.

Nekrologe Münchener Künstler. (XXXVI. Ludwig Vollmar.) — Das deutsche katholische Kirchenlied. Von R. Freiherrn von Liliencron. — Nizza und seine Weltausstellung. Von S. von Kleist. — Wiener Briefe. (CLXXII.) — Zur Geschichte des Bauernkrieges. Von F. L. Baumann. — Schwindel über Schwindel. (I/II.) — Die Keim'sche Wandmalerei. Von F. Reber. — Andachtsbuch eines Weltmannes. — Zur Geschichte der französischen Politik. — Städtenamen. Von R. Kleinpaul. (IV. Schlußartikel.) — Eine ländliche Hochzeit im neuen Griechenland. Von A. Bötticher. — Prof. J. F. J. Heremans. (Nekrolog.) Von Ferd. von Hellwald. — Die Don Quijote-Uebersetzung von L. Braunfels. — Ein neuer Commentar zur Gewerbe-Ordnung.

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. — Ueber den Werth von Brauerei-Actien. — Ein französisches Urtheil über die deutsche Industrie. — Geschäftsberichte 2c.: Wiener Bankverein. — Wiener Trambahn. — Zur Regelung des Arlbergverkehrs. Deutsche Bank, Berlin. — Actiengesellschaft „Mainkette“. — Deutsche Grundcreditbank, Gotha. — Vom Londoner Geldmarkt. — Discontogesellschaft, Berlin. — Oesterreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe. — Gotthardbahn. — Bijouterie-Industrie. — Zur Steuerreform in Oesterreich. — Prioritäten-Conversion der Rudolfbahn und der Vorarlberger Bahn. — Anlehen der Bank von Spanien. — Bayerische Beamten-Creditbank, e. G. — Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektricität, Berlin. — Vom amerikanischen Markt. — Deutsche Hypothekenbank in Meiningen. — Die ungarische Renten-Conversion.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Korfu.
Eine jonische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite Auflage. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius' anmuthige Skizze von Korfu, jenem jonischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist, erfreut sich steigender Beliebtheit und liegt nun bereits in zweiter elegant ausgestatteter Auflage vor.

Altspanische Sprichwörter
und sprichwörtliche Redensarten
aus den Zeiten vor Cervantes,

ins Deutsche übersetzt, in spanischer und deutscher Sprache erörtert, und verglichen mit den entsprechenden der alten Griechen und Römer, der Lateiner der späteren Zeiten, der sämmtlichen germanischen und romanischen Völker und einer Anzahl der Basken, endlich mit sachlichen, sprachlichen, geschichtlichen, literarhistorischen, biographischen, geographischen und topographischen Erläuterungen versehen, **nebst Vorwort, Einleitung, Index und einem kleinen Anhang**
von
Dr. Joseph Haller, kgl. bayer. Hofrath und Ritter etc.
Zweiter Theil.

(Literatur der Sprichwörter u. s. w., nebst Rechtsverwahrung, Vorwort und Einleitung, Schema, zugleich Inhaltsverzeichniss und Register des zweiten Theils, Nachträgen zu Theil I, nachträglichen Berichtigungen und Bemerkungen zu Theil I, einem Sach- und Wortregister zu Theil I, endlich Nachträgen und nachträglichen Berichtigungen zu Theil II.)

Im Selbstverlage des Verfassers und in Commission der G. J. Manz'schen Buchhandlung in Regensburg. 1883. 9 M.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.
Illustrirte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde.
Begründet von
Karl Andree.
Preis pro Band 12 Mark.

GLOBUS.

Mit besonderer Berücksichtigung der **Anthropologie und Ethnologie.**

Redigirt von
Dr. Richard Kiepert.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern.

Probe-Nummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden. — Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Post-Anstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte
von
Andreas Gryphius.
Herausgegeben von **Julius Tittmann.**
8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.
(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 24. April 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Deutsche Dichter im Auslande.

Die vielbesprochenen Festlichkeiten, welche zu Ehren Friedrich Spielhagen's an der Newa veranstaltet worden sind und bei denen sich die Russen fast noch mehr betheiligten als die deutsche Colonie, gewinnen dadurch an Bedeutung, daß unsere Literaturgeschichte von der Feier deutscher Dichter im Auslande fast gar nicht zu berichten weiß. Wir denken hier nicht an die internationale Bedeutung ihrer Werke, an die Verbreitung derselben in andern neuern Sprachen, sondern an eine persönliche Verherrlichung, die sie selbst zum Mittelpunkt eines Cultus macht.

Unsere Classiker sind ja zum Theil gar nicht über die Landesgrenzen hinausgekommen: Lessing, Schiller, Wieland, Jean Paul, so prächtig letzterer die nie von ihm gesehenen Borromeischen Inseln schilderte, waren glebae adscriptitii: Schiller, der von Stuttgart kam, und Jean Paul, der Sohn des Fichtelgebirges, konnten ihre Reise nach Berlin als eins der wichtigsten Begebnisse in ihrem Lebenslauf verzeichnen; Lessing führte längere Zeit ein freizügiges Leben, doch schlug er sein Nomadenzelt nur in norddeutschen Städten auf, in Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg, Wolfenbüttel. Klopstock allerdings lebte jahrelang in Kopenhagen als Pensionär des Königs, und Goethe begleitete die deutschen Heere nach Frankreich und fand in Italien eine geistige Heimat, besonders in der Künstlerwelt, in der er verkehrte. Daß sich im übrigen die Dänen um Klopstock und die Italiener um Goethe sonderlich gekümmert hätten: darüber liegen keine Aufzeichnungen vor.

Dichter bei Banketten oder durch die Ertheilung von Lorberkränzen zu feiern: das war damals noch nicht Mode. Das letztere ist eine Sitte, welche die Literatur vom Theater geerbt hat. Seitdem die Darsteller mit Lorberkränzen ausgezeichnet werden und der Hervorruf der dramatischen Dichter Brauch geworden ist, können auch diese nicht mehr dem Lorberkranz entgehen, der freilich mit dem Lorber, den die Nachwelt ertheilt, nichts gemein hat, da die Hand eines einzigen wohlwollenden Freundes oder einer begeisterten Freundin ihn spenden, auf die Bühne werfen oder überreichen kann. Doch haben diese Lorberkränze in der Regel eine längere Lebensdauer als die Werke, für welche sie ausgetheilt werden. Wenn aber die Bühne der einzige ergiebige Boden ist, auf welchem die Dichterlorbern für den lebenden Poeten wachsen: so hat das Dichterbanket eine andere Herkunft; es hängt mit den politischen Festmahlen und Reformbanketen zusammen; die politischen Lyriker, besonders Herwegh, wurden auf ihren Triumphreisen mit Festbanketen gefeiert: Hoffmann von Fallersleben sang bei solchen Gelegenheiten seine eigenen Lieder; die Parteigenossen ließen sich keinen derartigen wandernden Poeten entgehen; manche hielten nicht viel von seinen Versen und überhaupt gar nichts von Versen; er war ihnen nur eine Art von Elektrophor, welcher, mit dem Katzenfell oder Fuchsschwanz der üblichen Huldigungen gepeitscht, die nöthige Parteielektricität entwickelte, welche dann in allen Herzen zündete. In ruhigern Zeiten wurden solche Zweck- und Festessen, solche Huldigungsdiners auch zu Ehren von Dichtern veranstaltet, welche „auf einer höhern Warte standen als auf der Zinne der Partei".

Der Bühnenlorber war für die Dramatiker, das Festessen für die Lyriker; das stille Wirken der Romanschriftsteller gab am wenigsten Anlaß zu öffentlichen Huldigungen. Doch viele von ihnen haben sich ja auch dramatisch versucht: und bei diesen konnte die Aufführung eines Stücks den Anknüpfungspunkt bieten für eine Feier des Romanschriftstellers. So wurde Spielhagen früher einmal in Breslau

gefeiert und jetzt in Petersburg aus Anlaß der Aufführung seines Schauspiels „Gerettet“. Die Stücke selbst fallen dabei nicht weiter ins Gewicht; sie sind nicht viel mehr als ein Vorwand; von ihnen heißt es bald: der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. Wenn wir indeß die den neuern deutschen Dichtern zutheil gewordenen Huldigungen die Revue passiren lassen, so finden wir, daß sie fast immer im Inlande stattgefunden haben und von Landes- und Stammesgenossen ausgingen. Wurde in London deutschen Dichtern einmal eine Anerkennung zutheil, in der zugleich eine internationale Tendenz mitsprach, so galt sie gewiß nur den politischen Flüchtlingen. In Frankreich ist selbstverständlich nie einem deutschen Dichter gehuldigt worden: der kranke Poet der Rue d'Amsterdam hatte einzelne Freunde und Verehrer; in den Salons und in den Revuen sprach man von ihm; er galt für einen großen Poeten; doch auch solange er gesund und munter über die Boulevards flanirte, hat man ihm keine Feste gefeiert. Das lebhafte Interesse Italiens für die deutsche Literatur ist vom neuesten Datum; die Dänen können Düppel und Alsen nicht verschmerzen; bei allen Nationen erscheinen Uebersetzungen neuer deutscher Dichtwerke, doch ein intimeres Interesse für die Poeten ist nicht vorhanden, und diese kommen ja auch nicht zu ihnen.

So ist die Reise Spielhagen's nach Rußland und die Feier des Dichters auch in russischen Kreisen in der That ein ungewöhnliches Ereigniß, für welches sich keine Analogien finden; wir glauben zwar nicht, daß die deutsch-russische Frage durch die internationalen Sympathien der beiden Völker jetzt ihrer Lösung näher gerückt ist; man ist in Deutschland nicht sehr russenfreundlich und in Rußland ebenso wenig deutschfreundlich, mag auch im Augenblick der politische Horizont möglichst wolkenlos sein; in jeder friedlichen Annäherung der Nationen aber müssen wir einen Fortschritt begrüßen, und hier haben wir wenigstens das Symptom einer solchen. Der Dichter selbst hat das volle Bewußtsein, daß er sich in einer Ausnahmesituation befindet, daß diese petersburger Reise und die Aufnahme, die er dort gefunden, ein literarhistorisches Singleton ist. In der Rede, die er bei dem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl im Adelssaal am 28. März hielt als Antwort auf die Anrede Arssenjew's, sagt er: „Wenn, wie ich annehme, auch in meinem lieben Deutschland einer oder der andere meinen sollte, es sei mir hier der Ehre zuviel geworden — Ehre, die in keinem Verhältniß stände zu meinen wirklichen etwaigen Verdiensten, und diese Stimmen unter andern ausgehen sollten von meinen Collegen in der literarischen Gilde, so werde ich antworten: ich bin kein Rattenfänger, und Petersburg ist kein Hameln, und die Petersburger sind keine Kinder. Sie wissen, was sie thun und was sie an mir gethan haben; ich muß und kann ihnen getrost die Verantwortung überlassen. Und übrigens, wen auch nach gleichen Ehren gelüstet — hic Rhodus, hic salta! Hier ist Rhodus, komm und tanze! Komm, du mein lieber übelwollender College, komm hierher und laß dich bei deiner Ankunft empfangen mit der friedlichen Ueberreichung des altehrwürdigen Symbols der Gastfreundschaft, laß dich willkommen heißen von dem literarischen Verein, der sich nach dem großen Puschkin nennt; willkommen an festlicher Tafelrunde von einer auserlesenen Schar von Literaten und literarisch gebildeten Männern und Frauen, willkommen endlich von dem Haupte dieser Stadt im Namen ihrer Duma: komm und hole dir diese Ehren — wenn du kannst. Kannst du es nicht, so schweige, aber rühre mir nicht an meinen goldenen Kranz, jedes seiner Blätter ist mir heilig.“

Wir kritisiren hier diese Ansprache nicht, die sich ja wol auch unter der Blume an die wohlwollenden Collegen richtet und einem Freytag, Heyse, Wilbrandt zuruft: kommt nur her, seht zu, ob euch die Duma empfangen wird; wir theilen sie nur mit, um hervorzuheben, daß Spielhagen diesen Empfang für einen Ausnahmefall erklärt, von dem er annimmt, daß er sich schwerlich jemals wiederholen werde.

Weiter sagte Spielhagen in seiner Rede, er habe, als er begonnen zu schreiben, drei oder vier Freunde gehabt, denen er seine Arbeit vorgelesen; jetzt könne er die drei oder vier getrost mit einer Million multipliciren. Wir gratuliren dem Dichter zu einem so großartigen buchhändlerischen Erfolg; denn wenn auch in Deutschland zwischen Lesern und Käufern ein himmelweiter Unterschied ist, so bedeuten vier Millionen Leser doch immer einige hunderttausend Käufer.

Am Schluß seiner Rede zog Spielhagen eine Parallele zwischen sich und Turgenjew, die ihm von den Russen zum Theil verdacht und in den russischen Blättern scharf kritisirt wurde. Ihnen gilt Spielhagen für einen talentvollen Schriftsteller, doch nur für einen primus inter pares, Turgenjew aber für ein alle überragendes Genie: das sollte unser Autor wissen und daher nicht rühren an den goldenen Lorberkranz des Russen, wenn er zu einem großentheils russischen Publikum sprach. Spielhagen erwähnte, er werde in Rußland gelesen, als wäre er ein russischer Schriftsteller — so sage man ihm! „Ist das nicht wunderbar? Freilich kaum wunderbarer, als daß einer Turgenjew in Deutschland gelesen, geachtet, gepriesen wird, daß es manchmal schier den Neid eines deutschen Schriftstellers erwecken könnte. Ich sage kaum wunderbarer; denn Turgenjew hatte unter allen Umständen, wenn er schrieb, den weiten kosmopolitischen Horizont, den ich eben nicht hatte und nicht habe. Er kannte Deutschland, er kannte Frankreich genau. Er konnte seine Gesichtspunkte unendlich reicher variiren, Vergleichungs-, Anhaltspunkte finden, die für mich nicht existirten. Aber das alles: der weite Horizont, der Reichthum seiner Bildungsmittel, hat ihn doch nicht zu dem großen Dichter gemacht. Mit all dem hätte er seine «Väter und Söhne», hätte er sein «Neuland», hätte er all seine unsterblichen Werke nicht schreiben können. Er konnte sie nur schreiben, weil ein treu russisches Herz in seiner breiten Brust schlug, das sein Vaterland über alles

liebte von dem Augenblick, da ein Mensch weiß, was das ist: Vaterland, bis zu seinem letzten Athemzuge. Sein Vaterland mit den majestätischen Wäldern und melancholischen Heiden und seinen prächtigen Herrensitzen und den niedern Hütten, in denen das arme Bäuerlein wohnt, sein geliebtes russisches Bäuerlein. So hat er sich euch, so hat er sich uns, so hat er sich der Welt ins Herz gesungen. Denn das Herz des Dichters ist das Herz der Welt. Dies alte Wort birgt die Erklärung des Wunders. Schöpfe nur jeder aus dem Brunnen seiner Heimat, aber schöpfe er tief, grundtief, so wird er aus demselben Wasser schöpfen, aus dem auch sein Nachbar schöpft, aus dem Grundwasser, welches den Wald der Menschheit speist, er mag nach Abend liegen oder nach Morgen, nach Süden oder nach Mitternacht."

Das alles ist ebenso treffend wie in edler schöner Form ausgedrückt, wäre aber trotzdem in Petersburg besser ungesagt geblieben. Der russische Chauvinismus feiert gelegentlich einen fremden Dichter, aber er will nicht, daß dieser sich mit einem einheimischen messe. Wir sind anderer Ansicht: was den künstlerischen Aufbau des Romans betrifft, steht Spielhagen über Turgenjew, und auch an Reichthum geistiger Beziehungen in seinen Werken ist er dem genialen, aber pessimistisch einseitigen slawischen Poeten so weit überlegen wie das deutsche Volk dem russischen.

Rudolf von Gottschall.

Lyrische und epische Dichtungen.

1. Manoli. Rumänische Volkssage, erzählt von A. Forstenheim. Wien, Konegen. 1883. 12. 2 M.
2. Erika. Eine Mär aus der Heide. Von John Ph. R. Roeloffs. Leipzig, Most. 1883 8. 3 M. 50 Pf.
3. Melitta. Ein lyrisch-episches Gedicht. Von Ewald Böcker. Frankfurt a. M., Jügel. 1884. 12. 3 M.
4. Prinzessin Ilse. Ilsensage und Ilsensprüche. Von Wilhelm Fricke. Nebst einem Anhange historischer Idyllen und Balladen. Stuttgart, Hohl. 1883. 8. 2 M.
5. Lieder und Gedichte von Conimor. Wien, Rosner. 1884. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Kleine Gedichte von Gabriele Fürstin-Wrede. Wien, Gerold's Sohn. 1883. 8. 2 M. 60 Pf.
7. Inse Platt. Gedichte von Wilhelm Oesterhaus. Detmold, Klingenberg. 1882. 12. 1 M. 20 Pf.
8. Neue Gedichte. Von Karl Woermann. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1884. 12. 3 M.

Wir eröffnen unsere heutige Revue über neue Dichtungen bekannter und unbekannter Autoren mit dem Hinweis auf eine legendenartige Erzählung, welche A. Forstenheim, die Verfasserin der formvollendeten Märchendichtung „Melusine", unter dem Titel „Manoli" (Nr. 1) veröffentlicht. Die der Dichtung zu Grunde liegende Sage führt uns in das Land der Walachen, in das heutige Rumänien. Fürst Nyagoe (eine andere Ueberlieferung nennt ihn Neagoe) beruft seinen Jugend- und Studiengenossen, den Baumeister Manoli, in sein Reich und gibt ihm den Auftrag, an dem Ufer des reißenden Argis (Argesch) eine prachtvolle Kirche zu erbauen. Nach wenigen Tagen erheben sich bereits die Fundamente des großartig angelegten Baues, aber was durch die fleißige Arbeit des Tags emporwächst, das stürzt, wie von unsichtbarer Hand vernichtet, des Nachts mit Donnergekrach wieder ins Nichts zusammen. Da hat der schier verzweifelnde Manoli eine Vision: ein Dämon erscheint ihm — der Dämon des Ehrgeizes; der gebietet ihm: wenn er sein Werk vollendet sehen wolle, so müsse er das Weib, das sich dem Baue am nächsten Morgen zuerst nahen werde, zwischen den Quadern der Kirche einmauern. Nur wenn er dieses Opfer dargebracht, werde der Bau vollendet werden und fortan als ein Denkmal seines Künstlernamens allen Stürmen der Zeit trotzen bis in die fernste Zukunft. Manoli, von Ruhmsucht verlockt, gelobt es. In der Frühe des andern Tags aber sieht er als die erste Frau, sein geliebtes Weib Anica auf den Bau zuschreiten. Er fleht zu Gott, er möge des Himmels Schleusen öffnen und das theuere Weib zurückschrecken. Regen ergießt sich; Teiche und Bäche treten aus; der Argis bildet einen Wasserwall zwischen den Gatten. Vergebens! Trockenen Fußes schreitet Anica auf ihren Gemahl zu; er fleht abermals um Rettung zu Gott. Da erhebt sich ein Orkan, der die Bäume entwurzelt und die Berge versetzt. Umsonst auch das! Anica steht neben dem Gatten und begrüßt ihn liebevoll. Abgewandten Gesichts befiehlt er, sie einzumauern. Es geschieht. Nun beginnt die rüstige Arbeit aufs neue; es wächst die Kirche schnell empor, und binnen kurzem steht sie mit Kuppeln und Säulen prächtig vollendet da. Aber die Nemesis bleibt nicht aus. Fürst Nyagoe beschließt, den Künstler zu strafen für den Mord, den er an seinem Weibe begangen: er läßt ihn, der auf den Thurm seiner Kirche geflüchtet, durch Vermauern der Pforte einkerkern. Der kunstgewandte Manoli aber fertigt sich Flügel aus Spähnen und fliegt durch das Thurmfenster davon. Indem er nun in den Lüften schwebt, glaubt er die weinende Geisterstimme seiner eingemauerten Anica zu sich herauftönen zu hören. Sie ruft, sie klagt. Die Kraft verläßt ihn, und er stürzt zur Erde herab. An der Stelle, wo er zerschmettert niederfiel, wird er in einen schwarzen Fels verwandelt. Eine klare Quelle aber rauscht aus dem Fuße der Kirche hervor. Das sind Anica's Thränen, und die werden fließen:

Bis die Quelle an der Kirche
Einst zum mächtigen Strom geworden,
Der den schwarzen Fels umschlingt. —
Anica's getreue Liebe
Hat Manoli dann entzaubert,
Seine Frevelthat gesühnet,
Und beseligt schweben beide
Himmlischen Gefilden zu.

Wie die kurze Inhaltsangabe zeigt, gehört die Sage zu jenen Gebilden der dichtenden Volksphantasie, welche eines tiefern Inhalts nicht entbehren. „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!" sagt Schiller im „Verschleierten Bild zu Sais". Analog dieser Sentenz könnte man den Grundgedanken des „Manoli" in den Worten fixiren: „Weh dem, der zu dem Ruhme geht durch Schuld!" Die talentvolle Verfasserin hat den bedeutsamen Stoff in das Gewand leicht fließender Verse gekleidet; ihre Trochäen — vierfüßige, wie in der heutigen Epik so häufig — sind meistens correct und melodiös und athmen nicht selten ein dramatisches Leben; die Composition der Handlung ist gewandt und gerundet, und der Totaleindruck ihres „Manoli" muß ein durchaus harmonischer, innerlich befriedigender genannt werden. Die treffliche Dichtung stellt sich den frühern Arbeiten der Verfasserin ebenbürtig an die Seite.

Ist „Manoli" eine Dichtung von vorwiegend ethischem Gehalt, so herrscht in „Erika" von John Th. R. Roeloffs (Nr. 2) der historische Ton vor. Das kleine Epos spielt in der Zeit der Kämpfe Heinrich's des Löwen mit den deutschen Städten und endet mit der Eroberung Bardowieks. Im Mittelpunkt der übersichtlich gegliederten Fabel steht die Liebe des jungen welfischen Kriegsmannes Arno zu Erika, dem Töchterlein des Bürgermeisters von Bardowiek. Das Zeitcolorit ist frisch und keck, und die Liebesgeschichte, die sich aus dem Idyllischen ins Tragische erhebt, gewandt und glaubwürdig in die Schilderung der historischen Ereignisse eingeflochten. Hier und da, freilich wünschte man der in vierfüßigen Trochäen — ebenso wie „Manoli" — geschriebenen und durch vielfach eingestreute Lieder häufig unterbrochenen Dichtung einen etwas beschleunigtern Gang; die Empfindung, die das Ganze erweckt, ist indessen eine wohlthuende und erhebende, und der unerwartete tragische Ausgang wirkt zugleich erschütternd und reinigend. Man darf dem Gedicht mit gutem Gewissen eine weite Verbreitung wünschen. Pium desiderium! Wer liest heute epische Gedichte! Es sind ja keine Romane mit dem nöthigen Salz und Pfeffer der Tendenz und der Spannung, keine modernen Sittengeschichten mit dem obligaten socialen Hautgout!

Ganz auf dem Boden der Gegenwart bewegt sich „Melitta" von Ewald Böcker (Nr. 3), ein lyrisch-episches Gedicht, das uns in ergreifender Weise, wenngleich nicht immer ohne prosaische Anklänge, das Bild einer rührenden Liebe entrollt, in das der Krieg von 1870/71 zerstörend hineingreift. Die Liebenden gehen beide im Dienste des Vaterlandes zu Grunde: sie, Melitta, infolge ihrer aufopfernden Hingabe an die Pflege der Verwundeten, er, Walter, durch die Strapazen des Kriegs. Das aufjauchzende Glück der ersten Liebe im Anfange der Dichtung, der elegische Ton der Resignation am Schluß derselben: beides kommt ganz und voll zum Ausdruck und stellt dem Talent des Dichters ein günstiges Zeugniß aus. Etwas abgeschwächt wird die Wirkung der in das Gewand wechselnder Versmaße gekleideten Erzählung allerdings durch die nicht ganz ausgesöhnte Disharmonie des Dreiklangs der Composition: im Eingang und am Schluß nimmt der Dichter als solcher das Wort und spricht seinem Helden den Prolog und den Epilog; dazwischen liegt das Hauptstück der Dichtung: Walter's Tagebuch aus dessen Nachlaß; als drittes aber schiebt sich in dieses Tagebuch selbst die breite Erzählung der Schicksale von Melitta's Vater ein. Dieser Dreiklang hat etwas Störendes, das auch durch den Ton warmer Empfindung nicht aufgehoben wird, der diese Elegie der Liebe durchhaucht.

Epik und Didaktik reichen sich in „Prinzessin Ilse" von Friedrich Wilhelm Fricke (Nr. 4) die Hand. Die erste Abtheilung enthält zunächst die Märchendichtung „Ilsensage", eine neue Behandlung des oft bearbeiteten Sagenstoffs, der jenem Gebiete der Mythenbildung angehört, in welchem das Hineingreifen der Geister- in die Menschenwelt den durchgehenden rothen Faden bildet. Eine anmuthig und geschickt modificirte Erzählung im serbischen fünffüßigen Trochäus, der man eine besondere Tiefe nicht beimessen kann, die aber durch Einfachheit der Schilderung und Anspruchslosigkeit des Vortrags immerhin für sich einnimmt! Anspruchslos kann man dagegen die der Dichtung folgenden „Ilsensprüche" kaum nennen. Unter den Rubriken „Weisheit und Tugend" und „Betrachtungen" hat der Dichter hier eine Reihe von Sinnsprüchen zusammengestellt, deren prätentiöse Form nicht selten im Widerspruch steht mit dem unbedeutenden, ja trivialen Inhalt, den sie dem Leser bieten. Distichen wie dieses:

> Vorwärts strebe, den Blick auf edle Ziele gerichtet:
> Zur Salzsäule erstarrt jeder, der hinter sich blickt —

haben in ihrer allgemeinen Fassung etwas entschieden Schiefes und Unwahres. Neben solchen vagen Sentenzen findet sich aber auch manches Zutreffende, wie z. B.:

> Gelehrter? Nun, das ist ein Mann,
> Der vieles weiß, doch wenig kann.
> Und Praktiker? Als Gegenspiel
> Weiß der fast nichts, doch kann er viel.
> Kopf ist der eine ohne Hand,
> Ein Sämann ohne Ackerland;
> Der andere, der sich weiser glaubt,
> Ist Hand und Fuß, doch ohne Haupt;
> Der — Schattenbild und der — Barbar,
> An Werth gleicht ihr euch auf ein Haar.
> Und stolz darf von euch keiner sein:
> Ein Mensch formt sich erst aus euch zwein.

Die zweite Abtheilung setzt sich aus einem Idyllenkranz in Hexametern zusammen, nämlich aus den Dichtungen „Voß und Ernestine", „Goethe und Friederike" und „Schiller und Karl Eugen": drei dankenswerthen Dichterapotheosen in Hexametern, welche sich liebevoll in die Liebesepisoden von Voß und Goethe, sowie in das Verhältniß Schiller's zu Karl Eugen vertiefen und ebenso durch die Anschaulichkeit, mit der sie gestalten, wie durch die Innigkeit, mit der sie malen, unsere Achtung verdienen. Unter den als Anhang mitgetheilten „Balladen und Liedern historischen Inhalts", welche sich durch Drastik und Knappheit des Ausdrucks

vortheilhaft auszeichnen, begegnen wir einigen wirklich trefflichen Proben von echt balladenartigem Colorit, wie z. B. den historischen Skizzen „Die Parade von Roßbach“ und „Kaiser Joseph und der Postverwalter“. Fricke hat die richtigen Farben für die episch-lyrische Mischgattung solcher Historien auf seiner Palette.

Eine wenig erquickliche Lyrik spricht aus den „Liedern und Gedichten“ von Conimor (Nr. 5). Es scheint, Conimor hat hier jedes verlorene Gefühlchen, jedes kleinste Gedänkchen gewissenhaft gesammelt und gebucht, und da ist denn ein Büchlein zu Stande gekommen, das, wenn wir es durchgesehen, uns den Eindruck des Nichts hinterläßt. Nur wenige Weizenkörner liegen unter der Spreu der Conimor'schen Lyrik versteckt. Hier ist so eins:

Ein Hochgenuß.

Erst declamirte sie,
Doch dies genirte sie;
Denn zum Erschrecken
An allen Ecken
Blieb sie stecken.
Doch die Gäste stumm
Lauschten ringsum.
Dann hat sie gesungen;
Das hat mir geklungen
Entsetzlich gezwungen!
Drauf spielte sie Klavier,
Es war nicht schön von ihr —
Doch die Gäste, galant,
Fanden's hochamusant
Und rührten die Hand.
Was war der Grund nur dessen?
Mama gab gut zu essen.

Das bessere Drittel des kleinen Buchs für sich allein hätte eine größere Wirkung erzielt als diese vollen drei Drittel. Weniger wäre auch hier mehr gewesen.

Nicht um ein Haar besser oder schlechter als diese Gedichte Conimor's sind die „Kleinen Gedichte“ von Gabriele Fürstin Wrede (Nr. 6). Es ist einiges Nette und Hübsche darunter, aber nirgends ein großer, ja auch nur ein origineller Zug. Mehr Selbstkritik, verehrte Fürstin, und — ja dann wäre das Bändchen vielleicht gar nicht erschienen; denn nur drei bis vier Gedichte der kleinen Sammlung sind unsers Erachtens druckenswerth, z. B. „Der Strom“. Voilà tout.

Auch über „Juse Platt“, Gedichte in detmolder Mundart von Wilhelm Oesterhaus (Nr. 7), können wir schnell hinweggehen. Es sind einfache, bald derbe, bald innige Lieder und erzählende Dichtungen, in denen das echte und ungetrübte Blut deutscher Art und deutschen Wesens pulsirt. Einen höhern poetischen Werth dürfen diese Gedichte freilich nicht beanspruchen, aber wir heißen sie doch freudig willkommen als achtungswerthe Beiträge zum Schatz der deutschen Dialektdichtung. Es ist eine schöne kräftige Sprache, das alte Lippische, und mit Recht singt unser Dichter von ihm:

'Ne aule Euke, knurrig, mächtig,
An ollen Ruisern Blatt an Blatt,
Met rinër Borke, wunnerprächtig,
Sen steust diu do, muin lippsket Platt.

Poesien von echt künstlerischem Schliff, von vornehmem Gepräge und geistig bedeutendem Gehalt bietet uns endlich Karl Woermann in seinen „Neuen Gedichten“ (Nr. 8). Der durch seine Gedichtsammlungen „Aus der Natur und dem Geiste“, „Zwölf Zeit- und Streitsonette“ und „Neapel. Elegien und Oden“ rühmlich bekannte Verfasser zählt zu denjenigen Poeten, welche durch die zwei allerbesten Schulen gegangen sind, welchen sich ein heutiger Lyriker zuwenden kann: durch die Schule des edeln Meisters Platen und durch die des modernen Lebens. Er gießt in die classisch abgeklärten Formen des deutschen Aristophanes den Geist unserer Tage und legt überall Zeugniß ab von dem Bewußtsein: der Dichter ist nicht nur ein Herzenskündiger, er ist auch ein Kündiger seines Jahrhunderts. Die Woermann'schen Gedichte sind echte Kinder unserer Zeit. Die specielle Domäne unsers Dichters ist weniger das sangbare Lied, die eigentliche Lyrik, als einerseits die zwischen Lyrik und Epik mitten inne schwebende stimmungsvoll gestaltende Dichtung mit vorwiegend geschichtlichem Hintergrunde, wie sie in seinen „Balladen und Erzählungen“ zum Ausdruck kommt, andererseits die Reflexionslyrik mit vorzugsweise kunstphilosophischem Inhalt, wie namentlich die Abtheilungen „Kunst und Leben“ und „Feiern und Widmungen“ sie uns bieten. Als Probe für den grandios monumentalen Ton, den Woermann anzuschlagen versteht, und zugleich als Beleg für das echte Künstlerthum unsers Dichters finde hier das nachstehende Gedicht einen Platz:

Phidias.

„Unsterblichkeit gebühret nur den Göttern!
Wer ihrem Ruhm den seinen wollte paaren,
Dem ziemt die Strafe, die bestimmt den Spöttern.“
So tobten gegen Phidias die Scharen,
Die Perikles auch höhnten dreist und dreister,
Weil selbst sie lüstern nach der Herrschaft waren.
Hehr stand er da, der herrlichste der Meister,
Von dessen Hand in jedem Heiligthume
Ein Bildwerk himmelan erhob die Geister.
Doch fallen sollt' er, weil von seinem Ruhme
Athen und Perikles, der Tempelgründer,
Mit strahlten wie vom Licht die Sonnenblume.
Drum sollt' er fallen, und die Heilverkünder,
Die neuen Heilverkünder von der Gilde,
Verklagten jetzt als Spötter ihn und Sünder:
Als Sünder gegen Pallas, weil dem Schilde
Der Göttin eingemeißelt er am Rande
Sich selbst und Perikles im Ebenbilde.
Drum schlugen sie den Meister keck in Bande
Und ließen ihn in Kerkerluft, in schwüler,
Des Urtheils harren und der sichern Schande.
Mit ihm gegangen war sein Lieblingsschüler
Pantarkes, mit Gesprächen ihn zu laben,
Mild wie ein Zephyrwind, ein weicher, kühler.
Er liebte mehr denn einen Sohn den Knaben,
Der Zeus sogar, dem höchsten Gott, gefiele
Der Schönheit willen und der Geistesgaben.
Ihn hatt' als Sieger im olymp'schen Spiele
Er abgebildet an dem goldnen Throne
Des höchsten Gottes, ölbekränzt am Ziele.

Ihm zeigt' er, wie der Vater seinem Sohne,
Der großen Kunst geheimnißvolle Tiefen,
Daß sie in ihm auf Erden weiter wohne.
„Pantarkes", rief er jetzt, „auch dich beriefen
Durch mich die Götter, der mit heil'gem Worte
Die Gaben ich geweckt, die in dir schliefen:
Bewahre sie der höchsten Kunst zum Horte,
Auf daß Unsterblichkeit" — nicht konnt' er enden;
Sein schlimmster Feind stand in der Kerkerpforte.
Ein glatter Becher schien in dessen Händen.
„Du bist, o Phidias, dem Tod verfallen",
Begann er zu dem Meister sich zu wenden:
„Dir ward die Kunst! Zu deinen Werken wallen
Die Griechen alle froh mit Wonnebeben;
Dein Loblied höret jede Landschaft schallen.
Drum mußt du sterben; denn dem gleichen Leben
Des freien Volkes soll zu Götterwonnen
Kein einzelner sich hoch wie du entheben.
So hast du selber dir das Netz gesponnen;
Doch hat die Richter, welche Rührung nähren,
Dein weiter Ruhm zu rühren schon begonnen.
Und wenn die Richter auch gerechter wären,
Die Allmacht Perikles' doch macht sie schaudern,
Sein Zorn, sein Flehn, sein Donnern, seine Zähren.
Und gar das Volk! Schon hör' aus seinem Plaudern
Den Unmuth ich, und täglich wird es frecher;
Drum mußt du sterben — sterben ohne Zaudern.
Sieh, hier kredenz' ich dir den Schierlingsbecher!
Wenn du ihn weigerst — vor der Pforte stehen
Mit blankem Schwert athen'scher Freiheit Rächer."
Kein Wort spricht Phidias. Geängstet flehen
Pantarkes' Blicke zu des Bechers Träger,
Der aber schien den Knaben nicht zu sehen.
Stumm war der Angeklagte, stumm der Kläger;
Ein dumpfes Schweigen — bis den grausen Mören
Der Meister sich ergab wie Wild dem Jäger.
Dann schloß er, ohne sein Gestöhn zu hören,
Ans treue Herz den Schüler und bedeckte
Mit Küssen seine Stirn, die Treue schwören,
Und wie vom Gott ergriffen plötzlich streckte
Die Hand er nach dem Becher aus und stürzte
Ihn halb hinab, den Trank, der bitter schmeckte.
„Genug des Tranks! ich fühl's: der todgewürzte
Wirkt, halbgetrunken, kräftig wie der ganze,
Der, ganz getrunken, kaum die Qual verkürzte!"
Laut schrie Pantarkes auf. Mit irrem Glanze
Des dunkeln Augs entriß er jenes Händen
Den Becher, halb noch voll der gift'gen Pflanze,
Und leert' ihn, ohn' sein Auge abzuwenden
Vom Aug' des Meisters, aus in einem Zuge.
„Mein Leben", rief er, „soll mit deinem enden.
O, Phidias, ich hofft' mit gutem Fuge,
Dein Schüler, mich, wie du emporzuschwingen,
Wie du Zeus anzuschaun in kühnem Fluge.
Nur dafür wollt' ich leben, dafür ringen.
Doch nun du scheidest, kann mich keiner lehren,
Kein andrer, deiner Hoheit nachzudringen!
Am Boden haften blieb' ich doch, dem schweren;
Drum ist's, da du den Tod mir zugetrunken,
Für mich auch Zeit, zum Staub zurückzukehren."
Er rief's und sank, wie Phidias gesunken,
Doch sank an seine Brust, und sanft entwichen
Den zwein zugleich des warmen Lebens Funken.
Der Mörder hatte sich hinausgeschlichen
Und hinter sich die Kerkerthür geschlossen,
Um nicht zu sehn, wie drinnen sie verblichen.
Doch draußen strahlten, sonnenlichtumflossen,
Des Meisters Marmorhallen ihm entgegen
Und seine Göttin, streng in Erz gegossen.
Er schließt die Augen. Die Gebilde regen
Der Mören Zorn ihm auf, im Marmor hausend,
Doch sehen muß er sie auf allen Wegen.
Sie leuchten von Jahrtausend zu Jahrtausend!

Nicht ohne Absicht haben wir dieses umfangreichere Gedicht zur Wiedergabe gewählt. Die Woermann'sche Muse bedarf des breiten und gewaltigen Faltenwurfs, um sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Ihre Eigenart besteht im vollen, großen Ton. Lakonismen gelingen ihr nicht leicht. Solcher Gedichte wie das vorstehende weist die Sammlung noch mehrere auf, z. B. „Menelaos und Helena vor Troja", „Zeuxis" und „Deinokrates". Viel weniger Gelungenes und zu dauerndem Leben Berechtigtes enthält die Rubrik der Lieder „Natur und Liebe", während sich unter dem Abschnitt „Kunst und Leben" wieder mehrfach Proben einer eindrucksvollen Lyrik großen Stils finden. Dahin gehören die in volltönenden Sonetten (einem Lieblingsversmaße unsers Dichters) geschriebenen Verherrlichungen Michel Angelo's und andere die Kunst und ihre Heroen behandelnden Dichtungen. Auch die Vaterlandsgedichte unsers Poeten haben echten dichterischen Vollklang. Karl Woermann, der bekanntlich als Director der dresdener Gemäldegalerie mitten im deutschen Kunstleben steht, ist vor vielen andern Poeten bevorzugt: er sitzt an der ewig jungen Quelle dichterischer Anregung, an der Quelle der bildenden Kunst. Die deutsche Dichtung darf hoffen, von ihm noch viel Schönes und Edles zu empfangen.

Ernst Ziel.

Culturhistorische und philosophische Schriften.

1. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Von Walter Bagehot. Zweite verbesserte Auflage. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1883. Gr. 8. 4 M.
2. Das moderne Geistesleben Spaniens. Ein Beitrag zur Kenntniß der gegenwärtigen Culturzustände dieses Landes, von Gustav Diercks. Leipzig, O. Wigand. 1883. Gr. 8. 5 M.
3. Ursache, Grund und Zweck. Eine philosophische Untersuchung zur Klärung der Begriffe von Paul Carus. Dresden, von Grumbkow. 1883. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Grundzüge der Metaphysik. Dictate aus den Vorlesungen von Hermann Lotze. Leipzig, Hirzel. 1883. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Die Schrift „Der Ursprung der Nationen" von Walter Bagehot (Nr. 1), welche „Betrachtungen über den Ein=

fluß der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen" enthält, ist aus Essays entstanden, die der Verfasser zuerst einzeln veröffentlicht und später gesammelt herausgegeben hat. Die Folge davon war, daß hier und da geringe Wiederholungen stattfanden. Man ist in Deutschland noch immer nicht sehr an Untersuchungen gewöhnt, wie sie uns vom Autor geboten werden. Diese Untersuchungen sind aber aus dem Bestreben hervorgegangen, Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es an historischen Documenten fehlt, durch eine der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode nachgeahmte Betrachtungsweise dem Verständnisse näher zu bringen. „Wie der Geologe", sagt der deutsche Herausgeber J. Rosenthal, „aus den Ueberresten früherer Zustände unserer Erdrinde die Geschichte der Veränderungen ableitet, welche dieselbe erlitten hat, so versuchen Taylor, Lubbock, Bagehot u. a. aus dem, was in den Anfängen historischer Ueberlieferung der Culturvölker thatsächlich vorhanden war oder was noch jetzt bei wilden Völkerschaften beobachtet wird, ein Bild zu entwerfen, wie diese Zustände sich entwickelt haben oder doch wenigstens entwickelt haben könnten." Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß bei der Dürftigkeit der thatsächlichen Unterlagen für die betreffende Untersuchung die Schlüsse oft willkürlich gezogen erscheinen; andererseits kann man aber doch nicht verkennen, daß solche Untersuchungen einen großen Reiz haben, und daß man dem Verfasser selbst da mit hohem Vergnügen zu folgen bereit ist, wo man mit den von ihm gezogenen Schlußfolgerungen nicht ganz einverstanden sein kann.

Die Schrift zerfällt in sechs Kapitel, von denen das erste „Das vorbereitende Zeitalter", das zweite „Der Nutzen des Kampfes", das dritte und vierte „Wie Nationen entstehen", das fünfte „Das Zeitalter der Erörterungen", das sechste endlich „Fortschritte, welche, vom socialpolitischen Standpunkte betrachtet, beweisbar sind", betitelt ist.

Den Gesetzen der Vererbung, soweit sie uns bekannt sind, huldigend, nimmt der Autor im ersten Kapitel an, daß die Abkömmlinge cultivirter Aeltern vermöge einer angeborenen Nervenorganisation größere Neigung für die Cultur haben als die Abkömmlinge uncultivirter Aeltern, und daß diese Neigung in einem mit einer gewissen Geschwindigkeit wachsenden Verhältnisse durch viele Generationen zunimmt. Hierauf fußend sagt er:

Wir haben hier eine ununterbrochen wirkende Kraft, welche ein Zeitalter mit dem andern verbindet, welche jedes befähigt, mit irgendeiner Vervollkommnung des vorigen zu beginnen, wenn sich dieses vervollkommnet hat, welche jede Civilisation nicht zu einer Reihe einzelner Punkte macht, sondern zu einer farbigen Linie, deren Schattirung sich stetig ändert. Nach dieser Lehre gibt es eine natürliche Ursache für die Vervollkommnung von Geschlecht zu Geschlecht, und keine Vorstellungskraft, die das einmal begriffen hat, kann es wieder vergessen; aber wer diese Ursache in ihrem feinen Materialismus nicht würdigt, wer sie nicht auf den Nerven der Menschheit spielen, sie nicht von Zeitalter zu Zeitalter eine schönere Musik den immer feinern Saiten entlocken hört, der versteht nicht das geheimnißvolle, aber mächtige Princip der Vererbung.

Die Zeitalter der Freiheit können nach Bagehot erst auf die Zeitalter der Dienstbarkeit folgen. Die Zeitalter der Einförmigkeit waren von Nutzen, denn sie erzogen Menschen für Zeiten, in denen sie nicht einförmig zu sein brauchten. Die frühesten Staatswesen und ersten Gesetzgebungen faßten die Menschen nicht nur in Gruppen zusammen und zwangen sie zu gewissen gemeinsamen Gebräuchen, sondern sie gaben ihnen, mittelbar wenigstens, häufig einen nationalen Charakter. Am Schlusse des ersten Kapitels weist der Verfasser darauf hin, daß so viele alte Regierungsformen eine Abneigung gegen den Handel hatten und ihn als die Quelle alles Verderbens ansahen, während die moderne Volkswirthschaft in ihm die Quelle des Gewerbfleißes erblickt; er citirt Dr. Arnold, der sich über diesen Punkt im Geiste der neuen Zeit also äußert: „Freilich mußte die Staatsklugheit des alten Priesteradels von Aegypten und Indien bestrebt sein, den Sinn ihres Volks vom Seewesen abzuziehen und die Beschäftigung des Seemanns als unvereinbar mit der Reinheit der höchsten Kasten darzustellen. Die See verdiente von den alten Aristokratien gehaßt zu werden, um so mehr, als sie das mächtigste Werkzeug der Civilisation war." Diese Abneigung der Aristokratie gegen den Handel und was damit zusammenhängt hat sich übrigens vielfach bis auf die neueste Zeit erhalten.

Im zweiten Kapitel versucht der Autor darzulegen, wie schon im Kindesalter der Menschheit, er nennt es das Zeitalter des Kampfes, ein beträchtlicher, wenn auch unsicherer Drang zum Fortschritt vorhanden war; seine Beweisführung geht dahin, daß es Eigenschaften und Gesetze der verschiedensten Art gibt, wodurch Nationen im kriegerischen Wettkampfe einen Vorsprung gewinnen, daß viele dieser Eigenschaften und oft die kriegerischen zumeist zum Guten führen, daß der beständige Sieg der begünstigten Mitbewerber die besondere Art und Weise ist, wie die für die erste Civilisation nöthigen Eigenschaften verbreitet, gefördert und geschützt werden; es wird ein Ausspruch Freeman's citirt, der also lautet:

In den frühesten Lichtblicken politischen Lebens bei den Germanen finden wir monarchische, aristokratische und demokratische Elemente deutlich bezeichnet. Da sind Führer mit oder ohne Königstitel, Männer von Adel, deren edle Geburt, worin auch der ursprüngliche Adel bestanden haben mag, sie zum Vorrang in allen Aemtern berechtigt; auf der andern Seite aber steht ein freies und bewaffnetes Volk, in welchem offenbar die oberste souveräne Gewalt gipfelt. Kleine Angelegenheiten werden von den Oberhäuptern allein entschieden, große durch sie dem versammelten Volke unterbreitet. Dieses System ist weit mehr als nur germanisch, es ist ein gemeinsamer Besitz der arischen Stämme; es ist die Verfassung der homerischen Achäer auf Erden und der homerischen Götter im Olymp.

Nach des Verfassers Ansicht ist die geschilderte Verfassung wahrscheinlich diejenige des ursprünglichen Stammes, von dem sich die Römer nach einer, die Griechen

nach der andern, und die Germanen nach einer dritten Seite hin abzweigten.

Die Frage: wie entstehen Nationen? solche wie wir deren jetzt sehen und wie sie in historischer Zeit immer vorhanden waren und überhaupt aufkommen konnten, ist nach Bagehot nur zu lösen, wenn man zwei Fragen daraus macht: die eine nach der Entstehung der stark ausgeprägten Rassen, wie der Neger, der Rothhäute und der Europäer, die andere nach der Entstehung der schwächern Unterschiede, wie die zwischen Spartanern und Athenern, oder Schotten und Engländern es sind. Nationen, wie wir sie kennen, sollen das Product zweier großen Kräfte sein: erstens einer rassenbildenden Kraft, welche in irgendeiner Art im Alterthum thätig war und jetzt gänzlich oder doch fast ganz erloschen ist; zweitens einer, „recht eigentlich so zu nennenden", nationenbildenden Kraft, die noch jetzt ebenso thätig und ebenso schöpferisch ist, wie sie es immer war. Als Beispiel der Bildung einer Nation in neuerer Zeit wird die Gründung von Neuengland angeführt. In dieser Beziehung heißt es:

Eine größere Anzahl von Menschen mit übereinstimmenden Anlagen, übereinstimmenden religiösen und politischen Ansichten gründen eine besondere Ansiedelung: sie entwickeln ihre Anlagen in erhöhtem Maße, lehren nur ihren eigenen Glauben und setzen die von ihnen für die beste gehaltene Regierungsform ein; sie entmuthigen alle anders Veranlagten, unterdrücken andere Glaubensrichtungen und verbieten jede von ihrem System abweichende Maßregel in der Regierung und Verwaltung ihres Gebietes. Natürlich wird eine Nation, welche sich so gebildet hat, ihr besonderes Gepräge haben. Die ersten Ansiedler begannen nach einem besondern Muster, dasselbe wurde beharrlich nachgeahmt, und obgleich andere Ursachen störend dazwischengetreten sein mögen, so hat doch die nothwendige Wirkung des Princips der Erblichkeit die ursprünglichen Grundzüge unverändert überliefert, und es blieb ein neuenglischer Nationalcharakter zurück, der in jeder Hinsicht die Züge des ersten Charakters an sich trägt.

Interessant ist, was der Autor, der übrigens entschieden unter dem Einflusse Darwin's steht, obschon er an keiner Stelle seines Buchs dessen Namen erwähnt, über die Bedeutung des Kastenwesens bei der Gründung von Nationen urtheilt:

Ein Kastenvolk ist mannichfaltig und zusammengesetzt; es besitzt auf eine den frühesten Gesellschaften angemessene Weise das Zusammenwirken verschiedener Menschen, das in spätern Zeitaltern einer der größten Triumphe der Civilisation ist. In einem ursprünglichen Zeitalter ist die Trennung zwischen der Kriegerkaste und der Priesterkaste besonders vortheilhaft. So wenig beliebt Priesterherrschaften heutigentags sind und so wenig sie verdienen, es zu sein, so muß man doch zugeben, daß die Anfänge der Wissenschaft durch sie gelegt und Jahrhunderte hindurch durch sie fortgepflanzt wurden. Eine geistig bevorzugte Klasse konnte in jener Zeit nur dann bestehen, wenn die Vorstellung herrschte, daß jeder, der ihr etwas zu Leide that, unfehlbar vom Himmel bestraft werden würde. In dieser Klasse wurden besondere Entdeckungen allmählich gemacht und eine Art geistiger Disciplin langsam gereift. Aber solche Gemeinschaft ist nothwendigerweise unkriegerisch, und das Vorurtheil, das den Priester vor dem Mord in der eigenen Gemeinde schützt, hilft ihm nichts im Streit mit Fremden. Wenige Nationen scheuen sich, die Priester der Feinde zu tödten, und so sind viele Priestercivilisationen für immer zu Grunde gegangen, ehe sie recht begonnen hatten. Aber solche Civilisation geht nicht unter, wenn eine Kriegerkaste mit ihr verbunden und gezwungen ist, sie zu vertheidigen. Im Gegentheil, eine solche hat alle Vortheile für sich zu längerm Bestand. Der Kopf des Weisen unterstützt den Arm des Kriegers.

Das fünfte Kapitel, welches „Das Zeitalter der Erörterungen" betitelt ist, enthält manche geistvollen, wenn auch nicht immer haltbaren Reflexionen. Unzweifelhaft richtig ist die Bemerkung, daß die Toleranz in religiösen Dingen zu den modernen Ideen gehört. Um politische Erfolge zu erzielen, muß man, wie der Verfasser sagt, vorzugsweise auf diejenigen Menschen einwirken, welche handeln sollen; „man muß sich den Vorstellungen der Zeit anpassen, mit der Vergangenheit in Uebereinstimmung sein und die Sprache der Zeit sprechen". Bagehot schließt sich übrigens der Ansicht Spencer's an, daß mit der intellectuellen Fortentwickelung der Menschheit wahrscheinlich eine Abnahme ihrer physischen Fortpflanzungsfähigkeit verbunden ist. Aus dem Schlußkapitel, welches die von socialpolitischem Standpunkte aus beweisbaren Fortschritte behandelt, heben wir nachstehende Stelle hervor:

Freiheit ist die Macht, welche Kraft und Wachsthum gewährt, das Licht und die Wärme des politischen Lebens. Und wenn auch irgendein Cäsarismus zuweilen eine eigenthümlich neue Geistesrichtung darstellte, so geschieht dies nur, weil es ihm gelungen ist, sich die Früchte einer vergangenen freien Epoche oder die Vorzüge benachbarter freier Länder selbständig anzueignen. Selbst diese Originalität aber ist nicht von Dauer und muß nach kurzer Zeit, vielleicht nach einer oder zwei Generationen, nothgedrungen ihre Bedeutung verlieren.

Das Buch „Das moderne Geistesleben Spaniens" von Gustav Diercks (Nr. 2) hat den Zweck, das spanische Geistesleben der letzten Jahre in seinen verschiedenartigen Ausdrucksformen und auf allen Gebieten der Cultur näher zu beleuchten. Die Schrift dürfte um so willkommener sein, als die vielbesprochene Reise des deutschen Kronprinzen nach Spanien das Interesse für dies eigenartige Land namentlich in Deutschland in hohem Grade gesteigert hat und Spanien selbst sich seit dem Regierungsantritt Alfonso's XII. eifrig bemüht, im europäischen Völkerconcert wiederum eine seiner würdige Stellung einzunehmen. Die Aufgabe, das moderne Geistesleben Spaniens, eines Landes, dessen Charakter und Cultur die größten Gegensätze aufweist, einer genauern Betrachtung zu unterziehen, war keine leichte; aber der Verfasser durfte es wagen, an die Lösung dieser Aufgabe heranzutreten, da er durch wiederholte längere Reisen Land und Leute gründlich kennen gelernt hat und mit der Sprache und Literatur Spaniens innig vertraut ist. Diercks verfolgt in seinem Werke fast durchweg die genetische Methode: er zeigt an der Hand der Geschichte, wie Spanien in Kirche, Schule und Staat das geworden ist, was es jetzt ist; das Ueberwuchern des römischen Papstthums und das daraus hervorgehende, Herz und Geist ertödtende Formenwesen hindern am meisten einen gesunden politischen und

socialen Aufschwung. Der Autor schließt sein inhaltlich durchweg anregendes, aber in stilistischer Hinsicht nicht immer vollkommenes Buch mit dem Wunsche, daß es dem in deutscher Schule erzogenen Könige Alfonso gelingen möge, „mit fester Hand alle jene Reformen durchzuführen, die einzig und allein zu einer dauernden Hebung Spaniens führen können". Wohl sei dieses schöne, von der Natur so vielfach begünstigte Land seit einigen Jahren in stetiger und hoffnungsvoller Vorwärtsbewegung begriffen, trotzdem aber könne nicht geleugnet werden, daß die heutigen Spanier auf fast allen wichtigern Gebieten der Cultur, in Wissenschaft, industrieller Production und gewerblicher Thätigkeit, noch um Jahrzehnte hinter den vorgeschrittensten Völkerschaften Europas zurückstehen, daß das spanische Verwaltungswesen, die Justizpflege und die allgemeine Volksbildung der durchgreifendsten Reformen bedürfen.

Die unter dem Titel „Ursache, Grund und Zweck" vorliegende Schrift von **Paul Carus** (Nr. 3) zeichnet sich in ähnlicher Weise wie eine frühere Arbeit desselben Verfassers (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1883) in erster Linie durch große Klarheit der Sprache aus und trägt deshalb nicht wenig zur Klärung der wichtigsten und inhaltreichsten Begriffe bei. Leider haben die bedeutendsten Philosophen aller Zeiten nur zu oft darin gefehlt, daß sie das Wort „Durch Klarheit zur Wahrheit" nicht genug beachteten und die Kunstausdrücke, welche sie in ihren Schriften gebrauchten und ohne die man in der Philosophie, wie in andern Wissenschaften, nicht gut auskommen kann, unzulänglich definirten und häufig falsch anwandten. Die Terminologie gleicht aber in der That, wie Carus sagt, einem Münzsystem: jedes Wort muß einen bestimmten Werth haben, der in Anlehnung an die allgemein geltende Tradition entstanden oder auch willkürlich geprägt sein kann, jedenfalls aber immer sich selbst gleichbleiben muß. Wo die Werthe der Münzen schwanken, da triumphiren die Betrüger. Der Fremdling aber, der als Gast das Gebiet der Philosophie betreten will, wird abgeschreckt durch die bedeutenden Schwankungen, denen der Curs der geltenden Begriffe unterworfen ist. Er wendet sich mit Unwillen von dieser Wissenschaft ab, um nie zu ihr zurückzukehren und stets gering von ihr zu denken. Wie wir vom Dichter in erster Linie ein gewisses Maß von Originalität verlangen, so vom Philosophen Klarheit. Der Künstler und der Philosoph haben etwas Gemeinsames: der erstere schafft nicht blos für den Künstler und Kritiker, und der letztere schreibt nicht blos für den Philosophen. Die Werke beider sind für die Menschheit bestimmt und haben gerechten Anspruch auf Allgemeininteresse oder sollten ihn wenigstens haben. Legt aber dieser Anspruch nicht auch beiden die Pflicht auf, allgemein verständlich zu sein? Wie der Künstler danach streben soll, die Sympathien des Publikums zu gewinnen, um durch Schönheit der Darstellung auch den Ungebildeten zu bezaubern und zu sich emporzuheben, so soll der Philosoph, statt durch mystisches Dunkel den Schein tiefsinniger Weisheit hervorzurufen, durch Klarheit des Ausdrucks jeden Gebildeten in den Stand setzen, seine Gedanken prüfen und ihrer Entwickelung folgen zu können. Eine Philosophie, welche sich diese Ziele steckt, kommt unstreitig praktischen Bedürfnissen entgegen und wird nicht als metaphysische Grübelei den verdienten Spott der Welt zu tragen haben; Paul Carus hat nach diesen Zielen gestrebt und sie auch in nicht geringem Grade erreicht.

Als die drei Grundprincipien unsers Erkennens, aus denen alles erklärt werden muß und bis zu welchen unser menschliches Verständniß nur vordringen kann, bezeichnet der Verfasser Raum, Stoff und Bewegung. Den Inhalt des Raums nennen wir Stoff (Materie) und verstehen darunter das Substrat aller Erscheinungen, die von uns wahrgenommen werden können. Die sinnliche Wahrnehmung ist das einzige Mittel, die Eigenschaften des Stoffs zu erkennen, und auf ihr beruht in letzter Instanz alle empirische Forschung; jedes Ding aber in der Welt, das eine reale Existenz hat, können wir uns nur als aus Stoff bestehend denken. Jeder Proceß, den der Stoff im Raum durchmacht, selbst der Proceß des Denkens in unserm Gehirn, kann nur als Bewegung vorgestellt werden. Die Bewegung ist eine Thatsache, die sich nur durch Spitzfindigkeiten wegleugnen läßt. Außer diesen drei genannten Principien bedürfen wir nach Carus nichts zur Erklärung der Erscheinungen in der Welt. Erkenntniß ist ihm nichts anderes, als in unserer Vorstellung das Zurückführen eines Vorgangs auf „die Bewegung des Stoffs im Raume". Wenn es uns aber gelungen ist, etwas bis dahin aufzulösen, so ist das Mögliche geschehen, und unser Erkenntnißvermögen hat alles geleistet, was wir von demselben erwarten können.

Nachdem der Autor die Erkenntniß a priori und a posteriori näher beleuchtet hat, kommt er zu dem Schlusse, daß die Zeit das Maß, die Causalität das Gesetz der Bewegung im Raume ist. Aus der Combination von innerer (a priori) und äußerer (a posteriori) Erkenntniß wachsen ihm alle Wissenschaften heraus, die uns Aufschluß über das Wesen der Welt geben. In dieser Beziehung heißt es:

> Die Methode, durch die wir zur Erkenntniß der Dinge gelangen, ist das Fragen nach der Ursache und nach dem Grunde. Wir wollen wissen, wodurch die Erscheinungen in der Welt hervorgerufen werden und durch welche Gesetze sie bedingt sind. Je größer aber die Bedeutung ist, welche sowol der Causalität als auch dem Satz vom Grunde zukommt, desto mehr muß die Verwirrung beklagt werden, welche darüber herrscht und bis in die neueste Zeit die Schriften unserer Philosophen verdunkelt. Denn ist das Suchen nach der Ursache und das Forschen nach dem Grunde unser einziges Mittel zur Erkenntniß, so muß eine Verwechselung zwischen Ursache und Grund nothwendigerweise zur Quelle vieler Irrthümer werden.

Höchst interessant ist es nun, wie Carus manche Irrthümer und Unklarheiten aufdeckt, die über die Begriffe „Ursache und Wirkung" in den Schriften der hervorragendsten Philosophen sich vorfinden, so z. B. bei Spinoza,

Locke, Hume, Wolf, Schopenhauer u. s. w. Als sehr beachtenswerth bezeichnen wir noch die Kapitel, welche „Zweck und Ziel", „Letzter Zweck" und „Grund, Ursache und Zweck als Begriffe im religiösen Leben" benannt sind.

Die Quintessenz in den Ausführungen des Verfassers besteht darin, daß die Entwickelung in der Welt nur durch das sittliche Princip möglich ist. Er schließt sein Buch ungefähr also: Das wahre Glück kann nur auf dem Boden der Sittlichkeit gedeihen, und seine Bedingungen sind: 1) Gesundheit an Leib und Seele; 2) Mitmenschen, die man liebt und denen man vertraut; 3) ein Arbeitsfeld, auf dem man seine Kräfte erproben und verwerthen kann. Die meisten Menschen verscherzen ihr Glück, indem sie gerade diese Grundbedingungen vernachlässigen oder sogar vermeiden, dagegen das Glück im Genusse, oft im Genusse nach des Wortes gewöhnlichster Bedeutung suchen. Im Uebermaß des Genusses erkranken sie aber geistig und körperlich und berauben sich dadurch schließlich auch der Fähigkeit, zu genießen. Der höchste Genuß bleibt ihnen ewig verschlossen; denn dieser ist ohne Sittlichkeit nicht möglich. Er beruht darin, von Menschen, die man liebt, wieder geliebt zu werden, und zu sehen, wie das Werk, an dem wir arbeiten, gefördert wird. Dieser Genuß besteht in der Befriedigung der edelsten Herzensbedürfnisse, er entspricht dem letzten Zweck des Menschenlebens und dem Ziel, auf welches alles Leben in der Welt hinstrebt. Ein größeres Glück gibt es nicht; thöricht, wer es verschmäht, selig, wem es zutheil wird.

Das Werk: „Grundzüge der Metaphysik" enthält Dictate aus den Vorlesungen von Hermann Lotze (Nr. 4). Lotze, der sich vielfach Herbart's Ansichten über Metaphysik anschließt, erklärt die Metaphysik für „die Wissenschaft vom Wirklichen, nicht vom blos Denkbaren". Wirklichkeit aber ist nach ihm das, „wodurch ein seiendes Ding vom nichtseienden, ein geschehenes Ereigniß vom nichtgeschehenden, ein bestehendes Verhältniß vom nichtbestehenden sich unterscheidet". Die Schrift zerfällt in drei Haupttheile: „Ontologie", „Kosmologie" und „Phänomenologie". Der erste Haupttheil behandelt in fünf Kapiteln die Bedeutung (Begriff) des Seins, den Inhalt des Seienden, den Begriff der Realität, die Veränderung und die Ursachen und Wirkungen; der zweite Haupttheil handelt in drei Kapiteln über Raum, Zeit und Bewegung, über Materie und über den Zusammenhang der Naturereignisse; der dritte Haupttheil endlich zerfällt wiederum in drei Kapitel und beleuchtet die Subjectivität des Erkennens und die Objectivität der Erkenntniß, um schließlich einen zusammenfassenden Abschluß zu geben.

Die Objectivität unserer Erkenntniß liegt nach Lotze darin, daß sie nicht „ein bedeutungsloses Spiel des Scheins" ist, sondern daß sie uns eine Welt vorführt, deren Zusammenhang nach dem Gebote des einzig Realen in der Welt, des Guten, geordnet ist. Sie besitzt hieran mehr Wahrheit, als wenn sie eine an sich werthlose Welt von Objecten „abbildete". Obgleich sie nicht begreift, auf welche Weise ihr die ganze Erscheinung vorgeführt werde, so versteht sie doch den Sinn derselben und gleicht einem Zuschauer, welcher die ästhetische Bedeutung dessen begreift, was auf der Bühne geschieht, doch nichts Wesentliches gewinnen würde, wenn er auch die Maschinerie sähe, durch welche die Veränderungen der Scene zu Stande kommen.

Rudolf Doehn.

Saar's Novellen.

Drei neue Novellen von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1883. 8. 3 M.

Ferdinand von Saar, dessen Gedichte in Nr. 23 d. Bl. f. 1882 mit Auszeichnung besprochen wurden, ließ seinen „Novellen aus Oesterreich" hier drei neue Novellen: „Vae victis", „Der Excellenzherr", „Tambi", folgen. Das literarische Gepäck, welches nach jenem geflügelten Worte nicht groß sein darf, wenn sein Träger in die Hallen der Unsterblichen eintreten will, das literarische Gepäck Saar's erfüllt diese Anforderung. Groß ist es nicht, doch wiegt es schwer: „Innocens", „Die Steinklopfer", „Die Geigerin" werden eine geraume Zeit dauern. Die Unsterblichkeit vermag kein Lebender dem Lebenden zu verbürgen. Eine gewisse Wehmuth befällt den Schaffenden angesichts der Ueberproduction unserer Tage besonders auf dem Novellengebiete, und wenn Immermann 1840 von Schiller schreiben konnte: „Meine Verehrung für Schiller habe ich hoffentlich deutlich genug ausgedrückt; allein dieser unbeschadet darf ich wol gestehen, daß die Zeit mir ziemlich nahe zu sein scheint, in welcher er dem männlichen Alter ebenso wenig mehr bieten wird, als ihm z. B. schon jetzt Herder noch bietet —", so fragen wir: gleicht das Schaffen unserer Zeit nicht dem der mittelalterlichen Mönche, die alte Pergamente mit neuen Zeichen bedeckten, und wird von unsern Palimpsesten nicht einst die ganze Neuschrift weggerieben werden, damit der Geist der Alten, der nie aufhörte durchzuglänzen, glorreich wieder allein strahle?

Die vorliegenden drei Novellen, die sich, aus einer traurigen Stimmung hervorgegangen, mit den Geschicken unglücklicher Menschen beschäftigen, entlassen den Leser in derselben Stimmung. Die erste: „Wehe den Besiegten", schildert unser armes geliebtes Oesterreich in einer Weise, die, so verschleiert und gedämpft der Ton auch ist, dem Staatsanwalt Veranlassung geben würde, das Blatt zu confisciren, das solche Leitartikel oder Feuilletons brächte. Hoffnungslosigkeit und Muthlosigkeit ist der Grundzug der Erzählung. Die schöne Corona, die den General Brandenberg nicht aus Liebe geheirathet, verbittert und vergällt dem

aus Italien geschlagen Heimkehrenden durch ihre lieblose, kalt kritische Art das ohnehin vergrämte Leben; sie sagt ihrem Manne das hoffnungslose Wort: Du hast keine Zukunft, ihr habt keine Zukunft! Sie wendet ihre Neigung einem aufstrebenden Abgeordneten zu, und als der General die beiden belauscht und erfährt, „daß er eigentlich, wenn ihm sein Recht geschähe, statt sich aus dem Staatssäckel füttern zu lassen, Wolle spinnen müßte", erschießt er sich in seinem Gemach.

Die zweite Erzählung führt den Novellisten in seinem Buen-Retiro zu Dölling mit dem abgeschieden lebenden „Excellenzherrn" zusammen. Dieser, ein glückloser Mann, sah einst in einer Vorstadtkirche ein herrliches Mädchen, Hermine, in das er sich verliebte und dem er auch nicht unsympathisch zu sein schien. Er läßt ihr ein Briefchen zukommen, und sie bestellt ihn in einen öffentlichen Garten; aber sie geht auf das Rendezvous nur ein, um ihm zu sagen — obwol sie ihn und seine ehrlichen Absichten kennt —, daß dies nicht die Weise sei, sich einem ehrbaren Mädchen zu nähern. Dieser falsche Stolz, dieses für eine Secunde und noch dazu auf Rath einer Dritten angenommene, gemachte Zartgefühl, dieses Misverständniß, diese vorübergehende Unwahrheit wird Schuld und Verhängniß. Die Liebenden kommen auseinander, und ein Zufall führt sie später nur für so lange zusammen, daß sie sich beide ihren Irrthum und ihr späteres Elend anvertrauen können.

Die dritte Geschichte ist die Faustin Bacher's, eines von der wiener Kritik wegen eines ersten und einzigen Dramas übermäßig gelobten Dichters. Dieser vermag die Anforderungen, welche die Welt, die Collegen, der Salon Laube's an ihn stellt, nicht zu erfüllen. Auch die Liebe hat ihm nie gelächelt; er wird ein einfacher, still zufriedener Beamter in der Provinz und schenkt den ganzen Ueberschuß seines Herzens, die ganze Neigung seines öden vereinsamten Lebens einem Bastardhunde, dem jagdliebenden Tambi. Als dieser bei der ihm nicht zukommenden Beschäftigung erschossen wird, nimmt sich der als Dichter verschollene Mensch, der als Mensch verunglückte Dichter gelegentlich einer Frühjahrsüberschwemmung das Leben.

Das alles ist traurig, trostlos. Aber es ist mit einer seltenen Kunst und sichern Feinfühligkeit geschildert, wie wir sie bei Saar gewohnt sind. Saar präparirt seine Katastrophen mit so großer psychologischer Wahrheit und Schärfe, daß wir trauernd an der Bahre seiner Gestalten stehen, das Haupt entblößen und sagen: Friede mit euch! Euch mußt' es so kommen! Nicht ein einzelnes zufälliges Unglück trifft sie; ihr Leben ist eine Verkettung von Misgeschicken. Es sind lauter Pechvögel. Viel Werth legt Saar auf die Rahmenerzählung, wodurch er besonders „Tambi" und den „Excellenzherrn" interessanter und die ja überaus einfache Handlung complicirter erscheinen läßt. Der schöne, ruhige, epische Stil, der stille Fluß der Sprache wirkt bestechend und wohlthuend, er ist gleichsam die Farbe, welche die Sonne auf die sonst grauen und öden Landschaften und Gestalten zaubert. Einzelne Stellen haben mich besonders frappirt. Beim General Brandenberg wird alles zu einem Empfangsabend hergerichtet:

> Endlich hatten die Leute ihr Werk vollbracht. Alles war aufs zweckmäßigste geordnet, aufs schönste und geschmackvollste entfaltet; nichts fehlte als die Dunkelheit, um die Lichter anzünden zu können. . . . So entwickelte sich denn allgemach, indem sich die Anwesenden nach allen Seiten hin in sitzende und stehende Gruppen vertheilten, jene eigenthümliche, duftig schwüle und von verworrenem Stimmengeräusch durchzogene Atmosphäre, die etwas Aufregendes und Abspannendes zugleich hat; so zwar, daß man sich oft mitten im Gespräch nicht erwehren kann, durch die Nasenflügel zu gähnen!

Von Corona heißt es: „Vielleicht waren ihr auch dunkle, vorwurfsvolle Stunden beschieden, wo ihr das edle, milde Antlitz des Generals wie strafend entgegenblickte. Aber auch nur vielleicht; denn starke Naturen haben kein Gewissen!" Sehr fein ist es, wenn der Excellenzherr einen frühern Vorfall — ehe er Hermine kennen lernte — mit den Worten schließt: „Dennoch blieb ein Stachel in mir zurück, und ich habe seither den Frauen gegenüber kein rechtes Gleichgewicht mehr finden können!"

Man begreift dann erst recht das spätere sonst unwahrscheinliche Misverständniß. Doch solche Feinheiten mögen die Leser selbst aufsuchen. Schwieriger ist die Lösung des Problems, wodurch unser vornehmer und sympathischer Dichter Saar gänzlich Pessimist geworden. Das Leben konnte ihn nicht so vergrämen. Die „Burg" hat sich ihm aufgethan, der freisinnige Karl von Thaler hat ihm in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" Rühmlichstes gesagt; kein wiener Blatt hat ihn vergessen, die Frauen und Männer Oesterreichs lesen ihn gern —! Sieht er keine glücklichen Zeiten für Oesterreich nahen? Begegnen ihm auf seinen Wanderungen durch das Volksleben nur Unglückliche? Wenn es wahr ist, daß alle Schöpfungen des Menschen das Gepräge der Stimmung an sich tragen, in welcher er schafft, so muß Saar das Elend, die Trauer, den Gram aller derer mitempfinden, deren Lebenslauf er schildert, und dann ist der Dichter — beklagenswerth und doch um so höher zu schätzen. Mögen sich ihm wieder Blicke in glückstrahlende Existenzen eröffnen, möge er auch ihr Glück miterleben und uns neue Erzählungen geben, für die wir ihm den Titel vorschlagen: „Sonnige Novellen"!

Alfred Friedmann.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die drei Grundelemente des Weltalls von K. W. Portius. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. 1883. 8. 2 M.

Die drei Grundelemente, von denen hier die Rede ist, heißen dem Verfasser: der Stoff, die Kraft, und die Einheit oder Verbindung von beiden. Es ist dies ein Schema der Eintheilung, zu welchem man bei einer oberflächlichen Betrachtung des Weltalls und seiner Erscheinungen hingeführt werden kann, das aber für ein tieferes Verständniß und eine wissenschaftliche Erklärung des Wirklichen jedenfalls als ungenügend angesehen werden muß. Der Einfachheit dieses Schemas und der klar und faßlich geschriebenen Art der Darstellung desselben hat die Schrift wol ihre Verbreitung in gewissen, den tiefern naturwissenschaftlichen Fragen ferner stehenden Kreisen des Publikums zu verdanken gehabt. Unter Anschluß an die Dreiheit dieser metaphysischen Principien nimmt der Verfasser auch drei allgemeine Kategorien oder Stammbegriffe unsers Verstandes an, wobei er sowol das Kategorienschema des Aristoteles als auch dasjenige Kant's als unhaltbar verwirft. Das, was dem Verfasser Einheit heißt, ist ein jedes nähern Charakters und bestimmtern Inhalts entbehrender Begriff, der hier wesentlich nur die leere Stelle irgendeiner höhern Idealität oder Teleologie neben den beiden realen Erscheinungssphären des Stoffs und der Kraft in den Dingen vertritt.

2. Fünf Vorreden zu „Kraft und Stoff". Empirische naturphilosophische Studien von Ludwig Büchner. Separatabdruck. Leipzig, Thomas. 1883. 8. 1 M.

Das bekannte Buch des Verfassers ist, wie sich aus seiner ganzen Stellung und Tendenz mit Nothwendigkeit ergibt, von verschiedenen Seiten her ein Gegenstand von Angriffen oder abfälligen und unliebsamen Aeußerungen gewesen. Die hier zusammengestellten Vorreden zu den einzelnen Auflagen desselben enthalten eine Art von Galerie der Gegner Büchner's und seines Standpunktes nebst deren Abfertigungen, welche an der allgemeinen Sachlage dieser Frage schwerlich etwas ändern dürften und die jetzt kaum noch ein tieferes Interesse und noch weniger ein wahres Wohlgefallen im Publikum zu erwecken im Stande sein möchten. Wir stehen jetzt zu dieser ganzen Frage doch bereits in einem andern Verhältniß als zur Zeit des ersten Erscheinens des Büchner'schen Werks selbst. Es wird jetzt nicht leicht jemand mehr einem empirischen Naturforscher das Recht bestreiten, an dem Satze der Identität von Kraft und Stoff und an den übrigen Grundgedanken des Werks und der Richtung Büchner's festzuhalten. Als ganze und alleinige Wahrheit über die Welt aber wird diese Lehre jetzt überhaupt wol ebenso wenig noch angesehen werden können. Die Einwendungen gegen dieselbe mögen zum Theil auch von hohler und verkehrter Art gewesen sein. Aber die Welt tritt uns oder dem menschlichen Geist immer von mehrern verschiedenen Seiten entgegen, die zuletzt freilich alle für uns die gleiche allgemeine Wahrheit, Nothwendigkeit und Berechtigung haben. Der Boden, auf welchem die empirische Naturwissenschaft erwächst, ist darum nicht geeignet für die Weltanschauung und das Bedürfniß der Kunst, Poesie, Religion und Philosophie. Der bloße Verstand mag alles, was über Kraft und Stoff hinausliegt, für Einbildung und Illusion erklären. Man braucht aber nicht Spiritist zu sein, um außerdem auch noch andere ideale Elemente und Principien in der Ordnung der Welt anzunehmen, und es wird jener ganze Standpunkt daher überall nur für eine gewisse Seite unserer Auffassung und Stellung zur Welt als genügend gelten können.

3. Ueber den Grund und das Ziel der menschlichen Entwickelung und die Bedeutung unserer Vorstellung des Unendlichen. Von Egon Zöller. Lindau, Ludwig. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein Idealist, dessen Gedankenrichtung vorzugsweise mit durch die von ihm hochgehaltene und empfohlene neuere schwedische Philosophie eines Boström u. a. bestimmt worden zu sein scheint. Dieser schwedische Idealismus war eine Art von Correlat der ganzen Zeit und Richtung der Schelling'schen Philosophie bei uns. Das Endliche und das Unendliche, Einheit und Vielheit in der Welt u. s. w. ergänzen und balanciren sich untereinander, ähnlich wie alle sonstigen Gegensätze von Angriffen oder Bestimmungen bei Schelling und seiner Schule. Der Grundgedanke ist auch hier der des Uridentischen oder der alles Einzelne in sich einschließenden ideal-realen Wesenseinheit des Seienden. Alles dieses aber hatte bei Schelling und zu seiner Zeit hauptsächlich eine speculative oder erkenntnißtheoretische Bedeutung und Spitze, als eine formale Gesammtanschauung für das Begreifen alles Einzelnen in seiner geordneten Stellung zum Ganzen. Hier dagegen soll mehr nur das praktische Subject in seiner ethischen Innerlichkeit nach seiner Stellung zum Unendlichen oder Absoluten bestimmt und begriffen werden. Die ganze Art dieses Denkens gehört bei uns eigentlich einer frühern und überwundenen Epoche an. Es mag aber immerhin von Wichtigkeit sein, auf den verwandten Gedankenkreis der bei uns noch wenig bekannten Boström'schen Schule in Schweden hinzuweisen, sowie sich auch der Stil des Verfassers durch Reinheit, Klarheit und Eleganz in der Darstellung seiner Gedanken auszeichnet.

4. Die großen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturforschern dargeboten von Tilmann Pesch S. J. Erster Band: Philosophische Naturerklärung. Freiburg i. Br., Herder. 1883. Gr. 8. 12 M.

Die Buchstaben S. J. bei dem Namen des Verfassers bedeuten, daß wir es hier mit der Weltauffassung eines Mitgliedes des Jesuitenordens zu thun haben. Daß von

diesem Standpunkte aus die neuere Naturwissenschaft mit den weitern in ihr liegenden Consequenzen für eine allgemeine Weltansicht keine Anerkennung oder Billigung finden kann, wird im voraus als selbstverständlich erscheinen müssen. Das glänzend ausgestattete und ungemein umfangreiche Buch (872 S.) darf sogar als ein ganzes Arsenal von Waffen zur Bekämpfung aller einzelnen Lehren und Consequenzen der naturwissenschaftlichen Weltauffassung angesehen werden, welchem weder ein gewisser Scharfsinn noch auch eine ausgebreitete Kenntniß des ganzen Rüstzeugs der gegnerischen Argumente und Standpunkte abgesprochen werden kann. Wir sind auch insofern mit dem Verfasser durchaus einverstanden, daß alle Naturwissenschaft nicht zu einer wirklichen Lösung der allgemeinen Welträthsel hinführen kann, wenn auch der von ihm gewählte Vergleich, daß der empirische Naturforscher nur etwa wie eine Fliege mit ihren Beinen auf dem Gemälde der Welt einherschreite, ohne sich über das Einzelne zum Verständniß des Ganzen zu erheben, weder besonders edel noch auch vollkommen zutreffend sein dürfte. Alle Naturwissenschaft kann uns nicht das tiefere und innere Bedürfniß einer allgemeinen Naturphilosophie oder Metaphysik ersetzen. Es wird auch der Satz nicht wohl angegriffen oder bestritten werden können, daß die höchsten Principien und Formen aller philosophischen Auffassung der Natur bereits im Alterthum aufgefunden und festgestellt worden sind, wenn sich dieselben dann auch späterhin oder bei uns mit einem reichern und tiefer geschöpften Stoff von Ideen und concreten Anschauungen erfüllt haben mögen. Aristoteles aber gilt dem Verfasser, der sich selbst offen als einen Anhänger der mittelalterlich scholastischen Weltanschauung bekennt, noch als Ausdruck und Vertreter des wahren Standpunktes der Metaphysik und Naturphilosophie, wobei wir es unerörtert lassen wollen, inwieweit sowol der Geist der christlichen als auch der der Aristotelischen Lehre von der Richtung, welcher der Verfasser angehört, der Wahrheit der Sache nach verstanden und aufgefaßt worden sei. Sein Buch stellt sich im ganzen als eine Streitschrift gegen die Naturwissenschaft für die Naturphilosophie und die von dieser vertretene oder zu vertretende höhere und idealere Weltansicht dar. Mit einer bloßen tendenziösen Polemik aber vom Standpunkte einer frühern historischen Epoche aus, wenn sie auch sonst geistreich und gelehrt sein mag, werden wir uns niemals auf den Boden einer höhern und wahrhaftern Idealvorstellung von der Welt zu erheben vermögen. Sowol das Alterthum als auch das Mittelalter liegt gegenwärtig hinter uns, und es wird aller weitere Idealismus nur ein solcher sein können, welcher den veränderten Bedingungen und Lebensauffassungen unserer eigenen oder der neuern Zeit entspricht. Im folgenden zweiten Band aber soll die Naturphilosophie, welche hier im ersten als nothwendiges Complement oder Ausbau der Naturwissenschaft hingestellt ist, als die Grundlage einer umfassenden Welt- und Lebensanschauung betrachtet werden.

5. Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit von Ernest Renan. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, Bernheim. 1883. Gr. 8. 9 M.

Der Lebensweg, auf welchem Renan zu der von ihm in den Fragen der christlichen Theologie eingenommenen Stellung hingeführt worden ist, liegt hier in einer Reihe einzelner, das blos Persönliche in einen weitern Rahmen allgemeiner Bildungs- und Zeitverhältnisse einschließender Bilder vor uns. Dieser Lebensweg bietet manches Abweichende dar von dem, den etwa ein deutscher und ein protestantischer Gelehrter oder Theologe in der gleichen Lage und zu dem gleichen Ziel hätte gehen müssen. Die Heimat Renan's, die Bretagne, ist ein noch vorzugsweise vom altkatholischen Geist und klerikal-feudalen Erinnerungen des Mittelalters erfüllter Theil Frankreichs. Die Abgeschlossenheit aller dieser Kreise gegen außen und gegen den Einfluß der ganzen modernen liberalen Ideen ist dort eine strengere und feindlichere als bei uns, wo bei der religiösen und politischen Vielgestaltigkeit des deutschen Lebens doch immer ein Kampf und eine mannichfache Wechselbeziehung aller einzelnen Sphären untereinander stattgefunden hat. Protestantismus, Philosophie und freisinniger Liberalismus jeder Art ist in den engen Verhältnissen jener Heimat des französischen Freidenkers einfach ein Greuel oder etwas Unbekanntes gewesen. Der durch seine spätere Verpflanzung nach Paris hervorgerufene Bruch Renan's mit diesem Standpunkte der Unterordnung unter die gegebene Autorität des Ueberlieferten war daher dort ein weit mehr unvorbereiteter, plötzlicher und gewaltsamer, als dies bei uns in Deutschland irgendwie hätte der Fall sein können. Auch die katholische Kirche ist ja bei uns überall eine streitende gewesen, die aber doch vom Odem der Zeit fortwährend angeweht und bewegt worden ist. Jener Uebergang Renan's vom Alten zum Neuen war durchaus eine Revolution im echt französischen Sinne, während der gleiche Uebergang etwa bei Strauß sich mehr in unserer, in der deutschen Weise vollzogen hat. Auch im übrigen trägt diese Selbstbiographie durchaus die sonstigen Merkmale des französischen Geistes und der französischen Art des Denkens an sich. Man wird dieselbe immerhin mit Interesse lesen als eine Reihe von Skizzen aus gewissen weniger bekannten Sphären des geistlichen Lebens und seiner Einrichtungen in Frankreich, ohne sich gegen das vielfach Phrasenhafte und Oberflächliche hierbei verschließen zu wollen. Alles Historische und sonstige Menschliche nimmt bei den Franzosen leicht die Gestalt und den Charakter des Romans an, und es liegt in der ganzen in mannichfachen Farben schillernden romanhaften Art, wie Renan das Leben Jesu und auch hier sein eigenes Leben zur Darstellung bringt, immer etwas für unsere deutsche Objectivität und Gründlichkeit Unbefriedigendes, was einen gewissen Zweifel an der vollkommenen Wahrheit und Aufrichtigkeit der Gesinnung des Verfassers aufkommen läßt. Ein deutscher und auch

ein englischer Selbstbiograph würde gewiß das kleine und einzelne Detail des persönlichen Lebens mit größerer und mehr eingehender Hingebung geschildert und zu einer wirklich anschaulichen Peripherie des innern geistigen Kerns verwerthet haben, während uns hier dieser letztere nur in gewissen allgemeinen und abstract gehaltenen Schablonen und schematischen Umrissen entgegentritt. Die nach außen gewendete Pointe macht sich überall als nationales Charakterzeichen vor der sich selbst vergessenden Versenkung in das Concrete und die stillern Regionen des Wirklichen geltend. Man fühlt selbst bei der gelungenen Uebersetzung doch immer den unserm Fühlen in der Behandlung aller dieser Dinge fremden Geist des französischen Originals durch.

6. Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band: Zwölf philosophische Essays. Zweite und dritte Lieferung. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1883. Gr. 8. Jede Lieferung 2 M. 40 Pf.

In der Geistesrichtung Mainländer's liegt etwas entschieden Orientalisches. Dieses war auch schon bei Schopenhauer und der ganzen neuern buddhaisirenden Richtung unserer Philosophie, zu welcher auch Mainländer selbst mit gehört, der Fall. Hier aber erstreckt sich dieses Orientalische auch auf die Form der Darstellung und des Denkens, welche reich ist an überwuchernden Blüten und Seitensprüngen der Phantasie, und in welcher poetisches und philosophisches Vorstellen und Denken ebenso fortwährend miteinander zusammenfließt wie überhaupt sonst im Orient. Es liegen in diesen beiden Lieferungen vor: der Schluß des vierten Essay, „Der Buddhaismus", der fünfte Essay: „Das Dogma der Dreieinigkeit" (erstens der esoterische Theil der Christuslehre, zweitens der exoterische Theil der Christuslehre, drittens das Charakterbild Christi), der sechste Essay: „Die Philosophie der Erlösung", der siebente Essay: „Das wahre Vertrauen", der achte Essay: „Der theoretische Socialismus" und ein Theil des neunten: „Der praktische Socialismus". Lesefrüchte und Discurse über Buddha, Parcival, Lear, Lassalle u. s. w. sind in das Ganze verflochten. Die Trinitätslehre des Christenthums wird im Sinne einer Reihenfolge der drei Weltreiche: Gottes, des Sohnes und des Geistes, in deren zweitem wir uns jetzt befinden, ausgelegt. Ganz im Geiste des Orients wird auch mit Schopenhauer, dem die europäische „Dame" als ein Monstrum erschien, das Kapitel der freien Liebe und die Stellung des weiblichen Geschlechts behandelt. Als ein Zeichen der Zeit muß alles dieses beachtet und registrirt werden. Es mag immerhin manches im Orient zu finden sein, was als Erfrischung und Befreiung von dem verstandesmäßig geschlossenen und pedantischen Wesen des Occidents wichtig und werthvoll für uns werden könnte. Der Orientalismus mag bei uns seine Wurzel in gewissen berechtigten Bedürfnissen und bestehenden Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Lebens haben: dennoch bleibt es ein schwindelhafter Pfad, der uns hier, wenngleich in geistreicher Weise zur Erlösung aus dem Uebel der Welt gezeigt wird.

Konrad Hermann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die Tauchnitz'sche Sammlung hat in letzter Zeit wieder viel des Werthvollen gebracht. Darunter befinden sich, abgesehen von Romanen, auf die wir später zurückkommen, ein Reisewerk, ein Geschichtswerk und eine neue Ausgabe der Werke Poe's. Ersteres besteht aus zwei Bänden und zwar Nr. 2126 und 2127, wovon jener Band „Sketches in Italy", dieser „New Italian Sketches", beide von John Addington Symonds, betitelt ist. Wer je das Glück gehabt, Italien zu bereisen, wird diese Skizzen als Rückerinnerungen an das von ihm selbst Genossene gewiß mit Vergnügen lesen und ebenso gewiß noch vieles Neue aus ihnen lernen; denn sie enthalten höchst malerische und detaillirte Schilderungen nicht blos der bekannteren Ortschaften jenes schönen Landes, sondern auch der von den gewöhnlichen Touristenpartien abseits gelegenen, und überall erkennen wir in dem Verfasser den classisch gelehrten Führer, der nicht allein das Heutige mit scharfem Auge sieht, sondern bei dem es auch classische Reminiscenzen hervorruft. Aber auch denen, für die Italien das Land der Sehnsucht bleiben muß, werden diese Skizzen einen Hochgenuß, um nicht zu sagen einen Ersatz bieten, und so können wir sie allen nur aufs beste empfehlen.

Das Geschichtswerk betitelt sich „The Expansion of England" von J. R. Seeley und besteht aus einer Reihe von Vorlesungen, welche der Verfasser, Professor der neuern Geschichte an der Cambridge-Universität, und derselbe, dem wir das gediegene Werk „The Life and Times of Stein" verdanken, gehalten hat. Sie befassen sich mit der Geschichte Englands während der letzten Periode des 18. Jahrhunderts, also vorzugsweise mit dem Verluste der amerikanischen Colonien und der Erhebung derselben zu unabhängigen Staaten, sowie mit der Erwerbung des ostindischen Reichs. Die bekannten Thatsachen werden hier in ein ganz neues Licht gestellt; man könnte das Buch mehr eine Philosophie der Geschichte nennen und es mit Guizot's „Geschichte der Civilisation in Europa" vergleichen: so genial ist die ganze Auffassung, so durchleuchtet ist die Darstellung von Gedankenblitzen, die ebenso neu wie frappirend und, was noch mehr sagen will, von Bedeutung sind. Fragt man zunächst, in welchem Geiste Seeley die Geschichte behandelt sehen möchte, so antwortet er darauf: während sie wissenschaftlich in ihrer Methode sein sollte, habe sie einen praktischen Zweck zu verfolgen, d. h. sie soll nicht blos die Wißbegier des Lesers betreffs der Vergangenheit befriedigen, sondern auch seine Ansicht über die Gegenwart und seine Voraussicht in die Zukunft bestimmen helfen. Und in diesem Sinne ist denn auch das vorliegende Werk gehalten. Fragt man wiederum, in welcher Richtung und nach welchem Ziele hin England fortgeschritten sei, so lautet seine Antwort: der Freiheit und Volksherrschaft zu. Weltgeschichtlich handelte es sich, nach seinem Dafürhalten, seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten bei allen oder doch fast bei allen europäischen Kriegen im Grunde um die Eroberung der Neuen Welt oder um Ersatz für den Verlust derselben, namentlich sei dies bei allen Kriegen zwischen England und Frankreich der Fall gewesen. Und dieses Princip beleuchtet der Verfasser mit einer Meisterschaft, die den Leser fesselt und

ihn von Kapitel zu Kapitel oder vielmehr von Vorlesung zu Vorlesung mit sich fortreißt und sein Buch zu einer ebenso anziehenden Lektüre macht wie die Geschichte Macaulay's.

Die neue Ausgabe der Werke Edgar Allan Poe's, von dem wir bisher nur die in der frühern A. Dürr'schen Sammlung erschienenen Bändchen besaßen, besteht aus Nr. 2211: „Poems and Essays", und 2212: „Tales", beide Bände von John H. Ingram herausgegeben. Außer einem neuverfaßten Memoire, das sich auf authentische Schriftstücke stützt und den Dichter, den man als dem Trunke ergeben geschildert hat, in einem weit günstigern Lichte erscheinen läßt, oder doch das, was seine Vertheidiger vorgebracht haben, endgültig bestätigt, hat der Herausgeber sich das Verdienst erworben, mit kundiger Hand und in geschmackvoller Auswahl das Beste, was Poe uns hinterlassen hat, zu sammeln und neuzuordnen. Die Gedichte gehen bis auf 1827, also sein achtzehntes Lebensjahr, zurück und dürfen als vollständig angesehen werden. Das letztere gilt auch von den darauffolgenden „Prose Poems and Essays". Unter diesen jedoch findet sich eine „The Philosophy of Composition" überschriebene Abhandlung, die wir lieber nicht gelesen hätten, denn Poe erzählt uns darin bis aufs kleinste, wie sein berühmtestes, vielbewundertes und bewundernswerthes Gedicht „The Raven" entstanden ist, und durch diese trockene Analyse einer scheinbar aus einem Gusse hervorgegangenen, schwungvollen und zauberhaften Schöpfung wird ihr eben dieser Zauber benommen und die Illusion zerstört. Was den zweiten Band betrifft, so enthält er zwar mehr Erzählungen als die Dürr'sche Sammlung, aber doch nicht alle, die Poe verfaßt hat, da der Herausgeber es für weiser gehalten, nur eine Auswahl der besten aufzunehmen und zwar ganz so, wie sie vom Verfasser selbst geschrieben und nach dessen eigenen, in Ingram's Besitze befindlichen Handschriften durchgesehen und verbessert worden sind. Jedenfalls genügt diese uns nun zugänglich gemachte billige und schöne Ausgabe zu einer nähern Bekanntschaft mit dem wenn auch nicht größten, doch entschieden eigenartigsten Dichter und Schriftsteller der Vereinigten Staaten, dem man, was die Erzählungen anlangt, von den Deutschen nur Amadeus Hoffmann an die Seite stellen kann.

Eine neue schätzbare Bereicherung hat die Sammlung auch durch George Eliot's „Essays" erfahren. Es sind in dem Bande ihre ersten Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften enthalten, aus denen wir besonders die über Young, den Verfasser der „Night Thoughts", über Dr. Cumming, den streitbaren evangelischen Prediger neuerer Zeit, der seine Angriffe hauptsächlich gegen den Papismus richtete, und vor allen den über Heinrich Heine hervorheben möchten. Die ersten zwei, im Stil Macaulay's gehalten, sind in einem Tone der schärfsten Polemik geschrieben, die Verfasserin schwingt darin die Geisel ihrer feinen Satire mit einer Schonungslosigkeit, daß man fast Mitleid mit ihrem Opfer empfindet. Es ist eine wahrhafte Marsyasschindung, etwa wie die des Dichters Montgomery seitens ihres Vorbildes Macaulay. Der über Heine hingegen ist voller Anerkennung und einer der vielen Beweise mehr, wie hoch man diesen Liebling der Musen im Auslande schätzt. Sie stellt ihn fast über Goethe, namentlich was seine Prosa betrifft. Die Proben, die sie daraus mittheilt, sind zugleich meisterhaft übertragen. Ein längerer Aufsatz über Riehl wird deutsche Leser ebenfalls interessiren, wenngleich er etwas schwerfällig ist. Nur leichtere Waare ist der Bericht über ihren Aufenthalt in Weimar. Bemerkt sei nur noch, daß fast sämmtliche Essays aus der Zeit vor den Romanen der Verfasserin stammen; sie werden gerade deshalb für den Literaturforscher nicht minder wie für den Laien, den Neugier dazu antreibt, ihren Entwickelungsgang kennen zu lernen, von hohem Interesse sein.

Bibliographie.

Beseler, G., Erlebtes und Erstrebtes. 1809–1859. Mit Anlagen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Blaue, F., Jesus von Nazareth. Erzählendes Gedicht in 30 Gesängen. Meiningen, Keyßner. Gr. 8. 5 M.

Cyré, A., Der Assessor. Eine Skizze aus dem Alltagsleben. Berlin, Kamlah. 16. 1 M. 20 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 6te Reihe: Germanische Studien. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Dewall, J. van, Vor Thoresschluß. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Dorsay, A. H., Das Herrenhaus zu Woodreve. Roman aus dem Englischen von F. Siemers v. Ostermann. 3 Bde. Dresden, Pierson. 8. 10 M.

Engel, G., Aesthetik der Tonkunst. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 M.

Erckmann-Chatrian, Zum Mainzer Schinken. Eine heitere Geschichte. Basel, Bernheim. 8. 1 M. 20 Pf.

Feigel, K. R., Ueber die Erziehung des Mannes. Eine Studie. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Gagern, C. v., Todte und Lebende. Erinnerungen. 1ste Reihe. Berlin, Abenheim. Gr. 8. 6 M.

Gaspar, F., Der Vernunftstaat nach seinen Rechten und Pflichten. Luxemburg, Schamburger. 1883. Gr. 8. 3 M.

Geiger, C., Die Walpurgisnacht im ersten Theil von Göthes Faust. Tübingen, Fues. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

Genée, R., Marienburg. Historischer Roman. Berlin, Deubner. 8. 4 M.

Gerdolle, H., Die Nothlage der Landwirthschaft und die ländlichen Vereinigungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gerke, F. C., Melodisches aus dem Sommerlande. Episch-didactisches Gedicht, den Spiritualisten gewidmet. Leipzig, Mutze. 12. 1 M. 50 Pf.

Glümer, Claire v., Lutin und Lutine. Eine Erzählung aus dem Béarn. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Goldbaum, W., Literarische Physiognomieen. Teschen, Prochaska. 8. 3 M. 50 Pf.

Hart, J., Der Rächer. Eine Tragödie. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Hartfelder, K., Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Heß, W., Die Hausgenossen des Menschen unter den Gliederthieren. Mit 19 Abbildungen. Hannover, Cohen. Gr. 8. 1 M.

Keuchel, G., Der alte und der neue Glaube. Ein Lebensbild. Berlin, Deubner. 8. 6 M.

Kraszewski, J. J., Ohne Herz. Roman in 2 Bdn. Deutsch von W. Goldbaum. Teschen, Prochaska. 8. 9 M.

Kulke, E., Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner. Mit besonderer Berücksichtigung des Fundamental-Motivs im „Ring des Nibelungen". Prag, Tempsky. 8. 3 M.

Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Halle, Hendel. 8. 3 M.

Leist, F., Die Urkunde. Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation. Zur Anleitung bei Archivbenützung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Lohse, L., Luther als Dichter und Tonkünstler. Vortrag. Plauen, Hohmann. Gr. 8. 20 Pf.

Ludwig, Ottilie, Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. 1ster Thl. Halle, Hendel. 8. 3 M.

Meßner, M., Michael Servet. Historisches Drama. Leipzig, Uhlig. Gr. 8. 2 M.

Möllhausen, B., Der Haushofmeister. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 14 M.

Müller, K. F., Karl Kraepelin. Zur Erinnerung an sein Leben und seine künstlerische Thätigkeit. Mit einem Bildnis Kraepelins und einigen Briefen Fritz Reuters. Hamburg, Schlotke. 8. 1 M. 20 Pf.

Nitschke, Anna, Freudvoll und leidvoll. Lieder. Berlin, A. Seuff. 8. 2 M.

Otto, Louise, Gräfin Lauretta. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Polko, Elise, Neues Märchenbuch. Musikalische Skizzen und Träumereien. Mit einem farbigen Titelbilde von C. Scheuren. Minden, Bruns. 8. 6 M.

Radke, O., Verwaltungsgeschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. Braunsberg. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Reichert, C. v., Versuch einer Richard Wagner-Studie. München, Franz. Gr. 8. 60 Pf.

Sachs, M. E., Untersuchungen über das Wesen der Tonarten. Demmin, Frantz. Gr. 8. 2 M.

Schuler, G. M., Der Pantheismus. Gewürdigt durch Darlegung und Widerlegung. Würzburg, Bucher. Gr. 8. 2 M.

Singer, J., Sollen die Juden Christen werden? Ein offenes Wort an Freund und Feind. Mit einem facsimilirten Schreiben Ernest Renan's an den Verfasser. Wien, Frank. Gr. 8. 1 M.

Sosna, A., Seerosen. Bremen, Roussell. 16. 1 M. 25 Pf.

Stern, Detlef, Ohne Heimat und Glauben. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 8 M.

Stöhr, A., Analyse der reinen Naturwissenschaft Kant's. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Telle, C., Die Assassinen. Ballet. Musik von J. Forster. Wien, Wallishausser. 1883. 8. 40 Pf.

Teweles, H., Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Vormann, W. H., Von den Ufern der Passer. Meraner Federzeichnungen. Meran, Pötzelberger. 8. 3 M.

Watwitz, M. v., Stürme des Lebens und Schicksals. Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Wolff, A., Zur Erinnerung an Eduard Lasker. Berlin, R. Pohl. 8. 1 M.

Ziel, F., Luther im Umgang mit seinen Freunden und im geselligen Verkehr überhaupt. Vortrag. Leipzig, Teubner. 8. 40 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 1. Mai 1884.

Neueste Reiseliteratur über Spanien und Portugal.

1. Wanderungen in Spanien und Portugal 1881—82. Von Ernst Bark. Berlin, Wilhelmi. 1883. Gr. 8. 5 M.
2. Nach Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen aus den Jahren 1880 und 1882. Von H. Obersteiner. Wien, Lechner. 1883. 8. 4 M.
3. Reisebilder aus Spanien. Nebst einem Führer für Spanienfahrer. Von O. Fleischmann. Kaiserslautern, Kayser. 1882. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1884. Gr. 8. 10 M.

Seit Spanien und Portugal sich mit Eisenbahnen durchzogen und an das europäische Eisenbahnnetz angeknüpft haben, sind diese Länder das Ziel auch deutscher Touristen geworden, da dorthin zu reisen immer noch für etwas Besonderes gilt und man daher durch Veröffentlichung seiner Reiseerinnerungen eher noch einen Theil der Reisekosten herausschlagen kann als z. B. mit einem Buche über Italien. Reisewerke über Spanien und Portugal waren in der That noch bis vor etwa zwanzig Jahren eine seltene Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkt, und wäre es ein Leichtes, dieselben herzuzählen. Jetzt dagegen vergeht kein Jahr, ohne daß nicht irgendeins oder gar mehrere von solchen Büchern im Buchhandel erscheinen. Leider ist mit der Quantität nicht die Qualität der Reiseliteratur über die Halbinsel der Pyrenäen gewachsen; im Gegentheil, viele der in neuester Zeit erschienenen Reisewerke sind höchst leichtfertig geschriebene, von oberflächlichen Beobachtungen, irrigen Auffassungen und schiefen Urtheilen wimmelnde Bücher und deshalb wenig geeignet, dem Leser ein wahrheitsgetreues Bild von Land und Leuten zu entrollen und sein Wissen zu fördern. Ganz natürlich! Als in jenen Ländern noch keine Eisenbahnen und keine mit europäischem Comfort ausgestatteten Hotels existirten, als man dort noch gezwungen war, im Postwagen oder mit Arriero zu Pferde oder Maulthier von einer Stadt zur andern zu reisen und eine Bereisung Spaniens oder Portugals deshalb mindestens eine Reihe von Monaten erforderte, wurden jene Länder von deutschen Vergnügungsreisenden überhaupt fast gar nicht besucht. Die wenigen, aber meist umfänglichen Werke, welche von Zeit zu Zeit über die Pyrenäische Halbinsel veröffentlicht wurden, stammten aus der Feder von Diplomaten, Gelehrten und Naturforschern, welche sich meist lange Zeit, nicht selten mehrere Jahre dort aufgehalten und deshalb Land und Leute gründlich kennen gelernt hatten. Dergleichen Personen pflegen auch, bevor sie eine solche Reise antreten, eingehende Studien über das zu besuchende Land und dessen Bewohner zu machen und sich daher auch um die etwa schon vorhandene Literatur zu kümmern. Jetzt durchfliegt man in wenigen Wochen, wenn es hoch kommt Monaten die Halbinsel im Eisenbahnwaggon, womöglich mit Kurierzügen, die, wie überall, vorzugsweise in der Nacht fahren, hält sich in den großen Städten ein paar Tage auf, lernt das Hotel-, Kaffeehaus- und Promenadenleben kennen, besucht einige Theater, Museen und Kirchen, sieht sich pflichtschuldigst ein Stiergefecht an, conversirt, womöglich in französischer Sprache (wegen unzureichender Kenntniß der Landessprache), mit einigen politisch oder literarisch hervorragenden Persönlichkeiten, an welche man sich Empfehlungsbriefe zu verschaffen gewußt hat, u. s. w., und dann schreibt man ein Buch, in dem man nicht etwa blos seine Reiseerlebnisse erzählt (das möchte angehen und würde vermuthlich nur zur Erheiterung der Leser dienen), nein bewahre, sondern breite Schilderungen von Land und Leuten entwirft, begleitet von allerhand tiefsinnigen oder geistreichen Reflexionen über Natur- und Volkscharakter, Politik, Literatur und Kunst!

Die oben verzeichneten Bücher gehören zwar zu den bessern unter den neuen Reisewerken über die Iberische

Halbinsel, sind aber doch auch der Mehrzahl nach Erzeugnisse sehr flüchtiger Reisen und alle nicht frei von irrigen Auffassungen und grundfalschen Urtheilen.

Wenn Ernst Bark in seinen „Wanderungen in Spanien und Portugal" (Nr. 1) sagt: „Ein paar Tage in Spanien bringen zur Erkenntniß, daß man es hier mit einer originellen, im Laufe der Zeit entwickelten Volksindividualität, einem complicirten großartigen Bauwerk vieler Jahrtausende zu thun hat, das, um verstanden zu werden, ein eingehendes Studium erfordert", so hat derselbe gewiß eine sehr richtige Bemerkung gemacht. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er selbst bei seinen Urtheilen über Land und Leute dieses Grundsatzes wenig eingedenk geblieben; denn gerade sein Buch ist voll von schiefen Urtheilen und irrigen Auffassungen, welche theils auf Unkenntniß der physischen Natur des Landes und der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Volksstämme, theils auf allzu subjectiver willkürlicher Auffassung, theils auf Leichtfertigkeit beruhen. Bark's Buch verdient um so mehr eine eingehende Besprechung, als dasselbe unleugbar sehr anziehend und pikant geschrieben ist und daher einen großen Leserkreis finden dürfte, und weil der Verfasser volle neun Monate auf der Pyrenäischen Halbinsel geweilt hat und daher wol in der Lage gewesen wäre, sich über so manches besser zu informiren. Bark scheint ein Livländer zu sein. Was soll man da denken, wenn er von „unberechtigten Prätensionen der Basken nach Autonomie" spricht. Sind denn die altehrwürdigen, bis auf die neueste Zeit von allen Königen von Spanien beschworenen Fueros, denen die Basken ihren Wohlstand verdanken, die Rechte, welche sie, die niemals Bezwungenen, durch ihre thatkräftige Unterstützung der castilischen Könige in den Kämpfen mit den Ungläubigen und andern Feinden erworben haben, weniger werth und weniger berechtigt gewesen als die Capitulationen Liv- und Kurlands, auf denen die Autonomie dieser Länder beruht? Und welches Gewicht ist den Urtheilen eines Mannes beizumessen, der nach einem Aufenthalt von blos zwei Tagen im Baskenlande, noch dazu in San-Sebastian (einer gar nicht baskischen Stadt), die baskische Bauernschaft „dünkelhaft und bornirt" nennt und die Basken für „eine absolute Null in der Menschenentwickelung" erklärt? Referent, welcher volle sechs Wochen unter den spanischen Basken geweilt und ihr Land zu Fuß, zu Pferde und im Postwagen durchwandert hat, bedenkt sich keinen Augenblick, die Basken für einen der tüchtigsten, vorgeschrittensten und intelligentesten Volksstämme Spaniens zu erklären, und steht gottlob nicht allein mit dieser Ansicht. Bark sieht in den Basken eben nur die Träger und Vorkämpfer des katholischen Ultramontanismus und der Hierarchie, und der unversöhnliche Haß gegen den Katholicismus, der ihn erfüllt, blendet ihm hier wie an vielen andern Stellen seines Buchs die Augen und führt zu durchaus einseitigen Urtheilen. Referent ist auch Protestant, aber zugleich Christ, der Verfasser aber keins von beiden; denn er stellt das griechische und römische Heidenthum weit über das Christenthum, wie dies bei seinen Reflexionen über die Kathedrale von Burgos zum unzweideutigen Ausdruck gelangt:

Wie im Dom zu Pisa, so klingt aus den gothischen Formen der Kathedrale von Burgos ein heiterer lebensfroher Nachklang aus dem Alterthum entgegen; es ist, als ob der weltfrohe Geist des Alterthums aus diesen Steinformen spräche und verstohlen unter der Maske des weltflüchtigen Christenthums hervorblickte. Der antike Geist hat sich bis auf unsere Tage ununterbrochen fortgepflanzt, bis er jetzt wieder nach Jahrhunderten der Rückkehr zu den verblassenden Idealen (!) des Christenthums mit aller Macht um die Alleinherrschaft ringt. Die schönste Epoche ist die Zeit, wo er mit naiver Unbewußtheit sich mit dem christlichen Geist vereinigt; aus dieser seltsamen Verbindung sind die Wunderwerke der italienischen Gothik in Pisa, Siena und Orvieto hervorgegangen: derselben sich eigentlich widersprechenden Verbindung zweier sich diametral entgegengesetzter Weltanschauungen ist die Kathedrale von Burgos entwachsen; das Hindurchtönen des edeln antiken Geistes verleiht ihr den ganz eigenthümlichen Zauber.

Es geht aus diesem Herzenserguß — von ähnlichen, oft seitenlangen Betrachtungen subjectivster Art ist das ganze Buch durchspickt — zugleich hervor, daß sich der Verfasser für einen großen Kunstkenner und Kunstkritiker hält. Als solcher erlaubt er sich sehr harte Urtheile über die spanischen und portugiesischen Bau- und Kunstwerke, die zum Glück für das arme Spanien und Portugal die wirklichen Kunstkenner nicht theilen. „Was sind diese spanischen Paläste im Vergleich mit jenen in Venedig und Genua! Selbst die Kirchen machen einen ärmlichen (?!) Eindruck; abgesehen von ihrem jetzigen vernachlässigten Zustand fällt die Armuth des Materials, der Mangel an künstlerischer Originalität und die Dürftigkeit der ganzen Ausstattung unangenehm auf." Ebenso „originell", aber jedenfalls schief ist des Verfassers Urtheil über die spanischen Volkslieder und deren Musik. Was der Mann alles weiß, ist ganz erstaunlich! Man höre:

Sowol Chor- und Sololieder (Chorlieder hat Referent in Spanien nie gehört) sind mehr eine Art Declamation, ohne Rhythmus und klar accentuirte Melodie schleppend und gedehnt vorgetragene Recitative, gwöhnlich mit so kläglicher, jammernder Gerecktheit ausgeführt, wobei der letzte Ton lang ausgehalten wird, daß man unwillkürlich an das Herleiern der Gebete der katholischen Kirchen erinnert wird; vielleicht daß auch ein innerer Zusammenhang besteht. Es ist diese Art und Weise charakteristisch, da sich in ihr ein Stück Nationalcharakter zeigt; es ist der Mangel an Thatkraft, an Energie, die absolute Passivität, die Unterwürfigkeit unter geistliche und weltliche Autorität, die sich in diesem monotonen schleppenden Singsang kundgibt.

Hat denn der Verfasser nie gehört, daß die Melodie des Fandango (diese Benennung scheint ihm ganz unbekannt geblieben zu sein), nach welcher in ganz Spanien jene meist improvisirten „Recitative" gesungen werden, wie die ganze Vortragsweise von den Arabern herstammt?

Mit Ausnahme des Kunstmuseums zu Madrid und Sevilla, der Kathedralen von Burgos und Sevilla und der Baudenkmale der Araber zu Cordoba, Sevilla und Granada haben die spanischen Monumentalbauten und Kunstwerke wenig Gnade vor den Augen des hochgebildeten und seiner Bildung sich so sehr bewußten Livländers gefunden. Ebenso absprechend äußert er sich über

die Städte. Selbst Madrid, jetzt eine Halbemillionenstadt, ist keine Großstadt, Sevilla, Granada u. a. sind „kleine unbedeutende Provinzialstädte". „Die Stadt Granada bietet nichts; ... was ihr Bedeutung verleiht, ist die Perle Granadas und Spaniens, die Alhambra." Besser kommt im allgemeinen das Volk weg, dessen Charakter der Verfasser im ganzen richtig aufgefaßt hat: ja, derselbe ist sogar so gnädig, dem spanischen Volke noch eine große Zukunft in Aussicht zu stellen. Die spanische Sprache erklärt auch er für eine der schönsten und sonorsten der Welt und meint zugleich, daß sich dieselbe leichter erlernen lasse wie die französische. Doch scheinen seine Kenntnisse dieser Sprache nicht allzu gründlich zu sein, wie das aus folgendem ergötzlichen Quidproquo erhellt, welches er bei seiner Schilderung der Reise von Vitoria nach Burgos zum besten gibt. „Der schöne vielversprechende Name Miranda (d. h. die Bewunderungswürdige) verlockte mich, das kleine Städtchen dieses Namens zu besuchen." Er fand sich natürlich bitter enttäuscht und benutzt diese Erfahrung sofort, um wieder eine Betrachtung über die Verkommenheit der spanischen Städte u. s. w. anzustellen. Bark hat da einfach miranda mit maravilla (Wunder) verwechselt. Miranda, Participium von mirar (sehen, schauen), heißt „die Sehende", Miranda de Ebro, die auf den Ebro Sehende, d. h. am Ebro Gelegene, wie Miranda de Duero in Altcastilien, die am Duero Gelegene! Hat denn Bark bei seinem wiederholten Aufenthalt in Sevilla niemals das Sprichwort gehört: „Quien no viò Sevilla, no ha visto maravilla" (Wer Sevilla nicht sah, hat kein Wunder gesehen)?

Portugal und die Portugiesen scheinen dem Verfasser im allgemeinen besser gefallen zu haben als Spanien und die Spanier, ausgenommen Andalusien, für welches Land und für dessen Bewohner (noch mehr Bewohnerinnen) er schwärmt, namentlich für Sevilla. Die spanischen Küstenstädte von Cadiz bis Barcelona bieten, wie der Verfasser meint, mit Ausnahme Barcelonas, dem Touristen herzlich wenig, kommen daher schlecht weg. Seine ganz verkehrten Ansichten und Aussprüche über die physische Beschaffenheit Spaniens mögen hier unerörtert bleiben. Spanien ist keineswegs die dürre, sonnenverbrannte, baum- und waldlose Wüste, wie er, der nur nach dem urtheilt, was er gerade aus dem Waggonfenster gesehen, dem Leser weismachen will. Im April und Mai ist selbst die verrufene Mancha grün und blumenreich; dann gleicht das dem Verfasser so dürr und grau erschienene Land zwischen Burgos und dem Ebro einem Garten und ist dieser im September freilich fast wasserlose Fluß bei Miranda ein stattlicher rauschender Gebirgsstrom. Doch genug! Wer Spanien und Portugal kennt, wird aus Bark's Buch, das mehr als zur Hälfte mit Reflexionen subjectivster Art über alles Mögliche angefüllt ist, wenig lernen; wer diese Länder nicht kennt, wird von deren Natur, Bauwerken, Kunstdenkmalen und Volkssitten keine richtigen Vorstellungen erhalten.

Das gerade Gegentheil von Bark's Buch ist dasjenige von Obersteiner: „Nach Spanien und Portugal" (Nr. 2). Dieser, ein gemüthvoller, lebensfroher Wiener, welcher zwei Vergnügungsreisen durch die Iberische Halbinsel in den Frühlingsmonaten von 1880 und 1882 gemacht hat, ergeht sich nicht in langen Reflexionen über die Zustände in Spanien und Portugal, sondern schildert in ebenso anspruchsloser wie anmuthiger Weise, was er gesehen und erlebt hat, wobei er den Portugiesen und Spaniern im allgemeinen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Verfasser, welcher Spanien und Portugal freilich auch nur auf der Eisenbahn durchflogen hat, führt den Leser zunächst durch das Baskenland und über Burgos nach Madrid, dem Escorial (wobei bemerkt sein mag, daß dieser Name nicht, wie der Verfasser meint, ein verlassenes Eisenbergwerk bedeutet, sondern einen Schlackenhaufen, von escoria, die Schlacke), und Toledo, sodann nach Lissabon und von da nach Porto, Braga, Coimbra und wieder zurück nach Lissabon. Von hier ist der Reisende über Badajoz nach Cordoba, Sevilla, Cadiz, Malaga und Granada gegangen, immer der Eisenbahn folgend und kein Hin- und Herfahren scheuend. Selbst eine dreißigstündige ermüdende Eisenbahnfahrt von Andalusien durch Neucastilien hindurch, um nach Valencia zu gelangen, hat er der reizenden Küstenfahrt auf comfortabeln Dampfern, auf welcher er noch Almeria, Cartagena und Alicante hätte kennen lernen können, vorgezogen, nur um möglichst schnell nach Valencia zu kommen! Von dort ist Obersteiner auf der Küstenbahn über Tarragona und Barcelona nach Frankreich zurückgekehrt. Wenn derselbe sich auch meist mit der einfachen Erzählung des Geschehenen und Erlebten begnügt und dabei eine anerkennenswerthe Objectivität und einen richtigen Blick bekundet, so ist doch auch er nicht ganz frei von der Manier solcher flüchtig reisenden Touristen, über ganze Länder nach dem Eindruck, den gerade sie empfangen haben, abzuurtheilen. So veranlaßt ihn das Wenige, was er auf der Fahrt von Madrid nach Lissabon von dem spanischen Estremadura gesehen, zu folgender Bemerkung: „Sobald es anfing zu tagen, konnte man sehen, durch welch traurige Gegend man fuhr — eine wellige Ebene ohne Bäume und Gesträuch, der ferne Horizont ebenfalls begrenzt durch baumlose Hügel und Berge! Aber so ist es in der ganzen ehemaligen Provinz Estremadura!" Hätte der Verfasser Hochestremadura, d. h. die nördliche Hälfte dieser weiten Provinz mit ihren hochromantischen, üppig bewaldeten Gebirgen, ihren reichangebauten wasserreichen Thälern und dem mehrere Quadratmeilen großen, von mächtigen Eichenwäldern erfüllten Bassin des Alagonflusses gesehen, so würde er nicht ein so hartes und unrichtiges Urtheil über jenes fruchtbare Land gefällt haben. Aber freilich, dahin geht noch keine Eisenbahn, und diejenigen Bahnen, auf denen der Strom der Touristen sich bewegt, welche ja in der Regel nichts weiter sehen wollen als Burgos, Madrid, Toledo, die andalusischen Städte, Valencia, Zaragoza und Barcelona, führen freilich meist durch waldlose Gegenden, baumloses Ackerland und öde Steppen. Durch solche Reisende werden dann die schiefsten Urtheile und Ansichten über Spaniens Naturbeschaffenheit

in die Welt hinausposaunt und von ihren Freunden als Evangelium aufgenommen! Ebenso grundfalsch ist es, wenn der Verfasser meint, daß Algarve, welches er nicht besucht hat (weil damals auch dorthin noch keine Eisenbahn führte), „an Trostlosigkeit mit gewissen Provinzen Spaniens um den Vorrang streiten könnte", während dieses Ländchen in Wahrheit eine der schönsten und malerischsten Provinzen Portugals ist und an Fruchtbarkeit und sorgfältigem Anbau alle übrigen übertrifft. Wenn Obersteiner die erst 1882 in Frankfurt a. M. erschienene Schilderung einer Reise durch Algarve des Freiherrn von Maltzahn: „Zum Cap S.-Vicente", gelesen hätte, abgesehen von des Referenten eigener schon 1847 veröffentlichten Beschreibung dieses Landes, so würde er eine andere Vorstellung von Algarve bekommen haben. Aber dazu, die etwa vorhandene Literatur nachzusehen, haben diese eiligen Touristen natürlich noch weniger Zeit, als sie sich selbst zu ihren eigenen Reisen gönnen! Auch sonst sind dem Verfasser Verwechselungen passirt. So glaubt er wie viele andere Touristen von der Alhambra aus den Malahacen gesehen zu haben, der von dort gar nicht sichtbar ist, indem er den Picacho de Veleta dafür genommen hat. Die Sierra-Nevada hat ihm sehr imponirt, während sie auf Bark wenig Eindruck gemacht zu haben scheint. Ganz natürlich! Obersteiner sah sie im Frühling, wo sie noch weit hinab in ein blendend weißes Schneegewand gehüllt ist; Bark im Sommer, wo der Schnee auf einzelne Felder reducirt erscheint. Das berechtigte letztern aber nicht zu dem absprechenden Urtheil über dieses Hochgebirge: hätte er eine einzige Tour in dasselbe unternommen (was freilich von einem so verwöhnten Livländer zu viel verlangt heißt) oder des Referenten Buch „Aus den Hochgebirgen von Granada" (Wien 1882) gelesen, so würde er eine andere Ansicht von der Sierra-Nevada gewonnen haben. Ganz vorzüglich sind Obersteiner's Schilderungen des Volkslebens sowol in Portugal wie in Spanien. Aus dem, was er über die Bewohner von Sevilla mittheilt, deren Schilderung fast ein ganzes Drittel seines Buchs anfüllt, hat selbst Referent, welcher dort monatelang im Herbst und Winter zwei Jahre hintereinander zugebracht hat, noch vieles ihm Neue erfahren. Ueberhaupt kann der Leser aus Obersteiner's Buch, obwol dasselbe nur eine lose Aneinanderreihung von Reisebildern ist, recht vieles lernen, weshalb dasselbe in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient.

Dasselbe gilt von dem Büchlein „Reisebilder aus Spanien" von O. Fleischmann (Nr. 3), welcher Spanien — dieses Land allein — im Herbst 1882 besucht, beziehentlich auf einer Eisenbahnreise durcheilt hat. Er landete, von Marseille kommend, in Cartagena, fuhr dann auf einem spanischen Dampfer nach Cadiz weiter, unterwegs Aguilar und Malaga flüchtig kennen lernend, begab sich von da per Eisenbahn nach Jerez und Sevilla und reiste auf der neuen directen Bahn nach Granada, in welcher Stadt er wirklich einen ganzen Tag zugebracht hat! Nach Sevilla zurückgekehrt, um dort ein Stiergefecht mit anzusehen, flog er weiter über Cordoba nach Madrid, um nach kurzem Aufenthalt daselbst, der gerade zu einem Besuch des Escorial ausreichte, bei Nacht nach Valencia und von da auf der Küstenbahn nach Barcelona zu eilen, von wo er durch Südfrankreich nach seiner rheinischen Heimat zurückkehrte. Kaum vier Wochen kann die ganze Reise gedauert haben — Daten sind nirgends angegeben —, aber nichtsdestoweniger hat der Verfasser sich ein richtigeres Urtheil über Land und Leute erworben als mancher andere Reiseschriftsteller der neuesten Zeit, welcher monatelang in Spanien gewesen. Seine Schilderungen sind im ganzen wahrheitsgetreu und ebenfalls anziehend geschrieben; manche, wie die Beschreibung des größten Weinlagers zu Jerez und der Bereitung des Jerezweins (Sherry), der leider ganz vernachlässigten und ihrem Verfall entgegengehenden Karthause von Jerez, eines der großartigsten und schönsten Denkmäler spanischer Renaissance, sowie die Mittheilungen über den bekannten evangelischen Pastor Fliedner in Madrid und über den Protestantismus in Spanien, sogar höchst lesenswerth und belehrend. Dem Verfasser gilt das Innere Spaniens nicht als eine ausgebrannte Wüste und der spanische Bauer nicht als ein indolenter träger Kerl, wie den meisten Touristen; wenn er von dem Bauer sagt, „er sei ein fleißiger genügsamer Mann, der sich viel schinden und plagen müsse", so kann Referent dieses Urtheil nur unterschreiben. Ganz frei von touristischer Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit ist freilich auch er nicht. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn er bezüglich Valencias, wo er gerade eine Stunde geweilt hat, bemerkt, diese Stadt biete wenig Sehenswerthes dar!

Eine hübsche Zugabe des anspruchslosen Büchleins ist die wohlgelungene Uebersetzung einer spanischen Legende; praktischen Werth erhält dasselbe aber besonders durch den „Reiseführer", welcher den ersten Abschnitt bildet und auf 29 Seiten das Wichtigste, was einem Touristen zu wissen frommt, zusammendrängt und meist wahrheitsgetreu berichtet. Da es bisjetzt in der deutschen Literatur noch kein Reisehandbuch für Spanien gibt*), so kann in der That jedem „Spanienfahrer", der von Spanien nichts weiter sehen will als Madrid und die übrigen größern Städte, welche an den Eisenbahnen liegen, dieses Büchlein bestens empfohlen werden.

Aber das bedeutendste von den vier uns vorliegenden Büchern ist entschieden das zweibändige von L. Passarge: „Aus dem heutigen Spanien und Portugal" (Nr. 4). Zwar hat sich auch dieser Herr nur kurze Zeit in Spanien und Portugal aufgehalten (vom 24. Februar bis etwa Ende Mai 1882) und beide Länder, von einigen kurzen Diligencefahrten abgesehen, nur auf der Eisenbahn durchflogen; aber er ist ein durch vieles Reisen geübter Beobachter, welcher, wie er selbst sagt, „die Augen offen hält", um objective Eindrücke zu empfangen, und nicht wie andere immer nur durch eine subjective Brille sieht, und

*) In neuester Zeit ist ein solches erschienen (Wien, Hartleben). D. Red.

hatte sich auf diese Reise sowol durch Lektüre früherer Reisewerke als auch durch gründliche Sprachstudien gut vorbereitet. Der durch seine „Drei Sommer in Norwegen" als geistvoller und gründlicher Reiseschriftsteller schon rühmlichst bekannte Verfasser scheint überhaupt Sprachforscher zu sein, und schon deshalb kann man, auch der Kenner der spanischen und portugiesischen Sprache, aus seinem Buch vieles lernen, da dieses nicht allein eine Menge Aufschlüsse über die Etymologie von Ortsnamen gibt, sondern auch zahlreiche volksthümliche Ausdrücke und gäng und gebe Redeweisen mittheilt, die in keinem Wörterbuch zu finden sind. Von Königsberg i. Pr. kommend, reiste Passarge zunächst durch Südfrankreich nach Barcelona, von wo aus er den Montserrat besuchte, hierauf längs der Küste per Eisenbahn bis Cartagena, und dampfte dann landeinwärts nach Madrid. Von hier aus begab er sich über Aranjuez nach Andalusien, wo er sich in Cordoba, Granada, Malaga und Cadiz einige Tage aufhielt; dann fuhr er von Sevilla über Badajoz nach Lissabon, weiterhin nordwärts nach Coimbra und Oporto, unterwegs eine Seitentour nach Alcobaça und Batalha machend, und jagte zuletzt von Lissabon quer durch Spanien über Toledo, Madrid, Zaragoza und Burgos nach Frankreich und Deutschland zurück. Seine Schilderungen sind überaus frisch und lebendig, dabei sehr anziehend geschrieben. Sie machen in der That den Eindruck an Ort und Stelle geschriebener Briefe; doch wäre es in diesem Falle kaum zu begreifen, wie der Verfasser, der an jedem Ruhepunkt alle möglichen Winkel durchstöbert hat, die nöthige Zeit zum Schreiben so umfangreicher Briefe finden konnte. Dieselben sind an seine Frau gerichtet; vielleicht hat er deshalb die Spanierinnen, ein paar „blendende Schönheiten" ausgenommen, so wenig schön gefunden! Wie anziehend, ja wie poetisch der Verfasser zu schildern versteht, mag folgende Stelle aus dem zweiten Bande lehren:

> Schön ist die Lage des nahen Alcazar (in Cordoba) hoch über dem Fluß, zu welchem einst herrliche Marmortreppen führten, während ein Druck- und Pumpenwerk das Wasser weit hinauf den Gärten und Springbrunnen zuführte. Jetzt liegt der Alcazar in Trümmern. Nur noch ein paar Thürme sind übriggeblieben, Stücke der Mauern, ein paar Fontainen, Wasserbehältnisse, Bäder u. a. m. Alles das liegt unter Orangen, Feigen, Myrten und Cypressen wie vergraben; die Wasser rauschen leise fallend und melancholisch tropfend, gerade wie unsere Stimmung es verlangt. Es ist ein Ruinengarten ersten Ranges, eine ins Leben gerufene Scenerie aus den „Abencerragen" oder dem „Nachtlager von Granada". Es trieft hier gleichsam von Erinnerungen, Phantasien; huschende Bilder umgaukeln uns, wohin wir den Blick wenden. Hier arabische Mauerbogen, Grottenwerke und rauschende Brunnen, dahinter die Thürme der Inquisition mit ihren zwanzig Gefängnissen und sieben Patios, ein Labyrinth des Schreckens.

Sehr interessant und lehrreich ist die ausführliche Beschreibung der Kirche von Alcobaça und des berühmten Klosters Batalha in Portugal; wenn aber der Verfasser meint, daß er der erste sei, welcher dieses Wunderwerk der Gothik und des Manuelenstils „eingehend in einem deutschen Buche" geschildert habe, so ist er im Irrthum, denn schon 1839 ist in C. Gerold's Verlag in Wien in deutscher Sprache ein Buch über Portugal: „Ansichten von Portugal", mit Benutzung der prächtigen Stahlstiche aus Jenning's „Landscape annual" erschienen, in welchem der nicht genannte Verfasser eine ziemlich detaillirte Schilderung von Batalha gibt. Daß Passarge von diesem Prachtbau erst in Lissabon gehört hat, ist dem Referenten unbegreiflich, da jedes größere Conversations-Lexikon eine Notiz über Batalha enthält und der Verfasser doch ein großer Architekturkenner zu sein scheint. Beiläufig sei hier erwähnt, daß er von einer „maurischen Kunst" nichts wissen will. Gelegentlich der Beschreibung der großen Moschee in Cordoba sagt er nämlich:

> Die Araber, überhaupt die Orientalen haben keine Kunst. Was in dieser Form auftritt, sind nachgeahmte und meist misverstandene Vorbilder der abendländischen Cultur. Kein Grieche würde die stille Zelle seines Tempels mit Säulenreihen ohne Zahl umgeben, das Christenthum die Schiffe seiner Kirchen niemals ins Maßlose vermehren. Dem Wüstenbewohner fehlt der Sinn für das Maß. Er hat kein Haus, sondern nur ein Zelt. Baut er dennoch ein festes Wohnhaus, so ist er von fremden Vorbildern abhängig. In der Meskita von Cordoba hat er eine Art Palmenwald geschaffen, kein Kunstwerk.

Referent, welcher die arabischen Bauwerke in Andalusien (wie oft) gesehen und bewundert hat, mag, da er kein Kunsthistoriker und Kunstkritiker ist, dieses nicht gerade bescheiden klingende Urtheil weder unterschreiben noch bekämpfen, kann aber nicht umhin, dazu zweierlei zu bemerken, nämlich erstens, daß einer der gründlichsten Kenner der spanischen Araber und ihrer Architektur, Graf von Schack, über letztere denn doch ganz anders urtheilt, zweitens daß dem Referenten die von schlanken Säulen getragenen Spitzbogengewölbe altgothischer Kirchen auch nichts anderes als eine Nachahmung eines deutschen haubaren Buchenwaldes zu sein scheinen.

Sehr richtig sind des Verfassers Urtheile über die Spanier und Portugiesen. Er hat ganz recht, wenn er meint, daß der spanische Charakter dem deutschen am ähnlichsten sei; schon 1844 sagte ein valencianischer Bauer zum Referenten: „Nosotros los Españoles y Alemanes somos hermanos" (Wir Spanier und Deutschen sind Brüder). Daß der Verfasser die Portugiesen wegen ihrer großen Höflichkeit und Zuvorkommenheit die „iberischen Sachsen" nennt, ist jedenfalls ein ganz guter Witz; wenn er aber den Referenten für einen „Portugiesenhasser" hält, so hat er unrecht. Referent hat auf seinen Reisen von Portugal nur Algarve kennen gelernt und muß allerdings gestehen, daß ihm das kriechend-höfliche und zugleich lächerlich-gravitätische Wesen der Bewohner jenes Ländchens damals keine hohe Meinung von dem portugiesischen Volkscharakter beigebracht hat, wie ihm denn auch jetzt noch die derbe „franqueza" (ein Wort, welches der sprachkundige Verfasser merkwürdigerweise nirgends erwähnt) des Spaniers viel sympathischer ist als die übergroße Höflichkeit auch des gebildeten Portugiesen. Aber Referent stimmt mit dem Verfasser vollkommen überein, wenn dieser behauptet: „die

Portugiesen haben die Spanier in allem, was europäische Civilisation anlangt, bereits bei weitem überholt."

Daß dem an feuchten Boden und feuchtes Klima, an den Anblick üppig grünender Fluren und Wälder gewöhnten Ostpreußen Portugals Natur besser gefallen mußte als Spaniens (d. h. des Wenigen, was er von Spanien gesehen hat), ist selbstverständlich. Ein Norddeutscher wird, er müßte denn Botaniker sein, sich für die halb und ganz afrikanische Natur Central- und Südspaniens niemals erwärmen können. Wenn er die zerrissenen, nackten, aber oft in die wunderbarsten Farbentinten getauchten Felsengebirge von Südvalencia, Murcia, Granada u. a. (die übrigens keineswegs so steril sind, wie er meint und wie sie allerdings von fern erscheinen, sondern in ihren Schluchten eine ungeahnte Fülle der seltensten und zum Theil auch sehr schönblühenden Pflanzen bergen, wie überhaupt Spanien — gleiche Ausdehnung vorausgesetzt — das an Pflanzenarten reichste Land Europas und daher das Eldorado der europäischen Botaniker geworden ist) unschön und langweilig findet, wenn er die neucastilische Hochebene, von der er doch nur die Strecken gesehen hat, welche die Eisenbahnen durchschneiden, eine „geschminkte Leiche" nennt, weil in der Mancha hier und da ein grünes Saatfeld die braune Einöde unterbricht, so ist das Geschmackssache. Dem Referenten ist allerdings das neucastilische Tafelland mit seinen asiatischen Salzsteppen selbst im Hochsommer, wo kein grüner Halm mehr zu sehen, viel interessanter und wechselvoller erschienen als des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Sandbüchse und als die Lüneburger Heide. Aber entschieden getadelt muß es werden, wenn der Verfasser Hochandalusien, von welchem Lande er nur die Hochebene von Granada gesehen hat, „eine der traurigsten Gebirgswüsten" nennt. Hätte er gleich dem Referenten, der dort monatelang geweilt und das ganze Land in allen Richtungen durchwandert hat, die von üppigster Fruchtbarkeit strotzenden, paradiesisch schönen Alpujarrasthäler, das lange baumreiche Thal des Almanzora, die malerischen Waldschluchten der wasserreichen Sierra de Filabres, die düstern Kiefernwälder der Sagre Sierra, die herrlichen Pinsapobestände der Serrania de Ronde, die prachtvollen Urwaldstraßen im Innern der quellenreichen Gebirge von Algeciras u. a. m. gesehen: er würde kein so hartes und falsches Urtheil über eins der schönsten und malerischsten Länder Europas gefällt haben! Aber freilich in jene paradiesischen Thäler und hochromantischen Gebirgsgegenden führen, gottlob, noch keine Eisenbahnen; dahin kann man auch jetzt noch nur zu Fuß oder beritten gelangen; dieselben werden daher hoffentlich für immer vom Strom der Touristen verschont und die unbestrittene Domäne der Naturforscher bleiben. Abgesehen von solchen hier und da unterlaufenden Touristenansichten ist aber das Buch von Passarge ungemein belehrend und geeignet, dem Leser eine richtige Vorstellung von den gegenwärtigen Zuständen in Spanien und Portugal zu geben, weshalb dasselbe gelesen zu werden verdient. Noch eins! Wenn das alles wahr ist, was dem Verfasser über die „Ladrones" (eine persönliche Bekanntschaft mit solchen „Caballeros" hat auch er nicht gemacht), die in seinen Schilderungen eine hervorragende Rolle spielen, erzählt worden, so muß in den letzten Jahren die Unsicherheit in Spanien sehr überhand genommen haben, und es muß dort jetzt viel schlimmer sein als sogar zur Zeit der anarchischen Zustände der spanischen Republik, während welcher Referent das letzte mal dort war. Die Verfasser der übrigen hier besprochenen Bücher erzählen davon nichts.

Moritz Willkomm.

Neue Romane und Novellen.

1. An der Grenze. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1884. 8. 8 M.

Das Werk des fruchtbaren und gewandten Erzählers beschreibt den polnischen Aufstand gegen Rußland im Jahre 1863 in der Art weitschweifiger Journalartikel. Die treffliche Schilderung von Land und Leuten dagegen scheint der Autor aus persönlicher Anschauung geschöpft zu haben. Die eigentlichen Romanfiguren, deren Liebesabenteuer der trockenen Politik einen poetischen Reiz verleihen sollen, ersticken in dem Wust des aufgehäuften zeitgeschichtlichen Materials, ohne daß dieser Uebelstand dem geschichtlichen Inhalt sonderlich zugute käme. „Das Beste, was wir an der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt", meinte Goethe. Eine solche Begeisterung ruft „An der Grenze" gewiß nicht hervor. Der Verfasser, ein Cavalier mit weltmännisch geschultem Blick, zugleich ein gebildeter Offizier, der das Soldatenleben in Krieg und Frieden genau kennt, deckt die liederliche Wirthschaft und die ganze Misère der damaligen polnischen Freiheitsbewegung auf. Seine gefällige leichte Darstellung bleibt dabei hauptsächlich auf die Außenseite der Dinge und Personen gerichtet; der elegante Plauderton erwärmt sich nur selten in dem Grade, daß er den Leser zu ernster Theilnahme zwänge.

Auf einem polnischen Adelsgute, einem Hauptherde der Revolution, wo die Verschworenen sich rüsten und von wo aus sie, fast unter den Augen der zu ihrer Bewachung einquartierten österreichischen Offiziere, die russische Grenze überschreiten, wimmelt es von männlichen und weiblichen, mehr oder minder anrüchigen Helden des Aufstandes. Manche dieser Personen wären an sich ganz interessant, aber die Aufmerksamkeit des Lesers wird durch die Ueberzahl von Nebenfiguren, deren gleichgültiges Thun und Treiben langathmig beschrieben ist, sehr zersplittert. Es ereignet sich vielerlei in diesem Roman; es wird intriguirt, conspirirt, hin- und hermarschirt, gekämpft, es wird sehr

viel geliebelt und geküßt — aber der Stoff krystallisirt sich zu keiner packenden Handlung, es fehlt an einem mächtig hervortretenden Mittelpunkte, an einem Hauptheldeu. Als Stellvertreter eines solchen könnte vielleicht der Ulanenlieutenant Graf Hancke, einer der österreichischen Offiziere, welche sämmtlich von den schönen Polinnen aufs jämmerlichste hinters Licht geführt werden, gelten. Allein dieser Graf Hancke, der aus Liebe zu der bezaubernden, aber charakterlosen Martha von Bordowski zu den Polen desertirt, erwirbt sich viel mehr Mitleid als Achtung.

2. Plewna. Roman von Gregor Samarow. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1884. 8. 12 M.

Roman und Geschichte sind hier in einer conventionellen Ehe, ohne Neigung, verbunden; die beiden Gatten fügen sich aus literarischen Geschäftsrücksichten so gut es gehen will ineinander, ein jedes läßt das andere höflich zu Worte kommen; äußerlich herrscht die schönste Eintracht, innerlich geht jedes seinen eigenen Weg. Der mit Recht wegen seines Talents berühmte Autor hat auf dieses Werk viel Fleiß verwendet. Welch eine Fülle von verständnißreichen politischen Abhandlungen, welch überraschende Enthüllung diplomatischer Geheimnisse, welch kluges Abwägen der treibenden Motive in der Staatskunst der verschiedenen Cabinete, welch klare Darlegung der Ziele der streitenden Völker, welch stattliche Reihe von Porträts hervorragender Zeitgenossen, wie z. B. des Kaisers von Rußland, des Thronfolgers, des Prinzen von Wales, Disraeli's, Bismarck's und vieler andern, welch bunte Folge von Abenteuern und geschickt erfundenen Verwickelungen, welche Farbenpracht der Schilderung, welche Eleganz der glatten, oft blendend schönen Sprache, welch sicheres Gefühl für die Geschmacksrichtung und die Bedürfnisse des modernen Lesers, der auf spielende Weise die Weltgeschichte erlernen zu können wähnt — und doch keine reine, nachhaltige, künstlerische Wirkung. Dieser Geschichte des russisch-türkischen Kriegs fehlt eben doch der große historische Pulsschlag, und trotz aller Vorzüge im einzelnen entbehrt der Roman des idealen, poetischen Zugs. Die frei erdichteten Figuren treten, den Gesetzen des Romans entgegen, nicht genug in den Vordergrund der Erzählung. Wenn sie hier und da auch sehr effectvoll handeln und ihre drastischen Erlebnisse den Leser spannen, so werden sie gleich wieder von der Geschichte, weil eben die Grazien vor der ernsten Klio entfliehen, ins Dunkel zurückgetrieben; ihr kleines Einzelschicksal erscheint den weltumwälzenden Ereignissen gegenüber als unbedeutend, ja völlig gleichgültig; auch hindern sie noch durch ihre Ueberzahl einander, auf dem ohnehin spärlich gebotenen Raum, in der Entwickelung. Der Roman, auch der historische als solcher, erträgt diese zu weitgehende Verwerthung und Hereinziehung der Geschichte nicht — die letztere liegt bleischwer auf den Schwingen der freischaffenden Phantasie.

3. Chavrillac. Roman von Leo Warren. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1884. 8. 12 M.

Zwei Liebespaare erreichen, dank ihrer Ausdauer und der Gunst des Zufalls, nach Ueberwindung anscheinend unübersteiglicher Hindernisse, den Hafen der glücklichen Ehe. Die Tugend wird glänzend belohnt, das Laster furchtbar bestraft. Der Roman steigt sehr häufig in die niedere Sphäre der Verbrecherwelt hinab; indem er den Leser mit einigen professionsmäßigen Mördern und schurkischen Strolchen bekannt macht, kommt er nur zu bereitwillig dem Sensationsbedürfniß der ungebildeten Menge entgegen. Kinderraub, Erpressung, Entführung, Zweikampf, Selbstmord, schauerliche blutige Thaten, Kampf der Polizei mit dem Auswurf der Menschheit, crasse und sentimentale Scenen aller Art, bunt gemischt, sorgen für die nöthige Spannung. Der Schwerpunkt der letztern liegt nicht im Charakter der ziemlich schablonenhaft gezeichneten Personen, sondern in ihren Erlebnissen. Der Erzähler besitzt große Routine, er spinnt seinen Faden sorglos weiter, ohne viel Selbstkritik, seiner geübten Erfindungsgabe vertrauend. Bei jeder guten Situation, bei jeder ihm lohnend erscheinenden Scene verweilt er mit allzu großer Behaglichkeit; aber die Schilderung und besonders der Dialog seiner Personen ermüdet durch die endlose Länge.

Diese des Lesers Ungeduld hervorrufende Breite straft sich besonders schwer an den sogenannten Verbrecherromanen, die von vornherein im Publikum den Durst nach Sensation zu erwecken streben. Nur zu leicht läßt dann der Leser sich verführen, blos noch zu fragen: „was“ wird jetzt geschehen? und das „wie“ darüber zu vergessen; da werden dann rasch die Seiten überschlagen, nur um zu Ende zu kommen, zum Schaden des Erzählers, der doch manche hübsche Bemerkung und gute Beobachtung in seine Erzählung einflocht.

4. Frühlingswogen. Roman von Iwan Turgenjew. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 2 M.

Der Held des Romans, ein junger Russe Namens Dimitri Pawlowitsch Sanin, erringt die Liebe der schönen und braven Gemma Roselli, welche in der Conditorei ihrer Mutter zu Frankfurt a. M. als Ladenmädchen die Kunden bedient. Um Gemma ehelichen zu können, muß Dimitri sein in Rußland gelegenes Gut zu Geld machen. Er reist nach Wiesbaden zu seinem dort lebenden Landsmann und Schulkameraden Hippolit Polosoff und bietet der reichen Frau desselben seinen Grundbesitz zum Kaufe an. Frau Polosoff zeigt sich nicht abgeneigt, auf den Handel einzugehen, verlangt aber einige Tage Bedenkzeit. Während dieser kurzen Frist versteht es die kokette Dame, dem unerfahrenen Dimitri solch rasende Leidenschaft einzuflößen, daß er, Gemma das gegebene Eheversprechen brechend, seine Verführerin nach Paris begleitet. Dort stößt Frau Polosoff den Sklaven, dessen Eifersucht ihr unbequem wird, von sich. Ein gebrochener, sich selbst verachtender Mensch, kehrt Dimitri nach Rußland zurück. Dreißig Jahre später erwacht sein Gewissen; er zieht Erkundigungen über die von ihm so treulos verlassene Gemma ein, erfährt, daß sie einen Kaufmann Slocum in Amerika geheirathet hat, und bittet sie nun brieflich um ihre Verzeihung. Gemma,

jetzt Mutter von fünf Kindern, antwortet versöhnlich, und Dimitri bereitet seine Uebersiedelung nach Amerika vor.

Im Anfang erscheint der junge Russe als ein außerordentlich chevaleresker Charakter, der die deutsche männliche Jugend, die aus niedrig gesinnten Seelen und ausgesprochenen Schwachköpfen besteht, aufs äußerste beschämt. Iwan Turgenjew, der in Deutschland so bereitwillig anerkannte und hochgepriesene Dichter, läßt sich in diesem Roman keine Gelegenheit entgehen, mit merkwürdiger Unverfrorenheit deutsches Wesen und deutsche Zustände zu verhöhnen und zu beschimpfen. Mit besonders gehässigen Hieben bedenkt er das tölpelhafte Benehmen deutscher Offiziere, die Erbärmlichkeit des deutschen Theaters, die Roheit der deutschen Kochkunst u. s. w.

Im Munde eines Russen ist freilich diese hochmüthige Geringschätzung des deutschen Volks eine leere Prahlerei. Sein Held, der erhabene Dimitri, erweist sich im Grunde als ein frecher Schwindler. Auf der Reise, Fremden gegenüber, spielt er den gentilhomme comme il faut, den edeln, mit jeder Tugend gezierten Jüngling. Kaum aber befindet er sich unter seinesgleichen, so fällt die Culturmaske von ihm ab; er thut sich keinen Zwang mehr an und gibt sich in seiner ursprünglichen Gemeinheit.

Ich weiß wohl, der Kritiker muß stets das Wort Schopenhauer's vor Augen haben: „Zum Maßstab eines Genies soll man nicht die Fehler in seinen Productionen oder die schwächern seiner Werke nehmen, sondern sein vortrefflichstes." Es handelt sich aber hier nicht um eine allgemeine Beurtheilung Turgenjew's als Dichter, sondern um den vorliegenden einzelnen Roman — und da mußte tadelnd auf die große Taktlosigkeit hingewiesen werden, womit der Verfasser, ohne irgendeinen künstlerischen Zweck zu verfolgen, seine Galle über Deutschland ausgoß, das ihm doch eine gastliche Aufnahme gewährt hat.

5. Unter einer Decke. Novellen von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 5 M.

Die erste Novelle: „Ein Streber", bietet eine Charakterstudie von packender Naturwahrheit. Der Freiherr von Stollberg, ein kraftvoll angelegter genialer Mensch, kämpft im März 1848 als einer der Führer der Revolution auf den Barrikaden in Berlin, wird verwundet und tritt nach seiner Heilung als Mitarbeiter in die Redaction einer freisinnigen Zeitung eines Kleinstaats. Mit der Feder für die extremen Fortschrittsideen wirkend, behält er im Privatleben seine aristokratischen Gepflogenheiten bei; er setzt einen Stolz in den Verkehr mit seinen vornehmen Standesgenossen, die ihn als Demokraten hassen und ihn doch wegen seines Einflusses auf die öffentliche Meinung dulden.

Auch nachdem Freiherr von Stollberg sich mit einem bürgerlichen Mädchen, der Nichte des Chefredacteurs seiner Zeitung, verlobt hat, kann er sich nicht entschließen, den Umgang mit dem Adel und seine kostspielige Lebensweise als Cavalier aufzugeben. Die hierüber tiefbetrübte Braut begreift, daß ihr Verlobter sich niemals in kleinen Verhältnissen, in einem bescheidenen Haushalt wohl fühlen wird; aber sie ist zu stolz, ihn zur Rede zu stellen. Die Heirath erscheint dadurch in weite Ferne gerückt; zwischen den Brautleuten herrscht kein rechtes herzliches Einvernehmen mehr, sie stehen unthätig, abwartend der ungewissen Zukunft gegenüber.

Inzwischen zieht der Minister des Landes den Freiherrn von Stollberg in sein Haus und überredet ihn, in den Staatsdienst zu treten. Der Abtrünnige sucht seinen Schritt vor dem Redacteur und sich selbst mit der Versicherung zu rechtfertigen, daß er als Beamter seine Macht benutzen werde, um dem Volke zur Freiheit zu verhelfen. Aber dieser Vorsatz erweist sich als unausführbar; der ehrgeizige Streber steigt von Stufe zu Stufe empor; er erringt sogar das Portefeuille als Minister, aber alle seine liberalen Pläne scheitern. Unglücklich in seiner Ehe mit der Tochter des frühern Ministers, an sich selbst und der Welt irre geworden, empfängt der von seiner Höhe Herabgestürzte als Landwehrlieutenant in der Schlacht bei Gravelotte die Todeswunde.

Die Erzählung, welche dem Zeitungsredacteur in den Mund gelegt ist, gewährt der Erörterung politischer Fragen und der Zeitgeschichte einen allzu großen Raum. Aber auch in dieser zu schweren Umrahmung wirkt das Charaktergemälde „Ein Streber" sehr ergreifend. Die Sprache vermeidet alles Phrasenhafte; eine klar urtheilende, den Stoff beherrschende Vernünftigkeit und beinahe wissenschaftliche Gründlichkeit der psychologischen Anatomie hält die politische Phantasie im Bann.

Einer leichtern flüchtigern Unterhaltung dient die zweite Novelle: „Die Wassernixe", indem sie uns ein hübsches, aber ziemlich extravagantes Mädchen vorführt, das durch seine Schwimmkünste und seine Gefallsucht den Mittelpunkt aller Gespräche der Gäste eines Hotels in Riva bildet. Nach einem in der ganzen Gegend Aufsehen machenden Wettschwimmen mit ihrem Hauptverehrer verschwindet die Wassernixe plötzlich mit einem geheimnißvollen bleichen Grafen, den sie liebte, weil er sie gleichgültig behandelte. Ob die Wassernixe und der Graf bei einem Sturme im Gardasee ertrunken sind oder ob sie das Unwetter nur benutzten, um jede Spur hinter ihrer gemeinschaftlichen Flucht zu verwischen, bleibt unbestimmt.

Die dritte Novelle: „Ein strenger Richter", behandelt ein sehr schwieriges Gewissensproblem. Der als ein unbestechlicher Richter allgemein geachtete Rath Elgen dringt darauf, obwol er selbst in menschenscheuer Zurückgezogenheit lebt, daß seine Adoptivtochter Mathilde an allen geselligen Vergnügungen ihres Wohnorts sich betheilige. Es bewerben sich mehrere angesehene Männer um die Hand der schönen Mathilde; diese aber gibt Justus, dem Sohne ihres Pflegevaters, den Vorzug. Wider Erwarten sträubt sich Rath Elgen hartnäckig gegen die Ehe seines Sohnes mit Mathilde. Von dem Kummer des liebenden Paares gerührt, bekennt endlich der Vater, daß er der Mörder der Aeltern Mathildens sei. Rath Elgen hatte

vor vielen Jahren, als er noch der lebenslustige Director des Liebhabertheaters der Gesellschaft Ressource war, ein juristisches Actenstück auf der Bühne liegen gelassen. Als er dort in später Nachtstunde das vergessene Heft abholte, entfiel ihm ein brennendes Zündhölzchen; die Hobelspäne am Boden fingen Feuer, welches Rath Elgen, ehe er sich entfernte, mit den Füßen austrat. Bald darauf brannte das Gebäude. Rath Elgen, der Brandstifter aus Fahrlässigkeit, eilte zur Unglücksstätte und rettete die kleine Mathilde, aber deren Aeltern fanden in den Flammen den Tod!

Mathilde spricht den Rath Elgen, der mit eigener Lebensgefahr sie einst aus dem Feuer trug und Vaterstelle an ihr vertrat, von jeder Schuld frei. Sie sagt ihm: „Nein, es ist kein Stachel in meinem Herzen. Du bist mein gütiger, treuer Vater — so habe ich dich stets erkannt. Sei mir's auch jetzt! Ich liebe Justus, gib uns deinen Segen!" Rath Elgen erfüllt diese Bitte seiner Kinder; allein nach wie vor verdammt ihn sein Gewissen, weil er sich damals aus Furcht vor der Strafe und den Folgen für seine Carrière nicht bei Gericht als Brandstifter anzeigte.

Da findet man im nahen Mühlenteich die Leiche eines Ertrunkenen; aus den hinterlassenen Papieren des Selbstmörders geht hervor, daß dieser, ein entlassener Hausmeister der Gesellschaft Ressource, vor zweiundzwanzig Jahren aus Rache den Brand gelegt hat.

Nun ist Rath Elgen von jeder Schuld im Sinne des Gesetzes frei. Vor der genauer messenden Wage der Ethik jedoch fällt auch jetzt noch die Unterlassungssünde des Raths Elgen schwer ins Gewicht: er hielt sich für den Brandstifter und durfte daher die gerichtliche Meldung nicht unterlassen. Mit vollem Recht stellt sich der Autor, selbst ein ausgezeichneter Jurist, ganz auf die Seite des sich auch jetzt noch zu seiner vollen Schuld bekennenden Rathes Elgen.

Diese Logik ist nicht anzutasten; aber, aufrichtig gesprochen, in der Novelle als solcher vermindert sich der Antheil des Lesers an der Handlung, so unanfechtbar und spitzfindig richtig sie motivirt sein mag, in jenem Augenblick, in welchem sich ein Theil der Voraussetzungen, hier die Urheberschaft des Brandes, als Irrthum herausstellt. Die Täuschung war gewiß nothwendig, um darzuthun, daß der Mensch gegen das Recht sündigen kann, ohne thätlich ein Unrecht begangen zu haben. Eine Sühne, eine vollständige Entlastung seines juridisch geschulten Gewissens gibt es für Elgen nicht — und dieser nicht weiter reducirbare Rest hindert eine befriedigende Auflösung des aufgestellten moralischen Rechenexempels.

6. Das Jagdschloß. Novelle von Victor Coßmann. Klagenfurt, Leon sen. 1883. Gr. 8. 1 M. 44 Pf.

Prinz Oskar, Erbe der Herrschaft Buchwald, entführt Selma, die Tochter des Försters Horst. Der betrogene Vater holt die Flüchtigen ein und tödtet sein pflichtvergessenes Kind. Oskar springt aus dem Wagen, um den Förster festzunehmen; da kracht ein Schuß: der Mädchenräuber sinkt todt zu Boden. Der Forstgehülfe Ludwig Goldener, ein abgewiesener Freier Selma's, war auf diese Weise dem Förster zu Hülfe gekommen. Dieser blutige Ausgang wird mit herbeigeführt durch die Umtriebe eines Jesuiten und des nach dem Besitze von Buchwald lüsternen Grafen Weldon, sowie durch die von der Französischen Revolution nach Deutschland herüberflutenden Freiheitsideen, welche das niedere Forstpersonal und die kleinen Grundeigenthümer zum Widerstand gegen den Adel aufreizen. Graf Weldon beerbt Oskar und stellt Ludwig Goldener als Förster an. Nach Weldon's Ableben fällt die Herrschaft Buchwald an den Staat. Der jetzt vierundachtzigjährige Förster Goldener, aus seinem Ruhesitz getrieben, zündet das Schloß an und erschießt sich.

Die meisten Personen, nur äußerlich charakterisirt, sind uns schon oft in Romanen begegnet. Die Erzählungsweise ist im ganzen fließend, aber nicht originell.

„Eigenthümlichkeit des Ausdrucks", behauptet Goethe, „ist Anfang und Ende aller Kunst." Des Verfassers Streben, gegenständlich zu schildern, darf nicht verkannt werden; doch verirrt er sich manchmal im Effect, so z. B. in der Scene, in welcher sich Oskar's schamlose Mutter Ludwig Goldener zur Geliebten anbietet mit den Worten: „Vergiß die alberne, ungetreue Dirne, denn ich verspreche dir bei mir vollen Ersatz für alles, was du verloren."

Die Gespräche der liebestollen Selma mit ihrem Vater verletzen durch zu urwüchsige Derbheit.

7. Marianne. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther u. Apolant. 1883. 8. 1 M.

Marianne, Tochter eines Obersten a. D., verlobt sich mit Arthur, dem Sohne eines Gutsbesitzers, aber sie kann ihres Glücks nicht froh werden, aus Angst, der Gespiele ihrer Jugend, der Förster Ferdinand, werde seinen schon als Knabe geleisteten Schwur: „wenn ich einst groß bin und du heirathest einen andern, schieße ich mich todt", wahr machen. Das Benehmen Ferdinand's, als er nicht länger hoffen kann, Mariannens Liebe zu erwerben, bestärkt das Mädchen in den bangen Ahnungen. Um das Entsetzliche zu verhindern, entschließt es sich, den Förster in seiner Wohnung aufzusuchen und ihm so schonend als möglich ihre bevorstehende Vermählung mitzutheilen. Da sie ihn nicht zu Hause trifft, hinterläßt sie einen Brief, in welchem sie ihn ihrer unwandelbaren Freundschaft versichert und ihn ermahnt, sich männlich in das Unvermeidliche zu fügen. Der Förster jedoch, seinem Schwur getreu, greift zum Revolver; man findet ihn mit durchschossener Brust vor seinem Schreibtisch. Marianne kann nun Arthur nicht mehr angehören; in stummer Trauer um den Jugendfreund, der ihretwegen einen Selbstmord beging, welkt sie langsam dahin. Da bringt ein Schreiben, das Ferdinand für Marianne bestimmte, das aber zufällig in die Hand seiner todkranken

Mutter gefallen war, die Erlösung: er hat sich gar nicht absichtlich getödtet; er wollte, von Mariannens Brief gerührt, ohne jede Bitterkeit ihr entsagen — und drückte den Revolver nur aus Ungeschicklichkeit ab. Der Leser, dessen Mitgefühl also auf einem Irrthum beruhte, sieht sich durch dies Ende sehr getäuscht; das den Förster treffende Unglück erscheint als eine zwecklose Grausamkeit des Autors.

Die sowol stofflich als in der Ausführung werthvolle Novelle schildert die Qualen Mariannens ungemein anschaulich; die zartesten Regungen einer edlen Mädchenseele sind fein nachempfunden, und der Autor behandelt die Sprache mit viel Sorgfalt und Fleiß. Zuweilen leistet er in dieser Hinsicht des Guten zu viel; seine empfindsamen Helden, die in wachem Zustande an zukunftsverkündenden Traumgesichten leiden, drücken sich dann allzu gewählt, allzu schmuckreich aus und verfallen in den überladenen ältern Romanstil. Die soldatisch sein sollende Redeweise des Obersten a. D. klingt hier und da etwas gezwungen; einmal nennt er den jungen Gutsbesitzer Arthur „Commandeur eines Aehren-Armeecorps".

8. Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther u. Apolant. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Gertrude, die zwanzigjährige Tochter eines verwitweten Gastwirths, führt in Küche und Keller selbständig das Regiment; alle Gäste verkehren gern mit dem wackern, anmuthigen Mädchen. Ein Apotheker, der sich für längere Zeit in dem Wirthshause einmiethet, faßt eine innige Neigung zu Gertrude, wagt aber nicht, ihr dieselbe zu gestehen, weil er bemerkt, daß die Jungfrau ihr Herz ihrem einstigen Jugendgespielen Joseph, der als flotter Husar in die Heimat zurückkehrte, zuwendet. Gertrude ihrerseits ist sich keineswegs ganz klar über ihre Gefühle: mit Joseph verbinden sie die Erinnerungen aus der gemeinsam verlebten Kindheit, den Apotheker achtet und bewundert sie wegen seiner Bildung und edeln Gesinnung. Zwischen den beiden Freiern steht gewissermaßen als Schiedsrichter der blinde Spielmann Heinrich. Ehe er sein Augenlicht verlor, hatte er selbst gehofft, Gertrude einst zu besitzen; jetzt, da er auf sie verzichten muß, bethätigt er seine uneigennützige Liebe, indem er sie vor den Nachstellungen des leichtsinnigen Joseph, der schon einem andern Mädchen die Ehe versprach, zu beschützen sucht. Gertrude entdeckt rechtzeitig, daß Joseph ihrer unwürdig ist, und wird die Frau des Apothekers.

Auch in dieser Novelle, welche zuerst in „Unsere Zeit" zum Abdruck gekommen ist, erweist sich Emil Taubert, der uns schon mit einer Reihe fesselnder Dichtungen beschenkte, als ein feinsinniger und formgewandter Erzähler. Gewiß muß es jeder Leser dankbar anerkennen, wenn ein deutscher Novellist der verwerflichen, immer mehr überhandnehmenden Mode einer realistisch rohen Schilderung nicht huldigt, sondern den schönen Schein der Wirklichkeit in idealer Darstellung zu erreichen weiß. Man könnte nur tadeln, daß die in dieser Novelle auftretenden, den bürgerlichen Kreisen angehörigen Personen sich häufig einer zu pathetischen, über ihren Stand und ihre Erziehung hinausgehenden Sprache bedienen.

9. Zwei Novellen von Theodor Storm. (Schweigen. Hans und Heinz Kirch.) Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

Die erste Novelle straft das Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" Lügen. Der Förster Rudolf von Schlitz würde sich in seiner jungen Ehe sehr glücklich fühlen, wenn ihn nicht die Reue peinigte, seiner geliebten Frau verschwiegen zu haben, daß er einst an einer, allerdings rasch vorübergehenden geistigen Störung litt. Die Furcht, der Krankheitsanfall könne wiederkehren und seine Lebensgefährtin werde ihn dann als einen Betrüger verachten, verfolgt den sehr nervösen Forstmann auf Schritt und Tritt und steigert sich fast bis zur fixen, wirklichen Wahnsinn erzeugenden Idee. Endlich bekennt Rudolf der Gattin brieflich, was ihm die Ruhe geraubt, und entfernt sich in Selbstmordgedanken aus seinem Hause. Die treue Frau eilt ihm nach, überzeugt ihn von ihrer unwandelbaren Liebe; Rudolf ist auf immerdar von seiner Angst befreit, und alles endet in Glück und Freude!

Der Erzähler läßt den Leser sehr lange in Ungewißheit, von welchem Leiden Rudolf befallen gewesen; diese Geheimnißthuerei erhöht zwar für den Moment die Spannung, macht aber den Charakter Rudolf's noch verschwommener; man zaudert, ihm volle Sympathie entgegenzubringen. Viele Leserinnen werden in dem hysterischen, mit Geistesgaben nicht eben sehr reich bedachten Förster kaum ihr Ideal eines Romanhelden finden; sie werden den guten Rudolf bedauern, aber seine Frau nicht um seinen Besitz beneiden; dazu fehlt es ihm an dem ersten Erforderniß: an männlicher Kraft. Die meisterhafte Sprache, obwol sich in etwas veralteten Formen bewegend, liest sich fließend, geschmeidig.

In der zweiten Novelle überwirft sich Hans Kirch, ein geiziger, unbeugsam hartherziger Seemann, mit seinem talentvollen, etwas leichtfertigen Sohne Heinz. Der Jüngling, welcher den Eigensinn des Vaters geerbt hat, segelt als Matrose in die weite Welt und läßt lange Zeit nichts von sich hören. Endlich erhält der zürnende Vater einen Brief des verloren Geglaubten, aber aus Wuth darüber, daß dieser Brief nicht frankirt ist, verweigert Hans Kirch die Annahme — das Schreiben geht uneröffnet an den Absender zurück.

Nun entschwinden viele Jahre; da kehrt Heinz Kirch, an Leib und Seele herabgekommen, ins Vaterhaus heim, so sehr zu seinem Nachtheil verändert, daß seine Angehörigen an seiner Identität zweifeln. Der unnatürliche Vater hegt nur einen Wunsch, nämlich den Sohn, der ihm so wenig Ehre macht, wieder los zu werden, und zahlt ihm deshalb einen Theil seines Erbes aus. Heinz verläßt, doch ohne das Geld mitzunehmen, die Heimat und bleibt von nun an gänzlich verschollen. Von Reue über seine Grau-

samkeit und von Sehnsucht nach dem Verstoßenen gepeinigt, verlebt Hans Kirch ein freudenloses Alter.

Getreu der Mahnung des größten deutschen Dichters: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß", darf die Kritik nicht zögern, laut zu bekennen, daß der Anfang der Novelle, in welchem der junge Heinz und die kleine Wieb ihren unschuldigen Liebesroman träumen, durch unbeschreibliche Frische und naturwahre Anmuth entzückt. Die fühlbare Wärme, womit hier der Dichter spricht, strömt wohlthuend und bezaubernd auf den Leser über. Auch das Wiedersehen der Liebenden — er, ein gebrochener, betrogener Mann, sie ein früh gealtertes, an einen Trunkenbold gefesseltes Weib, beide die Unmöglichkeit der Wiederauferstehung des einstigen Jugendglücks einsehend — gehört zu den fesselndsten Scenen, die je in einem Roman den Leser gerührt. Leider schwächt der Autor diese gute Wirkung durch das Halbdunkel ab, womit er den übrigen Theil seiner Geschichte und das Schicksal des armen Heinz verschleiert. Das nur halb Angedeutete, Unaufgeklärte, unbestimmt Ausklingende lastet schwer auf diesem Seelengemälde; es gleicht einer Landschaft, über welcher ein düsterer Nebel liegt, aus dem nur einzelne Partien hell beleuchtet hervorragen.

10. Opfer des Kriegs. Zwei Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Paetel. 1883. 8. 4 M.

In der Novelle „Großbeeren" entdeckt ein preußischer Hauptmann, von den Franzosen im Gefecht bei Trebin im Jahre 1813 gefangen genommen und gegen Ehrenwort, sich nicht zu entfernen, auf freien Fuß gesetzt, durch Zufall den Kriegsrath des Marschalls Oudinot belauschend, den Kriegsplan des Feindes. Hält der deutsche Offizier sein den Siegern gegebenes Versprechen, so ist der Untergang der preußischen Armee und der Fall Berlins gewiß. Zwischen Pflicht und Pflicht gestellt, bricht der Gefangene sein Ehrenwort und entflieht; er verräth dem General von Bülow den Kriegsplan der Franzosen; diese werden in der Schlacht von Großbeeren geschlagen — der Hauptmann hat das Vaterland gerettet. Da er aber als ein Eidbrüchiger nicht länger Offizier bleiben kann, beschließt er, Hand an sich selbst zu legen. Seiner hochherzigen Braut jedoch gelingt es, ihn zu überreden, mit ihr in stiller Zurückgezogenheit unter fremdem Namen fortzuleben. Daß Henriette nun nicht sein Weib wird, sondern nur seine Haushälterin und Pflegerin, seine über jede sinnliche Regung erhabene Freundin, erscheint unnatürlich; wenngleich der Autor seine Personen in eine erdentrückte Sphäre geläuterter Selbstlosigkeit erhebt, fällt es dem Leser doch schwer, sich in diesen übertriebenen Idealismus hineinzudenken. Dem Bunde der schönen Seelen gesellt sich als dritter ein Amtmann zu, der sich vergebens um Henriette's Liebe bewarb und nun ebenfalls wunschlos in reiner Freundschaft mit ihr verbunden bleibt. Eine Einleitung und ein Nachtrag gibt uns Aufschluß über den Eindruck, welchen das Schicksal der drei seltsamen Menschen auf den Neffen des Amtmanns, den Erzähler der Geschichte, hervorbringt. Die einfache und erschöpfende Darstellung, das tiefe, poetische Gefühl, welches sich namentlich in der Einleitung ausspricht und das Gewöhnliche adelt, muthet den Leser sympathisch an; ein kräftiger patriotischer Zug, ein Hauch von dem Geiste Heinrich von Kleist's weht in dieser Novelle, welche den Conflict treuer Vaterlandsliebe mit dem überlieferten Begriff einer besondern Standesehre eindrucksvoll behandelt.

Die zweite Novelle betitelt sich „Das letzte Glück". Der Gefreite Albert, ein geschickter Maschinentechniker, und sein Jugendfreund, der Landwehrmann Franz, ein Brauereibesitzer, schließen sich im Winter des Jahres 1870 in Frankreich einem Trupp deutscher, aus dem Spital entlassener Soldaten an, um ihre nach Paris vorrückenden Regimenter einzuholen. In einem Walde wird dieses Detachement von Francs-Tireurs überfallen. Der Führer der letztern legt sein Gewehr auf den sich sehr feige benehmenden Franz an, aber rasch nimmt Albert den Angreifer aufs Korn; wenn er die schußfertige Büchse abfeuert, so ist Franz gerettet. In diesem verhängnißvollen Augenblick raunt eine innere Stimme Albert zu: „Wenn Franz fällt, ist Bertha frei!" Bertha ist nämlich die von Albert heißgeliebte Braut seines Freundes Franz. Unschlüssig zögert er; erst als der Franctireurführer schießt, drückt auch er ab — aber zu spät, Franz hat die tödliche Kugel in der Brust. Nach Abschluß des Friedens verlobt sich Albert mit Bertha, übernimmt die Brauerei und engagirt Barbara, eine alte Tante Franzens, als Haushälterin. Barbara, eine halbverrückte Person, haßt Albert instinctiv, als ob sie ahnte, daß er den Tod ihres Neffen verschuldet hat. Nach einem heftigen Wortwechsel mit Bertha, worin sie dieser ihre schnelle Verlobung mit Albert als Treulosigkeit gegen den todten Franz vorwirft, bricht bei Barbara der Wahnsinn aus, sie sperrt Bertha in eine Giebelstube und zündet das Haus an. Albert dringt in das brennende Gebäude und flieht mit Bertha auf das Dach; von dort gelangt diese auf eine rettende Leiter, Albert aber stürzt mit dem zusammenbrechenden Dachstuhl in die Flammen.

Die Novelle theilt manche Vorzüge mit der vorhergehenden, wenn sie auch nicht an sie hinanreicht. Es fehlt die innerliche Sühne für Albert's Sünde; daß Bertha ihn freispricht, müßte eigentlich seine Gewissenslast verdoppeln, sie wird dadurch gewissermaßen seine Mitschuldige. Ein ganz zufälliges Ereigniß, den Tod Albert's bei dem Brande, als die strafende Vergeltung einer ewigen Gerechtigkeit aufzufassen, wäre zwar ein volksthümlicher, aber doch ein sehr unkünstlerischer Gedanke.

Friedrich Karl Schubert.

Historische Schriften.

1. Heinrich Matthias Thurn als Zeuge im Proceß Wallenstein. Ein Denkblatt zur dritten Säcularfeier Wallenstein's. Herausgegeben von Hermann Hallwich. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Durch die vorliegende Publication, welche von der Verlagshandlung in Bezug auf Druck und Papier mit ungewöhnlicher und eigenartiger, wir möchten beinahe sagen „archaisirender" Eleganz ausgestattet ist, hat Hallwich den Verdiensten, welche er sich um die Lösung der „Wallenstein-Frage" erworben hat, ein neues hinzugefügt. Seine epochemachende archivalische Arbeit: „Wallenstein's Ende" (Leipzig 1879), welche alles veröffentlichte, was nach der Ermordung des Herzogs von Friedland durch die kaiserliche Regierung an Correspondenzen und Papieren desselben mit Beschlag belegt worden war, erbrachte den actenmäßigen Beweis dafür, daß eine Schuld Wallenstein's, für welche man den bisher nicht gelieferten Beweis eben in diesen so lange verschlossenen Archivalien vermuthet hatte, aus den der kaiserlichen Regierung in die Hände gefallenen Briefschaften des großen Feldherrn nicht hat dargethan werden können, daß vielmehr die Verhandlungen mit Sachsen u. s. w. von dem Herzog mit Wissen und Willen und unter ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers geführt worden sind, und daß Wallenstein einer diese Politik bekämpfenden spanisch-jesuitischen Hofpartei und deren unsaubern Intriguen zum Opfer fiel, mit andern Worten, daß er nicht gerichtet, sondern gemordet wurde. Das neue Schriftchen, das zugleich als ein Denkblatt zur dritten Säcularfeier Wallenstein's bezeichnet ist, gibt eine im Jahre 1636 in Stockholm gedruckte Flugschrift buchstäblich getreu wieder, welche den aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Grafen Heinrich Matthias Thurn zum Verfasser hat und die ausgesprochene Absicht verfolgt, die schnöden Verleumdungen und Lügen zu widerlegen, mit denen die in den Kämpfen der Parteien am wiener Hofe siegreiche spanische jesuitische Camarilla das Andenken des auf ihren Antrieb hingemordeten großen Feldherrn und Staatsmannes bei Mit- und Nachwelt zu entehren bestrebt war. Ein militärischer und politischer Gegner Wallenstein's also ist es, der diese „Abgenötigte, doch rechtmäßige und warhaffte Beantworttung und Ablahnung der Calumnien vnd Injurien, damit ich hernachbenandter in der ausgegangenen Deduction, welche eine Justification sein soll der Execution, so mit dem Fürsten von Wallenstein vohrgegangen, Ehrenrühriger weise bin angegriffen worden", verfaßt und, sich selbst gegen ungegründete Anschuldigungen vertheidigend, zugleich in nachdrücklicher und durchaus glaubwürdiger Weise für den so schwer verunglimpften kaiserlichen Feldherrn Zeugniß abgelegt hat.

Dem Abdruck dieser höchst lehrreichen Schrift, welche von neuem zeigt, wie selbst die Zeitgenossen die kaiserlicherseits über Wallenstein's angeblichen Verrath in Umlauf gesetzten Gerüchte, auch wo sie mit dem trügerischen Schein actenmäßiger Begründung auftraten, in ihrer Haltlosigkeit durchschauten und an den Pranger zu stellen suchten, sodaß es einer jahrzehntelang planmäßig und mit nicht geringen Kräften fortgesetzter Agitation bedurft hat, um den Glauben an die Schuld Wallenstein's allmählich zur Herrschaft zu bringen, geht als Vorwort eine Untersuchung voraus über den bisher controversen Tag der Geburt Wallenstein's: auf Grund einer kritischen Untersuchung der Quellenberichte und einer Nachprüfung der in denselben gegebenen astronomischen Bestimmungen wird nachgewiesen, daß Wallenstein am 24. September 1583 neuen Stils zu Hermanie geboren worden ist.

Dann folgen vier Abschnitte „Zur Einleitung". In dem ersten erörtert Hallwich den gegenwärtigen Stand der von ihm selbst ihrer endlichen Lösung wesentlich näher geführten Wallenstein-Frage. Er kann sich hierbei mit Recht darauf berufen, daß die von ihm im Laufe der Jahre durchgesehenen und zum guten Theil auch veröffentlichten Tausende von Documenten zur Geschichte Wallenstein's keine Spur eines Beweises für die Schuld desselben enthalten, und daß daher jedes Schwurgericht der Welt auf Grund des vorliegenden Actenmaterials unbedenklich auf Nichtschuldig erkennen müßte. Damit ist den Vorkämpfern für den Verrath Wallenstein's jedes Beweismittel entzogen. Trotzdem aber geben diese ihre Sache noch immer nicht völlig verloren: es gibt unter ihnen vielmehr solche, welche trotz alledem und alledem „etwaige" mündliche verrätherische Unterhandlungen des Angeklagten, wenigstens „nicht unbedingt" verwerfliche oder doch „nicht gerade unwahrscheinliche" Vermuthungen und Möglichkeiten für entscheidend erkennen.

Gegen diese bisher Unbekehrten richtet sich Hallwich's neue Publication, mit welcher er zunächst nur den Weg andeuten will, auf welchem weiter geforscht werden muß, um auch diese letzte, von den Gegnern Wallenstein's behauptete Möglichkeit als unmöglich zu erweisen. Hallwich hebt da eine allerdings höchst bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß nämlich die Correspondenz Wallenstein's mit seinen intimsten Freunden, namentlich auch die mit seiner zweiten Gemahlin, der geist- und reizvollen Isabella Katharina von Harrach, ebenfalls spurlos verschwunden ist — in einer Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit verschwunden ist, welche mit Nothwendigkeit auf den Verdacht einer absichtlichen Beseitigung hinweisen. Und ein solches Verfahren würde sich gerade in diesem Falle leicht begreifen lassen: aus diesen vertrauten Correspondenzen hätte im Gegensatz zu den von seiten des kaiserlichen Hofs in Umlauf gesetzten und planmäßig auch in die geschichtliche Ueberlieferung eingeführten Lügen die völlige Schuldlosigkeit Wallenstein's von den Anhängern und Freunden desselben leicht erwiesen werden können. Ein

solches Verfahren stimmt vortrefflich zu der Natur und dem Charakter der Mächte, welche bei der dem Kaiser aufgenöthigten Ermordung seines Feldherrn die leitende Rolle innegehabt haben. Durch ängstliche Geheimhaltung der mit Beschlag belegten Wallenstein'schen Papiere machte man sich den Weg frei zur Verleumdung desselben bei Mit- und Nachwelt; durch Beseitigung der Correspondenz mit seinen Vertrauten machte man alle mundtodt, die etwa Lust und Beruf haben konnten, die Ehre des geschmähten Mannes herzustellen. Der kaiserliche Geheimrath Slawata war es namentlich, der mit seinen Helfershelfern das saubere Geschäft der diffamirenden Geschichtsklitterei so recht con amore ohne jeden erheblichen Widerstand betrieb, bis ihm das anerkannte Haupt der böhmischen Exulanten, der vielberufene Heinrich Matthias Graf Thurn, mit der hier wiederum abgedruckten Schrift offen entgegentrat. Dieselbe ist für die Beurtheilung des merkwürdigen Mannes und für die Kenntniß der Anfänge des großen Kriegs von hohem Werth; sie ist entscheidend für die Wallenstein-Frage: denn die von Thurn gegebenen, durchaus glaubwürdigen Aufschlüsse zeigen mit voller Evidenz, daß von irgendwelchen verdächtigen oder gar verrätherischen Abmachungen Wallenstein's mit Thurn im Jahre 1633, wie sie in den kaiserlichen Pamphleten frischweg als erwiesen behauptet wurden, fürderhin keine Rede mehr sein kann.

2. Geschichte des deutschen Volks bis zum Augsburger Religionsfrieden. Von Karl Wilhelm Nitzsch. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Georg Matthäi. Zweiter Band: Geschichte des deutschen Volks im 11. und 12. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1883. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Bereits beim Erscheinen des ersten Bandes der von Georg Matthäi herausgegebenen Vorlesungen des der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Karl Wilhelm Nitzsch über die „Geschichte des deutschen Volks" ist auch in d. Bl. die Eigenart und die Bedeutung derselben eingehend besprochen und die besondere Stellung gewürdigt worden, welche Nitzsch in der so reich entwickelten und so überaus fruchtbaren deutschen Historiographie eingenommen hat. Fast schärfer noch als in dem ersten Bande treten die dafür charakteristischen Züge in diesem zweiten dem Leser entgegen: zugleich aber wird damit das Bedauern gesteigert, welches wir darüber empfinden, daß es Nitzsch nicht vergönnt gewesen ist, seine durchaus selbständigen und ihre besondern Wege verfolgenden Studien völlig zum Abschluß zu bringen und die Ergebnisse derselben, nach allen Seiten hin ausgereift, dem deutschen Volke in sorgfältiger Ausarbeitung zu hinterlassen. Denn trotz der liebevollsten Sorgfalt und der verständnißvollsten Hingabe des Herausgebers werden Vorlesungen, wenn sie gedruckt in Buchform erscheinen, immer etwas Unfertiges und Ungleichmäßiges behalten, und zwar um so mehr, wenn sie, wie es bei denen von Nitzsch der Fall war, nicht ein ein für allemal feststehendes Heft wiedergeben, sondern, indem sie jedesmal auf die Quellen selbst zurückgehen, durch einen lebensvollen Act geistiger Neuschöpfung von neuem entstehen.

Nitzsch hat allezeit mit Bewußtsein und Absichtlichkeit an Niebuhr als sein Vorbild angeknüpft, insofern er, auf dem Boden der von Ranke gebildeten kritischen Schule stehend, die betreffs der ältern Zeiten für die Gewinnung einer wirklich lebendigen Anschauung fast durchweg eigentlich ungenügende Ueberlieferung durch die von Niebuhr entwickelte und angewandte vergleichende Methode, alle verwandten, wenn auch nach Zeit und Ort auseinanderliegenden Erscheinungen zusammenzubringen und auseinander zu erläutern, als besonders fruchtbar mit Vorliebe und mit glücklichem Erfolg angewandt hat. Die Analogie spielt in der Nitzsch eigenthümlichen Art historiographischer Arbeit eine so bedeutende Rolle wie bei keinem seiner Fachgenossen. Aber damit steht es auch in Zusammenhang, daß die Ausführungen Nitzsch's, weil sie zuweilen mehr auf Combination, ja wol gar auf einer Art von glücklicher Intuition beruhen, mehrfach auf heftigen Widerstand gestoßen und als unhaltbar bekämpft worden sind. Es genügt, an die heftige Polemik zu erinnern, welche sich im Anschluß an sein größeres Erstlingswerk über die Griechen und ihre Zeit entspann, und an den mit einer gewissen Erbitterung geführten Streit, der aus Anlaß seiner leider auch unabgeschlossen gebliebenen Forschungen über Ministerialität und Bürgerthum vor Jahren in den fachwissenschaftlichen Kreisen entbrannte.

Aber von der Methode abgesehen, deren Berechtigung sich ebenso wenig wird bestreiten lassen, wie man in Abrede stellen kann, daß unsere Erkenntniß der Vergangenheit durch dieselbe in manchen Punkten sehr wesentlich gefördert worden ist, wird man die specifische und bedeutende Eigenart Nitzsch'scher Geschichtschreibung noch in etwas anderm zu sehen haben, nämlich in dem, was dieselbe eigentlich zum Object ihrer nach Erkenntniß der Vergangenheit strebenden forschenden Thätigkeit machte. Während bei der Mehrzahl unserer Historiker noch immer das persönliche Moment vorwiegt, d. h. die in der Geschichte handelnden Personen: Kaiser, Könige, Fürsten und Staatsmänner, als die eigentlichen Träger der geschichtlichen Entwickelung in den Vordergrund gerückt werden und dem entsprechend auch die politischen, militärischen oder literarischen Ereignisse vorzugsweise Berücksichtigung finden, verfolgt Nitzsch eine ausgesprochene culturgeschichtliche Tendenz. Sein Object ist das Volk, die Gesammtheit desselben als eine lebendige Einheit, als ein Individuum gefaßt: dessen Geschichte will er schreiben; von dessen wechselnden Zuständen, dessen Fortschreiten und Zurückgehen, dessen Wachsen und Werden ein möglichst lebendiges Bild gewinnen und seinen Lesern mittheilen. Nitzsch geht daher auf die elementaren Grundlagen zurück, von denen die Existenz eines Volks abhängt und die Entwickelung desselben bedingt wird, d. h. er sucht aus den Quellen eine Einsicht zu gewinnen in die Art, wie das Volk im allgemeinen und die einzelnen gesellschaftlichen Schichten desselben im besondern lebten, wie der

Grund und Boden vertheilt war, wie er benutzt wurde, welche Beziehungen zwischen den verschiedenen Thätigkeitskreisen stattfanden, wie die verschiedenen Erwerbsarten aufeinander einwirkten, welche Gegensätze da entstanden, und wie dieselben entweder allmählich ausgeglichen wurden oder zu gewissen Conflicten führten, deren Ausgang dann für die fernere Entwickelung neue wirthschaftliche und sociale Formen schuf und damit auch für die weitere Gestaltung der politischen Verhältnisse neue Kräfte in Bewegung setzte. Diese Behandlungsweise bringt es mit sich, daß die bisher gewissermaßen in der Luft schwebenden Vorgänge der großen Politik, von denen unsere Geschichtsbücher sonst allein zu erzählen wissen, auf den Boden der realen Verhältnisse zurückverpflanzt werden, welcher dereinst auf ihre Gestaltung wesentlich bestimmend eingewirkt hat, daß die Analogie des Geschehens in der Vergangenheit mit dem in der Gegenwart hergestellt und damit ein allgemein verständlicher Standpunkt für die Betrachtung der Vergangenheit und ihre eigenartigen Bildungen gewonnen wird. Auf der andern Seite darf freilich nicht verschwiegen werden, daß unsere historischen Quellen eine solche Erkenntniß doch nicht durchweg ermöglichen, sondern nur stellenweise eine sichere Grundlage dafür darbieten, und daß daher der Combination, der Ergänzung der Lücken in der Ueberlieferung auf dem Wege der Analogie immer ein beträchlicher Spielraum gelassen wird: damit aber gewinnt natürlich auch die subjective Besonderheit des Historikers selbst eine Geltung, welche die Grenze zwischen dem quellenmäßig Erwiesenen und dem durch Analogie Erschlossenen und durch Combination Vermutheten einigermaßen verrückt oder doch wenigstens verwischt.

Gerade in dem vorliegenden zweiten Bande der Nitzsch'schen „Geschichte des deutschen Volks“ treten die bedeutenden Züge dieser Art der Behandlung der Vergangenheit recht an das Licht. Wir möchten dafür namentlich auf die Abschnitte verweisen, welche die Geschichte Heinrich's IV. darstellen und die Kämpfe in derselben als ein Ergebniß damals stattfindender socialer und wirthschaftlicher Umgestaltungen erweisen wollen. Auch wo man den Ausführungen Nitzsch's nicht beistimmen kann, interessiren sie und regen an, denn immer erscheinen sie als Frucht eines ebenso ernsten und begeisterten wie gründlichen und wahrheitsliebenden Eingehens auf die Vergangenheit.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Schauspiel „Der Mohr des Zaren“ von Richard Voß ist am berliner Hoftheater mit Erfolg in Scene gegangen. Wenn man aus der Menge der kritischen Stimmen, die sich über das Stück vernehmen lassen, den Durchschnitt zieht, so wird derselbe mit unserer früher in d. Bl. veröffentlichten Kritik des Werks im wesentlichen übereinstimmen. Die Dichtung hat einen genialen Zug, aber sie schwankt zwischen verschiedenen dramatischen Gattungen zwitterhaft hin und her. Der Stoff ist bizarr, doch gerade die Bizarrerie hat für das Talent des Dichters eine besondere Anziehungskraft. Der Entwickelung fehlt es nicht an kühnen psychologischen Sprüngen, der Diction nicht an dichterischen Schönheiten. Nicht unwesentlich zum Erfolg hat die glänzende Inscenirung beigetragen, welche der Dichter selbst allerdings für sein Werk verlangen muß, da einzelne Scenen, wie die Sturmscene des vierten Acts, nur mit dem glänzenden Aufgebot decorativer Mittel die gewünschte Wirkung machen können.

Ein anderes Drama von Richard Voß: „Unehrlich Volk“, wurde am weimarischen Hoftheater mit Beifall aufgeführt. Es ist dies eine Bearbeitung des Schauspiels „Regula Brand“, das wir ebenfalls in d. Bl. bereits besprochen haben. Es freut uns, daß der Dichter es für nöthig gehalten hat, dies allzu crasse und grelle Stück einer hoffentlich durchgreifenden Revision zu unterziehen; wir können aus den Berichten über die weimarische Aufführung nicht genau erkennen, wo der Poet die bessernde Hand angelegt hat. Doch waren einige Motivirungen und dramatische Wendungen in so kraftgenialischer Weise skizzirt, daß das Verständniß des psychologischen Zusammenhangs überaus erschwert war. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die Stücke von Voß immer mehr ihren Weg auf die Bühne finden. Warum gibt kein Theater das Trauerspiel „Savonarola“, das erste Werk des Dichters, das wir für sein maßvollstes und bestes halten?

— Am hamburger Thaliatheater ist ein dreiactiges Lustspiel von Dora Duncker: „Hally“, mit Erfolg gegeben worden. Die Heldin ist ein internationaler Backfisch mit all den liebenswürdigen Unarten dieser Species, aber auch mit der ganzen poetischen Frische, die ihr eigen ist. Sie bringt in dem Heim zweier alten Junggesellen eine vollständige Umwälzung hervor und heirathet zuletzt den jüngern.

— Die Operncomposition wird gegenwärtig in Deutschland mit vielem Fleiß gepflegt: die Wagner'sche Richtung ist dabei vorherrschend, obgleich die Originalität des Dichtercomponisten sich am wenigsten nachahmen läßt. In Leipzig kam die Oper „Heliantus“ von Ritter C. von Goldschmidt, der auch den Text dazu gedichtet hat, mit Erfolg zur Aufführung. Offenbar ist Wagner's „Parsifal“ das Vorbild gewesen, dem der neue Dichtercomponist nachstrebte. Die Handlung spielt in den Conflicten des Christen- und Heidenthums zur Zeit des sächsisch-fränkischen Kriegs; sie ist überschwenglich wie die poetische Diction; der dramatische Conflict, der ihr zu Grunde liegt, ist nicht scharf genug ausgeprägt. Der Musik rühmt man das glänzende Colorit der Instrumentation nach; alles Melodiöse fehlt; es gilt ja der ganzen Richtung für trivial. Die Ausstattung, welche Director Staegemann der Oper zutheil werden ließ, war eine überaus glänzende. In Weimar ist „Sakuntala“ von Felix Weingartner, einem jungen talentvollen Schüler des leipziger Conservatoriums, mit vielem Beifall gegeben worden. Auch Weingartner ist ein Wagnerianer; man rühmt ihm eine bei seiner Jugend besonders staunenswerthe Beherrschung der dramatischen Mittel nach. Eine andere große Oper, die sich nicht ganz im Wagner'schen Fahrwasser bewegt, obschon auch sie dem Meister vieles abgesehen hat, „Savonarola“ von C. Villiers Stanford, ist am hamburger Stadttheater mit Beifall gegeben worden. Dem Text wird eine undramatische Verschwommenheit vorgeworfen; die Musik dagegen warm gelobt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 12. April starb in Hamburg der Doyen der dortigen Schauspieler, der auch als Bühnendichter eine ausnehmende Productivität entwickelt hat, Karl August Görner. Geboren war er am 29. Januar 1806 in Berlin, Sohn eines höhern preußischen Beamten, der mit namhaften Bühnenkünstlern, wie Unzelmann und Devrient, in lebhaftem Verkehr stand. Im Jahre 1822 verließ der junge Görner das Haus seiner Aeltern, in welchem er die Anregungen zu diesem Entschluß gefunden hatte, um zur Bühne zu gehen: er nahm in Stettin sein erstes Engagement an. Bald darauf zog er als Director wandernder Gesellschaften, besonders in Sachsen umher, bis er als Schauspieler, Regisseur, zuletzt als Director an das Hoftheater zu Strelitz berufen wurde, wo er einundzwanzig Jahre lang thätig war. Hierauf ging er zum Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater; wir finden ihn dann in Breslau und als Director des Kroll'schen Theaters. Im Jahre 1857 wurde er von Maurice für das hamburger Thaliatheater engagirt, wo er bis zu seinem Tode blieb, der ihn auf der Stätte seines Wirkens ereilte, während sein letztes Stück: „Amerikanisch", gegeben wurde. Er hat zeitlebens die Stücke gleichsam aus dem Aermel geschüttelt und über 150 geschrieben. Natürlich hatten die meisten nur ein kurzes Leben, denn sie waren nur für den täglichen Bühnenbedarf berechnet. Indeß sind einige Bluetten, wie „Englisch", „Schwarzer Peter", und auch einige größere Lustspiele, wie das auch am wiener Burgtheater aufgeführte Lustspiel „Ein geadelter Kaufmann", Repertoirestücke der Theater geblieben. In den letzten Jahrzehnten hat er sich eine Specialität geschaffen, in der sich seine Begabung am meisten bewährte: wir meinen die Weihnachtsstücke, nicht etwa Weihnachtspantomimen nach englischem Muster, sondern Märchenstücke mit Dialog, Musik und scenischer Ausstattung. Da er die Märchenstoffe durchaus harmlos und treu nach der Ueberlieferung behandelte, da er als guter Regisseur wohl wußte, wie sich dieselben für die Bühne wirksam gestalten und heben ließen: so hatte er mit diesen Märchenstücken schöne Erfolge. Wie oft ist sein „Aschenbrödel", sein „Dörnröschen" über einzelne Bühnen, z. B. diejenige des leipziger Stadttheaters gegangen. Er verfälschte die latente Poesie dieser Stoffe durch keinerlei Zuthaten; unbedeutend war der burleske Beisatz, ebenso die poetische Ausschmückung, deren Kosten er selbst trug: so wirkten sie mit ungetrübter Naivetät. Freilich gab es einzelne barocke Fehlgeburten darunter; andere wieder, besonders „Aschenbrödel", waren glückliche Griffe.

Bibliographie.

Allmers, H., Wandsprüche der Friesenhalle im Gasthof zum Schloß Morgenstern zu Weddewarden im Lande Wursten. Bremerhaven, Tienken. 1883. 8. 25 Pf.

Am Sarge des Schriftstellers August Wilhelm Grube. Kurze Schilderung seines Lebens und Begräbnisses mit der in der Kirche gehaltenen Trauerrede von K. Krčal, nebst den am Grabe gesprochenen Dankesworten von W. Fronmüller. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 25 Pf.

Amerlan, A., An der Frontera. Selbsterlebtes. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Bachem's Novellen-Sammlung. 17ter Bd.: Nur Pavia. Historische Novelle von E. Lingen. Verloren! Novelle von E. Rudorff. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Benda, O., Im wachen Traum. Novellen. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 4 M.

Bernstein, M., Dagmar. Trauerspiel. München, Behrens. 8. 1 M.

Breitenstein, M., Zur Reform der Hochschulen in Oesterreich. Wien, Sintenis. Gr. 8. 1 M.

Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von A. Friedmann. 3ter Bd.: Ausgewählte Pariser Briefe von M. Nordau. Wien, Engel. 8. 1 M.

Byr, R., Soll ich? Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 M.

Cox, E. W., Beweise für die Existenz einer psychischen Kraft. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von G. K. Wittig und herausgegeben von A. N. Aksakow. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Deppe, A., Die Teutoburg. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 2 M.

Edel, E., Confetti und Moccoli. Karneval 1884. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 2 M.

Fiedler, H., Zauberei und Aberglaube. Eine kulturhistorische und kritische Beleuchtung dieser Erscheinungen. Bernburg, Bacmeister. 8. 50 Pf.

Der Geburtstag. Festspiel. München, Verlag des „Palm". 8. 1 M.

Geigel, A., Ueber Wissen und Glauben. Leipzig, F. C. W. Vogel. 8. 2 M.

Gilles, F., Der Staat als Arbeitgeber. Ein Beitrag zum Studium der Lohnfrage. Luxemburg, Schamburger. Gr. 8. 50 Pf.

Glogau, G., Die Phantasie. Vortrag. Halle, Niemeyer. 8. 60 Pf.

Hagen, R. v., Aus dem Privatleben unseres Kaiserhauses. Heitere Skizzen und Geschichten. Berlin, Bohne. 8. 1 M.

Hart, H., Deutsches Herz und deutscher Geist. Eine Blütenlese aus vier Jahrhunderten deutscher Dichtung von Luther bis auf die jüngste Gegenwart. Mit chromolithographirtem Titelbild in 13 Farben. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. 8. 6 M.

Häusser, Karoline, 's Resei. Genrebild aus dem Gebirge. Musik von K. Menter. München, Staegmeyr. 8. 60 Pf.

Helfert, Freih. v., Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien. Anklagen und Vertheidigungen. Mit Benutzung von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs. Wien, Faesy. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Hense, C. C., Shakespeare. Untersuchungen und Studien. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 8 M.

Ibach, J., Der Kampf zwischen Papstthum und Königthum von Gregor VII. bis Calixt II. Eine zeitgemäße historische Studie. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. Gr. 8. 3 M.

Ein Jahrmarkt zur Wallensteinzeit. Scenischer Prolog zum Kostüm-Fest des Symposion und der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Leipzig, Friedrich. 16. 20 Pf.

Jensen, W., Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine romantische Erzählung aus dem Elsaß. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 10 M.

Jochmus', A. Freih. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von G. M. Thomas. 3ter u. 4ter Bd. Berlin, A. Cohn. Gr. 8. 10 M.

Juncker, E., Höhere Harmonie. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Kniest, P., Von der Wasserkante. Skizzen aus dem Schifferleben. Bremen, Roussell. 8. 3 M.

Kupczauks, G., Der russische Nihilismus. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M. 60 Pf.

Linde, A. van der, Quellenforschungen zur Geschichte der Erfindung der Typographie. Das Breviarium Moguntinum. Eine Studie. Wiesbaden, Feller u. Gecks. Gr. 8. 5 M.

Lippold, Der Hofjude. Ein Schauspiel. Berlin, M. Schulze. 8. 50 Pf.

Maddalena, das Walden-Mädchen, und ihre Familie. Ein kirchengeschichtliches Lebensbild. Mit einem Vorwort von E. Stähelin. Basel, Schneider. 8. 3 M. 20 Pf.

Marinelli, G., Die Erdkunde bei den Kirchenvätern. Vortrag. Deutsch von L. Neumann. Mit einem Vorworte von S. Günther. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Mittheilungen der Riebeck'schen Niger-Expedition. I. Ein Beitrag zur Kenntniss der Fulischen Sprache in Afrika. Von G. A. Krause. Mit einer Kartenskizze. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Die neueste politische Mode. Von Timoleon. Nach der 3ten Auflage des ungarischen Originals übersetzt. Budapest, Zilahy. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Nohl, L., Der „Parsifal". Tübingen, Fues. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

Paul, H., Ueber Hauptanpassung der Säugetiere. Jena, Pohle. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pfau, L., Zur Charakteristik des Herrn Lübke. Stuttgart, Dietz. 8. 50 Pf.

Richter, R., Nekrolog für Professor Conrad Bursian in München. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rosenhain, K. E., Vis-à-vis. Original-Schwank. Landsberg a. W., Volger u. Klein. 8. 60 Pf.

Schiller, H., Nekrolog auf Professor Wilhelm Clemm in Giessen. Berlin, Calvary u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmidt's, M., Gesammelte Werke. 1ster Bd.: Hochlandsbilder. Mit dem Porträt des Verfassers in Holzschnitt. München, Callwey. 8. 3 M. 60 Pf.

Schwebel, O., Vom Eisenhute bis zur Kaiserkrone. Kurbrandenburgisch-preußische Geschichten. 3ter Thl.: Zur Kaiserkrone. Vom Jahre 1675 bis zum Jahre 1881. Minden, Bruns. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. Weber. Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. 17ter Bd. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. Der Band 15 M.

Taylor, G., Jetta. Historischer Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. Leipzig, Hirzel. 8. 8 M.

Telmann, K., Götter und Götzen. Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 15 M.

Tharau, H., Ein Wort zu seiner Zeit für Sonntagsschullehrer. Bonn, Schergens. 1883. Gr. 8. 50 Pf.

Tornier, G., Der Kampf mit der Nahrung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Berlin, Issleib. Gr. 8. 4 M.

Tschischwitz, B., Das Sängerfest als Ehestifter. Humoreske. Celle, Literarische Anstalt. 1883. 12. 60 Pf.

— — Die Villa zur Waldeinsamkeit. Humoreske. Celle, Literarische Anstalt. 12. 60 Pf.

Vely, E., Episoden. Roman. 2 Bde. Herzberg a. H., Simon. 8. 9 M.

Wahrheit und Irrthum bei Epimenides. Einige Worte über Oesterreich und sein Heer. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Weisbrodt, 25 Jahre 1857—1882 des Schlesischen Ulanen-Regimentes Nr. 2, als Fortsetzung der Regiments-Geschichte bearbeitet. Mit 2 Marschkarten in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Wessely, J. E., Adrian Ludwig Richter zum 80. Geburtstage. Ein Lebensbild. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1883. Fol. 12 M.

Wildenradt, J. v., Der Zöllner von Klausen. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 12 M.

Wolff, J., Unser Haus und Hof. Kulturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. Kronstadt. 1882. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate,** 3 M. **für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze &c. &c. **in Nr. 106 bis 111.**

Aufgaben und Arbeiten des deutschen Rothen Kreuzes und die bevorstehende internationale Conferenz in Genf. (I/II.) — Der Staatsrath in Preußen. (I/II.) — Organischer Ausschuß für ein Reichs-Sprachengesetz in Oesterreich. — Das gewerbliche Bildungswesen in der Schweiz. — Léon Say über den Staatssocialismus. (I.)

J. N. von Sutner. (Nekrolog.) — Von verschollenen Tiroler Bergwerken. Von A. Schlossar. — Overbeck's Pompeji in neuer Bearbeitung. Von P. Knapp. — Das Reich der Zaren. (Schluß.) — Die vorletzte Dogin von Venedig. — Spanische Gäste auf deutschen Bühnen. (I.) — Die Geißel der Christenheit. — Der Aufschwung Griechenlands unter Wittelsbachischer Herrschaft. Von Dr. J. Sepp. — Ein französischer Satiriker. — Die „Monumenta Germaniae paedagogica". Von Prof. Dr. A. Horawitz. — Wiener Briefe. (CLXXIV.)

Zur landwirthschaftlichen Frage. (III.) — Das Valsugana-Bahn-Project. — Deutscher Exportverein. — Versicherungswesen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Eis und Schnee.

Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien.

Von

William H. Gilder.

Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegende Erzählung von dem Verlauf der Expedition, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem nordischen Eismeere gesandt, um die Mannschaft des verunglückten Schiffes Jeannette aufzufinden, ist eins der interessantesten neuern Reisewerke. Die spannenden, frischen und launigen Schilderungen des Verfassers, eines Mitglieds der Expedition, bieten dem Leser angenehme Unterhaltung; aber auch die geographische Wissenschaft wird durch das Werk in wichtigen Punkten bereichert, unter anderm in Erforschung der Wrangel-Insel, die auf den Karten der arktischen Region bisher als ein Festland dargestellt wurde. Durch zahlreiche Abbildungen und billigen Preis empfiehlt sich das Werk den weitesten Kreisen zur Anschaffung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.

Zwölf Bändchen. Geh. 12 M. Geb. (in 4 Bände) 16 M.

Inhalt:

Pitt und Fox. Lustspiel.
Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Diplomaten. Lustspiel.
Der Nabob. Trauerspiel.
Katharina Howard. Trauerspiel.
König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel.
Herzog Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Welt des Schwindels. Geschichtliches Lustspiel.
Amy Robsart. Trauerspiel.
Arabella Stuart. Trauerspiel.
Auf rother Erde. Drama.
Der Vermittler. Lustspiel.

Jedes Drama ist auch einzeln zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre entschiedenen und dauernden Beifalls. Vorliegende Gesammtausgabe darf, indem sie jetzt in zweiter Auflage zu wohlfeilerm Preise dargeboten wird, um so sicherer bei allen Freunden der dramatischen Literatur im deutschen Publikum auf fernere rege Theilnahme rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Korfu.

Eine jonische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius' anmuthige Skizze von Korfu, jenem jonischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist, erfreut sich steigender Beliebtheit und liegt nun bereits in zweiter elegant ausgestatteter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriss der Botanik für höhere Lehranstalten

insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. F. Traumüller und **Dr. R. Krieger.**

Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Cart. 1 M. 40 Pf.

Dieses neue praktische Lernmittel der Botanik, für Schüler an höhern Lehranstalten bestimmt, bietet den erforderlichen Repetirstoff in zweckmässiger Anordnung und mit instructiven in den Text gedruckten Pflanzenbildern. Es verdient, an allen deutschen Gymnasien, Lyceen und Realschulen eingeführt zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 8. Mai 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Emanuel Geibel.

Es dauert oft lange, ehe eine Dichtername einen so guten Klang gewinnt, daß geringschätzige Herabsetzung und feindselige Kritik verstummt, und fast niemals ist dies der Fall, wenn der Dichter selbst aus den reinen Höhen der Poesie herabstieg, um sich kritisch an den Kämpfen der Gegenwart zu betheiligen: Karl Gutzkow ist bis zu seinem Tode rücksichtslos verfolgt und angegriffen oder beiseite geschoben worden; einem Emanuel Geibel gegenüber schwiegen die kritischen Stimmen fast ganz, oder sie äußerten sich nur in pietätvoller Weise, und der Tod des Dichters hat in ganz Deutschland ein Echo der Trauer wachgerufen.

Als Geibel zuerst im Jahre 1840 auftrat mit jener Sammlung seiner „Gedichte“, deren Säcularausgabe von der Cotta'schen Buchhandlung jetzt veröffentlicht wird: da war er einer der stillsten Sänger, der aber gerade deshalb in jener stürmischen Zeit eine ebenso stille, von Jahr zu Jahr mehr anwachsende Gemeinde fand, welche auf der Wiese der Poesie noch Blumen pflücken und sie nicht vom lärmenden Troß der Parteiwuth zertreten zu sehen wünschte. Er wurde ein Liebling der Frauen, von denen nur einige freigeistig kühne an der Athletenstellung der Herwegh'schen Lyrik Gefallen fanden und sich an den kühnen Rhythmen seiner Genossen berauschten. Die Zeit, in welcher die politische Lyrik Mode war, hatte keine lange Dauer: um so siegreicher erhob sich dann die poetische Reaction, die Rückkehr zur sanften Gemüthslyrik . . . und ihr Hauptvertreter war eben Emanuel Geibel. So durch den Gegensatz wuchs der Ruhm seiner Lieder.

Doch während diese ersten „Gedichte“ harmlos den Cultus einer Minne pflegten, von der nur Gott im Himmel weiß, und alle beschworen, nicht daran zu rühren, „wenn still ein Herz in Liebe glüht“, während sie reine Empfindungen ohne Heine'sches Scheidewasser ausdrückten und Landschafts- und Volksbilder im Stil Freiligrath's, doch ohne seine Bizarrerie, auf die poetische Leinwand zauberten, konnte der Dichter selbst doch nicht ganz auf jener höhern Warte stehen bleiben, welche die Zinnen der Partei überragt: er wurde in ihre Kämpfe mitverstrickt und sandte an Herwegh jenen poetischen Fehdebrief, der in demselben kampflustigen Ton abgefaßt war wie die Sturmlieder des Poeten, der die Kreuze aus der Erde riß, um sie in Schwerter zu verwandeln, während Geibel ihm das unwandelbare Kreuz einer rechtgläubigen Gesinnung entgegenhielt. Und seitdem ist Geibel in allen spätern Sammlungen in die Reihen der politischen Dichter eingetreten, und darauf beruht nicht zum geringsten sein dichterischer Ruhm. Freilich, es war nicht die revolutionäre Kampflyrik, der er sich hingab: es war eine Lyrik nationaler Begeisterung, frei von allen zersetzenden Elementen, in ihrer Abwehr gegen den äußern Feind, in ihren Hoffnungen auf Deutschlands künftige Größe gerichtet. Den Sohn der alten Hansestadt an der Trave mußte vor allem der Kampf der Schleswig-Holsteiner gegen dänische Vergewaltigung begeistern; er sang seine Lieder von der Trave, er verherrlichte die Heldensöhne Lübecks, Wullenweber und Jürgen Meier, und sah sie als Vorkämpfer deutscher Meerherrschaft über den Belt und Sund gebieten. Den deutschen Kaiser und das Deutsche Reich verkündete er mit prophetischen Heroldsrufen lange vorher, ehe große geschichtliche Ereignisse die Erfüllung dieser Prophezeiung näher rückten, und in den Waffenlärm des großen Deutsch-Französischen Kriegs hinein sang er einige seiner schönsten Lieder voll edeln Schwungs und zündender Kraft.

Gerade dies os magna sonaturum, das er auch in einigen geschichtlichen Gedichten, in lyrisch-epischen Historien so machtvoll ertönen ließ, gibt dem Dichter eine höhere Bedeutung als die zarte, aber an viele Vorbilder anklingende Sangesweise seiner ersten Gedichte. Und doch ... wäre er nicht durch diese ein Liebling der Frauen und des Volks, ein Dichter der Mode geworden — mit seinen weit werthvollern Poesien wäre es ihm schwerlich gelungen, die Volksgunst in so hohem Maße zu erwerben; ja ein nicht geringer Theil seiner Verehrer und besonders seiner Verehrerinnen fühlte sich enttäuscht durch den neuen, ernsten, oft machtvollen Ton, den der Dichter in den spätern Sammlungen anschlug. Geibel begann mit einer Lyrik, die von deutschen und auswärtigen Mustern in hohem Maße abhängig war; aber er läuterte die anscheinenden Nachdichtungen in dem reinen harmonischen Element seiner edeln Gesinnung und seines feingebildeten Geschmacks, und daß er diesen warmen und doch vornehm künstlerischen Ton, diese klare und feste, von keinen Genialitätsmarotten getrübte Richtung durch Jahrzehnte festhielt, in denen die Poesie nach den verschiedensten Seiten hin zu extravagiren begann; daß er die Tradition des edeln Maßes und der schönen Form wahrte im Getümmel der sich ablösenden Richtungen: darin gerade finden wir seine Bedeutung für die Literaturgeschichte der Gegenwart.

Wie der Entwickelungsgang des Dichters sich nie in einer Zickzacklinie bewegte und von allen Sprüngen frei blieb, wie seine Dichtung sich nicht in weiteren Gedankenkreisen ausbreitete, sondern nur ein intensiveres Colorit gewann: so zeigt auch sein Lebenslauf keine bedeutenden Wendungen und Einschnitte. In Lübeck am 18. October 1815 geboren, studirte er in Bonn und Berlin Theologie und dann Humaniora, kam hier mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie Bettina und Chamisso, in nähere Beziehungen und nahm dann eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten in Athen, dem Fürsten Katakazi (1838—40) an. Der Aufenthalt in Hellas, wo er mit Ernst Curtius zusammen Reisen und Studien machte, ist die eigentlich romantische Epoche seines Lebens. Nach Deutschland zurückgekehrt, führte er ein Wanderleben und war jahrelang Gast des Barons Karl von der Malsburg, dessen Bibliothek reiche Schätze romanischer Dichtung dem Poeten zur Verfügung stellte; oft besuchte er den Fürsten Carolath auf seinen schlesischen Gütern; auch bei Freiligrath und Justinus Kerner fand er eine gastliche Aufnahme. Das Wanderleben endete, als Geibel vom König Max von Baiern 1852 nach München berufen wurde als Ehrenprofessor an die Universität, während er gleichzeitig eine hervorragende Stellung an der poetischen Tafelrunde einnahm, welche König Max um sich versammelte und welcher auch Dingelstedt, Bodenstedt und Heyse angehörten. Im Jahre 1868 verließ er München, da seine preußische Gesinnung, die sich auch in seinen Gedichten aussprach, dort misliebig geworden war: er verzichtete auf sein Gehalt und erhielt dafür eine Pension vom König von Preußen. Seitdem lebte er in Lübeck den Musen und seiner Familie bis zu seinem Tode.

Seinen ersten „Gedichten" (1840) verdankte er einen festgegründeten Ruf; die zarten Lieder und farbenreichen Gemälde derselben blieben das Prototyp auch seiner spätern Lyrik: „Juniuslieder" (1848), „Neue Gedichte" (1856), „Gedichte und Gedenkblätter" (1864), „Spätherbstblätter" (1877); nur daß die Liederdichtung sich vertiefte und die Gemälde an dramatischem Mark gewannen oder sich in Balladen verwandelten, welche im edeln Ton an diejenigen Schiller's anklangen. Auch das gnomische Element kam hinzu, und die letzten Sammlungen haben einen elegischen Zug und verweilen mit Vorliebe bei den Erinnerungen an die Kindheit und Jugend. Seine „Heroldsrufe" (1871—72) beweisen, wie nachhaltig seine politische Begeisterung nach denselben Zielen gerichtet war.

Eine Schulung in den dichterischen Formen, die deren volle Beherrschung zur Folge hatte, war die Uebersetzerthätigkeit, der sich Geibel zeitlebens hingab. Er begann schon 1840 mit „Classischen Studien", Uebersetzungen griechischer Dichter, die er mit Curtius zusammen unternommen hatte; es folgten „Spanische Volkslieder und Romanzen" (1843), das „Spanische Liederbuch" (1852 mit Paul Heyse), der „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (1860 mit A. F. von Schack), „Fünf Bücher französischer Lyrik" (1862 mit Heinrich Leuthold) und das „Classische Liederbuch" (1875).

Von seinen Dramen erwähnen wir besonders „Brunhild" (1857), eine Tragödie, die einzelne Scenen in wahrhaft großem dichterischen Stil enthält und durch Klara Ziegler über die deutschen Bühnen geführt worden ist, und „Sophonisbe" (1868), ein Trauerspiel, das 1869 mit dem Schillerpreise gekrönt wurde, aber bei den Aufführungen wenig Anklang fand. Beide Werke sind in d. Bl. eingehend besprochen worden. Die Hansestadt Lübeck hat in würdiger Weise das Begräbniß ihres gefeierten Sohnes auf Staatskosten veranstaltet: man wird dabei an das glänzende Begräbniß Klopstock's erinnert, das in einer andern Hansestadt, in Hamburg, stattfand. Auch ein Denkmal wird dem Dichter von Staats wegen gesetzt werden. Unter den Ehrenkränzen seines Begräbnisses befand sich einer des deutschen Kronprinzen, einer des Fürsten Bismarck: eine verdiente Anerkennung der nationalen Gesinnung, die den Dichter stets ausgezeichnet hat.

Rudolf von Gottschall.

Gedichte.

1. Nordische Herbstblätter. Gedichte von Ernst Jungmann. Königsberg, Schubert u. Seidel. 1883. 12. 3 M.

Eine bedeutungslose Nummer mehr in dem endlosen Register jener zierlichen Goldschnittbändchen, in denen die poetische Mittelmäßigkeit der angenehmen Selbsttäuschung Ausdruck gibt, ihre Geistesproducte der „größern Oeffentlichkeit" zugänglich gemacht zu haben. In seinem Schlußwort sagt der Verfasser selbst:

In einer Zeit, wo viele Dichter singen,
Ist der Entschluß vielleicht mit Recht zu tadeln.
Nicht weiß ich, ob Erfolg den Schritt wird adeln,
Ob nur ein Ton wird auf die Nachwelt dringen.
Denn unsre Zeit verlanget große Meister
Und übersieht die mittelmäß'gen Geister.

Daß aber Ernst Jungmann selbst viel eher zu den mittelmäßigen Geistern als zu den großen Meistern zu zählen ist, darüber wird man kaum im Zweifel sein können, wenn man in dem „Lied von der Cigarre" die folgenden Verse liest:

Du läßt mit wohligem Behagen
Dir schmecken der Cigarre Duft
Und füllst, was auch die Frau mag sagen,
Mit blauem Rauch die Zimmerluft —

oder wenn das Gedicht „Einer alten Tante zum Geburtstage" mit den schwungvollen Worten schließt:

Und deiner Kinder Liebe wird beglücken
Dich bis ins späte Alter noch hinein,
Des Herbstes Sonnentage dich entzücken,
Und mit uns allen wirst du fröhlich sein —

oder wenn — um ein sehr ernst gemeintes Gedicht zu citiren — ein Nachruf an den ermordeten Präsidenten Garfield in der Strophe gipfelt:

Und nach Jahrhunderten in goldnen Lettern
Wird dieses Todten werden noch gedacht,
Als eines von des Landes wahren Rettern
Aus schmachvoll dunkler Ehrenmänner Macht.
Mit Washington, mit Lincoln im Vereine,
Wird strahlen Garfield einst im Ruhmesscheine.

Es ist schade, daß man dem Dichter dieser Verse ein solches „Strahlen im Ruhmesscheine" — wenigstens auf Grund der vorliegenden Gedichtsammlung — nicht auch prophezeien kann.

2. Ein kleines Sündenregister. Von Gisbert Freiherrn Vincke. Zweite vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Wagner. 1883. 8. 1 M. 80 Pf.

Noch harrt unsere moderne Literatur vergeblich des olympischen Donnerers, der, einem Lessing gleich, mit gewaltigen Blitzstrahlen die dunstgeschwängerte Atmosphäre zu säubern und einen frischern, reinern Luftzug für das Gedeihen wahrer Poesie zu schaffen berufen ist. Die Zeit ist vielleicht noch fern, in welcher uns der Reformator, dessen wir, ach, so dringend bedürfen, ersteht, und mit Freuden begrüßen wir darum im gegenwärtigen Augenblick auch den bescheidenen Versuch, einen erhellenden Funken in das Nebelgewölk zu werfen, selbst wenn wir uns sagen müssen, daß er verlöschen wird, ohne eine Wirkung geübt zu haben. Das Büchlein des siebzigjährigen Gisbert von Vincke hält unsern modernen Dichtern und Dichterlingen, unserer Kritik und hier und da auch unserm Publikum einige ihrer literarischen „Sünden" vor, die freilich gar zu wohlwollend als „kleine" bezeichnet sind, und es findet sich in seinen kurzen sieben Abschnitten gar manches beherzigenswerthe Wort, dem man aus ganzer Seele weiteste Verbreitung und Beachtung wünschen möchte. Der Dichter nimmt sich zunächst einiger von Berufenen und Unberufenen besonders häufig misbrauchten Versformen, wie des Hexameters, des deutschen Blankverses, des fünffüßigen und des vierfüßigen Trochäus an und gibt eine Reihe fein empfundener Bemerkungen über ihren Bau und ihren Gebrauch. Bedeutungsvoller aber als diese Abschnitte des kleinen Buchs sind die versificirten Philippiken: „Das deutsche Lustspiel", „Die gute alte Zeit" und namentlich die in Dialogform gehaltene: „Die Kunst im Geschäft", welche die Art und Weise, in der unsere modernen Dramatiker ihre Erfolge „machen", schonungslos, aber durchaus wahr zu schildern und damit zugleich zu geiseln weiß. Schon um dieses einen Gedichts willen wäre dem „Kleinen Sündenregister" ein recht großes Lesepublikum zu wünschen.

Von höherm Schwung der Verse kann natürlich bei ihrem docirenden oder kritisirenden Charakter nicht die Rede sein; doch erheben sie sich überall, wo es sich um ein warmes Wort der Anerkennung handelt, zu wahrhaft dichterischer Schönheit. Wie zart und feinfühlig ist es nicht, wenn Vincke in denselben vierfüßigen Trochäen, die Platen einst so hart verurtheilte, dem todten Dichter nachruft:

Und die Kunst bedarf der Regel,
Wie das Leben braucht die Sitte,
Zwar nicht jede Sitt' und Regel
Ist in Kunst und Leben löblich;
Aber starke Fundamente
Gibt es hier wie dort, an denen
Rüttelt keiner ungestraft.
Dessen warst du nie vergessen,
Platen, formgewalt'ger Meister,
Den zu bald der Jüngling antrat
Mit der umgewandten Fackel!
O zu bald — für dich, für uns!
Nicht in deutscher Erde schläfst du,
Fern in Villa Landolina
Singt des ew'gen Meeres Rauschen
Nimmermüd dein Schlummerlied.
Was du schufst, ist unvergänglich,
Lebenswarmes Marmorbildwerk,
Und die Neider, die den Lorber
Dir zerflückten, sie verstummten —
Weil dein Volk dich hat erkannt.

Das Buch ist vom Verfasser dem Dichter Wilhelm Jensen zugeeignet.

3. Weinlieder und Sprüche. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Lorbach. Erfurt, Bartholomäus. 1882. 12. 1 M.

Daß eine Sammlung deutscher Trinklieder und Trinksprüche, die nicht mehr als 57 splendid bedruckte Seiten kleinsten Formats umfaßt, nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil des in gewaltiger Fülle vorhandenen Materials in sich vereinigen kann, liegt auf der Hand, und so darf denn auch die kleine Anthologie weder auf ihre Vollständigkeit noch auf ihre sorgfältige Auswahl hin einer ernsthaften Prüfung unterzogen werden. Ihrem anspruchslos ausgesprochenen Zweck aber, sich in der Runde fröhlicher Zecher und im trauten Familienkreise Freunde zu erwerben, mag sie immerhin gerecht werden, denn sie bringt manchen guten alten Kernspruch, der seine erheiternde und anregende Wirkung zu guter Stunde niemals verfehlt.

4. York von Wartenburg. Ein vaterländisches Heldengedicht von Adalbert Schroeter. Jena, Costenoble. 1883. 8. 3 M.

Eine seltsame Erscheinung ist es, daß das preußische Volk, dessen Vergangenheit doch so reich ist an glänzenden Kriegsthaten und großen historischen Momenten, bis zur Stunde den berufenen Sänger nicht gefunden hat, dem es gelungen wäre, die Ruhmestage seines Vaterlandes in wahrhaft großen Heldengedichten zu feiern. Wol haben in sturmbewegten Zeiten die hochgehenden Wogen patriotischer Begeisterung manche kostbare poetische Perle zu Tage gefördert, die auch spätern Geschlechtern noch ein würdiges Zeugniß sein wird für die allezeit thatbereite und opfermuthige Vaterlandsliebe des deutschen Volks; aber immer waren es nur die Lyriker, welche in die Saiten griffen, und immer verhallten die Ruhmesgesänge mit dem Wiedereintritt ruhigerer Zeiten. An einzelnen Versuchen, das Gedächtniß glorreicher Thaten und ragender Heldengestalten in größern epischen Dichtungen der Nachwelt zu bewahren, hat es freilich nicht gefehlt, und es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß sich manches Verdienstliche unter diesen wenigen Werken findet. Jener göttliche Funke aber, der die Ilias und das Nibelungenlied unsterblich machte, wohnte keinem unserer deutschen epischen Dichter inne, und keine ihrer Schöpfungen vermochte die hohe Bestimmung eines wahrhaften Nationalepos zu erfüllen.

Auch Adalbert Schroeter's Heldengedicht „York von Wartenburg“ wird um vieles früher vergessen sein als der Feldherr, welchen es besingt. Es ist ein verdienstliches Werk, aber keine poetische That; eine in Verse gebrachte Lebensbeschreibung, aber keine in sich geschlossene, mächtig ergreifende und mächtig mit sich fortreißende Schilderung jener großen Zeit, die lebendiger als kaum irgendeine andere das erhebende Bild eines einmüthig in edelster Leidenschaft aufwallenden Volkes darbot. Vielleicht hat der Dichter das auch nicht einmal erstrebt, vielleicht ist es ihm lediglich darum zu thun gewesen, die markige Soldatengestalt seines Helden in der einfachen Größe ihrer strengen Geradheit und Treue darzustellen, und den gewaltigen Hintergrund, welchen Preußens Erniedrigung und Preußens Erhebung bildet, hat er vielleicht nur insoweit ausführen wollen, als es ihm für das volle Hervortreten dieser Gestalt nothwendig schien. Aber er hat dabei außer Acht gelassen, daß jeder Zug in York's Gestalt und Leben verwachsen ist mit jener großen Zeit, daß nichts an ihm Bedeutung hat, was nicht in Beziehung steht mit der Bewegung jener Tage, und daß es darum unmöglich ist, den Urheber der Poscheruner Convention und den Sieger von Wartenburg zum Mittelpunkt eines Gedichts zu machen, das nicht voll und ganz den Schwung und die Begeisterung der Freiheitskriege athmet. Der Biograph hat überall vor dem Dichter den Vortritt behauptet, und das war in diesem Fall für das Gelingen des Ganzen um so verhängnißvoller, als das Leben und Schicksal York's überhaupt nur da zur poetischen Darstellung geeignet erscheint, wo es eins wird mit dem Schicksal seines Vaterlandes. Wohl ist es dem echten Dichter gegeben, auch dem Geringfügigen im Leben seines Helden Bedeutung zu verleihen, auch das Nüchterne zu verklären; aber Adalbert Schroeter nennt diese Kunst nur in sehr geringem Maße sein eigen. Sofern er über bedeutungslose Thatsachen zu berichten hat, dichtet er nicht mehr, sondern er erzählt in Reimen, die dann oft genug weit unter das Niveau der Mittelmäßigkeit herabsinken. Nur eine Probe — und es ist nicht das Aergste — möge das erhärten. Da heißt es in Nr. VIII:

Rings entfesselt in den Niederlanden
Braust der Sturm der Revolution,
Grimm sieht ihre Wogen man umbranden
Der Oranier ehrenreichen Thron.
Von dem wilden Hasse der Parteien
Und den Greueln blut'ger Meutereien
Fand das Land zerrissen fern und nah
Hauptmann York, als er es wiedersah.
Und man bot dem tapfern Cavaliere
Hohe Chargen, vieles rothe Gold,
Wenn das Heer er der Empörer ziere,
Sich den Patrioten weihen wollt'.

Daß eine häufige Wiederkehr solcher ungeschickt gereimten Prosa einem großen Theil des Buchs jeden poetischen Werth nimmt, ist um so mehr zu bedauern, als sich das Können des Dichters an andern Stellen zu sehr beachtenswerther Höhe erhebt. Zugleich mit der Wucht und Gewalt seines Stoffs wächst auch der Schwung und die Begeisterung seiner Verse, und unter den Liedern und Gedichten der letzten beiden Abschnitte finden sich Ergüsse eines echten Dichtertalents, denen wol ein besseres Schicksal zu gönnen wäre als das, gleichzeitig mit den weniger gelungenen Theilen des Buchs der Vergessenheit anheimzufallen. Um der kritischen Gerechtigkeit willen möge auch diese Behauptung durch eine Probe erhärtet werden, und das Gedicht Nr. LXVIII: „Der Feldmarschall“, hier einen Platz finden:

Ihr bringt die Marschallswürde
Mir — ohne Stab —

Zu einer späten Stunde —
So nah' dem Grab!
Sie ward mir angeboten
Schon vor'ge Zeiten,
Doch wußte man die Freude
Mir zu verleiden.

Nehm' ich ihn heut entgegen,
Den Ehrenrang,
Ich weiß, ich freue seiner
Mich nimmer lang.
Doch danke ich in Treuen
Der Huld und Gnade,
Erblühe Heil dem König
Auf jedem Pfade!

Sagt ihm, von Tag zu Tage
Klopf' lauter an
An der Klein-Oelser Pforte
Der Sensenmann;
Er riefe immer lauter
Dem Feldmarschalle.
Bald müsse er hernieder
Zur Grabeshalle.

Sagt ihm, ich ginge gerne!
Soldat ohn' Schwert,
Der gleiche einem Reiter,
Der ohne Pferd.
Ohn' Stab die Marschallswürde
Cursloſem Gelde.
Der Feldherr sei ein Feldherr
Doch nur im Felde.

Doch käm' die Ordre morgen,
Käm' heut' sie schon,
Mein letzter Hauch gehöre
Dem Zollernthron.
Wenn schon die Sterbeschleier
Mein Haupt umwallten,
Würd' ich noch für den König
Die Hände falten.

Die schätzenswerthen Vorzüge der Dichtung, die ich ja vorhin eine verdienstliche genannt habe, bestehen — um ein zusammenfassendes Urtheil zu fällen — in großer Gewissenhaftigkeit bei der Zusammenstellung des biographischen Materials, in völliger Beherrschung des historischen Elements und in einem warmen Hauche echter Vaterlandsliebe und Königstreue, der das Ganze durchweht, ohne jemals auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit byzantinische Ueberschwenglichkeiten herbeizuführen. Wenn demnach die vorerwähnten Mängel des Schroeter'schen Heldengedichts auch verhindern werden, daß dasselbe ein Gemeingut größerer Kreise der Bevölkerung wird, so darf man doch dem ehrlichen Streben, dem wissenschaftlichen Fleiß und der guten Gesinnung des Autors ein Wort aufrichtiger Anerkennung nicht versagen.

Reinhold Ortmann.

Vermischte Schriften.

1. Die Eilenriede in alter Zeit. Ein Culturbild aus Hannovers Vergangenheit. Von August Jugler. Mit zwei Karten der Eilenriede. Hannover, Klindworth. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Die „Eilenriede" ist ein Wald bei Hannover, welcher dieser Stadt, wie der „Thiergarten" der deutschen Reichs- und preußischen Hauptstadt und das „Rosenthal" der Metropole des deutschen Buchhandels, als Stätte der Erfrischung und Erholung dient, aber als Forst die genannten Wälder an Großartigkeit übertrifft. Das vorliegende, äußerst elegant ausgestattete und gebundene Büchlein enthält eine Beschreibung und Geschichte der Eilen- oder Ellernriede von den ältesten bis auf die neuern Zeiten, durchweg nach archivalischen Quellen verfaßt und in einer auch für Nichthannoveraner anziehenden Darstellung. Der Wald gehört der Stadt, und dieses Eigenthum wurde von den Fürsten Hannovers stets respectirt. In neuerer Zeit wurde die Jagd darin streng verboten. Beigegeben sind dem Büchlein zwei Pläne der Eilenriede, wie sie im vorigen Jahrhundert war und wie sie heute ist.

2. Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation. Von F. Schmidt-Warneck. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1884. 8. 9 M.

Es ist eine schwere Aufgabe, zu sagen, was dieses Buch eigentlich will. Der breite, weitläufige und geschraubte Stil desselben scheint sorgfältig bestrebt, jede klare Darlegung dessen, was der Verfasser beabsichtigt, zu umgehen; nicht einmal das Vorwort rückt mit der Sprache frisch heraus. Allem Anschein nach hat aber der Verfasser dieses Dunkel nicht gewollt; er ist offenbar überzeugt, klar zu schreiben; allein das Gelingen hält mit dem Wollen nicht Schritt, und seine schwerfälligen Sätze bilden ein undurchdringliches Waldesdickicht, das jeden leichten Zugang ausschließt. Es scheint indessen, er gehe von dem Gedanken aus: die deutsche Jugend sei auf dem besten Wege, patriotisch zu werden, die Erwachsenen hingegen, welche er für ein ganz elendes Gesindel zu halten scheint, seien dies nicht; und er, der Verfasser, hält sich für berufen, der Jugend in ihrem edeln Streben förderlich zu sein — wodurch? Dieses Räthsel soll eben das dicke Buch von 470 Seiten lösen: das Vorwort spricht nur ganz geheimnißvoll von „einem Project", und wir müssen uns daher der keineswegs leichten Arbeit unterziehen, uns durch das Dornengestrüpp der unklaren Darstellung des Buchs hindurchzuhauen.

Der Verfasser stellt sich uns auf der ersten Seite des Textes als „rechtsseitig", d. h. conservativ vor, und das erhellt jedenfalls am klarsten aus dem Buche, daß ihm jeder Liberalismus und Fortschritt ein Greuel ist. In der „deutsch-conservativen" Partei scheint nach ihm die Hoffnung des

Vaterlandes zu liegen. Wenn er sich aber beklagt, allerdings in seiner gewohnten dunkeln, gleich der Keilschrift oder den Hieroglyphen schwer zu entziffernden Rede, daß die „Denker“ ihm, dem „Sendboten“, wie er sich nennt, nicht nahe treten und „hinhören“ und „prüfen“, so wird der Grund davon jedem Leser, der ein bündiges und klares Deutsch liebt, sofort besser einleuchten als dem Verfasser, der von der Unverständlichkeit seiner für einen Sendboten durchaus nicht geeigneten Schreibart nicht die blasseste Ahnung zu haben scheint. Er sagt:

Stände uns der vornehmthuende Hochmuth kühler Autorenruhe höher als die gute Sache, der wir nach Kräften dienen wollen, so zögen wir uns zur unschwierigen Wahrung jenes angeblich höhern Standpunktes in die engsten Grenzen gemessenen Schweigens zurück.

Entweder — oder! Will Herr Schmidt-Warneck etwas bewirken, so schreibe er klar, kurz und verständlich; kann oder will er dies nicht, so thäte er allerdings besser zu schweigen. Die Kritik scheint ihm schon wiederholt bemerkt zu haben, daß sein Deutsch, wie sie sehr zart und rücksichtsvoll sich ausdrückt, „kein gewöhnliches“ sei; er faßt jedoch diesen Tadel in naiver Weise als ein Lob auf, versichert, auch nicht zu „gewöhnlichen“ Lesern und Denkern zu sprechen, und kündigt an, daß er auch künftig fortfahren werde so zu schreiben wie bisher. Unser Versuch, ihm begreiflich zu machen, daß sein Deutsch nicht nur ein ungewöhnliches, sondern auch ein undeutliches ist, wird also wol ein vergeblicher sein.

In dem ersten und zweiten der vier Abschnitte, in welche sich das Buch ohne weitere Gliederung theilt, handelt der Verfasser ungemein weitläufig von der „Volksseele“. Es ist zwar wahr und schön, was er sagt: „Will man das Herz des Volks gewinnen, so muß man dem Volke aus der Seele sprechen. Um jedoch das zu vermögen, muß man die Volksseele kennen.“ Ganz gut; aber wird diese Kenntniß durch breite Auseinandersetzungen von mehr als zweihundert Seiten gefördert und kann hierdurch das Herz des Volks gewonnen werden? Dies fragt sich sehr. Wir glauben, das Volk werde wie von jeher so auch noch jetzt durch concrete Bilder und Geschichten, niemals aber durch abstracte und langweilige Deductionen gewonnen. Es ist gewiß gut gemeint, wenn Schmidt-Warneck einen hauptsächlichen Zug der Volksseele in der Abneigung gegen das Parteiwesen erblickt, welches er vor allem bekämpft; aber glaubt er im Ernste, daß er demselben durch sein Buch, das sicherlich niemand vollständig zu lesen die Geduld oder Selbstüberwindung haben wird, ein Ende machen könne? Nach seiner Ansicht ist nun aber die deutsche Volksseele durch den langjährigen Mangel an politischer Einheit Deutschlands vollständig zerfahren und entartet und hat Eigenschaften angenommen, welche das deutsche Volk bei allen fremden Nationen verhaßt, bei ihm selbst aber alles Fremde und Alterthümliche beliebt machen, wofür der Verfasser Beweise in den Erfolgen der Bücher von Ebers, Dahn, Freytag, Jordan u. s. w. findet! Als dritter Uebelstand gesellt sich den genannten beiden, wie er darlegt, die Verjüdelung des deutschen Volks bei, die bei andern Völkern nicht eintrete, weil sie eine Volksseele haben, welche den Deutschen fehle (?). Der Verfasser verwahrt sich zwar gegen den Antisemitismus nicht nur, sondern sogar gegen die Forderung, daß die Juden in den Nationalitäten der von ihnen bewohnten Länder aufgehen sollen; aber diese Verwahrung fällt dahin, wenn er den Anklang, welchen das Treiben des Hofpredigers Stöcker findet, dem Wiedererwachen der deutschen Volksseele zuschreibt und die Juden ermahnt, dafür dankbar zu sein, daß sie bei der Judenhetze so glimpflich weggekommen sind! Als Curiosum sei erwähnt, daß diese letzten Ausführungen in einer Note enthalten sind, welche über 22 Seiten reicht, dem Texte nur je 2 bis 3 Zeilen übrigläßt, eigentlich aber die Hauptsache des Buchs in sich faßt und weit lesbarer ist als dessen Text. Nach jener den Antisemitismus grundsätzlich billigenden Abschweifung fährt dann Schmidt-Warneck fort, die Deutschen so schlecht als möglich zu machen, all ihr Thun und Treiben als ein Scheinwesen an den Pranger zu stellen und ihnen jedes Gefühl für wahres Volksthum abzusprechen. Alles, was die Deutschen an und um sich haben, ist Schein, behauptet er: sie bedienen sich mit Vorliebe des falschen oder gemischten Metalls, in den Wohnungen der Tünche oder Tapete, bauen sogar Kirchen geschmacklos und „undeutsch“, ja sie sind unzuverlässig und man weiß nicht, woran man mit ihnen ist. Sicherlich sind Skobelew und Tissot Stümper im Vergleich zu Schmidt-Warneck. Jede russische oder französische Schmähung Deutschlands ist ihm auch in der That eine willkommene Handhabe in seinem papierenen Feldzuge gegen sein Vaterland. Selbst die neue deutsche Einheit sieht er für nichts weiter als für einen „Porträtbegriff“ an (Kaiser Wilhelm und Bismarck-Moltke). Darin aber findet er bereits einen großen Fortschritt zum Bessern; das Persönliche soll den größten Einfluß ausüben, und die Liberalen seien darum die größten Gegner des wirklich Volksthümlichen, weil sie das Hauptgewicht auf das Sachliche legen. Der Liberalismus ist überhaupt in diesem Buche der böse Bube, der alles verdirbt und durcheinanderwirrt, der Sündenbock für alle Schäden. Zwar muß zugegeben werden, daß der Verfasser über das Treiben der Parteien überhaupt manches wahre und beherzigenswerthe Wort sagt; doch ist jenes Treiben gewiß in vielen constitutionellen Staaten weit verderblicher als in Deutschland. Daß der Staat von den Parteien unabhängig und nicht ihr Spielball sein soll, wie in England, Frankreich und andern Ländern, ist gewiß ein berechtigtes Verlangen, aber eben darum soll sich der Staat auch in Deutschland nicht in das Schlepptau der „deutschconservativen“ Partei begeben, was Schmidt-Warneck zwar nicht ausdrücklich sagt, aber deutlich genug als sein Ziel durchblicken läßt. Indessen gibt derselbe die Hoffnung nicht auf, die deutsche Volksseele zu retten,

und findet den Anknüpfungspunkt mit derselben „in der wieder erwachten national-patriotischen Begeisterung der Jugend für Kaiser und Reich". Weniger klar ist die weitere S. 213 ausgesprochene Aussicht auf eine bessere Zukunft.

Komischerweise schiebt nun der Verfasser zwischen die sachlichen Abschnitte seiner Darlegung einen dritten hinein, welcher den burlesken Titel führt: „Zwanglose Zwischenplauderei in der Fensternische über mancherlei, was kein Patriot wollen sollte" (!), und setzt unter den Titel eine ebenso burleske Bemerkung, welche dem Leser erlaubt, diesen Abschnitt zu überschlagen. Wir glauben aber, es werde mehr Leser geben, welche nur diesen Abschnitt lesen, als solche, welche das übrige beherzigen und ihn weglassen; denn er enthält allerlei schnurrige, wenn auch nicht gerade zu interessante Anekdoten, oder neue Entdeckungen, z. B. daß in Straßburg unter französischer Herrschaft die Speisekarten der Gasthöfe deutsch, seit der deutschen Annexion aber französisch abgefaßt seien, daß für den Schweizer das Ideal landschaftlicher Schönheit „bekanntlich" (?) die Ebene sei (dies ist dem Unterzeichneten, obschon Schweizer, bisher völlig unbekannt), daß die deutschen Naturforscher Schwindler und nur die französischen vernünftige Leute seien u. s. w. Zwanzig Seiten füllt dann ein Gespräch im Eisenbahnwagen über parlamentarische Regierung zwischen Schmidt-Warneck und angeheiterten Sängerfestgenossen, das wir ihm gern geschenkt hätten; dann folgt elf Seiten hindurch eine — kunsthistorische Auseinandersetzung und Ausschreibung einer „Preiswette", welche mit dem Gegenstande des Buchs nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Endlich im vierten Abschnitt kommen wir „zur Sache". Es handelt sich, wie wir jetzt erfahren, darum, dem Volke gleich dem religiösen auch einen socialpolitischen Katechismus, oder wie der Verfasser es nennt, eine „socialpolitische Propädeutik" zu bieten, welche er bereits in einem frühern Buche angeregt hat. Man könnte darin den gewiß berechtigten Gedanken erblicken, das Volk über die Verfassung seines Landes aufzuklären, zu unterrichten, was wirklich in jedem Lande ein dringendes Bedürfniß sein mag. Schmidt-Warneck will aber etwas ganz anderes. Wie in der Religion, so soll auch in der Politik ein bestimmter Glaube vorgeschrieben werden, welcher jede Opposition gegen die Regierung ausschließt. Das ist der ungeheuer langen Rede ungemein kurzer Sinn. Diese Ungeheuerlichkeit ist es, für welche das monströse Buch Propaganda macht, wobei man sich jedoch wundern muß, daß der Verfasser als Mittel zu diesem Zwecke nicht lieber ein kurzes populäres Büchlein mit schlagendem, schneidigem Stil und sofort beigelegtem Entwurfe seines politischen Katechismus wählte, statt seines dicken, langweiligen, unlesbaren Buchs. Solche Katechismen hat es indessen schon mehr gegeben. Wir haben einen solchen gesehen aus der Zeit Napoleon's I. (für dessen deutsche Unterthanen übersetzt) und einen österreichischen unter der Herrschaft Metternich's, welche beide die servilste Kriecherei zum System machten und der Regierung geradezu göttliche Eigenschaften vindicirten.

Es ist jedoch eigenthümlich, daß Schmidt-Warneck als Muster seines Projects drei Schriften aufführt, zwei aus der französischen Schweiz und eine aus Frankreich, welche keine Unterdrückung der Opposition, wie er sie beabsichtigt, sondern gerade das bezwecken, was wir oben als berechtigt anerkannten, einen Unterricht nämlich über die Rechte und Pflichten des Bürgers und die Verfassung des Landes. Ausdrücklich wird aber betont, daß in dem Grundsatze „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" ohne die übliche ironische Nebenbedeutung „die beste Summe aller populären Staatsvernunft" eingeschlossen sei. In der Ruhe, im Aufhören aller Opposition und alles Parteiwesens erblickt er die Herstellung des deutschen Nationalbewußtseins, der deutschen Volksseele. Andere freilich werden darin vielmehr das Aufhören alles politischen Lebens, die Ruhe des Grabes, das Ausathmen des Nationalgeistes erblicken. Jedenfalls sind wir noch weit entfernt von dem socialpolitischen Credo Schmidt-Warneck's.

3. Enkarpa. Culturgeschichte der Menschheit im Lichte der pythagoräischen Lehre. Von Robert Springer. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1884. 8. 5 M.

Das vorliegende Buch zeigt in warnender Weise, wohin Mangel an tieferer wissenschaftlicher Bildung im Verein mit den fanatischen Ansichten einer Art von Sekte führt, nämlich zur exorbitanten Selbstüberhebung. Das Buch mit dem pompösen und anmaßlichen Titel ist nämlich nichts anderes als der Versuch einer Geschichte des Vegetarismus, welcher aber in Anbetracht der eingangs erwähnten Uebelstände nur bis zu einer Tendenzschrift dieser Richtung gediehen ist. Um allen Misverständnissen vorzubeugen, als würden diese Zeilen etwa von einem fanatischen Fleischesser geschrieben, sagen wir gleich, daß wir fast alle Speisen dem Fleisch vorziehen, uns ganz gut darein finden würden, das letztere zu entbehren, wenn es sein müßte, und mehrern Ansichten der Vegetarier sogar beipflichten, daß wir dagegen nicht einsehen, wie in unserm Klima ohne Fleisch den Bedürfnissen aller entsprochen werden könnte, nicht einsehen, daß die Tödtung der Thiere schlimmer sei als die der Pflanzen, die doch auch lebende Wesen sind, und nicht einsehen, warum wir solchen Völkern nacheifern sollen, die, wie die pflanzenessenden Anhänger des brahmanischen und des buddhistischen Glaubens, durchweg verkommen sind, ihre Rolle in Religion, Politik, Kunst, Literatur und Wissenschaft längst ausgespielt haben und jetzt wieder anfangen müssen, bei den fleischessenden Europäern in die Schule zu gehen. Die Thatsachen der Cultur zeigen schlagend, daß eine fortdauernde Entwickelung der Geisteskräfte weder bei den reinen Pflanzen-, noch bei den reinen Fleischessern (Eskimos u. s. w.), sondern allein bei jenen Völkern vorhanden ist, die sich gleichmäßig von beiden Reichen der organischen Natur

nähren. Auch ist kein Beweis dafür erbracht, daß das Fleisch als solches ungesund sei oder neben und mit Pflanzenkost roh und grausam mache. Kurz, es läßt sich kein Umstand nachweisen, welcher den bei den Vegetariern immer mehr zunehmenden Fanatismus rechtfertigte. Dies unser Standpunkt. Robert Springer, der schon durch den Titel seines Buchs den Vegetarismus zur Hauptsache sowol in der Culturgeschichte, als in der pythagoräischen Lehre erhebt, was er in keiner von beiden ist, macht sich die Sache ziemlich leicht; denn sein Buch besteht lediglich aus den Biographien und Aussprüchen von Vegetariern aller Zeiten und aus Aeußerungen sonstiger Personen, die zu Gunsten der Pflanzenkost sprechen. Von historischer Anordnung, Behandlung und Entwickelung findet sich in dem Buche keine Spur.

Zugleich wimmelt es darin auf jeder Seite, die sich nicht speciell auf bestimmte Vegetarier bezieht, von Fehlern, die sich ein mit der Culturgeschichte und ihren Quellen bekannter Schriftsteller niemals würde zu Schulden kommen lassen. So wird z. B. gleich S. 1 behauptet, das Urvolk der Aryas habe bereits die Vedas geschaffen, aus den letztern sei die griechische Religion entsprungen, und aus der indischen Religion in Verbindung mit der ägyptischen die Religionen der Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slawen! S. 2 und weiter sind die indischen und andere fremde Namen größtentheils ganz falsch wiedergegeben. Als Quellen wählt Springer vielfach möglichst alte Bücher, deren Verfasser von den wahren Zuständen und Anschauungen der Völker nur unvollkommene und irrige Begriffe hatten; das Zendavesta kennt er nur nach der Uebersetzung von Anquetil du Perron und Kleuker! S. 18 werden die mythischen Gestalten der Kabiren, Daktylen, Telchinen und Korybanten ohne weiteres als eine Art vegetarischer Vereine aufgefaßt! S. 58 wird der halbmythische chinesische Kaiser Fohi mit Fo, dem chinesischen Namen Buddha's, zusammengeworfen, während die Berichte über jenen weit älter sind als Buddha's Zeit (die der Verfasser S. 42 ganz falsch angibt), geschweige denn als die viel spätere Einführung seiner Lehre in China. S. 59 wird die Regierung des Kaisers Schihoangti, welcher die classischen Bücher seines Landes verbrennen ließ, eine „kräftige und weise“ genannt u. s. w.

Es wäre zwecklos, diese Irrthümer des Buchs hier weiter zu verfolgen; denn die Vegetarier werden dasselbe nur zur Hand nehmen, um ihre Lehre darin wiederzufinden, und daß Nichtvegetarier etwa irrthümlich ein Lehrbuch der Culturgeschichte darin suchen, das sollen eben diese Zeilen verhindern helfen. Lassen wir den Vegetariern ihre einseitige (und unter sich vielfach zwiespältige) Richtung; mögen aber auch sie das Kind beim wahren Namen nennen und nicht ihren Parteischriften einen wissenschaftlichen Mantel umhängen wollen, der ihnen gar zu schlecht steht. Eine diätetische Frage läßt sich einmal nicht zu einer culturgeschichtlichen Bedeutung aufbauschen, wie es in dieser Schrift versucht wurde.

4. Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas. Nach dem gleichnamigen Werke des Marquis de Nadaillac herausgegeben von W. Schlösser und E. Seler. Mit einem Titelbilde und 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Stuttgart, Enke. 1884. Gr. 8. 12 M.

Es kann der Literatur über die sogenannten vorhistorischen Zeiten in der Gegenwart gewiß nicht Unfruchtbarkeit vorgeworfen werden; dieselbe scheint demnach an Interesse im lesenden Publikum eher zu gewinnen als zu verlieren. Das vorliegende Werk ist eins der umfangreichsten auf diesem Gebiete, namentlich was die von andern Büchern dieser Art wenig oder nicht beachtete sogenannte Neue Welt betrifft. Die Herausgeber haben darin zwei Werke des ursprünglichen Verfassers, des Marquis Nadaillac, verschmolzen und nicht nur übersetzt, sondern völlig neu bearbeitet, und so ist ein Werk entstanden, welches in drei, leider nicht deutlich genug auseinandergehaltene Haupttheile zerfällt, von denen der erste und der dritte die vorgeschichtlichen Zeiten Europas, der zweite diejenigen Amerikas zum Gegenstande hat. Dies ist es hauptsächlich, was uns auffallend erscheint, daß nämlich Amerika zwischen die europäischen Theile des Buchs hineingeschoben ist, statt von ihnen geschieden den letzten Haupttheil zu bilden, was für eine neue Auflage sehr zu empfehlen wäre.

Mit Recht hält sich das Werk an die Thatsachen der verschiedenen Funde und hütet sich vor den Verallgemeinerungen und Schablonisirungen, welche früher üblich waren, aber durch jene Thatsachen längst widerlegt sind. Es werden im ersten Kapitel derartige künstliche Eintheilungen eingehend erörtert, und es wird entweder ihre rein locale Bedeutung oder ihr Irrthum nachgewiesen. Es wird schlagend an Beispielen gezeigt, wie wenig Berechtigung die Beurtheilung einer Zeit nach der Beschaffenheit der in derselben vorkommenden Geräthe oder Waffen hat. Dagegen unterscheidet das Buch zwischen der paläolithischen Zeit und der neolithischen. In der erstern lebte der Mensch unter Thieren, die von unsern jetzigen abwichen und in fabelhaft großer Anzahl vorhanden waren. Zu Geräthen dienten Thierknochen, Geweihe und Feuersteine, und mit Waffen aus solchem Stein wurden die furchtbarsten Thiere von den Menschen angegriffen und erlegt; in dieser Zeit wurde irdenes Geschirr noch mit der Hand geformt. Nahrungs- und Berufszweig war ausschließlich die Jagd, als Wohnungen dienten die Höhlen, als Kleidung höchstens Thierfelle, als Schmuck Muscheln und Zähne. Schon diese rohen Menschen aber versuchten sich in der Kunst, indem sie Thier- und Menschengestalten auf Rennthiergeweihen u. s. w. eingruben oder daraus schnitzten. Fossile Reste von Menschen selbst sind schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gefunden, aber erst in neuester Zeit beachtet und näher untersucht worden. Es befinden sich dabei Schädel, welche eine ungemein niedere Intelligenz, ja fast affenartige Organisation verrathen, jedoch bei ihrer unvollständigen Erhaltung keinen Schluß

auf die Rasseneigenthümlichkeiten jener Urmenschen gestatten. Unter ihnen wie unter den historischen Völkern finden sich die verschiedensten Schädelformen, bei deren Schwankung sichere Anhaltspunkte zur Unterscheidung bestimmter Rassen fehlen, so interessant auch die Aufzählung der Funde dieser Art aus ganz Europa in unserm Buche ist.

In der paläolithischen Zeit hatte die Erdoberfläche noch eine von der jetzigen ganz verschiedene Gestalt; jetziges Land war Meer und umgekehrt. In der neolithischen Zeit dagegen herrschte die jetzige Gestalt der Länder vor; auch die jetzigen Thiere sind die vorwiegenden, die Menschen sind seßhaft, ihre Waffen und Werkzeuge polirt; sie errichten Tempel und Grabmäler, welche die Alterthumsforscher Menhirs und Dolmen nennen, sie weben Kleider und wohnen nicht mehr ausschließlich in Höhlen, sondern auch in Hütten, die in See- und auch andern Gegenden mit Vorliebe auf Pfählen gebaut sind; zwischen den Rassen der alten und der neuen Zeit aber lassen sich so wenig feste Grenzen ziehen wie zwischen den gleichzeitig lebenden; ja es kehren deutlich dieselben Merkmale wieder. Hingegen ist es wahrscheinlich, daß die neue Cultur von Einwanderern begründet wurde. Es werden nun die Pfahlbauten und ihre Funde, die ihnen ähnlichen Terramaren Italiens, die Küchenabfallhaufen des Nordens, die Nuraghen auf Sardinien, die Dolmen, Cromlechs (Steinkreise), Menhirs und andere Reste der Vorzeit näher beschrieben und ihre Bestimmung und ihr Alter sowie die Herkunft und die Wanderungen ihrer Urheber geprüft. Es folgen die Befestigungen und Lager der Urzeit, die Alterthümer von Santorin und Troja mit kurzer Uebersicht der Resultate Schliemann's, dann Untersuchungen über das Klima, die Fauna und die geologischen Verhältnisse der Quaternärzeit, die Ausdehnung der Gletscher und der Eiszeit und die Existenz des Menschen während derselben, Industrie, Handel und Schiffahrt der Höhlenbewohner und Pfahlbauer, ihre Lebensweise, Sitten und Unsitten (Menschenfresserei, Trepanation und Arten der Leichenbestattung). Den Schluß machen eingehende Erörterungen über die Rassen der Urzeit nach den Schädelmessungen und über die Möglichkeit, Anhaltspunkte für das Alter des Menschengeschlechts zu gewinnen, welche, so wenig befriedigende Resultate sie auch liefern, doch der interessanten Momente eine Menge darbieten und immerhin ein hohes, nicht zu berechnendes Alter unserer Gattung nachweisen.

In dem amerikanischen Theil des Buchs werden die Hypothesen einer Bekanntschaft der Neuen Welt bei Völkern des Alterthums zurückgewiesen, es werden die ältesten vorzeitlichen Funde in Amerika verfolgt, aus denen erhellt, daß schon vor Anfang der Eiszeit in Nord- und Südamerika Menschen zugleich mit jetzt verschwundenen Thieren lebten. Es folgen die amerikanischen Kjökkenmöddinger, die dortigen Höhlen, in welchen Menschen wohnten; mit besonderer Sorgfalt werden die berühmten und merkwürdigen Mounds und die in denselben gefundenen Gegenstände beschrieben, welche für eine einstige hohe Cultur im Gebiete der Union Zeugniß ablegen, deren Träger weit über den heutigen Indianern standen. Dann kommen an die Reihe die Bauwerke der Pueblos im Westen Nordamerikas; es wird die Cultur des alten Volkes der Maya in Yucatan, die der Tolteken, Chichimeken und Azteken, es werden die imposanten Ruinen von Palenque, Copan, Uxmal u. a., die Pyramiden von Tula, Cholula u. s. w., es wird der Staat, die Lebensweise, die Bauten, die Gräber, die Religion und Industrie der Inkas von Peru und die Cultur der Chibchas von Bogota beschrieben und schließlich die alten Amerika bewohnenden Rassen in ihrem gegenseitigen Verhältniß geprüft. Die Ausstattung des klar und faßlich gehaltenen und reichhaltigen Buchs ist eine vorzügliche, und die Illustrationen sind als gelungene zu bezeichnen.

Otto Henne-Am Rhyn.

Romane und Novellen.

1. Ein Frauenliebling. Roman von E. von Schwarz-Norberg. Drei Bände. Leipzig, Bergmann. 1884. 8. 12 M.

Dieser mit beachtenswerthem Talent, großer Frische, satirischer Schärfe und detaillirter Darstellung des politischen und internationalen high life geschriebene Roman verdient das Lob der Kritik wie die Beachtung der Lesewelt; gehört derselbe doch zu den bessern seines Genre und vermag infolge seines Sujet wie der Behandlung wirkliches Interesse zu erregen. Der Frauenliebling ist ein junger Tänzer, der, ähnlich dem Antinous mit einer ihm selbst gefährlichen Schönheit geschmückt, fast gegen seinen Willen der Abgott der Frauen wird, ohne daß sein sanftes Gemüth, sein schwankender Charakter den Stützpunkt zu finden vermögen, der seinem Dasein einen Halt geben könnte. Charles Bernard ist zu wenig Mann, um seine mit Rosen bekränzte, aber deshalb auch dornenvolle Laufbahn aufzugeben; er ist um so weniger dazu geneigt, als er durch Geburt, die unnachahmliche Grazie seiner Erscheinung und sein Talent für die mimische Darstellung für seinen Beruf geradezu prädestinirt erscheint; andererseits ist er zu edel angelegt, zu fein organisirt, um nichts anderes sein zu wollen als nur der Liebling anmaßender Gönner und vor allem launenhafter Frauen. Von dem Conflict zwischen seiner Liebe zu einem reinen holden Mädchen, das gesellschaftlich über ihm steht, und seiner Hingabe an eine Laufbahn, die ihn von der Geliebten trennt, kann nur ein tragischer Ausgang, der Tod ihn erlösen. Unter der Schar seiner Verehrerinnen, die sich dem schönen Bernard mit jener beleidigenden Arro-

ganz aufdrängen, mit der große Damen ihren mehr beklagens- als beneidenswerthen Auserwählten zu begegnen pflegen, greift am kräftigsten, wenn auch nicht immer auf die angenehmste Weise die eigentliche Heldin des Romans in Bernard's Schicksal ein. Es ist dies die emancipirte, fast nihilistisch gesinnte, schöne, geistreiche russische Fürstin Natalie Wassilow, die, von ihrem Gemahl getrennt lebend, erst in Ostende und dann in Paris von sich reden macht, nachdem sie in Petersburg alle Köpfe verdreht hat. Von ihrem Gatten verlassen, wirft sie sich Bernard in die Arme, quält ihn mit ihren Launen und spielt seine Vorsehung, bis nach den mannichfachsten Abenteuern und eigenen heimlichen Leiden sie die wahre, reinigende Liebe zu ihrem Gemahl zurückführt. Dieser hat inzwischen als Geliebter einer russischen Großfürstin alle Wonnen und Schrecken slawisch-orientalischer Despotie, wenn sie auch im bezaubernden Gewande einer sinnlich-schönen Frau sich offenbarte, durchgekostet; er sagt sich von der Messalina des Nordens los, und sein guter Stern führt ihn zu Natalie, an deren Lebenslauf in absteigender Linie seine einstige Untreue die Schuld trägt. Die Begegnung zwischen Natalie und Marie, der russischen Prinzessin, eine Scene, in welcher beide Frauen noch einmal um den Besitz desselben Mannes ringen, ist mit einer dramatischen Lebendigkeit geschrieben, die an die epigrammatisch zugespitzten Dialogscenen der neuen französischen Sensationsdramatiker erinnert; man vergleiche die Scene auf dem Balcon zwischen der Großfürstin und ihrem neuen Günstling Kardow. Hier fühlt man den Odem der Wollust und Grausamkeit, die liebt und tödtet. Eine dritte hervorragende Frauengestalt des weitausgesponnenen Romans ist die „hohle Modedame" Madame Tanié, die von verzehrender Leidenschaft für den armen Tänzer erfaßt wird, ohne dabei nur den kleinsten egoistischen Wunsch zu opfern, welche kalt den Ruin ihres Gatten, die Leiden ihrer holden Stieftochter Cécile, der Lichtgestalt des Buchs, neidisch die Triumphe der Fürstin Natalie mit ansieht, um mit leerem Herzen der Göttin Mode weiterzuopfern: eine trügerische glänzende Erscheinung des kaiserlichen Paris, das sich zur Zeit, da die Handlung des Romans spielt, eben mit Speculationen in Mexico beschäftigt, welche die politisch-finanziellen Kreise in fieberhafte Aufregung versetzen und Regierungspartei wie Opposition gegeneinander hetzen. Auch die bürgerlichen Helden des Romans, der Journalist Chavannes, der Eisenbahnunternehmer Tamié, die mehr oder minder Interesse an dem Schicksal des unglücklichen Tänzers haben, sind von der Krisis jener Epoche bedroht, während russische Streber, Zwischenträger und Denuncianten mit ihren Sonderzwecken in Paris ihr Wesen treiben: so der Staatsrath Danilew, der panslawistische Tschernikow und der Zukunftsminister Eberberg, alle mit Laune und Satire, mit abschreckender Lebenswahrheit gezeichnet. Und dazu das Völkchen des Ballet, das, aus seinem Leichtsinn emporgeschreckt, den armen Charles Bernard und dessen an verschwiegener Liebe sterbende Pflegeschwester Laurence sowie die Theatermutter par excellence, die arme Jeanne, um ihres traurigen Geschicks willen aufrichtig beweint — fürwahr ein buntes Bild der Bühne und des Lebens, das, zwar mehr realistisch als idealistisch gezeichnet, uns doch anzieht, fesselt und ergreift. Darstellung und Charakterisirung, auch in den Nebenpersonen und Details unmittelbar und zutreffend, verrathen Weltkenntniß und Beobachtungsgabe; doch entstellen einige Breiten in der Ausmalung, besonders aber wörtliche Wiederholungen, und einige unschöne und incorrecte Wort- und Satzbildungen, wie der „kriecherische Danilew", die „schwarzen, rollenden" Augen der Madame Tanié, oder „trotz ihrer Emancipation" stieß Natalie einen leisen Schreckensruf aus, „um daß" für damit, und andere Nachlässigkeiten, die leicht zu vermeiden gewesen wären, die reiche und interessante Schilderung. Wer ein Buch lesen will, welches das Leben zeigt, wie es ist, der wird im „Frauenliebling" ein gutes Stück Wahrheit finden.

Geradezu furchtbar erscheint aber das Bild des Lebens in einer Geschichte des 16. Jahrhunderts:

2. Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von J. Caro. Breslau, Trewendt. 1883. 8. 3 M.

Diese Erzählung enthält eine nach alten Acten zusammengestellte Haupt- und Staatsaction, die an Grausamkeit und Willkür nichts zu wünschen übrigläßt, weniger ein poetisches als ein historisches Interesse erweckt und vom Verfasser absichtlich im trockenen Ton der Chronik vorgetragen wird, damit die unerhörten Vorgänge, die er uns erzählt, nicht als Uebertreibung angesehen werden. Die königliche Beata Koscielecka, Gemahlin des Starosten Elias Ostrogski, eines der reichsten und mächtigsten polnischen Magnaten, wird, nachdem sie ein kurzes ungetrübtes Glück an der Seite ihres Gatten auf Schloß Ostrog in Volhynien genossen, durch seinen plötzlichen Tod (19. August 1539) nicht nur in Kummer, sondern auch in vollständige Abhängigkeit von einem Vormundschaftsrath versetzt, und ihre nach des Vaters Tode geborene Tochter Halszka (d. i. Elisabeth) ist schon von Geburt an ohne freien Willen, ohne Selbstbestimmung, so wenig die herrschsüchtige Mutter dies ahnte. Als Beata von ihren Unterthanen der Härte angeklagt wird, befiehlt der König Sigismund die Cassirung des Testaments, das zu ihren Gunsten von dem verstorbenen Gemahl aufgesetzt worden, sowie eine Theilung ihrer Güter, und sein Nachfolger Sigismund August verfügt sogar, daß ohne sein Wissen und seinen Willen Beata's Tochter Halszka sich nicht verloben dürfe. Als Demetrius, Fürst Sanguszko, das Schloß der fürstlichen Frauen überfällt und Halszka zur Ehe zwingt, klagt Beata vor dem König; Demetrius wird für vogelfrei erklärt, entflieht mit seiner jungen Gemahlin, wird verfolgt, eingeholt, grausam gehetzt und schändlich ermordet, und die junge Fürstin kehrt zu ihrer Mutter nach Posen zurück. Nun wählt der König einen neuen Gatten für Halszka, den Grafen Lukas von Gorka; ihre Mutter begünstigt einen andern Bewerber, den Fürsten Simon von Sluck, und nachdem allerlei Intriguen gespielt haben, die man sehr lächerlich finden könnte, wenn sie

nicht von so tragischen Folgen begleitet wären, wird die arme Halszka zum zweiten und dritten mal vermählt, zuletzt an Gorka ausgeliefert und in Samter gefangen gehalten. Ihre Mutter will eine große Lösungssumme für sie zahlen; Gorka bleibt unerbittlich, und theils aus Depit, theils in der Absicht, ihm die erwartete Mitgift Halszka's, welche dieser nach dem Tode der Mutter zufallen muß, zu entziehen, heirathet Beata selbst zum zweiten mal, und zwar den einunddreißigjährigen polnischen Wojwoden Albrecht Laski, „eine Landsknechtnatur von einem gewissen großen Stil". Beata war neunundvierzig Jahre alt und mußte ihre Uebereilung schwer büßen, denn ihr unedler Gemahl, dem es bei der Vermählung nur um den Besitz ihrer Güter zu thun gewesen, führte sie als Gefangene auf sein väterliches Schloß — Mutter und Tochter theilen das gleiche Schicksal. Ein düsteres Zeitbild von Vergewaltigung, Tyrannenmacht und barbarischem Magnatenthum blickt uns aus dieser tragischen Geschichte an. Erst durch den Tod Gorka's wird Halszka, die schwarze Fürstin der Volkssage, frei; im Alter von vierunddreißig Jahren war sie zwölf Jahre gefangen gewesen. Ihre Mutter mußte elf Jahre im Kerker schmachten, und weder der König von Polen noch der Kaiser von Deutschland erbarmten sich der Unglücklichen. Und um das Maß des Grauenhaften voll zu machen, hören wir, daß Halszka wahnsinnig geworden — fürwahr ein Stück echt polnischer Wirthschaft, das an die rohesten Zeiten des Faustrechts erinnert. Wir haben hier ausführlicher berichtet, als das Buch dies scheinbar verlangt, weil eine kürzere Behandlung der betreffenden Geschichte dem Leser die irrthümliche Meinung beibringen könnte, daß er eine Novelle finden werde, wo es sich um ein grau in grau gemaltes Zeitbild handelt, dessen Behandlung übrigens alles Lob verdient; wir mußten bei der Lektüre dieser „Acten im Novellengewand" die Geduld, den Fleiß, Scharfsinn, vor allem aber die Nerven des Verfassers bewundern.

Wir sehen uns nach einem erfrischenden Labetrunk aus dem castalischen Quell um, und siehe da, zwischen Almenrausch und Edelweiß rauscht er munter hervor:

3. Bergluft. Hochlandsgeschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 8. 4 M.

Der mit einem schönen Talent begabte, durch seinen „Herrgottschnitzer von Ammergau" seinerzeit bekannt gewordene und augenblicklich als echter Volksdichter in Aufnahme gekommene Verfasser gibt in dem vorliegenden hübsch ausgestatteten Bande sieben Hochlandsgeschichten in dem gemüthlichen und auch gemüthvollen bairischen Dialekt der Alpenbewohner; was Hirten, Jäger, Fischer, Waldleute, Bauern an Liebe und Leid, an Lust und Freud im engen Kreislauf ihrer Tage und im köstlichen Bereich einer großartigen Natur erleben, das zieht in wechselnden Bildern an uns vorüber. Interessant ist dabei die Beobachtung, wie der Dichter selbst während des Schaffens immer mehr in das Geheimniß seiner Kunst eingedrungen ist und in einzelnen Geschichten, z. B. „Die Hauserin", „Hochwürden Herr Pfarrer", „Die Seeleithnersleut'", kleine Cabinetsstücke im humoristischen oder tiefernsten Genre gezeichnet hat, während „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", obwol an sich sehr annehmbar und anheimelnd, uns weniger fein durchgearbeitet und vertieft erscheinen will als die eben genannten Alpenbilder. Wer echtes Volksleben, wahre Poesie und eine von Sentimentalität wie von grobem Realismus gleich entfernte, anregende, gesunde Lektüre sucht, der greife zu Ganghofer's anmuthigen Gaben; mitten im Winter und in den dumpfen Städten ersetzen sie uns die erquickende Alpenluft.

Moderner in der Einkleidung wie in den behandelten Stoffen erscheint:

4. Miterlebt. Drei Novellen von Ludwig Bernow. Baden-Baden, Sommermeyer. 1883. 8. 3 M.

Die drei ansprechenden Novellen zeigen von einem hübschen Talent, das Kunst und Liebe zur poetischen Darstellung zu wählen pflegt und im Rahmen einer schönen Natur (Süddeutschland und Italien) die große Leidenschaft in ihren freundlichen wie verheerenden Wirkungen und in ihrem Kampf mit feindlichen Gewalten schildert. So handelt es sich in „Auferstanden" um den Conflict zwischen heißer, aber falscher Liebe und echter Treue, die von zwei interessanten, wenn auch ganz verschiedenen Frauen repräsentirt werden: der abenteuernden, bezaubernden Francesca und der echt weiblichen Bertha, während der Maler, den beide lieben, lange zwischen Wahrheit und falschem Schein hin- und hergezogen wird und erst nach schweren Prüfungen häusliches Glück und eine befriedigende Künstlerlaufbahn findet. Ein feiner Duft poetischen Empfindens, dem es auch an geeigneter Stelle nicht an frohem Humor fehlt (man vergleiche hier die Scenen aus dem Künstlerleben zu Florenz), liegt über dieser und den andern beiden Novellen der Sammlung ausgebreitet, wenn auch eine gewisse Ausführlichkeit in der Schilderung und die Aehnlichkeit einzelner Motive diese schönen Eigenschaften etwas verdunkeln. Einen elegischen Grundton trägt die Novelle „Warum?", in welcher das sinnige Märchen von der Wasserrose in eine einfache, aber ergreifende Herzensgeschichte verflochten ist, während in der Geschichte „Am Merkur" ein getrenntes Paar vereinigt wird, nachdem ebenfalls eine romantische Erzählung, vom Liebhaber an die bisher für treulos gehaltene Geliebte gerichtet, die Herzen wieder zusammengeführt hat; auch hier decken sich bis auf die obenerwähnten Mängel Stil, Charakteristik und Localcolorit. Etwas mehr Knappheit in der Form und weniger Hang zur Träumerei, und die fernern Gaben des Verfassers werden sich über das Niveau der Dutzendromane vortheilhaft erheben.

Auf einem ganz entschieden markirten, streng religiösen Standpunkte stehen:

5. Mädchenherzen. Zwei Erzählungen für junge Mädchen von Lina Walther. Gotha, F. A. Perthes. 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Von dem gewiß anzuerkennenden Wunsche erfüllt, jungen Mädchen eine reine und erhebende Lektüre zu bieten, hat

die Verfasserin doch das andere Extrem, eine für die Jugend zu ernste Richtung, nicht zu vermeiden gewußt, und so aufrichtig und innig ihre Ueberzeugung auch hervortritt, so kann sie es doch nicht verhindern, daß ein Gefühl der Ermüdung den Leser beschleicht, wenn hohe und heilige Gegenstände zu oft in das alltägliche Leben hineingezogen werden, wie ehrfurchtsvoll dies auch immer geschieht. Die Diakonissin und die Pastorin, so liebenswerth sie uns auch in der ersten Erzählung geschildert werden, sind sicher nicht das Ideal aller jungen Mädchen. Die zweite Erzählung hat zwar einen heitern Grundton, ist aber als Skizze bezeichnet und allerdings nur in Umrissen gehalten, welche die jugendliche Phantasie erst in volle Figuren verwandeln muß. Ernsten Kreisen wird jedoch das von würdiger Gesinnung dictirte, wenn auch im Stil fast zu unbedeutende Büchlein zusagen.

Ganz in den Zaubergarten der Poesie entführt uns:

6. Baldine. Novelle von Karl Erdmann Edler. Wien, Seidel u. Sohn. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der schon früher in d. Bl. mit voller Anerkennung genannte Verfasser gibt in der vorliegenden in ihrem Anfang von märchenhaftem Waldeszauber umwobenen Novelle das ebenso fesselnde wie duftige Lebensbild eines schlichten Dorfkindes, dessen erster Lebensabschnitt Poesie ist, während der zweite Liebe, der dritte Kunst und der vierte Mutter- und Frauenglück betitelt werden könnte. Wer dem Märchen lieber lauscht als der lebenswahren, aber eigenthümlich kalt angehauchten Geschichte der rachesinnenden Virtuosin, wird der ersten Hälfte der Novelle sein volleres Interesse zuwenden; doch läßt der versöhnende, menschlich beglückende Schluß auch die herbere Wandlung in Blandinens Charakter ertragen, die besonders als Kind in ihrer „Philosophie des Unbewußten" in den tiefsinnigen Gesprächen mit dem Ahnel liebenswerth erscheint. Eine rührende Gestalt ist der junge liebende Italiener Tonio, eine mit frischem Humor gezeichnete Duenna die energische Signora Vico. Stil und Darstellung sind besonders im ersten Theil der Erzählung den Situationen und Charakteren, die im stillen Waldthal sich entwickeln, angemessen; der zweite Theil ist etwas gesucht im Tone, wenn auch immer ein echter Dichter zu uns spricht.

Noch bedeutender, ja eigentlich die geistvollste poetische Gabe unserer heutigen Auswahl ist desselben Verfassers:

7. Peire de Cinqtors. Novelle von Karl Erdmann Edler. Wien, Faesy. 1883. 16. 2 M. 40 Pf.

Des berühmten Minnesängers Herzensroman in all dem Farbenglanz südfranzösischer Natur und Lebenslust, ein Künstler- und Ritterleben mit glühender Phantasie gemalt, gibt uns im charakteristischen, archaistisch angeflogenen Stil der Verfasser in seinem „Peire de Cinqtors". Gefangen in der heißen Liebe zur schönen Alienor (so genannt nach ihrer wilden königlichen Pathe Alienor von Aquitanien), wird der Sänger in der verschwiegenen Waldesburg der Sklave der gefährlichen Frau, die er als Urraca feiert; die Scene am Waldteich und die Liebesnacht sind mit poetischer Glut und Pracht geschildert, ohne ins Grobsinnliche zu fallen. Er singt gegen Richard Löwenherz und streitet mit Bertrand de Born; seine Lieder athmen Liebe, bis die Treulosigkeit der Angebeteten ihn aus seinem Traum weckt, als er ungesehen beobachtet, wie seine Minnelieder als Geschenk an den jungen König Sancho von Navarra wandern. Von wildem Zorn ergriffen, irrt er als fahrender Ritter umher, kauft seine eigenen Gesänge von den Jongleurs, die sie allerorten singen, und vernichtet mit den Blättern sein Dichterleben. Gramerfüllt, finster, gealtert sieht er endlich seinen Stammsitz Cinqtors wieder, gibt Befehl zur Zerstörung der Burg und wendet sich ins „Elend". Da hört er eins seiner süßesten Lieder von holder Kinderstimme in der Waldeinsamkeit singen, findet sein eigenes liebes Töchterlein und kehrt zu den „Fünf Thürmen" zurück — die falsche Liebe, der gleißende Sang sind am echten Lied und eines Kindes Unschuld zertrümmert, und in ihm klingt es versöhnend:

> Das Goldlicht deiner Härelein,
> Des heißen Mundes Purpurschein
> Weckt eines holden Tages Pracht
> Mir mitten aus der finstern Nacht.

Diesem Prosasang aus der Zeit der Troubadours stellen wir eine Novelle eines andern talentvollen Dichters gegenüber, der uns eine ausgelassene Geschichte im Geschmack des „Decamerone" bietet in:

8. Kleine Novellen von Konrad Ferdinand Meyer. Dritter Band: Plautus im Nonnenkloster. Leipzig, Haessel. 1882. 8. 1 M.

Ganz im geistreichen, übermüthigen, satirischen Ton der glänzenden Taugenichtse aus der Mediceerzeit gehalten, bietet die vom greisen Poggio, Secretär der florentinischen Republik, vor Cosmos und seinen Gästen vorgetragene Facetie: „Der Fund des Plautus", eine ironisch-lustige Geschichte aus der Zeit des ökumenischen Concils zu Konstanz; sie erzählt, wie die Aufsuchung eines Plautus im Nonnenkloster zur Entlarvung eines schauderhaften, lächerlichen Betrugs führt, der zwischen zwei Kreuzen, einem schweren und einem leichten, und zwischen zwei barbarischen Nonnen, einer Novize und einer Aebtissin, spielt. Der Finder des Plautus deckt den unerhörten Schwindel auf, den das Brigittchen von Trogen auf Kosten der Novize Gertrud mit dem sogenannten Wunderkreuz verüben will; er gewinnt den Plautus, entreißt dem Kloster die wenig gottselige Braut und führt sie einem treuen gutmüthigen Rhäter, Hans von Splügen, als Gattin in die Arme; für sich heimst er einen seiner Zeit angemessenen Novellenstoff ein, der, keck behandelt und vorgetragen, den Beifall der mediceischen Tafelrunde erntet. Leser, die gleich den heitern Zuhörern sich an einem tollen, guterzählten Pfaffenmärchen mit culturhistorischem Hintergrund ergötzen, werden hier ihre Rechnung finden.

An den Schluß unsers Ueberblicks stellen wir zwei in gleichem Verlag und beide in zweiter Auflage erschienene

Bücher, in Rücksicht auf letztern Umstand uns auf eine kurze Erwähnung beschränkend:

9. Ein neues Jahr — ein neues Leben. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883.

Der etwas breit ausgeführte, stellenweise sentimental und pathetisch klingende, in den Natur- und Seelenschilderungen poetische, in der Gesinnung tüchtige Gouvernantenroman wird bei der Frauenwelt zu den alten gewiß neue Freundinnen gewinnen: handelt es sich doch um ein edles Mädchen (die schöne Benedetta Salden), das, in erster Jugendblüte mit einem oberflächlichen, adelsstolzen Offizier, Graf Arthur Hallstein, verlobt, von diesem verlassen, im Hause eines Lords Erzieherin der Kinder und deren guter Engel wird, bis sie nach Jahren der Prüfung in dem lange und heimlich, zuerst ihr selbst unbewußt geliebten Lord Athlone einen edeln und treuen Gatten findet. Liebe, Schönheit, Tugend und Pflicht vereint feiern hier den Triumph, der ihnen im Leben nicht immer gegönnt ist — danken wir es der Poesie, die uns das Ideal vor Augen stellt.

Die Liebe allein, und zwar in jener unendlichen Fülle, Variation und Vielseitigkeit, wie sie naturgemäß in den Millionen Herzen, die auf Erden schlagen, sich äußern muß, schildern die:

10. Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883.

Vierzehn Genrebilder, aus aller Herren Ländern zusammengestellt und alle das Conterfei der Liebe in wehmüthigen, leidenschaftlichen, naiven, nordischen und südlichen, biblischen und weltlichen, fast immer anziehenden Zügen darbietend! Ein feiner Beobachter, ein fleißiger Sammler interessanter Stoffe, ein echter Dichter führt sich hier als Herzenskündiger ein — ob wir italienische oder irische Liebe (Paolo und Giovanna; Patrick und Cathleen) belauschen, den Gottesengel von Rörvig in dem Conflict zwischen Liebe und Pflicht sterben, oder Sidi-el-Barduk und Zuleima nach Leiden vereint, Elijah aber durch seine Liebe zu Zippora zum Höchsten emporsteigen sehen — mit lauter charakteristisch gehaltenen Skizzen, die, einzeln und in Zwischenpausen gelesen, uns zum Denken anregen und uns die originelle Weltanschauung eines hervorragenden Geistes vermitteln.

Zur römischen Culturgeschichte und Geschichte.

1. Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit von Julius Jung. Zweite Abtheilung. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Freytag. 1884. 8. 1 M.

In der bekannten Sammlung „Das Wissen der Gegenwart" finden wir nun auch eine Schrift von Julius Jung, dem Verfasser des Buchs „Die romanischen Landschaften des Römischen Reichs" sowie anderer auf die römische Kaiserzeit bezüglichen Untersuchungen. Sie betitelt sich „Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit" und hat den Inhalt: „Verschüttete Römerstädte", „Die Römer in den Provinzen", „Lager- und Soldatenleben", „Religion und Philosophie", „Der Ausgang des römischen Weltreichs". Da die Sammlung auf weitere Kreise berechnet ist, so entbehren die Darstellungen des gelehrten Charakters; immerhin können, ja sollen sie wissenschaftlich gehalten sein, d. h. herausgeschrieben aus der vollen Beherrschung des Stoffs, geleitet von einem Grundgedanken und reflectirt von einer Totalanschauung. Daß Neues gebracht werde, ist nicht nöthig, dagegen ist ein gefälliger Fluß der Darstellung nicht nur erwünscht, sondern sogar gefordert: das Mosaik muß um so stilvoller sein, je bunter es zusammengesetzt ist. Dieses Moment scheint uns nun der sonst competente Verfasser nicht gehörig gewürdigt zu haben. Und doch hätte er gerade an Ludwig Friedländer, den er doch stofflich zu Rathe zog, auch für die Darstellung ein Muster gehabt. Friedländer's Stil ist, wenn auch nicht immer elegant und durchsichtig, doch stets gediegen. Wir wollen uns nicht daran stoßen, daß Jung, der so vieles aus Inschriften Gewonnene beibringt, consequent „Pompei" schreibt, daß er dann einmal unnöthigerweise die Aufmerksamkeit spannt (vgl. S. 12, wo von dem Tempel des Apollo als von einer ziemlich Aufsehen hervorrufenden Entdeckung gesprochen wird), daß er von der neuern Erklärung jener Wirthshausinschrift von Pompeji: Edone dicit u. s. w. (durch Bücheler) noch nichts wußte: das sind ja Kleinigkeiten gegenüber dem sonst sichern Wissen des Verfassers; aber es fehlt, um die Lektüre noch anziehender zu machen, am rechten Duft und Fluß, an dem gewissen Etwas, welches sich besser fühlen als analysiren läßt. Die Illustrationen sind theilweise sehr gelungen.

2. Geschichte der römischen Kaiserzeit von Hermann Schiller. Erster Band. Zweite Abtheilung: Von der Regierung Vespasian's bis zur Erhebung Diocletian's. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 9 M.

Ueber die zweite Hälfte des ersten Bandes, welchen Hermann Schiller der ersten seines Geschichtswerks so rasch hat nachfolgen lassen, wissen wir nichts anderes zu bemerken, als was wir schon über die erste Publikation gesagt, was wir dort anerkannt und theilweise auch anders gewünscht haben: vollständige Bewältigung des weitschichtigen inschriftlichen wie schriftstellerischen Quellen- und übrigen Materials durch staunenswerthen Fleiß, dem es jetzt schon neben der Bearbeitung der Fortsetzung möglich geworden ist, zu der ersten Hälfte einen mehrere Seiten füllenden Nachtrag literarischer Notizen zu liefern; Erhebung über den

bloßen Standpunkt des Sammlers; pragmatischer Blick in das geschichtliche Getriebe; kritische, hier und da hyperkritische Sichtung der gewaltigen, oft disparaten Massen; die Darstellung durchschnittlich, nicht überall, sauber, sogar lichtvoll, aber nicht ganz auf der Höhe der imposanten weltbestimmenden und weltausfüllenden Ereignisse und Handlungen; es fehlt der Schwung, das angeborene Stilgefühl der großen Historiker. Dieser Mangel, der übrigens, trotzdem daß er von der überwältigenden Mommsen'schen Subjectivität gerade so weit entfernt ist wie von der kühlen Objectivität eines Leopold Ranke, dennoch nicht ganz als die richtige Mitte historischer Darstellung gelten darf, hat es wahrscheinlich auch verschuldet, daß die stilistische Größe des armen Tacitus (arm nämlich durch die Unbarmherzigkeit unsers Historikers) nicht mit einem Wort erwähnt wird, während ein ganzes Register seiner Fehler und zwar in auffallend nachlässigem Stil ihm vorgehalten wird. Beispiel: „Für die große Veränderung ... hat Tacitus kein Verständniß", verglichen mit der sechsten Zeile weiter unten: „Für das Leben hat er kein Verständniß", und wieder sechs Zeilen weiter unten: „Ueberhaupt fehlte ihm durchaus das Verständniß für seine Zeit". Das ist nicht etwa rhetorische Figur, sondern, wie Zusammenhang und Umgebung lehrt, pure Nachlässigkeit, wie sich auch „Pointen" und „pointirt" auf derselbe Seite wiederholen und ebenda der verhängnißvolle für den Referenten völlig unverständliche Satz sich findet: „ein Zug ernster Resignation ermöglicht ihm die Bethätigung an dem Leben seiner Zeit" (sic!). Schwer reimen sich auch auf der folgenden Seite die ganz nahe beieinander stehenden Behauptungen über Quintilian, daß er „ein umfassendes theoretisches Wissen besitzt" und daß sein Werk „immer von neuem die Erfahrung bestätigt, wie wenig Sinn der Römer für Gelehrsamkeit besitzt". Wer über so große Schriftsteller zu Gericht sitzt, sollte, meinen wir, in der Prägung seines eigenen Ausdrucks vorsichtig sein. Wer wie unser moderner Historiker blank und schlank zu versichern wagt, die taciteische „Darstellung des Agricola sei gänzlich verfehlt", sollte doch einige Gewähr dafür leisten, daß seine eigene Darstellung Stich hält. — Durch diese Bemerkungen soll im übrigen der reale große Werth des höchst zeitgemäßen, einem wirklichen Bedürfniß entsprechenden und hoffentlich nach nicht zu langer Zeit vollendet vorliegenden Werks in keiner Weise angefochten werden. J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der erste Band der „Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit" von Franz Hirsch liegt in fünf Lieferungen abgeschlossen vor (Leipzig, Friedrich). Obschon wir auf das Werk nach seiner Vollendung noch eingehender zurückkommen werden, wollen wir einzelne Vorzüge desselben doch schon jetzt hervorheben. Wenngleich auf der Grundlage gediegener Studien ruhend, die es nirgends verleugnet, hält es sich doch frei von der überflüssigen Schaustellung einer aus den Quellen schöpfenden Gelehrsamkeit; es ist in einem leichtflüssigen geschmackvollen Stil geschrieben und wirkt dadurch anregend auf die Leser. Ohne in eine Anthologie auszuarten, theilt es doch bezeichnende Proben im Urtext und in Uebersetzung mit: es ist reich an geistvollen Perspectiven, welche die deutsche Literatur bis zur Gegenwart umfassen. Wir können das Vorurtheil der gelehrten Literarhistoriker nicht theilen, welche meinen, eine Ketzerei zu begehen, wenn sie auch nur ganz flüchtig ihren Blick von dem unmittelbar behandelten Stoffe ablenken und auf verwandte Erscheinungen späterer Epochen richten. Solches Verfahren gilt in manchen Kreisen für unwissenschaftlich: es ist freilich auch nicht zu verkennen, daß vielen Literarhistorikern dazu der nöthige Ueberblick, die ausreichende Kenntniß der neuen Literatur und bisweilen auch die Gabe des vergleichenden Scharfsinns fehlt. Hierzu kommt in der Literaturgeschichte von Hirsch die breite culturgeschichtliche Grundlage. Das Leben der Klöster, das Wesen des Ritterthums wird eingehend geschildert an der betreffenden Stelle, wo die aus diesen Kreisen erstandene Literatur vorgeführt wird. Diese Lebensbilder sind durchaus anschaulich; man erkennt oft das Vorbild Gustav Freytag's. Auch der ersten Gestaltung der deutschen Volksbühne ist eine eingehende Aufmerksamkeit geschenkt; die neulateinische Dichtung, die Journalistik und manches andere, was bisher etwas abseits lag von der Heerstraße der Literaturgeschichtschreibung, ist schon in diesem ersten Bande berücksichtigt. Die Charakteristik der einzelnen Dichter, wie Walther's von der Vogelweide, Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Straßburg, ist aus dem Vollen und Ganzen; sie zeugt von der Gabe, eine Dichtergestalt in ihrem einheitlichen Wesen, in ihrem innersten Kern zu erfassen. Was Hroswitha betrifft, so behauptet Hirsch mit Aschbach die Unechtheit ihrer Dramen, als deren Verfasser ihm der Humanist Celtes gilt. Ohne die Kinkerlitzchen einzelner modischer Literaturgeschichtswerke, bei denen äußerlicher Kram die Hauptrolle spielt, wird das Werk von Hirsch, weil es eine gesunde und anregende Lektüre bietet, allen willkommen sein, welche sich wahrhaft unterrichten und nicht blos in kindlicher Weise unterhalten lassen wollen.

— O. Zeuschner hat einen „Internationalen Citatenschatz. Lesefrüchte aus heimischen und fremden Schriftstellern, Sprichwörter und Sentenzen" herausgegeben (Leipzig, Schloemp). Nach der Vorrede soll diese Sammlung vorzugsweise ein bequemes Nachschlagebuch meist classischer Citate sein. Diesem Zweck entsprechend ist sie nicht nach Rubriken geordnet, sondern alphabetisch; auch sind Autor, Titel und äußere Merkmale (Gedichtüberschriften, Act- und Scenenbezeichnung u. s. f.) möglichst genau angegeben, damit jedermann das gesuchte Citat in den Werken der Autoren selbst leicht auffinden kann. Auch ein beigefügtes Register der Stichwörter soll zum bequemen Nachschlagen und schnellen Auffinden der Citate wesentlich beitragen. In der Sammlung sind zahlreiche geflügelte Worte enthalten, auch bisweilen Redewendungen, die nur für embryonische Sprichwörter und Sentenzen gelten können. Besonders bevorzugt bei der Auswahl ist die deutsche Classicität: Schiller, Goethe, Lessing; die neuesten Dichter sind nur sporadisch vertreten, am meisten Platen, Geibel, Bodenstedt, Scheffel, die ihren Platz neben den ehrwürdigsten Alten Aeschylus, Euripides, Aristophanes, Ovid, Horaz, Seneca finden. Außer dem Latein und Griechisch gibt nur ein wenig Englisch und Französisch der Sammlung das Recht auf das Prädicat „international", das sie im Titel sich beilegt; als Nachschlagebuch hat sie indeß ihre Vorzüge.

— Von den Dichtungen von Alfred Meißner erscheint

eine Gesammtausgabe im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin; der erste Band enthält die schwunghafte Dichtung „Ziska", der zweite und dritte Band „Gedichte". Diese Sammlungen werden als wohlfeile Ausgabe bezeichnet; es ist die zwölfte Auflage derselben. Ein vierter Band bringt neuere Gedichte: „Werinher", „König Sadal", „Herbstblumen", auf welche wir zurückkommen werden. Sämmtliche Ornamente und Initialen sind entworfen und gezeichnet von dem Architekten Adolf Schill in Stuttgart. Wir haben Meißner's Begabung oft genug mit all der Wärme anerkannt, welche sie wegen ihrer Formgewandtheit, ihres Schwungs, ihrer echten dichterischen Inspiration verdient; gewiß wird auch diese wohlfeile Ausgabe sich in weiten Kreisen des deutschen Publikums einbürgern.

— Die reizende ionische Idylle „Korfu" von Ferdinand Gregorovius (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist in einer zweiten Auflage erschienen.

— „Deutsche Mythen-Märchen" hat Franz Linnig als Beitrag zur Erklärung der Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen" veröffentlicht (Paderborn, Schöningh). Bekanntlich gehören die meisten Märchen der Grimm'schen Sammlung einem internationalen Grundstock an, welcher, auf indischem Boden erwachsen, sich im Laufe der Jahrhunderte über alle Völker Asiens und Europas ausgebreitet hat. Es ist ebenso gewiß, daß eine Anzahl jener Märchen Reste und Trümmer urgermanischer Mythen sind. Diese letzten Zusammenhänge unserer beliebtesten Volksmärchen mit religiösen Uranschauungen entwickelt der Verfasser mit großer Gelehrsamkeit und in meist überzeugender Weise. Geht auch dabei der eigentliche Duft der Poesie oft verloren und ist der Kinderwelt mit solchen gelehrten Studien nicht gedient, so ist doch deren Ertrag für den großen Kreis der gebildeten Erwachsenen und speciell für den engern der Germanisten als ein höchst interessanter Gewinn zu bezeichnen. Linnig hat die ganze einschlagende Literatur gründlich durchgearbeitet und durch eigene werthvolle Zuthaten bereichert. Wir wünschen seiner Arbeit den wohlverdienten Erfolg.

— „Zur Naturgeschichte der Hexen" hat F. B. Holzinger einen hochinteressanten Vortrag im Naturwissenschaftlichen Verein zu Graz gehalten, in dessen Verlag seine Rede erschienen ist. Holzinger gibt eine Geschichte der Hexenprocesse mit äußerst sorgfältig zusammengetragenen Daten und widerlegt die Meinung, daß durch den weitverbreiteten Genuß von Stechapfel die Frauen damals Träume sich erzeugt hätten, welche ihre Geständnisse vor Gericht zum Inhalt gehabt.

— Das einunddreißigste und zweiunddreißigste Heft der „Deutschen Bücherei" (Breslau, Schottländer) enthält: 1) „Mein Leben" von L. Steub, „Ueber Ludwig Steub" von Felix Dahn; 2) „Sprache und Schrift der Chinesen" von M. von Brandt. Beide Hefte sind in ihrer Art werthvoll und instructiv; sie verdienen für alle diejenigen als Grundlage ihrer Studien zu gelten, welche sich mit den genannten Themen beschäftigen wollen.

— Im Verlagsmagazin in Zürich erschien eine kleine Flugschrift unter dem Titel „Lebenstragödie eines müden Mannes" von Hans Belart. Eine Ausgeburt des grellsten Pessimismus, welche nur von Männern gelesen werden kann. Während dieselbe Richtung bei Voß in genialischer Ueberschwenglichkeit und mit Poesie gesättigt heraustritt, erscheint sie hier im Gewande nackter, cynischer Satire; träten all diese bittern Bemerkungen maßvoller und im Zusammenhange mit einem sittlichen Bewußtsein hervor, so würden sie viel mehr wirken als hier, wo sie bloße Ergüsse der denkbar größten innern Zerrissenheit sind.

Bibliographie.

Antwort auf die Broschüre: „Die Vorrechte der Offiziere" von einem deutschen Bürger und Soldaten der Landwehr. Hannover, Helwing. Gr. 8. 60 Pf.

Berghaus, A., Waidmanns Heil. Ein Festspiel. Stargard i. Pomm., Juft. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Bleibtreu, C., Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Neue verbesserte Aufl. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Blüthgen, V., Poirethouse. Eine Erzählung. Groß-Lichterfelde b. Berlin, Wicke. 8. 3 M.

Böncken, F., Beiträge zur Studenten-, Frauen- und Judenfrage. Plaudereien. St. Petersburg, Erickson u. Comp. 8. 1 M.

Breßlau, H., Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. 2ter Bd. 1032—1039. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 13 M. 60 Pf.

Fischer, W., Lieder und Romanzen. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 40 Pf.

Frenzel, K., Zwei Novellen. (Verjährt. Die Wohlthäterin.) Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Geschichte des 1. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 22 von seiner Gründung bis zur Gegenwart, bearbeitet von mehreren Offizieren des Regiments. Mit 1 Uniformbild, 1 Gefechtsplan in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Geyern, Detlev v., Gräfin Resi. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Heller, O., Stephan Broda. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Herrmann, E., und V. Pogatschnigg, Deutsche Volks-Lieder aus Kärnten. Gesammelt und ausgewählt. Salon-Ausgabe. Graz, Leykam. 8. 3 M.

Hirzel's, S., Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von L. Hirzel. Leipzig, Hirzel. 8. 3 M.

Hoffmann, P., Zur Mechanik der Meeresströmungen an der Oberfläche der Oceane. Ein Vergleich der Theorie mit der Erfahrung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Hohnhorst, Baronin H. v., Reisebilder aus dem Libanon. Mit 3 Lichtdruck- und 5 Holzschnitt-Tafeln. Braunschweig, J. H. Meyer. 8. 5 M.

Hüsgen, E., Chronik der Gegenwart. 1883. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 6 M.

Jókai, M., Oceanien. Die Geschichte eines untergegangenen Welttheiles. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Die weiße Rose. Historischer Roman. Berlin, Janke. 8. 1 M. 50 Pf.

Keyser, Stefanie, Der Krieg um die Haube. Glockenstimmen. Zwei kulturgeschichtliche Novellen. Leipzig, Keil's Nachfolger. 8. 4 M. 50 Pf.

Krippel, A., Die Vorbereitung zum Kriege, eine Quelle des Nationalwohlstandes. Essay. Klagenfurt, Liegel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Maltitz, E. v., Lebensgeschichte des königlich preußischen General-Feldmarschalls Grafen Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel. Zur Erinnerung an dessen 100jährigen Geburtstag am 13. April 1884. Nach Familien-Papieren und authentischen Quellen bearbeitet. Berlin, Baensch. Gr. 8. 2 M.

Masaryk, T. G., David Hume's Skepsis und die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Logik und Philosophie. Wien, Konegen. Gr. 8. 80 Pf.

Menger, C., Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Meyer, C., Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte. Basel, Schneider. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Mohr, N., Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerikas. Festfahrt zur Northern Pacific-Bahn im Herbste 1883. Berlin, Oppenheim. 8. 5 M.

Nationalbibliothek. Schweizerische Dichter und Redner des 18. und 19. Jahrhunderts, in sorgfältiger Auswahl. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von R. Weber. 1stes u. 2tes Bdchn. Aarau, Sauerländer. 8. à 50 Pf.

Ofner, J., Das Recht zu leben. Wien, Hölder. 8. 80 Pf.

— — Ueber das Rechtsprincip des Arbeitslohnes nach herrschendem Systeme. Wien, Hölder. Gr. 8. 80 Pf.

Parrisius, E., Gedenkblätter. Gewidmet den Freunden des Verewigten. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Paulizky, O., und A. v. Woedtke, Geschichte des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30. 1850—1884. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit 4 Skizzen im Text und 2 Karten-Beilagen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Porta, W. de, Die Wahlsprüche und Motto's der Hohenzollern. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 M.

Reinhard, R., Eine Lebenswoche. Tagebuch aus den letzten Jahrzehnten der Geschichte. Halle, Kaemmerer u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Richter, P., Rabener und Liscow. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 4. 1 M.

Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit. 3te, mit vielen Zusätzen versehene Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, F., Der moderne Materialismus. Dargestellt und kritisch beleuchtet. Greifswald, Abel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sully, J., Die Illusionen. Eine psychologische Untersuchung. Mit 7 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 62. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Ueber Oesterreich für Oesterreich von einem Oesterreicher. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vollmer, E., Berliner Theater-Kritiker. Eine Kritik der Kritik. Berlin, Internationale Buchhandlung. 8. 1 M. 25 Pf.

Vom Jura zum Schwarzwald. Geschichte, Sage, Land und Leute. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde von F. A. Stocker. 1ster Bd. 4 Hfte. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 5 M.

Weber, G., H. Zwingli. Seine Stellung zur Musik und seine Lieder. Die Entwicklung des deutschen Kirchengesanges. Eine kunsthistorische Studie. Zürich, Hug. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 15. Mai 1884.

Inhalt: Aus und über Ungarn. Von Leopold Katscher. — Gedichte. Von Robert Waldmüller. — Eine norwegische Schriftstellerin. Von J. J. Honegger. — Zur Kunstgeschichte. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus und über Ungarn.

1. Das moderne Ungarn. Essays und Skizzen von 23 Verfassern, herausgegeben von Ambros Neményi. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1883. 8. 6 M.

Der vielbekannte Allgemeine Verein für deutsche Literatur, dessen geschäftliche Leitung der oben genannten Verlagsfirma obliegt, darf sich einer vernünftigen Vielseitigkeit in Sachen seiner Veröffentlichungen rühmen, die in einer Reihe von interessanten Büchern aus den verschiedensten Fächern bestehen. Nicht am wenigsten anziehend sind diejenigen darunter, welche Land und Leute von mehrern Staaten und Weltgegenden schildern, so von Rußland, England, der Schweiz, der Türkei, Westafrika, Aegypten, Baiern, Spanien, und dieser Gruppe schließt sich als neuester Band das vorliegende Werk an. Dasselbe, eine Art Sammelwerk, ist nicht von einem einzelnen Autor verfaßt, auch nicht die Frucht einer Collaboration in französischer Manier, sondern ein Conglomerat von fast zwei Dutzend Artikeln aus den heterogensten Federn, von denen einige auch in Deutschland mehr oder minder bekannt sind, wie Jókai, Mikszáth, Pulszky, Adolf Silberstein, Vámbéry, Hevesi, der Herausgeber selbst und Karl von Eötvös, der aus dem Tisza-Eszlárer Sensationsproceß einen großen Ruf als tüchtiger Vertheidiger davongetragen hat. Sämmtliche Mitarbeiter Neményi's sind Söhne und Bewohner Ungarns. Diese Thatsache bietet einen Vortheil und eine Schattenseite. Neményi fragt:

> Ist es ein Fehler, daß diese Arbeit (ein Bild zu geben von den geistigen Strömungen im neuen Ungarn, von dem Wirken, von der Bildung, von den Bestrebungen des Landes, zumal des magyarischen Stammes) einmal durch magyarische Schriftsteller besorgt wird? Sollten wirklich nur Fremde geeignet sein, das Leben einer Nation zu schildern, wie es in Wahrheit beschaffen ist? Gewiß nicht; es haben genug Ausländer über Ungarn geschrieben, die das Land nur ganz oberflächlich kennen oder, weil sie nur einer oder gar keiner Landessprache mächtig waren, die Verhältnisse falsch auffaßten. Ungarisch verstand wahrscheinlich kein einziger von ihnen, und die meisten hielten sich nur wenige Wochen im Lande — in der Regel eigentlich blos in der Hauptstadt — auf und arbeiteten auf der Grundlage, die ihre Vorgänger geschaffen hatten, die nicht selten auf Grund alter Anekdoten, poetisch-romantischen Hörensagens, schauerlicher Bilder oder schlechter Reisebücher gearbeitet hatten. Gewiß ist es von den Einheimischen „nicht zu vermessen, daß sie selbst das Bedürfniß fühlen, von ihren Angelegenheiten zu sprechen, wie sie dieselben verstehen, und die Bewegungen zu erklären, die sie herbeigeführt haben".

Allein die Kehrseite ist, daß Landeskinder immer eher als Ausländer die natürliche, wenngleich oft unbewußte Tendenz an den Tag legen, Kleines zu Großem aufzubauschen, Schlimmes in günstigem Lichte darzustellen, Uebelstände zu übersehen, auf Gutes ungebührlich viel Gewicht zu legen, kurz alles in rosigem Lichte zu sehen und sich den Blick durch patriotische Begeisterung trüben zu lassen. Dem Neményi'schen Buche müssen wir sofort zugestehen, daß es von absichtlichen Irreführungen gänzlich frei ist; doch mangelt es darin nicht an mehr oder minder harmlosen Uebertreibungen und an unbegründetem Optimismus.

Der Umstand, daß die Sammlung von so vielen Autoren herrührt, bringt den Nachtheil mit sich, daß dem Leser manche Wiederholung, mancher Widerspruch aufstößt; sogar auf geographisch-statistischem Gebiete haben wir Widersprüche bemerkt, deren Ausmerzung nach sorgfältiger Untersuchung Sache des Herausgebers gewesen wäre. Dieser hätte auch das herzlich schlechte Deutsch vieler seiner Mitarbeiter einer gründlichen Verbesserung unterziehen sollen. Wer für die zahllosen Druckfehler (nicht in magyarischen Namen, sondern fast ausschließlich in ganz gewöhnlichen deutschen Worten) verantwortlich ist, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß uns noch nie ein Buch mit so ausnehmend vielen Druckfehlern zu Gesicht gekommen ist; wir stießen auf mehr als vierhundert!

Uebrigens ist dieses Buch nicht das erste, das von Ungarn über Ungarn geschrieben worden; Adolf Dux („Aus Ungarn", Leipzig 1879), Albert Sturm („Pester Culturbilder", Leipzig 1875), M. Kertbény u. a. haben ähnliche Werke geschrieben, nur mit dem Unterschied, daß das Neményi'sche zusammenfassender ist und eine größere Anzahl von Thematen behandelt. Aber auch dieses leidet an einer gewissen Planlosigkeit und Unvollständigkeit; einerseits fehlen Kapitel über wichtige Gegenstände, wie das Schulwesen, die Staatsfinanzen u. a. m.; andererseits wird beinahe gar nicht von den vielen Misständen gesprochen, an denen das moderne Ungarn leidet, sondern fast durchweg nur von den günstigen Zuständen. Diese beiden Mängel, die natürlich eine nicht unerhebliche Einseitigkeit zur Folge haben, scheinen uns Hand in Hand zu gehen; von den Dingen, die nicht behandelt sind, ließe sich nämlich nicht viel Gutes sagen. Doch vielleicht irren wir; die Einseitigkeit ist möglicherweise keine Redactionsabsicht, sondern blos ein Redactionsfehler. Die Planlosigkeit äußert sich auch darin, daß das Buch ganze und halbe Kapitel enthält, die mit dem modernen Ungarn nichts zu schaffen haben und über dessen Wesen keinen Aufschluß geben; so z. B. eine übrigens sehr lesenswerthe historische Studie Vámbéry's über „Ungarisch-türkische Beziehungen", eine sonst recht hübsche Scherzplauderei Jókai's unter dem Titel „Mein Bühnenleben". So nett sich diese Sachen auch lesen, sie hätten doch besser andern, für die Beurtheilung der ungarischen Zustände wichtigern Kapiteln Platz gemacht.

Die Worte des Tadels, die zu gebrauchen wir uns in unserm Gewissen gedrängt fühlten und die wir hiermit erschöpft haben, sind jedoch außer Stande, dem Verdienste des Buchs Eintrag zu thun. Dasselbe enthält viel, ungemein viel belehrendes, oft zugleich amusantes Material, häufig in höchst gefälliger Form, und ist trotz aller Schattenseiten das beste Werk dieser Art, das in deutscher Sprache — und unsers Wissens überhaupt in irgendeiner Sprache — über Ungarn geschrieben worden. Wir glauben daher unter Beobachtung wählerischer Strenge einiges für auswärtige Leser Wissenswerthe aus den interessantesten Kapiteln mittheilen zu sollen.

Der längste, aber auch der am anziehendsten abgefaßte Aufsatz ist der des Herausgebers über „Das ungarische Parlament", worin namentlich eine eingehende, in französischer Manier gehaltene Charakterisirung des Ministerpräsidenten Koloman von Tisza als höchst gelungenes Cabinetsstück hervorragt, an das sich treffliche Beschreibungen anderer bedeutender Mitglieder des budapester Reichstags anreihen. Der letztere zählt 446 Deputirte und muß alle drei Jahre erneuert werden. Der Wahlcensus ist sehr niedrig, das passive Wahlrecht unbeschränkt. Von Wahlkämpfen der alten Art, bei denen es überaus lebhaft herzugehen pflegte und welche manchen Grundbesitzer sein ganzes Vermögen kosteten, hört man heutzutage nur selten. Theils haben sich nämlich die politischen Leidenschaften etwas abgekühlt, theils hat das Abgeordnetenmandat von dem ehemaligen Nimbus viel verloren. Trotzdem ist es noch immer sehr begehrt; denn wer damit ausgerüstet in die Hauptstadt kommt, findet sich alsbald in den Kreisen der besten Gesellschaft; er erlangt eine Art Hoffähigkeit; namentlich in der politischen Welt verkehren sämmtliche Abgeordnete, vom Premier bis zum obscursten Schweiger, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit miteinander. Alle Talente der Aristokratie streben der Volksvertretung zu; aber sie bilden in derselben keine abgesonderte Kaste, weder in Bezug auf gesellschaftliche noch in Bezug auf Parteistellung.

In seiner Gesammtheit hält das Abgeordnetenhaus nicht immer die musterhafteste Ordnung; desto strenger ist die Parteidisciplin. Die Anzahl der „Wilden" beträgt blos drei bis vier, und auch sie sind trotz ihres außerparlamentarischen Ansehens ohne jeden Einfluß auf die Versammlung. Die Minister selbst kündigen die Beantwortung der Interpellationen vorher in ihrem Parteiclub an und erfahren in diesem oft schärfern Tadel als später durch die Gegner im Plenum des Hauses. Oft werden Regierungsvorlagen im Parteiclub vielfach geändert, und unter den Regierungsfreunden finden sich nicht selten rücksichtslose Kritiker von Regierungsmaßregeln. Hat aber die Parteimajorität eine günstige Entscheidung getroffen, so hält jedes Mitglied es für unerläßlich, die Parteiphalanx zu stärken und, wenngleich widerwillig, in der Reichstagssitzung sogar für dasjenige zu stimmen, was es vielleicht tags zuvor verurtheilt hat. Noch mehr als durch die Discussion in den Ausschüssen verlieren die Debatten des Plenums durch diese detaillirten Parteibesprechungen an Lebendigkeit:

> Die große parlamentarische Beredsamkeit, welche in diesem Lande einst so eminente Vertreter besaß, hat fast ganz aufgehört; ja sie ist theilweise in Verruf gerathen. Es gehört jetzt zum politischen guten Ton, nur geschäftsmäßige, meist höchst trockene Reden zu halten, welche in möglichst nonchalanter Form vorgebracht werden. Wie ehedem ein sehr hochgehendes Pathos den Grundzug aller magyarischen politischen Beredsamkeit abgab, so strengt man sich jetzt an, eine trostlose Nüchternheit zu bekunden.

Wer weiß übrigens, ob es hierzu einer Anstrengung bedarf; es wird eben wenig rhetorische Talente geben — gesucht dürfte die Formlosigkeit wol kaum sein. Zwischen dieser und der Geziertheit einen richtigen Mittelweg einhalten, für die sachliche Besprechung von Tagesfragen edlere Formen wählen, darauf versteht sich nur eine äußerst geringe Anzahl von Abgeordneten.

Was man in Westeuropa eine radicale Partei nennt, das existirt in Ungarn nicht; ebenso wenig eine conservative Partei im westeuropäischen Sinne. Vielleicht ließe sich sagen: Ungarn ist gemäßigt fortschrittlich. Im Durchschnitt ist die Bevölkerung liberal; der politische Radicalismus hat seit Jahrzehnten kaum einen nennenswerthen Erfolg aufzuweisen. Zu socialistischen Ideen bekennen sich „kaum etliche hundert Arbeiter, auch diese meist Ausländer, vornehmlich Deutsche. In der ländlichen Bevölkerung ist nicht die leiseste Spur dieser Ideen zu finden; dieselben dringen nicht über die Gemarkung der wenigen Industrie-

städte hinaus, im Parlament sind sie ohne jede Vertretung". Der officielle Titel der jetzigen regierungsfreundlichen Partei lautet „liberale Partei". Von ihr unterscheidet sich nur um ein Geringes die sogenannte „gemäßigte Opposition", die von einigen conservativern Elementen durchzogen ist. Die „äußerste Linke" überbietet an Liberalismus die Regierung nur selten. Was die Parteien eigentlich scheidet oder einigt, das ist das „staatsrechtliche Bekenntniß", d. h. die Ansichten über die Stellung Ungarns zu Oesterreich. Die Regierungspartei und die meisten Mitglieder der gemäßigten Opposition befinden sich auf dem Standpunkte des durch Franz Deák herbeigeführten dualistischen Ausgleichs; nur die äußerste Linke ist der bestehenden engen Verbindung mit Cisleithanien abgeneigt. Die äußerste Linke bildet somit keine radicale Partei im fortschrittlichen Sinne; ihr Radicalismus besteht nur in dem Verlangen nach gründlicher Umgestaltung des staatsrechtlichen Verhältnisses zur andern Reichshälfte. Sie will Ungarn theilweise von Oesterreich loslösen, aber auch hierin getraut sie sich nicht, ganz radical zu sein:

Sie nennt sich zwar mit besonderer Vorliebe die Kossuth-Partei, allein sie hat in Wahrheit wenig Anspruch auf diesen Namen. Während Kossuth unumwunden erklärte, daß er ein unabhängiges Ungarn mit einem besondern ungarischen König begehre und daß er niemals ein Unterthan des habsburgischen Hauses sein werde, steht der größte Theil der sogenannten äußersten Linken an Loyalität gegen die Dynastie keiner andern Partei nach. . . . Für den mit den Verhältnissen weniger Vertrauten ist es ein ganz unverständliches Schauspiel, diese „radicale" Partei zu sehen, deren einzelne Mitglieder sich zuweilen auf dem Standpunkte tiefster Zurückgebliebenheit gefallen und in dieser Richtung häufig selbst die Männer conservativer, ja reactionärer Richtung überbieten.

Die Spitze dieses Angriffs ist gegen Mitglieder à la Istóczy, Onody, Simonyi oder Verhovay gerichtet, die mit ihrem Antisemitismus geradezu prunken und sich dabei, wie z. B. Verhovay, der gesammelte Wohlthätigkeitsgelder unterschlug, unehrenhaft aufführen. Im Jahre 1867 war die äußerste Linke nicht einmal eine nennenswerthe Fraction, denn sie zählte blos anderthalb Dutzend Mitglieder; allmählich jedoch gewann sie an Bedeutung, sowol der Zahl als dem Ansehen nach. Gegenwärtig liegt die eigentliche Oppositionsmacherei in ihren Händen. Sie zählt fast hundert Mitglieder, und mehrere der größten Talente gehören ihr an; das hervorragendste derselben, ihr bedeutendster Kopf, ihr gewinnendster Redner und ihr bester Journalist, ist der bereits einmal erwähnte Advocat Karl von Eötvös.

Anlaßlich des am 30. November 1883 stattgehabten Jubiläums der funfzigjährigen Bühnenwirksamkeit der größten magyarischen Schauspielerin, Frau Jókai-Laborfalvi, dürften einige Mittheilungen über „Das ungarische Theater" auf Grund des so betitelten Aufsatzes von Silberstein (pseudonym „Dr. A. S. Oetvös") von Interesse sein.

Das moderne ungarische Schauspielwesen ging ganz und gar neu aus den frisch erwachten nationalen Impulsen zu Ende des vorigen Jahrhunderts hervor und lehnte sich zunächst an das selbst in Ungarn weit ältere deutsche Schauspielwesen an. Dieses hatte sich von Oesterreich aus früh dahin verpflanzt und war besonders in den Städten bald heimisch geworden. Als es weder eine ungarische Literatur noch eine ungarische Bühne gab, war Budapest (früher bekanntlich Pest-Ofen genannt) längst „ein' feste Burg" des deutschen Theaters; es gab dort mehrere ständige deutsche Bühnen, die mit bedeutenden Mitteln arbeiteten und sich in jeder Beziehung nach wiener Vorbildern richteten. Welches Stück Kunsttalent im pannonischen Boden steckt, davon legen die Namen Sonnenthal, Friedmann, Barnay, Robert, Bukowics, Lila Bulyowski, Katharina Frank, Marie Barkány und viele andere ein ehrenvolles Zeugniß ab. Die Entstehung des nationalen Bühnenwesens fand in der Herrschaft der deutschen Kunst einerseits eine Erleichterung, andererseits ein doppeltes Hinderniß. Die ungarischen Talente hatten nämlich den Vortheil, fertige Meister und Vorbilder vorzufinden; allein diese, die deutschen Bühnen, traten der aufkeimenden nationalen Kunst energisch entgegen. Die erste Periode der letztern war ein unausgesetzter Kampf um ein Obdach, eine Wandertruppenzeit, ein Streben nach Geltung gegenüber der weit ältern und kräftigern deutschen Kunst. Während dieser Zeit hörte die nationale Kunst nicht auf, sich trotz aller Schwierigkeiten stetig zu stärken, sodaß endlich im Jahre 1821 in Klausenburg, der Hauptstadt Siebenbürgens, das erste ständige magyarische Theater eröffnet werden konnte. Budapest selbst mußte noch weitere sechzehn Jahre warten, bis es eine magyarische Bühne erhielt, das bekannte Nationaltheater:

Der Schöpfer des ungarischen Dramas, Karl Kisfaludy, hatte nach langen Irrfahrten und mislungenen Versuchen endlich sein eigentliches Terrain gefunden. Die nationale Geschichte und die nationale Gesellschaft fanden in ihm ihren dramatischen Herold. Er schuf mit großer Leichtigkeit, und seine Stücke sind für die ungarische Bühne noch heute nicht veraltet. . . . Er war das erste große dramatische Talent Ungarns, und als er starb, fand er in dem jungen Szigligeti, einem Autor von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, einen würdigen Nachfolger in der stets frischen Versorgung der Nationalbühne mit Stücken aus der Geschichte und Gegenwart des ungarischen Volks.

Die klausenburger Epoche kann die Blütezeit des ungarischen Dramas genannt werden; gleichzeitig wurde der ungarische mimische Stil geschaffen; auch war Klausenburg (1824) die Wiege der ungarischen Oper. Die Gastspiele der dortigen Truppe machten in allen Theilen des Stephansreichs große Propaganda für die nationale Sache. Die Glanzzeit der ungarischen Bühne begann mit der Eröffnung des pester Nationaltheaters (1837), dessen Zustandekommen ein Ergebniß vieljähriger Agitation war. Es kostete angesichts der starken künstlerischen Concurrenz der deutschen Bühnen große Mühe, dem neuen Gebäude auf der Kerepeserstraße einen ständigen Zuzug zu sichern. Doch wurde es allmählich zu dem alles verdunkelnden Glanzpunkt der ungarischen Kunst. In Pest fand sich bald alles

zusammen, was dramatisches, gesangliches und literarisches Talent hatte. Der hellste weibliche Stern am Horizont des hauptstädtischen Nationaltheaters war bis zu ihrem vor zehn bis zwölf Jahren erfolgten Rücktritt ins Privatleben Rosa Laborfalvi, die Gattin des berühmten Romanciers Jókai. Ihr vorhin erwähntes Jubiläum bot ihren einstigen Collegen sowie der Presse und dem Publikum Gelegenheit, ihr zahlreiche wohlverdiente Ovationen darzubringen.

An dominirender Ausdehnung hat das ungarische Schauspielwesen seither stetig zugenommen. Die pester Bühne sandte fortwährend Apostel nach allen Gegenden des Landes, um die magyarische Sprache und Kunst verbreiten zu helfen. In den wichtigern Städten entstanden Jahr um Jahr neue ungarische Bühnen, und die Anzahl sämmtlicher ungarischer Theatergesellschaften beläuft sich gegenwärtig auf etwa vierzig. Das deutsche Theaterwesen hat dabei weniger extensiv als intensiv gelitten: es gibt noch immer sehr viele deutsche Bühnen, welche alle Gattungen der Kunst pflegen; doch haben diese Theater unstreitig sämmtlich jenes höhere Niveau verloren, welches sie lange Zeit eingenommen hatten.

Von 1841 bis 1857 wurden für das pester Nationaltheater 700000 Fl. theils gesammelt, theils vom Staat bewilligt; seit zwanzig Jahren erhält es eine ansehnliche Subvention aus der Privatschatulle des Landesherrn. Es ist die Pflegestätte aller heimischen producirenden Talente geworden; aber durch die Herbeiziehung des dramatisch Schönen und Guten aus den meisten andern Literaturen gewinnt das Repertoire ein kosmopolitisches Gepräge. Schiller und Goethe werden nicht selten gegeben. Von zeitgenössischen deutschen Autoren führt man mit Vorliebe Gottschall („Pitt und Fox", „Katharina Howard"), Lindau, Moser auf. Mit besonderer Pietät werden Shakspeare und Molière behandelt; von letzterm behauptet Silberstein, daß hier seine Stücke häufiger und erfolgreicher gegeben werden als — mit Ausnahme der Molière-Bühne par excellence, des pariser Théâtre français — sonstwo auf Erden. Sophokles, Plautus, Racine, Calderon ergänzen das classische Repertoire. Die sogenannten Kassastücke sind aber außer den heimischen Productionen Gregor Csiky's die französischen Sensationsdramen, genau so wie in Oesterreich, Deutschland und England. Noch größer als bisher dürfte der Einfluß des Nationaltheaters werden, wenn, was wol für 1884 zu erwarten, die Trennung des Schauspiels von der Oper durchgeführt sein wird. Das neue prachtvolle Opernhaus auf der herrlichen Radialstraße, die der wiener Ringstraße nachgebaut ist, steht bereits fertig da.

Seit längerer Zeit geht es mit dem höhern dramatischen Stil auf der pester Nationalbühne abwärts. Ihre eigentliche Stärke liegt im Repertoire, „das zwischen Molière und Gondinet alle Scalen mittlerer dramatischer Gattungen bis zur feinen Posse durchläuft". In diesem weitausgedehnten Genre sind die Aufführungen wirklich musterhaft und stilvoll. Die Costüme und Decorationen sind treu, reich und geschmackvoll. Der guten Ausstattung entspricht auch der feine Ton, die hübsche Manier, die leichte und elegante, dabei aber nicht ausdruckslose, sondern lebhafte und warme Conversation aller Schauspielkräfte. Die vortreffliche Harmonie des Ensemble läßt den Zuhörer die oft großen Unterschiede in der Begabung der einzelnen Mitwirkenden beinahe übersehen. Künstlerisch weit tiefer als das dramatische Ensemble steht die Oper, „in welche die Zeit tiefe, unausfüllbar scheinende Lücken gerissen hat". An Pracht der Ausstattung jedoch und an Reichhaltigkeit des Repertoires hat die Oper unstreitig Fortschritte gemacht.

Seit 1875 gibt es eine zweite bedeutende magyarische Bühne in unmittelbarer Nähe der ersten; die beiden Institute sind theils Nebenbuhler, theils ergänzen sie einander. Das ungarische Volkstheater verdankt sein Entstehen dem glühenden Eifer einiger patriotischen Demokraten. Der glänzende, bequeme, architektonisch wohlgelungene Saal ist, obgleich seiner Bestimmung und den niedrigen Eintrittspreisen nach recht eigentlich für die Massen berechnet, ein Lieblingsplatz selbst der Aristokratie und der eleganten Welt. Trotz der schönen Hülle wäre das Institut aber nicht das geworden, was es ist, wenn es nicht eine Künstlerin ersten Ranges beherbergte: die vielbekannte reizende Sängerin und Volksschauspielerin Luise Blaha, von der unser Gewährsmann mit vollem Recht sagt: „die Verkörperung des zugleich feurigen und graziösen ungarischen Frauentypus, mit einer hell schmetternden und jubilirenden Lerchenstimme, wie geschaffen für die Darstellung der Heldinnen des specifisch ungarischen Volksstücks."

Das Volkstheater wurde auch nur unter der Bedingung gebaut, daß das Nationaltheater ihm mit dem Volksstück und der Operette auch die Blaha überlasse, deren Popularität der einstigen der Gallmeyer reichlich gleichkommt.

Den Bemerkungen Silberstein's über das ungarische Volksstück entnehmen wir die folgenden, den Nagel auf den Kopf treffenden Stellen:

> Es ist eine Schöpfung Szigligeti's noch aus den vierziger Jahren. Es ist die dramatisirte Dorfgeschichte mit drastischer Copie der Figuren, mit einer Handlung von meist einfacher Intrigue voll treuherziger Einfalt und stark aufgetragener Moral. Scherz und Ernst wechseln darin ebenso kräftig ab wie die ungarischen Volksmelodien und die Nationaltänze stets in eine melancholische und eine frischbewegte Weise sich gliedern. ... Das ungarische Volksstück findet in den eingeflochtenen Volksliedern und Tänzen seine stilvolle Ergänzung. In dieser Beziehung ist es eine dramatische Specialität Europas, wo sonst nirgends das keusche, bald melancholisch klagende, bald himmelhoch jauchzende „Volkslied und seine Weisen" dramatisch so verwerthet werden.

Diesem Thema widmet der bekannte Dichter, Verleger und Petöfi-Uebersetzer Ludwig Aigner in dem Neményi'schen Buch einen eigenen Aufsatz unter dem Titel „Ueber ungarische Volkspoesie". Er belehrt uns über den Grund, warum die Magyaren so wenige epische Volkslieder haben, während ihre lyrischen nach Tausenden zählen. Die große Masse des Volks seufzte nämlich bis 1848 im Joche der Leibeigenschaft; es mußte zwar die Kriege mitkämpfen, aber unter der Führung einer privilegirten Klasse. Ob

siegreich oder nicht, stets mußte es wieder in die Leibeigenschaft zurückkehren. Kein Wunder daher, daß sich das Volk für die Heldenthaten seiner Bedrücker wenig begeisterte und dieselben nicht poetisch verherrlichte. Die dichterische Ader der Nation offenbart sich demgemäß vorzugsweise im subjectiven Lied. Selbstverständlich findet die Grundleidenschaft aller Lyrik, die Liebe, auch hier einen tausendfältigen Ausdruck, aber nicht in der sentimental schwärmerischen Weise der Kunstpoesie, sondern als echt sinnliche Glut. Aermer an poetischem Gehalt, aber nicht viel weniger zahlreich als die Liebeslieder sind die Pußten- (Hirten- und Räuber-)Lieder. Daß unter dieser Bezeichnung die Gesänge der friedlichsten und der wildesten Leute zusammengefaßt werden, ist kein Widerspruch, da die Hirten oft Viehdiebstähle begehen und die Räuber zumeist sich aus ihren Reihen rekrutiren. Das Hirtenleben ist in vielen Liedern mit großer Treue geschildert, namentlich das des Rinderhirten, der übrigens in der Pußtenhierarchie an Ansehen erst die zweite Stelle einnimmt, denn obenan steht der Pferdehirt; in dritter Linie ist der Schäfer, in letzter der Schweinehüter zu nennen. Dieser gilt für den unbändigsten, der Rinderhirt für den friedlichsten der ganzen Sippschaft. Der Pferdehirt ist trotz seiner höhern Würde oft ein Räuber. Er kennt nur zwei Leidenschaften: Mädchen und Pferde. Das Roß ist sein Stolz, sein Reichthum; er legt ihm die süßesten Schmeichelnamen bei, Worte wie „mein liebes Roß", „mein herziges Pferd" kehren in den Volksliedern hundertfach wieder; nicht selten führen die Pferde sogar Mädchennamen. Das Roß ist nicht nur des Hirten Träger, sondern auch sein Freund, den er anspricht und von dem er verstanden wird. Der Stolz auf das Roß äußert sich unter anderm in dem Ruf: „Mein Pferd und ich sind von echt ungarischer Rasse!" Der Roßdiebstahl spielt im Volkslied eine erhebliche Rolle. Um ein Roß, das ihm gefällt, zu erlangen, wagt der Hirt alles. Seine Ansichten über Diebstahl gleichen denen des Arabers. Annectirt er ein Pferd und wird erwischt und bestraft, so glaubt er, man thue ihm ein großes Unrecht, und er rächt sich an der Gesellschaft, indem er Räuber wird.

Der Humor und die Satire nehmen in der magyarischen Volksdichtung einen hervorragenden Platz ein; menschliche Schwächen und Laster werden tüchtig verspottet. Die Schlechten und die Sittenlosen, die alten Jungfern und die betrogenen Ehemänner, die Trunksüchtigen und die Eiteln, die bestechlichen Richter und die adelsstolzen Pflastertreter werden gegeißelt, am wuchtigsten aber diejenigen, die der heimischen Sprache und Tracht untreu werden. „Eigenthümlich verhält es sich mit den Trinkliedern", schreibt Aigner, „welche gegenüber der strengern Lebensanschauung der satirischen Volkspoesie eine eximirte Stellung einnehmen; ihr Preis gilt vorzugsweise dem Wein." Von prächtigen Kriegsliedern ist eine größere Anzahl erhalten geblieben; sie athmen nicht den wüthenden Feindeshaß der polnischen Kriegslieder, sondern beschränken sich auf die Verherrlichung der Tapferkeit und bringen eine begeisterte Siegeszuversicht zum Ausdruck. Anfangs freilich, wenn der Bursche als Rekrut abgeführt wird, murrt er nicht wenig wegen seines Unglücks, und es gibt recht viele rührende Abschiedsscenen; hat er aber im lustigen Lagerleben einmal die Trennung verwunden und sitzt etwa als „fescher" Husar in schmucker Uniform auf feurigem Roß, dann gefällt ihm sein militärischer Beruf gar sehr. In den geistlichen Volksliedern macht sich der Glaube an die Bestimmung bisweilen in ebenso hohem Grade geltend wie bei dem Mohammedanismus. Die Flüche erinnern oft lebhaft an heidnische Verwünschungsformeln. Der Fluch einer Mutter ist nach den Begriffen des ungarischen Volksliedes lange nicht so folgenschwer wie der eines betrogenen Liebenden. Der allerüblichste Fluch lautet: „Gott schlage ihn!"

Eingeleitet wird die Sammlung von einer interessanten Arbeit des Professors der deutschen Literatur an der pester Universität, Dr. Gustav Heinrich, über „Die Epochen der ungarischen Literatur". Die Literatur ist auch in andern Ländern ein Spiegel des nationalen Lebens und Strebens; in Ungarn aber hat sie eine noch größere Bedeutung. Unser Gewährsmann bemerkt:

> Die Existenz der magyarischen Nation ist an den Besitz ihrer Sprache gebunden; der Verlust der letztern läßt uns nur physisch am Leben, psychisch streicht er uns aus der Reihe der Nationen. Daher die zärtliche Anhänglichkeit des Volks an seine Sprache, daher der wiederholte, oft erbitterte Kampf um die Rechte derselben — daher aber auch die Bedeutung der Literatur, welche nicht nur die nationale Sprache bewahrt, sondern dieselbe auch fördert, vervollkommnet und in alle Schichten des Volks trägt.

Nach einer Blütezeit am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts schlief „das Dornröschen ungarische Poesie" einen sechzigjährigen Schlaf, aus dem es 1772 durch Georg von Bessenyei geweckt wurde. In demselben Jahre, da Goethe mit seinem epochemachenden „Götz" hervortrat, begann die literarische Thätigkeit dieses Mannes. Er maß die ungarische Literatur an den Leistungen der europäischen Literaturen. Die fortgeschrittenere Dichtung des civilisirten Westens war für ihn mustergültig und so inaugurirte er denn eine Periode der Nachahmung, die als die Lehrjahre der modernen magyarischen Literatur gelten kann und bis ungefähr 1820 dauerte. Die französische Dichtung wurde für Ungarn, was sie für Deutschland vor Gottsched und Lessing war: eine Schule des gereinigten Sprachgeschmacks und der Formläuterung. Von großem Einfluß erwiesen sich auch altclassische und deutsche Vorbilder. Ein Ende gemacht wurde dieser Uebergangszeit durch einen glühenden Anhänger Goethe's, den aus der deutschen Schule hervorgegangenen Franz Kazinczy. Von allgemeiner Bildung und reifem Geschmack, mehr zur Reproduction als zur Production geeignet, „rastlos im Rathen und Schaffen, im Aufmuntern und Anregen, war er der wirkliche Vater jener glänzenden Literaturepoche, welche beim Beginn der zwanziger Jahre in Ungarn anhebt. Seine unsterblichen Verdienste liegen einerseits in seinem Talent, jüngere Kräfte zu wecken und zu leiten, andererseits in seinem erfolgreichen Streben und Wirken für die

Reinigung und Regelung der Schriftsprache, deren heutige Correctheit und Fülle wesentlich seinen Werken, besonders seinen geschmackvollen Uebersetzungen deutscher Dichtungen, sowie seinen Anregungen zu verdanken ist".

Kazinczy lehrte die ungarische Literatur auf eigenen Füßen stehen und gab den ersten Anstoß zu einer langen Reihe classischer, inhaltlich selbständiger Dichtungen von vollendeter Formschönheit, d. h. zur zweiten Blütezeit der magyarischen Nationalliteratur; während derselben wirkten Karl Kisfaludi und Joseph Katona im Drama, Michael Vörösmarty und Johann Arany im Epos, Sigmund Keměny, Joseph von Eötvös und Moritz Jókai im Roman, Michael Tompa und Alexander Petöfi im Liede, Werke schaffend, die das Höchste sind, was der magyarische Genius bisher zu leisten vermochte. Seit der Bewältigung der Revolution tritt die Dichtkunst in den Hintergrund und überläßt dem wissenschaftlichen Streben den ersten Platz im geistigen Leben des Landes. Die Jetztzeit ist zwar auch nicht arm an sehr bedeutenden Talenten im Gebiete der Poesie, und diese gilt noch immer für die schönste Zierde des nationalen Lebens; allein im allgemeinen erkennt man der Wissenschaft höhere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums zu. Heinrich sagt:

Daher die fieberhafte Thätigkeit auf allen Feldern der Wissenschaft, daher die wahrhaft erstaunliche Förderung des Volksunterrichts und der gelehrten Studien. Wo es in Europa große Lehrer gibt, erscheinen ungarische Jünglinge in der Zahl ihrer fleißigsten und berufensten Schüler, und was die Wissenschaft in der civilisirten Welt Großes und Werthvolles leistet, in Ungarn findet es lebhafte Theilnahme und rege Förderung. Wohl sind wir noch auf manchen Feldern die Schüler unserer westlichen Nachbarn [sehr, sehr! aber das ist keine Schande!]; allein schon gibt es Gebiete — so Geschichte und Sprachwissenschaft —, auf denen wir volle Selbständigkeit errungen haben.

Der berühmte Naturforscher Otto Hermann widmet dem vorstehend von Heinrich berührten Gegenstand ein ausführliches Kapitel: „Die Wissenschaft und ihre Institute." Nach ihm gehören die Ungarn in den Augen des Westens hauptsächlich darum auch noch in Sachen der Wissenschaft zu den interessanten Völkern, weil sie, der Strömung des Zeitgeistes folgend, der vermittelnden lateinischen Sprache untreu geworden sind und sich jetzt ihres eigenen Idioms bedienen, das dem übrigen Europa fremd ist. Vor kaum funfzig Jahren noch ausschließliche Beherrscherin der zünftigen ungarischen Gelehrsamkeit, ist die lateinische Sprache heute ein vollständig überwundener Standpunkt. Wir finden bereits Arbeiten ungarischer Autoren in den besten wissenschaftlichen Blättern des Auslandes, und die Ungarn besitzen eigene Organe, welche die Vermittelung ihrer Errungenschaften systematisch besorgen; auch haben sie wissenschaftliche Anstalten, die so strebsam sind, daß sie bereits jetzt denen des Westens zum Theil standhalten können. (Hermann sagt: „zum größten Theil vollkommen standhalten", allein so weit ist es denn doch noch nicht.)

Aber auch das ist wahr, daß wir ein entwickeltes wissenschaftliches Leben im Sinne der großen westlichen Culturstätten noch nicht besitzen und auch noch nicht besitzen können, denn dieses will und muß eben entwickelt werden. Jede Entwickelung aber erfordert Zeit und günstige Verhältnisse, und die letztern fehlen uns zum Theil auch heute noch, obwol gesagt werden muß, daß die Gesammtheit der Verhältnisse einen, wenn auch mäßigen, so doch stetigen Fortschritt gestattet. ... Vom Standpunkte der Entwickelung und in der Nähe betrachtet, werden wir einen oft ganz merkwürdigen Fortschritt verzeichnen.

Es kostete die Ungarn vielleicht einen schwerern Kampf als jeden andern Volksstamm, die Angelpunkte nationaler Bildung zu begründen. Die fortgeschrittenen Geister erkannten den Abstand ihrer Heimat vom Westen und fühlten, daß die Ueberbrückung der Kluft die Aufbietung aller vorhandenen Kräfte erfordere. Diese Anstrengung hat zum Theil einen erheblichen Erfolg herbeigeführt; woran es noch hauptsächlich mangelt, das ist die richtige, gleichmäßige Durchbildung der verschiedenen geistigen Factoren — hierzu waren sechzehn Jahre nicht genug. Eine Herbeiführung gleichartiger durchgebildeter Kräfte von auswärts konnte nicht stattfinden, denn der Ungar hat nichts Sprach- oder Stammverwandtes aufzuweisen mit andern Völkern. So blieb ihm denn nichts übrig, als fremdartige Kräfte, vornehmlich deutsche, zu berufen, im übrigen selbst größere Aufgaben den daheim verfügbaren schwächern Händen anzuvertrauen und mittlerweile an der Durchbildung neuer inländischer Kräfte nach Thunlichkeit zu arbeiten. Vielleicht, vielleicht auch nicht, wird sich das folgende Résumé, mit dem Hermann seinen taktvoll geschriebenen Aufsatz schließt, in Zukunft als richtig erweisen:

Wer, die geschichtliche Entwickelung des ungarischen Stammes berücksichtigend, den gegenwärtigen Zustand unsers wissenschaftlichen Lebens und Apparats objectiv betrachtet und prüft, der wird gewiß zu dem Resultat gelangen, daß dieser Stamm ein großes Anpassungsvermögen und daher auch eine große Lebensfähigkeit besitzt. In einer kurzen Spanne Zeit wurden die Grundlagen für ein modernes, der Entwickelung fähiges wissenschaftliches Leben aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft geschaffen, die Wechselwirkung in Gang gebracht. Mit der Consolidirung der gesellschaftlichen Zustände werden sich diese Verhältnisse sicherlich noch bessern; wenn es die Weltereignisse begünstigen, kann darüber kein Zweifel entstehen, daß Ungarn auch voll und ganz ein Culturstaat im Sinne des fortgeschrittenen Westens werden muß.

Aehnlicher Natur ist der Artikel „Die bildende Kunst in Ungarn und ungarische Künstler in der Fremde" von Julius Pasteiner. Die Ungarn gelangten bald nach Erringung ihrer politischen Unabhängigkeit zu der Einsicht, daß sie, um den civilisirtesten Nationen beigezählt werden zu können, eine nationale bildende Kunst haben müssen, und es fanden sich recht viele junge Leute, die in die Welt hinausgingen, entschlossen, dieses Ziel zu verwirklichen. Oft genug wußten sie nicht, wohin ihr Weg sie führen werde und woher sie das tägliche Brot nehmen sollten; aber sie setzten ihr Vorhaben durch; dabei sind sie nicht nur nicht zu Grunde gegangen, sondern sie haben sogar Ruhm und Geld in reichem Maße erworben. Der Umstand, daß die neue bildende Kunst den europäischen Maßstab zur Richtschnur genommen, trug zu diesem günstigen

Ergebniß nicht wenig bei. Die Ungarn kaufen nicht sehr viele ausländische Kunstwerke, wohl aber setzen sie zahlreiche eigene Arbeiten im Auslande ab. Die jüngste und kräftigste Erscheinung der bildenden Kunst in Ungarn ist unstreitig die Malerei. Der nationale Genius dürfte berufen sein, auf diesem Gebiete eine hohe Rolle zu spielen. Ueber diesen Punkt äußert sich unser Gewährsmann folgendermaßen:

Die Anzahl und die künstlerische Bedeutung der ungarischen Maler stehen in einem auffallend unrichtigen Verhältniß zur Jugend der ungarischen Malerkunst, aber auch nicht im ganz richtigen Verhältniß zu dem Umstande, daß es eine eigentlich ungarische Malerei noch gar nicht gibt, ja, daß wir auch die ersten Ansätze zu einer solchen vermissen. Es scheint uns, als wäre dies ein Mangel an Abgeklärtheit, was in den Augen einzelner vielleicht als Nachtheil erscheinen mag, sich aber aus den Verhältnissen sehr gut erklärt. Alexander Wagner ist Professor an der münchener Akademie, Julius Benczur war es bisher, Lietzen-Meyer ist Director der stuttgarter Akademie. Man kann doch nicht verlangen, daß sie in Deutschland die Grundlagen einer ungarischen Malerschule schaffen sollen. Ebenso wenig konnten Michael Zichy in Petersburg und Michael Munkacsy in Paris dies thun. Es gibt einen gemeinsamen Zug, der die ungarische Malerei kennzeichnet: der leidenschaftliche Schaffensdrang, der eine unumgängliche Vorbedingung der Hervorbringung jedes wahren Kunstwerks ist. Hand in Hand mit diesem Schaffensdrang geht ein fast auf der ganzen Linie sich zeigender Reichthum von Ideen. Die allgemein verbreitete Klage über das Misverhältniß zwischen äußerlicher Virtuosität und ideeller Inhaltlosigkeit findet auf die ungarischen Maler im allgemeinen keine Anwendung. Das innere Bedürfniß nach künstlerischem Schaffen tritt überall hervor.

Leopold Katscher.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gedichte.

1. Balladen und neue Gedichte von Theodor Kirchhoff (in San-Francisco). Altona, Schlüter. 1883. 8. 4 M.

Der Verfasser ist gleich seinem Bruder Christian schon öfter mit Dichtungen in die Oeffentlichkeit getreten und hat warme Anerkennung und Aufmunterung gefunden. Auch in dem vorliegenden hübsch ausgestatteten Bande bewährt er sich einerseits als begabter Schilderer der reichen Natur seiner zweiten und von ihm seit mehr als dreißig Jahren innig geliebten Heimat Californien, andererseits als ein treuer Deutscher. So heißt es in dem Gedicht „Ein Lindenblatt“:

Aus meiner Jugend kam mir ins Gedächtniß
Ein heil'ges Bild, als ich dich sah, o Linde!
Dein hellgrün' Blatt, bewegt von sanftem Winde,
Mir war's von meiner Heimat ein Vermächtniß,
Das der Erinn'rung liebe Worte sprach,
Als leise ich's von deinen Zweigen brach.

Ein Lindenblatt! — Es hat herbeigerufen
Die Zeit, als ich, bewegt von bangen Träumen,
Gestanden unter hohen Lindenbäumen
Beim Abschied auf des Vaterhauses Stufen;
Als ernst die schwere Trennungsstunde kam,
Die mich hinweg von deutscher Erde nahm.

Die Heimat ist dem Deutschen in der Ferne
Wie die Geliebte seiner Jugend; nimmer
Vergißt er ihr beglückend Bild, und immer
Begleitet's ihn auf diesem Erdensterne.
Ich hab' dich, neue Heimat, dennoch lieb,
Ob mir die alte auch im Herzen blieb!

Unter seinen californischen Balladen werden vor allem „Die Gräber am Donnersee“ interessiren. Der eigentliche Höhepunkt des Themas hätte freilich, wenn der sagenhafte Kannibalismus der sogenannten Donnergesellschaft als eine heroisch von ihr zurückgewiesene Versuchung zur Verwerthung gelangt wäre, zu einer weit ergreifendern Schilderung den Stoff hergeliehen. Es handelt sich um den Untergang von einigen achtzig auf dem Wege nach Californien im Winter 1846 im Schnee verhungerten Ansiedlern, welche in der Ballade ein Greis, der alte Donner, überlebte. Daß die Uebrigen, wie es heißt, einander aufaßen, hat der Dichter verschwiegen; aber diese Schonung verschlägt wenig, da er den letzten Ueberlebenden, bei seiner endlichen Auffindung, doch noch als dem Menschenfressen verfallen vorführt; hier die betreffende Stelle:

Bild des Schreckens! Bild des Jammers! —
　　dicht am Ufer sitzt alleine,
Wie ein bleich Gespenst, ein uralt
　　Männlein da auf nacktem Steine,
Abgemagert zum Gerippe.
　　Von dem bloßen Scheitel hängen
Graue Haare um die Schläfen
　　ihm herab in wirren Strängen.
In den tiefen Höhlen rollen
　　seine wilden Augen, senden
Blicke, die unheimlich leuchten;
　　und — o Graus! in dürren Händen
Hält er zitternd Menschenreste.
　　Nahe, ein entsetzlich Zeichen
Von des Hungertodes Qualen,
　　liegen da entstellte Leichen.
Donner's Vater ist's, der stille
　　Alte, den der Tod verschmähte,
Als er Manneskraft und Jugend
　　ohn' Erbarmen niedermähte.
Bei des Hungers Höllenmartern
　　dienten noch dem schwachen Greise
Jene Todten — seine Kinder!
　　furchtbar als die letzte Speise.

Dies möchte denn doch ein gut Theil gräßlicher sein, als wenn der Verfasser uns nur die verzweifelte Lage der dem Hungertode Geweihten geschildert und, wie erwähnt, dies abschreckende Bild durch den schließlichen Sieg des Menschlichen über das Thierische in den Unglücklichen verklärt hätte.

2. Heideblumen von M. A. Ferdinand. Berlin, Stolzenwald.

Der jugendliche Verfasser schließt sein Vorwort „An das Publikum" mit den Worten:

Mehrere Gedichte hätte ich wohl lieber fortlassen sollen, aber ich nahm sie auf, weil sie geeignet waren, meine Anschauung etwas zu beleuchten. Es ist doch gut, daß man sich gleich zu erkennen gibt, wenn man sich Menschen nähern will, und ich habe keinen Grund, das Licht zu meiden. So hoffe ich denn, man wird auch ein Sträußchen Heideblumen nicht verschmähen. Der erste Schritt auf einer Bahn, die mir klar vor Augen liegt, ist gethan. Mit klopfendem Herzen erwarte ich das Urtheil, das mir werden wird, das mich von dem betretenen Pfade zurückschrecken oder zu freudigem, wirkungsvollem und begeistertem Schaffen ermuntern wird.

Blättern wir über die von Liebeswallungen für Phyllis, Klara, Nietta und Martha erfüllte erste Abtheilung hinweg, so gibt der Verfasser uns in der zweiten Abtheilung in dem Gedicht „Da sitz' ich nun" einen ungefähren Anhalt für das, was ihn eigentlich in das sogenannte Reich der Ideale trieb. Mit Hinweglassung einiger Verse ergibt das Gedicht „Da sitz' ich nun" die folgende Lebenslage:

Da sitz' ich nun und werf' den Blick
Empor nach den vier Wänden —
Ein holder Traum kommt nie zurück,
Greift man ihn auch mit Händen.

Hab' an den Bächen stundenlang
Dem Blitzen zugesehen,
Und aus der Meise Lockgesang
Kam mir's wie Frühlingswehen.

Da tönt' es wie mit Donnermacht
In jeder Faser wieder,
Daß plötzlich sinkt in schwarze Nacht
Der Sonne Goldgefieder:

„Das Spiel ist aus! Herein! Herein!
— Verteufelt Jubiliren!
Verpönt sei Freud' und Rosenschein!
Jetzt heißt es nun: Studiren!"

Da sitz' ich nun im Zimmer still
Und kaue an der Feder,
Und nicht darum, weil Gott es will,
Doch die auf dem Katheder.

Es möchte sich doch für den Verfasser empfehlen, seine Abneigung gegen das Studiren zu überwinden. Im Laufe seiner weitern Entwickelung wird er dann auch selbst ohne Zweifel zu der Erkenntniß kommen, daß man nicht Bildung erwirbt, weil die auf dem Katheder es so wollen, sondern weil der Unwissende oder nur halb Gebildete überhaupt im Leben hinter den Gebildeten zurückstehen muß.

3. Gedichte von Arnold von der Passer. Innsbruck, Wagner. 1883. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Büchlein enthält: „Rehlieder", „Im Hochwald", „Frühlingslieder im Krankenzimmer", „Neue Lieder", „Neue Liebe", „Aus jungen Jahren" und zuletzt noch eine Nachlese. In der vorletzten Abtheilung ist ein Gedicht: „An Deutschlands Dichter" (1870), enthalten, welches mit der Mahnung anhebt:

Wollt ihr feurige Gesänge
Widmen diesem blut'gen Kriege,
Singt nur nicht von Lorberreisern,
Singt nur nicht von unserm Siege!

Singt mir von den Todeswunden,
Die die Hohlgeschosse schlugen,
Singt mir von den Fieberkranken,
Die im Tod den Krieg verfluchen —

und mit der andern Mahnung schließt:

Und zuletzt nach all dem Jammer
Dieser blutgetränkten Erden
Wollet nur den Himmel fragen,
Wann wir endlich Menschen werden.

Die übrigen Gedichte handeln theils von glücklicher, theils von unglücklicher Liebe, wobei es hin und wieder Anklänge an Bekanntes gibt, z. B. an Wilhelm Müller's „Schöne Müllerin":

Und du bist mein! Ich möcht' es rufen
Wohl in die ganze Welt hinein
Das einz'ge Wort, das mich beseligt,
Das einz'ge Wort: Und du bist mein!

Auch das Folgende hat man schon gehört, z. B. von Eichendorff:

Die Abendnebel steigen
Wie Geister aus dem See,
Die Vögel in den Zweigen
Mit ihren Liedern schweigen,
Als wüßten sie mein Weh —

und auch Goethe's „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?" wird hier nicht zum ersten male variirt:

Du zürnst, weil ich dich liebe;
Was kann ich denn dafür?
In langer banger Mitternacht,
Da ich an Liebe nicht gedacht,
Da stand sie vor der Thür.

Uebrigens werden Liedercomponisten, wenn sie sich des Büchleins annehmen wollen, ihre Mühe belohnt finden; denn so wenig Neues darin ist, sangbar ist manches. Nicht recht schicklich scheint uns, daß der Dichter, wenn auch wol in einem Anfluge Heine'scher Scherzhaftigkeit, einer seiner Angebeteten zumuthet, seine Gedichte zu — kaufen. Aber lassen wir ihn selbst reden:

Daß ich dich liebe, weißt du ja längst,
Ich brauch' es dir gar nicht zu sagen,
Es pfeifen's die Vögel auf jedem Dach
In diesen sonnigen Tagen.

Und geh' nur hinaus in den duftigen Wald,
Die Bäume flüstern und rauschen,
Da kannst du von meiner Liebe das Lied
Aus allen Wipfeln erlauschen.

Und frag' nur die Blumen im Garten dein,
Die Veilchen werden's wohl wissen,
Ich sagte es ihnen ja hundertmal,
Wie selig es wär', dich zu küssen.

Doch wenn du willst wissen von A bis Z
Meine traurige Liebesgeschichte,
So geh' — es kostet nicht allzu viel —
Und kaufe dir meine Gedichte.

4. Lebensblüten. Liederbuch von Ernst Wilhelm Daudert. Riga, Kymmel. 1883. 8. 2 M.

„Von der Censur erlaubt“ — so steht auf dem ersten Blatte zu lesen. Auch die Kritik heißt den baltischen Bruder ohne Bedenken willkommen und fragt nicht einmal, warum das Büchlein ohne Inhaltsverzeichniß in die Welt hinausreisen mußte. Sinnige Gemüther werden an manchem bescheidenen Gedichte der ersten Abtheilung Gefallen finden, so an dem Gedicht „Die Häuslichkeit“. Ein halbes Dutzend Räthsel und Charaden ist für Freunde des Kopfzerbrechens als zweite Abtheilung geboten. Beim Glase Wein wollen die Trinklieder der dritten Abtheilung gesungen sein. Sentenzen und Sprüche marschiren als vierte Abtheilung auf. Und endlich gibt's auch noch ein „Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag“ gedichtetes Festspiel. Politisches scheint der Censor nicht in dem Büchlein entdeckt zu haben. Auch wir glauben bestätigen zu können, daß es nach dieser Richtung völlig makelfrei ist. Selbst das Wort Rheinwein, das bei Trinkliedern so leicht mit anklingt, ist glücklich vermieden worden. Hier einige Proben aus den Sprüchen:

Nenn' jemand boshaft oder schlecht,
Er nimmt es nicht so krumm,
Als wenn du jemals schlicht und recht
Ihm sagtest, er sei dumm.

———

Der eine glaubt alles, der andere nichts.
Ich denke, keiner erfreut sich des Lichts;
Wie an den Polen das Leben erlischt,
Fehlt beiden, was Herz und Seele erfrischt.

———

Wer mit den Trauernden nicht weint,
Und mit den Fröhlichen nicht lacht,
Der ist sich selbst der größte Feind,
Weil er nicht weiß, was glücklich macht.

———

Auf der Höhe des Lebens zu stehen, wie schön!
Doch schöner noch ist's auf der Höhe der Kunst;
Viele werden auf jener dich nicht verstehn;
Tausende labt der Musen liebliche Gunst!

5. Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin. Von Karl Schrattenthal. Déva, Selbstverlag.

Es ist immer erfreulich, auf ein poetisches Schaffen aufmerksam gemacht zu werden, das, mit Verzicht auf Lob und Ehren, in kleinem Kreise sich jahraus jahrein als segensreich bewährt hat. Von einem solchen Schaffen erhalten wir durch das obige Büchlein Kunde. Der Ort, wo es erschienen ist, gehört jenem von dem Magyarenthum so hart bedrängten Lande an, das mit deutscher Treue an den Ueberlieferungen der Heimat seiner Vorfahren hängt, und wie wenig dabei nur das Interesse für die eigene Scholle in Betracht kommt, das beweist von neuem dies Büchlein: beschäftigt sich's doch keineswegs mit einer Naturdichterin Siebenbürgens, sondern mit einer solchen aus dem Deutschen Reiche, von welcher dennoch die wenigsten unter uns je etwas gehört haben werden. Die weiter unten mitgetheilten Proben beweisen, daß die in Ortenburg (Niederbaiern) lebende dreiundsiebzigjährige Greisin ihren Empfindungen einen zum Gemüthe sprechenden poetischen Ausdruck zu geben vermag, und einige der wenigen Gedichte, welche durch die theilnehmende Fürsorge des Herausgebers hier zum ersten male gedruckt erscheinen, treffen den Volkston so gut und sind von so ungekünstelter Art, daß sie unter Kirchenliedern recht füglich ihren Platz finden könnten, während daneben andere ohne Zweifel in Schullesebücher übergehen werden. Ueber die Verfasserin sagt Karl Schrattenthal:

Johanna Katharina Koch, 1811 zu Ortenburg in Niederbaiern geboren, hatte nie Gelegenheit, ihr Talent durch die nothwendigen Studien zu entwickeln. Sie genoß nur den einfachen Unterricht einer ländlichen Volksschule, war dann durch sechzehn Jahre genöthigt, theils in ihrer Vaterstadt, theils in Regensburg Magddienste zu versehen, bis sie endlich den Handarbeitsunterricht an einer Mädchenschule Ortenburgs übernahm und in der Eigenschaft einer Industrielehrerin durch dreißig Jahre wirkte. Einmal lächelte ihr ein Glücksstern. Im Jahre 1872 wurde der König von Griechenland durch den Arzt Dr. Lindemeyer, einem geborenen Ortenburger, auf Katharina Koch aufmerksam gemacht. Der Fürst lud sie ein, nach Athen zu kommen — sie aber blieb daheim, weil sie ihre alte kranke Mutter zu pflegen hatte. Ihr Wirken schildert am besten ein in die Verhältnisse ihrer Heimat Eingeweihter wie folgt: „Ortenburg, die alte Grafschaft mit ihrer Grafenburg, ist eine lutherische Insel im katholischen Niederbaiern. Das Völkchen hält fest an Glauben und Sitten. Und wo bei ihm etwas Besonderes los ist, eine Freud' oder ein Leid, Kindtauf' oder Hochzeit, Geburtstag oder Tod, da muß die «Jungfer Bas» mit einem Liede zur Erhebung, zur Verherrlichung oder zum Trost herbei, und die Jungfer Bas hat's noch keinem abgeschlagen, weit und breit, und wenn ihr das auch blitzwenig eintrug zum Leben, so hat es ihr doch ein großes Maß von Liebe eingetragen, denn alles hat sie lieb und allen in und um Ortenburg ist sie die gute «Jungfer Bas». Und daß sie gar keinen Unterschied macht, beweist Folgendes: Ein passauer Bürger hat sie neulich besucht, und der schrieb unter anderm uns so: «Es war vor nicht langer Zeit, als ich nach Ortenburg kam und natürlich auch die Jungfer Bas besuchte. In den letzten Tagen war mir von öffentlichen Blättern fast nichts vor Gesicht gekommen als die Zeitung des Renegaten Bucher in Passau, welcher das Gift des Glaubenshasses alle vierundzwanzig Stunden frisch unter die Bauern wirft, unterstützt von seiner Priesterherrschaft, wie sie eben in Passau gang und gebe war. Da kam während meiner Anwesenheit bei der Jungfer Bas eine Bötin aus der stockkatholischen Umgegend, zwei Stunden weit hergeschickt von tieftrauernder Mutter, welche die Jungfer Bas bitten ließ, ihr eins ihrer schönen Gedichte zu machen, denn das werde, ließ sie sagen, gewiß ihren großen Schmerz lindern, und sie wolle es auch ihrem einzigen geliebten Kinde mit in das Grab geben. Und so geschah es. Das Weib aus dem Volke kam zu dem Weibe aus dem Volke, der Schmerz der einen — er war nicht katholisch, die Theilnahme der andern — sie war nicht protestantisch: beides war rein menschlich! Die confessionelle Kluft war fort. Draußen aber tobte just der Wahlkampf für den Reichstag, und Bucher brüllte in die Welt hinein: «Nicht lutherisch werden, katholisch bleiben!» Ich aber pries die Stunde glücklich, in der es mir vergönnt war, in zwei Frauenherzen zu schauen, und es that mir weh, als ich wieder aus dem trauten Stübchen der wahrsten Dichterin des Volks hinaus mußte in eine Welt, wo man lutherisch und katholisch ist. Nicht wahr? Das war eine schöne Stunde! Eine solche alte brave Dichterin sollte eigentlich gar keine heimlichen Sorgen für das bischen

Leben haben. Ich habe mich schon manchmal geärgert, daß ich nicht reich bin; ich wüßte ganz genau, was ich in solch einem Falle thäte. Desto mehr freut es mich, daß die Schiller-Stiftung eine Ausnahme von ihren Statuten gemacht und unserer Dichterin, die noch so gut wie gar nichts hat drucken lassen, sondern alles handschriftlich verbreitete, dennoch eine Ehrengabe zugesendet hat.»"

Hier mögen einige Proben aus dem Büchlein der greisen Dichterin folgen:

Den Vermißten.
(Nach einem Kriege.)

„Vermißt!" so stehn sie eingeschrieben,
Wo man als Nummern Menschenleben zählt.
„Vermißt", das sind sie schmerzlich bei den Lieben,
Die mehr als alles Ungewißheit quält. —
O Gott der Liebe, wollst nur du nicht missen
Die Seelen, deren Leiber man nicht fand;
Laß du uns nur sie eingeschrieben wissen
Im Buch des Lebens von Erlösers Hand.

Mitgaben ins Grab.

Ob auch vom Stamm die Knospe brach,
Ist sie doch nicht verloren,
Denn sie hat nun der große Fürst
Des Lebens sich erkoren. —
Vor seinem Throne steht ein Glas,
Gefüllt mit Seligkeiten,
Drin wird sie schön entfalten sich
Und vor ihm Duft verbreiten.

Spruch.

Ja, vorwärts gehen, das ist wohl recht,
Doch vorwärts laufen bekommt schon schlecht,
Und vorwärts stürzen, das führt gar oft
Dem Abgrund zu ganz unverhofft.

6. Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen von E. Heldt. Frankfurt a. M., Grobel. 1884. 16. 1 M. 50 Pf.

Die erste Dichtung: „Guntram", greift in die Zeit der Kreuzzüge zurück und führt das Liebesabenteuer, in welches ein Ritter durch ein verführerisches weibliches Gespenst verwickelt wird, zu versöhnlichem Ausgange. Die zweite Dichtung: „Ein Epheublatt", ist modernen Zuschnitts: eine Tante erzählt ihrer Nichte am Abend vor deren Hochzeit eigene Herzenserlebnisse. Der Ton ist nicht durchweg richtig getroffen; er hat etwas zu Jugendliches, und das Ganze ist wol ein gut Theil weiblich schwärmischer als für die Erweckung warmen Antheils förderlich; doch werden diese Mängel durch Lauterkeit der Gesinnung aufgewogen. Auch die dritte Dichtung: „Nornegast", hat Vorzüge letzterer Art, könnte in metrischer Beziehung aber etwas minder holpern. Nordische Sagenstoffe sind darin mit Geschick verwoben und die Götterdämmerung sammt dem Christenthum spielt in solcher Weise hinein, daß sowol Odin wie dem Stifter des neuen Glaubens sein Recht wird.

7. Brautkranz. Von Theodor Meurer. Leipzig, Jnes. 1884. 8. 2 M.

Es ist längst nachgewiesen worden, daß auf dem Seile tanzen kinderleicht ist, verglichen mit der Aufgabe, Liebesempfindungen in so eigenartige poetische Formen zu bringen, daß sie einer mit der deutschen Lyrik einigermaßen vertrauten Leserin und nun gar einem solchen Leser noch irgendetwas Neues sagen. Dennoch blüht das wohlbekannte Gartenbeet deutscher Liebeslyrik immer unverdrossen weiter, und so sei auch dem obigen „Brautkranz" nicht das Recht versagt, wenigstens mit einigen Versen sich dem Interesse unbefangener Gemüther zu empfehlen:

Doch ich sitz' ohne Ruh'.

Nun hat im Arm sie mir geruht
So kurz im schnellen Reigen;
Es konnte meiner Augen Glut
Ihr doch die Liebe zeigen.
Es sprach mein Mund: ich liebe dich!
Mein Herz schlug ihr es zu.
Es lockt der Schall so hell um mich;
Doch ich — sitz' ohne Ruh'.

Nun hab' ich scheiden sie gesehn
Nach kurzem, kurzem Glücke,
Die Augenblicke, die vergehn,
Wer ruft sie mir zurücke?
Das Glück ja trägt uns kalt gesinnt
Nur Augenblicke zu;
Es rauscht der Schall, die Zeit verrinnt,
Doch ich — sitz' ohne Ruh'.

8. Offenbarung. Epistel von Richard Kralik. Wien, Konegen. 1883. 8. 1 M.

Luther sagt in einer seiner Tischreden: „Ich begehre keiner neuen Offenbarung." Der Verfasser der obigen Epistel ist der Meinung gewesen, eine neue Offenbarung sei dennoch an der Zeit. In der That enthält die seine Neues, nämlich den Nachweis, daß wir sammt und sonders Götter sind, daß wir die Erde selbst erschufen, und zwar um dem ewigen Glücke und dem ewigen Wohlsein da droben etwas Abwechselung zu geben. Demgemäß sind wir hienieden Spielgefährten, die ihre Kräfte miteinander messen. Wirklich nachgewiesen ist das alles freilich nicht. Eine neulich im Feuilleton der wiener „Presse" versuchte Analyse des Gedichts kommt sogar zu dem Ergebniß, daß der Verfasser möglicherweise den durch Wagner's Trilogie neu angefachten Walküren-, Helden- und Wodancultus habe persifliren wollen; doch steht dieser Annahme der ernste Ton des Ganzen wol entgegen. Hier als Probe der Schluß:

Das Wort des ersten Sängers hat diese Welt vollbracht,
Seines Wortes Zauberrunen halten die Welt in Acht.
So sind die Sänger die ersten, sie bauen ewig neu
Mit ihren Zaubersprüchen der Welt wankend Gebäu'.
Und unter allen Sängern ring' ich um höchsten Preis;
Drum hab' ich euch gekündet, was sonst keiner weiß.
Und wer mich versuchen wollte, dem thu' ich gern Bescheid;
Auf alles, was er fragte, zur Wette bin ich bereit.
Ich setze meine Ehre, die göttliche, zum Pfand
Und was sonst gilt zur Wette, auch eben Haupt und Hand.
Zu Kampfesrichtern ruf' ich alle guten Frau'n
Zu Wien, die freudevollen, gern will ich ihnen trau'n.

Ich bin getrost, so lieblich hat keiner sie gelobt
Wie ich; ob sie mir's danken, das sei nun erprobt.

Ich fordre nur das von ihnen, wann einst man sollte fragen:
Wer sang euch die besten Lieder? Dann sollen sie gleich sagen:

„Die besten Lieder sang uns ein guter Ostermann;
Er sang uns recht zu Freude, nun ist er längst hindann.
Er spielte mit uns unsre Spiele, er tanzte mit uns im Reihn,
Er sagte die schönsten Mären; das mochte der beste sein."

Robert Waldmüller.

Eine norwegische Schriftstellerin.

1. Im Stillen. Schilderungen vom heimischen Herd. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1882. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Zu Hause. Bilder aus dem täglichen Leben. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Gütersloh, Bertelsmann. 1883. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Name der neuen norwegischen Autorin ist uns unbekannt, denn aus dem auf dem Titel stehenden bloßen Vornamen Marie ist nichts zu errathen; sie hat rasch große Anerkennung gefunden.

Mögen wir bei ihr von Tendenz sprechen, oder der deutlich überwiegenden Richtung einen andern Namen geben, gleichgültig: sie steht so entschieden auf dem specifisch christlichen Boden und verfolgt ebenso entschieden moralisch-erbauliche Zwecke, daß je nach seinem eigenen persönlichen Standpunkte der eine Kritiker hierin vielleicht ein Zuviel sehen, der andere umgekehrt sich gerade davon persönlich angezogen und sein Urtheil danach bestimmen wird. Ihre herrschende Lebensanschauung ist ganz leicht zu präcisiren mit dem Satze: Der Glaube und die Liebe, die dem Christenthum entstammen, vermögen die Welt zu überwinden. Für uns ist es genug, daß diese vorwiegende Neigung der Verfasserin ihrer Gestaltungskraft keinen Abbruch gethan und ihre ganze Lebensauffassung nichts Einseitiges, Verschrobenes oder tendenziös Gekünsteltes hat, nichts Angekränkeltes, wie es sich oft mit jenem Standpunkte verbindet. Es ist Natur, einfach gesunde Natur: das soll und darf auch der nicht verkennen, der auf einem völlig andern Boden steht; einfach, unzweifelhafte Herzenstreue und Herzenswahrheit widerspiegelnd ist auch Haltung und Sprache. Die Gesundheit des Wesens spricht sich ebenfalls darin aus, daß mit nicht geringerer Entschiedenheit und Klarheit Protest gegen jedwede sektirerische, selbstgerechte oder heuchlerische Frömmigkeit eingelegt und dies in sehr charakteristischen Personen lebensvoll anschaulich gemacht wird; zwischen fromm und fromm ist dagegen scharf und geistesfrisch unterschieden. Die von der Verfasserin gewählte Methode ist jedenfalls die erfolgreichste, für ihre Zwecke zu wirken und in Kreise einzudringen, die von Haus aus ihrer Lebensrichtung fern stehen und sich einer tendenziösen Apologetik oder trockenen Predigt von vornherein verschließen würden.

Marie hat einen sichern psychischen Blick und kennt die Menschen; die Lebensläufe und Herzenswechsel, die sie uns vorführt, sind ebenso einfach und natürlich wie durchdringend treu; es sind klar durchgebildete Figuren und Situationen.

Die Lebensläufe sind interessant und doch von schlichter Wahrheit ohne jedwede Absonderlichkeit, und zwar stehen sie beide Bände hindurch, obschon auch jeder unabhängig von dem andern gelesen werden kann, in engem Zusammenhang. Im Centrum des Ganzen steht als der alles leitende Geist eine gute fromme Frau, die wir von den frühen Mädchenjahren in ihrem stillen und reichen Wirken geleiten, bis der Herbst auf den Häuptern eines segnenden und gesegneten Ehepaares liegt, dessen Söhne bereits wieder ein Schicksal durchgemacht haben. Es ist die Landpredigerstochter Aagot, der wir hernach als Gutsbesitzerin Frau Falk wieder begegnen. Die Schicksale dieser frei schaltenden und waltenden Frau und ihrer Angehörigen haben im Grunde gar nichts Außergewöhnliches, nichts von der heute so beliebten aufreizenden Manier; die Bedeutung liegt vielmehr in den innern, den geistigen Vorgängen. Die Hauptzüge sind ganz kurz diese: Das mit einem Jugendgespielen in ländlicher Freiheit und Lauterkeit aufgewachsene Mädchen kommt in die Stadt und zwar in eine im leichtsinnigsten Weltleben aufgehende und gründlich zerfahrene Familie, deren einzelne Glieder besonders frappante Typen sind. Der erste mächtige Schmerz, der über sie kommt, ist der während ihrer Abwesenheit rasch erfolgte Tod des über alles geliebten trefflichen Vaters; dann folgt die Bekanntschaft mit dem etwas ältern, aus einer stürmischen Jugend herausgetretenen, aber äußerst tüchtigen und ehrenhaften, wenn auch freigeistigen Gutsbesitzer Falk und nach langen Kämpfen und bangen Fragen die Heirath mit ihm, und nun das Wirken der Frau und Mutter, schön und natürlich, bis zwei erwachsene Söhne unter ihrer Aegide auch wieder ihre wechselnden Herzens- und Lebenserfahrungen machen. Alles ist wohlbegründet; wir können auch gegen die Bekehrung ihres Mannes zum gläubigen Christenthum, womit ihr innigster Herzenswunsch sich erfüllt, nichts einwenden, denn auch das ist gut motivirt, vollzieht sich einfach, ohne Predigt oder einen künstlich angesetzten Bekehrungsapparat, an der Leiche des fast übermäßig geliebten einzigen Töchterchens.

Der Personenkreis um diese Frau her ist ziemlich groß und äußerst wechselvoll, die Schicksale so verschieden wie die Charaktere, sodaß ein intensives Gesammtlebensbild sich daraus gestaltet.

Figuren von großer Wahrheit und Anschaulichkeit sind diese Repräsentanten einer speculativen Familie in der Hauptstadt: die Tante Emma, die noch immer jugendlich sein will und auf einen reichen Freier ihrer hübschen

Lieblingstochter lauert, darüber aber die Haushaltung finanziell zu Grunde richtet; die vollständig gleich geartete Tochter, die aus einem leichtsinnigen Mädchen eine leichtfertige Frau wird, welche sich von dem Manne scheidet, nachdem sie ihn hat ruiniren helfen; die von Natur und von ihrer Familie vernachlässigte und erbitterte ironische zweite Tochter Helene, die aber doch einen tiefern Fonds in sich trägt, durch reine Liebe geläutert und gehoben, und als sie sich getäuscht sieht, zur aufopfernden Krankenpflegerin wird. Gar nicht in die Sippe paßt der Hausherr selbst, ein in kindlicher Naivetät ausschließlich seinen stillen Studien lebender Professor, der für Frau und Töchter nur existirt, wenn sie Geld brauchen, was allerdings häufig genug der Fall ist. Noch sprechender sind die Vertreter der andern, verwandten Familie. Der reiche Großhändler Bakke, ein mit allen leichten Gesellschaftern feminini und masculini generis kokettirender Lebemann allerleichtesten Kalibers, bringt es schließlich richtig zum Bankerott und — verschwindet gleich einem Bankkassierer. Seine erschreckend steife, geziert demüthige, aber von Geisteshochmuth, Selbstgerechtigkeit und Tugenddünkel strotzende Ehehälfte Judith wird dann später vernünftig, natürlich, duldsam und wahrhaft fromm, aber erst als die bittersten Schicksalsschläge sie und ihr Haus getroffen. Das verhätschelte Söhnchen Joseph, ein frömmelnder Heuchler, daneben ein ausschweifend verschwenderisches Bürschchen, sinkt bis zum gemeinen Diebstahl herunter und endet, vom Schlage getroffen, in Blödsinn. Das einzige bessere Wesen in diesem Kreis ist die vernachlässigte Tochter Susanna, die nach hartem Kampfe ihr Glück bei einem geliebten einfachen Manne findet.

So sind die Stadtleute. Nun die Personen vom Lande. Da ist zunächst der kleinen Aagot treuer Spielgenosse Gunnar mit seiner alten Mutter. Der von dem Prediger unterrichtete Knabe hat große Anlage und entschiedenen Trieb zur Kunst, kommt durch großmüthige Unterstützung dazu, sich auszubilden, verliebt sich einen Augenblick in die geistig fein mit seinen Idealen sympathisirende, aber unschöne Helene, macht in der verführerischen hauptstädtischen Gesellschaft eine Periode des Leichtsinns und der Verirrung durch, hebt sich aber wieder nach einem schweren Schlage, wird ein ausgezeichneter Maler von großem Ruf und stirbt ganz jung auf der Höhe seines Ruhms und Strebens. Die alte Mutter überlebt ihn und findet in der Familie Falk eine sorgsam treue Pflege.

Weit interessanter noch und eigenartiger, wenn auch durchaus natürlich, ist das Schicksal der jungen Ingeborg, ihrer Aeltern und ihres unehelichen Töchterchens: ein Gesammtbild, das zutreffend überschrieben ist „Eine zerrüttete Familie". Ja wohl, zerrüttet! Der Vater ist aus wohlhabenden Verhältnissen allmählich heruntergesunken, nun weltverdrossen und zum Trunkenbold geworden; die Mutter liegt krank und stirbt, als ihr die in eine unselige Liebschaft verwickelte schöne Tochter aus Versehen zu starke Medicin gibt; der Vater verflucht sein Kind, dieses wandert mit dem reichen Verführer in die Fremde, genießt als seine Maitresse einige lustige Jahre; doch bald kommt beiderseits die Reue. Ingeborg wandert mit ihrem kleinen Kinde Marie in die ferne kalte Welt hinaus, wird krank und arm und trifft in dieser Verfassung auf den alten Vater, der als Straßenmusikant herumzieht; die beiden Elenden söhnen sich, etwas schwer, wieder aus und theilen nun, gemeinsam wandernd, ihre Armuth und den Branntwein und verkommen darin. Die Kleine wird unter Leitung der Mutter ebenfalls Kaffeehaussängerin; als solcher begegnen wir ihr im weitern Verlauf und sehen sie eine nicht unwesentliche Rolle in der Geschichte des Hauses Falk spielen.

Nun die letzte Partie: Aagot mit ihren ungleich gearteten Söhnen Harald und Gunnar. Der ältere, Harald, zum Prediger bestimmt, ist eine etwas starre und herrische Natur, Gunnar eine sanft empfängliche Seele mit künstlerischen Neigungen. Als dieser zur Ausbildung in die Welt geht, gewinnt er ein Mädchen Lilli lieb, die sich aber für das Theater bestimmt glaubt und da auch mit Glanz debutirt; da tritt folgende eigene Verwickelung ein: Harald besucht den Bruder, und sofort entbrennen er und Lilli in Liebe zueinander und heirathen sich. Der eigenwillige Mann versteht aber das Leben und vollends das Frauenherz nicht, lebt nach seinem streng abstracten System und bringt seine beweglichere Gattin zur Verzweiflung, und an einem verhängnißvollen Abend ist sie nahe daran, das Leben zu verlieren. Der Schreck darüber öffnet ihm die Augen; er wird anders, milder, und nun erst wird die im Feuer geläuterte Ehe glücklich. Gunnar, der Lilli's Verlust schwer ertragen, rettet die Landstreicherin Marie und erzieht sie zu einem bessern Leben, woraus sich aber ein recht seltsames Verhältniß zwischen den zweien entwickelt: die Arme, die vorher niemals Liebe und Schonung erfahren, hängt an ihrem Retter mit der Liebe und Treue, die man dem Hunde gegen seinen Herrn zuschreibt, stirbt aber jung an einem Herzübel, das sie sich in dem gezwungen vagabundirenden Leben zugezogen hatte. Auch da spielt wieder eine falsche Fromme ihr Stückchen: Jungfer Sand, die auf der Suche nach einem Mann mit ihren hartknochigen Fingern in die Herzen hineinlangt.

So haben wir in den beiden Bändchen drei oder vier je von den Aeltern zu den Kindern übergeführte und ineinander greifende Familiengeschichten vor uns in drei bestimmten Absätzen, die wir betiteln könnten: Aagot's Jugenderlebnisse, Ingeborg, Mutter und Söhne. Künstlerisch scheint mir das Mittelstück das vollendeteste, an reiner Wahrheit und Tiefe des Seelenlebens das erste hervorragend, die Schlußpartie etwas schwächer.

J. J. Honegger.

Zur Kunstgeschichte.

1. Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. Zwei Bände. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit 600 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1882. Lex.-8. 28 M.

Unter den lebenden Kunsthistorikern ist keiner, welcher so viel für Popularisirung seiner Wissenschaft gethan und so große literarische Erfolge damit erzielt hat wie Lübke. Während es früher unter seinen Fachgenossen Mode war, ihn deswegen vornehm über die Achsel anzusehen, hat sich neuerdings sogar ein Mann wie Anton Springer entschlossen, einen populär-wissenschaftlichen Text zu den bekannten Seemann'schen „Kunsthistorischen Bilderbogen“ zu schreiben. Um die Verbreitung der Kunstwissenschaft im ganzen Volke erwerben sich derartige Männer gewiß ein großes Verdienst. Nachdem nun Lübke nach der angegebenen Seite hin Bedeutendes geleistet hatte, zeigte er in seiner „Geschichte der Renaissance in Deutschland“, daß er auch ein bahnbrechender Forscher sein könne. Als 1873 die erste Auflage dieses Werks erschien, entbehrte der Verfasser fast aller Vorarbeiten, denn das Ortwein'sche Sammelwerk existirte damals nur in seinen Anfängen. So vollendete Lübke allein eine Riesenaufgabe, von der man nicht begreift, wie ein einziger sie lösen konnte. Er durchforschte wandernd das Gebiet von der Mosel bis zum Niemen, von der Eider bis zur Save; so ruhte seine Darstellung auf eigener Anschauung und füllte eine schwer empfundene Lücke in der deutschen Kunstgeschichte aus! Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr: vor ihr besaß man keine Geschichte der Architektur jener Epoche, wie sie nunmehr für die Zeit von 1520—1618 vorliegt. Die zweite Auflage hat wesentliche Vermehrungen und Verbesserungen erfahren, insbesondere ist das Gebiet von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt in ein neues Kapitel zusammengefaßt worden; auch das kunstgewerbliche Kapitel erscheint beträchtlich erweitert.

Was nun den Werth des neu aufgelegten Werks anlangt, so konstatiren wir zunächst, daß der Druck der Firma Knorr und Hirth in München ausgezeichnet und die Ausstattung mit Kopf- und Randleisten, Vignetten und Initialen eine sehr reiche ist. Insbesondere aber heben wir rühmend hervor, daß die beigegebenen Abbildungen (218 im ersten, 382 im zweiten Band) sich vortheilhaft vor ähnlichen auszeichnen. Dadurch wird der Text außerordentlich gehoben, welcher in folgende Kapitel zerfällt. Voran geht ein allgemeiner Theil, auf welchen wir besonders zurückkommen werden; dann folgt die Beschreibung der Bauwerke in der deutschen Schweiz, den oberrheinischen Gebieten, den pfälzischen Landen, in Schwaben, Franken, Baiern, den österreichischen Ländern, den nordöstlichen Binnenländern, den norddeutschen Küstengebieten, Obersachsen, Niedersachsen, den nordwestlichen Binnenländern, den hessischen Gebieten.

Es ist für den Referenten nicht möglich, eins dieser Kapitel vor den andern zu bevorzugen, ohne willkürlich zu erscheinen. Er kann nur aussprechen, daß die leichtflüssige Art, mit welcher Lübke das trockene Material zu anschaulichen Bildern gestaltet, geradezu bewundernswerth ist, sodaß man, mit seinem Auge sehend und von den Illustrationen seines Werks unterstützt, viele Kunstwerke besser aus dieser Lektüre kennen lernt als selbst durch eigene Betrachtung. Dabei ist das Ganze durchwoben von einer gediegenen Kritik, welche ebenso sehr den historischen wie den ästhetischen Gesichtspunkten Rechnung trägt. Da in den Einzelangaben wol nur die wenigsten den Verfasser controliren oder corrigiren können, so ziehen auch wir uns zurück auf den allgemeinen Theil des ersten Buchs. Wir stehen nicht an, ihn für ein Meisterstück zu erklären, für das Beste überhaupt, was Lübke selbständig geschaffen hat. Wenn wir nun einige wichtige Gesichtspunkte aus diesem Abschnitte hervorheben, so verwahren wir uns doch von vornherein gegen die Unterstellung, als glaubten wir das vom Verfasser gegebene farbenreiche Gemälde auch nur skizziren zu können.

In seiner Charakterisirung der deutschen Renaissance betont Lübke mit Recht, daß die letztere nur von solchen Künstlern geübt werden dürfe, welche an den Werken der Antike und der italienischen Renaissance eine feste künstlerische Ueberzeugung gewonnen haben. Auch dieser Stil habe sein Gesetz und seine originelle Schönheit; er belebe die Außenformen und das Innere unserer bürgerlich-städtischen Architektur. Während in Frankreich die Renaissance nur eine Angelegenheit des Hofs bleibe, gehe sie in Deutschland ausschließlich aus den bürgerlichen Kreisen hervor. Die ganze Kunst der Renaissance suche das wirkliche Leben zu verschönern; ihr letztes Ziel sei stets die verklärte Menschengestalt. Der durch Handel und Gewerbe gewonnene Reichthum steigerte die Lebenslust der Zeit, die Städte thaten viel für Kunst, und die ersten Künstler trugen zum Schmuck des Lebens bei. Diese Künstler selbst werden nun nach den hier maßgebenden Gesichtspunkten charakterisirt. Ganz am Platze ist auch das brillant gezeichnete Gesammtbild der deutschen Renaissance, welches grundlegend für die folgende Einzelbetrachtung sein soll. Es sei gestattet, wenigstens eine werthvolle Stelle daraus hervorzuheben. „Die Ornamentik ist die Stärke und die Schwäche der deutschen Renaissance. Es spricht sich einerseits in ihr eine Fülle von Phantasie, Originalität, eine gewisse Kraft und kecke Derbheit aus. Aber sie zeigt auch, wie tief der Hang zu geometrischen Formspielen und Künsteleien im deutschen Geiste steckt. Stets aber bleibt es ein mehr handwerkliches als künstlerisches Princip, das darin zur Erscheinung kommt.“

Schließlich bleibt uns nur die angenehme Pflicht, das wahrhaft monumentale Werk auch in dieser neuen Gestalt

auf das wärmste dem Interesse aller betheiligten Kreise zu empfehlen. Dasselbe gereicht nicht blos dem Verfasser, sondern auch der deutschen Wissenschaft zu hoher Ehre!

2. Geschichte der modernen Kunst von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart (1789—1882) von Adolf Rosenberg. Leipzig, Grunow. 1882—83. Lex.-8. In Lieferungen zu 2 M.

Von diesem Werke liegen uns bisjetzt drei Lieferungen vor; doch ist Aussicht vorhanden, daß der mit andern Arbeiten überlastete Verfasser in diesem Jahre dasselbe weiter fördern wird als im vergangenen. Adolf Rosenberg hat sich bisher sowol durch streng wissenschaftliche wie durch populäre Aufsätze als gewiegter und zielbewußter Kunstschriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht. Hier wagt er sich an die größte unter den Aufgaben, an denen er bisjetzt seine Kraft versucht. Die Lösung derselben ist durch die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete keineswegs überflüssig gemacht, sondern eher gefordert. Sowol die allgemeinen Kunstgeschichten wie die Bearbeitungen der einzelnen Disciplinen erlahmen allemal, wenn sie an die Behandlung der Neuzeit oder gar der Gegenwart kommen. Franz Reber's „Geschichte der neuern deutschen Kunst" ist wol die umfassendste Darstellung dieser Epoche, leidet aber sehr fühlbar an ungleicher Behandlung von gleichwerthigen Größen und noch mehr an einer kaum erträglichen Verzettelung des Stoffs; Springer's Commentar zu den von ihm herausgegebenen „Kunsthistorischen Bilderbogen" gibt mehr geistreiche Winke als eine wirkliche Geschichte; Friedrich Pecht in seinen „Deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts" entwickelt alle Lichtseiten, aber auch alle Schatten des Feuilletonstils; Robert Dohme's Werk „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit" wirft einen Mann wie Cornelius mit den Nazarenern in einen Topf u. s. w. Gelänge es nun Rosenberg, das zu geben, was wir brauchen, so würde er sich ein großes Verdienst erwerben. Er geht davon aus, daß in der großartigen Entwickelung unserer modernen Kunst ein Höhepunkt erreicht sei, welcher dem Geschichtschreiber den Rückblick über die durchlaufene Bahn gestatte. Seine Darstellung des Entwickelungsganges der modernen Kunst müsse von der Französischen Revolution ihren Ausgang nehmen, weil Frankreich zuerst mit der Kunst des Rococo und des Zopfes gebrochen habe. Er hat sich die Aufgabe gestellt, den Kampf der verschiedenen Richtungen innerhalb der modernen Kunst in charakteristischen Zügen auf historischem Hintergrunde zu schildern, um dann von 1850 ab bis auf die Gegenwart ein detaillirtes Bild von der Kunstentwickelung in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Belgien und England sowie in den von jenen beeinflußten Nebenländern zu entwerfen. Die Koryphäen der modernen Kunst werden in abgerundeten biographischen Charakterbildern eine ausführliche Würdigung finden, und soll das deutsche Interesse in erster Linie berücksichtigt werden. Das Werk soll zwei Bände von je etwa 30 Bogen umfassen und in Lieferungen von 6 Bogen à 2 Mark ausgegeben werden.

Was zunächst die Ausstattung anlangt, so gehört sie zu den gediegensten, welche der neuere Buchhandel hervorgebracht hat. Die von Heinrich Schaumann in München hergestellten Kopfleisten und Vignetten entfalten einen geradezu staunenswerthen Reichthum der Erfindung und den feinsten Geschmack für diese Art von Decoration. Druck und Papier sind ausgezeichnet.

Was aber Rosenberg's Text betrifft, so verdient er trotz der Vorarbeiten von J. Meyer, A. Springer u. a. die größte Anerkennung. Obwol man überall das sorgfältigste Quellenstudium erkennt, schreibt er doch in einer bestechend fließenden Weise; die verworrensten Partien entwickelt er mühelos; stets trifft er den Nagel auf den Kopf. Die bisjetzt vorliegende Darstellung der neuern und neuesten französischen Kunst beruht vielfach auf persönlicher Kenntnißnahme des Verfassers, verbindet die Schilderung aller hervorragendern Gemälde sehr geschickt mit zutreffenden Urtheilen und hat in der einschlagenden Literatur keinen Rivalen. Wir wünschen dem vorzüglichen Werke rüstiges Fortschreiten und wohlverdienten Erfolg.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Zu einer Reihe von Denkmälern für neuere namhafte Größen unserer Nationalliteratur sind Aufrufe erlassen worden seitens der Comités, welche die Sache in die Hand genommen haben.

Ein Nationaldenkmal für die Brüder Jakob Grimm und Wilhelm Grimm soll in ihrer Vaterstadt Hanau errichtet werden; äußern Anlaß dazu bieten die in den nächsten Jahren bevorstehenden Säculartage. Am 4. Januar 1785 ist Jakob Grimm, am 24. Februar 1786 Wilhelm Grimm geboren. In dem Aufruf, welchen eine Reihe der berühmtesten Germanisten, namhafter Historiker, wie Ranke, Mommsen und Riehl, neuerer Dichter, wie Freytag, Ebers, Klaus Groth, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Gottfried Keller, Julius Rodenberg, Victor von Scheffel, Friedrich Spielhagen, und angesehene Staatsmänner und Politiker unterzeichnet haben, heißt es: „Die Brüder Grimm haben die deutsche Alterthumswissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An «Grimm's-Märchen» erbauen sich Tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgendjemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichthum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüth vereinigten die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volksthümlicher Wissenschaft. Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Ueberzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt."

Es hieße Eulen nach Athen tragen, die Verdienste der Brüder Grimm um deutsche Sprach- und Alterthumsforschung noch besonders hervorheben zu wollen; wir zweifeln nicht, daß jener Aufruf in deutschen Landen seine volle Wirkung thun und das Erzbild der beiden Gelehrten in Hanau rechtzeitig vollendet sein wird.

Auch dem Dichter Wilhelm Müller soll in seiner Vaterstadt Dessau ein Denkmal gesetzt werden. Er war dort im Jahre 1794 geboren und später rastlos thätig als Lehrer, Bibliothekar und Schriftsteller bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1827. Mit Vergnügen ersehen wir aus dem Aufruf, daß, im Einklang mit den ästhetischen Anschauungen über neue Denkmäler, wie sie Max Schasler neuerdings in „Unsere Zeit“ entwickelt hat, dem Gelehrten und Dichter eine Büste gewidmet werden soll, und zwar in doppelter Lebensgröße mit einem Postamente, das in Figuren und Reliefs das geistige Leben Müller's und auch seine thatkräftige Liebe für Freiheit und Vaterland zu erläutern bestimmt ist, welche er durch seine Betheiligung am Kampfe gegen Napoleon's Zwingherrschaft bewährt hat. Wilhelm Müller hat einzelne Gedichte verfaßt, die theils durch ihre echte Volksthümlichkeit, theils durch ihren hohen Schwung Gemeingut unserer Nation geworden sind: mit Recht darf der Aufruf das Vertrauen auf die in weitesten Kreisen herrschenden Sympathien für den Dichter aussprechen, „der so viele Meister zu den schönsten Leistungen musikalischer Kunst angeregt hat, dessen «Müllerlieder» und «Winterreise» in den herrlichen Weisen des unsterblichen Liedercomponisten Franz Schubert uns noch heute entzücken, dessen «Griechenlieder» einst die deutschen Lande und ihre Fürsten für die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche begeistert haben, dessen Balladen stets als Perlen unserer poetischen Nationalliteratur gelten werden, für den Dichter, der durch seinen frischen, ursprünglichen Gesang voll Lebenskraft und Lebenslust entschieden zu den Lieblingsdichtern des deutschen Volkes zählt“.

Ein drittes Denkmal soll in Wesselburen in Schleswig-Holstein, der Geburtsstadt Friedrich Hebbel's, dem genialen Dramatiker, dem Dichter der „Judith“, der „Maria Magdalena“, der „Nibelungen“ errichtet werden, einem Dichter, der zwar nie Modepoet gewesen, aber durch die geniale Kraft seiner Dicht- und Darstellungsweise die Anerkennung der hervorragendsten Geister unserer Nation gefunden und unserer Bühne Dichtwerke großen Stils geschenkt hat. Das Unternehmen, das der Theilnahme des deutschen Volks aufs wärmste empfohlen werden mag, steht unter dem Protectorat des kunstsinnigen Großherzogs von Weimar: auch hier handelt es sich erfreulicherweise nicht um ein lebensgroßes Standbild, sondern um eine Erzbüste, die auf öffentlichem Platze aufgestellt werden soll, und zugleich um Gründung einer Hülfskasse für unbemittelte talentvolle Jünglinge.

Bibliographie.

Alberti, E., Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1866—1882. Im Anschluss an des Verfassers Lexikon von 1829—1866 gesammelt und herausgegeben. 1ste Lfg. Kiel, Biernatzki. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bebel, A., Die mohammedanisch-arabische Kulturperiode. Stuttgart, Dietz. 8. 2 M.

Bergner, R., Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Leipzig, Bruckner. Gr. 8. 6 M.

Bird, Isabella L. (Mrs. Bishop), Der goldene Chersones. Frei übersetzt von A. Helms. Mit Karte und Illustrationen. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Brosien, H., Der Streit um Reichsflandern in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Cavour's, C., gedruckte und ungedruckte Briefe. Gesammelt, erläutert und mit einer Biographie versehen von L. Chiala. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 1ster Bd. (1821—1852.) Vom Kriegsschüler zum Ministerpräsidenten. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Consentius, R. O., Neue Gedichte, nebst einer Lebensbeschreibung des Autors. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Der Dom, seine Gemälde und Bildwerke und der westfälische Friedenssaal zu Münster im Jahre 1874. Von Tiresias redivivus (C. Schlüter). Münster, Schöningh. 16. 1 M.

Droese, A., Pädagogische Aufsätze. Gesammelt und gearbeitet. 2ter Bd. Langensalza, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Eckstein, E., Eingeschneit. Novelle. Teschen, Prochaska. 8. 2 M. 50 Pf.

Fischer, E., Beiträge zur Geschichte des Kurbrandenburgischen Feldmarschalls Georg Reichsfreiherrn von Derfflinger. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Frohschammer, J., Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie. München, A. Ackermann's Nachfolger. Gr. 8. 2 M.

Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte. Von Jonas Justus. Stuttgart, Rieger. 8. 2 M.

Hagen, U., Meckelnbörger Stadt- un Dörpgeschichten. Berlin, Parrisius. 12. 1 M. 20 Pf.

Lugano, S., Die Königin der Nacht. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Melitz, L., Geschichte des Stadt-Theaters in Stralsund 1834—1884. Eine Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des neuen Schauspielhauses. Stralsund, Bremer. Gr. 8. 2 M.

Nitzsch, F., Luther und Aristoteles. Festschrift zum 400jährigen Geburtstage Luther's. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nott, K. C., Scenen aus Lagern von Kriegsgefangenen. Eine Fortsetzung der „Kriegs-Scenen“. Autorisirte Uebersetzung von H. v. Hoff. Berlin, Baensch. Gr. 8. 5 M.

Palmberger, R., Geschichte des königlich bayerischen 6. Chevaulegers-Regiments Großfürst Konstantin Nikolajewitsch. Historische Skizze, bearbeitet für Unteroffiziere und Soldaten. Amberg, E. Pohl. Gr. 8. 80 Pf.

Patzner, K., Pädagogische Goldkörner. Eine Sammlung pädagogischer Sentenzen für Lehrer und Erzieher. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 50 Pf.

Poll, C., Spätherbst. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Pötzl, E., Wiener Skizzen aus dem Gerichts-Saal. Mit Bildern von C. v. Stur und H. Schließmann. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Powell, W., Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Die Wanderjahre durch ein wildes Land, frei übertragen durch F. M. Schröter. Mit vielen Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers und 1 Karte. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Hundert Räthsel. Lösungsbeflissenen dargeboten von dem Verfasser der ausfliegenden Worte. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichenbach, M. v., „Durch!“ Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 8 M.

Robert, F., Das Problem der höchsten Wissenschaft. Ein erster Versuch zur Einführung in eine neue Philosophie. Löbau Wpr., Skrzeczek. Gr. 8. 50 Pf.

Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von A. Brennwald. 1stes Hft.: Ein dunkler Punkt in unsern Wohnräumen. Von Jenny. Thalweil, Brennwald. Gr. 8. 30 Pf.

Scheicher, J., Der Klerus und die soziale Frage. Moral-soziologische Studie. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schlemmer, K., Mainzer Blut. Preisgekrönte Carnevalsposse. Mainz, Müller. 12. 80 Pf.

Schlögl, F., Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Teschen, Prochaska. 8. 2 M. 50 Pf.

Schott, T., Deutsche Fürsten im Zeitalter der Reformation. Vortrag. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 50 Pf.

Schubert, H., Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken. Kritische Untersuchung. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 5 M.

Schultz, K. T., Nach dem Leben. Novellen. Leipzig, Keil's Nachfolger. 8. 4 M. 50 Pf.

Schwartz, P., Der Bauernkrieg. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Selden, Camilla, Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen. Aus dem Französischen. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 8. 2 M.

Semler, H., Das Reisen nach und in Nord-Amerika, den Tropenländern und der Wildniß, sowie die Tour um die Welt. Ein practisches Handbuch, mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? Wismar, Hinstorff. 8. 5 M.

Silberer, V., und G. Ernst, Sport-Geschichten. Frei aus dem Englischen und Französischen. Wien, Verlag der allgemeinen Sport-Zeitung. 8. 5 M. 40 Pf.

Staacke, J., Der Uglei-See. Eine Phantasie. Berlin, Parrisius. 8. 1 M. 50 Pf.

Stanelli, R., Die Zukunfts-Philosophie des Paracelsus als Grundlage einer Reformation für Medicin und Naturwissenschaft. Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 M.

Stinde, J., Die Familie Buchholz. Aus dem Leben der Hauptstadt. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 3 M.

Szymanowski, O. K., Beiträge zur Geschichte des Adels in Polen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Vorträge zur Förderung der Bestrebungen des Deutschen Kolonialvereins. 2tes Hft.: Ein reicher Staat — ein mächtiger Staat. Vortrag, gehalten von F. Moldenhauer. Frankfurt a. M., Verlag des Deutschen Kolonialvereins. Lex.-8. 30 Pf.

Waldmüller, R., Auf der Leiter des Glücks. Blond oder Braun? Zwei Novellen. Leipzig, Grunow. 8. 4 M.

Wasmansdorff, E., Die religiösen Motive der Totenbestattung bei den verschiedenen Völkern. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Wesche, Die Ueberbürdung auf den höheren Schulen und die Beseitigung des Nachmittags-Unterrichts. Bernburg, Bacmeister. Gr. 8. 40 Pf.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldaten-Geschichten. 7ter u. 8ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Wöbcken, K., Am Wege. Sprüche christlicher Weisheit. Oldenburg, Schulze. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 **M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 119 bis 125.

Deutscher Reichstag. — Conferenz über ägyptische Finanzen. — Zur Lage in Aegypten. — Deutschland und Südamerika. — Anticipationen. (II.)

Der culturgeographische Charakter des Ostsudan. Von E. Deckert. — Ein Rückblick auf Heidelberg. Von G. Weber. (III/IV.) — Das Goethe-Jahrbuch. Von H. Düntzer. — Zur Congo-Frage. — Calderon's „Richter von Zalamea" in neuer Gestalt. Von W. Bormann. — Friedrich Notter. (Nekrolog.) Von H. Fischer. — Ins Morgenland. (I.) Von L. Steub. — Berthold Auerbach's Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. — Internationale Sprachstudien eines alten Touristen. Von K. Braun-Wiesbaden. (II.) — Das evangelische Bisthum zu Jerusalem.

Die Publicität im Actienwesen. (II.) — Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Zur Handelskrisis und zur „Enquête". Colonien und Missionen.) — Geschäftsberichte 2c. 2c.: Hopfenbau-Statistik. — Badische Anilin- und Sodafabrik. — Frankfurter Bankverein. — Deutsche Effecten- und Wechselbank. — Oesterreichische Länderbank. — Pilsen-Priesener Eisenbahn. — Bank für Handel und Industrie, Darmstadt. — Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig. — Handels- und Gewerbekammer zu Stuttgart. — Landwirthschaftliche Betriebsstatistik im Königreiche Bayern. — Podewils'sche Fäcalextractfabriken. — Vereinigte Fabriken landwirthschaftlicher Maschinen, vormals Epple u. Buxbaum. — Berlinische Lebensversicherungsgesellschaft. — Magdeburger Lebensversicherungsgesellschaft. — Dux-Bodenbacher und Prag-Duxer Bahn. — Buschtiehrader Eisenbahn. — Hessische Ludwigsbahn. — Zur Regelung des Arlberg-Verkehrs. — Allgemeine Renten-, Capital- und Lebensversicherungsbank „Teutonia" in Leipzig. — Deutsche Grundcreditbank in Gotha.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Max Müller.**

In zwei Theilen. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.)

Diese wohlfeile Ausgabe von Wilhelm Müller's Gedichten, mit Einleitung von seinem Sohne, Professor Max Müller in Oxford, und einer Biographie von Gustav Schwab, ist zugleich die einzig vollständige, da sie außer seinen sämmtlichen lyrischen Dichtungen auch die „Griechenlieder" und die „Epigramme" ohne jede Auslassung enthält.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur, Liebe, Vaterland.

Neue Gedichte von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue lyrische Gabe von Julius Sturm, dem beliebten Dichter der „Frommen Lieder" wie zahlreicher anderer Sammlungen religiöser und weltlicher Gedichte, trägt ihre Empfehlung in sich selbst und eignet sich vorzüglich auch zu einem sinnigen Geschenk.



Mit 12 Farbendruckbildern, 15 colorirten Karten und 30 Plänen im Text.

Erscheint in genau 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf. = 80 Cts. = 36 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Prospecte gratis.

Seinem Programme gemäß wird das Werk in nachfolgende Hauptabtheilungen zerfallen: 1. Das Meer (Physik des Meeres), 2. Die Oceane (Küsten und Inseln, Topographie der Oceane), 3. Die Organismen im Meere (Pflanzen- und Thierleben), 4. Das Leben auf dem Meere (Ethnographie, Fischer- und Schifferleben), 5. Das Meer im Culturleben (Kosmogonie, Geschichte und Sage, Handel und Seereisen, die Poesie des Meeres).

A. Hartleben's Verlag in Wien, I. Wallfischgasse 1.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

General-Superintendent und Oberhofprediger in Gotha.

Achte Sammlung.

8. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

In einer warm empfundenen Ansprache nimmt der gefeierte Kanzelredner mit dieser Sammlung Abschied von seinen Lesern. Diese werden die neue Sammlung als hochwillkommene Gabe begrüßen; aber auch viele neue Verehrer wird sie dem Verfasser gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 22. Mai 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Heine's „Mouche".

Unsere Zeit duldet keine Geheimnisse, keine räthselhaften Erscheinungen im Leben und in der Literatur. Jedes Incognito wird rasch gelüftet, alles muß sich vor der Oeffentlichkeit legitimiren. Der moderne Romandichter findet in dieser nach allen Seiten hin offenen und gelichteten Welt kaum noch Platz für jene Räthsel, die er dem Leser aufgeben muß, um seine Spannung wachzuhalten; was aber außerhalb des Romans in zweifelhaftem Dämmer webt: das beunruhigt so lange die Gemüther der Zeitgenossen, bis es aus der Dämmerung ans volle Licht hervorgetreten ist.

Damit geht der poetische Reiz solcher Erscheinungen oft genug verloren. So ist es auch mit Heinrich Heine's „Mouche", jenem lieblichen geheimnißvollen Wesen, welches mit so rührendem Antheil um das Kranken- und Todtenbett des pariser Aristophanes schwebte, mit dieser Lotos- und Marterblume, welcher der todgeweihte Poet seine letzten Gedichte gewidmet hat. Von wannen kam sie, wer war sie, was suchte sie bei dem Dichter? Man wußte es nicht; selbst Alfred Meißner, der sie öfter erwähnt, kannte nicht ihren Taufschein: man mochte glauben, es war irgendein geheimer Blumengeist, eine verzauberte fleur animée, welche alle Anmuth des Lebens, allen Reiz der Schönheit in eine trostlose Krankenstube brachte. Oder war es eine jener gespenstigen Willis, welche als vorausgesandte Botin des Todes mit lügnerischer Lieblichkeit den Dichter in ihr Reich hinübergeleiten sollte? Welche phantastischen Träume knüpften sich an die Kunde von diesem leichtgeflügelten Geschöpf, das wie eine Libelle mit glänzenden Florfittichen über jener „Flut des Wehs" schwebte, die über den unglücklichen Poeten hereingebrochen war.

Das wissen wir jetzt alles besser; wir haben jetzt den Taufschein und die polizeiliche Aufenthaltskarte in Händen; bei Costenoble in Jena sind diese Papiere deponirt worden und zwar in Gestalt einer Uebersetzung jener französischen Aufzeichnungen der „Revue Nationale", und wir wissen jetzt, daß diese Mouche Camilla Selden heißt und daß sie so gut zu schreiben versteht wie irgendeine Schriftstellerin von Fach.*) Das ist gewiß ein Vorzug und ein Ruhm; aber bei der Berührung mit der Druckerschwärze geht aller geheimnißvolle Zauber verloren. Mit solch einem gedruckten Rechenschaftsbericht hat die Mouche zwar einen Beitrag zur Literaturgeschichte geliefert, welcher den Goedekes und Düntzers der Zukunft sehr willkommen sein wird; aber wir sehen sie jetzt nicht mehr als das Mädchen aus der Fremde, welches dem schwerkranken Dichter Blumen bringt; wir sehen sie jetzt, wie sie die Feder ins Tintenfaß taucht und uns erzählt, daß sie weit in der Welt herumgekommen ist, was sie ans Krankenlager des Dichters geführt und was sie dort erlebt hat.

Die Mouche hat dadurch an Interesse für uns verloren; sie ist aus dem Reiche der Zauberwesen in das der gewöhnlichen Sterblichen übergegangen; wir wissen jetzt auch, daß ein sehr profanes Petschaft die Ursache war, warum Camilla Selden den Namen „die Mouche" erhielt. Einmal schreibt ihr Heine: „Allerliebste süße Mouche! Oder soll ich vielleicht von deinem Petschaft absehen und dich nach dem Parfum deines Briefes nennen? Dann müßte ich mein allerzierlichstes Moschuskätzchen zu dir sagen. Vorgestern habe ich deine Sendung erhalten, die pattes de mouche gehen mir beständig im Kopfe, vielleicht auch im Herzen herum."

*) Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden. Aus dem Französischen. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe (Jena, Costenoble).

Doch wenn auch die Mouche sich dem profanen Volke zugesellt hat: das Verhältniß des Dichters zu dieser Camilla Selden bleibt immerhin eins der eigenartigsten, von dem die Geschichte aller Zeiten zu berichten weiß. Heine war in seine Mouche verliebt und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung: es war die Liebe eines von Krankheit aufgezehrten, von Schmerzen gemarterten Poeten, eine Liebe im Angesicht des Todes — und diese Liebe mit ihrem erzwungenen Platonismus hatte etwas von jener blöden Jugendeselei, die der Dichter so oft verspottet hatte; aber es lag darin zugleich etwas Ergreifendes, Dämonisches, und man glaubt von den bleichen Lippen des Poeten immer das Geisterwort der Bürger'schen Ballade zu hören: „Graut Liebchen auch vor Todten?" Und ein so eigenartiges Erlebniß mußte bei einem echten Poeten doch auch dichterische Verklärung gewinnen, und so hat er dieser Kranken- und Todesliebe denn in der That einen unvergeßlichen Denkstein gesetzt in jenem letzten Gedicht: „Die Passionsblume", welches auch Camilla Selden in ihren Erinnerungen mittheilt. Der mittlere Theil dieses Gedichts von der Strophe: „Zu Häupten über meiner Ruhestatt" bis zur Strophe:

> Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
> Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
> Doch frage nie, wovon im Mondenschein
> Die Marterblume und ihr Todter kosen —

ist von so eigenartiger, berückender Schönheit, daß er unter Heine's Gedichten kaum ihresgleichen hat. Er müßte losgelöst werden von der mythologischen Introduction und dem etwas lahmen, in müden Humor austönenden Schluß: dann würde „Die Passionsblume" als ein ebenso ausdrucksvolles wie stilvolles Gedicht zu den Perlen der Heine'schen Poesie gehören. Wie die Mouche uns mittheilt, war dies Gedicht die Frucht eines seltsamen Traums: wir meinen, daß seine wachen Phantasien mehr Antheil daran hatten als diejenigen seiner Fieberträume.

Camilla Selden war in Wien gewesen und brachte von dort dem Dichter einige Musikstücke mit, die ihm ein Verehrer widmete. So knüpften sich die gegenseitigen Beziehungen an; er duzte die kaum gewonnene Freundin bald und nannte sie nach ihrem Petschaft seine Mouche. Sie las ihm vor, vertrat bisweilen seinen Privatsecretär, adressirte seine Briefe, übersetzte seine Gedichte ins Französische, plauderte mit ihm . . . ja sie liebte ihren Kranken, und daß dies eine wahrhafte Liebe war, kann man aus ihrer Abneigung gegen die angetraute Gattin Heine's, die dicke Mathilde, ersehen: es ist dies immer ein sicheres Symptom; sie schildert dieselbe als „eine brünette, ziemlich starke Dame, welche harmlos vergnügt aussah und sich, nach ihrer frischen, gesunden Gesichtsfarbe zu schließen, viel im Freien bewegte", und will nichts von dem idyllischen Glück dieser Ehe wissen.

Interessant sind die in dem Büchlein mitgetheilten Briefe Heine's an seine Mouche; es sind dies Liebesbriefe in optima forma; er schreibt, daß er über alle Begriffe in sie vernarrt sei; er sehnt sich gewaltig danach, den Moschusparfüm ihrer Handschuhe zu riechen, den Ton ihrer Stimme zu hören, einen Kuß auf ihr Schwabengesicht zu drücken; er nennt sie seine Lotosblume, dann wieder die letzte Blume seines traurigen Herbstes, sein über alle Maßen geliebtes Wesen, das vortrefflichste, bezauberndste, anmuthigste Geschöpf, das er je gesehen. Einmal schreibt er ihr: „Meine liebe kleine allerreizendste Mouche, komm, summe mit deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne ein Lied von Mendelssohn, dessen Refrain lautet: «Komm bald!» Diese Melodie geht mir beständig im Kopf herum: «Komm bald!» Ich küsse die beiden lieben Füßchen, aber nicht zugleich, sondern eins nach dem andern." Ein anderes mal schreibt er: „Ich freue mich, dich wiederzusehen, du meines Herzens lieblichste Mouche! Du allerreizendstes Moschuskätzchen, das zugleich sanft wie ein Angorakätzchen ist, welche Art ich am meisten liebe! Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen: doch diese sind zu gefährlich, und die Küsse, welche sie zuweilen auf meinem Antlitz zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Mir geht es immer sehr schlecht; nichts als Widerwärtigkeiten, Anfälle rasendster Schmerzen, Wuth gegen einen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Todter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet! Das ist entsetzlich!" Dazwischen allerlei humoristische Blitzfunken! Einmal unterschreibt er sich, da er jetzt Gras essen muß, wie Nebukadnezar, d. h. Spinat: „Nebukadnezar II., früher Atheist Sr. preußischen Majestät, jetzt Lotosblumen-Anbeter." Ein anderes mal nennt er sie sein Gänschen und sagt von sich, er sei sentimental wie ein Mops, der zum ersten male liebt! In seinen Liedern an die Mouche ruft er aus:

> Dich fesselt mein Gedankenbann,
> Und was ich dachte, was ich sann,
> Das mußt du denken, mußt du sinnen:
> Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Ein anderes Gedicht spricht von seinem ungeduldigen Harren auf die ausbleibende Geliebte, worin er die schlimmste Marter, die grausamste Tortur erblickt; im letzten Gedicht verspottet er sich selbst, den Liebhaber, der kein Glied mehr rühren kann, und nennt die Liebe der Mouche ein wenig prosaisch und trivial eine „Gesundheitsliebe".

Doch obschon diese Liebe todtenhaft brennt wie die Grabeslampe eines Sarkophags: es ist eine echte schwärmerische Liebe mit all den Illusionen der jugendlichsten Gemüther; denn nach den neuesten Enthüllungen ist Camilla Selden nie schön oder auch nur reizend gewesen, wie sie dem halbblinden Dichter erschienen: eine unglückliche Frau, die längere Zeit im Irrenhause lebte, wohin sie durch eine Intrigue gebracht worden, hat sie nur Stärke des Charakters gezeigt durch jahrelange treue Pflege einer schwerkranken Mutter. Französische Autoren entwerfen jetzt ihre Photographie . . . sie sprechen von einem knochigen Gesicht und einer platten Nase. Dahin ist der Zauber der Mouche, seitdem sie aus ihrem Dämmerlicht in den Tag der Oeffentlichkeit hinausgeflattert!

Rudolf von Gottschall.

Aus und über Ungarn.

(Beschluß aus Nr. 20.)

1. Das moderne Ungarn. Essays und Skizzen von 23 Verfassern, herausgegeben von Ambros Neményi. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1883. 8. 6 M.

Sehr viel concrete und darum willkommene Belehrung bietet der von Rodiczki'sche Beitrag über „Die Landwirthschaft Ungarns". Dieses wurde schon vom alten Michael Neander in seiner „Descriptio Orbis Terrarum" als „ein höchst gesegnetes Land" bezeichnet, das bei äußerst mangelhafter Cultur — höchstens zweimaligem Pflügen — und trotz der Unbekanntschaft mit dem Düngwesen „Erntemengen hervorbringt, die für den Unterhalt zweier Länder genügend wären". Und wahrlich, in Südungarn, der Kornkammer der Monarchie, hat die Natur an Alluvionen sogar noch Bedeutenderes geleistet als in Aegypten, dem Schwemmlande par excellence. So z. B. entdeckte man im Banat im Jahre 1786 bei einer Brunnengrabung noch in einer Tiefe von 80 Metern einen Eichenbalken. In Debreczin fand man bei ähnlicher Gelegenheit in einer Tiefe von 95 Metern noch angeschwemmtes Erdreich. In Großwardein erreichte man bei 160 Metern noch kein Springwasser.

Zur Hebung der im Boden steckenden Schätze strebte man von jeher nach einer dichten Bevölkerung. Schon die Arpadenkönige begünstigten die Einwanderung und verliehen den Immigranten eine sehr weitgehende Autonomie. Nach der Verjagung des Halbmonds lag ein großer Theil Ungarns entvölkert und verlassen da; die Einwohnerzahl des Landes betrug nicht viel mehr als fünf Millionen. Unter Maria Theresia nahm die Colonisirung wieder große Dimensionen an. Auch der von Sonnenfels beeinflußte Kaiser Joseph II. ging von der Ansicht aus, daß die Macht eines Staats und der Wohlstand eines Volks nach der Bevölkerungszahl zu bemessen sei. Er ließ daher im Banat, dessen Hauptstadt bis 1860 Temesvár war, in den Jahren 1786 und 1787 allein 33 neue Ortschaften mit großem Kostenaufwand erbauen. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist im Ansiedelungswesen kein Stillstand eingetreten. Jetzt zählt Ungarn bei einem Flächeninhalt von fast 3¼ Tausend Quadrat-Kilometern nahezu 16 Millionen Bewohner; doch kommen auf den Quadrat-Kilometer immer noch kaum 49 Personen, sodaß die Bevölkerungsdichtigkeit weit hinter der Belgiens, Großbritanniens, Deutschlands, Oesterreichs und mehrerer anderer Staaten Europas zurücksteht. Daraus ist zu schließen, daß das Land eine starke Mehreinwanderung vertragen würde; von Rodiczki stellt dieselbe geradezu als Bedingung einer weitern Entwickelung hin. Ungarn bedürfe nicht nur großer Kapitalien, die seine Naturproducte in Fabrikate umwandeln könnten, sondern auch einer strebsamen, fleißigen Mittelklasse, die dem Kleinhandel und den Gewerben einen tüchtigen Anstoß zu geben hätte, sowie billiger Arbeiter, die den Fortschritt der Großindustrie ermöglichen würden. Er wundert sich sehr darüber, daß statt der Ein- die Auswanderung seit einigen Jahren zunimmt. Die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Amerikas ergreift gleichmäßig die Gemüther der blutarmen nordungarischen Slowaken und der wohlhabenden deutschen Bauern des wieselburger Comitats. Ueber den unsichern Lockungen des überseeischen Jenseits vergessen viele des leidlich Guten in der Heimat.

Außer dem Mangel an einer genügend zahlreichen arbeitsamen Bevölkerung verhinderten auch noch die Eigenthümlichkeiten des Klimas den Fortgang jenes civilisatorischen Aufschwungs, dem der vorhandene Bodenreichthum unter andern Bedingungen so überaus günstig wäre. Der leidige, unberechenbare Wechsel zwischen fetten und magern Jahren ließ die Bevölkerung nie dazu kommen, Güter zur Genüge aufzuspeichern, um dem schlimmen Einfluß des launenhaften Klimas begegnen zu können. Kaum ein anderes Land Europas bietet Aussicht auf so beträchtliche Verzinsung eines auf Urbarmachungen und Meliorationen verwendeten Kapitals wie Ungarn. In Kanalisirungs-, Bewässerungs-, Aufforstungssachen u. dgl. war man jedoch bisher dort sehr zurück; erst seit wenigen Jahren leistet man auf diesen Gebieten hier und da etwas Nennenswerthes. Die oft wahrhaft riesigen Temperaturschwankungen ziehen Früh- und Spätfröste nach sich: eine nur zu große Calamität, mit welcher der ungarische Landwirth leider immer zu rechnen hat.

Die interessanten Mittheilungen von Rodiczki's bilden den Schluß des Neményi'schen Buchs. Jetzt wollen wir rasch noch auf S. 351 zurückgreifen und Ludwig Hevesi's anziehende Skizze „Budapest" erwähnen. Unterm 23. Juni 1852 schrieb Fürst, damals Herr von Bismarck als königlich preußischer Gesandter, an einem Fenster der ofener Königsburg sitzend, an seine Gemahlin: „Wärst du doch einen Augenblick hier, könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrothem Grunde und die Lichter sehen, die unten aus Pest heraufscheinen. Wien würde, wie der Ungar sagt, sehr bei dir im Preise sinken gegen Budapest." Der nachmalige Reichskanzler schrieb noch manchen andern Beweis dafür nieder, daß „diese sehr östlich gelegene, aber sehr schöne Welt" ihm ausnehmend gefiel. Und Hevesi — der übrigens schon vor vielen Jahren ein, wenn wir nicht irren, preisgekröntes „Handbuch von Budapest" herausgegeben hat — fügt warm hinzu:

> Und wem hätte sie denn nicht gefallen von all den Schreibereisenden und Reiseschreibenden, welche die letzten Jahrzehnte durch die ungarische Hauptstadt geführt haben, als einzelne Touristen oder als letztmoderne Wanderversammlungen internationalen Charakters? Der Ruhm der Zwillingsstadt Budapest, dieses „Vielliebchens" unter den europäischen Hauptstädten, dem jeder die hergebrachte Formel „J'y pense" widmen muß, ist seit ihrem neuesten Aufschwung durch mehrere Wandercongresse in mehrere Länder getragen worden.

Verschwunden ist die Zeit, wo das Ausland sich unter

dem frühern „Pest-Ofen" nicht viel mehr als eine Kettenbrücke mit zwei ausgedehnten Brückenköpfen vorstellte. Man fand kaum etwas anderes an den Schwesterstädten zu loben als die freilich großartige, weltberühmte Brücke Clark's; man fügte höchstens noch die allgemein ungarischen Merkmale „Wein, Weib, Gesang" hinzu. Anders heute! War Bismarck schon vor mehr als dreißig Jahren von der Schönheit dieser Metropole entzückt, was würde er erst heute sagen! Von den Fenstern des hochgelegenen Burgschlosses könnte er im Weichbilde Einer Stadt Berg und Thal, Strom und Insel, Wald und Ebene zu einem prächtigen Bilde vereinigt sehen; namentlich die wunderschöne pester Kaifronte mit ihren herrlichen Palästen und Anlagen würde ihm ein Lächeln innigster Befriedigung entlocken. Unserm Gewährsmann ist Budapest „stets als ein Auszug von Ungarn, ein Ungarn in nuce erschienen". In der Hügelstadt Ofen sieht er das von den Karpaten durchzogene Oberland, in der Flachstadt Pest das Tiefland, „die gepflasterte Steppe", „asphaltirtes Alföld". Der Aufschwung, welchen Budapest in der 1867 inaugurirten neuen Aera genommen, erinnert durchaus nicht an Asien oder Halbasien, sondern an den amerikanischen Westen. Am 1. Januar 1881 zählte es 370767 Einwohner, um 90418 mehr als zehn Jahre vorher. Vor hundert Jahren betrug die Bevölkerungsziffer 40778.

Wir müssen die mehr oder minder lesenswerthen Aufsätze über Kisfaludi, Petöfi, Arany, Ungarns Denkmäler (von Pulszky), den Klerus (von Karl von Eötvös), Musik und Musiker der Ungarn, die ungarische Oper (von Max Schütz), den Adel, das Militär, die Frauentypen (von dem hervorragendsten der magyarischen Humoristen und Genreschilderer Adolf Agai-Porzó), Sitten und Trachten, das Tiefland (von Mikszáth) und das Hochland unberührt lassen. Eine Stelle aus dem Neményi'schen Buche jedoch müssen wir anführen, ehe wir es aus der Hand legen. Der Herausgeber schreibt:

> Herr von Trefort, der ungarische Unterrichtsminister, gehört trotz seiner zahllosen Regierungsgeschäfte zu den besten und fleißigsten Schriftstellern. Jedes Jahr bringt einen Band neuer Essays von ihm; Politik und Sociologie, Volkswirthschaft und Aesthetik; fast alle Gebiete des modernen Wissens, die deutsche, französische und englische Literatur, in denen er eine bewundernswerthe Versirtheit besitzt, finden in ihm einen verständnißvollen, unermüdlichen Arbeiter.

Einer der Bände Essays, von denen hier gesprochen wurde, liegt uns vor; der Verfasser tritt darin zum ersten male vor das deutschsprechende Publikum:

2. Reden und Studien. Von August Trefort. Leipzig, Schlicke. 1883. Gr. 8. 5 M.

Der vielseitige Inhalt dieses Buchs rechtfertigt, was Neményi von Trefort sagt. Denkreden auf Tocqueville, Macaulay und Fallmerayer — also einen Franzosen, einen Engländer und einen Deutschen — stehen da neben solchen auf zwei Ungarn: Gabriel Klauzál und Moritz Lukács; kritische Blicke auf die Werke Labonlaye's, Guizot's und Carey's neben Essays über „Die geschichtliche Entwickelung der englischen Verfassung", „Die Socialwissenschaft aus Riehl's Schriften" und „Das Zeitalter Napoleon's des Ersten"; „Reisefragmente" neben Abhandlungen über „Die Systeme der Nationalökonomie", „Die volkswirthschaftlichen Gesetze von 1848" und „Die Aufgaben des öffentlichen Unterrichts in Ungarn". Fast alles kann gediegen genannt werden; für unsere Zwecke aber genügt es, auf einen einzigen der funfzehn Aufsätze, aus denen das Buch besteht, Bezug zu nehmen, und zwar denjenigen über die Aufgaben des öffentlichen Unterrichts in Ungarn, der gleichsam eine Art Ergänzung zu dem Werke Neményi's bildet. Trotzdem kann uns selbst diese Arbeit nicht näher beschäftigen, denn sie stammt aus dem Jahre 1873 und ist daher im großen Ganzen veraltet. Wir gedenken daraus nur zwei Stellen anzuführen. Die eine lautet:

> Es wäre eine undankbare, ja überflüssige Aufgabe, darüber zu debattiren, ob man bei uns auf den Elementarunterricht oder auf das Mittel- und Hochschulwesen mehr Gewicht legen soll. Meiner Ansicht nach müssen und können alle drei Kategorien von Schulen nebeneinander gepflegt werden, und hierin hat die ungarische Unterrichtspolitik zu bestehen. Denn wieviel wir auf den Volksunterricht auch verwenden mögen, derselbe wird nicht die erwünschten Früchte tragen, wenn die Mittelschulen nicht verbessert werden. Aber auch der höhere und mittlere Unterricht vermag auf die geistige Entwickelung des Landes nicht den gebührlichen Einfluß auszuüben, wenn wir nicht das ganze Volk erziehen und unterrichten. Ja, der moderne Staat kann bei seinem auf breiter Grundlage beruhenden Wahlrechte und seinem verwickelten Finanzwesen überhaupt nicht fortbestehen, wenn das Volk nicht durch Erziehung in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht auf ein höheres Niveau gehoben wird.

Die zweite Stelle hängt mit demjenigen zusammen, was wir weiter oben — bei Erwähnung des Otto Hermann'schen Beitrags zum Neményi'schen Buche — über die wissenschaftliche Entwickelung Ungarns gesagt. Trefort zeigt da deutlich, daß er keineswegs zu den Chauvinisten gehört; er erkennt die Schwächen seines Landes, ohne zu fordern, daß eine rein magyarische Wissenschaft geschaffen werde; im Gegentheil, er verlangt die Berufung ausländischer Professoren: ein Verlangen, dem freilich nur in geringem Maße willfahrt wurde. Er schreibt:

> Wir sind im Vergleich mit andern Ländern in den Wissenschaften zurückgeblieben. Das einzugestehen, ist keine Schande.... Dieses Misgeschick traf nicht nur uns, sondern auch andere Nationen, und wenn wir rasch fortschreiten wollen, müssen wir thun, was andere Nationen in dieser Beziehung vor uns gethan, was Rußland, Italien, ja auch die Schweiz noch jetzt thun und was im vorigen Jahrhundert selbst das gelehrte Deutschland gethan hat. Die europäische Cultur ist nicht das Werk einer Nation, und der Gang der Cultur Europas bestand darin, daß eine Nation von der andern lernte; und ich wünsche und hoffe, daß auch von uns noch andere Nationen werden lernen können. Für solche Wissenschaften und Lehrstühle, für welche wir selber keine vorzüglichen Lehrkräfte besitzen, müssen wir die Professoren vom Auslande berufen. Ich kenne die Einwendungen in dieser Hinsicht. Man behauptet, daß auf solchem Wege unser Land germanisirt werde. Das ist ein sehr großer Irrthum; denn im

Gegentheil, gerade dadurch werden wir die Germanisirung verhindern. Die Germanisirung hat bei uns drei starke Factoren: die ungenügende Cultur, die mangelhaften Wissenschaften und unsere Geld- und Kapitalsarmuth. Alle Verfügungen, welche unsere geistige Cultur und unsern materiellen Wohlstand befördern, erhöhen und vermehren zugleich die Bedeutung und das Schwergewicht des magyarischen Volkselements. Wenn wir junge Gelehrte vom Auslande berufen, so werden sich diese die magyarische Sprache aneignen; denn die ungarische Sprache kann doch wie jede andere Sprache erlernt werden, und dadurch werden sie in Bezug auf die ungarische Cultur ein wahrer Gewinn sein. Wir haben Beispiele hiervon täglich vor Augen. Würde es mir aber gelingen, was ich bezweifle, einen oder den andern ältern angesehenen Professor zu gewinnen: so mögen Sie mir glauben, daß dessen Vorlesungen weit weniger germanisiren würden als jener Umstand, daß ein großer Theil unserer Jugend, wenn sie studiren will, genöthigt ist, ins Ausland zu gehen. Sie geht aber nach Wien, München, Zürich, Leipzig, Berlin und in andere deutsche Städte. Nicht minder sind auch wir selber gezwungen, wenn wir lernen wollen, fremde, insbesondere deutsche Werke zu studiren, denn unsere wissenschaftliche Literatur ist arm.

3. Geschichte der österreichischen Militärgrenze. Von J. H. Schwicker. Teschen, Prochaska. 1883. Gr. 8. 9 M.

Am 15. Juli 1881 wurde der letzte Rest der österreichisch-ungarischen Militärgrenze mit dem Königreiche Kroatien-Slawonien vereinigt. Damit verschwand endgültig eine staatliche Institution, die ihrem Wesen nach nicht ihresgleichen hatte. In historisch-politischer und militärischer Hinsicht war sie für die österreichisch-ungarische Monarchie, ja für ganz Mitteleuropa von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ihr verdankt Mitteleuropa größtentheils die Abwehr der Türkenflut und der Süden des Habsburgischen Reichs die Befreiung vom Joche des Halbmondes. Schwicker, der sich fast seit einem Vierteljahrhundert mit der Geschichte und den Institutionen Südungarns und der angrenzenden Gebiete beschäftigt — er hat eine „Geschichte des Banats", eine „Geschichte der Serben", eine „Statistik Ungarns" u. s. w. veröffentlicht —, stellt sich in dem vorliegenden Buche die Aufgabe, die Leistungen des Grenzinstituts vom historischen Standpunkte aus zu würdigen. Er schildert die Entstehung, die Entwickelung, die Bedeutung und die Aufhebung der Militärgrenze zusammenhängend und auf Grund authentischer Daten; sein Material entnahm er theils verschiedenen Staats-, Hof- und Landesarchiven, theils der vorausgehenden Literatur über die Grenze, theils den vorhandenen Werken über österreichisch-ungarische und südslawische Geschichte, insofern sie für seinen Gegenstand in Frage kommen. Er hat das Verdienst, ein Quellenwerk geschaffen zu haben; denn alle bisherigen Schriften über die Grenze waren entweder blos geographisch-statistischer oder administrativer Natur, oder sie kamen als amtliche Veröffentlichungen nicht in den Buchhandel. Schwicker's „Geschichte" ist die erste zusammenhängende, umfassende, allgemein zugängliche Darstellung der Verhältnisse des gewesenen Grenzlandes.

Es war ihm vornehmlich um die historisch-politischen und militärischen Gesichtspunkte zu thun; denn in diesen Richtungen lag, wie gesagt, die eigentliche Bedeutung, der Lebenszweck der Grenze. Er setzt auseinander, welche Einflüsse bei der Entstehung und Ausgestaltung dieser einzig dastehenden Institution maßgebend waren, welche Verfassungs- und Verwaltungszustände sie in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien aufwies, worin ihr Werth für den Staat bestand und welche Umstände ihre Auflösung herbeiführten. Das culturhistorische Element zieht er nur insofern in Betracht, als es die eigentliche Bestimmung der Militärgrenze fördernd oder hemmend berührte oder ein charakteristisches Product der Landesverhältnisse war; zumeist jedoch war dies nicht der Fall und die culturellen Einrichtungen glichen denen Ungarns oder Kroatiens. Aus diesem Grunde zollt er z. B. dem Kirchen- und dem Schulwesen nur geringe Aufmerksamkeit; ebenso wenig den andern Einrichtungen, die nur Entlehnungen sind.

Die Noth und das Bedürfniß hatten die Militärgrenze geschaffen; als Noth und Bedürfniß aufhörten, verlor sie ihren Daseinsgrund. Der Zerfall des Osmanenreichs; das Zurückweichen des Halbmondes von den südlichen Grenzen des Habsburgischen Kaiserthums, in deren Nähe abermals christliche Staaten entstanden; die Armeereorganisation in Oesterreich-Ungarn; die Fortschritte in der culturellen Entwickelung der Grenzbevölkerung; die großen Umwälzungen, welche die ganze Monarchie in den Gebieten des Staatsrechts und des Verwaltungswesens erfuhr: all diese Factoren erschütterten allmählich den Bestand der Grenzinstitution und riefen die Erkenntniß hervor, daß der Mohr Militärgrenze seine Arbeit gethan habe und daher gehen könne, ja müsse. Es war im Interesse von Staat und Bevölkerung geboten, das Grenzland im Einklang mit dem Zeitgeist umzugestalten. Darum wurde die Militärgrenze als solche aus der Welt geschafft, und sie existirt nicht mehr als geographischer Begriff. Sie gehört heute der Geschichte an, und niemand wird ihr Verschwinden beklagen. Mit dem Zurücktreten der Türkenflut sammeln und erheben sich abermals die Völker- und Staatentrümmer, welche von der ottomanischen Herrschaft fast fünf Jahrhunderte hindurch niedergehalten wurden. Damit löste sich auch der eiserne Gürtel des österreichisch-ungarischen „Soldatenlandes", um allgemein bürgerlichen Institutionen in Staat und Gesellschaft Raum zu geben.

Wir gratuliren Schwicker zu diesem schönen Buche; es wird nicht verfehlen, in Fachkreisen richtige Anschauungen über den von ihm mit mustergültiger Objectivität behandelten Gegenstand zu verbreiten!

In dieselbe Kategorie fällt ein anderes neues Buch, das wir ohne Bedenken in die „Hungarica" einreihen können, da Bosnien jetzt bekanntlich eine österreichisch-ungarische Provinz ist:

4. Bosnien. Land und Leute. Historisch-ethnographisch-geographische Schilderung. Von Adolf Strauß. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1882—84. Gr. 8. 14 M.

Dies ist — sagen wir's nur gleich — ein Reisewerk von erheblicher Bedeutung und großem Werth. Es ist das

erste Buch über ein Land, das seit dem Berliner Congreß so viel von sich reden macht, und es fußt in jeder Zeile auf persönlicher Anschauung, denn der Verfasser hat Bosnien mehrmals der ganzen Ausdehnung nach bereist. Ueberhaupt kann er als Autorität in Sachen des Balkangebiets gelten, über welches bis vor kurzem ungemein wenig geschrieben wurde, obgleich es kaum eine Erdengegend geben dürfte, die eine interessantere, abwechselungsreichere Geschichte besitzt. Trotzdem der Umgestaltungskampf auf der unglückseligen Halbinsel in politischer wie cultureller Beziehung schon ein Jahrhundert währt, sind erst in neuester Zeit Werke über ihre einzelnen Provinzen und Völker erschienen. Am wenigsten beschäftigte man sich mit Bosnien, obwol dessen Ethnographie hochinteressant ist und seine Geschichte, die allerdings niemals eine universelle Rolle gespielt hat, verschiedene Partien aufweist, die einer plastischen Behandlung werth sind; so z. B. die Religionsbewegungen der Patarener (Bogomile) und ihre Kämpfe mit der von den Königen Ungarns unterstützten römisch-katholischen Nationalpartei. Dem Mangel an zuverlässiger Kenntniß von Bosnien hilft Strauß mit seinen zwei Bänden in competentester Weise ab.

Die bosnische Volkszählung von 1879 ergab eine Einwohnerzahl von etwa 1,158000, die sich auf 52102 Quadratkilometer vertheilt. Das Klima ist ein gemäßigtes: im Sommer steigt das Thermometer auf höchstens 28, im Winter sinkt es nie unter 12 Grad (Kälte) Réaumur. Die Luft ist sehr gesund, der Boden sehr reich an Hülfsquellen, die freilich bislang fast ganz brach lagen. Oesterreich-Ungarn, das „die Cultur nach Osten trägt", ist zur Hebung der Schätze des Landes berufen; dennoch widersetzt sich ein Theil der Bevölkerung der neuen Verwaltung. Dies hat zwei Gründe: den Aberglauben und den Religionshaß.

Der specielle Aberglaube, auf den wir hier anspielen, ist unter den christlichen Bewohnern des Landes seit undenklichen Zeiten allgemein verbreitet und geht dahin, daß sie das schwere türkische Joch vierhundert Jahre lang tragen müssen und daß alle Bemühungen, die Freiheit früher zu erringen, vergeblich wären. Viele bosnische Lieder und Volksmärchen weisen Spuren dieses tief eingewurzelten Aberglaubens auf. Nur dem letztern ist es zuzuschreiben, daß die bosnischen Christen so lange geduldig litten, ohne ihrer Unzufriedenheit durch einen starken Widerstand Ausdruck zu verleihen, und daß die christlichen Feldherren, die vor etwa hundert Jahren Befreiungstruppen herbeiführten, von der unterjochten Bevölkerung nichts weniger als mit Begeisterung aufgenommen wurden; die Bosniaken fanden, daß die vierhundert Jahre noch nicht um seien, und unterließen es daher, zu den Waffen zu greifen. Diese Erscheinung steht in der Weltgeschichte ohnegleichen da. Die Duldenden waren oft so zahlreich, daß sie sich ihrer Unterdrücker, wenn sie es nur gewollt und nur einen Funken echter Freiheitsliebe und Energie besessen, leicht hätten entledigen können. Um sie herum erwachten alle Nationen aus ihrem tiefen, todesähnlichen Schlafe und errangen die Unabhängigkeit, nur die Bosniaken verharrten in fabelhafter Unthätigkeit.

Der Religionshaß, dessen wir Erwähnung thaten, herrscht nicht zwischen Christen und Mohammedanern, sondern zwischen Christen und Christen. Die Römisch-Katholischen und die Griechisch-Orientalischen sind einander seit jeher spinnefeind. Meine Frau, die lange in Bosnien gelebt hat, erzählt mir ein amüsantes Erlebniß, das für den hohen Grad dieses Hasses äußerst bezeichnend ist. Die Familie, bei der sie wohnte, hatte einen mohammedanischen Diener, miethete aber zum Scheuern der Fußböden ein katholisches Weib. Eines Tages stellte sich die griechisch-orientalische Wäscherin gerade während des Scheuerns ein. Kaum ward sie des Scheuerweibes ansichtig, als sie die Wäsche hinwarf und entrüstet ausrief: „Wenn Sie eine Katholische ins Haus nehmen, so können Sie sich eine andere Wäscherin suchen." Und fort war sie. Der religiöse Zwist herrscht hier seit Jahrhunderten, und die ärgste Sklaverei führte keine Aussöhnung herbei. Statt sich gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker zu vereinigen, vertrugen sie sich mit diesem und befehdeten sich untereinander.

Diese beiden Gründe — der Aberglaube und der Religionshaß — verschulden es, wie gesagt, auch, daß die Befreier in Gestalt der österreichisch-ungarischen Soldaten so unfreundlich aufgenommen wurden. Einerseits scheinen die „vierhundert Jahre" noch immer nicht um zu sein; andererseits hegt das ziemlich beträchtliche griechisch-orientalische Element gegen die neuen „Eindringlinge" schon darum Widerwillen, weil dieselben katholisch sind. Dieser Theil der Bevölkerung neigt sich den religionsverwandten Serben und Russen zu, während die Katholiken sich zu dem zu Ungarn gehörigen Kroatien hingezogen fühlen. Jedenfalls aber würde sich jedes der beiden Christenlager lieber irgendeinem Feinde anschließen, als dem andern die Hegemonie überlassen. Die Mohammedaner beobachten den Gang der Dinge recht phlegmatisch. Sie halten es mit keiner Partei. Wenn die civilisatorische Thätigkeit Oesterreich-Ungarns noch immer auf Hindernisse stößt, so liegt das hauptsächlich an dem Bruderzwist der Christen.

Der Stern des Halbmondes ist längst untergegangen, seine Macht so sehr gebrochen, daß sein Einfluß selbst in der Türkei auf einer ganz niedrigen Stufe steht. Seine große Schwäche zeigte sich in Bosnien und der benachbarten Herzegowina mehr als sonstwo. Vergebens wurde die Pforte von den europäischen Großmächten wiederholt aufgefordert, ihr Versprechen, dort Ordnung zu schaffen, zu erfüllen. Die Wirren blieben Wirren, denn die stambuler Regierung besaß weder die genügende Militärmacht noch das nöthige Verständniß. Allmählich reifte die Ueberzeugung, daß die Zeit für die Intervention eines fremden Staats behufs Herstellung friedlicher Verhältnisse gekommen sei. Selbst die so fatalistischen Mohammedaner erkannten, daß Bosnien und die Herzegowina von Stambul aus nicht regiert werden können. Trotz der unermeßlichen Hülfsquellen dieser Provinzen herrschte in ihnen namen-

loses Elend. Die geschichtlichen Ueberlieferungen, die geographische Lage und die politische Situation ließen in erster Linie Oesterreich-Ungarn zur Lösung einer solchen Aufgabe geeignet erscheinen. Man hatte Grund zur Annahme, daß durch die segensreiche Einwirkung des intimen socialen, commerziellen, industriellen und geistigen Verkehrs mit einer großen civilisirten Macht der sonst gesund beanlagte Volksstamm der Bosniaken und Herzegowiner seiner asiatischen Zurückgebliebenheit entrissen und in einen Zustand der Cultur versetzt werden würde. Auf dem Papier nahm sich die Sache, gleich vielen andern Idealen, weit leichter aus, als sie sich in der Wirklichkeit erwies. Die Hoffnungen waren schön, der Wille war gut, aber die Schwierigkeiten sind groß.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Mission der Nachbarmonarchie mislungen ist. Seit dem ersten Einzug ihrer Truppen sind kaum $5^1/_2$ Jahre verflossen, und schon haben sich die Verhältnisse vielfach zum Guten geändert. Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Anzeichen einer aufkeimenden Civilisation. In einzelnen Gegenden ist der Fortschritt ein so bedeutender, daß dieselben ihn unter den frühern Umständen sicherlich erst nach Jahrhunderten erreicht hätten. Das wirthschaftliche Leben hat einen ungeahnten Aufschwung genommen. Eisenbahnen durchschneiden das Land. Die Straßen werden besser. Ackerbau, Handel und Industrie heben sich. Maschinen, von deren Dasein man in jenen Erdstrichen nichts wußte, ersetzen die fehlenden Arbeitskräfte. Adolf Strauß gibt ein Gesammtbild der Vergangenheit wie der Gegenwart. Er zeigt, inwiefern es gelungen, die agrarischen Streitigkeiten auf friedlichem Wege beizulegen, den alten Misbräuchen in der Viehzucht, dem Forst- und dem Montanwesen abzuhelfen, das Steuerwesen zu regeln, das Schulwesen zu verbessern, das Räuberwesen auszurotten, durch eine ziemlich gute Polizei die öffentliche Sicherheit zu erhöhen. Die Aufgabe, die sich Oesterreich gestellt, ist also nicht fehlgeschlagen. Aber — sie ist auch nicht in so hohem Grade gelungen, wie man erwartete. Der Grund hiervon ist, daß Oesterreich-Ungarn über die Localverhältnisse nicht genügend informirt war und daher nicht im klaren über die Art, wie es vorgehen sollte. Da es seine Wirksamkeit nicht in einem Geiste begann, der den dortigen Verhältnissen entsprochen hätte, konnten die Enttäuschungen nicht ausbleiben. Man verfuhr mit Bosnien wie mit einem bereits von der Cultur beleckten Lande, und das war ein Irrthum. Aus Uebereifer wurden viele überflüssige Erlasse und Verordnungen publicirt, welche unter die ohnehin gärenden Elemente nur einen Feuerbrand warfen und durchaus nicht dazu beitrugen, die kaiserlich königliche Regierung populär zu machen. „Man versuchte vieles und experimentirte lange“, sagt Strauß zutreffend. Statt die Entwickelung langsam zu fördern, wollte man das Ziel plötzlich erreichen. Die angeführten Fortschritte sind daher blos äußerliche geblieben; sie sind nicht ins innere Leben des Volks eingedrungen. In Ländern, wo vieljährige Anarchie das Volk verwildert hat, erlangt man mit behördlichen Befehlen und schönklingenden Gesetzen nicht viel. Weit schwerer als alles bedruckte und beschriebene Papier wiegt der persönliche Einfluß der Beamten; diese allein haben die Pacificirung in der Hand. Freilich müßte man künftig bei der Besetzung der Aemter mit weit mehr Vorsicht zu Werke gehen. Wo gegen alles Fremde Abneigung herrscht, darf nicht nach fremden Mustern regiert werden. Ein Volk, das bisher in blinden Vorurtheilen, in geistiger Finsterniß dahinvegetirt hat, kann nicht auf einmal culturreif werden. Gut Ding will Weile haben. Der Fortschritt ist zu forcirt und unvermittelt gewesen, um gesund sein zu können. Im Verlaufe seiner im Geiste der vorstehenden Bemerkungen gehaltenen, maßvollen, von genauester Kenntniß aller einschlägigen Verhältnisse zeugenden Kritik der Occupationspolitik ertheilt unser Autor den folgenden sachgemäßen Rath:

> Mit einer noch so einfach organisirten Regierung und wenigen, an keine Formalitäten gebundenen, vertrauenswürdigen Beamten, die für ihre Aufgaben das richtige Verständniß haben und dem Volke, dessen alte Gebräuche sie kennen sollten, einigen guten Willen entgegenbringen, kann man viel weiter gelangen als mit einer Legion von Beamten, welche aus westeuropäischen Amtsbureaux hierher versetzt und mit einer Flut von Verordnungen versehen worden sind.

Wenn aber in der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina seitens der Occupationsregierung auch erhebliche Fehler begangen wurden, wenn auch das öffentliche Leben noch lange nicht den Charakter der Stabilität besitzt, ja wenn sich, genau genommen, eigentlich noch gar nichts im rechten Gleise bewegt, so kann der Zukunft denn doch mit Beruhigung entgegengesehen werden; die Zeit des Lehrgeldzahlens dürfte bald zu Ende sein, und dann wird das ersehnte Resultat wol auch nicht lange auf sich warten lassen. Und wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß das Strauß'sche Werk zur Aufklärung über die Verhältnisse und zur Klärung derselben nicht wenig beitragen wird — ein größeres Lob kann sich der Schriftsteller nicht wünschen.

5. Ungarische Revue. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich. Jahrgänge 1882 und 1883. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Gr. 8. Jeder Jahrgang 10 M.

Die „Ungarische Revue“ ist die Fortsetzung der „Literarischen Berichte aus Ungarn“, die wir von Zeit zu Zeit in d. Bl. besprochen haben. Es freut uns, daß unser Rath, den frühern ellenlangen, zwecklosen Titel in einen angemessenern kürzern zu verwandeln, befolgt worden ist. Auch einige andere Mängel, die wir sonst zu rügen hatten, sind behoben worden. Der Professor der deutschen Literatur an der pester Universität Paul Hunfalvy hat sich, sehr zum Vortheile des Unternehmens, dem Begründer und ältern Herausgeber als Redacteur zugesellt, und infolge dessen hat sich das Deutsch der Aufsätze, das einst oft viel zu wünschen übrig ließ, erheblich gebessert. Die „Revue“ ist jetzt für Ungarn wirklich, was Röttger's „Russische Revue“ für

Rußland und was ehedem Hillebrand's „Italia" für Italien war: ein in einer Weltsprache geschriebenes, vornehmlich für die Länder deutscher Zunge berechnetes Organ, das dem Ausland ein Spiegelbild der geistigen, socialen, ethnographischen und wirthschaftlichen Strömungen Ungarns bietet. Die Titel einiger Aufsätze aus dem letzten Jahrgang beweisen dies: „Ein ungarischer Humanist", „Die Anfänge des ungarischen Buchhandels", „Arany's Selbstbiographie", „Das Gesetz über die Regelung der siebenbürger Sachsenuniversität", „Die Städte im Königreich Ungarn", „Ungarische Volksballaden", „Die magyarischen Ortsnamen", „Ungarn an der Grenze des Orients und des Occidents", „Die staatsrechtliche Stellung Fiumes", „Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht", „Denkrede auf Stephan Károlyi", „Zur Erinnerung an August Greguß", „Beziehungen Napoleon's des Ersten zu Ungarn", „Die Bedeutung der Fugger in der Geschichte Ungarns", und zahlreiche andere größere Abhandlungen. Daneben finden wir in jedem Hefte einschlägige Recensionen, Uebersetzungen schöner magyarischer Dichtungen, kurze Berichte über die Sitzungen der gelehrten Gesellschaften, vermischte statistische, literarische und andere Notizen u. s. w. Das erste Heft des Jahrgangs 1884 hat einen besonders reichen und vielseitigen Inhalt und eröffnet das Jahr in vielversprechender Weise mit zweckentsprechenden Beiträgen von Franz Salomon, Paul Hunfalvy, Joseph Szalay und andern Capacitäten.

Zum Schluß dürfte es angemessen sein, hier einer neuen hocherfreulichen Erscheinung auf dem Gebiete des magyarischen Büchermarktes zu gedenken. Das Unwesen der Colportageromane, der bekannten kostspieligen, durch „Prämien" lockenden schädlichen Schundwerke, spielte bis vor kurzem in Ungarn eine große Rolle. Da entschloß sich vor etwa anderthalb Jahren die pester Verlagsfirma Gebrüder Révai zu einem muthigen Schritte: sie begründete eine ungarische Volksbibliothek unter dem Titel „Gute Bücher für das ungarische Volk", die aus zahlreichen von den besten Autoren verfaßten, illustrirten Bändchen — Erzählungen, Dichtungen, Schilderungen u. s. w. — bestehen. Die Tendenz ist gesund, der Umfang eines Bändchens auf etwa zwei Druckbogen berechnet und der Preis trotz aller Vorzüge und trotz der hohen Honorare der Mitarbeiter auf blos 3 Kr. (= 5 Pf.) gestellt. So viel Gutes bei so geringen Kosten muß Anerkennung finden; in der That, je mehr solcher Bändchen erscheinen, desto mehr geht die Colportage zurück. Jókai, Mikszáth und andere ähnliche Kräfte schreiben mit Vorliebe für dieses dankenswerthe Unternehmen, dessen Erfolg bereits ein unbestrittener ist. Durch diesen ermuthigt, hat dieselbe Verlagshandlung sich im Januar an ein zweites Experiment derselben Natur gewagt: die Herausgabe einer illustrirten Jugendzeitung in großem Stile; das an die „Deutsche Jugend" erinnernde, alle vierzehn Tage in ungarischer Sprache erscheinende Blatt präsentirt sich sehr elegant, zählt ebenfalls die ersten Kräfte: Jókai, Csiky, Törs, Agai, Otto Hermann u. s. w., zu seinen Mitarbeitern und wird seinen Weg machen, denn es entspricht einem Bedürfniß.

Solch friedliche Magyarisirungsarbeit, die sicherlich kein böses Blut machen kann, lassen wir uns eher gefallen als die andere, die gewaltsame!

Leopold Katscher.

Erzählungen und Novellen.

1. Bei Licht besehen. Erzählungen von A. Vollmar. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1883. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser geißelt das Hauptlaster der modernen Gesellschaft, die Gier nach materiellem Besitz, mit sittlichem Ernste; seine Erzählungen lehren, daß treue Pflichterfüllung, Gottesfurcht, Genügsamkeit und Geduld das Herz zufriedener machen als Jagen nach irdischen Genüssen. Eine schlichte und kräftige Vortragsweise, das Geschick, aus gewöhnlichen Zuständen und alltäglichen Charakteren, ohne Zuhülfenahme einer überspannten Romantik, eine fesselnde Handlung auf natürlichste Art zu entwickeln, befähigen den humanen, verständigen Erzähler ganz besonders, der Vergiftung des guten Geschmacks und der Sitte durch die Schauer-, Verbrecher- und Sensationsromane der Colportage entgegenzuwirken. Allen Volksbibliotheken seien deshalb diese einfachen, unterhaltenden und belehrenden Geschichten warm empfohlen. Der christliche Geist, der darin waltet, drängt sich zwar nicht tendenziös auf, tritt aber im Eifer für eine gute Sache manchmal doch etwas mehr hervor, als man dies bei Erzeugnissen der schönen Literatur gewöhnt ist. „Echte Moral und Moralität", meint ein berühmter Philosoph, „ist von keiner Religion abhängig, wiewol jede sie sanctionirt und ihr dadurch eine Stütze gewährt." Lessing aber sagt: „Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen." Das ist bei unserm Autor der Fall; das treffliche Buch verdient populär zu werden.

2. Neues Novellenbuch von Otto Roquette. Breslau, Schottländer. 1884. 8. 3 M.

Das Buch bringt fünf Novellen: „Das Eulenzeichen", „Ein Baum im Odenwald", „Wer trägt die Schuld?", „Die Tage des Waldlebens" und „Unterwegs". Jede Novelle erscheint auch in Einzelausgabe.

Den hohen Ansprüchen, die man an jedes neue Werk des berühmten Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt" stellt, weil in der Literatur der Satz gilt „la gloire oblige", entspricht am meisten die erste Novelle: „Das Eulenzeichen".

Der alte Gutsbesitzer Pistorius, ein Sonderling und dilettirender überstudirter Gelehrter, zieht mit seiner Tochter

Adelheid unstet in der Welt umher. Das Mädchen, nur mit dem wunderlichen Vater und Leuten seines Alters verkehrend, hat Haus und Heimat nie kennen gelernt und verbringt, ungeachtet der Abwechselung des Nomadenlebens, eine öde, freudenlose Jugend. Was nützt es Adelheid, daß sie im Lateinischen besser bewandert ist als mancher Candidat der Philologie, daß sie alle modernen Sprachen spricht, daß sie mehr römische Historiker als deutsche gelesen hat? Sie mußte für diese Gelehrsamkeit alles opfern, was sonst einem Mädchen das Dasein verschönert. Der tyrannische Vater, nur auf praktische Bequemlichkeit bedacht, zwingt die Tochter, ein von ihm erfundenes Reisekleid zu tragen, in welchem sie lächerlich und noch häßlicher aussieht, als sie ohnehin schon ist.

Auf einer Fußwanderung über die Alpen gesellt sich zu unsern Reisenden der einundzwanzigjährige Franz Holmar, ein hochbegabter und liebenswürdiger Jüngling, welcher soeben seine Universitätsprüfung bestanden, eine wissenschaftliche Preisaufgabe glänzend gelöst hat und seinen ersten Ausflug in die Welt unternimmt. Pistorius findet Gefallen an dem jungen gebildeten Manne, mit dem er über so viele ernste Gegenstände disputiren kann — und für Adelheid geht nun innerlich ein neues Leben voll ungeahnter Wonnen auf. Sie und Holmar schließen als treue Kameraden einen Freundschaftsbund und verabreden, da sie sich bald wieder trennen müssen, eine geschwisterliche Correspondenz. Holmar liegt jeder Gedanke an Liebe zu Adelheid fern; diese aber kann sich nicht mehr verhehlen, daß sie für ihn mehr als Freundschaft empfindet. Da gibt ihr der Zufall eine bittere Mahnung, daß sie die aufkeimende Hoffnung auf Glück unterdrücken müsse. Eine ihm bekannte Dame fragt nämlich Holmar, als sie ihn auf einem Dampfschiffe in Gesellschaft Adelheid's sieht: „Was für einer Eule haben Sie sich da angeschlossen?“ Die so Verhöhnte hört diese rohe Bemerkung, welche sie an ihre Häßlichkeit erinnert; der feinfühlende, gutmüthige Holmar weiß der boshaften Aeußerung den scharfen Stachel zu nehmen; Adelheid geht auf seine scherzhafte Auslegung ein und läßt sich ein Petschaft mit einer Eule stechen. Mit diesem siegelt sie, nachdem Holmar sich verabschiedet, ihre Briefe an ihn und er bedient sich desselben Zeichens.

Einige Zeit fliegen die Briefe mit dem Eulenzeichen in rascher Reihenfolge hin und her; endlich aber schläft die Correspondenz gänzlich ein.

Holmar heirathet, wird Vater zweier Mädchen und Witwer, während der schrullenhafte Pistorius mit Adelheid alle Lande der Erde durchkreuzt. Nach vielen Jahren — der unstete Pistorius hat inzwischen Ruhe im Grabe gefunden — sehen sich Holmar und Adelheid wieder. Der gereifte Mann erkennt jetzt den hohen Werth des Charakters seiner Jugendfreundin; alle ihr angeborenen, nur unterdrückt gewesenen, edeln weiblichen Eigenschaften haben sich reich in ihrer Seele entfaltet. Seine Kinder hängen liebend an Adelheid; wo könnte Holmar eine bessere zweite Mutter für die Waisen finden? Er wirbt jetzt um ihre Hand; sie sträubt sich lange, aus Furcht, ihre äußere Erscheinung könne seinem Schönheitssinne nicht genügen; erst als sie sich überzeugt, daß er sie wahrhaft liebt und ohne sie nicht glücklich werden kann, folgt sie dem Zuge des eigenen Herzens, das ja nie für einen andern Mann geschlagen hat.

Die übrigen Novellen behandeln in verschiedenen Variationen als Hauptthema die erste Liebe junger Männer. Nach Ueberwindung von kleinern oder größern Hindernissen erreichen die zur Heirath geneigten Helden — einige sind soeben erst der Schule entwachsen — das Ziel ihrer Sehnsucht und müssen nun die mehr oder minder erfreulichen Folgen tragen; die Leidenschaft äußert sich meistentheils sehr maßvoll, die Darstellung derselben ist vorsichtig abgewogen und gelangt nur selten zu wirksamem Pathos. Am gelungensten und recht anheimelnd schildert der Autor das Walten der Natur: man begleitet die wohlgesitteten und sanften Liebespaare, die sich so schnell zusammengefunden haben, recht gern auf ihren Spaziergängen durch Wald und Flur, wenn man auch an den für ihre Jugend manchmal fast zu zahmen Gesprächen nur halben Antheil nehmen kann.

Eine der Novellen, betitelt „Wer trägt die Schuld?“, unterscheidet sich durch ihren peinlichen Inhalt auffällig von den andern Erzählungen und steht wie ein exotisches Gewächs unter wohlgepflegten Zierpflanzen fremdartig da. Sie befaßt sich mit dem Verbrechen der Blutschande von Bruder und Schwester, ohne Wissen und Willen begangen. Der Student Eticho von St. und seine Geliebte, die schöne Nanni, eine Soubrette mit dem Bühnennamen Cadoro, erfahren zu spät, daß sie die außerehelichen Kinder des Freihern von St., also Geschwister sind. Verzweifelnd flieht Eticho in eine einsame Gebirgshöhle, um sich dort mit eigener Hand für seinen gräßlichen Fehltritt zu bestrafen. An dem Ernste seines Vorsatzes darf aber der Leser billig zweifeln, da Eticho die Pistole, mit der er sich zu erschießen gedenkt, erst zum Büchsenmacher zur Reparatur schickt. Rings um die Höhle starren grausige Abgründe — ein Sprung, und Eticho, der sich nach dem Tode sehnt, wäre frei. Allein er zieht vor, auf die Pistole zu warten, für ihn gibt es nun einmal keine andere Art des Selbstmordes. Ehe er diesen ausführen kann, raubt ihm eine schwere Krankheit die Besinnung. Ein tüchtiger Arzt stellt ihn wieder her. Eticho geht nun auf Reisen und findet in wissenschaftlicher Thätigkeit das gestörte Gleichgewicht der Seele wieder. Die schöne Nanni stürzt sich, um die Vergangenheit zu vergessen, in betäubende, wilde Zerstreuungen, welche sie einem frühen Tode entgegenführen. Für einen solchen in der Gegenwart sich abspielenden Conflict eine poetische Lösung zu entdecken, gelang dem modernen Dichter nicht. Soweit als möglich vermeidet Otto Roquette alles Indecente und Verletzende; aber er vermag es nicht, das strafbare und doch wieder unschuldige Geschwisterpaar so hoch über die ge-

meine abstoßende Wirklichkeit zu erheben, daß es einigermaßen entsühnt und geläutert, wie z. B. Byron's Manfred und Astarte, in das Reich der Poesie eingehen könnte.

3. Römische Dorfgeschichten von Richard Voß. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1884. 8. 3 M. 50 Pf.

„Der Roman ist", behauptet Goethe, „eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das andere wird sich schon finden."

Richard Voß, ein Dichter, in dem es mächtig gärt, der, bald himmelhoch jauchzend und noch öfter zu Tode betrübt, tief in Natur und Menschenherzen blickt, ist nun durchaus eigenthümlich sowol in der Anschauung und Auffassung wie in der künstlerischen Gestaltung seiner „Römischen Dorfgeschichten". Wenn die Gesellschaft, von ihrem eigenen Thun und Treiben unbefriedigt, ihrer geleckten Cultur von Zeit zu Zeit überdrüßig wird, so spiegelt sich diese Uebersättigung in der schönen Literatur durch das Ueberhandnehmen und Modewerden der Bauernnovellen und der Dorfgeschichten ab; der vom Salonroman ermüdete Magen des Lesers begehrt eine einfachere, derbere Kost. Die vorliegenden „Römischen Dorfgeschichten" eignen sich aber keineswegs zu einer solch ästhetischen Milchkur des blasirten Geschmacks; sie zeigen uns wohl ursprüngliche, ohne Bildung auf dem Lande aufgewachsene Menschen, aber von einem naiven Sichausleben eines daseinsfreudigen, heitern Volks ist wenig ersichtlich; denn die Helden derselben sind keine harmlosen Naturkinder, keine ungeschliffenen Edelsteine, sondern meist trübsinnige, verschlossene, heimtückische Charaktere, zu Mordthaten und zum Unglück prädestinirt, unheimliche, schlafende Vulkane, auf deren plötzlichen, frühern oder spätern Ausbruch man sicher rechnen kann. Theilweise mag der italienische Volkscharakter den dunkeln, melancholischen Grundton der Erzählungen mit verschulden, andererseits jedoch liegt dieser Ton in der Individualität des Dichters selbst. Er gefällt sich zuweilen allzu sehr im Absonderlichen, im Gesuchten; ein krankhafter Zug für ungewöhnliche Empfindungsweise macht dann seine Gestalten zu dem Gegentheil von Typen, zu Sonderlingen; man erhält den Eindruck, als ob der Dichter, im starken Bewußtsein seiner Eigenart, mit Absicht die letztere über das ihm angeborene Maß hinaus noch steigere, anstatt sie in Schranken zu halten. Dadurch scheinen die Personen seiner Dorfgeschichten von vornherein der Willensfreiheit beraubt, sie stehen unter einem fatalistischen, mystischen Zwange und handeln fast ausschließlich nach wilden Trieben. Die Eruption ihrer verhaltenen dämonischen Leidenschaftlichkeit befremdet nicht selten den Leser.

Der Verfasser macht sich seine Aufgabe nicht leicht: er malt mit satten, stark eindringlichen Farben, mit heißer Glut; zumal seine Naturbilder sind groß, ja genial erschaut; aber in der psychologischen Zeichnung, so grandios sie oft im Entwurf ist, bleibt er da und dort zu phantastisch, und in der Gestaltung der Handlung geht er dem Einfachen, dem Natürlichen aus dem Wege. Manchmal möchte man dem Handelnden zurufen:

> Nein, übereile dich auch nicht!
> Ich kenne dich. Dem edeln Herzen könnte
> Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
> Das Große, nur das Menschliche geschehe!

Seine Figuren haben einzelne entschieden auffallende, ja überraschende Züge, aber trotzdem fällt es manchmal schwer, ihr eigentliches Gesicht zu erkennen. Ein kräftiges Streben nach mächtiger Wirkung macht sich überall fühlbar, dennoch muthen uns die Helden zu fremdartig, zu wenig menschlich vertraut an; dies ist um so erstaunlicher, als der Dichter in allen seinen Erzählungen den italienischen Volkscharakter im allgemeinen haarscharf erfaßt und die Localstimmung in Bezug auf Ort und Sitten der Bewohner, ob es nun die Gegenwart oder die Vergangenheit gilt, mit wahrhafter Virtuosität zu treffen weiß.

Man kann diese „Römischen Dorfgeschichten" — die ich nicht nacherzähle, weil die bloße Inhaltsangabe keinen Begriff von ihrer Originalität geben würde — mit reich instrumentirten ernsten Musikstücken vergleichen, die ihrer neuen seltsamen Compositionsart wegen große Aufmerksamkeit von seiten des Hörers fordern, diese dann auch durch viele ungewöhnlich schöne melodiöse Sätze belohnen, aber doch den höchsten Kunstgenuß: erhebende Befreiung von dem Banne der Wirklichkeit, nicht voll gewähren.

Ich spreche hiermit nur mein subjectives, nicht ein allgemeine Gültigkeit beanspruchendes Urtheil aus. Gerade einem Dichter gegenüber, der selbständig von dem breitgetretenen Pfade der Schablone abweicht und eigene Wege geht, hat die Kritik stets Goethe's Mahnung zu beherzigen: „Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen."

Friedrich Karl Schubert.

Der zweite Band von Treitschke's „Deutscher Geschichte".

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Zweiter Theil: Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. (Staatengeschichte der neuesten Zeit. 25. Band.) Leipzig, Hirzel. 1882. Gr. 8. 9 M.

Wie bekannt, ist dem Verfasser vor kurzem der große Tausend-Thaler-Preis für die beste Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Geschichte zuerkannt worden. Wir wissen nicht, inwieweit ihn diese Belohnung über die Kritik trösten wird, welche Fachmänner vom Range eines Baumgarten und Röpell an seinem Werk geübt haben. So viel aber steht fest, bei allem Glanz der Diction und bei aller Geistreichheit seiner Aperçus ist Treitschke vollkommen außer Stande, demjenigen Grundsatz zu folgen, den man sonst als elementare Richtschnur für jede Art von Geschichtschreibung aufzustellen pflegt. Es geht ihm geradezu gegen den Strich, Personen und Ereignisse aus irgendeinem andern Gesichtswinkel zu betrachten als aus dem, ob sie der Herstellung der Alleinherrschaft Preußens über Deutschland förderlich oder hinderlich waren. Diesem Maßstab müssen sich sogar diplomatische und politische Actenstücke beugen. Was sich darin auf dies Prokrustesbett des Treitschke'schen Dogmas nicht fügen will, wird einfach ignorirt oder dreist als Fälschung erklärt. Die Charaktere der maßgebenden Persönlichkeiten unterliegen derselben Behandlung. Während Metternich gar nicht schwarz genug als der leibhaftige Gottseibeiuns gemalt werden kann, findet der Autor immer ein milderndes Wort, um die Heeresfolge zu beschönigen, die Friedrich Wilhelm III. den reactionären Plänen des Staatskanzlers leistete. Bald wird die Verantwortung dafür auf die Schultern seiner Umgebung gewälzt; bald werden kurzer Hand und ohne Angabe irgendwelcher Motive die Berichte der Metternich'schen „Denkwürdigkeiten", die doch für die Verhandlungen des Kanzlers mit dem König die einzige authentische Quelle bilden, überall da, wo sie zu dem Treitschke'schen Idole nicht stimmen, als völlig unglaubwürdig, zugestutzt und gemacht erklärt. Daß dabei jenes oberste Princip aller unparteiischen Geschichtschreibung, nichts Falsches zu sagen, nichts Wahres zu verschweigen, arg ins Gedränge kommen muß, versteht sich wol von selbst. Ja, wenn Treitschke seine Vorrede mit den Worten anhebt: „den Fachgenossen bietet dieser Band mehr Ergebnisse neuer Forschung als der erste", so muß dazu doch bemerkt werden, daß der Leser zu keiner rechten Freude kommt über die Liberalität, mit der Treitschke die Benutzung preußischer Archive gestattet worden ist. Er hat sehr intime und sehr zahlreiche Schätze durchforschen dürfen, aber gegen seine Excerpte daraus muß uns nothwendig die souveräne Willkür mistrauisch machen, womit nur diejenigen Belege in Metternich's Memoiren als authentisch anerkannt werden, die sich in die Treitschke'sche Auffassung fügen. Daß auch diese Art der Geschichtschreibung als eine „streitbare Kirche" ihre Berechtigung hatte, solange die kleindeutsche Idee noch um praktische Anerkennung rang, wollen wir ja nicht leugnen. Was aber soll sie nach dem Prager Frieden und nach der Begründung des deutschen Kaiserthums? Mit seiner schillernden Sophistik versteht der Verfasser freilich auch diese Argumentation umzukehren. Sagt er doch in der Vorrede:

> Wollte ich den Stimmungen des Augenblicks nachgeben und als ein Parteimann Geschichte schreiben, so würde ich über manche alten Sünden Oesterreichs und der deutschen Kronen gern einen Schleier werfen; denn in der heutigen Ordnung der deutschen Dinge zeigt sich unser hoher Adel einsichtiger, opferwilliger als ein großer Theil des Bürgerthums; und an der Freundschaft, die unsern Staat mit Oesterreich verbindet, wird nur ein Thor rütteln wollen. Meine Aufgabe war, das Geschehene getreu zu erzählen. Es kann dem Bestande der Monarchie in unserm Vaterlande nur förderlich sein, wenn Deutschlands Fürsten der trüben Tage nicht vergessen, da ihre Ahnen nahe daran waren, sich dem Leben ihrer Nation ganz zu entfremden; unser freier Bund mit Oesterreich wird um so fester stehen, je unbefangener man hüben wie drüben anerkennt, daß Deutschland berechtigt war, die Herrschaft des wiener Hofs nicht länger mehr zu ertragen.

Aber über die Sünden Preußens kann Treitschke den Schleier nicht dicht genug legen. Umgekehrt gibt es nicht nur kein Feigenblatt für das Metternich'sche System; es wird auch dessen Fluch ohne weiteres immer mit dem österreichischen Volke identificirt. Als reinsten Parteimann aber, der die Geschichte lediglich zur Verherrlichung der autoritären Strömungen in der unmittelbaren Gegenwart benutzt, zeigt sich Treitschke in seiner höhnischen Verurtheilung aller und namentlich der süddeutschen Liberalen. Für sie ist ihm kein Wort drastisch genug, während er für die Reaction stets mindestens einen schielenden Ausdruck bei der Hand hat, der dem Unbefangenen wie Billigung ins Ohr klingen muß, dem Autor aber ein Hinterthürchen im Falle etwaiger Angriffe öffnet. Gallig wird er gegen die Reaction nur da, wo sie die preußische Spitze behindert: während er die leiseste Regung preußischen Patriotismus auch im reactionärsten Gewande beifällig anerkennt, kann er in eine wahrhaft liberale Berserkerwuth gerathen, wenn Metternich die Ziele österreichischen Patriotismus mittels reactionärer Maßregeln verfolgt.

Von Friedrich Wilhelm III., nach Beendigung der Freiheitskriege, schreibt Treitschke wörtlich:

> Vollständige Uebereinstimmung unter den Ministern galt noch als entbehrlich, da der Monarch am Ende stets nach freiem Ermessen entschied. . . . Die Erfahrungen einer großen Zeit hatten sein Selbstgefühl etwas gekräftigt; er erschien fester und sicherer, aber noch ernster und schweigsamer als vor Jahren . . . trüb und eintönig verflossen ihm die Tage. Er erledigte jede Eingabe mit der alten Pünktlichkeit nach gewissenhafter Prüfung und behielt das Ruder immer in der Hand. Jedoch der persönliche Verkehr mit den höchsten Beamten blieb dem Schüchternen unbequem; den Staatskanzler sah er selten, noch seltener die Minister.

Die Schilderung des Königs als einer in sich verschlossenen und durchaus nur nach eigenem Ermessen handelnden Natur hat nun Treitschke total vergessen, wenn er jene teplitzer Zusammenkunft des Monarchen mit Metternich erzählt, in der die berühmten, den Karlsbader Beschlüssen als Grundlage dienenden Punktationen zwischen den beiden deutschen Großmächten verabredet wurden. Ueber diese Begegnung haben wir keine andere Quelle als die Berichte Metternich's an Franz I. Daß dieselben im großen und ganzen richtig sind, hat die Folgezeit wol klar genug gelehrt. Niemand wird auch annehmen, daß der Kanzler über die Einzelheiten der Vorgänge den Kaiser angelogen habe. Wohl mag er dieses oder jenes Detail etwas aufgebauscht haben, um sich selber in glänzendes Licht zu stellen; aber der Historiker hat doch keine andere Wahl, als die Berichte zu acceptiren oder zu verwerfen. Treitschke jedoch verfolgt die eigenthümliche Methode, aus Metternich's Referaten alles herauszunehmen, was den Kanzler selber und die Umgebung des Königs von Preußen belastet; den ganzen Untergrund der Erzählung dagegen, welche gerade auf das Haupt Friedrich Wilhelm's III. die wesentlichste Verantwortung concentrirt, für eine Lüge zu erklären. Nach Metternich's Erzählung hatte der preußische Monarch gleich in den ersten Unterredungen mit ihm seine eigenen Minister den unbarmherzigen Anklagen des Kanzlers völlig schutzlos preisgegeben, sie für altersschwach und halb unzurechnungsfähig erklärt, und dem Fürsten versprochen, ihnen die Weisung ertheilen zu wollen, daß sie sich für ihr zukünftiges Vorgehen die Richtschnur beim österreichischen Staatskanzler holen sollten. Es läßt sich da nichts drehen und deuteln. Nach Metternich hatte er selber den König gewonnen und dem Staatskanzler Hardenberg die ganze Sache über den Kopf zusammengenommen. Treitschke bringt aber glücklich das Kunststück fertig, eben auf Grund dieses einzig vorhandenen Actenstücks zu einer ganz entgegengesetzten Skizze des Hergangs zu gelangen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest:

> Frohlockend meldete Metternich seinem Kaiser das Engagement Preußens, keine Volksvertretung zu geben. Es war die schimpflichste Demüthigung, welche Hardenberg (!) über Preußen gebracht hat; die Politik des friedlichen Dualismus bestand jetzt ihre Probe, und sie erwies sich als die Unterwerfung Preußens unter Oesterreichs Leitung.

Und dann weiter:

> Das Entsetzlichste blieb, daß der Staat, der den Deutschen ihre Freiheit wieder gewonnen, der von der nationalen Einheit alles zu hoffen, nichts zu fürchten hatte, jetzt zuerst und freiwillig das Joch der österreichischen Fremdherrschaft auf seinen Nacken nahm, und also dem Theil der Nation, der nicht über den nächsten Tag hinaussah, als ein geschworener Feind erschien. Das lichte Gestirn des Fridericianischen Staats war verdunkelt durch das Gewölk des Argwohns; die Besorgnisse eines edeln, durch verblendete Rathgeber belogenen Monarchen und die altersschwache Rathlosigkeit Hardenberg's lenkten ihn ab von den Bahnen, auf denen er zur Größe aufgestiegen war. Zufrieden erklärte Metternich dem russischen Gesandten, nachdem Oesterreich die teplitzer Ernte eingeheimst: „Preußen hat uns einen Platz überlassen, welchen ein Theil der Deutschen dem preußischen Staat zudachte!“

Immer und immer wieder der altersschwache und rathlose Hardenberg! Blos um jede Verantwortung von dem König abzuwenden, der seinen Minister in aller Form dem österreichischen Staatskanzler ausgeliefert! Aber Treitschke muß ja wiederholt zugestehen, daß der „belogene“ Monarch in der Gespensterseherei vor dem drohenden Jakobinerthum allen seinen Rathgebern weit voraus war, und daß gerade sein ureigenster „Argwohn“ das lichte Gestirn des Fridericianischen Staats am stärksten verdunkelte, weil er jeden als halben Rebellen anließ, der nicht ebenso schwarz in die Zukunft blickte. „Der Staatskanzler unterschrieb, weil er kein anderes Mittel sah, um sich das erschütterte Vertrauen seines Monarchen zu erhalten“, sagt Treitschke weiter. Ob Hardenberg nicht besser gethan hätte, damals gleich zurückzutreten, ist eine Frage der reinen Opportunität. Allein Treitschke selbst erzählt in demselben Athem, daß der Kanzler nur auf seinem Posten ausharrte, um gleich darauf durch die That zu beweisen, daß er unter dem Centralausschuß, den die teplitzer Punktationen zugestehen wollten, „einen mächtigen allgemeinen Landtag“ verstand, an dessen Herstellung er jetzt erst recht eifrig arbeitete. Nicht dagegen richten sich Treitschke's Vorwürfe, daß die unitarische Politik, die jetzt dem Bundestage eine größere Macht verschaffen sollte, in der mainzer Demagogencommission und in der Einsetzung von Bundesinspectoren zur Maßregelung der Universitäten und zur Handhabung der Censur gipfelte, daß sie Deutschland zu einer großen Polizeianstalt degradirte: sondern dagegen, daß sie „dem österreichischen Particularismus, nicht der nationalen Gesinnung“ entsprang:

> Nur darum sollte der Deutsche Bund die Machtbefugnisse einer Staatsgewalt erhalten, damit den Deutschen die Lust, sich in ein Deutschland zu vereinigen, für immer verginge; damit der Seelenschlummer der Völker Oesterreichs von der höhern Cultur, den regern geistigen Kräften ihrer Nachbarn ungestört bliebe.

Und doch muß auch Treitschke zugeben, daß „fortan die deutsche Politik zur deutschen Polizei herabsank, daß jahrzehntelang fast das gesammte Leben des Bundesstaats in polizeilichen Maßregeln aufging“. Oefter drohte Metternich, wenn nicht alle Bundesstaaten sich seinen reactionären Maßnahmen fügen wollten, Kaiser Franz wolle den Deutschen Bund durch Oesterreich retten, oder die k. k. Staaten von Deutschland trennen, um Oesterreich allein zu retten. Dieser Drohung, die doch kein verständiger Mensch anders auffassen wird denn als eine diplomatische Kampfeswaffe und an deren Ernst niemand glauben konnte, fügt nun Treitschke den pathetischen Ausruf bei: „Noch fand sich niemand in der Nation, der das namenlose Glück dieser Trennung begriffen und das befreiende Losungswort gesprochen hätte: «Los von Oesterreich!»“ Hier geht schon der ganze Ernst des Historikers in einer lächerlichen Idiosynkrasie verloren! Wahrscheinlich war auch Hardenberg mit seinem Liberalismus daran schuld, daß den Deutschen

nicht fünfzig Jahre früher ein Bismarck erstand! Triumphirend schrieb Metternich zur Zeit der wiener Conferenzen: „Wenn der Kaiser bezweifelt, daß er Kaiser von Deutschland ist, so irrt er sich sehr." Treitschke schließt sein Résumé mit den zornigen Worten ab:

Niemals, seit es eine preußische Großmacht gab, niemals mehr seit den Tagen Karl's V. und Wallenstein's hatte das Haus Oesterreich der deutschen Nation den Fuß so hart auf den Nacken setzen dürfen. Ganz so herrisch wie einst Kaiser Karl auf dem geharnischten Reichstag den besiegten Schmalkaldenern das augsburger Interim aufzwang, rief jetzt Metternich einer neuen nationalen Bewegung der Deutschen sein Halt zu; ebenso verächtlich, wie damals Granvella über die peccata Germaniae lachte, höhnte Gentz über die Bedrängnisse des weimarischen Altburschen und seines liberalen Anhangs, und fast so ergeben wie damals der schwache Joachim II. stand jetzt wieder ein Hohenzoller neben dem österreichischen Herrscher.

Diese leise Anspielung, deren Sinn nur dem Historiker von Fach verständlich, dem großen Leserkreis aber wahrhaftig nicht gegenwärtig ist, bildet das Hinterpförtchen, durch das Treitschke entschlüpft, wenn man ihn fragt, wie er dazu komme, die alleinige Verantwortung für eine Wendung, die dem ureigensten Willen Friedrich Wilhelm's III. entsprang, auf die Schultern Hardenberg's zu laden und diesen anzuklagen, er habe die „schimpflichste Demüthigung" über Preußen gebracht. Man kann Treitschke's Manier nicht besser illustriren, als wenn man das Donnerwetter wiedergibt, das nach dieser überzarten Andeutung in Betreff Preußens gegen Oesterreich losbricht:

Und doch mußte Oesterreich bald erfahren, daß jene Krone, die Kaiser Franz sich einst selber vom Haupt gerissen, durch die Gaunerkünste einer verlogenen Diplomatie nicht wieder zu gewinnen war. Auch in frühern Zeiten war Oesterreichs Herrschaft über die Deutschen immer ein Unheil gewesen. Je lichter das Gestirn der Habsburger erglänzte, um so tiefer stets lag die deutsche Nation danieder. Jener große Kaiser, der einst in Augsburg den Protestantismus bändigen wollte, bot den Deutschen immerhin einen Ersatz für die verlorene Freiheit, einen mächtigen Gedanken, die grandiose Idee des katholischen Weltreichs. Was aber vermochten diese kleinen Seelen, die jetzt in Kaiser Karl's Fußstapfen zu treten versuchten, der Nation zu bieten? Nichts als Druck und Zwang, nichts als eine gewissenlose Verbildung des Bundesrechts, welche den Deutschen ihre einzige nationale Institution zum Ekel machen mußte, und in den Kauf noch die Lüge, daß Deutschland vor einer eingebildeten Gefahr gerettet worden sei.

„Facit indignatio versum!" Aber wie selten ist es Treitschke gegönnt, diesen vollen Brustton der Ueberzeugung frei anzuschlagen! Schreibt er doch über das berühmte Versprechen von Reichsständen:

Zu Preußens Unheil war der König nicht mehr in der Lage, den Zeitpunkt für die Begründung der Verfassung frei zu wählen. Er selber hatte sich der Freiheit beraubt, als er jene unselige Verordnung vom 22. Mai 1815 unterschrieb, welche die Berufung einer aus den Provinzialständen des Volks gewählten Repräsentation verhieß. . . . Hardenberg hatte den König in Wien zur Gewährung jener verhängnißvollen Zusage bewogen.

Ja, was will der Verfasser denn von Metternich, gegen den er so furchtbar zetert, weil derselbe alle Hebel ansetzte, um die Erfüllung jener „unseligen, verhängnißvollen Zusage" zu verhindern? Ueberhaupt bot nach Treitschke der greise Staatskanzler Preußens bald schon auf dem Wiener Congreß „ein trauriges Bild körperlichen und sittlichen Verfalls"; bald wieder entwickelte er noch ein Lustrum später eine ungeheuere Arbeitskraft und diplomatische Gewandtheit, um unter Preisgebung aller übrigen liberalen Positionen nur erst einmal das große Ideal seines Lebens, den preußischen Verfassungsgedanken, unter Dach und Fach zu bringen. Wie Metternich im November 1818 auf dem Aachener Congreß Friedrich Wilhelm III. umgarnte; wie er dem Monarchen weismachte, die revolutionäre Partei habe ihre Hochburg in Preußen, und ein Reichstag werde die Armee in sieben getrennte Volkshaufen auflösen: darüber brauchte Treitschke eben nur aus den Memoiren des Kanzlers jene Denkschrift zu citiren, die der österreichische Minister auf ausdrücklichen Wunsch des Königs aufsetzte, und die dieser hinter dem Rücken Hardenberg's aus den Händen des Fürsten Wittgenstein entgegennahm. „Von Aachen", sagte Metternich pomphaft, „wird man einst die Rettung der preußischen Monarchie datiren." Treitschke bemerkt dazu ebenso richtig wie schneidig:

Unter allem, was aus Metternich's Feder floß, beweist die Denkschrift über die preußische Verfassung wol am deutlichsten die klägliche Gedankenarmuth dieses Kopfes, der nur durch seine diplomatische Schlauheit, durch die Gunst des Glücks und durch die Aengstlichkeit der andern Höfe dazu gelangen konnte, die Welt während eines Menschenalters über seine Nichtigkeit zu täuschen.

Aber auf der nächsten Seite heißt es schon:

So arge Blößen sich die Verfassungsdenkschrift gab, ein geschickter diplomatischer Schachzug war sie doch.

Ja, mehr sollte sie auch nicht sein: und da sie genügte, um den König für die Karlsbader Beschlüsse zu gewinnen, war sie also ein ganz wohlberechneter Kniff. Allerdings mußte der österreichische Staatskanzler dabei genau wissen, mit wem er es zu thun habe: und unser freiwilliger preußischer Hofhistoriograph hütet sich natürlich sehr, die in die Augen springende Conclusion daraus zu ziehen, wie es entweder um die Selbständigkeit oder um den Freisinn eines Monarchen bestellt sein muß, der durch solch armseliges Geflunker sich für Metternich's Pläne gewinnen läßt.

Drei Jahre, ehe Metternich die Bevormundung Preußens in die Hand nahm, hatte Friedrich Wilhelm III. auch bereits deutlich genug bewiesen, wie er dem Verfassungswerk gegenüberstand, indem er die bekannte denunciatorische Schrift des Geheimraths Schmalz gegen die Liberalen unter seinen persönlichen Schutz stellte. Bei diesem Wendepunkt zeigt sich wieder der ganze Januskopf der Treitschke'schen Geschichtschreibung. „Um Neujahr 1816", erzählt der Autor, „machte eine würdig und freundlich gehaltene Verordnung des Königs dem Zank ein Ende . . . die Fortsetzung des literarischen Streits (über das Verfassungsversprechen) wurde untersagt." Dann kommt das bekannte Hinterthürchen: „Nun verstummte der Lärm, aber jeder-

mann fühlte, daß die arge Saat des Anklägers, der eben jetzt durch einen preußischen und würtembergischen Orden ausgezeichnet wurde, doch nicht auf ganz undankbaren Boden gefallen war." Wie milde, wie honigsüß! Der Herr Beschwichtigungshofrath im Preßbureau könnte seine Phrasen nicht zierlicher drechseln, wenn er seine Officiösen instruirt! Man lese, wie ein wirklicher Geschichtschreiber, Gervinus, über dasselbe Ereigniß berichtet: „Was diesem elenden Wisch eine schwere Bedeutung verlieh, war, daß Schmalz, unter Umgehung des Kanzlers, von dem König mit einem Orden belohnt und der Streit in der Presse über die ganze Sache unterdrückt wurde. Die Besten der Zeit erhoben sich in Entrüstung gegen diese Vorgänge. Blücher fuhr mit Hundsföttern um sich; Gneisenau stachelte den Kanzler, sich den ersten Schlag nicht gefallen zu lassen, nach dessen Hinnehmen man ihm andere bieten werde; Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Förster, Krug, eine Reihe anderer schrieben Entgegnungen voll Erbitterung über die Schmähung, als habe das preußische Volk nur wie eine losgelassene Koppel Jagdhunde 1813 gehandelt." Dort lese man auch nach, wie urconservative und in der Wolle schwarzweiß gefärbte, aber wahrheitsliebende Männer — Niebuhr, Arndt, Schleiermacher — über den König urtheilen, dessen Lieblingsausdruck „Calmiren" war; der um alles nicht „genirt" und „turbirt" sein wollte; den sogar die Nähe der Universität in Berlin belästigte; dem jede „Scene" unleidlich war. Ihm mußte der bloße Gedanke an lärmende Ständeversammlungen, an Thronreden und Adressen ganz unerträglich sein. „Seine Persönlichkeit", schrieb Schleiermacher an Arndt, „werde immer ein ungeheueres Hinderniß sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen: nie werde der König sich in ein freies öffentliches Wesen finden lernen." Bei jedem kleinen Anlaß verrieth sich, nach Gervinus, des Königs innerlichst absolute Natur, wie sie in seinem Verhalten zu den Karlsbader Beschlüssen und in dem frommen Werk seiner Agende wieder in größern Zügen zu Tage trat: sodaß Metternich's Abmahnungen von der Verfassung seiner Natur noch in weit höherm Grade willkommen sein mußten als seiner politischen Sinnesart. In der Angst vor dem Wahnbilde der Demagogie und in der Verfolgung seiner theologischen Lieblingsaufgaben konnte er hart bis zur Grausamkeit werden. Ja, ein so ergebener Mann wie Niebuhr klagte 1823, er habe den Despotismus in seinen rohesten Formen kennen gelernt: der König brauche eine Umgebung biegsamer Höflinge zum „Spucknapfe seiner Launen". Die wirkliche Geschichtschreibung kann eben nicht immer courfähig sein: das weiß ja auch Heinrich von Treitschke, wenn er z. B. Kaiser Franz schildert. Von seiner Behandlung der süddeutschen Liberalen und Verfassungskämpfe aber gilt vollends, wenn auch in umgekehrter Richtung, was Beaconsfield von Macaulay gesagt: sein Werk sei nicht history, sondern hiss-Tory (zischt den Tory aus). So ist Treitschke's „Deutsche Geschichte", trotz der brillanten Darstellungskunst, der Sache nach doch nur ein Pamphlet gegen die deutschen Liberalen.

Walter Rogge.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die geistvolle Verfasserin von „Mehr Licht!", E. Laſt, die sich nicht damit begnügt, diese Worte als Wunsch auszurufen, sondern auch das Ihrige dazu beiträgt, Licht zu verbreiten, hat sich durch ihre jüngste Schrift: „Die realistische und die idealistische Weltanschauung entwickelt an Kant's Idealität von Zeit und Raum" (Leipzig, Grieben), ein neues Verdienst um die Gebildeten, die nicht Philosophen von Fach sind, erworben. Sie hat hiermit einen Commentar zu Kant's Werken für jene geliefert, etwa wie Vaihinger es für diese gethan, und er dürfte sich als das beste Mittel zur Einführung in die Philosophie des königsberger Weisen auch für diejenigen eignen, die es vorhaben, sich später eingehend mit ihm zu beschäftigen. So namentlich für Ausländer, denen die Kant'sche Ausdrucksweise Schwierigkeit verursacht. In der klarsten Sprache werden hier die Hauptlehren der „Kritik der reinen Vernunft" auseinandergesetzt und beleuchtet, wobei zugleich mancher Lichtstrahl auf die materialistischen Lehren der Neuzeit, auf die Darwin-Haeckel'sche Evolutionstheorie u. s. w. fällt und der idealistischen Weltanschauung mit Wärme das Wort geredet wird. Die elegante Ausstattung wird nebenbei ihrerseits dazu beitragen, dem Buche, dem auch das Porträt der Verfasserin voransteht, viele Freunde zu erwerben und sich Eingang bei ihnen zu verschaffen. Alle werden es mit Nutzen lesen.

Ausländische Literatur.

Nach nur kurzem Zwischenraum ist auch der zweite Theil von „Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes" von Joseph Haller (Regensburg, Manz), dessen ersten Theil wir in d. Bl. besprochen haben, erschienen. Er umfaßt die Literatur der Sprichwörter u. s. w. aller europäischen Völker, außer den Slawen, und zwar älterer und neuerer Zeit und einschließlich aller Mundarten der betreffenden Völker. Auch dieser Theil legt wiederum ein glänzendes Zeugniß von der außergewöhnlichen Gelehrsamkeit, namentlich auf linguistischem Gebiete, des Verfassers ab, sowie nicht minder von dem außerordentlichen Fleiße, den er auf sein großartig angelegtes Werk, das der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereicht, verwendet hat. Ex ungue leonem: wir haben nur das Kapitel über „Die Engländer und Schotten" genauer geprüft und uns überzeugt, daß es mit der größten Sachkenntniß und ohne irgendeine Lücke behandelt ist. So ist wol auch der Schluß berechtigt, daß es sich mit den übrigen ebenso verhält. Wenn der Verfasser, beiläufig erwähnt, bei Nennung des großen Werks von A. J. Ellis: „On Early English Pronunciation", sagt, es sei ihm nicht bekannt, ob und wann der fünfte Band desselben erschienen sei, so sind wir in der Lage, ihm aus einer Zuschrift des Genannten an uns vom 9. August 1882 mitzutheilen, daß er hofft, er werde im Jahre 1885 erscheinen. Seine Worte lauten: „In der That, seitdem ich meinen vierten Band veröffentlicht habe, ist meine ganze philologische Zeit meinem fünften gewidmet, zu dem ich die Vorbereitungen hoffentlich im nächsten

Frühjahr vollenden werde, sodaß er innerhalb dreier Jahre erscheinen kann. Dieser enthält meine Lautlehre der englischen Mundarten, und die bloße Sammlung des Materials hat mich vierzehn Jahre lang beschäftigt; es ist aber jetzt so vollständig, wie ich es überhaupt je werde beschaffen können. Die Verarbeitung desselben ist jedoch äußerst schwierig.“ Da diese Mittheilung auch den weitern Kreis der englischen Philologen in Deutschland interessiren wird, so glaubten wir sie hier anbringen zu sollen. Der vorliegende Theil des Haller'schen Werks enthält außerdem noch Nachträge zum ersten Theil sowie ein Sach- und Wortregister zu demselben. Wir freuen uns übrigens aus dem Vorwort zu ersehen, daß der erste Theil eine den Verfasser vollständig befriedigende Aufnahme und allseitige Anerkennung in maßgebenden Kreisen gefunden, und daß dieser also den Lohn seiner Mühe geerntet hat. Der zweite Theil ist derselben ebenso sicher und wird nicht verfehlen, das Haupt des Verfassers mit neuen Lorbern zu schmücken.

— Von der Ansicht ausgehend, daß die Geschichte des venetianischen Freistaats im 18. Jahrh., also dem letzten Jahrhundert seiner Unabhängigkeit noch vielfach der Beleuchtung und der Kritik bedarf, hat ein hervorragender Bürger der Lagunenstadt, Rinaldo Fulin, es unternommen, zeitgenössische Urtheile über den gedachten Zeitraum zu sammeln und von neuem mit der nöthigen Sichtung und Erläuterung zu ediren, und zu diesem Zwecke die „Bibliotheca Veneziana del Secolo decimottavo“ veranstaltet, deren erster Band uns vorliegt. Er enthält den ersten Theil der „Mémoires de M. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théatre“ mit dem Bildniß des Verfassers als Vignette. In dem am 20. December 1883, dem Tage, wo Venedig seinem großen Sohne, dem Molière Italiens, wie er genannt worden, ein Standbild errichtet hat, geschriebenen Vorworte theilt uns Fulin seine Gründe mit, weshalb er die Sammlung gerade mit diesem Werke, in welchem der Dichter, außer durch seine Lustspiele, sich selbst ein Denkmal gesetzt, begonnen hat, und man wird sie gewiß nur gutheißen können. Es sind äußere und innere Gründe, die ihn dazu bestimmt haben. Die Italiener im allgemeinen, sagt er, haben die Memoiren bisher nur in der nicht vom Verfasser herrührenden italienischen Uebersetzung gekannt und gelesen, und so war es ihm darum zu thun, sie ihnen in der Sprache, in welcher Goldoni sie verfaßt, zugänglich zu machen. Die erste Auflage derselben erschien in Paris im Jahre 1787, und eine zweite ebendaselbst im Jahre 1823. Beide sind sehr selten geworden, und die zweite ist noch dazu unvollständig. Nun endlich, nach fast einem Jahrhundert, werden Italiener und andere Freunde des Dichters durch diese elegant ausgestattete Auflage wieder in den Stand gesetzt, die berühmten Memoiren so zu lesen, wie der Verfasser sie geschrieben. Die innern Gründe sind die darin enthaltenen Schilderungen Venedigs von einem Sohne der merkwürdigen Stadt, der sie ebenso genau gekannt, wie er es verstanden hat, das Beobachtete zu schildern. Was aber diese neue Ausgabe vor der frühern noch besonders auszeichnet und ihr einen höhern, den Forderungen der historisch-kritischen Wissenschaft entsprechendern Charakter verleiht, ist die Bearbeitung derselben seitens unsers gelehrten Landsmannes, Hermann von Loehner, welcher der Geschichte Venedigs jener Zeit im allgemeinen, den Memoiren insbesondere die gründlichsten Studien gewidmet hat und sie nun theils zur Berichtigung des Textes, theils zu Erläuterungen aller Art, die sich unter demselben befinden, verwerthet hat. Ein berühmter italienischer Kritiker sagte von seinen schon vorher im „Archivio Veneto“ veröffentlichten Essays über den Gegenstand, ein neuer Lebenshauch durchwehe mit diesen Arbeiten Loehner's die Memoiren Goldoni's, und drückte den Wunsch aus, er möchte sich der Mühe unterziehen, eine neue Ausgabe derselben zu besorgen; sie würde die italienische Literatur mit einem Werke von höchster Bedeutung bereichern. Und dies ist nun geschehen. Goldoni's fesselnd geschriebene Memoiren selbst bedürfen übrigens keiner weitern Empfehlung.

Bibliographie.

Ackermann, E., Pädagogische Fragen. Nach den Grundsätzen der Herbart'schen Schule bearbeitet. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Andree, R., Die Metalle bei den Naturvölkern mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Mit 57 Abbildungen im Text. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Battig, G., Blätter und Blüthen. Gesammelt auf dem Gebiete der Volksschulpraxis. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beyttenmiller, T., Blumengewinde deutscher Lyrik. Eine Auslese neuerer Gedichte. Mit 25 Original-Illustrationen von R. E. Keppler. Stuttgart, Hänselmann. 8. 6 M.

Biltz, K., Gedichte. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 2 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 5ter Bd. 6tes Hft.: Unsere musikalische Erziehung. Von F. J. Selbst. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. Gr. 8. 50 Pf.

Cassel, P., Aus Literatur und Symbolik. Abhandlungen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 8 M.

Deecke, W., Plaudereien über Schule und Haus. Vortrag. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Dippel, J., Der neuere Pessimismus. Aus seinen Hauptquellen dargestellt und kritisch beleuchtet. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Fechenbach-Laudenbach, Freih. v., Der „fünfte“ Stand und die Regierungen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Grassmann, R., Das Gebäude des Wissens. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Die Sittenlehre oder die Ethik. 1ster Thl.: Die Menschenlehre und die Verkehrslehre oder die Anthropologie und die Agathologie. Stettin, Grassmann. Gr. 8. 7 M.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 29ste Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 M.

Hirschfeld, R., Johann de Muris. Seine Werke und seine Bedeutung als Verfechter des Classischen in der Tonkunst. Eine Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Israel, A., Die pädagogischen Bestrebungen Erhard Weigels (1653—1699 Professor der Mathematik zu Jena). Ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Zustände im 17. Jahrhundert. Zschopau, Raschke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jungmann, J., S. J., Aesthetik. 2te, vollständig umgearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage des Buches „Die Schönheit und die schöne Kunst“. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 12 M.

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 7te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 2 M. 40 Pf.

— — Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 2 M. 40 Pf.

Köppen, F. v., Wrangel. Ein Lebensbild. Mit einem Porträt. Glogau, Flemming. 8. 1 M. 20 Pf.

Krause, A., Immanuel Kant wider Kuno Fischer zum ersten Male mit Hülfe des verloren gewesenen Kantischen Hauptwerkes: Vom Übergang von der Metaphysik zur Physik vertheidigt. Eine Ergänzung der populären Darstellung der Kritik der reinen Vernunft in der Lehre vom Gegenstand und Ding an sich. Lahr, Schauenburg. Lex.-8. 3 M.

Lang, P., Mechthildis von Hohenburg. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M. 80 Pf.

Loewe, T., Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Löwl, F., Ueber Thalbildung. Prag, Dominicus. Gr. 8. 3 M.

Mohr, W., Mit einem Retourbillet nach dem Stillen Ozean. Stuttgart, Spemann. 8. 4 M.

Natorp, P., Forschungen zur Geschichte des Erkenntnissproblems im Alterthum. Protagoras, Demokrit, Epikur und die Skepsis. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Peisker, Malwine, Recommandirt. Geburt und Erziehung. Novellen. Freiburg i. Br., Kiepert u. v. Bolschwing. 8. 4 M.

Reich, E., Die Emancipation der Frauen, das Elend und die geistige Ueberspannung. Grossenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Schmalenbach, Marie, Tropfen aus dem Wüstenquell. Gedichte. Gütersloh, Bertelsmann. 12. 3 M.

Schwarz, B., Frankreich jenseits des Mittelmeeres. Ein Wort zur Aufklärung über den Werth der algerischen Besitzung, sowie zur practischen Lösung der Colonienfrage überhaupt. Vortrag. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 60 Pf.

Telle, K., Der Vater der Debütantin. Komisches Ballet in 3 Bildern. Nach dem gleichnamigen Schwanke bearbeitet. Musik von A. M. Willner. Wien, Wallishausser. 8. 40 Pf.

Wehrlin, E., Einführung in Goethe's Torquato Tasso. Riga, Deubner. 8. 1 M. 80 Pf.

Wildenbruch, E. v., Dichtungen und Balladen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zacher, Die rothe Internationale. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 M.

Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß. Bericht über die Feier der Enthüllung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause. Mit einer Ansicht des Geburtshauses von D. F. Strauß in Lichtdruck. Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 29. Mai 1884.

Zur Geschichte des 18. Jahrhunderts.

1. Deutsche Geschichte. Sechster Band: Das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II. Von Alfred Dove. Erste Hälfte (1740—45). (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Lieferung 45, Abtheilung 1.) Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 7 M.

Die von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert begründete „Geschichte der europäischen Staaten“, welche in einer Zeit, wo der wissenschaftliche und literarische Betrieb im Vergleich mit dem heutigen noch wenig entwickelt war, eine hervorragende Stellung eingenommen und zur Verbreitung einer gediegenen historischen Bildung in weitern Kreisen wesentlich beigetragen hatte, dann aber auf längere Zeit in eine Art von Stillstand gerathen und inmitten der schnell zunehmenden Concurrenz hinter neuern Unternehmen verwandter Art einigermaßen zurückgeblieben war, hat seit ihrer Neubelebung und Neuorganisation durch Wilhelm von Giesebrecht einen beträchtlichen Aufschwung genommen, und ist unverkennbar im besten Zuge, das früher etwa verlorene Terrain reichlich wiederzuerobern und über seinen ehemaligen Umfang hinaus zu erweitern. Der Grund dafür liegt unsers Erachtens zunächst in der glücklichen Art, in welcher nach ihrer ganzen Anlage und Bestimmung diese Sammlung die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Specialgeschichtschreibung mit den Anforderungen einer mehr den Zwecken und Interessen der allgemeinen Bildung dienenden encyklopädischen Behandlungsweise zu vereinigen gewußt hat: sie hat sich dadurch einen Kreis von Lesern erworben, welcher zwei große, sonst bei uns in Deutschland ziemlich scharf getrennte Gruppen in sich vereinigt. Auch der Umstand dürfte dabei entscheidend in die Wagschale gefallen sein, daß die erneute Fortführung des Werks die den allgemeinern Interessen des gebildeten Geschichtsfreundes naheliegenden Gebiete zum mindesten ebenso nachdrücklich und erfolgreich berücksichtigt und fördert wie diejenigen, deren gründlichere Erkenntniß zunächst dem Geschichtsforscher willkommen sein muß. So haben uns die letzten Lieferungen neben Werken von gründlichster Gelehrsamkeit, wie die Riegler'sche „Geschichte Baierns“ und Schirrmacher's „Geschichte Castiliens im 13. Jahrhundert“, auch solche von einem allgemeinern und weitere Kreise interessirenden Inhalt, wie Hillebrand's „Geschichte Frankreichs“ und Brosch's „Geschichte des Kirchenstaats“, gebracht.

Auch die uns vorliegende 45. Lieferung entspricht diesem allgemeinen und rühmenswerthen Charakter der Sammlung. Während von der auf eine stattliche Bändereihe berechneten „Deutschen Geschichte“, welche die Sammlung ihren Lesern bietet, der vor kurzem erschienene erste Band eine breit angelegte und mit Heranziehung des reichen Quellenmaterials und der noch reichern Literatur gearbeitete Darstellung der „deutschen Urzeit“ von Felix Dahn, auf welche an dieser Stelle demnächst näher eingegangen werden wird, gebracht hat, enthält der ihm rasch gefolgte sechste Band den Anfang einer Darstellung des „Zeitalters Friedrich's des Großen und Joseph's II.“ aus der Feder Alfred Dove's, welche nach Anlage und Ausführung mehr die von dem Gesammtunternehmen vertretene populärwissenschaftliche Richtung zur Geltung bringt. Die wissenschaftliche Seite tritt, entsprechend der Eigenart des Stoffs, darin mehr zurück, wennschon es natürlich auch hier nicht an einer gründlichen gelehrten Fundamentirung fehlt; aber der Ton ist doch von vornherein mehr auf die politisch-nationale Erörterung und eine fesselnde Darstellung gelegt. Ungedruckte Materialien hat Dove außer den Acten des hannoverschen Archivs, welche namentlich über die Reichstagsverhandlungen der Zeit lehrreiche und charakteristische Aufschlüsse gewähren, nicht

benutzen können; doch standen ihm ja für den von ihm behandelten Zeitraum die zahlreichen und werthvollen archivalischen Publicationen zur Verfügung, welche in den letzten Jahren erschienen sind und durch welche sich in einer Art von Wetteifer die preußische und die österreichische Archivdirection die größten Verdienste um die Wissenschaft erworben haben. Dazu kam dann eine so kostbare Quelle, wie sie die unter den Auspicien der berliner Akademie der Wissenschaften begonnene und schon ziemlich weit vorgeschrittene „Politische Correspondenz Friedrich's des Großen" und die Sammlung der „Preußischen Staatsschriften" für eine erneute Bearbeitung dieses Stoffs geboten haben. Von hier stammt denn auch mancher von den Zügen, welche in der von Dove gegebenen Darstellung der ersten fünf Jahre der Regierung des großen Königs als neu erscheinen und unsere bisherige Kenntniß dieser Vorgänge ergänzen, berichtigen und beleben.

Der vorliegende erste halbe Band behandelt das erste Buch, „Die deutsche Krisis von 1740—45, die Aufstellung Preußens, die Erhaltung Oesterreichs". Das erste Kapitel charakterisirt in festen und scharfen Zügen mit einem durch die Lebendigkeit der Charakteristik und die Frische der Farben ansprechenden Vortrag „das Ereigniß und die Leute von 1740": die Persönlichkeit Kaiser Karl's VI., der eigentlich erst mit seinem Tode eine Bedeutung für die deutsche Politik erlangte, die Lage und das eigenartige Wesen der habsburgischen Monarchie und die jugendliche Herrscherin, in deren reizvoller Persönlichkeit die Einheit derselben einstweilen ihren alleinigen Ausdruck fand, sodann die Jugend und die Persönlichkeit, die allgemeinen Intentionen und das politische Programm Friedrich's II. von Preußen. Das zweite Kapitel gibt die Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs, wobei Dove im wesentlichen die Ergebnisse der verdienstvollen Specialarbeiten Grünhagen's über diesen Gegenstand acceptirt und bestätigt. Besonders ansprechend ist das dritte Kapitel, welches sich mit dem Kaiserthum Karl's VII. beschäftigt und dabei ein gedrängtes, lebendiges und höchst instructives Bild von dem damaligen Zustande des deutschen Reichs entwirft. Das vierte Kapitel endlich behandelt die Zeiten des zweiten Schlesischen Kriegs: es schließt mit dem Hinweis auf den in Deutschland durchgeführten und dessen Entwickelung für die Zukunft bedingenden Dualismus, der als das nothwendige Ergebniß der deutschen Krisis der Jahre 1740—45 bezeichnet wird, und mit einer Erwägung der Aussichten und Möglichkeiten, die sich angesichts der so geschaffenen Lage für Deutschland auf der einen, Preußen und Oesterreich auf der andern Seite darboten.

Auf Einzelheiten einzugehen und mit dem Verfasser darüber eine Auseinandersetzung zu versuchen, erscheint hier um so weniger der Ort, als es sich dabei nicht sowol um Differenzen in Bezug auf die Constatirung der Thatsachen oder in Bezug auf die ursächliche Verknüpfung derselben handeln würde, als vielmehr um die abweichende Auffassung von Persönlichkeiten und um ein Auseinandergehen des historisch-politischen Urtheils in gewissen Fragen von minderer Wichtigkeit, welche für die warme patriotische und wohlthuende nationale Denkweise, die uns aus dem ganzen Buche anspricht, nicht wesentlich in Betracht kommen können. Voll frischen und lebendigen Sinnes für die Entwickelung der Gegenwart und mit einem weit umfassenden Blick über die Vergangenheit überhaupt ausgestattet, eröffnet Alfred Dove gelegentlich manche interessante und lehrreiche Perspective und weiß durch eine neue Parallelisirung auch altbekannte Vorgänge in ein neues Licht zu setzen. Es wird sich aber gerade da mehrfach die Frage aufwerfen lassen, ob dieses neue Licht denn auch das richtige ist, oder ob die Ereignisse und Persönlichkeiten darin nicht anders erscheinen, als sie gewesen sind. Wir können nicht leugnen, daß uns in dieser Hinsicht des Guten hier und da etwas zu viel gethan zu sein scheint, und daß manche der hierfür in Betracht kommenden Stellen mehr ein künstliches, das Beleuchtete verschiebendes Licht, als eine wirklich natürliche Beleuchtung bieten. Man mag dem Verfasser zustimmen, wenn er bei Gelegenheit des presburger Reichstags, wo Maria Theresia die seit lange unzufriedenen Magyaren zu begeisterter Hülfeleistung zu entflammen wußte und in ihnen die Retter für die verlorene Einheit der habsburgischen Monarchie fand, mit einem Seitenblick auf die Gegenwart bemerkt:

> Unzweifelhaft bedeutete der ganze Act die Emancipation der transleithanischen Welt von der Herrschaft unsers Volks, durch dessen blutige Anstrengung zumeist dies östliche Vorland der asiatischen Barbarei entrissen war. Deutsch-Oesterreich aber bereitete, indem es jenen Act vollzog, wenn auch noch ahnungslos, seine eigene Absonderung von dem übrigen Deutschland vor. Für ein Oesterreich-Ungarn, wie man es schon dermalen hätte nennen können, war in einem wirklich deutschen Reich, das nicht blos in Oesterreichs Diensten verharren wollte, auf die Dauer schwerlich Raum —

obgleich man vom historischen Standpunkte aus so gut wie von dem politischen gegen die hier zu Grunde liegende Argumentation Bedenken erheben könnte. In anderer Hinsicht unzutreffend erscheint uns, wenn Dove, anknüpfend an das Scheitern der von Friedrich im zweiten Schlesischen Kriege gemeinsam mit den Franzosen und Sachsen unternommenen Diversion nach Mähren, über Friedrich II. als Feldherrn im allgemeinen bemerkt:

> Ja, die Geschichte darf wol gleich hier die allgemeine Bemerkung einflechten, daß Friedrich II. auch in spätern Kriegen als geprüfter Feldherr auf dem Wege der unbedingten Offensive niemals sein Ziel erreicht hat. Das phantasievolle Feuer seines Muthes flammte regelmäßig im Anfang überhitzig auf und ward erst durch den Umschlag des Glücks auf ein durchgreifend wirksames Maß zurückgeschraubt. Gerade dann, wenn in der Bedrängniß seine Kühnheit zur Pflicht ward, wenn er den Angriff, zu dem er als Held geschaffen war und blieb, im Dienste der Vertheidigung anwandte, hat sich seine kriegerische Genialität in eigenthümlichster Entfaltung dargestellt.

Diese Sätze scheinen uns der eigenartigen Feldherrngröße Friedrich's nicht gerecht zu werden und stehen auch mit dem Bilde derselben einigermaßen im Widerspruch, das Theodor von Bernhardy in seinem berühmten Werk

„Friedrich der Große als Feldherr" unter allgemeiner Zustimmung entworfen hat.

Auf solche und ähnliche Bedenken und Einwendungen aber soll kein besonderes Gewicht gelegt werden. Dagegen können wir nicht umhin, schließlich noch eine Bemerkung über die gesammte Vortragsweise und den Stil des Buchs vorzubringen, die sich uns während der Lektüre desselben immer von neuem aufdrängte. Dove führt eine glänzende Feder: den Lesern der inzwischen eingegangenen Wochenschrift „Im neuen Reich" wird das aus der Zeit noch wol in Erinnerung sein, während deren er dieselbe als Redacteur leitete. Aber es will uns scheinen, als ob von denjenigen stilistischen Eigenschaften, welche bei einem Jünger der schnellebigen und daher mit starken Mitteln auf die Wirkung des Augenblicks hinarbeitenden Journalistik berechtigt sind und ihm als Empfehlung dienen, hier allzu viel auf den Historiker übergegangen sei. Was in einem Artikel von wenigen Seiten reizvoll wirkt, ermüdet, wenn es sich einen ganzen Band hindurch immer von neuem wiederholt; ein historisches Werk, auch ein solches, das unter Beiseitelassung gelehrter Controversen anregend und erweckend, ja packend auf möglichst große Leserkreise wirken will, kann füglich doch nicht in dem Stil eines auf den Effect angelegten Essay oder eines keck zugreifenden Leitartikels geschrieben werden. Das aber ist der Fehler, in den Dove bei diesem Buche oft genug verfallen ist. Der gesuchten Wendungen und gezwungenen Vergleiche, der gekünstelten Satzgefüge und der sachlich nicht berechtigten Antithesen finden sich in seinem Werke mehr, als mit der Würde des historischen Stils vereinbar ist: der unbefangene Leser erhält allzu häufig den Eindruck des Berechneten, des Manierirten und muß zuweilen glauben, der Verfasser suche etwas darin, zu frappiren und geistreich zu sein. Und dann noch eins! Täuschen wir uns, oder hat Dove sich auch in stilistischer Hinsicht an seinem, an unserm großen Lehrer und Meister Ranke gebildet? Bei manchen Stellen ist — dem Verfasser selbst vielleicht unbewußt — die Reminiscenz an Ranke unverkennbar, wenn auch wol unbeabsichtigt: wir notiren z. B. „das genealogische Ereigniß von 1740" (vgl. Ranke's „Genesis des preußischen Staats": „eine genealogische Lebensform") und solche echt Ranke'schen Wendungen wie: „Hierauf beruhte die Wendung der Schlacht" und „der Widerstreit der französischen und englischen Interessen" u. a. m. In Bezug aber auf die Manierirtheit des Dove'schen Ausdrucks heben wir nur folgende Sätze und Wendungen hervor: „Noch viel mehr natürlich lastete auf dem Gemüth der Menge mit dem Gewicht historisch überlieferter Wirklichkeit das Endergebniß der verflossenen Zeiten"; „ein über dynastischem Abwandel erhabenes Dasein"; „nun über Belgrad wiederum der Halbmond prangte, schien mit des Kaisers Ritter auch der Retter der Kaiserstochter verschwunden"; „das Wort der Pragmatischen Sanction war Fleisch geworden"; „Baiern fühlte sich europäische Schwingen wachsen"; „die Geschichte muß ... mit Freuden anerkennen, daß der Würfel, den er keck für Preußens Einsatz gegen Oesterreich fallen ließ, den reichsten Gewinn am Ende der Sache Deutschlands zugespielt"; „die gelehrte Kunstpoesie, einst ein Pfropfreis der Schulbildung, dem an sich wenig saftvollen colonialen Stamm (d. i. den Schlesiern) entblüht ... war nun verwelkt"; „schon in die Flitterwochen dieser Allianz fiel so der Schatten künftiger Scheidungsgedanken" u. a. m.

2. Zur Geschichte und Charakteristik Friedrich's des Großen. Vermischte Aufsätze von Eduard Cauer. Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von Ernst Hermann. Breslau, Trewendt. 1883. Gr. 8. 8 M.

In dem vorliegenden Bande sind im ganzen neun, Friedrich den Großen betreffende Abhandlungen und Vorträge des am 29. September 1882 als Stadtschulrath in Berlin verstorbenen Paul Eduard Cauer vereinigt zu neuem Abdruck gebracht, zusammen mit zwei insbesondere auf die Geschichte Schlesiens bezüglichen verwandten Arbeiten („Ueber die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Coadjutor des Bischofs von Breslau 1744" und „Studien zur Geschichte der breslauer Messe"), welche nicht blos den Freunden und Schülern des geistvollen und liebenswürdigen Verfassers als ein Andenken willkommen und werth sein werden, sondern angesichts der in unsern Tagen so gesteigerten Beschäftigung mit der Person und der Geschichte des großen Königs auch in weitern Kreisen theilnehmende Leser finden werden und auch der erneuten Beachtung der Fachgenossen empfohlen sein mögen. Es sind in der Hauptsache ja nicht ganz neue Dinge, welche uns in diesen Abhandlungen geboten werden, die im Laufe langer Jahre ein vielbeschäftigter, aber stets mit der lebendigen Wissenschaft in unmittelbarer Verbindung gebliebener Schulmann verfaßt hat; aber das im allgemeinen Bekannte ist nach neuen Gesichtspunkten gruppirt und hier und da in ein neues Licht gerückt; überall wird in geschickter und durchaus selbständiger Weise zwischen den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit und denen eines Anregung und angenehme Belehrung suchenden gebildeten Publikums in taktvoller und beide Interessen gleichmäßig fördernder Weise vermittelt. Begreiflicherweise überwiegt im allgemeinen der literarhistorische Standpunkt über den eigentlich historisch-politischen, und es wird mehr die allgemein geistige und sittliche Seite in der Person des großen Königs gewürdigt als die welthistorisch bedeutende. So wird die Abhandlung über „Friedrich's des Großen Verhältniß zum classischen Alterthum" und dann die Darlegung der Principien desselben über Unterricht und Erziehung vielen wesentlich Neues bieten, während die Erörterung von Friedrich's des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt in ansprechender und eigenartiger Form meist bekannte Dinge behandelt, welche indeß — die Abhandlung entstand 1863 — durch die unverkennbaren Seitenblicke auf die Zustände der Conflictszeit einen gewissen praktisch-politischen Reiz erhalten. Von den folgenden Aufsätzen bietet der eine unter dem Titel „Ein Regierungsprogramm Friedrich's des

Großen" Mittheilungen aus der Instruction des Königs für das Generaldirectorium vom Jahre 1748, die andere Proben aus der gegen Friedrich II. erschienenen polemischen Literatur, und eine dritte interessante Zusammenstellungen über die Flugschriften Friedrich's zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs. Die letzte Abhandlung ist durch einen Zusatz erweitert, welcher das Verhältniß des Siebenjährigen Kriegs und der Religion erörtert. Das Ergebniß desselben faßt Cauer am Schluß kurz dahin zusammen:

daß die religiöse Erregung, die in den ersten Jahren des Siebenjährigen Kriegs in der protestantischen Welt bemerkbar wurde, eine spontane und nicht auf des Königs Geheiß künstlich gemachte war, und daß, wenn er selbst in mehrern seiner Flugschriften zu der Waffe der religiösen Polemik gegriffen hat, er damit nicht einer kühlen Berechnung, sondern ebenso dem Zuge der Zeit wie dem eigensten Bedürfniß seiner Natur gefolgt ist.

Wir nehmen von dieser wohlbegründeten, alle Momente fein abwägenden Formulirung der Antwort auf eine neuerdings mehrfach erörterte Frage deshalb Notiz, weil man den Siebenjährigen Krieg unlängst geradezu als einen Religionskrieg darzustellen versucht hat.

Beigegeben ist der ansprechenden und anregenden Sammlung eine von Ernst Hermann verfaßte Skizze von Cauer's Lebens- und Bildungsgang, welche ohne die bescheidene, aber in dem angewiesenen Wirkungskreise hochverdienstliche Persönlichkeit über das von ihr zu beanspruchende Maß der Bedeutung erheben zu wollen, den hervorragenden Geistesgaben Cauer's, seiner edeln Humanität und seinem idealen Streben in wohlthuender Weise gerecht wird: allen, welche — wie der Schreiber dieser Zeilen in den Jahren gemeinsamer Thätigkeit am danziger Gymnasium — Cauer näher zu treten Gelegenheit hatten, wird das hier entworfene Bild als ein durchaus wahres und lebensvolles erscheinen.

3. Das Tagebuch Kaiser Karl's VII. aus der Zeit des Oesterreichischen Erbfolgekriegs nach dem Autograph herausgegeben von Karl Theodor Heigel. München, Rieger. 1883. Gr. 8. 8 M.

Mit Recht zählt der Herausgeber diese Publication, von der bereits Dove in dem betreffenden Abschnitt seiner oben besprochenen „Deutschen Geschichte" hat Gebrauch machen können, zu den Originalquellen ersten Ranges für die Geschichte des Oesterreichischen Erbfolgekriegs: sie enthält das eigenhändig geschriebene Tagebuch Karl's von Baiern von dem Tode Karl's VI., des letzten Habsburgers, an während des von ihm zur Geltendmachung seiner Erbansprüche auf Oesterreich im Bunde mit Frankreich und zeitweise auch Friedrich's II. von Preußen geführten Krieges. Die Aufzeichnungen, welche der nachmalige Kaiser Karl VII. bezeichnete als „Mémoire sur la conduite que j'ai tenue depuis la mort de l'empereur Charles VI et tout ce qui s'est passé à cet égard", bieten eine memoirenartig geschriebene, theilweise mit den Ereignissen völlig gleichzeitig, also durchaus als Tagebuch entstandene Darlegung der Action des vom Glück wenig begünstigten Wittelsbachers zur Gewinnung der habsburgischen Erbschaft, welche durch eingefügte Depeschen und Briefe und Auszüge aus solchen stellenweise einen urkundlichen Charakter annimmt und sich zu einer historisch-politischen Rechtfertigungsschrift gestaltet. Der darin behandelte Zeitraum umfaßt die Jahre 1740 bis zum Ende von 1743. Das bisher unbekannte, von der Hand Karl's VII. selbst geschriebene Manuscript ist im Sommer 1882 bei der Versteigerung der Bibliothek des Schlosses Neubeuern am Inn zu Tage gekommen und von der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München erworben worden; es bildet den ersten und umfänglichsten Theil der Memoiren Karl's VII., von denen man bisher nur ein das Jahr 1744 behandelndes Stück, das Ludwig Häusser herausgegeben hat, kannte, und welches hier mit Recht wiederum zum Abdruck gebracht worden ist. Ueber Eigenart und Werth dieser Aufzeichnungen äußert sich Heigel in der Einleitung folgendermaßen:

Den Forderungen historischer Kunst entspricht das Werk nicht, Karl VII. ist nicht ein großer historischer Charakter. Durch die Verwickelung der politischen Verhältnisse wurde er in ein Leben voll Kampf und Aufregung hineingezogen, sein Name ist mit der denkwürdigsten Episode des 18. Jahrhunderts aufs engste verknüpft; aber ihm fehlten die Kraft und die Originalität des Geistes, wodurch sein größerer Zeitgenosse Wunder wirkte, und so vermissen wir auch in seinen Denkwürdigkeiten den Scharfblick und den hohen Gedankenflug, die uns in den geschichtlichen Werken Friedrich's entgegentreten. Von einem Streben nach stilistischer Sauberkeit, wie es jenen König antrieb, immer wieder seine Schriften zu überarbeiten, findet sich hier keine Spur. In der Hauptsache werden die Begebenheiten nur actenmäßig wiedergegeben; unvermittelt laufen die politisch-diplomatischen und die militärischen Momente nebeneinander her. Dagegen läßt sich gegen die Zuverlässigkeit der neu erschlossenen Quelle, abgesehen von unbedeutenden Ungenauigkeiten, kein berechtigter Einwand erheben. Aus der Erzählung des Kaisers dringt ein ungekünstelter Ton der Wahrheit und der Ueberzeugungstreue, wie er in den Memoiren des prahlerischen 18. Jahrhunderts selten hörbar wird. Die Offenheit, womit er seine eigenen Irrthümer bekennt, gewinnt unsere Sympathie, und die Gerechtigkeitsliebe, womit er sogar noch für die Handlungsweise derjenigen, die ihn ins Verderben zogen, entschuldigende Motive sucht, gereicht seinem Charakter zur Ehre.

Der Herausgeber hat dem von ihm publicirten merkwürdigen autobiographischen Denkmal am Schluß des Bandes lehrreiche Anmerkungen und Zusätze folgen lassen, welche über alle in den Memoiren vorkommenden persönlichen und sachlichen Beziehungen wünschenswerthe Auskunft geben und in denen er ein reiches und mannichfaltiges Material zur Specialgeschichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Kürze verarbeitet hat. Der Anhang endlich bietet „Autobiographische Notizen Kaiser Karl's VII. in deutscher Sprache", die einer im Besitz des königlich bairischen Hausarchivs befindlichen eigenhändigen Aufzeichnung desselben entnommen sind. Die Notizen mit der Ueberschrift „Handbüchlein von allem, was mir und den Meinigen von Geburth an Denkwürdiges widerfahren" umfassen die Zeit von Karl's Geburt — 6. August 1697 —

bis zum März 1730 und geben über die bemerkenswerthen Vorgänge in der kurfürstlichen Familie, die europäische Zeitgeschichte und besondere bairische Angelegenheiten mit knappen Worten Auskunft.

4. Geschichte des preußischen Beamtenthums vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart von S. Isaacsohn. Dritter Band: Das Beamtenthum unter Friedrich Wilhelm I. und während der Anfänge Friedrich's des Großen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1884.

Nicht ohne schmerzliches Bedauern werden die Freunde der preußischen Geschichte diesen neuen Band der verdienstvollen Isaacsohn'schen Arbeit über die „Geschichte des preußischen Beamtenthums" in die Hand nehmen; denn er ist das Letzte, was uns von derselben geboten wird, und eine Fortführung dieser von allen Seiten als höchst förderlich anerkannten Forschungen ist leider nicht mehr zu erwarten, da Isaacsohn's dem Dienste der Wissenschaft geweihtes Leben im November 1882 durch einen frühzeitigen Tod beendet worden ist. Was sich von dem Lebenswerk, das ihn seit Jahren mit Anspannung aller Kräfte beschäftigte, in einer im wesentlichen abgeschlossenen und druckfähigen Gestalt vorfand, hat sein Freund H. Breßlau unter Beihülfe von Reinhold Koser pietätvoll der Oeffentlichkeit übergeben.

Die Bedeutung des preußischen Beamtenthums für die Entwickelung Preußens und damit mittelbar für die ganz Deutschlands ist so allgemein anerkannt und namentlich in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten so rückhaltlos und gründlich gewürdigt worden, daß der Geschichtschreiber desselben einer weitern Rechtfertigung für sein Unternehmen nicht bedurfte, sondern, wenn er seine Aufgabe in dem rechten Sinn und Geist in Angriff nahm, von vornherein auf die lebhafteste Theilnahme rechnen konnte. An dieser hat es auch Isaacsohn um so weniger gefehlt, als man seinem Werk die breite und feste Grundlage nachrühmen konnte, welche sich allein durch ein unverdrossenes Zurückgehen auf die gewaltige Masse der primären Quellen gewinnen ließ: dasselbe ist aus den Acten, in denen die Thätigkeit des mit den Aufgaben des Staats wachsenden Beamtenthums zum schriftlichen Ausdruck kam, herausgearbeitet, und wenn, wie das bei Arbeiten von solchem Umfang ja kaum anders sein kann, den später kommenden Forschern auf demselben Gebiete im einzelnen noch manche Nachlese übrigbleiben mag, so wird doch das Isaacsohn'sche Werk hier noch lange Zeit den ersten Platz behaupten und das Verdienst beanspruchen können, feste Grundlagen geschaffen und die Hauptlinien der Entwickelung sicher dargelegt zu haben. Dabei wurde Isaacsohn der Arbeit je länger desto mehr gewachsen, und auch die Behandlung des schwierigen und spröden Stoffs, der ein allgemeineres Interesse nicht leicht erregen kann, hatte unverkennbar gewonnen.

Nachdem in dem 1874 erschienenen ersten Bande das Beamtenthum in der Mark Brandenburg 1415—1604 geschildert, in dem 1878 gefolgten zweiten die Entwickelung desselben während des 17. Jahrhunderts dargestellt worden war, behandelt der vorliegende dritte Band, der nach des Verfassers Intentionen bis zum Tode Friedrich's des Großen hatte reichen sollen, die totale Neugestaltung der preußischen Administration durch Friedrich Wilhelm I., welche durch die Errichtung des Generaldirectoriums im Jahre 1722 eingeleitet wurde; daran schließt sich die Schilderung der betreffenden Einrichtungen und Zustände in dem ersten Jahrzehnt der Regierung Friedrich's II. Obgleich namentlich der erste Gegenstand zu den verhältnißmäßig bekanntern Specialitäten aus der preußischen Geschichte gehört, wird die Kenntniß desselben durch das hier aus den Acten selbst Gebotene doch vielfach bereichert und berichtigt und die in ihrer Art einzige Schöpfung Friedrich Wilhelm's I., bei der Zweck und Mittel sich in einer auf diesem Gebiete seltenen Harmonie befanden, bis in die Einzelheiten ihres genial gedachten Organismus dargelegt. Gerade angesichts dieser Leistung empfinden wir doppelt lebhaft das Bedauern darüber, daß es dem verdienten Geschichtschreiber des preußischen Beamtenthums nicht vergönnt gewesen ist, das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen und sein Werk bis zu der großen Reorganisationsarbeit der Stein-Hardenberg'schen Periode fortzuführen.

Hans Prutz.

Zur Dante-Literatur.

1. Dante in Germania. Storia letteraria e bibliografia Dantesca Alemanna per G. A. Scartazzini. Parte seconda: Bibliografia Dantesca alfabetica e sistematica. Neapel, Hoepli. 1883. Gr. 8.

Ueber den ersten Band dieses umfänglichen Werks hat Referent in Nr. 24 d. Bl. f. 1882 berichtet. Die Darlegung der gesammten Antheilnahme deutscher Schriftsteller an der Erforschung, der gelehrten und populären Erörterung und Darstellung des Charakters, des Lebens und Wirkens Dante's, sowie an der Erklärung und Uebertragung der Dante'schen Schriften ins Deutsche und was irgend damit zusammenhängt, geschah in jenem ersten Bande chronologisch nach Sachen und Personen; in dem jetzt vorliegenden zweiten Bande tritt die methodische Abfassung an die Stelle der chronologischen, in folgender Gruppirung. Der erste Hauptabschnitt enthält in alphabetischer Folge die zu besprechenden Schriftsteller mit biographischen und bibliographischen Notizen; der zweite, viel umfangreichere bringt eine systematische Bibliographie, voran die Sammelwerke und Einzelschriften allgemeinen Inhalts, dann ohne

Auswahl alle speciellen größern und kleinern, bedeutendern und unbedeutendern Arbeiten, welche Zeit, Leben und Werke Dante's betreffen, ferner die gesammte Geistesarbeit deutscher Forscher und Schriftsteller an der „Göttlichen Komödie" sowie weiterhin an den sogenannten kleinen Werken Dante's; in einem Anhange endlich bringt der Verfasser, über den eigentlichen Zweck des Werks hinaus, eine Reihe kritischer Excurse über verschiedene Dante-Fragen, und am Schlusse noch einige andere Hypothesen zum Leben des Dichters.

Das alphabetische Verzeichniß sämmtlicher deutscher Autoren über Dante umfaßt außer dem, was man zunächst darunter verstehen würde, auch alle die Schriften, welche in Deutschland ihren Ursprung genommen haben oder in deutschen Officinen veröffentlicht worden sind, außer Schriftstellern auch Maler, welche Dante-Bilder und -Bildnisse geschaffen, und Componisten von Texten aus Dante, ferner auch Verfasser von deutschen Dichtungen, deren Stoff aus dem Leben des Dichters geschöpft ist. Und überall geht der Verfasser bis in die frühesten Zeiten zurück, und es gelingt ihm da manches der allgemeinen Kenntniß Entlegene zu neuer Kunde und Erinnerung zu bringen. Die zahlreichen Schriften und Aufsätze K. Witte's und Scartazzini's nehmen selbstverständlich den weitesten Raum in Anspruch; neben diesen beiden figurirt seltsamerweise gleich in dritter Reihe der Maler Vogel von Vogelstein mit einem von Giuliani herrührenden Berichte von desselben vielgliederiger Dante-Schilderei. Anderntheils wird der bekannte Dante-Illustrator Flaxman gänzlich vermißt. Die Titel der angeführten Schriften in dieser Abtheilung sind sämmtlich italienisch abgefaßt, was manche Unsicherheiten mit sich bringt; indeß ist nicht zu vergessen, daß das Werk in erster Linie für italienische Leser bestimmt ist, und diese mögen dann wol leicht die originalen deutschen Titel an betreffender Stelle in der systematischen Bibliographie auffinden. Der Verfasser hat es sich große Sorgfalt und Mühe kosten lassen, zu den einzelnen Schriftstellern sichere biographische Notizen zu sammeln; begreiflicherweise konnte ihm dies nicht in allen Fällen gleichmäßig gelingen: betreffs des einen ist Referent in der Lage, aus persönlicher Kenntniß eine Berichtigung beizubringen. Der geniale Uebersetzer des „Inferno" nämlich, Julius Braun, ist nicht identisch mit dem Kunsthistoriker gleichen Namens, sondern war ein hochgebildeter Mediciner, geboren den 17. März 1822 in Magdeburg, der als Curarzt im Bade Oeynhausen am 29. August 1878 starb.

Die zweite, umfangreichste Abtheilung legt das gesammte System der Dante-Bibliographie, so weit sie auf deutschem Grund und Boden erwachsen, mit Vorführung aller Rubriken und ihrer Einzelheiten, vollständig auseinander; von letztern möchte dem Spürsinne des Verfassers nicht leicht etwas entgangen sein. Insbesondere das Kapitel über die bibliographischen Studien, die Textkritik, die Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften der „Commedia" nimmt sich mit seinem reichen Inhalte so aus, als ob es sich um allgemeine Nachweisungen, nicht um solche blos deutscher Erzeugnisse, handelte. Urtheile streut der Verfasser nicht gleichmäßig aus und sind dieselben nicht durchaus frei von subjectiver Färbung: so berührt es den Leser peinlich, wenn er eine gewisse Verstimmung gegen K. Witte herausfühlt; über des Verfassers eigene Ausgabe der „Commedia" lesen wir Beurtheilungen von den Italienern Fanfani und Ferrazzi.

Bei dem Zwecke und der ihn verfolgenden Abfassung des Werks war es unumgänglich, daß dieselben Autoren und Schriften und andere Erzeugnisse mindestens je dreimal vorgeführt wurden, zuerst in der chronologischen Darstellung des ersten Bandes, dann in dem alphabetischen Namensverzeichnisse und drittens in der betreffenden systematischen Rubrik. Vielleicht hätte sich ohne eigentlichen Verlust eine compendiösere Einrichtung treffen lassen; aber so, wie das Werk in seiner glänzenden, den Raum in keiner Weise sparenden Ausstattung vorliegt, erlaubt es freilich sozusagen einen vornehm bequemen Gebrauch. Daß übrigens der Verfasser sich bündig zu fassen versteht, hat er durch die in der Sammlung Manuali-Hoepli erschienenen zwei Bändchen: „Vita di Dante" und „Opera di Dante", an den Tag gelegt, worin er, ebenfalls für die italienischen Dante-Beflissenen, alle wesentlichen Momente aus dem Leben und der literarischen Entwickelung Dante's erzählend, berichtend, zum Theil auch kritisch erörternd darlegt und hierdurch trefflich in das Studium Dante's einführt. Es gibt keinen bessern Leitfaden zu dem Zwecke als diesen. Ein vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister am Schlusse der Werks „Dante in Germania" würde die Brauchbarkeit desselben noch bedeutend erhöhen. Wird sich einmal ein ebenso wohlausgerüsteter Kenner der Shakspeare-Literatur in Deutschland finden, welcher den Engländern in ihrer Sprache dasselbe für ihren Dichterheroen leistet, was Scartazzini den Italienern für ihren Dante? Wahrscheinlich würde sich das Material der deutschen Geistesarbeit im Dienste Shakspeare's noch reichhaltiger gestalten.

Die kritischen Abschnitte im Anhange haben zumeist die Bestimmung, über einige streitige Punkte in Scheffer-Boichorst's 1882 erschienener Schrift „Aus Dante's Verbannung" in Kampf zu treten. Referent kann sich hier nicht darauf einlassen, seinerseits Entscheidungen darüber abzugeben: über die eine und andere der Fragen hat er längst, in der eigenen Recension des Scheffer-Boichorst'schen Buchs (in Nr. 7 d. Bl. f. 1884), sich entschieden ausgesprochen; an dieser Stelle muß er sich darauf beschränken zu erklären, daß er bezüglich der zwei Redactionen der „Vita di Dante" von Boccaccio, ferner des Ehe- und Liebelebens des Dichters, ebenso bezüglich der Echtheit des Briefs von Frate Ilario auf seiten Scartazzini's steht, wogegen er den Brief an Guido da Polenta trotz seines späten Vorkommens und der italienischen Abfassung mit Scheffer-Boichorst für echt hält und in Betreff der Abfassungszeit des Buchs „De monarchia" weder dem einen noch dem

andern beipflichten kann, sondern die Gründe ausreichend findet, dasselbe in die Zeit des Römerzugs Heinrich's von Luxemburg zu stellen.

Ein Schlußanhang führt noch eine Reihe von Hypothesen zum Leben Dante's vor, welche der Verfasser, ohne entscheiden zu wollen, den Erwägungen der Forscher anheimgibt: unter diesen sind zwei von besonderm und neuem Interesse, nämlich die Vermuthung, daß Beatrice nicht verheirathet gewesen, und daß die Donna gentile, welche den Dichter in der „Vita nuova" über den Verlust der Geliebten tröstet, identisch mit seiner nachmaligen Gattin Gemma Donati sei. Man sieht: was der Verfasser in dem gesammten Anhange abhandelt, hätte ganz gut eine besondere Schrift abgeben können; an der gegenwärtigen Stelle kommen die zehn Paragraphen in Gefahr, von manchem übersehen zu werden. Das ganze Werk bietet wiederum einen ungemeinen Reichthum und ist ein neuer Beweis von der unglaublichen Arbeitskraft des Verfassers, worin sich mit ihm keiner der jetzt lebenden Dante-Forscher in und außer Deutschland messen kann.

2. Dante. Sein Leben und seine Liebe im christlichen und deutschen Lichte. Von J. Clarissa. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. Gütersloh, Bertelsmann. 1882. 8. 2 M.

Eine geistvolle Schrift, reich an tiefsinnigen Anregungen zur Erkenntniß des innersten Geisteslebens des Dichters. Wer jedoch darin eine streng gegenständlich gehaltene Darlegung der Momente dieses Geisteslebens, aus den vorhandenen Zeugnissen über dasselbe geschöpft, erwarten möchte, der würde sich schließlich getäuscht sehen; denn der Verfasser zieht überall ein Anderes, nach seiner Auffassung Höheres, das über den Gegenstand hinausliegt, als Maßstab und Ziel in die Betrachtung, und nach diesem Andern, dem der Offenbarung entnommenen Ideale, d. i. dem gekreuzigten und verewigten Gottessohne, richtet er das poetisch-sittliche Liebeleben Dante's. Und so muß dann freilich dieses Richten zu einer Art von Maßregelung gegen den Dichter werden, insofern derselbe, bei allem Ringen nach Läuterung, doch hinter dem himmlischen Urbilde der Liebe, das sich in Christi Opfertode offenbart, zurückgeblieben sei. Schlimmer noch ergeht es freilich bei Gelegenheit unserm Goethe, der in seinen Aussprüchen — der Verfasser kann nicht umhin, recht oft auf solche zurückzukommen — an Klarheit und Tiefe wiederum nicht an Dante heranreiche; ja dessen ganze Fausttragödie wird, mit Hinwegsetzung über die von Grund aus gelegten durchgreifenden Unterschiede, als eine Caricatur von Dante's „Göttlicher Komödie" bezeichnet. Der Verfasser betont von seinem gläubigen Standpunkte den sündhaften Ursprung der Liebe aus dem Verschulden des ersten Menschenpaars, rügt an Dante, daß, wenn er sich auch hoch über das Sinnliche erhoben, er doch bis zuletzt in der „seelischen" Liebe haften geblieben und die „geistliche" weder begriffen noch erreicht habe, bedauert, daß in Dante's Dichtungen der „seelische Amor" dem geistlichen Liebewesen bis zuletzt manchen Abbruch gethan: — wir andern haben vielmehr Grund, uns darüber zu freuen, da im Gegensatze dazu der geistliche Amor Dante's Poesie schwer beeinträchtigt hätte. Auf höchster Höhe freilich, räumt der Verfasser ein, tritt dem Dichter die verklärte Gestalt Beatricens ganz zurück gegen das göttliche Licht; aber das eine rügt er, daß Jesus auch zuletzt nur als die eine gleichgestellte Person der Dreieinigkeit, nicht als der gekreuzigte Heiland, als höchster Mittler, als Urquell der Gnade und Liebe erkannt wird. Was Beatricen betrifft, so ist es ein schöner und bedeutsamer Zug, der streng festgehalten ist in der Auffassung des Darstellenden, daß er ihre Persönlichkeit sich nie ganz zum symbolisch-allegorischen Schemen verflüchtigen läßt: sie bleibt ihm Beatrice, Dante's menschliches Ideal und „geschöpflicher" Engel, und sie kann und darf so ihm nicht an Stelle Christi sein. Und das stimmt sehr wohl zu dem noch immer vorhandenen Mangel im Schauen und Empfinden des Dichters, der ihn in der Sphäre der „seelischen" Liebe festhielt und ihn nicht in die der „geistlichen" übertreten ließ.

So viel im allgemeinen über die Haltung der Schrift ihrem großen Gegenstande gegenüber; es ist daraus zu erkennen, daß es dem Verfasser in erster Linie nicht darauf ankam, das Verständniß Dante's zu vermitteln, sondern vielmehr darauf, aus der Betrachtung desselben die dogmatisch-religiöse Richtschnur zu gewinnen, nach welcher sein Wesen und Werth zu messen und der Menschheit überhaupt das eine höchste Ziel, in der Erlösungsthat Christi aufzugehen, für immer festzustellen sei. Bei alledem läßt sich nicht leugnen, daß die einzelnen Abschnitte des Buchs überall da, wo sie unmittelbar auf Dante und seine Schriften Bezug nehmen, tief in das innere Wesen und Leben des Dichters hineinleuchten und zu liebevoll sich hingebendem Forschen in diesen Tiefen anleiten. Die homilienartig angelegte Exposition der „Vita nuova", das genießbarste und in der That genußreiche Stück des Ganzen, führt den willigen Leser so weit mit sich, bis die dogmatische Schranke Halt gebietet, und er dann nicht mehr Dante, sondern dem Verfasser gegenübersteht. Im letzten Abschnitt stellt dieser in höchst sublimer Weise, dem schlichten Verständnisse schwer zugänglich, einen Unterschied fest zwischen der unzulänglichen romanischen und der der Idee nach vollendeten deutschen Liebe, wie sie der mystische Philosoph Jakob Böhme voraus geahnt und erkannt habe. Hier findet der Leser fast nirgends mehr Dante wieder oder doch nur hinter dichtem Schleier. Das Wesentliche der Ausführung hat zum Ergebnisse, daß, wie in Jesu Christo, dem vom Weibe geborenen ewigen Urbilde der Menschheit, das männliche und das weibliche, der Bräutigam und die Braut, geeint erscheine, ebenso auch dem deutschen Seelengeiste ein solches Doppelliebeswerben zur Verwirklichung aufbehalten sei, doch so, daß die Einigung der zwei in der Ehe zuletzt nur auf den hinziele, in welchem allein das Heil beruht, und so die vollkommene Ehe nicht eine Zwei-, sondern eine Drei-Einheit darstelle.

Das Bild indeß, welches der Verfasser von einer solchen wahren ehelichen Liebe entwirft, in welcher jede sinnliche Annäherung vom Uebel oder doch überflüssig wird, muß das natürlich unbefangene Gemüth mit Eiseskälte anhauchen. Da mag mancher Leser erkennen, daß er sich nicht zu den „reingestimmten" Seelen rechnen dürfe, für welche der Verfasser, wie er im Vorwort erklärt, sein Buch allein bestimmt habe: eine Aussonderung, die in der Literatur, dem freien Gebiete des schaffenden und empfangenden Geistes, nicht statthaben sollte.

Das Dante-Porträt vor dem Titel ist die landläufig gewordene Copie des Jugendbildes von Giotto, nicht nach dem Original, sondern nach der entstellenden spätern Uebermalung desselben.

3. Dante Alighieri's Hölle. Erste Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 5 M.

Abermals ein Versuch, das schwierige Räthsel einer gereimten Terzinenübersetzung der „Göttlichen Komödie" der Lösung näher zu bringen, was doch nichts anderes bedeuten kann, als die Vorgänger im ganzen oder in wesentlichen Stücken zu übertreffen. Der Verfasser aber thut in seinen beiden Vorworten seltsamerweise so, als ob ihm nur die reimlose Uebersetzung von Philalethes vorgelegen und es für ihn sich nur darum gehandelt hätte, diese durch Ausstattung mit Reimen „in neuer Form zu bringen"; weiterhin überzeugte er sich jedoch von der Unerläßlichkeit einer wesentlichen Umgestaltung, ja einer Neuübertragung — bei freier Benutzung der Uebersetzung von Philalethes. Diese Benutzung ist aber sehr frei; denn in der That ist in der Arbeit des Verfassers nichts von solcher Unterlage zu entdecken; vielmehr geht sie ganz selbständig vor und erreicht auf ihrem Wege manches Schöne, ja es ist anzuerkennen, daß die Uebertragung die Mühe der Textesnachfolge großentheils vergessen läßt und, bei möglichster Treue dem Originale gegenüber, eine im ganzen bequeme und ansprechende Lektüre bietet. Doch kann Referent seine Wahrnehmung nicht zurückhalten, daß dieser neue Uebersetzungsversuch keine entscheidenden Vorzüge gegenüber den vorangegangenen Terzinenübersetzungen aufweist, daß er ebenfalls mit der alten Erbsünde solcher Nachbildungen auf Tritt und Schritt zu kämpfen hat, nämlich mit der Reimnoth und ihren Sprößlingen, welche da sind: schlechte Reime und Entstellungen des Originalsinnes durch Verallgemeinerungen und dem Texte des Autors fremde Begriffe. Reime wie: Freuden—bereiten, Strande—Verwandte, bewährte—Erde, und ähnliche Saxonismen sollten unserm feinern Lautsinne nicht mehr geboten werden, besonders in italienischen Strophen, wo die Reinheit der Reime etwas so Wesentliches ist. Wenn im 33. Gesange, V. 68 (69) der verschmachtende Gaddo an den Vater die Frage richtet: „che non m'ainti?", und der Uebersetzer dies durch: „kein Wort mir Hülfe kündet", wiedergibt, so ist es schlimm, daß der Leser hier sofort, auch ohne den Originaltext zu vergleichen, die Unfreiwilligkeit der Wahl dieser lahmen Phrase herausmerkt. Dazu gesellen sich unerfreuliche Hiaten und Elisionen und verschränkte Wortstellungen, die beim Lesen nicht ohne den Eindruck des Zwangs bleiben. Noch speciell einige Bemerkungen der Art zu dem fünften Gesange. Bei V. 31 scheint es nicht berechtigt, mit Bezugnahme auf V. 96 zu übersetzen: „Der Hölle Wind — er kennt nur wenig Pausen"; denn der Text sagt entschieden „che mai non resta", und der vorliegende Fall ist die einzige Ausnahme davon. In V. 74 würde der Verfasser ohne die Nöthigung durch den Reim gewiß nicht übersetzt haben: „Sie kommen wie auf Wind herangeschwommen", in V. 101 gewiß nicht: (die Liebe) „auf meiner Schönheit Reiz gegründet", in V. 129 ebenso wenig: „Wir waren ahnungslos der Welt entrungen". Wie unbequem, wie hart in V. 94 die Wortfügung: „Was du willst wissen, gern wir dir's gestehen."

Die unvergleichlichen drei Terzinen V. 100—108, deren erste Verse mit Amor beginnen, sind in der Harmonie ihres Gedanken- und Wortrhythmus und in der classischen Knappheit des Ausdrucks noch von keinem deutschen Uebersetzer vollkommen nachgebildet worden; am besten gelang es vielleicht einem der frühesten, A. W. Schlegel, allerdings bei dem Vortheile der unvollständigen Reimung, den er sich gönnte, und abgesehen von dem verfehlten Anfange, der den Sinn in das Gegentheil verkehrt. Die vorliegende Uebersetzung dieser neun Verse, zu welchen der vorher angeführte V. 101 gehört, liest sich an und für sich ansprechend genug, aber sie bleibt doch weit hinter dem feinen und scharf ausgeprägten Erzgebilde des Originaltextes zurück. An verschiedenen Stellen meint der Verfasser die Unklarheit und Dunkelheit des italienischen Textes durch größere Deutlichkeit seiner Uebersetzung zu heben; was indeß drei dieser Stellen betrifft, Ges. 18, 1 fg., Ges. 25, 103 fg. und Ges. 34, 97 fg., so kann Referent streng genommen keine Dunkelheit in den Textesworten finden, und vergleicht er damit die Uebersetzung des Verfassers, so findet er dieselbe nicht klarer und durchsichtiger als jene. Nur in der letzterwähnten Stelle V. 126 schafft der Uebersetzer durch den bestimmten Ausdruck „als Berg der Reinigung" an Stelle von „quella che appar di qua" unmittelbares Verständniß; aber da fragt es sich, ob er recht daran gethan, in dem Texte der Uebersetzung das von dem Dichter verhüllt Gelassene bloßzulegen, anstatt sich die Erklärung für eine Anmerkung aufzusparen. Die Unklarheiten bei Dante liegen meistens nicht im Worte, sondern in der Sache, und dem Uebersetzer kommt es nach Ansicht des Referenten nicht zu, den Dichter durch die Uebersetzung klarer machen zu wollen, als dieser selbst es sein will. Bezüglich des ersten Verses von Ges. 18 ist noch zu bemerken, daß die Uebersetzung des so charakteristischen „malebolge" in das allgemein gehaltene farblose „Bösfeld" der bestimmten Absicht des Dichters wider-

spricht: es konnte dem Uebersetzer nicht schwer werden, zumal er das Wort nicht in die Reimstelle gesetzt hat, wie das Original eigentlich fordert, diesem in der Bezeichnung des Begriffs näher zu kommen; ist es doch frühern Uebersetzern, z. B. Streckfuß und Notter, selbst in der Reimstelle gelungen. Wenigstens durfte eine Aufklärung über den eigentlichen Begriff von malebolge in den Anmerkungen nicht unterbleiben.

So viel bezüglich der Uebersetzung, die trotz der Ausstellungen, welche an ihr gemacht werden können, als ein selbständig ausgeführter, großentheils gelungener Versuch anzuerkennen ist. Die Anmerkungen zum Texte sind, dem gestatteten Raume gemäß, bündig gehalten, geben aber alles Nothwendige zur Erklärung, auch an manchen Stellen darüber hinaus Beachtenswerthes von eigener Auffassung. Am Schlusse folgen zwei Uebersichtstafeln, die eine „Anordnung und Eintheilung der Hölle", die andere „Zeitbestimmungen in Bezug auf die Höllenreise" enthaltend. Hoffentlich beabsichtigt der Verfasser, dieser ersten Abtheilung der „Göttlichen Komödie" die zwei andern folgen zu lassen. Die äußere Ausstattung ist schön.

Theodor Paur.

Frauenliteratur.

1. Leidens Erdengang. Ein Märchenkreis von Carmen Sylva. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 4 M.
2. An der Waldecke. Eine Erzählung von Anna von Werder. Zweite Auflage. Leipzig, Hinrichs. 1883. 8. 3 M.
3. Magnum Bonum oder Mutter Carey's Küchlein. Von Charlotte M. Yonge. Zwei Theile. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Lehmann. 1883. 12. 6 M.
4. Ein Maßliebchenkranz. Eine Familienchronik von Charlotte M. Yonge. Zwei Theile. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. Leipzig, Lehmann. 1883. 12. 4 M.
5. Tischler Feldmann. Roman von Mariam Tenger. Berlin, F. Luckhardt. 1882. 8. 5 M.

Es ist schwer, ein aufrichtiger Kritiker und ein galanter Mann zugleich zu sein. Nur selten sind ja die Producte weiblicher Federn derart, daß man das Verbindliche, das man einer Frau, selbst wenn sie Schriftstellerin ist, gern sagen möchte, aus aufrichtigem Herzen auch wirklich sagen kann. In der Regel müssen wir Kritiker uns damit begnügen, die bittern Pillen, welche wir etwa zu reichen haben, möglichst zart einzuwickeln und möglichst graziös darzureichen. So ergeht es uns auch bei den vorliegenden Büchern mit Ausnahme dessen, das wir an die Spitze gestellt haben: „Leidens Erdenwallen" von Carmen Sylva (Nr. 1). Bei diesem machen wir die Verbeugung weder vor der Königin von Rumänien noch vor der Frau, sondern vor dem schriftstellerischen Talent, das auch aus dieser Gabe der Verfasserin wieder hervorleuchtet. Der Titel „Leidens Erdengang" sagt uns schon, daß es sich um eine Allegorie handelt: das Leiden, die Tochter des Lebens und des Kampfes, die Schwester des Todes, „ein schönes schlankes Kind mit schwarzen Haaren, die sein bleiches Gesicht umrahmen", tritt seine Wanderung auf der Erde an, trifft dort auf den herrlichen Jüngling Frieden, die Mutter Geduld, das Mädchen Arbeit u. s. w. — wie man sieht, eine Allegorie im vollen Sinne. Von diesen Allegorien werden kleine, rührend erzählte Skizzen umrahmt, die eben von denjenigen handeln, bei denen Leiden einkehrt, und die Moral ist theils in den allegorischen Worten, theils in diesen Skizzen enthalten. Am schönsten spricht sie sich da aus, wo Leiden auf die Geduld und die Arbeit trifft:

„Guten Morgen, blasses Lieschen!" rief die Arbeit schelmisch, „komm und hilf mir!" Und damit sprang sie herzu und ihre Zöpfe flogen und die blauen Augen lachten wie der liebe Sonnenschein. „Wer bist du denn?" fragte sie erstaunt, als sie Leidens dunkle Augen sah. „Ich bin das Leiden und muß ewig wandern — und wer bist du?" — „Ich bin die Arbeit, siehst du es denn nicht? Siehst du nicht, wie gesund ich bin und was für starke Arme ich habe?" Und damit nahm sie das Leiden wie ein Kind auf die Arme und lief mit ihm über das ganze Feld und lachte und jodelte dazu. Ueber Leidens Gesicht war eine leichte Röthe geflogen und es sagte lächelnd: „Geh du mit mir! Ich darf niemals ruhen und bin doch oft so müde!" — „Das geht nicht, Schwesterlieb; denn ich muß schlafen, um bei Tage wieder frisch zu sein. Ich bin aber auch an allen Orten und muß lachen, und wenn ich immer deine Augen sehe, dann erstickt mir das Lachen da drinnen! Aber wenn du mich rufst, dann komme ich und bleibe zurück, wo du scheidest, um die Gesichter wieder hell zu machen!" Und weiter schritt das Leiden in den glitzernden Morgen hinein und durch die weite Welt, Geduld und Arbeit hielten Wort und wurden seine treuen Gefährten. Oft versammelten sie sich abends im Hause am See und lasen im Buche des Lebens oder schrieben hinein.

Es erhellt schon aus dieser Probe, daß die Allegorie nichts Steifes oder Gesuchtes hat, sondern in anmuthigen Märchenton aufgelöst ist. Die Dichterin weiß die Gedanken immer in das passende Gewand einzukleiden und concret und anschaulich darzustellen — ein hoher Vorzug. Deshalb wird auch der Genuß beim Lesen nicht abgeschwächt dadurch, daß man zwischen den Zeilen zu lesen genöthigt ist, und es verlohnt sich, den Gedanken nachzugehen, die uns in so reizender Einkleidung geboten werden. Die Darstellung ist von hoher Schönheit, duftig und märchenhaft, getragen von echter Poesie, durchdrungen von tiefem Gemüth. Von der Schönheit und dem Wohllaut der Sprache mag folgender Abschnitt ein Beispiel geben:

Der Frieden wohnte in einem stillen tiefen Bergsee, der unergründlich war, und doch in ewiger Bläue den Himmel widerspiegelte. Um ihn her standen hohe Felsen, die allabendlich beim Sonnenuntergang rosig übergossen wurden, und ein herrlicher Wald, in den noch nie eines Menschen Fuß eingedrungen, in dem noch nie ein Axthieb erklungen war. Weder Leiden noch Kampf waren jemals hingekommen, selbst der Wind fand keinen

Eingang, denn die Felsen hatten sich ganz vorgeschoben und der Winter mußte sich damit begnügen, seine Flocken leicht hineinzuschütteln; denn im See waren warme Quellen und so hatte der Frost keine Gewalt über ihn. Rings umher war ein ewiges Grünen und Blühen, ein Vogelsingen, das das Wasser von einem Ufer zum andern trug. Wenn dann der Frieden auf des Sees stiller Fläche lag, so strömte all das Blühen und Singen ihm zu; dann lächelte er selig und küßte die Sonnenstrahlen, die mit warmen Armen nach ihm langten; ja er umfaßte sie und zog sie mit unter das Wasser und spielte mit ihnen Verstecken hinter den Bäumen und unter den Blättern. Er war aber ein so herrlicher Jüngling, daß ihn alles liebte, was ihn umgab, seine blauen Augen, grundlos wie der See, dem er entstiegen, seine frischen Lippen, seine wundervolle Stimme, sein glückseliges Lächeln: kein Wunder, daß ihn die Sonnenstrahlen suchten, daß das Moos vor Freude bebte, auf dem er leicht dahinschritt, daß das Blatt zitterte, das seine Stirn gestreift, daß das Reh noch lange in den Bach schaute, in dem es sein Bild erblickt, daß die Nixen und Elfen nur von ihm träumen konnten. . . . An eine Buche gelehnt stand der Frieden und weinte bitterlich: „Die ganze Welt ist ein Kampf und meine einzige Heimatstätte haben sie mir auch weggenommen. Leb wohl, mein stiller See!“ Und wieder zog er in die Welt hinaus. Er kam an einem schönen Kirchhof vorüber, trat ein und ging von Grab zu Grab bis in die Kapelle; in der kniete eine Frau und schluchzte. „Auch hier nicht“, sagte der Frieden und wollte weiter. Da sah er ein verlassenes Grab, das der Epheu ganz überwuchert hatte. Von Kreuz und Inschrift war längst nichts mehr zu sehen. Der Hügel war eingesunken und der Epheu schlang liebende Arme um das vergessene Fleckchen. „Hier ist mein Reich“, sagte der Frieden, und sank zwischen die Blätter hinein.

Kleine Unebenheiten und Nachlässigkeiten in Sprache und Stil kommen gegenüber der Schönheit des Ganzen wenig in Betracht.

Ist Carmen Sylva eine Schriftstellerin von großer Gewandtheit, so können wir das von Anna von Werder, der Verfasserin von „An der Waldecke“ (Nr. 2), nicht sagen. Ihre Darstellung macht den Eindruck schriftstellerischer Unsicherheit und Unbeholfenheit, und es ist kein angenehmes Gefühl, zu sehen, wie sie mit Sprache und Ausdruck ringt. Auch von den Gesetzen epischer Erzählung scheint sie wenig zu verstehen; sonst würde sie nicht immer wieder den Fluß derselben durch ihre freilich oft ganz treffenden Reflexionen oder durch Unterhaltungen mit dem Leser unterbrechen. Dazu fehlt es ihren Schilderungen an Leben und Bewegung; sie machen oft den Eindruck, als ob die Verfasserin ein Gemälde Zug um Zug abmalte. Ihre Bilder und Vergleiche, so schön sie bisweilen sind, erscheinen doch manchmal gesucht oder geschmacklos; so wenn Röschen fürchtet, „man könne ihre Phantasien durch ihre durchsichtige Haut schimmern sehen“.

Der Inhalt ist nicht uninteressant: die Helden sind Erika, eine schon dem Altjungfernalter nahe Jungfrau, und Graf Victor, ein in der Mitte der Vierziger stehender Mann. Mit Theilnahme vermag man der Entwickelung der Liebe der beiden zu folgen; durch nichts ist es aber motivirt, daß, als sie endlich so weit sind, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, Erika stirbt. Gut ist hierbei allerdings der Zug, daß sie den Tod findet, indem sie das Kind ihres Feindes rettet. Die Kreise, in welchen die Handlung spielt, sind adeliche, und zwar protestantisch-christliche. Wir sind weit entfernt, der Verfasserin einen Vorwurf daraus zu machen, meinen vielmehr, daß jeder Schriftsteller gut daran thut, eben nur die Kreise zu schildern, welche er kennt, und sich nicht in unbekannte Regionen zu verirren. Wir billigen es auch vollkommen, daß sie unter dieser Voraussetzung ihre Helden als echte Christen in Wort und That zu schildern versucht; dagegen müssen wir gestehen, daß die dogmatisch-biblische Sprache, in welcher sich die Leute hier gefallen, nicht jedermanns Geschmack ist, und zu ihren christlichen Reflexionen dürften auch vom christlichen Standpunkte manche Fragezeichen gemacht werden. Wir kennen Schriftstellerinnen mit ebenso christlicher Gesinnung und Tendenz, die eben dadurch eine viel tiefere Wirkung erzielen, daß sie in ihren Erzählungen reden wie andere Menschenkinder auch und nicht Seiten mit Betrachtungen füllen, die ebenso gut in einem Erbauungsbuch stehen könnten. Wer nicht von vornherein ganz und gar auf dem Standpunkte der Verfasserin steht, wird dadurch eher abgestoßen als angezogen.

Auf christlichem Boden steht auch Charlotte M. Yonge (Nr. 3 und 4), aber sie verfällt nur selten in den Fehler, den wir eben gerügt haben. Geschmackvoll ist es freilich auch nicht, wenn sie z. B. von Ertrunkenen sagt:

> Und das Meer ist etwas Großes und Herrliches, das der Mensch nicht schädigen und verunreinigen kann. Mir ist es fast, als wenn sich da das Bad der Taufe wieder über ihre Häupter ergösse, daß sie darin begraben bleiben bis zur neuen Geburt.

Auch bezweifeln wir, ob der Grundsatz so ganz christlich ist, daß man diejenigen Leute nicht einladen und nicht näher mit ihnen verkehren darf, „die offen mit dem Glauben gebrochen haben“. Die beiden Erzählungen sind echt englische Familiengeschichten; in der einen, „Magnum Bonum“, stirbt der Vater, welcher Arzt ist, ehe er die wichtige Erfindung Magnum Bonum gemacht hat, und läßt seine Frau mit einem Häuflein Kinder zurück, zu welchen noch solche von Verwandten und Bekannten kommen. In der andern, „Ein Maßliebchenkranz“, stirbt die Frau eines Arztes, und nun liegt auf seinem Haupte die Sorge um ein ebenso großes Kinderhäuflein. Die Entwickelung dieser Kinder wird zum Theil sehr breit geschildert; Kinderkrankheiten und Kinderunarten, Schulnöthe und Berufswahl, Reise- und Familienabenteuer, Aussteuerrüstungen und Heirathssorgen, kurz alles, was irgendwie in einer Familie vorkommen kann, machen wir mit. Somit werden diese Erzählungen „Frauen und Töchtern gebildeter Stände“ gefallen, zumal da die Entwickelung einzelner Kinder recht interessant und lebenswahr geschildert ist. Wir gestehen, daß uns die viele Kapitel füllende Frage, ob Norman in der Schule „dux“ wird oder nicht, so wenig zu fesseln im Stande war wie der durch die ganze Erzählung „Ein Maßliebchenkranz“ sich durchschlingende Bau der Kirche zu

Cooksmor. Auch hat uns der Vater, welcher alle Augenblicke zu seinen Kindern etwas Unpassendes sagt und sie dann um Verzeihung bittet, etliche pädagogische Bedenken erregt. Erfreulicher ist sein Gegenstück in der andern Erzählung, die Mutter, welche stets das Richtige sagt und thut.

Auf eine eigenthümliche Art sucht Mariam Tenger in dem Roman „Tischler Feldmann“ (Nr. 5) zu spannen, nämlich dadurch, daß sie uns stets im Unklaren läßt, wer die Personen eigentlich sind, von denen sie uns erzählt. Von dem Helden, welcher dem Roman den Namen gegeben hat, dem Tischler Feldmann, ist in den ersten zwei Dritteln des Romans nur gelegentlich die Rede; dann erscheint ein Gärtner, hinter welchem wir ihn vermuthen können, und endlich entpuppt er sich als ein Mann aus vornehmem Geschlechte. Ebenso tritt seine Tochter nachher unter anderm Namen auf, sodaß wir wieder nicht wissen, ist sie es, oder ist sie es nicht? Die zweite Abtheilung beginnt mit der Schilderung einer jungen Dame in Stöckelschuhen, ohne daß uns gesagt wird, wer sie ist, und nur mühsam erkennen wir sie später wieder an ihren Stöckelschuhen; in derselben Abtheilung treten die Personen der ersten theilweise unter andern Namen auf, sodaß wir wieder nicht wissen, woran wir sind. Dann kommen Zeitungen und Packete von höchster Wichtigkeit; der Leser kann aber warten, bis er erfährt, was es mit denselben für eine Bewandtniß hat: ein vollständiger Roman der Unordnung und der Räthsel. Doch dies alles ist wenigstens noch originell. Verbraucht dagegen ist der Kunstgriff, ein Kapitel einer Abtheilung dann zu schließen, wenn eben eine Katastrophe in schönster Entwickelung ist. So sind die Helden auf S. 59 in äußerster Lebensgefahr, und wir haben allen Grund zu glauben, daß sie sämmtlich ertrunken sind; erst S. 178 erfahren wir dann, daß und wie sie gerettet worden sind.

Durch all dieses wird die Wirkung des Romans natürlich nicht erhöht, wie die Verfasserin wol hoffte, sondern der Leser nur verstimmt. Hätte die Verfasserin geordnet und mit Verzicht auf solche Sonderbarkeiten erzählt, so hätte sich ein ganz lesbarer Roman ergeben. So wie er vorliegt, ist er für den Leser eine harte Geduldsprobe.

Richard Weitbrecht.

Zwei neue Gedichtsammlungen von Julius Sturm.

1. Dem Herrn mein Lied. Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Bremen, Heinsius. 1884. 8. 3 M.
2. Natur, Liebe, Vaterland. Neue Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1884. 8. 3 M.

Die Erzeugnisse der geistlichen Muse von Julius Sturm folgen sich schnell. Kaum ist zu Ostern 1883 ein Band religiöser Dichtungen unter dem Titel „Ich bau' auf Gott“ erschienen, so schließt sich hier noch vor Ablauf eines Jahres als eine Fortsetzung derselben bereits eine neue Sammlung: „Dem Herrn mein Lied“ (Nr. 1), an. Diese neuesten religiösen Gedichte legen ein Zeugniß ab von des Dichters ungeschwächter Productivität wie von seinem frommen Gemüth. Was ihr Verhältniß zu den früher von ihm herausgegebenen „Frommen Liedern“ und religiösen Dichtungen betrifft, so tritt in den letzten Sammlungen ein mehr contemplatives Element hervor. Ueber seinen Beruf zur geistlichen Dichtung spricht er sich in dem Eingangsgedicht selber folgendermaßen aus:

Mein Beruf.

Wozu ich ward geboren?
Der Herr hat mich erkoren,
In Liedern zu verkünden,
Was mich und euch beglückt
Oder bedrückt.

Die Freude zu verklären,
Zu trocknen heiße Zähren,
Sing' ich von jener Liebe,
Die, ob die Welt vergeht,
Ewig besteht.

Am ansprechendsten erscheinen uns diejenigen Lieder, in denen ein persönliches Erlebniß, eine individuelle Berührung seines Geistes den Dichter zum Schaffen anregte, so „Weihnachtstraum“, „Bergeinsamkeit“, „Vorwärts und rückwärts“; andere tragen einen zu trocken lehrhaften Charakter, z. B. „Was es zu predigen gilt“. Alle andern Gedichte weit überragend ist „Starre Felsen, lichte Auen“. Obwol aus einem andern Tone gehend und in einer beruhigtern Gangart sich bewegend, scheint es in der Strophenform mit den drei Reimklängen dem gewaltigen „Dies irae, dies illa“ nachgebildet zu sein. Wir wollen einige Strophen dieses formschönen und tiefempfundenen Gedichts hersetzen:

Starre Felsen, lichte Auen,
Will mit Thränen euch bethauen,
Meinen Kummer euch vertrauen.

Helfet mir das Leid beklagen,
Das ich muß seit langen Tagen
In der Brust verborgen tragen.

Ach, ich kann es selbst nicht fassen,
Daß ich meinen Herrn verlassen,
Den ich sah am Kreuz erblassen.

Nein, ach nein! noch nicht erkaltet
Ist mein Herz, und Liebe waltet,
Die mir's wieder neu gestaltet.

Auch in den kurzen Sinngedichten oder Reimsprüchen finden wir manches ansprechende und beherzigenswerthe Wort, z. B.:

Warnung.

O wache wohl, sonst reißt
Dich blinder Eifer fort;
Nur einem sanften Geist
Geziemt ein strenges Wort.

In demselben Jahre mit den geistlichen Liedern der eben besprochenen Sammlung hat der Dichter auch einen Band Gedichte unter dem Titel „Natur, Liebe, Vaterland" (Nr. 2) erscheinen lassen. Religiöse Anklänge kommen hier nur vereinzelt vor; die Gedichte geben in der That das, was der Titel verheißt. Sind diese Gedichte in derselben Zeit entstanden wie die obigen geistlichen Lieder? Kaum ist es zu glauben. Nicht als ob sie sich durchaus widersprächen, aber der Geist, der die Gedichte der einen Sammlung, und der, welcher die der andern eingegeben, ist doch ein so verschiedener, daß jeder, der diese beiden Bände hintereinander liest, den Unterschied sofort erkennen wird. Dort, in den geistlichen Liedern, bei allem immer wieder durchbrechenden Optimismus doch auch eine unverhohlene Beigabe von ascetischer Weltflucht; dagegen hier eine frische und warme Freude an Welt und Leben. Ein gut Theil dieser Gedichte verdankt seine Entstehung wol einem frühern Lebensalter des Dichters. Er deutet dies selber an:

Wohlan, es sei! Mein Winter naht.
Ich folgte eines Dichters Rath,
Ließ manch Gedicht im Pulte liegen;
Heut mag es zu den andern fliegen.

Aber es heißt auch sogleich weiter:

Und fiel mir auch der Reif ins Haar,
Derselbe bin ich, der ich war,
Mein Herz ist frisch und jung geblieben,
Weiß noch zu zürnen und zu lieben.

Tragen nun andere von den Gedichten das Datum ihres Entstehens an die Stirn geschrieben bis in die letzten Lebensjahre des Dichters, so haben wir hier eine Sammlung von Gedichten weltlichen Inhalts aus einem weiten Zeitraum vereinigt, von denen jedoch die letzten mit den ersten die Gleichheit des Tons und der Haltung theilen, sodaß es ein einheitlicher Geist ist, der alle Blätter dieses Buchs durchweht.

Die erste Abtheilung vereinigt unter dem Titel „Bunte Blätter" solche Gedichte, die sich in die auf dem Titel vermerkten Rubriken („Natur", „Liebe", „Vaterland") nicht recht einfügen wollten. Wir dürfen annehmen, hier manches Stück aus älterer Zeit zu finden, das entweder aus der Verborgenheit des Schreibpultes hervorgeholt oder aus Zeitschriften neu abgedruckt erscheint. Wir geben zur Probe zwei dieser Gedichte wieder:

Mein Schreibsessel.

Nur Ein Geräth wählt' ich mir aus
Aus meiner lieben Aeltern Haus,
Ein Sessel ist's, ein schmucklos Stück,
Des Trödlers Fuß stieß ihn zurück.

Doch saß auf ihm tagaus tagein
Viel Jahre lang mein Mütterlein,
Bald lächelnd und bald sorgenbleich
Und immerdar an Liebe reich.

Drum halt' ich ihn auch hoch und werth,
Doch nicht, wie man ein Prunkstück ehrt;
Er dient mir redlich Tag für Tag,
Ob Freud, ob Leid mir kommen mag.

Du werthes Stück in meinem Haus,
Du lieber Sessel, halt nur aus
Noch eine Spanne Zeit mit mir,
Bis ich zerfallen darf mit dir.

Vielleicht auch überlebst du mich,
Denn du bist fester noch als ich;
Doch sollt' ein früher Tod mir drohn,
Nimmt dich mit Freuden auf mein Sohn.

Der schätzt dich hoch, wie ich gethan,
Und weist den Ehrenplatz dir an,
Und hält dir wackerm alten Herrn
Die Schmach der Rumpelkammer fern.

Diesem liebenswürdigen Gedicht lassen wir noch ein zweites folgen, in dem sich der Dichter als einen Verehrer Goethe'scher Lyrik bekennt:

Goethe's Lieder.

Wieder, immer wieder
Ruhn in meinen Händen,
Goethe, deine Lieder,
Und ich kann nicht enden.

So nur angezogen
Fühl' ich mich zu lauschen,
Wenn nach Sturm die Wogen
Sanft am Ufer rauschen.

Von literarischem Interesse ist hier noch das Gedicht bei der Nachricht von Friedrich Rückert's Tode am 31. Januar 1866.

Bei den Gedichten aus der Abtheilung „Liebe" dürfen wir an keine leidenschaftliche Erotik denken; es sind Erzeugnisse einer keuschen und doch schalkhaften Minne, theils wol Blüten aus einer frühern Zeit, die noch allen Duft der Vergangenheit in uns zurückzaubern, dann aber zum großen Theil Familienblätter:

Dein Auge.

Dein Aug' ist dunkel wie die Nacht,
Und wie die Nacht so tief,
Doch war kein Stern in ihm erwacht,
Solang dein Herz noch schlief.

Nun, da es wach die Liebe rief
Zu Wonne wunderbar,
Ist wie die Nacht dein Auge tief
Und ihr gleich sternenklar.

Gedichte von einem ähnlichen Adel der Form findet man hier Seite auf Seite, sodaß es eine wahre Freude ist, in dem Buche zu lesen. Einen andern Ton schlägt das folgende Gedicht an:

Dämmerstunde.

Abend wird es in der Runde
Und die Bücher leg' ich fort,
Denn zur süßen Dämmerstunde
Nimmt die Muse gern das Wort.

Aber wider mein Verhoffen
Läßt die Freundin mich allein.
Hat ein Unfall sie betroffen?
Mag sie nicht bei Laune sein?

Und so sitz' ich in dem Stübchen,
Bin des langen Wartens satt;
Horch, da klopft' es, und mein Liebchen
Naht mir an der Muse Statt.

„Noch im Dunkeln?" — Ohne Zaudern
Zündet sie die Kerzen an,
Und nun sitzen wir und plaudern,
Weit die Herzen aufgethan.

Schwebte jetzt die Muse nieder,
Zu gewohntem Dienst bereit,
Rief' ich: Freundin, kehre wieder
Morgen zu gelegner Zeit!

In einem dieser Gedichte mit dem Motto aus Bernhardin de Saint-Pierre: „Ein Blatt genügt zum Nest dem Kolibri", führt uns der Dichter auch in sein Haus ein:

Ihr findet nichts in ihm von Prunkgeräthen,
An denen's blitzt von Gold und Edelstein,
Von brüssler Tepp'chen, seidenen Tapeten,
Von Marmorbüsten und von Schnitzerei'n;
Doch dafür schmückt es Lieb' und Poesie.
Ein Blatt genügt zum Nest dem Kolibri.

Wir erwähnen aus dieser Abtheilung noch „Ständchen", „So kann's mir gefallen", „Ein Liebesbrief", „Wein aus Griechenland", „Nausikaa", „An eine alte Uhr".

Was die Gedichte aus der Abtheilung „Natur" betrifft, so bekennt der Dichter in einem dieser Gedichte („Leben im All"), daß er sein Ich zum schrankenlosen All erweitert, indem er

. . . sich verbunden
Mit allem, was sich regt,
Und habe mit empfunden,
Was tief die Welt bewegt.

Man darf sagen, daß er in der That mit der Natur lebt und ihr nicht als ein blos äußerlicher Beobachter gegenübersteht. Es ist jedoch weniger das Grandiose in der Natur, was seine Phantasie erregt, vielmehr das Kleine und Kleinste, was in ihm seinen poetischen Anwalt findet. Auf dem Gletscher hat er nur ein Auge für einen armen Falter, der, aus seiner Heimat, dem blütenreichen Thal verschlagen, hier in der kalten Fremde einen einsamen Tod findet. Selbst einer Mücke, die zwischen den Blättern von Karl Maier's „Frühlingsliedern" den Tod gefunden, weiß er ein kleines dichterisches Epitaphium zu setzen. Als eine Specialität des Dichters und zugleich als einen Beweis seines poetischen Temperaments glauben wir zu bemerken, daß, während andere Dichter gern den Frühlingsmorgen oder den Sommerabend poetisch schildern, er gern die sonnige Mittagsruhe feiert. In andern Gedichten herrscht ein mehr leidenschaftlicher Ton vor. Den Sturm schildert er als einen friedelosen Kain, der von dem Heer der Geister gejagt wird, die im Meer ertranken, seit er frevelnd das erste Schiff ans Felsenriff warf. In dem Gedicht „Schutz dem Walde", das eine praktisch volkswirthschaftliche Tendenz verfolgt, sind der Poesie gleichwol alle Rechte vorbehalten. In welcher launigen Weise endlich er die einschlägigen Stoffe aus dem Leben der Natur zu behandeln weiß, möge noch das folgende Winterlied zeigen:

Im Winter.

Aus Norden pfeift der Wind,
Des Winters Reich beginnt,
Er kommt von seiner Burg von Eis,
Sein Haar und Bart sind silberweiß.

Er weht mit kaltem Hauch
Das letzte Blatt vom Strauch
Und deckt mit Schnee die Saaten zu
Und schnaubt: „Nun habet gute Ruh'!"

Von Leben keine Spur
Auf weiter, öder Flur,
Nur tiefes Schweigen ringsumher,
Der Bach selbst darf nicht rauschen mehr.

Was lebt, ist ihm verhaßt,
Und was sich regt, zur Last;
Ein Feuer knistert im Kamin,
Und das vor allem ärgert ihn.

Ei! schnaub' und heule du,
Uns störst du nicht die Ruh';
Die Bowle dampft, es glüht der Wein,
Stoßt an! Der Lenz soll König sein!

Die Gedichte der letzten Abtheilung „Vaterland" sind in dem Inhaltsverzeichniß „Aus großer Zeit" überschrieben. Dieser letztere Ausdruck sagt uns schon, was wir hier zu erwarten haben: es sind Gedichte, die in der Zeit des letzten Deutsch-Französischen Kriegs entstanden sind. Die Mehrzahl derselben ist wol schon aus Zeitschriften bekannt und erscheint hier gesammelt. Sie zeigen uns, wenn wir es noch nicht wüßten, den Dichter als einen Patrioten, der ein warmes Herz für das Wohl und Wehe seines Vaterlandes hat. In dem gegen Napoleon III. gerichteten „Va banque" mit seinen schlagenden Pointen lernen wir den Lyriker von einer neuen Seite kennen. Den Heerführern und Staatsmännern des großen Kriegs werden besondere poetische Kränze gewunden. Von Bismarck sagt er:

Mit Liedern wird die Einheit nicht ersungen,
Und wer vermag zu bauen ohne Steine?
Wer die Idee will, muß die That auch wollen.

Das ist sehr richtig, klingt aber doch ein wenig nach dem Leitartikel einer politischen Zeitung. Wohlthuend berührt es, daß er auch des stillen Heers der Krankenpfleger gedenkt, das dem Heer der Kämpfenden nachzieht und dessen aufopferndes Wirken unter dem Jubel des Siegs allzu bald vergessen wird.

Wenn wir die gesammte poetische Thätigkeit von Julius Sturm überblicken, so finden wir, daß weltliche und geistliche Dichtung nach dem Umfang des von ihm Herausgegebenen sich ungefähr das Gleichgewicht halten; in der letztern Zeit hat die geistliche Dichtung mehr Früchte ge-

zeitigt, und es gibt gewisse Kreise von Lesern, die ihn nur als den geistlichen Liederdichter kennen. Und doch haben wir hier eine Bemerkung zu machen, die uns nicht erst seit der vergleichenden Betrachtung dieser letzten beiden Gedichtsammlungen auf den Lippen schwebt: daß nämlich Julius Sturm's weltliche Muse reicher ist als seine geistliche.

Essays von Eduard Reich.

Social-medicinische Aufsätze. Für die Gebildeten aller Stände. Von Eduard Reich. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1883. Gr. 8. 5 M.

Dem Titel entsprechend enthält das vorliegende dritthalbhundert Seiten starke Buch die mannichfaltigsten Materien: „Gesittung und Heilwissenschaft", „Die Naturlehre des Menschen und die Pflege der Sicherheit im Gemeinwesen", „Die Klinik von heute und vormals", eins der kürzesten, aber ein sehr gutes und folgerichtig gedachtes Kapitel, „Die Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee", „Ueber Blödsinn und Verwandtes", „Zur Naturlehre der Leidenschaften" u. s. w.

Wie bei allen Reich'schen Büchern muß man auch bei diesem sich durch halbe oder ganze Paradoxen nicht das Eingehen auf das Ganze und die eigenartige Auffassungsweise des Verfassers verleiden lassen; wir führen hier einige derselben an:

Alle Krankheiten verlaufen an der Schattenseite langsamer als an der Lichtseite; das Wachsthum und die Entwickelung des Menschen findet im Schatten weit weniger vollkommen statt als im Lichte; je besser der Lichteinfluß, desto heiterer, lebensfrischer und kräftiger die Menschen. ... Die Philanthropie ist eine Pflanze, die unter Einfluß von Licht und Schatten gedeiht; die Misanthropie aber ist ein Gewächs, das im Schatten wuchert. (Notabene das steht im Kapitel über „Einfluß von Haus und Wohnung" und ist nicht bildlich zu verstehen!)

Frappirt hat uns die dem Autor sonst fremde, an persönliche Gereiztheit streifende Ausdrucks- und Urtheilsweise, über deren Berechtigung wir nicht urtheilen können, im Abschnitt über „Universität, Akademie, Wissenschaft":

Die schlimmsten aller wissenschaftlichen Zeitschriften sind Winkelblätter nach Art der gewissen „Gelehrten Anzeigen" und des leipziger verehrten „Centralblatts". In jenem Makulaturpapier loben die Professoren der Universität sich selbst (das geschieht ja auch sonst noch) oder ihnen befreundete Gelehrte (auch nicht ungewöhnlich).

In der Fortsetzung dieses Passus fehlt aber die im allgemeinen doch urbane Form Reich's unserer Ansicht nach zu sehr, als daß wir mit dem Citiren fortfahren wollten; auch die Expectoration über die Leopoldina geht gewiß zu weit.

Ein Kapitel, dem wir im großen und ganzen dagegen zustimmen, ist das über die Vivisection, obwol wir im einzelnen anders denken, z. B. in Bezug auf den Nutzen derselben für den wissenschaftlichen Fortschritt, der doch seit Harvey der Vivisection, wenn sie der Hand geübter und denkender Forscher anvertraut war, gar manches unumstößliche Resultat verdankt.

Eigenthümlich schließt das Buch mit §. 295:

Dank der Energie Bismarck's ist Deutschland einig und mächtig geworden. Aber das Deutsche Reich wird sich wol hüten, fremde Elemente in seinen Organismus aufzunehmen. Mögen daher die Deutschthümler Oesterreichs, die, genau betrachtet, gar keine Deutschen sind, ihre albernen Träumereien aufgeben und daran glauben, daß Schweizer und Nordamerikaner vermittels der Conföderation das Beste erreichten, was überhaupt auf dem Gebiete des Staats zu erreichen ist.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter der Redaction des beliebten Novellisten Alfred Friedmann erscheint im Verlage von Hugo Engel (Berlin, Wien und Leipzig) eine „Bibliothek für Ost und West". Die Verlagshandlung gab ein illustrirtes Familienblatt „Ost und West" heraus; die in diesem Familienblatt enthaltenen Beiträge sowie auch neue Romane, Novellen, gesammelte Essays und Humoristika erscheinen jetzt in jener Bibliothek, deren Specialität es sein soll, daß sie den geistigen Verkehr zwischen Ost und West vermittelt, die deshalb auch aus der ungarischen, polnischen, russischen, südslawischen und rumänischen Literatur das Gewählteste bringen wird. In der That sind die bisher erschienenen Bände nicht blos handlich und bequem, sondern sie entsprechen auch der Tendenz des Ganzen. Wir werden die einzelnen Schriften noch näher besprechen und erwähnen nur, daß der erste Band „Wiener Genrebilder. Aus dem Kleinleben der Großstadt" von W. Chiavacci, enthält, der zweite einen „Novellenkranz" von E. von Bauernfeld, dem Senior der wiener Schriftsteller, der dritte „Ausgewählte pariser Briefe" von Max Nordau, der sich neuerdings in die Reihe der Modeschriftsteller gestellt hat, der vierte den Roman „Daniela" von dem Dramatiker Joseph Weilen, der fünfte Reisebilder von Johannes Nordmann unter dem Titel „Unterwegs", der sechste eine Novellette von Julius von der Traun: „Die Aebtissin von Buchau", der siebente „Blätter im Winde", neue Skizzen von Ferdinand Groß.

— Konrad Alberti schreibt in drei Briefen an eine Freundin unter dem Titel „Herr L'Arronge und das Deutsche Theater" (Leipzig, Schlicke) eine sehr scharfe Kritik dieser neuen berliner Bühne, die er mit schönen Hoffnungen begrüßt hat. Wir wollen uns die Hoffnungen, die sich an das neue Institut knüpfen, durch die Schrift Alberti's noch nicht verkümmern lassen, mag auch nach vielen Seiten hin gesündigt worden sein. Am wenigsten erquicklich ist das Schauspiel, das der Streit der Societäre, der schon den Austritt Friedrich Haase's zur Folge hatte, bietet: wie viele Feuilletonnotizen sind über den Conflict Barnay's mit L'Arronge und den andern Societären geschrieben worden! Der

berliner Presse muß man die Schuld geben, daß sie diese Streitigkeiten als eine Art von Haupt- und Staatsactionen behandelt und alle Tage darüber berichtet, als handelte es sich um die wichtigsten politischen Fragen. Was hinter den Coulissen vorgeht, hat für die Oeffentlichkeit nur ein sehr untergeordnetes Interesse: wir hoffen, daß das deutsche Theater aus dieser Epoche der Mauserung heraustreten wird in eine dauerhafte Gestaltung. Auf den Unterschied zwischen der Societätsverfassung des Théâtre Français und des berliner Deutschen Theaters, ein Unterschied, den auch Alberti hervorhebt, haben wir in d. Bl. bereits hingewiesen. Im übrigen ist die Broschüre gut geschrieben; sie handhabt das anatomische kritische Messer nicht ohne Gewandtheit. Diese Kritik steht oft im directesten Widerspruch mit derjenigen der berliner Blätter, die dem L'Arronge-Theater huldigen. Namentlich wird die vielgerühmte Aufführung des „Don Carlos" scharf getadelt. Von den Darstellern läßt Alberti nur Friedmann, die Niemann-Raabe und Engels gelten: der jugendlich feurige Liebling der berliner Kritik, Herr Kainz, wird mit keinem Lorberkranz geschmückt, Herr Barnay empfindlich getadelt; am wenigsten aber erfreut sich Herr L'Arronge selbst der Sympathien des Autors.

— Wiederum eine Bereicherung unserer Uebersetzungsliteratur ist das uns vorliegende „Album englischer Dichter in deutschen Nachdichtungen" von M. von Westen (Hamburg, Grüning). Eine Auswahl aus den ältern, neuern und neuesten Dichtern Englands, von Baco bis auf Swinburne, nebst einer ebensolchen aus den amerikanischen wird uns hier in meisterhaft gelungenen Uebertragungen geboten, die selbst denjenigen, dem die Dichtungen in ihrem Urtexte geläufig sind, anmuthen und erquicken. Die Wiedergabe ist, soweit wir das im „Album" Enthaltene mit den Originalen verglichen haben — und das ist bei einer ziemlich großen Anzahl geschehen —, durchaus treu, sowol dem Wortlaute als auch dem Versmaße nach, und doch von so echt deutschem Geiste getragen und so ungezwungen und fließend, daß man stets glaubt, Originaldichtungen zu lesen. So haben wir bereits mehrere Uebersetzungen der berühmten „Elegy in a Country Church Yard" von Gray gelesen, dessen schönste Strophe, beiläufig erwähnt, Engel, der Verfasser einer Geschichte der englischen Literatur, unlängst in den von ihm veröffentlichten Memoiren Heine's diesem zugeschrieben hat, und zwar hielt er die auf einem Blatte von ihm (Engel) vorgefundene handschriftliche wörtliche Uebersetzung jener Strophe für einen Erstlingsversuch des jugendlichen deutschen Dichters.*) So vortrefflich ist sie freilich nicht wie die von Westen. Sehr glücklich übertragen ist auch das vielfach übersetzte „Burial of Sir John Moore", das schöne Gedicht „The Hebrew Mother" von Mrs. F. D. Hemans und fast sämmtliche in der Sammlung. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß stellenweise diese Nachdichtungen ihre Originale übertreffen. Das Gedicht „Leben" von Lord Baco wird gewiß den meisten deutschen Lesern ganz neu sein, obwol es sich allerdings in der von Miß Edwards herausgegebenen Anthologie in der Tauchnitz'schen Sammlung vorfindet. Es wird dieses Gedicht besonders diejenigen interessiren, die sich, wie der Uebersetzer, zur Bacon'schen Hypothese hinneigen, welche dem Lordkanzler Elisabeth's die Urheberschaft der Shakspeare-Dramen zuschreibt. Es sei nur noch bemerkt, daß dem sehr elegant ausgestatteten Buche kurze Notizen über die darin aufgenommenen Dichter und Dichterinnen, ein Inhaltsverzeichniß und eine chronologische Tabelle derselben beigegeben sind. In dem erstern, und im Buche selbst als Ueberschrift bei ihren Dichtungen, ist uns nur eine einzige Ungenauigkeit aufgestoßen: Anne Adelaide Procter ist nämlich nicht Mistreß, sondern Miß, die Tochter des unter dem Pseudonym Cornwall bekannten, auch hier mit aufgenommenen Brian Walter Procter. In der Tabelle, die mit „Lord Bacon" beginnt, hätte man diesen Namen eher unter V erwarten dürfen, da er in der Reihenfolge der Dichtungen sowie im Inhaltsverzeichniß wider den üblichen Gebrauch als „Francis Verulam, Lord Bacon" und dann einfach „Verulam" bezeichnet ist und erst nach dem Buchstaben T folgt. Augenscheinlich hat sich M. von Westen dabei von Miß Edwards leiten lassen, die ihn ebenso aufführt und ihrer Sammlung einreiht. In Wahrheit aber ist sein voller und richtiger Name: Francis Bacon, Baron von Verulam, Vicegraf St.-Albans. Doch dies sind Kleinigkeiten. Wir können das prachtvoll ausgestattete Buch seines Inhalts und seines Aeußern wegen nur aufs wärmste empfehlen.

*) In der Buchausgabe hat er den Fehler, nachdem er darauf aufmerksam gemacht worden, berichtigt.

Bibliographie.

Adolar (Vogtherr), Zwaa Buschtawe in der Buche-Rind. Local-Skizze nach einer wahren Begebenheit. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 60 Pf.

Bermann, M., Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung aller wichtigen Vorfälle in der Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Industrie und dem Volksleben geschildert. Neue wohlf. Ausg. 30 Lfgn. Wien, Engel. Gr. 8. à 35 Pf.

Blaikie, Bessere Zeiten für unsere Arbeiter. Aus dem Englischen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Brugsch-Pascha, H., und F. X. v. Garnier, Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern. Holzschnitte von R. Brend'amour. 1ste Lfg. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Fol. 3 M.

Busson, A., Salzburg und Böhmen vor dem Kriege von 1276. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 80 Pf.

Cornelius, A., Lose Blätter. Gedichte. Jena, Mauke. 16. 1 M. 80 Pf.

Daelen, E., Das hohe Lied vom Bier. Phantasie. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 2 M.

Falb, R., Das Geheimniss der Freimaurer und der Spiritismus. Eine wissenschaftliche Untersuchung. 1ste Lfg. Graz, Leykam. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Friedrich, K., Die La Plata-Länder, unter besonderer Berücksichtigung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, Viehzucht und Kolonisation und ihrer Bedeutung für deutsche Kapitalisten und Auswanderer. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Hüllemann, K., Valentin Andreae als Pädagog. 1ster Thl. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 1 M.

Koeber, R., Das philosophische System Eduard von Hartmann's. Breslau, Koebner. Gr. 8. 9 M.

Kohler, J., Nachwort zu Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 60 Pf.

Lippert, J., Die Geschichte der Familie. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 6 M.

Martin, Ph. L., Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit Dr. F. Heincke, Dr. F. Knauer, Dr. E. Rey herausgegeben. Mit 58 Separatbildern und 1519 Textillustrationen. Neue Ausgabe in 36 Lieferungen. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 50 Pf.

Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 3te Abtheil.: Im Exil. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Oesterlein, N., Entwurf zu einem Richard Wagner-Museum. Mit 4 Bildern in Lichtdruck. Wien, Gutmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 10ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Rothenbücher, A., Das Ideal einer höheren Mädchenschule. Cottbus, Differt. 8. 50 Pf.

Rutenberg, E., Die heilige Elisabeth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Schletterer, H. M., Studien zur Geschichte der französischen Musik. II. Berlin, Damköhler. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine (E. Oswald), Deutsche Geisterstimmen. Vaterländisches Festspiel. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A., Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Mit 12 Farbendruck-Bildern, 200 Illustrationen in Holzschnitt, 15 colorirten Karten und 30 Plänen im Text. 1ste Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. 60 Pf.

Simon, F., Die deutsche Frage. Lindau, Ludwig. Gr. 8. 1 M.

Simony, O., Ueber spiritistische Manifestationen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M. 10 Pf.

Stöpel, F., Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. II. Die Bevölkerungsfrage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Chie. Humoresken nach lebenden Mustern. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 1 M.

Wilbrandt, A., Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Wittmann, H., Heini von Steier. Oper. Musik von S. Bachrich. Wien, Wallishausser. 8. 50 Pf.

Zimmermann, R., Ueber Hume's empirische Begründung der Moral. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **Greßner & Schramm** in **Leipzig** und dem **Literarischen Anzeiger**, Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 5. Juni 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Ein vergessener Dramatiker.

Am 21. Mai begingen mehrere Bühnen, darunter das berliner Hoftheater und das leipziger Stadttheater, eine Gedenkfeier für einen Dramatiker, der den Zeitgenossen bereits sehr in die Ferne gerückt und fast nur noch aus den Literaturgeschichten bekannt ist, obschon einzelne seiner Dramen noch sporadisch in Scene gesetzt werden; doch das Publikum liest dabei den Namen des Dichters mit vollständiger Gleichgültigkeit; es überliest ihn, da die Physiognomie desselben keinen Gesammteindruck mehr hervorbringt.

Dieser Dramatiker ist Ernst Raupach, Alleinherrscher über die berliner Bühne im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, damals der productivste und populärste der dramatischen Dichter, an dessen Sturz freilich die Romantiker, Immermann wie sein Gegner Platen, die Jungdeutschen, besonders Gutzkow mit solcher Ausdauer arbeiteten, daß er im fünften Jahrzehnt schon ein von seinem Schild herabgestürzter Literaturkönig war, über den hinweg die Turba der jüngern Dränger und Stürmer nach den Bühnenlorbern sich drängte.

Für eine literarische Homilie gibt ein solcher Kalendertag einen willkommenen Text: es sind verschiedene erbauliche Betrachtungen, die sich daran knüpfen lassen.

Zunächst tritt uns hier die Vergänglichkeit des Dichterruhms entgegen, der aus einer Summe von Erfolgen hervorgeht, dabei aber doch ein Tagesruhm bleibt, mag er sich auch zwei Jahrzehnte hindurch behaupten. Es sind besonders die Theatererfolge, die einen solchen Ruhm schaffen. Ein Dramatiker ist der Mann des Tags: damals gab es noch keine literarischen Bühnenagenturen, welche in ihren Reclameblättern einen solchen Ruhm ausbeuteten; doch die Thatsache der Aufführungen an ersten Bühnen genügte, ihn zu schaffen. Raupach war der Dictator des berliner Hoftheaters; alle seine Stücke wurden dort gegeben, und das will nicht wenig sagen; denn er war überaus productiv, er nahm den ganzen übrigen Erzeugnissen Luft und Licht. Welcher Dramatiker sollte denn gegen ihn aufkommen, der in der Blütezeit seines Ruhms, wo er den großen Hohenstaufen-Cyklus verfaßte, in vierzehn Tagen immer ein neues fünfactiges Drama aus dem Aermel schüttelte, einen neuen Hohenstaufen für die Bühne zurechtmachte? Doch nein, so verschwenderisch war er nicht, daß er den reichhaltigen Stoff, den ein Friedrich Barbarossa oder Friedrich II. ihm bot, in fünf Acten verschleudert hätte. Er war ökonomisch genug, fünf Stücke aus den Leibern dieser großen Kaiser herauszuschneiden. Und alle diese Stücke, diese Serie, die in der Buchhändlerausgabe von Hoffmann und Campe einen ganzen Bandwurm bildet, gingen am berliner Hoftheater mit Glanz und Pomp und Erfolg in Scene, und dieser Erfolg schien den ominösen Ausspruch in einer dieser Haupt- und Staatsactionen zu Schanden zu machen:

Ich wußte wohl, es mußte so verlaufen;
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Doch wären es nur die Kaiser mit ihren Reichstagen und Schlachten gewesen, diese Staufen, die gleichsam dem Zollern'schen Kaiserthum an der Spree vorspukten, welches das alles bald auf dem Boden der Weltgeschichte im größten Stil inscenirte — nein, Raupach dichtete auch romantische Nibelungen- und Volksdramen, behandelte auch frei erfundene poetische Conflicte, ja er war auch Lustspiel- und Schwankdichter; seine Humoristen Schelle und Till wirkten noch mehr als sein König Enzio und König Manfred: kurz, er sorgte für jedes Genre des Repertoire und machte alle andern Poeten für die berliner Hofbühne gänzlich

überflüssig. Natürlich hatte damals wie jetzt Berlin einen sehr mächtigen Einfluß auf die andern deutschen Bühnen, und wenn Raupach auch dort nicht zu so exclusiver Geltung gelangte, so war er doch auf allen Repertoiren heimisch und erhielt von allen Bühnenleitungen die erste Nummer. Und wie konnte ein dem Anschein nach so fest und für die Dauer gegründeter Ruf in so kurzer Zeit in alle Winde verwehen? Die Antwort auf diese Frage erscheint um so schwieriger, als der Ruf nicht einem bloßen Bühnenfabrikanten zutheil wurde, sondern einem talentvollen Dichter. Man kann Raupach's Talent mit gutem Gewissen nicht in Abrede stellen: die Composition einiger seiner ersten Dramen, wie die der „Erdennacht", ist geradezu künstlerisch zu nennen; in andern ist die Sprache dichterisch schön, der Conflict dramatisch; „Isidor und Olga" wurde von Börne mit Wärme anerkannt; unter den Hohenstaufendramen der letzten Serie finden sich einige, wie „Friedrich und sein Sohn", „König Enzio" und „Konradin", welche große dramatische Vorzüge haben; von der Cromwell-Trilogie erhalten sich die „Royalisten", besonders durch Friedrich Haase's treffliches Spiel, noch immer auf der Bühne; „Die Schule des Lebens" und „Das Märchen ein Traum", die sich an die Spanier, an Halm und Grillparzer anlehnen, sind nicht arm an poetischen Schönheiten. Dabei beherrscht Raupach die theatralische Technik in weit vollkommenerer Weise als viele Epigonen, und seine Lustspiele haben witzigen Dialog und ergötzliche Situationen. Wie also war es möglich, daß ein durch solche Begabung unterstütztes, so ausgiebiges Schaffen in spätern Jahrzehnten des Säculums nur ein so mattes Echo zu wecken vermag?

Man mag in erster Linie es der Ueberproduction Raupach's zuschreiben, daß er so wenig Bleibendes geschaffen hat: doch viele großen Dramatiker waren productiv, Aeschylos, Sophokles, Euripides, vor allem Lope de Vega und Calderon; der Reichthum der Erfindungskraft und der Phantasie, welche die Stoffe rasch mit dramatischem Leben erfüllt, ist ein unleugbarer Vorzug schöpferischer Kraft. Bei Raupach aber trat schon früh eine handwerksmäßige Schnellfertigkeit an die Stelle einer aus freier Inspiration schöpfenden Gestaltung; er ließ sich gehen mit einer Redseligkeit, die an einen fortwährend plätschernden Springbrunnen gemahnte und das dramatische Erdreich gänzlich durchsickerte: man denke an die endlosen Monologe der „Fürsten Chawansky" und der andern ersten poetischen Dramen. Gewiß soll der Dramatiker sein Pathos expliciren, wie es die hellenischen Tragiker, wie es Schiller und zum Theil auch Shakspeare gethan: aber Gedanken und Empfindungen sollen nicht breitgetreten werden, indem der Dichter alles hinschreibt, was ihm durch den Kopf geht und in die Feder kommt; es soll eine Sichtung und Siebung im Kopfe stattfinden. Bei Raupach hat man oft den Eindruck stilistischer Federübungen: er wiederholt denselben Gedanken mehrfach in matter Fassung, bis er die schlagende Form dafür findet. Auch dies gelingt ihm oft genug; aber anstatt die frühern unfertigen Ausdrucksweisen zu beseitigen, läßt er sie daneben stehen. Daher die geistigen Tautologien, daher die Breite und Mattigkeit. In den Hohenstaufen-Tragödien begnügte er sich oft mit einer Versification der Hof- und Staatsactionen nach Raumer oder einem andern Geschichtswerk: breite Massen von Trivialität und Prosa, langweilige historiographische Niederschläge machten den dramatischen Stil hier verschwommen. Auch liebte er die Umwege, welche die pragmatische Geschichtschreibung ihm an die Hand gab, statt mit genialer dramatischer Kraft sich den Weg durch die Felsen zu sprengen.

Das zur Routine sich abschwächende Talent und die Vielschreiberei, die eben nicht im Verhältniß stand zur schöpferischen Kraft des Dichters, untergruben in nicht allzu langer Zeit seinen Ruhm. Das Entscheidende für den raschen Niedergang desselben war, daß Raupach die Bedeutung und Tiefe der Weltanschauung und damit eine eigenartige literarische Physiognomie fehlte: nur diese verbürgt einen dauernden Nachruhm. Raupach, ein geborener Schlesier, war in Rußland Professor gewesen und brachte von dort gewisse autokratische Neigungen mit; er war den modernen Tendenzen abgeneigt und hat auch seinen letzten Stücken: „Mirabeau", „Saat und Frucht", eine gegen die Zeitrichtung ankämpfende Wendung gegeben. Er hatte überhaupt nicht das Auge des Dichters, das in schönem Wahnsinn rollt; sein ganzes Wesen hatte etwas trocken Rechthaberisches. Nicht vergänglichen Tendenzen der Zeit soll der Dichter sich hingeben; aber aus ihrem innersten Leben heraus soll seine Poesie geboren werden. Das war bei Raupach nicht der Fall; außerdem fehlte ihm der geniale Blick, die Prägnanz des Ausdrucks, welche das geflügelte Wort schafft: nirgends in seinen zahllosen Stücken eine bleibende Sentenz, die sich dem Gedächtniß der Nation einprägt. So hat sich Raupach nur als ein gewandter und erfolgreicher Bühnendichter in den Annalen der Literatur einen Namen gemacht, nicht als eine bedeutende Dichternatur von imponirender Eigenart, welche entweder das ganze Volk um sich versammelt oder mindestens eine kleine Gemeinde, welche den Cultus, den sie der heiligen Flamme widmet, allmählich in immer weitere Kreise trägt.

Die Gedenkfeier Raupach's berührt keine nachklingenden Saiten der Volksseele; sie hat keine nationale Bedeutung. Die Bühnen mögen sich immerhin eines Dichters erinnern, der so viel Erfolgreiches für sie geschrieben, der sie einst als Liebling des Tags beherrscht hat: denn selbst die Erfolge Moser's und anderer zeitgenössischer Dramatiker sind gering zu achten gegenüber denjenigen Raupach's, der, wenn er in heutiger Zeit gelebt, von allen Bühnenagenten vergöttert und ein reicher Mann geworden wäre.

Rudolf von Gottschall.

Zur Rafael-Literatur.

1. Raffael und Michelangelo. Von Anton Springer. Mit Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Seemann. 1883. Lex.-8. 21 M.

Wenn zwei der ganzen gebildeten Menschheit angehörende Künstler in ihrem Lebensgang und Wirken geschildert werden durch die Feder eines Kunsthistorikers ersten Ranges; wenn der großartigste Inhalt in eine ebenso wissenschaftliche wie künstlerische Form gegossen wird: so ist es wol begreiflich, daß einem solchen Dreigestirn das höchste Interesse des kunstliebenden Publikums entgegenkommt. So hat denn auch das oben angeführte Werk Anton Springer's verhältnißmäßig bald nach der ersten Auflage (1878) die uns vorliegende zweite erlebt. Wenn wir dieselbe hier zur Besprechung bringen, so muß dies geschehen einerseits mit dem gebührenden Respect vor der Bedeutung und mit dem Dank für die Leistung des berühmten Verfassers, andererseits mit einer ähnlichen kritischen Freiheit, wie sie Springer selbst den Schöpfungen der Künstler gegenüber sich bewahrt hat. Es kann sich hier nur darum handeln, die große Kunstgemeinde von neuem auf einen literarischen Schatz aufmerksam zu machen; den Vollgehalt des Werks selbst kann lediglich die eingehendste Lektüre erschließen.

Springer's Werk gereicht der deutschen Kunstwissenschaft zu hoher Ehre; keine andere Nation hatte bisher eine ähnliche Biographie der beiden großen Meister aufzuweisen. Dieses Buch beruht auf den sorgfältigsten Quellenstudien, übt eine ebenso maßvolle wie selbständige Kritik und verarbeitet zugleich den bisherigen Ertrag der Rafael-Literatur zu einem fesselnden Spiegelbild jener großen Kunstepoche. Das Ganze bewahrt jene gediegene wissenschaftliche Haltung, welche ebenso weit entfernt ist von gelehrtem Flitterkram wie von dünkelhaft absprechendem Wesen. Zwar empfängt der Leser schweres wissenschaftliches Gold, aber es ist doch ausgeprägt zu charakteristisch geschlossenen, farbensatten Bildern. Springer hat unter den deutschen Kunsthistorikern nur einen ebenbürtigen Genossen: Jakob Burckhardt in Basel. Leider macht dieser seine mustergültige Vereinigung von kunsthistorischer Gelehrsamkeit und ästhetischer Feinsinnigkeit nicht so fruchtbar, wie er sollte; es war bedauernswerth, daß er die spätern Auflagen seines instructivsten kunstgeschichtlichen Werks („Der Cicerone") jüngern Händen und Augen überließ. Springer ist fleißiger als Burckhardt; er verfällt auch nicht in den Fehler von Hermann Grimm, welcher oft genug in seinen Essays mit vielen Worten wenig sagt und in langathmigen gelehrten Werken seine Kraft in Excursen zersplittert. Vielmehr hat Springer kritisch gesichtetes Material mit der Sicherheit des Meisters zu einer Gesammtdarstellung verwoben, deren vornehme plastische Ruhe, methodische Strenge und sichere Führung den Kenner überaus wohlthuend berührt. Er sucht unter relativ gleichmäßiger Berücksichtigung aller Wesensmomente der Kunstgeschichtschreibung die einzelnen Werke des Künstlers sowol aus den äußerlich ihn beeinflussenden Factoren wie aus dessen innerm Entwickelungsgang zu begreifen. Nur eins fehlt ihm: Springer gibt wol sein Bestes für die Republik der Gelehrten, aber er macht seine Studien nicht direct für die große Kunstgemeinde fruchtbar; da wo die edelste Frucht seiner Forschungen von selbst erwachsen sollte, hört er nicht selten auf. So ist Springer's Werk wol fortan die feste Grundlage für jede fernere Würdigung Rafael's und Michel Angelo's; diese Würdigung selbst aber steht bei Springer noch im Werden, theils wegen eines Nichtwollens, theils wegen eines Nichtkönnens. Woher kommt dies?

Springer will grundsätzlich nichts anderes schreiben als Kunstgeschichte im strengsten Sinne des Worts: so unterläßt er es, die ästhetischen Ergebnisse aus seinen kunstgeschichtlichen Untersuchungen zu ziehen. Zu dieser Selbstbeschränkung hat er gewiß ein wissenschaftliches und persönliches Recht; für die Kunstgemeinde aber wäre es ersprießlicher, wenn Springer die kunstgeschichtliche und die ästhetische Seite gleichmäßig berücksichtigt hätte. Wir reden keineswegs einem geistreichelnden Aesthetisiren das Wort; wir sehen die frühern Essays des Kunstliebhabers von Rumohr, sowie die ästhetische Katalogisirung der Rafael'schen Werke durch Passavant nicht für vollgültig an. Auch gestehen wir zu, daß der unserm Ideal am nächsten kommende Karl Schnaase nicht selten an einer geistreichen Ueberfülle culturhistorischer Momente leidet. Gleichwol kämpfen wir principiell für jenen Standpunkt, welchen Hermann Hettner schon 1845 treffend mit folgenden Worten charakterisirte: „Die Aesthetik und die Kunstgeschichte sind nicht zwei voneinander geschiedene Wissenschaften, sondern nur verschiedene Zweige einer einigen organischen Kunstwissenschaft, nur die beiden Theile derselben" („Kleine Schriften", 1884). Darum wünschen wir, daß ein heutiger Kunsthistoriker aus vieler Spreu der früher ästhetisirenden Forscher doch die Goldkörner beibehält und der auf ästhetische Würdigung gerichteten Grundtendenz Rechnung trägt. Geradezu abstoßend erscheint uns der Standpunkt, welchen Moritz Thausing in seinen „Wiener Kunstbriefen" (1884) einnimmt. Er sagt: „Die Kunstgeschichte will nicht ästhetische Urtheile, sondern nur historische Thatsachen zu Tage fördern. So wenig wie die politische Geschichtschreibung den Zweck hat, moralische Urtheile zu fällen (?), so wenig ist der Maßstab der Kunstgeschichte ein ästhetischer. Die Frage, ob ein Gemälde schön sei, ist in der Kunstgeschichte eigentlich gar nicht gerechtfertigt, und die Frage, ob Rafael oder Michel Angelo, Rembrandt oder Rubens das Vollkommenere geleistet, ist eine kunstgeschichtliche Absurdität." Wir registriren nicht blos diese Einseitigkeit, sondern wir protestiren auch gegen sie. So wenig sich die Geschichtschreibung zur bloßen Quellenforschung oder Materialiensammlung, zum Essay oder gelehrten Excurs herabdrücken

lassen soll: ebenso wenig soll sich die Kunstgeschichte einbilden, daß sie immer mit dem schweren Rüstzeug der Studirstube prunken müsse. Wir möchten den Herren zurufen: aus den genauesten kunstgeschichtlichen Kenntnissen die ästhetischen Consequenzen zu ziehen und die Seele, nicht blos die leibliche Hülle des Kunstwerks bloßzulegen, ist viel schwerer als blos gelehrte Einzeluntersuchungen nach neuestem Schnitt. Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte sind unsere Gebildeten in ihrer Mehrzahl geschult genug, um bloßes Alexandrinerthum nicht für höhere Kunstkritik eintauschen zu wollen. Wir fordern dieselbe Reife auch für die Kunstgeschichte und schlagen Thausing einstweilen mit seinem eigenen Satz: „Ein Werk, welches nicht jedem gefällt und nicht von jedermann, wenn auch von jedem in seiner Art, verstanden wird, ist kein Kunstwerk." Das muß ebenso gelten von den Werken eines Künstlers wie von denen eines Kunsthistorikers.

Mit dieser ganzen einseitig überspannten Richtung hängt bei Springer auch folgender Zug zusammen. Er betont mit Recht, daß durch die Photographie die Skizzen und Handzeichnungen der Künstler allgemein zugänglich geworden seien; er leitet aber auch „die Kunstgeschichte als wahrhaft historische Disciplin" von dem Einfluß dieser photographischen Nachbildungen ab. Unsers Erachtens schießt diese Beweisführung über das Ziel hinaus. Wohl widerlegen alle diese Vorstudien den frühern landläufigen Begriff vom Genie; sie gewähren einen hochinteressanten Einblick in die künstlerische Werkstatt, in das Werden des endgültigen Entwurfs. Das fertige Kunstwerk aber muß doch schließlich an und aus sich beurtheilt werden, und der Werth der Kunstwissenschaft steht und fällt doch nicht mit der Kenntniß solcher Skizzen. Oder vermöchte wirklich jemand die Bedeutung eines kunstwissenschaftlichen Werks nur dann vollständig zu würdigen, wenn er auch alle demselben vorangehenden Collectaneen und Strazzen kennt? Müßte ein Kritiker von Beethoven's Symphonien wirklich alle Studien einsehen, unter denen einst der große Tonheros alle umfänglichern Themen aufbaute? Abgesehen davon, daß den Malern viel eher noch Zeichnungen als Oelgemälde fälschlich zugeschrieben werden können, darf sich das wirkliche kunstgeschichtlich-ästhetische Urtheil doch nur auf die Originalwerke, und zwar nur auf die unverletzten, durchweg eigenhändig ausgeführten gründen.

Was nun die allerdings schon durch ihren Titel blendende Vereinigung beider Malerfürsten in Einer Biographie anlangt, so ist diese Verkettung eine ganz lose, vom Verfasser gemachte; seine Vertheidigung in der Vorrede zur zweiten Auflage hat uns diese Ueberzeugung nicht entkräften können. Weder ergänzen sich Rafael und Michel Angelo wie Goethe und Schiller, noch haben sie persönliche Beziehungen gehabt; lediglich die Regierungszeit von zwei kunstliebenden Päpsten war ihnen gemeinsam.

Die Ausstattung des Buchs ist zu rühmen; die beigegebenen Bilder aber möchten wir der Bedeutung der Originale noch mehr angenähert sehen, wenn wir auch recht gut wissen, daß große Gemälde sich nur schwer in den hier verfügbaren engen Raum zusammendrängen lassen. Wir beanstanden die (buchstäblich) haarsträubenden Augenbrauen Rafael's und die Studie zur Disputa als allzu naturalistisch; die dürftigen Federzeichnungen sind doch manchmal ganz nichtssagend; die Studie zur Grablegung, die Skizzen zu den Deckenbildern der Sixtina haben denn doch nur ein specifisch gelehrtes Interesse. So dankenswerth das beigegebene Lichtdruckbild der Decke der Sixtina ist, so muß es doch unbedingt in größerm Maßstab ausgeführt sein, wenn es einigermaßen dem Studium dienen soll. Die Engel auf dem Bilde der heiligen Cäcilie hat der Zeichner doch wol im Finstern so hineingeworfen; der Christus des zweiten Tapetencartons entspricht nicht dem Original oder auch nur der großen Photographie der berliner Photographischen Gesellschaft; die vielgefeierte Nacht könnte denn doch wol noch ein wenig besser modellirt sein. Am meisten verletzen uns aber die harten, zuweilen an Caricatur streifenden Umrisse der Disputa und der Vertreibung des Heliodor. Besser ist die Schule von Athen, noch gelungener die Kreuztragung, die Gruppe aus der Transfiguration, das Opfer zu Lystra, die Wanddecoration der Loggien.

Aus den rein historischen, zum Theil sehr gelehrten Untersuchungen des Verfassers heben wir einige Züge von allgemeinerm Interesse heraus. Erst vor einigen Jahren ist ein Vertrag aufgefunden worden, dem zufolge Rafael wenige Tage vor seinem Tode noch einen Bauplatz zur Erbauung einer Werkstatt gekauft. Michel Angelo wurde aus dem Vatican hinausgeworfen, als er vom Papst Julius II. sein Honorar forderte; auf seiner schnellen Flucht nach Florenz ließ er in Rom nur folgenden Besitz zurück: fünf Fäßchen Wein, mehrere Scheffel Korn und Gerste, elf zinnerne Teller und elf kleinere zinnerne Schüsseln, einen Teppich, ein Polster, eine Matratze, etwas Leinenzeug! Michel Angelo wurde gezwungen, den Papst in Bologna um Verzeihung zu bitten — mit dem Strick um den Hals; für seine ewig denkwürdige Decke der Sixtina bekam er 3000 Dukaten!

Zu den rein kunstgeschichtlichen Partien übergehend, möchten wir folgende Bedenken anmerken. Springer meint, daß die Herkunft der Madonna von Brügge noch immer theilweise verschleiert bleibe, daß aber die Pietà unter den plastischen Werken Michel Angelo's die hervorragendste Stelle einnehme. Ganz abgesehen von Springer's eigenen Einschränkungen dieses letztern Lobes dürfte doch wol Vasari's und Grimm's Ansicht der Wahrheit näher kommen: daß nämlich der Moses Michel Angelo's plastisches Meisterwerk sei. Außerdem ist die geistige Grundauffassung der Brügge'schen Madonna und der Pietà so gleichartig, die Herkunft der erstern von Michel Angelo so gut bezeugt, die stilistische Behandlung beider nur graduell, nicht specifisch verschieden, daß wir nicht absehen, warum nicht beide Gruppen mit gleicher Sicherheit als Jugendarbeiten des Michel Angelo anerkannt bleiben sollen. Uebertrieben ist

ferner die Behauptung, daß die vor-Rafael'schen Madonnen nur ein Reflex der dunkeln und vielfach dumpfen Welt der kirchlichen Bekenntnisse gewesen seien. Es ließen sich Beweise vom Gegentheil oder doch wenigstens Ausnahmen von der Regel beibringen; übrigens hat Rafael selbst den kirchlichen Typus fast immer beibehalten, wo er direct für Cultuszwecke bestimmte Bilder malte. I, 163 fg. vermissen wir schmerzlich die so nahe liegende Vergleichung des Gottvater-Ideals bei Michel Angelo mit dem Zeus-Ideal; bei der Besprechung der Erschaffung der Eva fehlt der Hinweis darauf, daß Michel Angelo die Behandlung desselben Stoffs durch Ghiberti auf der östlichen Thür des florentiner Baptisteriums hier halb nachgeahmt; I, 178 bleibt unerklärt, ob der Genius die „erythräische Sibylle" selbst erleuchten, d. h. inspiriren, oder ihr nur Licht für ihre Lektüre verschaffen soll; I, 290 vermißt man jeden Hinweis darauf, daß die Auffassung der heiligen Magdalena auf dem ersten Entwurf ungleich mehr der Idee des Ganzen entspricht als in der nachmaligen Ausführung; I, 222 fg. fehlt jede Erörterung, ob Rafael ein specifisch katholisches Dogma oder mehr einen allgemein christlichen Gedanken malerisch verherrlicht hat; II, 164 scheitert die Behauptung, daß die drei Grazien am schönsten in den Raum hinein componirt seien, an der Art, wie die vom Beschauer abgekehrte Grazie auf einer Wolke sitzt; II, 273 ist die Charakterisirung des Weltrichters ungenügend; II, 340 vermißt man eine Würdigung der Kuppel von Sanct-Peter u. s. w. Das auffallendste Beispiel aber, wie Springer einer auch nur an Aesthetik streifenden Auffassung aus dem Wege geht, findet sich I, 330. Die in der Erschaffung Adam's (Decke der Sixtina) unter den Engeln Jehova's befindliche weibliche Gestalt kann zwanglos doch nur auf das in Gott lebende Urbild der Eva gedeutet werden, wie deren Kopfhaar, Gesichtsbildung und neugierig sehnsüchtig auf Adam gerichteter Blick beweist; Springer aber sieht darin nur „einen weiblichen Engel, auf welchen Jehova sich stützen müsse"!

Die Anerkennung der Vorzüge des Werks ist uns, wie schon gesagt, außerordentlich leicht gemacht. Wie ist doch die Auslegung der Schule von Athen ein wahres Meisterstück, wie vortrefflich die Schilderung des Propheten Jeremias, wie geistvoll die Widerlegung Hettner's III, 354. Die neuerdings veröffentlichten Briefe und Handzeichnungen des Michel Angelo werden richtig gestellt, die neuesten Schriften über Rafael (Lermolieff, Müntz, Wickhoff u. a.) berücksichtigt, die Untersuchung über den Todestag Rafael's ergibt als Resultat den 6. April, als Geburtstag aber den 28. März, welches letztere Datum Passavant, Thausing, Woermann und Grimm mit Recht verwerfen. Ueberzeugend ist der Nachweis, daß „der todte Knabe auf dem Delphin" und die zwölf sogenannten neuen Teppichcartons nicht von Rafael selbst herrühren, daß die Adonis-Statue des Michel Angelo der Jugendzeit des Künstlers zuzuweisen ist, daß die sogenannte Fornarina in der Galerie Barberini das Original der andern verwandten Bilder, und endlich daß die Geliebte Rafael's in der Donna velata der Pittigalerie zu Florenz zu suchen sei. Beweise großer Gelehrsamkeit gibt Springer, wenn er Belegstellen beibringt aus der humanistischen Literatur über die Gleichstellung der Philosophie und Theologie, da wo er eine christliche Umdeutung der Schule von Athen widerlegt, endlich wo er die angebliche Abhängigkeit der spätern Stanzenbilder von dem Einfluß des Lateranischen Concils zurückweist.

Möge der Leser sich durch unsere Bemerkungen zum Studium des Werks selbst einladen lassen: es wird ihm alles in allem genommen hohen Genuß bringen.

2. Raphael, sein Leben und seine Werke, von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Aldenhoven. Erster Band. Mit 19 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, Hirzel. 1883. Gr. 8. 10 M.

Bekanntlich haben der englische Kunstforscher Crowe und der italienische Cavalcaselle unter ungeheuern Opfern an Geld, Zeit und Kraft eine Anzahl von Werken über Malerei geschrieben, welchen jedenfalls der Vorzug gründlichen persönlichen Studiums der Originale nicht streitig gemacht werden kann. Die Werke über die altniederländische Malerei, über die altitalienische und über Tizian sind von hervorragenden Kunsthistorikern übersetzt und bearbeitet worden; es gab eine Zeit, wo diese Arbeiten großes Aufsehen machten und als classisch in ihrer Art bezeichnet wurden. Neuerdings ist es Mode geworden, auf „die Firma Crowe und Cavalcaselle" mit Geringschätzung herabzusehen, und man erklärt ein Werk über Rafael aus ihrer Feder für mindestens überflüssig. Wir sind nicht gesonnen, schon jetzt in diesem Streit Partei zu ergreifen; wir reserviren uns unser endgültiges Urtheil, bis das ganze Werk vollendet vorliegt. Zweifellos haben Crowe und Cavalcaselle sich von einem bestimmten Gesichtspunkt leiten lassen bei ihrem neuen Unternehmen: sie wollten die Beziehungen Rafael's zu der Kunst und den Künstlern seines eigenen und der vorhergegangenen Jahrhunderte erschöpfend behandeln. Niemand habe bisher in überzeugender Weise die Entwickelung des Künstlers festgestellt. Darum hätten sie beide sich zur Aufgabe gemacht, ganz besonders die Jugend Rafael's zu erforschen und den Weg klar zu legen, welcher ihn schließlich auf den Gipfel des Ruhmes geführt. Zweifellos haben auch die Verfasser weder Zeit noch Geld gespart, um jedes Werk von Rafael's Hand persönlich zu untersuchen. Endlich gehören die beigegebenen Lichtdruckbilder zu den besten in ihrer Art. Das alles muß mindestens ein günstiges Vorurtheil erwecken. Die Lektüre des uns vorliegenden ersten Bandes aber ergibt eine staunenswerthe Fülle von Einzelheiten, einen eminenten Fleiß der Untersuchung, eine vielfach musterhafte Beschreibung der in Rede stehenden Gemälde. Die Verfasser verstehen mit einer beneidenswerthen Schärfe der künstlerisch durchgebildeten Augen zu sehen, üben eine tief eindringende, aber nur selten allzu gelehrte Kritik, machen in feinsinniger Weise ihre kunstgeschichtlichen Ergebnisse ästhetisch fruchtbar und halten

überall streng den Faden des Zusammenhangs fest. Die Uebersetzung liest sich wie ein deutsches Original und macht dem Hofrath Aldenhoven in Gotha alle Ehre.

Sehr hoch schlagen wir an, daß die Verfasser bei aller Ausführlichkeit sich doch nirgends in redselige Breite verlieren, und daß sie ihre Quellenbelege und Anmerkungen immer möglichst kurz fassen. Originell ist das Verhältniß zwischen Perugino und Rafael hier aufgefaßt; das sogenannte Venetianische Skizzenbuch wird als ein Werk Rafael's angesehen, obwol Robert Kahl 1882 nachgewiesen hat, daß diese Annahme unhaltbar ist; die Dreifaltigkeit zu Città di Castello und diejenige zu Perugia werden trefflich unterschieden, die Entwickelungsgeschichte des Madonnenideals überaus genetisch gehalten. Jedenfalls empfehlen wir dieses neueste Werk der beiden Kunstforscher dringend allen Gliedern der großen Rafael-Gemeinde, und sehen den weitern Bänden mit Spannung entgegen.

Gustav Portig.

Neue Dramen.

Nur eine kleine Schar von Dramen ist uns diesmal zur Musterung vorgeführt. Wenig Klarheit und noch weniger Reife bekunden:

1. Bühnenwerke von Erwin Plowitz. Erster Band. Wien, Rosner. 1884.

Dem ersten dieser Dramen: „Jean Dupont", historisches Schauspiel in vier Acten, liegt eine große und schöne Idee zu Grunde; aber der Dichter, der sich in den Dienst einer solchen Idee stellt, muß Dichterberuf in sich tragen und klar in Kopf und Herz sein, und das läßt uns dieses Schauspiel vermissen. Es ist ein ziemlich grell ausgeführtes Tendenzstück, das sich auf die hohle Phrase stützt. Allem Anschein nach ist dasselbe eine dramatische Erstlingsarbeit, denn fast alles daran ist noch unreif, unklar, verworren, die Diction stellenweise schwülstig, Composition, Stil und sogar Interpunktion regellos und in die Irre schweifend. Der Held ergeht sich zumeist in endlosen bombastischen Tiraden, und nicht ein Charakter ist fest und consequent durchgeführt. Dennoch spricht aus dem Werke dramatische Begabung. Zum Glück für den Verfasser entzieht sich das Stück seines tendenziösen Inhalts wegen der Aufführung; aber noch besser würde es für ihn sein, wenn es in seiner jetzigen Gestalt überhaupt nicht vor die Oeffentlichkeit getreten wäre.

Das dramatische Sittengemälde in einem Act: „Klosterglocken", behandelt ein sehr heikles Thema und enthält Dialoge über mögliche und unmögliche Dinge, stellenweise recht geistvoll, aber zu breit ausgesponnen und ohne Spuren wirklicher dramatischer Gestaltungskraft.

Die beiden Stücke „Noth bricht Eisen", Lustspiel in vier Acten, und „Leichtes Blut", Posse mit Gesang in drei Acten, sind stilistisch gelungener und besser, bekunden Begabung für das leichtere dramatische Genre und sind nicht ohne Witz und komische Situationen; aber sie lassen die Durchsichtigkeit der Composition vermissen und schlagen oft da den drastischen Ton der Burleske an, wo der feinere des Lustspiels geboten wäre. Einzelne Figuren der letzten beiden Dramen sind recht ergötzlich und nach dem Leben gezeichnet; aber über die Versuchsarbeit gehen auch sie nicht hinaus, und sie strotzen obendrein von Unwahrscheinlichkeiten. Doch haben wir zweifellos von dem Verfasser Besseres zu erwarten.

Ein ganz interesseloses Thema, langathmig ausgesponnen, ist:

2. Lotte und Lotterie. Komödie in drei Aufzügen von Franz Warnow. Leipzig, Mutze.

Ohne alle Geisteswürze, nüchtern und arm an Pointen bietet uns diese sogenannte Komödie eine übergroße Dosis Langeweile, und für ihre Bühnenfähigkeit spricht nichts weiter als der Titel.

Den Eindruck einer wahren Komödie macht:

3. Meister Pathelin. Altfranzösischer Schwank in drei Aufzügen. Uebersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 1883. 8. 2 M.

Der Schwank entstammt einer Zeit, in der man auch leichterer poetischer Waare eine edle Kunstform gab, sie geistig vertiefte, die Charakterzeichnung nicht sträflich vernachlässigte und Menschen nicht als Caricaturen hinstellte. Erscheint in diesem Werke auch vieles veraltet, so fehlt es ihm doch nicht an Witz und ergötzlichen Situationen. Der mit Leichtigkeit gehandhabte Vers verleiht ihm das Gepräge der Kunst, und seine Bühnenwirksamkeit ist nicht zu bezweifeln.

Dramatische Dichtungen eigenthümlicher Art bieten:

4. Die Braut von Laon. Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Christian Wurst. Straßburg, Straßburger Volkszeitung.
5. Piltrud. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Christian Wurst. Straßburg, Straßburger Volkszeitung.

Auf das Prädicat original können diese Trauerspiele Anspruch machen, denn sie dürften selbst unter den vielen sehr seltsamen dramatischen Arbeiten zu den allerseltsamsten zählen. „Piltrud" ist die Fortsetzung der „Braut von Laon", die Handlung beider Stücke ist der Historie einer sehr blutigen dunkeln Zeit entnommen und zwar dem Beginn der Regierung Pipin's III. von Heristal. Gegen den tragischen Vorwurf an und für sich wollen wir keine Einwendung machen, so abenteuerlich und grauslich derselbe auch ist; nur gegen die künstlerische Ausführung und Behandlung legen wir ganz entschieden Protest ein. Man könnte zu der Annahme gelangen, daß sich der Verfasser Mühe gegeben, seiner Arbeit auch das sprachliche Gepräge einer Zeit aufzudrücken, in der die deutsche Sprache noch

in ihren Uranfängen steckte und nach deutlichem Ausdruck rang. Die Diction dürfte, was Unbeholfenheit und Unverständlichkeit, Mangel an Logik und satzlicher Gliederung betrifft, kaum noch ihresgleichen haben. Um unser hartes Urtheil zu motiviren, geben wir eine kurze Probe aus der „Braut von Laon", die noch zu den poetischen Schönheiten des Trauerspiels gehört:

So lieblich
Ließ nie der Purpurtröpflein lauschig Glühen,
Verheimlichtes, in frischgesprungenen Knospen
Der Apfelblüte Schneegeflock in einer
Die Welt in Wonn' rings stürzenden ersten Lenznacht,
Als die geheimnißvoll jungfräulichen
Seel-, herzberückenden Reize dieser Blume,
Noch eingeborgen tief in all den Räthseln
Solch Blütenbündels; o des Wunderschößlings!
Ob kaum als erst so wie nur halbverstohlen
Aus ihrer traumumfangenen Augen Wunder
Der Anmuth weitster Sommermorgen dämmernd,
So ist doch Gottbegnadeten, Hellsehern
Kundig der Tag in seinem ganzen, vollen,
All — alles in sich tauchenden Wonneglanze
Jetzt gleich, wie selbst auch schon jung-jüngster Rosen
Sehnen verräth, wo nicht gar lautplaudernd
Auskündet, zu welch weltbeglückenden Gluten
Sie sich noch aufgeherzet würden sehen
Durch des allmächt'gen, Glück ringsschaffenden
Gestirns liebathmend Sehnen.

Wir glauben, daß das genügen wird.

Es ist schon eine schwere Aufgabe, diese beiden Trauerspiele durchzulesen, ohne dabei die Geduld zu verlieren und Kopfweh davonzutragen; aber für den Schauspieler, der sie verlebendigen sollte, ohne darüber die Zunge zu brechen oder gar den Verstand zu verlieren, wäre es mehr als das. Wer der Sprache, in der er dichten will, noch nicht Herr ist, soll überhaupt das Dichten lassen.

Eine wahrhafte Erquickung gewährt der Uebergang von Wurst's Trauerspielen zu:

6. Die Malteser. Tragödie in vier Acten, mit theilweise freier Benutzung des Schiller'schen Entwurfs von Heinrich Bulthaupt. Frankfurt a. M., Königer. 1884. 8. 2 M.

Bulthaupt's „Malteser" sind ein Werk, das in seiner dramatischen Ausführung dem Schiller'schen Entwurfe gerecht wird. Die Composition ist durchsichtig klar, die Handlung schreitet rasch und festgeschlossen vorwärts, in fortwährender Steigerung und voll wirksamer ergreifender Situationen; die Charakterzeichnung ist eine durchweg gelungene und die Diction ebenso schwungvoll markig wie hochpoetisch. Nur die Einführung der an und für sich ganz vortrefflich gezeichneten Renee könnte einiges Bedenken erregen. Es ist wenig glaubhaft, daß die Neigung eines im Kindesalter befindlichen Mädchens zu einem Jünglinge, von dem es noch obendrein nach flüchtiger Bekanntschaft durch die Verhältnisse getrennt wird, im Laufe der Zeit zu einer solchen Leidenschaft auswachsen könnte, daß die werdende Jungfrau alle Rücksichten der Sitte und Kindespflicht beiseite setzt und nur dem ungestümen Drange ihres Herzens, oder sagen wir richtiger ihrer Phantasie, Folge leistet, um in die Nähe des Mannes zu gelangen, der durch Stand und Gelübde als Johanniter für ihren Besitz unerreichbar ist. Der Dichter versucht es, die seltsame Einführung Renee's durch sie selbst zu beschönigen und dadurch zu motiviren:

Wie heißt der Dämon, der die Sinne dir
Bethörte, die Vernunft dir ausgelöscht,
Und wie im Wahnsinn dich hierhergejagt?
. . . . Als mich die Macht,
Die unbezwingliche, hierhergeführt,
Da wußt' ich nichts von Mühsal und Gefahr —
Nun seh' ich, daß das Abenteuer mir
Die Netze um das eigne Haupt geworfen
Und vielgestaltig angstvoll mich bedroht.

Unzweifelhaft konnte der Dichter die Einführung Renee's leichter und wahrscheinlicher machen, die erwachende Neigung in ihrer Brust dem Leser oder Zuschauer deutlicher und erklärlicher vor Augen führen, als er gethan; aber wir wollen ihm für dies Versehen billige Nachsicht schenken; denn die sich daraus ergebenden Situationen sind so schön und ergreifend, erhöhen das Interesse an der Handlung und steigern das tragische Empfinden in so hohem Maße, daß man darüber ganz vergißt, der eigentlichen Ursache nachzuspüren, wenn dies auch eine Pflicht ist, die der Kritiker erfüllen muß. Diese Scenen durchleuchtet ein Schimmer von Romantik, der nicht störend, sondern freundlich anmuthet. Hochergreifend und vortrefflich motivirt ist die Sühne der Schuld des Vaters und des Sohnes. Das Trauerspiel dürfte in Wahrheit eine Bereicherung des Repertoires der deutschen Schaubühne werden.

Karl Nissel.

Austriaca.

1. Die österreichisch-ungarische Monarchie von Friedrich Umlauft. Geographisch-statistisches Handbuch, mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte, für Leser aller Stände. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 12 M.
2. Die Adria von Armand Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt, 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 15 M.
3. Der wiener Parnaß im Jahre 1848 von Freiherrn von Helfert. Wien, Manz. 1882. Gr. 8. 8 M.

Die beiden erstgenannten Prachtwerke sind, der ganzen Anlage nach wie in Bezug auf die glänzende buchhändlerische Ausstattung, würdige Seitenstücke zu der „Donau", die in demselben Verlage erschienen und in d. Bl. bereits besprochen worden ist. Sie sind reichlich versehen mit zugehörigen Karten, Plänen und Tabellen, sowie mit

künstlerisch ausgestatteten Illustrationen, mit Vollbildern und mit in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Das Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie“ von Friedrich Umlauft (Nr. 1) zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil, deren ersterer die physische Geographie der Monarchie und die Statistik der Bevölkerung umfaßt. Die physische Geographie behandelt, nach einer einleitenden Uebersicht der politischen und Territorialgeschichte sowie der Lage, Gliederung und Bodenplastik, in zwei Gruppen: das Hochland und die Ebenen. Im Hochland gelangen die Alpen, der Karst, das böhmisch-mährische Plateau, die Karpaten und die Höhlen und Grotten zur Darstellung. Jedem dieser Abschnitte sind aus touristischen und andern Skizzenwerken geschickt gewählte Charakterbilder beigegeben: so Schilderungen aus den österreichischen Alpen, eine Wanderung im Innern Dalmatiens, Scenen aus dem südlichen Böhmerwalde, Besteigung verschiedener Spitzen der Karpaten, Hirtenleben in der Tatra und Weinbau in der Hegyallya. Unter den geschilderten Höhlen nimmt natürlich die Adelsberger Grotte den ersten Rang ein. Der Abstieg in die Ebenen umfaßt die Donautiefländer, wobei uns die Puszta mit ihrem Hirtenleben vorgeführt wird, das sarmatische Tiefland und die kleinern Ebenen. Es folgen Kapitel über Vulkanismus und Erdbeben, wobei das Erdbeben von Agram im Jahre 1880 ausführlich beschrieben wird, und über die geognostische Bodenbeschaffenheit. Das nächste Kapitel behandelt das Wasser, wobei als Charakterbilder österreichische und ungarische Donau- und böhmische Elbelandschaften vorgeführt werden. Auch die wichtigsten Wasserfälle, wie namentlich die Krimler, der Traunfall, die Fälle in der Hohen Tatra; dann die schönsten Seen, wie Traun-, Garda-, Zirknitzer- und Plattensee werden uns in solchen Skizzen veranschaulicht. Eine Fahrt auf der Adria schließt diesen Theil ab. Die nächsten Abschnitte vermitteln die Kenntniß von Luft, Fauna und Flora in gleicher Weise. Der Weinbau Südtirols, Gemsjagden im siebenbürger Hochgebirge und anderes sind hier zur Charakteristik ausgesucht. Besonders reich ausgestattet ist das Kapitel über Ethnographie mit kürzern und längern Excerpten. Alle Stämme der Monarchie, von den Deutschen Innerösterreichs und den tiroler Zillerthalern bis zu den Czechen, den Goralen und Ruthenen Galiziens, den Morlaken und Rumänen, den Magyaren und den ungarischen Zigeunern, passiren die Revue in Wort und Bild. Man wundert sich dabei wirklich, wie jeder der vielen Stämme schon seinen kundigen und gewandten Beschreiber gefunden. Die Statistik zergliedert die Bevölkerungsverhältnisse, die materielle und geistige Cultur des Reichs, endlich das sociale und politische Leben, wobei auch das Staatswesen mit der heute geltenden Verfassung in gedrängtem Auszug eine erschöpfende Berücksichtigung findet.

Der besondere Theil behandelt die einzelnen Kronländer der Reihe nach, bei jedem derselben einen historischen Ueberblick voranschickend und eine Analyse der Landesordnung anschließend. Hübsche Landschafts- und Culturbilder aus den besten touristischen Werken sind auch hier reichlich eingeflochten, namentlich eingehende Schilderungen aller Landeshauptstädte. So finden unter dem Artikel „Wien“ die Donauregulirung, die Hochquellenleitung und die Neubauten eingehende Besprechung. Noch bringt der Anhang eine Schilderung der Occupationsgebiete und ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Städte, Flecken und wichtiger Dorfgemeinden Oesterreich-Ungarns. Wie aus diesem Résumé von selber hervorgeht, kann Umlauft's Werk ebenso wol als anregende Lektüre wie als unentbehrliches Nachschlagebuch mit bestem Gewissen empfohlen werden.

Ganz das Gleiche gilt von dem Werke „Die Adria“ (Nr. 2), längs deren Küsten uns Schweiger-Lerchenfeld nach den gleichen Principien herumführt, nur daß hier das touristische Element natürlich überwiegt. Wir treten die Reise mit dem Verfasser von Triest aus an, dessen Merkwürdigkeiten uns in ausführlicher Weise beschrieben werden. Nach Berührung von Aquileja unternehmen wir eine Meerfahrt längs der Küste von Istrien, wobei prächtige Schilderungen der Scenerien mit historischen Daten von Seeschlachten aus den Zeiten der italienischen Republiken und mit Beschreibungen von Trachten und Alterthümern abwechseln. Von Pola aus machen wir einen Abstecher per Bahn in das Innere von Istrien und durchstreichen dann den ganzen Quarnero. Von Fiume geht es nach Zara, Spalato und Ragusa. Der Palast des Diocletian in Spalato und die übrigen römischen Alterthümer werden ausführlich geschildert, auch vielfache Landausflüge nach dem Innern Dalmatiens angestellt. Altes und Neues berührt sich im bunten Wechsel, so die Erzählung der Seeschlacht von Lissa mit einer homerischen Studie, der zufolge Lagosta nicht das Ogygia der Odyssee sein soll. Dazwischen laufen politisch-wirthschaftliche Aperçus, namentlich über die Stellung der Südslawen unter venetianischer Herrschaft, deren Sünden Oesterreich nach angetretener Erbschaft allmählich sühnen muß. Dann bringt das Wandelbild die Bocche de Cattaro und Korfu, wieder mit einem Excurse über das Phäakenschiff der Odyssee und über die beiden Seeschlachten beim Vorgebirge Leukimne während des Peloponnesischen Kriegs. Endlich folgen das apulische Gestade, die Marken, Urbino, Rimini, Ravenna und Venedig. Ein ausführlicher wissenschaftlicher und statistischer Anhang bespricht den Handel Triests, Venedigs, Fiumes, die großen Hafenarbeiten in Pola und Triest, die österreichische Rhederei, Seefischerei und ähnliche Dinge.

Freiherr von Helfert ist vom Grafen Taaffe zum Pair erhoben worden, seitdem er das Buch „Der wiener Parnaß im Jahre 1848“ (Nr. 3) publicirte, aber schwerlich auf Grund dieses Sammelwerks, das nicht nur hinter den historischen und publicistischen Arbeiten des Verfassers bedeutend zurücksteht, sondern auch mit der hier gleichfalls bereits besprochenen „Wiener Journalistik im Jahre 1848“ nicht in eine Linie gestellt werden kann. Immerhin ist bei dem „Wiener Parnaß“ der seltene Sammlerfleiß und die

umfangreiche Kenntniß der fliegenden Literatur aus dem Revolutionsjahre anzuerkennen. Die Anthologie umfaßt an 300 Gedichte und Gesänge, wobei die Auswahl so getroffen wurde, daß von jedem Verfasser und von jeder Dichtungsart mindestens eine Probe geboten wird, auch der anonyme Volksgesang seine Berücksichtigung fand. Außerdem ist die Sorgfalt und Mühe zu würdigen, womit das sehr specielle Register bearbeitet und zugleich werthvolle biographische Skizzen über viele minder bekannte Schriftsteller jener Zeit beigebracht sind. Die abgedruckten Poesien, wenn anders dieses vielfach nicht recht passende Wort erlaubt ist, sind nach den Daten ihrer Publication zusammengestellt, und bei jedem Datum sind zugleich die auf die Revolution bezüglichen Ereignisse in Wien, sowie die markantesten gleichartigen Vorgänge in der ganzen Welt, die auf die Stimmung in der Reichshauptstadt Einfluß üben konnten, hinzugefügt. Darüber, daß er auch jedesmal die Curse der fünfprocentigen Metalliques angegeben, brauchte der Autor sich nicht zu entschuldigen. Diese Sorte von Poesie steht allerdings zum großen Theil in innigem Zusammenhang mit den Börsenstimmungen. Kurz wer sich über die öffentliche Tagesmeinung in jener Zeit an der Ursprungsquelle orientiren will, findet hier ein Material von unübertroffener Reichhaltigkeit, das zugleich von kunstvoller Hand so geordnet ist, daß der Zusammenhang der fliegenden Literatur mit den Vorgängen auf der großen Weltbühne von selbst in die Augen springt.

Walter Rogge.

Unterhaltungsliteratur.

1. Fürstin und Professor. Von Adolf Ebeling. Köln, Ahn. 1881. 8. 2 M.

Ein pikantes literarisches Feuilleton, welches über die übliche Größe hinaus gediehen ist, könnte man dies Büchlein nennen. Geistreiche Bemerkungen und einige neue Mittheilungen über unsere Classiker werden uns in Form einer Erzählung geboten, in welcher die Vorlesungen über deutsche Literatur bei einer russischen Fürstin in Paris geschildert werden.

2. Fräulein Doctor. Eine Novelle von A. Wichodil. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 1881. 8. 2 M. 40 Pf.

Medicinalrath Grunert hat zwei Töchter: die eine, Susanna, studirte in Zürich Medicin und wurde zum Doctor medicinae promovirt; die andere, Josephine, zeigt sich ihrem Verlobten, dem berühmten Professor der Medicin Hellwig, stets in blendendweißer Küchenschürze und erklärt ihm bei jeder Gelegenheit, daß sie nur für häusliche Angelegenheiten Sinn habe. Professor Hellwig kann selbstverständlich weibliche Aerzte nicht leiden, steht daher dem Fräulein Doctor sehr kühl gegenüber. Nun entdeckt er aber, daß Dr. Susanna eine ausgezeichnete Recension über seine Broschüre geschrieben, daß sie häusliche Arbeiten verrichtet, Vögel und Blumen liebt, der Köchin verständigen Rath gibt, heimlich Wohlthaten übt und sogar in einer socialdemokratischen Versammlung der Vernunft Geltung zu verschaffen weiß. Andererseits entdeckt er aber auch, daß Fräulein Josephine Paul de Kock liest, Cigaretten raucht, rechthaberisch ist, bedenklich mit einem Grafen kokettirt und auf seine Vorwürfe darüber sehr unweiblich antwortet. Professor Hellwig erkrankt am Typhus, wird aufgegeben, und Fräulein Susanna rettet ihn nach seiner eigenen neuen Methode. Schließlich mischen sich noch ein Maler und eine junge Witwe ins Spiel, sie bringen Susanna und den Professor auf einem Maskenballe zusammen, und das Ende ist: drei Verlobungen, da Josephine den Grafen und der Maler die Witwe nimmt.

Die Geschichte ist flott erzählt und wird nicht langweilig; die Charaktere sind mit derben Strichen gezeichnet in der Art grober Holzschnitte, nicht besonders originell; auch begegnen wir ziemlich abgebrauchten Motiven und Scenen. Als Erzählung bietet dies Büchlein eine ganz gefällige Lektüre; die künstlerische Form, welche zu einer Novelle gehört und den literarischen Werth bedingt, läßt jedoch manches zu wünschen übrig.

3. Buchenheim. Ein Roman von Theodor von Varnbüler. Stuttgart, Krabbe. 1881. 8. 4 M.

In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß er nicht die Absicht hatte, einen spannenden Roman zu schreiben, dafür aber sein Werk mit einem Gehalt von Ideen dotiren wollte. Spannend ist der Roman allerdings nicht; die Fabel ist gewöhnlich und die Erzählung von einer höchst kunstlosen Einfachheit. Was nun die Ideen anbelangt, so wird man gern zugestehen, daß sie alle so ziemlich richtig sind, so richtig, daß kaum jemand anderer Ansicht sein dürfte. Wenn aber der Verfasser — wie in dem beigefügten Waschzettel (zur gefälligen Benutzung für gemüthlich-faule Recensenten) zwischen den Zeilen zu lesen ist — die Absicht hatte, einen politischen Roman in der Art Benjamin D'Israeli's zu schreiben, so übersah er, daß sein Vorbild nicht allein mit richtigen, sondern auch mit originellen Ideen debutirte, und daß letztere es waren, welche D'Israeli's Romane sensationell machten. Erfahrungen und Gedanken eines verständigen gebildeten Mannes sind zwar im praktischen Leben nicht ohne Werth; aber in einem Romane, der ja auch Kunstwerk sein soll, sucht man denn doch etwas mehr als z. B. Betrachtungen wie diese:

> Er dachte, daß der Bau von Zuckerrüben, von Kartoffeln, vieler Arten von Gemüsen, von Industriegewächsen, sowie die Erzeugung von Milchproducten und zartern Fleischsorten und endlich der Obstbau neben einem mit größerer Sorgfalt betriebenen Körnerbau den Landwirth in ganz Deutschland gegen jede mögliche Concurrenz sicher stellen müßte, wenn ihm nur durch

die Vertheuerung der Erzeugnisse der Industrie seine Bedürfnisse an Wohnung, Kleidung, Werkzeugen und Hufbeschlägen nicht zu sehr vertheuert werden.

Es sind, wie gesagt, recht vernünftige Ansichten in dem Buche ausgesprochen, aber der Verfasser hätte zur Vorbereitung für die parlamentarische Laufbahn besser gethan, seine Ideen in Broschüren oder Zeitungsartikeln zu entwickeln, anstatt die Form eines Romans zu wählen, welche er nicht zu beherrschen versteht. In Zeitungsartikeln darf man bekanntlich auch Gemeinplätze und Ideen, die schon andere aussprachen, wiederholen.

4. Der Rittmeister. Eine Erzählung aus der Zeit Friedrich's des Großen. Von Ferdinand Schmidt. Düsseldorf, F. Bagel. 1882. 8. 1 M.

5. Der Hülfsschreiber des Königs. Eine Erzählung aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. Von Ferdinand Schmidt. Düsseldorf, F. Bagel. 1882. 8. 1 M.

6. Wilhelm von Zesen. Eine Erzählung aus der Zeit König Friedrich's I. Von Ferdinand Schmidt. Düsseldorf, F. Bagel. 1881. 8. 1 M.

Diese drei Bändchen gehören wol zu den besten Erzeugnissen auf dem Gebiete der patriotischen Jugendliteratur. In dem Rahmen der gut erfundenen und anregend durchgeführten Erzählungen werden treffliche Geschichts- und Charakterbilder geboten, mit welchen ein doppelter Zweck erreicht wird: einerseits vermitteln sie die Kenntniß und Erkenntniß der vaterländischen Geschichte, andererseits wirken sie bildend und erziehend auf den Charakter. Sind somit diese Erzählungen vom pädagogischen Standpunkte aus vorzüglich zu nennen, so muß man ihnen auch das Lob spenden, daß sie in der Form durchgebildet sind, die Sprache klar und verständlich, der Stil bei aller Einfachheit schwungvoll ist. Auch der Erwachsene wird diese Erzählungen mit Vergnügen und Nutzen lesen können. Sie verdienen, insbesondere der preußischen Jugend, wegen ihres warmen patriotischen Tons und der fesselnden Darstellung empfohlen zu werden.

7. Alte Schulden. Eine rheinische Geschichte von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 5 M.

Die socialdemokratischen Bestrebungen und Ausschreitungen werden in dieser Erzählung recht geschickt zu effectvollen Situationen verwerthet, ohne daß eigentlich auf das socialistische Problem näher eingegangen würde. Die Conflicte entstammen vielmehr der Schwäche, an der mehr oder minder alle Personen derselben leiden. Nur der Vertreter der amerikanischen Lebensanschauung macht eine Ausnahme. Als Mittelpunkt erscheint ein junges Mädchen, Renate, welche alle Herzen gewinnt, schließlich aber, den geliebten Mann mit ihrem eigenen Leibe schützend, zu Tode verwundet wird. Der tragische Ausgang erscheint ein wenig unmotivirt, denn man sieht nicht recht ein, weshalb das edle Wesen, für verschiedene Verirrungen, welche andere vor langer Zeit begangen haben, sterben muß, um so weniger, als ja nicht diese alten Schulden, sondern der Arbeiteraufstand die Katastrophe herbeiführt.

8. Gräfin Lauretta. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Von Luise Otto. Leipzig, Reißner. 1884. 8. 3 M.

Gräfin Lauretta von Sponheim ist Witwe, eine Frau von männlichem Charakter, stolz und thatkräftig, die selbst den mächtigen Kurfürsten von Trier zu bezwingen weiß. Viele Ritter bewerben sich um ihre Hand; alle werden abgewiesen; der eine Jüngling aber, dem sie geneigt ist, wendet sich schließlich einem jungen Mädchen zu, das als Mündel auf dem Schlosse der Gräfin Aufnahme gefunden hat. Die Schilderungen des Lebens und Treibens jener Zeit sind zwar nicht so kräftig in Farbe und Ton wie in andern, mustergültigen Dichtungen, doch ziemlich correct, und nirgends tritt, was lobend hervorzuheben ist, die Absicht hervor, mit Gelehrsamkeit zu prunken. Darum liest sich die Erzählung auch angenehmer als die meisten dieser Gattung.

9. Lichter und Schatten. Novellen von Konrad Telmann. Hannover, Weichelt. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Buch enthält drei Novellen, die jedoch nicht zu den besten gehören, welche der sonst geschätzte Autor verfaßt hat. Alle drei leiden an dem Fehler, daß der dürftige Inhalt durch Breite der Darstellung verdeckt werden soll. In „Barometerstudien" verliebt sich der landesübliche Held — äußerst edler und geistreicher Weiberfeind — schließlich doch in ein Mädchen, weil man sie ihm als Braut eines andern vorgestellt hatte. „Erste Liebe" behandelt den Fall, daß eine Erzieherin mit dem Sohne kokettirt, um den Vater (Witwer natürlich) zur Heirath zu zwingen. „Aus Langeweile" endlich verliebt sich in Turin ein Tourist und heirathet nach einigen Zwischenfällen, welche jedoch den Leser nicht im mindesten anregen. Von den drei Novellen erscheint „Erste Liebe" noch als die interessanteste; „Aus Langeweile" ist die schwächste und verdient eigentlich gar nicht die Bezeichnung Novelle.

10. Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Zweite Auflage. Hamburg, Grädener. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Buch (mit dem etwas reclamenhaften Titel) enthält eine Sammlung feuilletonistischer und novellistischer Skizzen von sehr ungleichem Werthe. In manchen derselben tritt eine gezwungene Geistreichigkeit — sit venia verbo — zu Tage, welche nichts weniger als anmuthet. Dieses um jeden Preis zu jeder Zeit geistreich und witzig sein Wollen verleitete schon manches Talent auf Abwege. Unbestritten darf auch der Autor ein Talent genannt werden, und die eine Hälfte dieser Skizzen bietet in der That hohen Genuß und Anregung, sodaß man doppelt bedauern muß, daß das Buch nicht um die Hälfte gekürzt wurde. Der echte und feine Humor, der viele dieser Skizzen auszeichnet, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

11. Der Bildhauer von Kos. Eine Geschichte aus dem Alterthum. Von Paul Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1884. 8. 2 M.

Ebers hat die antiken Stoffe wieder in Mode gebracht, und da darf man sich nicht wundern, wenn die

Zahl der Romane und Novellen, die ihren Vorwurf aus dem Alterthum entnehmen, stets zunimmt. Die vorliegende Erzählung spielt zur Zeit Kaiser Julian's und hat den Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum zum historischen Hintergrunde der Herzensgeschichte. Im Bildhauer von Kos findet das Heidenthum seinen Vertreter, der schließlich aber zum Christenthum bekehrt wird. Sein Charakter ist sympathisch gezeichnet, jedenfalls imponirt er mehr als sein christlicher Widerpart, der Arzt Felix. Als eigentliche Trägerin der edlern christlichen Ideen erscheint Olympia, die Tochter des Bildhauers.

Die antiken Stoffe haben immer für unser Gefühl etwas Fremdartiges, Sprödes, und es bedarf daher einer erhöhten Kunst des Erzählers, um uns für dieselben zu erwärmen. Wenn nun auch diese Kunst dem Verfasser nicht so eigen ist wie den Hauptvertretern dieses Genres, so muß man doch zugestehen, daß seine Geschichte zu den bessern unter den modernen Erscheinungen gehört.

12. Gnadenquellen. Vier Erzählungen zu den beiden Hauptstücken von den heiligen Sakramenten. Von Ernst Evers. Norden, Soltau. 1884. 8. 3 M.

Man darf diesen Erzählungen das Lob spenden, daß die fromme Tendenz nicht, wie es sonst meist der Fall ist, das ästhetische Moment ganz erdrückt. Gewiß sind auch vom künstlerischen Standpunkte aus religiöse Motive und Charaktere gestattet, wenn nur dabei die ästhetischen Bedingungen erfüllt werden. Die vorliegenden Erzählungen sind hübsch erfunden und fließend erzählt; sie gehören zu den bessern Producten der frommen Belletristik.

13. Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder und novellistische Skizzen von Marco Brodiner. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1883.

Die „Culturbilder" haben einiges Aufsehen gemacht, theils wegen des Inhalts — die Rumänen dürfen auf diese Bilder nichts weniger als stolz sein —, theils wegen der Form der Darstellung, die lebhaft und pikant (wir wissen kein entsprechendes deutsches Wort) ist. Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein hübsches, wenn auch derzeit noch ungeregeltes Talent sprechen aus den beiden ersten Schilderungen. Daß das Sinnliche über das Sittliche überwiegt, mag man durch den Stoff entschuldigen; jedoch soll dies nicht so weit gehen wie in der dritten Skizze „L'homme-femme", die ebenso eine Versündigung gegen den guten Geschmack wie gegen die Sittlichkeit ist. Die Skizze „Eine türkische Backfischliebe" ist werthlos. Den Schluß bildet eine „deutsche" Novelle, d. h. die Handlung spielt in Deutschland und eine deutsche Gretchengestalt bildet den Mittelpunkt. Diese Novelle ist nichts weniger als originell, eine ziemlich schwache Copie deutscher Muster, die wol ein Erstlingsversuch sein dürfte.

14. Aus alten Acten. Criminalgeschichten von R. von Fels. Leipzig, A. Krüger. 1883. 8. 2 M.

Zwei aufregende Räubergeschichten aus der Militärgrenze ohne literarischen Werth. Die einfache Darstellung und natürliche Sprache ist wenigstens anzuerkennen; sonst zeichnet gewöhnlich diese Gattung Erzählungen sich durch geschraubten schwülstigen Stil aus.

15. Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte von F. von Stengel. Stuttgart, Richter u. Kappel. 1882. 8. 2 M. 50 Pf.

Gunil und Hjalmar sind ein Liebespaar; während letzterer als Matrose in der Ferne weilt, wird Gunil von ihrem Vater gezwungen, den Krämer Holger zu heirathen, weil dieser Gunil's Vater des Mordes an einem Schiffbrüchigen beschuldigt. Nach der Rückkehr Hjalmar's geht Holger im Sturm zu Grunde, auch stellt sich heraus, daß Holger selbst jenen Mord beging. Die Erzählung ist wirkungsvoll vorgetragen, die Localfarbe gut getroffen; allerdings hätte der Stoff noch eine kräftigere Behandlung vertragen; die Verfasserin scheint aber auf schwache Nerven Rücksicht genommen zu haben und schliff auch die Charaktere salongerecht zu.

16. Schatten im Licht. Bric à Brac. Plaudereien von Graf Emerich von Stadion. Teschen, Prochaska. 1882. 12. 2 M.

Ein Theil der Aufsätze ist in französischer Sprache geschrieben, kommt daher hier nicht in Betracht; auch von den übrigen läßt sich nicht viel sagen. Die zwei Kritiken über „Tante Therese" und „Königin von Saba" sind artige Feuilletons, die, in einem Tageblatt nach der Aufführung veröffentlicht, den flüchtigen Lesern gewiß gefallen hätten; sie sind aber nicht gedankenreich genug, um gewissermaßen verewigt zu werden. Die „Romanze des Sonderlings" ist eine Geschichte voll jener „Sinnlichkeit", welche es hinlänglich erklärt, daß (wie eine Note besagt) Sacher-Masoch sie verarbeitete.

17. Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Roeber. Iserlohn, Bädeker.

Das Werk macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck; es ist weder eine Novelle noch ein Roman; am ehesten könnte man es eine Skizzenreihe für einen Roman nennen, wie auch die Maler vor Ausführung eines großen Gemäldes Farbenskizzen und Cartons anfertigen. Die Absicht des Verfassers scheint übrigens blos dahin gegangen zu sein, eine Reihe von gereimten Marionettenspieltexten durch eine Geschichte zu verbinden. Die verbindenden Abschnitte behandeln die wichtigsten socialen und literarischen Fragen, sie sind gedankenreich, und ein einziger solcher Abschnitt enthält mehr Ideen als mancher dickleibige Roman. Auch die Marionettenspiele sind gelungen und von jener Poesie, welche dem Märchen eigen sein muß. Es ist kostbares Material zu einem Bau, aber wirr aufeinandergehäuft, und man gelangt daher nicht zu dem rechten Genuß. Der Leser wird eben lebhaft angeregt, der Mangel an künstlerischer Bearbeitung läßt jedoch eine ästhetische Befriedigung nicht aufkommen.

18. Durch Gott zu Gott. Eine Familiengeschichte von A. v. R. Bevorwortet von W. F. Besser. Halle, Fricke. 1883. 8. 4 M.

Die Tendenz dieser Erzählung ist schon im Titel an-

gedeutet, und vom Standpunkte dieser Tendenz aus kann man dem Buch auch nachrühmen, daß es recht geschickt gemacht ist und geeignet, die christliche Gesinnung zu fördern. Dem ästhetischen Princip widerstreitet allerdings dieses absolute Hervortreten der Tendenz; überdies wird zu viel und zu breit über Moral gepredigt, anstatt daß dieselbe sich aus den Ereignissen und Charakteren logisch entwickeln sollte. Dadurch geht das Moment der Anregung verloren, das bei einem reinen Erbauungsbuch entbehrt werden kann, aber einer Erzählung doch nicht ganz fehlen darf.

19. Vom wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. Teschen, Prochaska. 1884. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedrich Schlögl, als gründlicher Kenner und meisterhafter Schilderer des wiener Volkslebens bekannt, bietet im vorliegenden Buch eine Reihe von Skizzen, die er selbst als Beiträge zur Geschichte des wiener Theaterwesens bezeichnet. Der Inhalt ist von literarhistorischem Werth und speciell natürlich für Wien von bedeutendem Interesse. Abgesehen davon verdienen jedoch diese Skizzen auch deshalb besondere Beachtung, weil sie in ihrer humorvollen und schneidigen Form wahre Perlen der feuilletonistischen Gattung sind. Nicht nur derjenige, der sich für das deutsche Theater — zu dem ja die wiener Bühnen auch gehören — interessirt, sondern alle, welche es lieben, überhaupt einen interessanten Gegenstand mit Geist und Gewandtheit behandelt zu sehen, werden an dem Buche Friedrich Schlögl's Gefallen finden.

Zur Colonialpolitik.

Deutsche Colonien. Ein Beitrag zur bessern Kenntniß des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdtheilen. Von K. E. Jung. Prag, Tempsky. 1884. 8. 5 M.

Unter deutschen Colonien versteht der Verfasser „größere oder kleinere Ansiedelungen unserer Landsleute in fremdem Lande zwar und unter fremder Herrschaft, welche aber ihrer angestammten Sprache und Sitte noch nicht entfremdet wurden, und die wir zwar durch kein politisches, wohl aber durch ein geistiges Band mit Deutschland noch immer vereint zu den Unserigen wol ungescheut rechnen dürfen". Diese Definition von Colonien und der Mangel genauer Zahlenangaben über die Deutschen im Auslande hat den Referenten eines andern Literaturblatts so unangenehm berührt, daß er Jung's fleißige und anregende Schrift für ein ganz oberflächliches Product erklärte. Er sollte es nur einmal versuchen, eine bessere Definition von Colonien zu geben; indeß daran wäre wenig gelegen, aber recht wünschenswerth wäre es, zuverlässige Zahlen über die im Auslande lebenden Deutschen zu haben. Der amtlichen Statistik ist es bisjetzt noch nicht gelungen, solche zu geben, weil bei den Volkszählungen der fremden Länder die Nationalitäten zum Theil gar nicht, zum Theil unvollkommen oder wenigstens nicht nach gleichen Gesichtspunkten berücksichtigt werden — indem man z. B. in einem Lande die im Auslande Geborenen, im andern die fremden Staatsangehörigen, im dritten die Personen mit fremder Muttersprache zählt — und die amtliche Statistik, an deren Zahlen man, wenigstens in Deutschland, einen strengen Maßstab anzulegen gewohnt ist, daher Bedenken tragen muß, mit Berechnungen hervorzutreten. Eine Privatarbeit darf sich viel eher mit kritisch weniger gesichteten Zahlen und runden Schätzungen begnügen; bei einigermaßen umsichtiger Benutzung der Quellen wird dadurch doch immerhin eine zureichende Vorstellung über die zahlenmäßige Vertretung unserer Landsleute im Auslande erweckt, und wir müssen Jung sehr dankbar sein, daß er entsprechende Daten geboten hat. Er bespricht die Deutschen in Amerika, Australien, Südafrika, in Galizien und der Bukowina, Rumänien, der Türkei und besonders ausführlich die in Rußland und in Ungarn angesiedelten; er begnügt sich aber natürlich keineswegs mit der Ermittelung der Zahlen, sondern er macht sehr interessante Mittheilungen über Entstehung und Eigenart der Ansiedelungen und über ihre Tauglichkeit für die fernere Bewährung des Deutschthums. Es ist uns kein Buch bekannt, in welchem so sorgfältig und reichlich Material über die Deutschen im Auslande zusammengetragen wäre; die Jung'sche Arbeit muß zumal heute, wo bei uns so ausgiebig von Colonialpolitik geredet wird, so wenig man sie auch betreibt, als ein äußerst dankenswerthes Hülfsmittel zum Unterricht darüber begrüßt werden, wo die Deutschen im Auslande sind und wo sie sich als Deutsche bewährt haben.

Der Eindruck, welcher uns da bei Betrachtung des Schaffens und Gedeihens unserer Landsleute in allen Zonen wird, ist im ganzen kein unerfreulicher, weil sie es vieler Orten verstanden haben, sich durch ihre wirthschaftliche Tüchtigkeit eine gute und angesehene Stellung zu verschaffen; aber freilich sehen wir die Deutschen nirgends im Auslande, in der Weise wie es andere große europäische Nationen thun, politisch herrschen, deutsche Staaten im Ausland gründen, sondern vielfach sogar um ihr Deutschthum kämpfen. Insbesondere bei Jung's Schilderungen der vielen deutschen Colonien in den verschiedenen Theilen Ungarns steigt der Gedanke auf, wie kräftig sich dort das Deutschthum hätte entwickeln können, wenn von den Millionen, welche Amerika uns seit vielen Jahrzehnten entzogen und entfremdet hat, ein großer Bruchtheil die Donau abwärts statt über den Ocean gezogen wäre. Indessen, das Beklagen geschehener Unterlassungen nützt nichts; aber dem im Schlußwort ausgesprochenen Wunsche Jung's muß man sich aus vollem Herzen anschließen: daß bei der zukünftigen Entwickelung der Colonisation „die deutsche Arbeit dem Vaterlande nicht verloren gehe, daß sie ihm vielmehr voll und ganz zugute komme". H. von Scheel.

Literarische Essays.

Aufsätze zur Literatur. Von Richard Wegener. Berlin, Wallroth. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Sammlung enthält sehr eingehende Studien über die „Braut von Messina", Immermann's „Merlin", über das symbolische und allegorische Drama, kürzere über Georg Neumark und Ferdinand August von Stägemann. Der Verfasser verfügt über eine ungewöhnliche Begabung für lichtvolle und zugleich stilistisch gefällige Behandlung schwieriger Untersuchungen, und er schreckt nicht vor dem Ausmessen von Tiefen zurück, denen gegenüber das philosophische und ästhetische Senkblei mancher seiner Vorgänger versagt hat. Um abweichende Gesichtspunkte gebührend darzulegen — und es gibt deren; er selbst ist sich bewußt, mit vielen seiner Ansichten dem herrschenden Geschmacke entgegenzutreten —, müßte der Raum ein größerer sein, als d. Bl. ihn bieten können. Bei so ernst gemeinten und mit so vielem Scharfsinn durchgeführten Untersuchungen gilt es aber auch vor allem, das Verdienstliche derselben laut zu betonen, damit unter der Unmasse von verwandten Productionen eine Arbeit von so wuchtiger Bedeutung nicht ungewürdigt bleibe. Um aber wenigstens einiges hier von dem Standpunkte zu sagen, auf welchem der Verfasser steht, sei zunächst in Betreff der „Braut von Messina" auf seine Polemik gegen diejenigen aufmerksam gemacht, welche diese Tragödie noch für eine Schicksalstragödie halten; im Gegentheil unternimmt er den Nachweis, daß sie „die einzige Freiheits-Tragödie, welche die Weltliteratur kennt", nicht minder daß trotz ihrer Anlehnung an die Antike ihr geistiger Gehalt, ihr Grundgedanke deutsch und modern sei, „denn ihre Grundanschauungen sind die im Schos des Dichtergemüths schön empfangenen, dichterisch gestalteten Anschauungen der Kant'schen Philosophie"; ja er findet in der „Braut" die Grundgedanken der vier epochemachenden Werke Kant's zu poetischem Ausdruck gelangt: eine Ansicht, für welche er den Nachweis antritt. So steht er denn auch zu den wenigen, welche in der „Braut" — mit dem Dichter selbst — den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens sehen und hingegen Schiller's Wort über den volksthümlich gewordenen „Wilhelm Tell", „daß er (darin) der Diener seiner Diener geworden sei, um seine Herrschaft zu behaupten", für mehr halten als für den Ausdruck einer seiner berechtigten Verstimmungen. „Man ruft ins Scheinleben, was nie gelebt hat; man hat den zweiten Theil des «Faust» auf die Bühne gebracht. Wird nicht", fragt der Verfasser, „endlich auch das geistreichste und künstlerisch vollendetste Werk Schiller's seinen Devrient finden?" Die letztere Anrufung ist nicht wohl verständlich. Devrient hat ja gerade „ins Scheinleben gerufen, was nie gelebt hat", ebenso wie andere Regisseure und Uebersetzer — z. B. Fonseca — dies gethan haben, begünstigt von der Geschmacksströmung, die durch unsere übergroßen Theater hervorgerufen ist und vor allem nach Befriedigung der Schaulust verlangt. Wozu hat Schiller's „Braut von Messina" noch einen Devrient nöthig? Gehört sie doch längst zum eisernen Repertoire aller ersten Bühnen. In Betreff der Chöre klagt der Verfasser, daß ihnen noch immer „die sinnlich mächtige Begleitung der Musik fehle". So viel uns bekannt, ist solche mehrfach vorhanden; es käme also nur darauf an, sie zu verwerthen.

Mit der Untersuchung über Immermann's „Merlin" betritt der Verfasser einen Boden, auf welchem von Zeit zu Zeit immer wieder alles von wilden Ranken überwuchert wird, und auch seine Begeisterung für diese tiefsinnige, nur zu tiefsinnige Dichtung wird daran nichts ändern. Dergleichen von den Verstandesfunctionen vorwiegend beeinflußte Werke der Poesie können ihrer Natur nach nicht über den kleinen Kreis derjenigen hinausdringen, welche Zeit und Stimmung haben, um, wie der Verfasser selbst es nennt, sie nicht blos zu lesen, sondern zu studiren und zwar „nicht einmal, sondern oft und in den verschiedensten Phasen des Lebens". Um so verdienstvoller ist es, wenn ein feiner Geist den, wie er glaubt, nicht nur seinem Kopfe, sondern auch seiner poetischen Empfänglichkeit, seiner Phantasie, seinem Gemüthe durch die Lektüre zutheil gewordenen Genuß in so anziehender Weise dem Verständniß weiterer Kreise erschließt. Zu letztern werden die seinerzeit nach Baireuth gepilgerten Wagner-Gläubigen zählen. Es sei ihnen empfohlen, an der Hand des Verfassers sich über das, was sie in Baireuth sahen und hörten, nachträglich einigermaßen ins Klare bringen zu lassen. In einem Punkte möchte der Verfasser bei Gelegenheit einer zweiten Auflage sich wol minder misverständlich ausdrücken. „Wenn nicht alle Anzeichen trügen", sagt er, „so hat auch der fünffüßige Jambus seine Rolle bald ausgespielt. Wir sind nach hundert Jahren seiner überdrüßig geworden, wie die Classiker vor hundert Jahren des Alexandriners überdrüßig wurden." So leicht thut man diese an unsere größten Meisterwerke unehrerbietig rührende Frage doch nicht ab, und ohne Zweifel ist dem Verfasser hier etwas anderes aus der Feder geflossen, als er eigentlich sagen wollte.

Ueber den dritten Aufsatz, der in Dialogform geschrieben ist, kann hier nur gesagt werden, daß die beiden Disputanten zu dem Ergebniß gelangen: außerhalb der Poesie liege sowol die Empirie als die Allegorie, denn jene erzähle Geschichte ohne Ideen, diese Ideen ohne Geschichte; ferner: die Mischung des Idealen und Realen sei mannichfach; überwiege das Reale, so entstehe das geschichtliche und Charakterdrama; überwiege das Ideale, so entstehe die symbolische Dichtung als Principien-, Problemen- und Ideendrama.

Die Abhandlungen über Neumark und Stägemann empfehlen sich nicht minder als die drei ihnen vorausgegangenen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Aufsätze zur englischen Geschichte" von Reinhold Pauli, neue Folge, herausgegeben von Otto Hartwig, sagt das „Athenaeum" vom 12. April 1884: „Es kann von denen, die sich für den Fortschritt der historischen Wissenschaft bei uns interessiren, nur bedauert werden, daß das größere Publikum so wenig von R. Pauli und seinen Leistungen weiß und sein Hauptwerk, die «Geschichte von England vom 13. bis zum 15. Jahrhundert» noch nicht übersetzt worden ist. Er ist in der That nur einer von den vielen deutschen Historikern, deren weitreichende Sympathien als solche einen schlagenden Gegensatz zur patriotischen Engherzigkeit englischer Historiker bilden. Während wir auf unserer Seite des Kanals kaum ein einziges Geschichtswerk über irgendeinen der großen Staaten des heutigen Europa besitzen, das über den Werth eines Schulbuchs hinausginge, hat eine Schar deutscher Historiker: Dahlmann, von Raumer, Gneist, Lappenberg, Pauli, Ranke u. a., Deutschland mit der englischen Geschichte fast ebenso gut bekannt gemacht wie mit der ihres eigenen Landes. Nicht der geringste unter diesen Namen ist der Pauli's. Der vorliegende Band bekundet, wie die 1869 veröffentlichte Sammlung von Aufsätzen, die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers in der englischen Geschichte. Daß er nicht der Mann nur eines einzigen Zeitraums war, erhellt aus der Thatsache, daß seine Vorwürfe von der ältesten Geschichte von Durham bis auf Sir Robert Peel reichen, wie der Inhalt des frühern Bandes vom Schwarzen Prinzen bis zum Prinz-Gemahl sich erstreckte." Als „vielleicht der interessanteste und erschöpfendste Artikel" in der Sammlung wird der über „Die Bildung des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland" bezeichnet. Beseelt von warmer politischer Sympathie, da er dabei an die Einigung Deutschlands dachte und sie herbeiwünschte, habe er hier eine vortreffliche Erzählung einer der wichtigsten Krisen in der Geschichte Englands zu Tage gefördert. In dem Artikel „Die Aussichten der hannoverischen Thronfolge im Jahre 1711" indessen befinde sich mehr Neues; denn die in Hannover aufbewahrten Archive seien noch nie von englischen Historikern gründlich durchforscht worden. Wer die Geschichten der Regierung Anna's von Stephen oder Burton nachschlägt, wird sofort erkennen, wie viel neues Licht Pauli auf diesen dunkeln und vernachlässigten Gegenstand zu werfen vermochte. In dem Aufsatz „Religiöse Ansichten zur Zeit George's I." weist Pauli mit richtiger Einsicht darauf hin, von welcher Bedeutung die religiösen Anschauungen dafür waren, die Zuwendung des Landes zu dem hannoverschen Hause eher als zum Stuart'schen zu bestimmen; er gibt Auszüge aus mehrern interessanten Briefen und Flugschriften der Zeit, um nachzuweisen, daß, wenn auch die Beweggründe der leitenden Staatsmänner bei der Beförderung der einen Seite oder der andern der Hauptsache nach politische waren, doch die Aufmerksamkeit des Landes vorzugsweise auf die Aussichten der herrschenden Kirche und der protestantischen Religion gerichtet war.

Ueber „Handzeichnungen" von Carmen Sylva sagt dieselbe Wochenschrift vom 15. März: „Die Königin von Rumänien, deren Pseudonym wohlbekannt ist, beobachtet die Horazische Maxime nicht; ihre Werke folgen zu rasch aufeinander und leiden infolge dessen. Mit Bedauern bemerken wir, daß ihre letzten Bücher stetig an Vortrefflichkeit abgenommen haben. Ihr neuestes ist von sehr dünnem Gewebe. Carmen Sylva hat zwar eine geläufige Feder, sie ist aber leider zu geläufig, um ihrer wirklichen dichterischen Begabung und den Aufgaben, die sie sich stellt, gerecht zu werden. Mit etwas mehr Anstrengung und Sorgfalt hätten einige dieser Skizzen sehr gut sein können. Wie es jedoch oft bei der Königin der Fall, ist die Grundidee zwar ausgezeichnet, die Ausführung aber mangelhaft. Eine der kürzesten Erzählungen: «Deutsches Glück», ist auch eine der gelungensten, da sich hier wirklicher Humor mit echtem Pathos vereinigt, nicht um so weniger echt, als er in der schlichten sächsischen Mundart der armen blinden Nähterin sich äußert. Die jeder Erzählung beigegebenen Nebentitel haben einen leichten Beigeschmack von Ziererei."

— Die „Saturday Review", Nr. 1486, hält Rudolf Schubert's „Geschichte der Könige von Lydien" für „einen so zuverlässigen Umriß lydischer Geschichte, wie wir ihn wol je besitzen werden".

Die Auswahl im achtzehnten Bande der neuen Serie des „Neuen Pitaval" erklärt sie auch diesmal wieder für interessant und hebt besonders den Fall der James-Straßenräuberbande in Missouri, Baron Nicotera's Proceß wegen Verleumdung gegen die „Gazzetta del Popolo" und den von Marie Köster zu Bremen verübten merkwürdigen Muttermord hervor.

Ueber E. von Plener's „Ferdinand Lassalle" sagt das Blatt: „Ernst von Plener ist als der uneigennützige Freund der Arbeiter und als Vertheidiger jener besondern Gesetzgebung zu ihrem Schutze, welche in England zur Reife gebracht worden ist, während das Festland über unausführbare Theorien debattirt, in Deutschland wohlbekannt. Er ist daher sehr geeignet dazu gewesen, die Biographie Lassalle's zu schreiben, da er ebenso entfernt von denen ist, die ihn vergöttern, wie von denen, welche diese bemerkenswerthe Persönlichkeit, den Alcibiades oder den Bolingbroke der heutigen Demokratie, verkleinern. Wenn sein gedrängtes und unparteiisches Mémoire einen Fehler hat, so ist es der, daß er den bleibenden Werth der Lassalle'schen Beiträge zur nationalökonomischen Wissenschaft und seinen Einfluß auf eine Bewegung, die auch ohne ihn fast denselben Lauf genommen haben würde, überschätzt."

Ueber August Stadler's „Kant's Theorie der Materie", meint das Blatt, könne nur ein Metaphysiker, der zugleich Naturforscher wäre, ein Urtheil abgeben.

Wenn der Referent der „Saturday Review" in seiner sehr günstigen, wenngleich kurzen Anzeige des Last'schen Buchs: „Die realistische und die idealistische Weltanschauung entwickelt an Kant's Idealität von Zeit und Raum", dem demselben beigegebenen Bildniß nach die Verfasserin für eine ganz junge Dame, oder eigentlich für ein Fräulein hält, so können wir weder seinen Scharfblick bewundern, denn für jedes halbwegs urtheilsfähige Auge spricht diese Photographie die volle Wahrheit, noch so galant sein, ihm in dieser Vermuthung beizupflichten. Denn glücklicher- oder unglücklicherweise verräth uns Joseph Kürschner ihr Alter und berichtet ganz ungalant, daß sie bereits 1827 geboren ward. Den Besitzern seines nützlichen Literaturkalenders brauchen wir nicht erst zu sagen, daß die Angabe des Alters von der betreffenden Schriftstellerin selbst herrührt, die also über die Galanterie des Referenten der „Saturday Review", wenn es wirklich eine wäre, nur lächeln wird.

Ueber „Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" von Alfred Biese heißt es ebendaselbst: „Die Ergebnisse seiner Forschungen weichen nicht wesentlich von denen seiner Vorgänger auf diesem interessanten Gebiete ab; er hat aber eine beispiellose Anzahl von Stellen zusammengebracht, welche auf die fortwährenden Fortschritte in der Anerkennung der kleinern Naturzüge und auf eine beständige Annäherung an die heutige Vorstellung von der sympathischen Gemeinschaft

mit leblosen Dingen hindeuten. Bis zuletzt jedoch bleiben Schilderung und Träumerei der Hintergrund menschlicher Handlung; das Alterthum hat nie einen Wordsworth hervorgebracht. Einige von Biese's Citaten scheinen nicht ganz passend zu sein; auch hat er drei griechische Schriftsteller übersehen, bei denen er zweckentsprechende Beleuchtungen hätte finden können, nämlich Oppian, Philostratus und Synesius."

„Spanische Nächte; Skizzen" von Hans Parlow werden als eine jener sentimentalen Rhapsodien über spanische Damen und spanische Guitarren bezeichnet, die in der englischen Literatur, seitdem Thackeray den Major Gahagan im Hauptquartier des Generals Cabrera geschildert, beinahe erloschen seien. „Der Verfasser sitzt draußen beim Mondenscheine mit spanischen Senoras und Senoritas, macht ihnen in verzweifelter Weise den Hof, erregt ihre Neugierde durch Erzählungen von den blonden Schönheiten des Nordens, und mit Hülfe von Mänteln, Sombreros, Fächern und Balkons setzt er etwas zusammen, was etwa in demselben Verhältniß zu einer Geschichte steht, wie die Requisiten des Theaters zu einer Tragödie."

Die Bemerkungen über „Einblicke in den Spiritismus" von Erzherzog Johann schließen mit den Worten: „Der Erzherzog erzählt seine Geschichte in einer unterhaltenden Broschüre und glaubt voreilig, er habe dem Spiritismus einen tödlichen Schlag versetzt. Wir fürchten indessen, er werde nur dazu beigetragen haben, der Transmutationshypothese, welche, wie Baron Hellbach, Bastian's Gönner, einem Berichterstatter mitgetheilt hat, «in den Vereinigten Staaten von Amerika ziemlich allgemein in Aufnahme ist», Glauben zu verschaffen."

Bibliographie.

Appel, C., Glück auf! Ein erzählendes Gedicht aus dem Bergmannsleben. Weilburg, Appel. 16. 50 Pf.

Bauer, E., Das Capital und die Capitalmacht. Grundsätze und Thatsachen zum Verständniß der socialen Frage. Leipzig, Grimm. 8. 2 M.

Bernard, J., Lieben und Leben. Novelletten. Dessau, Baumann. Gr. 8. 1 M.

Borkowsky, E., Die englische Friedensvermittlung im Jahre 1745. Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Diplomatie König Georgs II. Mit Actenstücken aus dem königlichen Staatsarchiv zu Hannover. Berlin, Berggold. Gr. 8. 3 M.

Dahn, F., und Therese Dahn (geb. Freiin v. Droste-Hülshoff), Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken nach Federzeichnungen von J. Gehrts. 1ste Lfg. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 1 M.

Dietrichson, L., Antinoos. Eine kunstarchäologische Untersuchung. Christiania, Aschehoug u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Dorer, E., Der Vegetarismus und die Dichter. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Elster, O., Nunquam retrorsum. Ein Rückblick auf die Geschichte der Braunschweigischen Truppen, insbesondere des herzoglich Braunschweigischen Infanterie-Regiments, bei Gelegenheit des 75jährigen Bestehens des Füsilier-(Leib-)Bataillons. Braunschweig, Wagner. Gr. 8. 60 Pf.

Zeitbewegende Fragen. X.: Ueber Fortschritte in der Musik. Von A. Reissmann. Leipzig, G. Wolf. Gr. 8. 75 Pf.

Friedlaender, K., Zur Geschichte der Hamburgischen Bildung in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1ster Tl. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 2 M.

Für den Staatssocialismus. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Geibel, E., Gedichte. (Erste Sammlung.) 100ste Aufl. Jubel-Ausgabe. Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Goebel, J., Ueber die Zukunft unseres Volkes in America. Deutsche Briefe an Professor Dr. Karl Biedermann. New York. 12. 1 M. 20 Pf.

Göllrich, J., August Reißmann als Schriftsteller und Komponist. Mit Porträt in Stahlstich. Leipzig, G. Wolf. 8. 1 M. 50 Pf.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 5ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 12 M.

Goethe's Werke. Herausgegeben von L. Geiger. Neue illustrirte Ausgabe. 10 Bde. Berlin, Grote. 1883. 8. 30 M.

Greverus, Renata, Lieder des alten Spielmanns. Norden, Fischer Nachfolger. 1883. 12. 2 M.

Güthner, Nina, Das Henkerstöchterlein von Ulm. Eine Erzählung. Berlin, Parrisius. 8. 4 M.

Hahn, O., Die Frau auf dem Gebiete der Arbeit. Die Pflicht des Staats für die Frauen. Die Frauen-Arbeit und -Erziehung durch Frauenarbeitsschulen. Reutlingen, Kocher. Gr. 8. 70 Pf.

Hartwig, C., Die Erziehungsprinzipien Dupanloup's und deren praktische Anwendung. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Hardy, E., Der Begriff der Physis in der griechischen Philosophie. 1ster Thl. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Hartschmidt, M., Aus der Schmiede. Gereimtes und Ungereimtes. Herausgegeben unter Mitwirkung von andern Schmieden. 3tes Hft. Wiesbaden, Bischkopff. Gr. 8. 1 M.

Hanse, B., Aus dem jüdischen Leben. Novellen. 1ster Bd. Eisenach. Gr. 8. 4 M.

Hoffmann, H., Im Lande der Phäaken. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Holz, A., und O. Jerschke, Deutsche Weisen. Berlin, Parrisius. 8. 3 M.

Hullmann, K., Der Raum und seine Erfüllung. Eine Abhandlung zur Licht- und Wärmelehre. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Jensen, W., Aus stiller Zeit. Novellen. 3ter Bd. (Jugendträume. Der Ulmenkrug.) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Jerwitz, W., Zum Trost. Worte über das Fortleben der Seele. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 16. 1 M.

Jürgens, K., Seine Magnificenz. Akademisches Lebensbild. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 60 Pf.

Kandelsdorfer, K., Episoden aus den Kämpfen der k. k. Truppen im Jahre 1882. Mit Bewilligung und Unterstützung des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums zusammengestellt. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kämpfer, Lucy, Lieder. Wien, Seidel u. Sohn. 12. 2 M. 40 Pf.

Kempner, Friederike, Auszüge aus den berühmtesten Philosophen von Plato bis auf unsere Zeit in beliebiger Zeit- und Reihenfolge. 1ste Lfg.: Kant. Locke. Cartesius. Friedrich der Große. Marc Aurel. Rousseau. Breslau. 1883. Gr. 8. 2 M.

Knobloch, Ida, Unsere höheren Töchterschulen. Welche Gefahren liegen in ihrer Organisation und wie ist denselben zu begegnen? Ein Wort an Eltern und Jeden, der sich mit Unterricht und Erziehung der Mädchen beschäftigt. Breslau, Woywod. Gr. 8. 75 Pf.

Kriegelstein-Sternfeld, J., Junggesellen oder durch Katzen. Schwank. Prag, Čermák. Gr. 8. 90 Pf.

Küchle, G., Dichterwort und Sprichwort nach ihrem ethischen Gehalt erläutert. Augsburg, Preyß. 8. 50 Pf.

Laube, H., Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 M.

Lübeck und Ratekau im November 1806. Gedenkblatt in Aufzeichnungen von Augenzeugen. Lübeck, Gläser. Gr. 8. 1 M.

Lutz, E., Walter. Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert. Würzburg, Stahel. 12. 2 M.

Mosler, H., Die jüdische Stammverschiedenheit, ihr Einfluss auf die Entwickelung von Judentum und Christentum. 1ster Tl.: Ihr Einfluss auf die innere und äussere Entwickelung des Judentums. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XVII. Das Jahr 1883. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1883 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Noir, F., Der Hauptmann Nordpol. Eine militärische Humoreske. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Offiziere. Gegen Colmar Freiherrn von der Goltz und Gesinnungsgenossen von dem Verfasser von „Die Vorrechte der Offiziere". Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 60 Pf.

Phelps, Elisabeth Stuart, Im Jenseits. Aus dem Amerikanischen. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Raumer, C. v., Die Frau der Socialdemokratie unter Klarlegung des socialistischen Zukunftsstaates nach August Bebel. Beleuchtet. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

Reich, E., Die Geschichte der Seele, die Hygieine des Geisteslebens und die Civilisation. Minden, Bruns. Gr. 8. 10 M.

Richter, B., Ueber Konrektor Moritz Döring, den Dichter des Bergmannsgrusses. Ein Beitrag zur sächsischen Dichter- und Gelehrtengeschichte. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Roeber, F., Sophonisbe. Tragödie. Iserlohn, Bädeker. 8. 2 M. 50 Pf.

Sacher-Masoch, Frau von Soldan. Leipzig, Morgenstern. 8. 1 M.

Salvisberg, P., Kunsthistorische Studien. 1stes Hft. Stuttgart, Bonz' Erben, Buchdruckerei. Gr. 8. 3 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 11ter Bd. 7tes Hft.: Die deutsche Druckschrift und ihr Verhältnis zum Kunststil alter und neuer Zeit. Vortrag von R. Bechstein. — 8tes Hft.: Alte und neue deutsche Renaissance an und in unserer Wohnung. Von T. v. Huber-Liebenau. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M. 40 Pf.

Schubin, O., Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Schuller, G., Reinold. Ein Bild aus den Karpathen. Wien, Graeser. 8. 1 M. 60 Pf.

Sterne, C., Die Krone der Schöpfung. 14 Essays über die Stellung des Menschen in der Natur. Teschen, Prochaska. 8. 4 M. 50 Pf.

Stobbe, A., Festspiel zur 75jährigen Jubelfeier zur Errichtung des herzoglich Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92. Dargestellt im Theater zu Metz am 24. April 1884. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 8. 1 M.

Thümen, F. v., Die Bacterien im Haushalte des Menschen. Unsere Freunde und unsere Feinde unter den kleinsten Organismen. Eine populäre Darstellung. Wien, Faesy. Gr. 8. 1 M.

Voges, E., An der See. Reisebriefe aus dem Moore und von der Nordsee. Emden, Haynel. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Schnurren. 10tes Bdchn. Berlin, Behr. 12. 1 M. 50 Pf.

Würth, E., Beitrag zur Frage der Urzeugung, mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen zur Micellartheorie. Wien, Faesy. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zschech, F., Vincenzo Monti und sein Gedicht auf den Tod Hugo Basseville's (gest. in Rom 1793). Litterarhistorische Studie. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 24. 12. Juni 1884.

Neue Romane.

1. Die Domschenke. Roman von Detlev von Geyern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 5 M.
2. Katharina Ollsand. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1884. 8. 12 M.
3. Ein Problem. Roman von Gerhard von Amyntor. Basel, Schneider. 1884. 8. 4 M.
4. Ausgrabung des Paradieses. Roman von Ernst Lohwag. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1884. 8. 6 M.

Was uns hier vorliegt, sind: zwei halbhistorische Zeichnungen aus dem neuzeitlichen deutschen Nationalleben; ein großes modernes Familien- und Gesellschaftsbild tief psychischer Art; es ist endlich eine unqualificirbare romantische Phantasie.

Bei sehr wenigen Büchern der neuen Unterhaltungslektüre ist es mir in so höchst auffallendem Grade begegnet wie bei Detlev von Geyern's Erzählung „Die Domschenke" (Nr. 1), daß ich eine ziemlich lange Partie pflichtgemäß las, ohne irgendwie lebhafteres Interesse zu gewinnen, und erst später in unerwarteter Weise gefesselt wurde. Was können uns denn die kleinen Rechtsstreitigkeiten des unbedeutenden Bischofsstädtchens Hildesheim, was kann uns die Rivalität zwischen dem aristokratischen Rath und dem geistlichen Oberherrn kümmern, die Haltung der untern Bürgerschaft und der Reflex, den diese ziemlich langweiligen Gemeindefragen in das Familienleben hineinwerfen? Die Verhältnisse sind denn doch zu klein und spießbürgerlich, zu beschränkt und alltäglich, um in weitern Kreisen Theilnahme zu erregen. Wir kennen die Fragen, die an hundert und tausend andern Orten auch und auf größerm Felde mitgespielt haben; auch wickeln die Dinge sich bürgerlich steif ab. Fort mit dem winkelstädtischen Treiben, mit Bürgerzopf und Stadtrathweisheit, Polizeiwache und bischöflicher Militärtruppe! Selbst der berühmte Tropfen der alten Domschenke mundet uns nicht. Wo soll die Erhebung, strömendes Leben und Handlung herkommen? So ungefähr urtheilte ich, als ich schon anderhalb hundert Seiten weit bis in die Mitte des Buchs gekommen, und ich war ärgerlich. Es sollte anders kommen. Eine an dramatischem Leben reiche Intrigue schürzte sich; die Leidenschaft fing ihre bewegliche Sprache an zu sprechen, namentlich die unsterblichste und mächtigste aller Leidenschaften, die Liebe; die Gestalten wuchsen höher, nahmen Kraft und Wärme und Bewegung an; die geistigen Interessen vertieften sich; in furchtbarer Entscheidungsfrage trat die äußerste Spannung ein, der wir mit Schreck und Zittern folgen, und endlich löst sie sich in einen glückseligen Jubelruf auf — es ist das alte Hohe Lied der Liebe; und was ein echt liebendes, ein bis in den Tod ergebenes Frauenherz vermag, ist schwerlich je mit eindringlicherer Macht dargelegt worden als hier. So findet sich in dem Roman, wie ich es in den allerwenigsten mit gleicher Entschiedenheit oder Deutlichkeit wahrgenommen, eine Schritt um Schritt wachsende Steigerung des Interesses, der Wärme und Kraft, des Gefühls und der That, bis die letzte Partie wahrhaft erschütternd wirkt durch Schreck und Furcht, die sich in ein triumphirendes Hosianna auflösen. Wäre diese Anlage berechnete Kunst, so wäre das eine gefährliche Kunst, die fehlschlagen könnte, da der Autor den Leser erst wieder zu gewinnen hat, nachdem ihm dieser nur widerstrebend bis fast auf die Hälfte des Wegs gefolgt ist. Ich meine aber, in der auffallenden Gradation liege hier keine systematische Berechnung; der natürliche Verlauf der Handlung habe das so mit sich gebracht; mit ihr ist der Autor selbst Schritt um Schritt wärmer und stärker, ist er mitgerissen worden in mächtigere Töne hinein — er ist mit ihr gewachsen.

Die knappsten Grundstriche der Handlung sind diese: Wir befinden uns in der Zeit des großen Preußenkönigs; ein gespannter Gemeinderechtsstreit spaltet den Rath und

die bischöfliche Regierung und dazu die ganze hier- und dorthin sich neigende Bürgerschaft. Der Bürgermeister und der erste Rathsherr der Stadt, antibischöflich, verbünden sich, und die beiden Alten dictiren, daß des erstern herrschsüchtige Tochter und des letztern fein gebildeter und weltmännisch erfahrener Sohn sich heirathen sollen; die steifen Väter haben aber ohne die jungen Herzen gerechnet. Johannes liebt schon, und zwar die schöne Lisbeth des Domschenkwirths; er weigert dem Vater den Gehorsam; dieser wirbt nun für sich selber, verblendet, um die jedem Freier entgegenkommende Bürgermeisterstochter und stößt den Sohn aus dem Hause. Da mischt sich der Major von Brandt ein, der die bischöflichen Truppen befehligt; er spielt den Freund der Liebenden, verlockt den jungen Mann, treibt ihn preußischen Werbern in die Hände und möchte nun selber die Hand der schönen Lisbeth gewinnen. Johannes aber kann entspringen, kommt heim, stößt den teuflisch verrätherischen Major nieder und soll dafür den Tod durch Henkershand sterben — keine Rettung. Wir leben alle die peinlichen Scenen des Processes durch; schon bewegt sich der Zug durch die stille bangenden Straßen zum Schaffot; da tritt ihm in seiner weißer Brautkleidung Lisbeth entgegen und ruft das alte Stadtgesetz an, das den Verurtheilten rettet, wenn eine reine Jungfrau ihn aus Henkershand zum Gemahl begehrt. Und sie siegt, und alles ist gut.

Nun brauchte der Dichter hierin allerdings nicht viel zu erfinden; man weiß von solchem Recht, und auch im Verlauf der vorausgegangenen Intrigue liegt nicht eben viel Neues. Sein Werk aber ist die durchaus feine Charakteristik; sein Werk die erschütternde Gewalt, die er in jene Scenen legt, Stimmung und Ton, Glut und Leben, in aller Naturwahrheit ein glänzender Ausgang.

Zu Johannes van Dewall's „Katharina Ollsand" (Nr. 2) paßt im Grunde der Titel nicht so ganz. Wenn auch Käthchen Ollsand, eine fein idealisirte Figur, allerdings eine recht hervorragende Rolle in der Erzählung spielt, so doch nicht in dem Grade, daß wir sie für die eigentliche Heldin erklären dürften, selbst in dem beschränktern Sinne nicht, in welchem man bei einem epischen Werk überhaupt von Held oder Heldin reden darf. Ohnehin steht als leitende Hauptgestalt neben Käthchen ihr Geliebter, der hochsinnige und patriotisch begeisterte Doctor Knorr. Das Gesammtgemälde nimmt seinen fundamentalen Charakter nicht von einzelnen Personen, sondern geht sehr entschieden in den weitern Stil eines allgemein gehaltenen norddeutschen Sittenbildes über und schildert die Zeit der harten Knechtung zu Anfang unsers Jahrhunderts, wobei als Hauptplatz die Stadt gewählt worden ist, die wol am schwersten darunter gelitten hat. Danach könnten wir das Werk betiteln: Hamburg unter dem Napoleonischen Druck, oder ähnlich. Die bewegtesten und lebendigsten Scenen knüpfen an die berüchtigte Continentalsperre und den durch sie wachgerufenen, noch berüchtigtern Schmuggel an, und dieser Theil des Gemäldes reicht von Hamburg über Helgoland an die dänischen Küsten. In Wahrheit bildet das bescheidene Pappelfährhaus draußen am Strom eine Art Centrum der Handlung, das unscheinbare Häuschen, in dem eine als Ausflugsort der Hamburger dienende Wirthschaft betrieben wird; und klar ist, was den Anziehungspunkt bildet: das ist die stattliche Mama Ollsand mit ihren drei zwar körperlich und geistig recht verschieden gerathenen, aber gleich schönen Töchtern, zubenannt die drei Grazien, von denen die graziöseste das zarte Käthchen ist, veranlagt zur Dame im besten und reinsten Sinne des Worts. Da draußen spielen mehr die Ereignisse des Familienlebens, während im Rayon der mächtigen Handelsstadt diejenigen allgemeiner socialpolitischer Natur abgesponnen werden.

Die Hauptbilder nun, wie sie sich der Reihe nach folgen, sind diese: Da stehen die französischen Emigrantenkreise in mannichfachsten Schattirungen, an der Spitze ein sehr ehrbarer und feiner Marquis, in dem das Blut nach dem bekannten Satze Noblesse oblige geartet ist; neben ihm das etwas leichtfertige Töchterchen, das wegen toller Eifersucht aus Käthchen's Freundin ihre schleichende Feindin wird, auf niedrige Wege geräth, der Lüge verfällt, damit aber nur sich selber tief verwundet. Da sind die einziehenden französischen Offiziere und Beamten, Douaniers, Speculanten und Abenteurer bis herunter auf den gewandten pariser Koch, der eine viel besuchte Garküche einrichtet, durch welche er sich und seinen frühern adelichen Herrn erhält, und bis auf den noch viel gewandtern Friseur oder Haarkräusler (adonisateur), welcher zum Beichtiger oder Vertrauten der vornehmen Damen wird und sein Schäfchen ins Trockene bringt. Da ist es das ehrbare alte hamburger Bürgerhaus mit seinen verschiedenen Insassen christlicher und jüdischer Confession, wie sie sich durch die schweren Zeiten winden oder an ihnen scheitern und zu Grunde gehen. Da sind es die glänzenden Salons in dem kostbaren Kaufmannshause, dessen Chef die diplomatisch berechneten Soiréen seiner schönen Frau benutzt, um das Schmuggelgeschäft im größten Stil und auf vornehmem Fuße zu organisiren, zu welchem Zweck er ganz einfach eine klingende Allianz schließt mit den obersten Napoleonischen Beamten. Da sind es die Schmuggler selbst, die Spione und politischen Agenten, vor allen hervorragend die diabolische Gestalt eines gewissen O'Deany, der viel Unheil anrichtet, rachsüchtig und hinterlistig das Schlechteste treibt, bis er beim letzten, gegen das Fährhaus, das er anzündet, geführten Streiche ertappt und nach kurzem Proceß an den Raaen eines Kriegsschiffs aufgeknüpft wird. Er ist es auch, der die schöne Esther Lopez verschwinden macht, welche ein leichtsinniges Liebesverhältniß mit einem noch viel leichtsinnigern französischen Offizier eingegangen ist und darüber Ehre, Verstand und Leben verliert. Da sind Straßenauftritte, Festaufzüge, Berathungen und geheime Waffenübungen der Patrioten, diplomatische Bälle, Geschichten im Spielhaus u. a. m. Es finden sich drei Bilder größten Stils und voll echt dramatischen Lebens: die Zeichnung des armen und bis dahin weltverlorenen Eilandes Helgo-

land, wie es auf einmal infolge der gänzlich umgestürzten Weltlage Stapelplatz ungeheurer Schätze aus den verbotenen englischen Waaren wird, Centralsitz momentan aus dem Boden schießender großer Unternehmungen zum Geschäft und zum Vergnügen, und damit eines vermeintlich hohen Reichthums, der aber bald so zerrinnt, wie er gewonnen worden; es ist ein ungemein bewegtes Gemälde. Noch bewegter, des Pinsels eines Salvator Rosa oder Murillo würdig, die heillose Spectakelscene an der Douane beim Millernthor mit Hunderten gemeiner, frecher und zerlumpter Gestalten, die schiebend und stoßend, fluchend und lachend hinaus- und hineindrängen und alle der traurig situirten Wache ein Schnippchen schlagen wollen, ein Pöbelaufzug, wie er selten drastischer im ganzen schmuzig häßlichen Gewande gezeichnet worden, sodaß der Eindruck gemischt ist aus Ekel und gelindem Grauen. Aehnlich, doch etwas schwächer, auf dem Sumpffelde draußen das große Auto de Fé der englischen Waaren, das freilich vermöge des geheimen und wohlerkauften Einverständnisses der höchsten französischen Beamten selbst mehr ein leeres Spectakelstück wird als ein Millionen vernichtender Verbrennungsact.

Johannes van Dewall ist bekanntlich ein feiner Erzähler, und doch finde ich an diesem Roman etwas zu viel Aeußerlichkeit; das tief psychische Interesse, das den Gestalten den innern Halt gibt, ist allerdings in Käthchen's seelisch wie körperlich gleich anmuthende, überaus zarte Figur hineingelegt.

Unter vielen, die mir vorliegen, bei weitem die beste Arbeit, in Wahrheit eine bedeutende Production, ist „Ein Problem“ (Nr. 3). So betitelt es der Autor, Gerhard von Amyntor; in der That eins der originellst gefaßten und interessantesten Probleme, zu tief greifender psychischer Entfaltung angethan. Vor allem müssen wir die fundamentale Situation recht klar und scharf herausheben, und damit steht es so: Die Verwickelung dreht sich um drei Hauptgestalten und wird zum Conflict, der auch wiederum etwas Dramatisches und zwar Tragisches annimmt; nach der Fügung, die da eingetreten, muß mindestens die eine von ihnen untergehen, denn im Leben haben die drei nicht nebeneinander Platz. Das hoch ehrbare alte Haus der Freiherren von Baldern auf Baldernstein hat einmal gewankt, finanziell, und der Vater des Helden unserer Geschichte hat alle Kraft eines eisernen Willens und rastloser Thätigkeit anwenden müssen, um den vielhundertjährigen Stammsitz zu retten, auf den ein hergeschneiter Emporkömmling und Gutsnachbar, der sehr plebejische und gemeine Speculant Herr Mistauß, die gierigen Augen geworfen und deshalb Kapitalien darauf geliehen hat. In dieser Bedrängniß hat der Zufall den sonst absolut makellosen alten Baron einmal in Versuchung geführt: er hat für sich und den gerade abwesenden Mistauß Lose einer großen Staatslotterie zu besorgen, meldet diesem die für ihn genommene Nummer, verwechselt sie aber bei der Angabe durch einfaches Versehen mit seiner eigenen; einige Tage darauf ist Ziehung, und er bekommt Nachricht, daß seine, eigentlich seines Nachbarn Nummer 50000 Thaler gewonnen, die andere leer ausgegangen ist; die 50000 Thaler behält er nach langem Kampf mit sich selber schweigend in der Tasche, rettet damit sein Gut und macht sich von der Verpflichtung gegen den gefährlichen Helfer los. Aber die halb unverschuldete Unredlichkeit läßt dem sonst so gewissenhaften Manne noch auf dem Todtenbette nicht Ruhe, und das ist der schwebende Punkt, auf dem unsere Geschichte ruht. Als der alte Herr stirbt, nimmt er unter Mittheilung des Sachverhalts dem einzigen Sohne Hartmann das feierliche Gelöbniß ab, daß er die ebenfalls einzige Tochter und Erbin von drüben, Konstanze Mistauß, heirathen werde, womit er das begangene Unrecht gut machen möchte. Hartmann liebt das stolze und verzogene Dämchen nicht, haßt überhaupt die ganze roh angelegte Gutsnachbarschaft, gibt aber die verlangte Zusage und muß sie nun auch halten. Da führt ihm vor der so lange als möglich hinausgeschobenen Heirath das Verhängniß in Sabine Hollweg, der wunderschönen und fein besaiteten Tochter eines einfachen Gedinghäuers, eine jener Gestalten entgegen, die gewöhnlich tief in ein Leben eingreifen, dem sie einmal nahe getreten, weil sie unvergeßlich sind; und zwischen den beiden im Leben auf so verschiedene Höhe Gestellten spinnt sich ohne Wissen und Wollen ein Faden an, den sie nicht mehr abreißen können; nun erst ist der Conflict voll und ganz da. Der Ausgang: Hartmann heirathet endlich Konstanze, ist natürlich unglücklich; später führt das Verhängniß Sabine in seinen großen Haushalt ein — doppelte Spannung. Da kommt Konstanze durch eigene Schuld gewaltsam um, und so hat der Tod den beiden Liebenden, die redlich ihre Pflicht gethan und standhaft auf dem ihnen angewiesenen Posten ausgeharrt haben, freien Raum gemacht. Der Freiherr heirathet das einfache, aber nach allen Vorzügen, die der Mensch nur haben kann, ihm vollkommen ebenbürtige Mädchen, und nun sind Glück und Frieden wieder auf Baldernstein eingekehrt.

Innerhalb dieses Rahmens finden sich, weiter ins Allgemeine greifend, eine Anzahl besondere Lebens- und Naturformen gezeichnet, ebenso einfach wie treu und ungemein anziehend. So am Anfang ein norddeutsches Waldgebirge mit Bergmannsleben, die Natur so frisch, die Menschen noch patriarchalisch einfach, wahr und gut; es ist ein sehr schönes, recht ans Herz greifendes Gemälde, ein ungesuchtes Idyll. Dann kommt das große Gutsleben mit dem ganzen Train der nothwendigen Dienerschaft, in der strengen Arbeit wie im gesellschaftlichen Vergnügen; immer aber kehrt es die ungemein starke Geistes- und Wesensverschiedenheit heraus, ob es sich abspielt in einer altehrwürdigen Aristokraten- oder in einer neugebackenen Geldprotzenfamilie; die abweichenden Grundzüge sind mit vollständiger Klarheit und Schärfe gezeichnet. Und das alles ergreift, weil es in seinem innersten Geisteswesen erfaßt ist. Zwei einzige Scenen sind erschütternder Natur, aber auch sie mit keinem Zug übertrieben oder auf den Effect gearbeitet: das ist der selbstverschuldet gewaltsame Tod des

alten Mistauß und in den letzten Augenblicken die Aussöhnung mit dem von ihm arg übervortheilten noblern Bruder, dem Amerikaner. Noch schlimmer ist das Schicksal seiner Tochter, der übel berathenen Freifrau. Um ihren kalten Gemahl zu reizen, hat sie ein zwar ziemlich ungefährlich tändelndes Liebesspiel mit dessen kräftigem und unredlichem Oberförster angesponnen; das rächt sich furchtbar. Der Freiherr entdeckt das, und nun fliehen die beiden aus Furcht in die Gebirgsheimat des Försters. Dieser, ernüchtert und zur Einsicht gekommen, erschießt sich, und die unglückliche Frau wird mit dem Häuschen von den Wellen des entfesselten Waldstroms leblos weggespült: das Schicksal hat gerichtet.

Hohe Spannung tritt in die Verhältnisse ein mit dem Augenblick, wo Sabine, ohne zu ahnen, daß es die Familie des von ihr so hochverehrten Freiherrn ist, als Vorleserin der Frau ins Haus gerufen wird, während der Förster, der das Mädchen heftig liebte, nun aus überschäumender Eifersucht die sonst schon entzündliche und unüberlegte Frau auf die frühere Bekanntschaft Sabinens mit Hartmann stichelnd aufmerksam macht, was denn auch seine natürliche Frucht trägt. Und da ist es bewundernswerth, wie das von der Natur innerlich wie äußerlich so reich ausgestattete Mädchen in der delicaten Stellung sich trägt und hält, keine Linie von der sorgsam bemessenen Pflicht abweichend, mit keinem Worte das tiefere Gefühl verrathend, ja bereit, zum Glück der getrübten Ehe das schwerste Opfer zu bringen, das man von dem fein gearteten Weibe kaum fordern darf, nämlich dem von ihr durchschauten und gefürchteten Förster die Hand zu reichen in der Meinung, ihn dadurch von dem gewagten Spiel mit der Gutsfrau abzubringen. Davor bewahrt sie dann das weiter schreitende Schicksal. Sie ist eine herrliche Figur, diese schlichte Bergmannstochter, das Ideal eines Weibes in der höchsten Bedeutung, jeder Zug wahr, rein und überraschend schön; eine erstaunliche Feinheit ist in diese bevorzugte Zeichnung gelegt. Auch die andern sind von echtem Gepräge: der fest und gehalten auftretende hochsinnige Edelmann, der höchstens etwas hart scheint und es auch gar keines Versuchs werth hält, die von vornherein ungeliebte Gattin, die nach seiner Liebe verlangt, an sich zu ziehen oder nach seinem Geiste zu bilden; der schlecht und undankbar handelnde Förster, der doch nicht eigentlich verdorben ist, sonst würde er nicht zur Sühne Hand an sich legen; der tölpelhafte Mistauß und sein viel gediegenerer Bruder. Ungemein anziehend sind die tüchtigen Bergmannsgestalten und das ganze naturfrische Leben in dem prächtigen Gebirgsdorfe.

Das Ganze ist eine seelisch tief greifende, eine feine Schöpfung, nie die zarte Schönheitslinie überschreitend und weit hinausreichend über das gewohnte Mittelmaß der belletristischen Producte.

Zu Ernst Lohwag's Roman (Nr. 4) übergehend, machen wir als Grenzmarke einen dicken Strich. Die Genugthuung — falls es unter allen Umständen eine Genugthuung sein soll — hat der Verfasser, welcher sich an die „Ausgrabung des Paradieses" gewagt, daß er ein Original geschaffen, ein Original durch und durch; es fragt sich nur, was für eins. Noch mehr: das ist eins der allerwunderlichsten, der bizarrsten Bücher, die in der erschreckenden Ueberfülle unsers endlos schreibseligen Jahrhunderts mir vor Augen gekommen sind, und das will wahrhaftig etwas besagen. Was soll man von diesem abenteuerlichen Phantasiegebild urtheilen?

Da führt uns der Autor einen sogenannten Idealisten-, besser gesagt Phantastenclub vor; das Kleeblatt, bestehend aus einem Bildhauer, einem Dichter und einem Chemiker, sie alle etwas verunglückt, ist sehr arm. Allwöchentlich versammeln sie sich in einer wiener Kneipe bei einem je nach der momentanen Ebbe oder Flut ihrer Kasse mehr oder weniger bescheidenen Mahl, um diesen Abend hindurch ihre Meinungen und Einfälle recht nach Herzenslust anbringen und wieder einmal in den Wolken wandeln zu können. Da verfällt der Bildhauer eines Abends auf den vertrackten Einfall, auf Grund einiger Bibelstellen, die er eifrig gelesen, müsse das verloren gegangene Paradies wieder aufgefunden werden, und sie seien die rechten Leute, das erlösende Werk zu vollbringen. Gesagt, gethan. Der Club wird leicht für die brillante Idee gewonnen, einige andere Personen ins Vertrauen gezogen, darunter ein unternehmungslustiger und behäbig situirter wiener Kaffeewirth, der den nervus rerum beibringt; denn auch zu diesem urweltlichen Unternehmen braucht es ganz gewöhnliches modernes Geld. Unterdessen ist dem Helden leibhaftig der Gott Mercur, Regent seines gleichnamigen Planeten, erschienen, um ihm seine Hülfe anzubieten gegen die feindselige Göttin Erde, die sich der kühnen Entdeckungsfahrt, welche das Menschengeschlecht von dem Knechtsdienst an diese harte Mutter befreien könnte, mit List und Gewalt widersetzt. Umsonst. Unsere Touristen neuesten Schlags erzwingen sich durch eine kärntener Höhle den Eingang in die Unterwelt, bohren sich durch Sprengen von Etage zu Etage tiefer und enden damit, daß sie wirklich zu unterst, nachdem sie unsere Urältern Adam und Eva in arg heruntergekommenem Zustande getroffen und erlöst haben, das ersehnte Paradies auffinden und erobern. Was alles haben sie unterwegs gesehen? Nichts anderes als die verfeinerten, duftigern und veredelten, andererseits auch (s. den Dreißigjährigen Krieg) die viel gewaltigern und erschreckenden Abbilder alle der Entwickelungsstadien und Culturphasen, welche das Menschengeschlecht da oben bereits durchlaufen hat. Das fängt an mit dem etwas ideal gewordenen Metternich und seinem Staat, und nachdem wir die markantesten Jahrhunderte und Nationen durchspaziert, hört es auf bei den Aegyptern, Assyrern, Indern. Alles also in einem zweiten Leben ätherischer gewordene Abbilder der Gestalten, die wir da oben am hellen Tageslicht gut und übel ihre Rolle abspielen sehen. Das Ende vom Liede ist aber, daß das jetzt lebende Geschlecht das aufgefundene Paradies nicht anerkennen, sich nicht will erlösen lassen.

Daß ein so abenteuerlicher Einfall Raum gibt für eine Fülle von phantastischen Gestalten und Situationen, liegt auf der Hand. Es fragt sich aber, was die Dinge für einen Eindruck machen und wie und wo wir sie unterbringen können. Ist das Poesie und echte Poesie? Das ganze Gebilde könnte humoristisch sein, etwa so im Stil eines Märchendramas; dann würde es aber einen eminent hervorragenden Kopf brauchen, um ihm das rechte Leben und die richtige Stimmung einzuhauchen. Es könnte ferner ironisch sein und eine fein geübte Kritik oder Persiflage unserer weltlichen Zustände und Strebungen anbringen. Das erstere würde mehr Kunst, das zweite mehr Geist erfordern. Hier haben wir weder das eine noch das andere: für den Humor ist es zu schwerfällig, zu trockenen Ernstes; für die Ironie zu matt, ohne durchschlagende Gedankenblitze. Es ist eine ganz zwecklose Schöpfung, und das verzeihen wir auch dem Roman nicht. Das eine mal krabbelt uns das tolle Zeug beim Lesen wunderlich im Kopf herum, und das andere mal langweilt es uns herzlich.

J. J. Honegger.

Historisches und Biographisches.

1. Deutsche Geschichte. Von Wilhelm Arnold. Zweiter Band: Fränkische Zeit. Zweite Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Gr. 8. 7 M.
2. Geschichte Schlesiens. Von Karl Grünhagen. Erste bis dritte Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 20 Pf.
3. Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete. Von Eduard Jacobs. Erste und zweite Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1884. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 20 Pf.
4. Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe. Von Louis Neustadt. Breslau, Koebner. 1883. Gr. 8. 2 M.
5. Vingt et une Coeur- und Pique-Damen. Historische Feuilletons. Von H. Th. Traut. Leipzig, Blüher. 1884. 8. 4 M.
6. Bilder aus vergangener Zeit nach Mittheilungen aus großentheils ungedruckten Familienpapieren. Erster Theil: Bilder aus Piter Poel's und seiner Freunde Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1884. Gr. 8. 7 M.
7. Mein Leben und Bildungsgang. Von Georg Weber. Leipzig, Engelmann. 1883. Gr. 8. 40 Pf.
8. F. W. Weber. Sein Leben und seine Werke im Spiegel der Kritik. Paderborn, F. Schöningh. 1883.

Es sollte Wilhelm Arnold nicht vergönnt sein, das treffliche Werk „Deutsche Geschichte" (Nr. 1), dessen erste Hälfte ich im ersten Hefte des Jahrgangs 1882 von „Unsere Zeit" näher besprochen habe, bis zu Ende durchfeilen, noch weniger seinen Lieblingswunsch ausführen und seine fleißige Arbeit bis zur Reformationszeit fortsetzen zu können; zu früh entriß ihn der Tod der Wissenschaft. Sein nächster Freund, der juristische Professor A. Heusler in Basel, gab nun die fertig vorliegende zweite Hälfte der „Fränkischen Zeit" heraus. Arnold's warme Darstellung, echte und biedere Gesinnung, sein frommer Sinn treten uns überall wohlthuend entgegen; alles Recht und alle Wahrheit stellt er in die engste Beziehung zu Gott als ihrem Urquell. Mit seltener Sachkenntniß ausgerüstet, verbindet er mit tief wissenschaftlichem Ernst die glücklichste Auffassungsfähigkeit für die Entwickelung unsers Volks, dessen Culturaufgabe er so ideal begriff und wiedergab; wie in frühern Werken zieht er als wichtiges Hülfsmittel die Sprachforschung und die vergleichende Sprachwissenschaft vielfach heran und gelangt durch sie zu neuen Resultaten.

Chlodwig, dessen hervorragende Größe in der ersten Hälfte des Werks beredt geschildert wird, hatte die römische und germanische, die heidnische und die christliche Welt miteinander verknüpft, von ihrer Verschmelzung mußte die ganze Entwickelung der Cultur seines Staats abhängen; dieser Ausgleich erforderte natürlich Zeit und gegenseitige Opfer an berechtigten Eigenthümlichkeiten. Gab die frühere Zugehörigkeit zum Römischen Reiche den romanischen Ländern auf allen Lebensgebieten einen Vorsprung, den die Germanen erst in harter Arbeit einholen konnten, gab die celtisch-romanisirte Bevölkerung, die Hauptmasse, als Element den Ausschlag, nicht aber die bald romanisirten Franken, so gelang es Chlodwig durch sein Eingehen auf den Charakter des Romanismus, sein fränkisches Reich an die Stelle des römischen zu setzen; seine Heerscharen gaben der absterbenden römischen Welt einen Impuls, wodurch sich eine neue Nationalität, die französische, bildete; aber erst das Majordomat der deutschen Karolinger erhob das fränkische Reich zur Weltmacht; die Germanen waren das active, die Romanen das passive Element, die neue Staatenbildung ging von erstern aus, und wenn nicht ihr Einfluß Rettung gebracht hätte, so würden auch Christenthum und Kirche zerfallen sein. Seit Chlodwig trat auch der Uebergang der bisher umherwandernden Germanen zur vollen Seßhaftigkeit ein, zuerst bei den salischen Franken, zuletzt bei den Baiern; die Hauptperiode der Ortsgründungen ist die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert, und Arnold gibt reiche Details über die Mannichfaltigkeit der Ortsnamen.

Mit gewohnter Gründlichkeit stellt er das wirthschaftliche Leben, den sich entwickelnden Landbau mit der Dreifelderwirthschaft, den Verkehr, Handel, Gewerbe und die Lage der Juden dar, und schildert das Kriegs- und das Lehnwesen. Wir sehen, wie das Lehnwesen von entscheidender Wichtigkeit für das ganze Mittelalter und charakteristisch für die gesammte germanisch-romanische Staatenbildung war, wie es dann seine alte Bedeutung erst im 15. Jahrhundert mit der Erfindung der Schießwaffen verlor. Die

ersten Aufzeichnungen ihrer Rechte wurden von den deutschen Stämmen bei der Niederlassung auf römischem Boden und bei dem Eintritte in die neue staatliche Ordnung gemacht, darum zuerst bei den salischen Franken, später bei den andern; erst mit dem Staatsgedanken erwachte die gesetzgeberische Thätigkeit, und als erste Anlässe zu letzterer bezeichnet demzufolge Arnold die Völkerwanderung, die Staatengründung auf römischem Boden und den Uebertritt zum Christenthum. Das wichtigste Volksrecht wie das älteste und meist verbreitete war die Lex Salica, die nicht vor Chlodwig ihre Gestalt empfing; eine gemeinsame Gesetzgebung für alle Stämme ließ sich nicht erreichen; Karl der Große, der an eine solche gedacht haben mag, begnügte sich schließlich mit der Revision der ältern und der Aufzeichnung der meisten noch ungeschriebenen Stammrechte. Seit dem 7. Jahrhunderte verschmolzen Franken und Römer unter großen Bewegungen zu einer neuen romanischen Nation; mehr und mehr bildete sich im fränkischen Königreiche staatliche Ordnung aus; Karl der Große krönte den Bau mit der Kaiserkrone, die ihm die römische Kirche aufsetzte; er brachte das Reich in staatsrechtliche Verbindung mit der Kirche. Wie das Königthum und der Hof entstand die Beamtung des neuen Reichs aus der Verquickung römischer mit germanischen Elementen; künftig wählte nicht mehr das Volk seine Beamten, sondern der König ernannte sie, und unter ihnen standen Römer wie Franken; aus der republikanischen Verfassung schälte sich eine monarchische heraus: der König übernahm den Schutz des Rechts, und ihm, nicht dem Volke, stand die Souveränetät zu; die Volksversammlung verschwand; über die alten Gaue setzte er die Grafen als seine Beamten, das Reich wurde planmäßig eingetheilt, Verwaltung und Verfassung uniform eingerichtet. Das Kaiserthum Karl's des Großen umschlang des ganze Abendland zu einer christlichen Einheit; das Christenthum wirkte sehr zum Werden der neuen Nation mit; ihm verdanken wir die Schrift und die neue Schriftsprache, mit ihm verbreitete sich hochdeutsche Literatur, es übte einen allgewaltigen Einfluß und ging in Fleisch und Blut unsers Volks über; das deutsche Volk wurde der Hauptträger des Christenthums, und Luther hat später vollendet, was das Mittelalter anbahnte; immer unauflöslicher knüpfte sich die Ehe des deutschen Geistes mit dem Christenthum. Der Kirche, die so zur festen Gründung des Staats mitwirkte, gehörten die Gebiete der Schule und Kunst, deren Anfänge besonders in den Klöstern zu finden waren, manchmal auch an Bischofssitzen; ihr und überhaupt dem Christenthum verdanken wir unser neues Geistesleben. Die Kirche wurde zur Hierarchie, welche die zerfallende römische Staatsform auf sich übertrug; gewissermaßen war sie die Erbin des Römischen Reichs in seiner äußern Gliederung; je inniger sich das Fränkische Reich mit der Kirche, um die sich Bonifacius dauernde Verdienste erwarb, verknüpfte, desto mächtiger wurde es innerlich und äußerlich; die Kirche in erster Linie schuf seine innere Einheit, und Karl der Große baute seine Macht wesentlich auf den engen Bund mit derselben.

Karl Grünhagen, der berufenste Forscher und Kenner schlesischer Geschichte, aus der er das Hauptstudium seines Lebens machte, ist zwar ein warmer Freund seines engern Vaterlandes, vergißt aber über dieser Liebe nie die historische Gerechtigkeit und bleibt stets ebenso objectiv wie maßvoll; bei der strengsten Pünktlichkeit und Gründlichkeit beherrscht er den schwierigen Stoff wie kein zweiter. Die bisherigen Darstellungen der schlesischen Geschichte waren veraltet; aber es fand sich bei den Historikern wenig Neigung, eine neue zu liefern, um so weniger, als es sehr schwierig schien, die Geschichte eines in so viele Theile zersplitterten Territoriums, wie Schlesien war, unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Der erste Band von Grünhagen's „Geschichte Schlesiens" (Nr. 2) soll bis 1527, bis zum Eintritt der Habsburgischen Herrschaft reichen; bisjetzt liegen drei Lieferungen desselben vor. Buch 1 schildert die Zeit vom Jahre 990 n. Chr., aus dem zuerst ein Ereigniß auf schlesischem Boden berichtet wird, bis 1201, bis wohin Schlesien unter polnischer Herrschaft stand; dies war zugleich die Zeit der deutschen Ansiedelungen. Buch 2 führt uns Schlesien unter selbständigen Herzogen bis 1327 vor: das Land ward völlig germanisirt, Klöster und Städte entstanden, der große Mongoleneinbruch ward glücklich zurückgeschlagen, die Kirche erlangte große Macht; die Herzoge hingegen zerfleischten einander in Bruderkriegen, verloren beständig an Ansehen und Gewalt, büßten endlich ihre ganze Selbständigkeit ein und traten unter böhmische Landeshoheit. In Buch 3 sehen wir Schlesien unter Königen des Luxemburgischen Hauses bis 1437. War Johann für das Land gütig und günstig, so war Karl IV. der weiseste Gesetzgeber, und nie hatte Schlesien so glückliche Tage wie unter ihm; doppelt mußte es seinen Tod betrauern, da nun die schlimmen Zeiten Wenzel's anbrachen, denen die entsetzlichen Greuel des Hussitenkriegs folgten; Schlesien hielt treu zu dem Hause Luxemburg.

Eduard Jacobs hat in seiner „Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete" (Nr. 3) eine fast noch schwerere Aufgabe zu erledigen als Grünhagen; es gilt, die lange Reihe bedeutender, meist ganz selbständiger geistlicher und weltlicher, dabei eigenartiger Fürstenthümer und Städte von Anfang an zu schildern, aus denen 1815 die preußische Provinz Sachsen entstand; wie bunt durcheinander gewürfelt liegen hier Bisthümer, Fürstenthümer, Herrschaften, Reichsstädte! Hierzu kommt noch als erschwerender Umstand für die Darstellung hinzu, daß die weitaus größere Hälfte des Bodens der Provinz Sachsen Staaten angehörte, deren Schwerpunkt auswärts lag, z. B. den Häusern Wettin und Hohenzollern, dem Erzstifte Mainz. Jacobs ist meist nicht auf die ersten Quellen zurückgegangen, sondern excerpirte aus den besten originalen Arbeiten, was er brauchte, um eine gute Provinzialgeschichte zu schreiben, wie sie Sachsen-Thüringen

bei seiner großen Wichtigkeit für Deutschland verdiente. Das Werk, von dem zwei Lieferungen vorliegen, beginnt mit der vorchristlichen Zeit, bespricht die Ausbreitung des Christenthums, für die besonders Bonifacius thätig war, die Zeiten der sächsischen Kaiser, gibt eine Uebersicht der Stifter und Klöster innerhalb des Gebietes der heutigen Provinz Sachsen und gelangt bis zur Geschichte der ostsächsisch-thüringischen Lande unter den salischen Kaisern.

Die Epoche, da Markgraf Georg von Brandenburg Erzieher König Ludwig's II. von Ungarn war, 1516—21, wird von Louis Neustadt (Nr. 4) gründlich geschildert. Während Jahrhunderten, seit 1552, bestimmte der Bischof Dubrawsky von Olmütz, ein Böhme, das Urtheil über des Markgrafen Erziehungsthätigkeit; ebenso hart wie ungerecht fiel es aus; aber alle ungarischen Historiker schrieben es kritiklos nach, auf selbständige Forschung verzichtend, und selbst deutsche adoptirten es; freilich fand Georg, der Vielgeschmähte, auch manchen Verfechter auf deutscher und protestantischer Seite. Neustadt zieht das alte Quellenmaterial, gedruckte und handschriftliche neue Autoritäten, venetianische Gesandtschaftsberichte u. s. w. hervor, um eine günstigere Beurtheilung zu begründen, und es ergibt sich, daß Deutschenhaß und Glaubensfanatismus ein Zerrbild des deutschen Ketzers gezeichnet hatten. Was versteht Neustadt unter der Mainzer Linie der Hohenzollern?

Ein pikanter Titel zu einem werthlosen und sehr schlecht geschriebenen Buche: hiermit wären die „Historischen Feuilletons" von H. Th. Traut (Nr. 5) bereits charakterisirt; dieselben sind nichts als flüchtigste Compilationen aus bekannten Quellen, eines eigenen Urtheils enthält sich der Autor meistens. Vergleicht man die Katharina von Medici, die Maintenon, die Orsini, Katharina II., Karoline Mathilde von Dänemark u. s. w. der Geschichte mit diesen Bildchen, so erscheinen uns letztere ungemein abgeblaßt und dürftig; drei gediegene formvollendete Porträts wären diesen einundzwanzig bei weitem vorzuziehen!

Der Familie Sieveking in Hamburg ist das Werk „Bilder aus vergangener Zeit" gewidmet (Nr. 6), dessen erster Theil, die Jahre 1760—87, vor uns liegt; derselbe leitet das Leben Karl Sieveking's ein, der zwar nicht im eminenten Sinne des Worts ein Mann der That, wohl aber ein tüchtiger Mensch war, der mit bedeutenden Zeitgenossen in engem Verkehr stand, eine werthvolle Correspondenz mit ihnen führte und unter vielfach wechselnden äußern Verhältnissen ein reiches inneres Leben verbrachte. Zunächst wirft der Autor einen Blick auf die Karl Sieveking vorangehende Generation, auf die Familien seines Umgangs, die Sieveking, Poel, Hanbury, Büsch, Reimarus, Voght u. a., die wir theils schon aus Rist's Lebenserinnerungen, manche auch aus K. W. Pauli's Lebensbild kennen. Die Darstellung, welche äußerst lebendig gehalten ist, beruht wesentlich auf Familienpapieren, besonders auf den von Poel hinterlassenen ungedruckten Denkwürdigkeiten; Poel's Haus bildete einen Mittelpunkt geistigen Lebens in Hamburg, er lebte von 1760—1837. Seine Jugend, die in dem vorliegenden Theile des Werks zur Darstellung kommt, fiel in eine fröhliche, den Lebensgenuß liebende Zeit und endete mit dem Ausbruche der unheilvollen Periode der Revolution, deren Wetterleuchten bereits sichtbar war. Besonders fesselnd sind die Mittheilungen aus und über Rußland, Schweden und Frankreich, die Auszüge aus Briefen von Johann Heinrich Voß, Ernestine Voß und Therese Heyne, sowie der Aufenthalt in Göttingen. Voll Spannung sehen wir dem zweiten Theile des werthvollen Buchs entgegen.

In Leben und Bildungsgang eines in vollster Manneskraft unter uns wirkenden Gelehrten gewährt die kleine Schrift „Mein Leben und Bildungsgang" (Nr. 7) wohlthuenden Einblick; es dürfte wenig so durchaus harmonische Lebensgeschichten geben wie die Georg Weber's, des in der ganzen gebildeten Welt bekannten und hochgehaltenen Historikers. Wem es wie mir vergönnt ist, seit Jahren den ewig jungen Greis mit unermüdlichem Fleiße arbeiten und Licht von Generation zu Generation tragen zu sehen, der kann recht würdigen, was solche Männer für ein Volk bedeuten. In Weber besitzen wir einen Autor, der sich alles zu verdanken hat, der im vollsten Umfange des Worts von der Pike auf diente, die Aufmerksamkeit bedeutender Männer wie Hermann und Schlosser früh auf sich lenkte, durch ihre neidlose und gütige Anerkennung ermuntert und gefördert wurde; er ist a selfmade man im wahrsten Sinne, und dies zu betonen ist sein edler Stolz. Die anheimelnde Schrift ist die etwas veränderte Neuausgabe der gleich betitelten von 1881.

Das Heftchen „F. W. Weber. Sein Leben und seine Werke im Spiegel der Kritik" (Nr. 8), macht uns mit einem andern Weber bekannt, der sich unter vielen Entbehrungen emporarbeitete, in der Poesie aber eine Trösterin fand, die sie ihn leichter tragen ließ. War die Medicin sein Beruf, in dem er es zum gesuchten Badearzt und Sanitätsrath brachte, so blieb die Poesie seine Erholung, und sein lyrisch-episches Gedicht „Dreizehnlinden" hatte einen großen Erfolg. Im Jahre 1883 erschien bereits die dreizehnte Auflage (1878 die erste); seine „Gedichte" erlebten seit 1881 schon sechs Auflagen. Das Büchlein theilt die vorzüglichern Kritiken mit, welche über die Arbeiten dieses Dichters von Gottes Gnaden veröffentlicht wurden.

Arthur Kleinschmidt.

Poetische Uebersetzungen.

1. Sämmtliche poetische Werke von Henry Wadsworth Longfellow. Uebersetzt von Hermann Simon. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1883. 8. 3 M.

Der Uebersetzer sagt in seinem Vorwort:

Nachdem ich noch in meinem zweiundvierzigsten Lebensjahre die englische Sprache erlernt hatte, begann ich nach einigen Jahren Gedichte der verschiedensten englischen und amerikanischen Dichter und Dichterinnen in meinen Mußestunden und als Erholung von meinen Berufsarbeiten als Jurist in deutsche Gedichte zu übertragen, und übersetzte auch einige kleinere Gedichte Longfellow's und sodann seine herrliche „Evangeline" und seinen wundervollen „Hiawatha". Jetzt habe ich nun meinen eingangs gedachten Vorsatz durchgeführt und diese umfangreiche und schwierige Arbeit in meinem neunundsechzigsten Lebensjahre vollendet, und wenn das deutsche, amerikanische und englische Volk meine Uebersetzungen der Longfellow'schen Dichtungen beifällig aufnehmen, so werde ich auch noch größere druckfertige Uebersetzungen anderer englischer und amerikanischer Dichter, als Byron, Tennyson, Moore, Eliza Cook, Felicia Hemans u. s. w., durch den Druck zur Veröffentlichung bringen. Bei Beurtheilung meiner Uebersetzungen ersuche ich die geehrten Leser, vor allen Dingen den Umstand zu berücksichtigen, daß es unendliche Schwierigkeiten verursacht, englische Gedichte in denselben Reimen und in demselben Versmaß in deutsche Dichtungen zu übertragen, weil die englische Sprache eine Menge ein- und zweisilbige Wörter hat, die im Deutschen zwei- oder dreisilbig sind, und auch viele Worte enthält, für welche ein gleichbedeutendes deutsches Wort nicht vorhanden ist, sodaß ein nur dem Sinne entsprechendes gesucht werden muß.

Es ist schwer, an eine Arbeit dieser Art den kritischen Maßstab zu legen. Wer wollte verkennen, daß eine höchst respectable Summe von Fleiß, Geduld, Ausdauer und Kenntnissen aufgeboten werden mußte, um für die mehr als tausend Seiten dieser zwei enggedruckten Bände das Manuscript zu beschaffen. Wer wollte auch in Abrede stellen, daß die im Vorwort von dem Uebersetzer geltend gemachten Gründe gegen die Ausführbarkeit einer mustergültigen Verdeutschung des ganzen Longfellow durchaus stichhaltig sind. Aber brauchen wir denn auch alles das zu übersetzen, was sich nicht in genügender Weise übersetzen läßt? Ist es nöthig, daß wir anders als in der Ursprache auch solche fremde Gedichte lesen, die in der Uebertragung jedes poetischen Reizes entkleidet werden, es sei denn, ein Dichter von Gottes Gnaden habe auf sie seine ganze Kunst verwendet? Werden wir nicht, wenn wir in dieser Weise fortfahren, bald zu Uebersetzungen der letztern Art niemand mehr finden? Denn erlesene Leistungen müssen auf jedem Gebiete mit Gold aufgewogen werden, und der Markt ist mit Uebersetzungen, die sich vor allem durch „Vollständigkeit und durch Beibehaltung des Versmaßes" empfehlen, so überschwemmt, daß auch das kaufende Publikum längst nicht mehr weiß, wonach es eigentlich greifen soll. Worin besteht denn der Reiz einer mustergültigen Uebersetzung? Doch wol in Wiedergabe nicht allein des Inhalts, sondern auch der ursprünglichen Anmuth oder Zartheit oder Kraft oder Majestät der zu übersetzenden Dichtung! Nun denn, sehen wir einmal von so hohen Forderungen ab, wie berechtigt sie auch sind, und lassen wir es ferner dahingestellt, ob ein Gedicht, das sich in Reimen nur mit Aufopferung poetischer Vorzüge übersetzen läßt, nicht weit besser reimlos übersetzt würde; beschränken wir unsere Ansprüche auf eine getreuliche Verdeutschung des bloßen Inhalts. Wie hat der Uebersetzer, dessen Fleiß uns die größte Hochachtung abnöthigt, aber der doch, ehe er auch seine Verdeutschungen Byron's, Moore's u. s. w. herausgibt, ein unbefangenes Urtheil über seine Art zu übersetzen wünschen muß, jene bescheidenste Forderung erfüllt? Wir fürchten, in nicht genügendem Maße. Es versteht sich, daß wir nicht jedes Gedicht darauf haben prüfen können. Wir mußten uns auf Stichproben beschränken und werden uns freuen, wenn andere bei diesem Verfahren zu günstigerm Ergebniß gelangten. Hier nur einiges aus dem zufällig aufgeschlagenen Schlußgesang des in Hexametern geschriebenen Gedichts „The Courtship of Miles Standish": ein Titel, welcher, beiläufig gesagt, schon mit Hinweglassung der „Liebeswerbung" in der Uebersetzung kurzweg „Meils Standisch" lautet. Da finden wir denn beispielsweise für:

Then the captain advanced, and, bowing, saluted Priscilla,
Gravely, and after the manner of *old-fashioned* gentry in England,
Something of camp and of court, of town and of country commingled —

Da trat der Hauptmann vor, verbeugte sich, grüßte Priscilla,
Ehrfurchtsvoll, wie es Art der *vornehmen Leute* in England,
Welche die *Grüße* des Lagers, des Hofes, der Städter, des Landmanns
Alle vereint.

Hier ist das Wort old-fashioned oder „altmodisch" ganz weggefallen und nicht minder das Wort something oder „etwas", durch welche beide Ausdrücke gesagt werden soll, daß in dem Behaben der *altmodischen* Engländer von Stande, nicht der Vornehmen überhaupt, immer *etwas* ist, was an das Lager, den Hof u. s. w. gemahnt.

Wenige Zeilen weiter heißt es:

Groß war das Staunen des *Volks* und größer noch war *seine* Freude,
Daß *sie* noch einmal sahn das *verbrannte* Gesicht *ihres* Hauptmanns.

Das Original sagt:

Great was the people's amazement and greater yet *their* rejoicing,
Thus to behold once more the *sunburnt* face of their captain.

Das „verbrannte Gesicht" wäre doch wol leicht durch das gebräunte Gesicht zu ersetzen gewesen (brown as a nut ist Miles Standisch schon im Anfang bezeichnet worden), wenn der Uebersetzer für das viersilbige „sonnverbrannte" in seinem Hexameter nicht Platz zu schaffen wußte. Unklar ist aber völlig, warum „Volk" in der ersten Zeile als Singular (seine), in der zweiten als Plural (sie, ihres) tractirt wird.

Was übrigens die Freiheit betrifft, mit welcher der Verfasser sonst den Hexameter behandelt, so sei beispielsweise eine Zeile angeführt, die sich auf der nämlichen Seite findet:

Frugen, erwiderten, lachten, unterbrachen sich eines das andre
also — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —
statt — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ‖ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —

Gleich darauf folgt sogar ein Siebenfuß:

Scharlachroth war seine Decke, ein Kissen als Sattel ihn schmückte.
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

Und nochmals:

Fröhlich durchs Bild, das wie Liebestraum ihm seinen Busen durchbebte.
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — — — ◡ — ◡ ◡ — —

In derselben Nachbarschaft stoßen wir endlich noch auf Folgendes. Das Original heißt:

There were the graves of the dead, and the barren waste of the sea-shore,
There the familiar fields, the groves of pine, and the meadows;
But to their eyes transfigured, it seemed as the garden of Eden.

Nämlich: in den Augen der liebend Verbundenen floß das Unfreundliche und das Freundliche zu einem Paradiesesbilde zusammen.

Die Uebersetzung lautet:

Dorten die Gräber der Todten, die öden Gestade des Meeres,
Hier die Familienfelder, der Fichtenwald, düstere Wiesen;
Doch ihren Blicken erschien es so schön wie die Gärten von Eden.

Die zweite Zeile ist, wie man sieht, alles Reizes in solchem Grade geflissentlich entkleidet, daß die Wiesen sogar noch den Zusatz „düstere" erhalten haben; umschrieben ist groves of pine, was an einen Lustwald, an etwas Anmuthiges mahnen soll, mit „Fichtenwald"; und endlich sind aus den familiar fields (Felder, die dem jungen Paar schon lieb und vertraut sind) „Familienfelder" geworden, eine den Ausdrücken Familien-Thee, Familien-Bordeaux u. s. w., also etwas Billigem und Schlechtem verwandte Bezeichnung, bei der sich der Uebersetzer ohne Zweifel Aecker gedacht hat, die durch den Schweiß ganzer Familien hatten gedüngt werden müssen.

Dies sind keine Flüchtigkeitsfehler, sondern Misverständnisse, wie auch die Uebersetzung des Ortsnamens Plymouth mit „Plimmöth" ein solches sein dürfte, ebenso die Uebersetzung des Gedichttitels „L'envoi", was nach dem Inhalt des Gedichts Botschaft heißen sollte, mit „Anhang" u. s. w.

Was man leider viel zu wenig beachtet, ist, daß außer guten Wörterbüchern jedem Uebersetzer eine sehr große Vertrautheit mit der von ihm zu übersetzenden Sprache zur Seite stehen, und daß er überdies auch die Kunst des Versbaues in mehr als blos oberflächlicher Weise beherrschen muß, will er für eine Arbeit wie die vorliegende Dank und Anerkennung ernten. Ihm durch Ausstellungen die Freude an seinem Werke zu vergällen, ist eben auch keine Freude, und wer sich dieser Aufgabe unterzieht, hat überdies auch die Geduld der Leser außer allem Verhältniß zu der anscheinenden Unwichtigkeit der Sache in Anspruch zu nehmen. Dies mag einer der Gründe sein, warum im allgemeinen bei uns so gut wie keine Uebersetzungskritik existirt. Nur in seltenen Fällen verfügt der Recensent über das Original der seiner Beurtheilung unterbreiteten Uebersetzung; fast nie ist er in der Lage, die schon existirenden Uebersetzungen mit der neuen Verdeutschung zu vergleichen; und doch ist eins wie das andere eigentlich die unentbehrliche Vorbedingung einer richtigen Würdigung der neuen Arbeit. Die Frage endlich, was auf dem Gebiete der Literatur wichtig und was unwichtig ist, braucht hier nicht erörtert zu werden; sie fällt zusammen mit der Frage, ob wir überhaupt das Recht beanspruchen, unsere Literatur mit Hochachtung auch von andern Nationen betrachtet zu sehen.

Um zum Schluß dem Autor noch einmal das Wort zu geben, sei hier eine der Uebersetzungen mitgetheilt, die ihm besser als die angeführten gelungen ist:

The arrow and the song.

I shot an arrow into the air,
It fell to earth, I knew not where;
For, so swiftly it flew, the sight
Could not follow it in its flight.

I breathed a song into the air,
It fell to earth, I knew not where;
For who has sight so keen and strong,
That it can follow the flight of a song?

Long, long afterward, in an oak
I found the arrow, still unbroke;
And the song, from beginning to end,
I found again in the heart of a friend.

Der Pfeil und das Lied.

Ich sandt' einen Pfeil durchs Aethermeer hin;
Zur Erde er fiel — doch ich weiß nicht wohin;
Er flog so eilend, umsonst hat versucht
Mein Blick zu folgen der jähen Flucht.

Ich jauchzte ein Lied durch das Aethermeer hin,
Zur Erde wol fiel's — doch ich weiß nicht wohin;
Wen gibt's, der so fest und so scharf wol sieht,
Zu folgen dem Lied, das den Aether durchflieht.

Lange, lange nachher — ich ganz unversehrt fand
In der Eiche den Pfeil, den ich einstmals entsandt;
Mein Lied, wie ich's sang in der Freude Lust,
Fand wörtlich ich wieder in Freundesbrust.

2. Luis de Camoens' sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von Wilhelm Storck. Fünfter Band: Die Lusiaden. Paderborn, F. Schöningh. 1883. 8. 5 M.

Die günstige Aufnahme der vorausgegangenen vier Bände hat mit Recht den Verfasser seinem Vorsatz, nur die Lyrik des berühmten Portugiesen zu verdeutschen, untreu werden lassen. Seine obige Uebersetzung weist wiederum alle die guten und löblichen Seiten auf, welche schon den vier andern Bänden nachgerühmt werden durften. Einer wol bald zu hoffenden zweiten Auflage mögen die wenigen hier und da noch empfehlenswerthen Nachbesserungen vorbehalten bleiben, wie solche nicht ganz überflüssig erscheinen, beispielsweise für:

Nicht meine, wilder Boreas, ich meine,
Du liebst mich getreu ohne Wank.

Soll, in Prosa ausgedrückt, heißen: glaube nicht, daß ich meine u. s. w.

Und läßt erschaun der Glieder Pracht und Reize;
Denn solch ein Reichthum wehrt misgünst'gem Geize....

Auf jenen Grund, den nie ein Mensch entdeckte,
Entdeckte rings man seinen Silbersand....

Verschlingend nach Gefahr und Noth gekürzte
Verschalte Kost, die blos der Hunger würzte....

Dort malte Zephyrus, vereint mit Floren,
Die Veilchen, gleich Verliebten, bleich und blau....

Die andern Schiffe, die mit kühnem Spriet (Bugspriet?)
Das Stürmecap aufsuchten und entdeckten.

Was das häufig vorkommende Wort Kiel für Schiff betrifft, so ist der Uebersetzer einer vorwiegend mit dem Meere beschäftigten Dichtung selbstverständlich, wie der Dichter selbst, genöthigt, sich statt des Wortes Schiff bald dieses, bald jenes Ausdrucks zu bedienen; etwas zu ungewöhnlich klingt es aber doch wol, wenn es heißt:

Doch weil am Ende keiner der Genossen
Von ihrer Sprach' ein einz'ges Wort verstand,
Das Kund' uns gäbe vom ersehnten Ziele,
Entankern und beseilen wir die Kiele.

Wenigstens möchte daneben das Wort Kiel, wo es Schreibfeder heißen soll, nicht ganz am Platz sein, wie z. B.:

Den Kiel in der, in jener Hand den Degen.

Diese letzte Zeile ist der Schluß einer der wunderschönen Strophen, in denen der Dichter die „Tejo-Nymphen und Mondego-Kinder" anfleht, ihm, dem zwischen Himmel und Wasser Schwebenden beizustehen, daß er trotz aller Fährlichkeiten und aller Schicksalsschläge sein Werk vollende. Sie mögen hier als beste Empfehlung der Uebersetzung und gleichzeitig als Rechtfertigung des in Vorstehendem ausgesprochenen Wunsches ihren Platz finden:

Erwägt, wie lange Zeit, indeß ich singe
Von eurer Tejoflut und Lusußschar,
Fortuna stets Verlust und Leid mir bringe
Und ich, verbannt und alles Trostes bar,
Bald mit der Meeresflut verlassen ringe
Und bald mit Mars' unmenschlicher Gefahr,
Gleich Kanake, bereit auf Todeswegen,
Den Kiel in der, in jener Hand den Degen;

Verhaßter Armuth bald anheimgegeben,
An fremdem Herd erbettelnd karges Brot;
Vom Ziel der Hoffnung bald nach langem Streben
Aufs neu hinabgestürzt in tiefre Noth;
Zur Küst' entraffend bald das nackte Leben,
Das kaum am Faden hing, dem grassen Tod;
Wo wunderbar, wie Juda's Fürst das sein'ge
Verlängert sah, erhalten blieb das mein'ge.

Und nicht genug, ihr Nymphen, daß ich bangte
Verarmt und elend in Beschwer und Schweiß:
Sie, deren Nam' in meinem Liede prangte,
Verliehn für mein Bemühn mir diesen Preis;
Nicht Muß' und Ruh', die mein Gemüth verlangte,
Noch um die Stirn ein grünes Lorberreis,
Nein, Gram und Kümmerniß, verschärft von harter
Denkart zu ungewohnter Qual und Marter.

Da seht, ihr Nymphen, welch erhabne Lichter
Sich euer Tejo dort erzeugt und nährt,
Daß solche Gunst sie auserseh'n als Richter
Dem Sänger, der im Liede sie verklärt!
Wie solch ein Beispiel doch zukünft'ge Dichter
Ansporut und ihnen Zuversicht gewährt,
Ruhmwürd'ge That zu feiern als Vermächtniß
Vergangner Zeit mit ewigem Gedächtniß!

Doch wohl bedarf ich, so in Leid verloren,
Daß mir's gebreche nicht an eurer Gunst,
Vor allem hier, da jetzt ich mir's erkoren,
Vielart'ges zu erhöhn mit Sangeskunst;
Helft ihr allein! Euch hab' ich ja geschworen,
Nie zu erheben niedern Dust und Dunst
Und nie mit Schmeichelei zu nahn den Mächt'gen,
Bei Strafe, mich für immer zu verdächt'gen. ...

Die preis' ich nur, die ihr geliebtes Leben
Für Gott und König eingesetzt mit Muth
Und sich's genommen sahn und rückgegeben
Im ew'gen Ruhm, erkauft mit ihrem Blut.
Apoll und Musen, fördert mein Bestreben,
Verdoppelt hold die mir verliehne Glut,
Indeß ich Athem schöpf' und Kraft gewinne,
Am Werk zu schaffen mit gehobnem Sinne!

Robert Waldmüller.

Deutsche Culturbilder.

Bilder aus der Karolingerzeit. Von R. Foß. Mit einem Bilde. Gütersloh, Bertelsmann. 1883. 8. 2 M.

Nach der Versicherung des Verfassers im Vorwort beruht der Inhalt des vorliegenden Buchs auf mannichfachen und eingehenden Studien, von welchen er zu verschiedenen Zeiten Proben abgelegt hat; es sind dies mehrere geschichtliche Lehrbücher und Schriften über Attila und Karl den Großen. Doch ist hier seine Absicht nicht, eine gelehrte Abhandlung vorzulegen, sondern „dem größern gebildeten Publikum ein möglichst klares und farbiges Bild von einer Zeit zu zeichnen, von der es meist nur trockene Bruchstücke vorgelegt erhält"; er will durch seine Darstellung zugleich belehren und unterhalten. Diesen Doppelzweck wird der Verfasser bei seinen Lesern erreichen; Referent wenigstens ist den von ihm vorgeführten Geschichten mit reger Theilnahme und Spannung bis zu Ende gefolgt. Indeß kann er sich die Bedenken nicht verhehlen, welche bei einem solchen Verfahren, Geschichte und Sage ineinander zu mischen, ohne die Bestimmung der Grenzlinien beider, sich geltend machen.

Der ernstere Leser kann da nirgends festen Fuß fassen, um so weniger, als der Stoff in eine novellistische Form gegossen ist, welche bald die Geschichte, bald die dichterische Erzählung hervortreten, aber keine von beiden zu ihrem Rechte kommen läßt. Geflissentlich hat der Verfasser jeden Quellennachweis, jede Andeutung bestimmter geschichtlicher Bezüge unterlassen; er blieb sich bewußt, daß er um ebenso viel die Unterhaltung beeinträchtigen, als die Belehrung bereichern würde. Wer nun sich die Unbefangenheit bewahrt hat oder sie zu Zeiten sich wiedergeben kann, an solcher Zwitterhaftigkeit des Stoffs keinen Anstoß zu finden, der wird sich von dem Erzähler willig in die uralten, reich mit legendarischer Sage und Mythe versetzten Geschichten einführen lassen, wird sich an seinen zum Theil gar prächtigen landschaftlichen Schilderungen aus dem Süden Frankreichs, dem Norden Italiens, besonders auch Niederdeutschlands, Dänemarks und Schwedens ergötzen, wird ihm auch gern folgen in der Darstellung der Volks- und Rechtszustände der betreffenden Landschaften, sowie der Berührungen des römischen und des fränkischen Wesens, des christlichen und des nordisch-germanischen Religions- und Götterdienstes; eingestreute Stellen aus dem niedersächsischen „Heliand", aus „Muspilli" und den nordischen Skaldengesängen in dem zweiten größern Abschnitte unterbrechen erfrischend den Fortgang der Erzählung. Die sprachliche Form derselben ist meistens einfach und ansprechend, doch auch bisweilen steif und durch fremdartige Ausdrücke, wie Kloärek, stationirt, Situation, Fluidum, Reaction, loyal, störend verunziert.

Nun noch einiges von dem Inhalt des Bändchens selbst. Dasselbe umfaßt zwei Abschnitte: der erste, kürzere bringt Geschichten aus dem Süden, der zweite, dreimal so umfangreiche aus dem Norden. Die Geschichten des Südens spielen an beiden Mündungsseiten des Rhone, in Languedoc. Wir kehren in den Burgpalast des westgothischen Grafen Aizo ein, der mit seiner reizenden Gemahlin Sidonia, von römischer Abstammung und Erziehung, im Lande als Regent waltend, fürstlich haus- und hofhält. Ihr liebliches Töchterlein Blanchefleur wird von sarazenischen Seeräubern nach Babylon entführt und, nach Volkssage und Dichtung, von ihrem Geliebten Flos heimgeholt; die Geschichte weiß nichts von solcher Heimholung. Dies eine traumhafte Episode des ersten Abschnitts, umwoben von dem Duft romantischer Sage. Die eigentliche Erzählung setzt sich mit der Geschichte der beiden Söhne des Grafen, Bera und Witiza, fort: jener geräth in baskische Gefangenschaft und wird von dem getreuen Eleazar, einem vornehmen jüdischen Palastgenossen, zu den Aeltern zurückgebracht; den andern gibt der Vater an den fränkischen Königshof zu ritterlicher Erziehung, doch verrathen sich früh die einsiedlerisch-frommen Neigungen des Knaben. Beide Brüder folgen dem Kriegsaufgebote des großen Karl nach Lombardien, dessen fabelhafte Abstammung von König Pipin und seiner verloren gegangenen und wiedergefundenen Braut Bertha („mit dem großen Fuße") vorher episodisch berichtet wird. Nach der Rückkehr aus Italien wird Witiza als „Bruder Benedict" zum Stifter des Klosters Aniane; auch der ehemalige Verlobte seiner Schwester, Graf Wilhelm von Toulouse, siedelt sich nach dem Abschlusse seiner dichterisch verherrlichten Heldenlaufbahn klosterbrüderlich in dessen Nachbarschaft an. Den Beschluß machen, mit Hinweis auf die südfranzösischen chansons, die sagenhaften Beziehungen Wilhelm's zu Kaiser Karl und dem frommen Nachfolger Ludwig. Hier vergleicht der Verfasser den sittlich edlern geschichtlichen Wilhelm mit dem niedriger stehenden der Sage; doch läßt die Darstellung den materiellen Unterschied der beiden nicht erkennen. Aus allem Mitgetheilten geht nach der Auffassung des Erzählers hervor, wie eigenthümlich sich das Leben im Süden Frankreichs gestaltet hat; doch, wie schon bemerkt, der geschichtliche Einblick in jenes Leben bleibt umflort von dem Schleier der Sage und Dichtung.

Die Geschichten aus dem Norden führen in der ersten Hälfte an den bretonischen Hof zu Morlaix, wo der König der „Machtiern" Murman und seine schöne Gattin Dahüt aus Wales in schlichtem Glanze walten. Die Gesandtschaft des Frankenkönigs Ludwig, welche Tribut und Unterwerfung forderte, und der dann ausbrechende blutige Krieg vernichten das abgeschlossene kleine Reich; der König fällt in der Schlacht, die Königin flüchtet in ihre britische Heimat zurück; der Herrscher der Franken genießt des errungenen Siegs, doch an der Leiche seiner frommen Gemahlin Irmingard muß sich der Sieggekrönte fragen: „Lohnt es noch einmal in die Welt zurückzukehren, oder ist es nicht besser, in der Klosterzelle still dem Herrn zu dienen?" Die zweite Hälfte entwirft, dem Hauptinhalte nach, ein anziehendes Lebensbild des nordischen Missionars Ansgar zur Zeit König Ludwig's des Frommen. Herrliche landschaftliche Schilderungen und vielfache Erinnerungen aus der nordischen Mythologie im Wettstreite mit christlicher Lehre und Anschauung, Volksmären und Skaldenlieder beleben die Erzählung von den Seefahrten und Wanderungen, welche der „Apostel des Nordens", mit zäher Ausdauer und doch klug schonend gegen den alten Götterglauben, im Dienste Christi nach Friesland, Dänemark und Schweden unternimmt; zuerst Mönch und Lehrer des Klosters Korvey in Westfalen, beschloß er seine erhabene Laufbahn im Jahre 865 als Erzbischof von Hamburg und Bremen.

Grundtendenz dieser letzten wie auch der vorigen Geschichten ist die aus dem thaten- und glanzvollen Leben erwachsene Ueberzeugung, daß alles Irdische nichtig sei, und daß nur das von Christo offenbarte Sein in Gott der sehnsüchtigen Seele Frieden schaffen könne. Diese Ueberzeugung ist ja ein Grundzug jener mittelalterlichen Culturentwickelung; deshalb konnte sie hier nicht fehlen, so sehr sie dem drangvoll vorwärts- und emporstrebenden Leben der Gegenwart widerspricht, und man darf auch nicht sagen, daß sie sich in den Darstellungen des Ver-

fassers unvermittelt in den Vordergrund drängt und die hellen Farben des ritterlichen Heldenlebens verdüstert. Vor dem Titel ist das Werkchen durch ein Bild des großartigen Klostergebäudes von St.-Michel in der Bretagne geschmückt.

Theodor Paur.

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

I.

Im Vorjahre hatte ich über sehr mittelmäßige Leistungen auf diesem Gebiete und sogar über ein seiner Anmaßung und seinem Inhalte nach als wahres Curiosum zu bezeichnendes Machwerk zu berichten *); dabei war die Zahl der Werke im Verhältniß zu der früherer Perioden schon eine geringe. Im verflossenen Jahre ist sie, so weit ich Kenntniß davon habe und die Hinrichs'sche Bibliographie, was nicht anzunehmen, nicht etwa lückenhaft war, bis auf zwei zusammengeschmolzen, sodaß es fast aussieht, als sollte Goethe doch noch Unrecht behalten und es mit Shakspeare ein Ende haben, was freilich nur sagen will mit der Literatur über Shakspeare. Von diesen zweien mir vorliegenden ist das eine eins der bedeutendsten Werke, die in Deutschland über den Dichter überhaupt erschienen sind, das andere, kleinere Schriftchen wol vielmehr als bloßer Scherz aufzunehmen.

Shakspeare-Untersuchungen und Studien von Karl Konrad Hense. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1884. Gr. 8. 8 M.

Von den in diesem Bande enthaltenen neun Abhandlungen sind vier, und zwar die über „John Lyly und Shakspeare", „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakspeare", „Polymathie in dramatischen Dichtungen Shakspeare's", „Die Darstellung der Seelenkrankheiten in Shakspeare's Dramen", „Antikes in Shakspeare's Drama: der Sturm", bereits früher in den Shakspeare-Jahrbüchern veröffentlicht und mit denselben in diesen Spalten besprochen worden; „Literargeschichtliche Anmerkungen zum Sommernachtstraum" in Herrig's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen", wie in dem „Morgenblatt für gebildete Leser" erschienen, zwei aber neu hinzugekommen. Es sind dies die achte: „Gewissen und Schicksal in Shakspeare's Dichtungen" und die neunte: „Shakspeare und die Philosophie" betitelte. Neben Elze's Biographie des Dichters und Alexander Schmidt's „Shakspeare-Lexikon" darf dieses Werk Hense's wohl als das bedeutendste bezeichnet werden, welches die deutsche Shakspeare-Forschung zu Tage gefördert hat. Die gründliche Kenntniß des Dichters und die Vertrautheit mit seinen Dramen seitens des Verfassers ist unsern Lesern aus unsern frühern Beurtheilungen seiner Leistungen zur Genüge bekannt; ebenso seine sorgfältige Bearbeitung des Stoffs, seine allseitige Kenntniß des großen englischen Dramatikers und seine Beherrschung der alten Classiker, die er fortwährend zur Beleuchtung desselben heranzieht. Dieselben Eigenschaften und Vorzüge kennzeichnen auch die in d. Bl. bisher noch nicht besprochenen Abhandlungen, von denen die zwei neuen vielleicht das größte Interesse in Anspruch nehmen dürften. Denn wer würde nicht an der Hand eines so bewährten Führers die Dramen des großen Dichters gern nochmals durchwandern, um zu sehen, wie er sich zu den wichtigen Fragen nach dem Gewissen und dem Schicksal und ganz besonders zur Philosophie verhält?

Die Darstellungsart Hense's gestattet uns nicht, Auszüge aus diesen Abhandlungen zu geben. Trotz ihrer präcisen Sprache und Eleganz eignen sie sich nicht dazu, sondern müssen im Zusammenhange gelesen werden. In der That, sie bilden gewissermaßen einen fortlaufenden Commentar, der Shakspeare's Dramen nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet. Sie ergehen sich nicht in Vermuthungen, sondern stehen stets auf dem Boden der Thatsachen und der Dichtung selbst, wie sie vorliegt. Immer aber sind sie originell und belehrend und eröffnen neue und weite Aussichtspunkte. Von größtem oder doch naheliegendstem Interesse in Deutschland dürfte die Studie „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakspeare" sein; doch werden auch alle übrigen Abhandlungen nicht minder bei uns Anklang finden und gewiß gern gelesen werden.

Aus der letzten Abhandlung „Shakspeare und die Philosophie" will ich nur hervorheben, daß Hense mit Recht meint, der Dramatiker sei von den moralphilosophischen Lehren der Stoiker angezogen worden. Wenigstens die besonnenen Charaktere in seinen Dramen, sagt er, huldigen einer Gesinnung, welche mit den Lehren der stoischen Philosophie im Einklang ist. Und insofern berühre er sich auch mit der Pythagoräischen Philosophie, zu der Hense übrigens auch noch andere Beziehungen in Shakspeare's Werken nachweist. Hierbei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er durch das aus Plutarch und Jamblichus geschöpfte Citat des Pythagoräischen Spruchs, man solle das Herz nicht essen, Μὴ ἐσθίειν καρδίαν, denen, welche der Bacon'schen Hypothese zuneigen, leicht eine neue Stütze derselben und neuen Stoff zu ihrer Beweisführung geliefert haben dürfte; denn Hense erwähnt den Spruch gerade da, wo er in dieser Abhandlung den Charakter Antonio's

*) Der seitdem erschienenen zweiten Auflage dieser Schrift hat der Verfasser ein Vorwort hinzugefügt, in welchem er über seine Kritiker, den Unterzeichneten mit einbegriffen, in einer Weise herfällt, die, glimpflich ausgedrückt, ihn nur in noch ungünstigerm Lichte erscheinen läßt, als es durch sein Buch schon der Fall war.

(im „Kaufmann von Venedig") berührt, also von dem Stücke handelt, welches ja ganz besonders die Freundschaft zum Gegenstande hat. Und nun trifft es sich, daß Baco gerade in seinem Essay über „die Freundschaft" denselben Spruch, nur in lateinischer Sprache: „Cor ne edito", citirt, dabei aber sagt: „das Gleichniß des Pythagoras ist dunkel, aber wahr." Sicherlich also ein Beweis, daß Baco der Verfasser der Shakspeare-Dramen gewesen sein müsse, werden die Baconianer ausrufen. Wenigstens hätte dieser viel mehr für sich, als wenn die Herausgeberin des „Promus" von Baco einen solchen in dem „good morrow" und ähnlichen kleinen nichtssagenden und unbedeutenden Ausdrücken, die man darin wie bei Shakspeare antrifft, finden wollte. Ich würde also künftigen Erläuterern Shakspeare's Vorsicht in diesen Dingen anrathen, neigte ich nicht selbst zu der Ansicht hin, daß der Schauspieler und Schauspielhausdirector, ja selbst der Sonettendichter William Shakspeare wirklich nicht der Verfasser der seinen Namen tragenden Dramen sein könne. Gerade solche Werke wie Heyse's, solche Nachweisungen seiner Vertrautheit mit den alten Classikern — denn nur bei einer solchen läßt sich die so häufige Berührung der Citate aus Shakspeare mit denselben erklären — machen den Glauben an seine Urheberschaft der ihm zugeschriebenen Stücke immer schwankender und lassen nur neue Zweifel auftauchen. Wie sollte ein Mann von Shakspeare's Bildung, auch alles zugegeben, was neuere Forschung über diesen Punkt ermittelt hat oder vielmehr zu haben glaubt, ein vielbeschäftigter Theaterdirector und Schauspieler, in einem so kurzen Lebenslaufe zu all den Kenntnissen gelangt sein, die man unleugbar in den ihm zugeschriebenen Dramen vorfindet, wie sich all das medicinische, juristische, botanische, mythologische (sowol griechische und römische, wie nordische und altdeutsche), classische und historische Wissen angeeignet haben, das man demjenigen oder denen, welche die Dramen verfaßt, nicht abstreiten kann, wie all die italienischen Localkenntnisse, die noch weit erstaunlicher in einigen jener Dramen sich kundgeben als die schweizerischen in Schiller's „Tell", sich erworben haben! All dies scheint ein größeres Räthsel als das, welches darin liegt, daß man ihm die Urheberschaft zugeschrieben, daß der oder die Verfasser ihm den Ruhm, der aus den Stücken ihm bei seinen Zeitgenossen sowol wie bei der Nachwelt erwuchs, nicht hätten neiden und deshalb sich nennen sollen. Man denke dabei doch nur an Junius, um nur ein einziges Beispiel anzuführen. Ich weiß, ich werde schon nach diesen flüchtigen Andeutungen zu den Ketzern gezählt werden, obschon ich wol der erste, jedenfalls einer der ersten in Deutschland war, der gleich nach dem ersten Auftreten der Miß Bacon mit ihrer Baconischen Conjectur diese in der damals von Gustav Kühne redigirten „Europa" zurückwies. Allein es haben sich erstens seitdem die Zweifel wol bei jedem Unbefangenen, gerade infolge der so tief gehenden Forschungen und der daraus resultirenden Entdeckung des bis ins Unglaubliche gehenden Wissens, das man in den Dramen vorgefunden, vermehrt; dann aber auch, namentlich vor ganz kurzem — ich verweise auf des Amerikaners Morgans Untersuchungen — hat die Baconische Conjectur so kräftige und nicht so leicht zurückzuweisende Unterstützung gefunden, daß man denn doch seine Bedenken endlich auszusprechen nicht zu scheuen nöthig hat. Man nehme einmal an, dem kürzlich verstorbenen Anton Ascher, der wie Shakspeare „little Latin and less Greek" besaß — denn er hat das Gymnasium seiner Vaterstadt mit der Obertertia verlassen, war dann einige Jahre in einem Bankgeschäft als Lehrling thätig und betrat bereits mit seinem siebzehnten die Breter, auf denen er bis etwa zehn Jahre vor seinem Tode fortfuhr zu wirken —, würden Dramen, denen Shakspeare's ähnlich, zugeschrieben. Was würde wol die Nachwelt dazu sagen? Und doch wäre es in seinem Falle nicht so unglaublich wie in demjenigen Shakspeare's, da in unserer Zeit die Cultur so viel verbreiteter ist, die Mittel zur Aneignung von Kenntnissen aller Art so viel leichter und zugänglicher und das Reisen zumal so viel bequemer und wohlfeiler geworden, als in jener Zeit. Dazu war Ascher auch sehr beanlagt, sprudelte von Witz, dabei zur Schwermuth und Hypochondrie geneigt, gewandt in jeder Hinsicht, selbst mit der Feder: er hat ja wirklich ein Lustspiel, vielleicht sogar mehrere, geschrieben, und ist auch, wie die „Neue Freie Presse" berichtet hat, unter der Signatur „Junius novus" in deren Spalten thätig gewesen. Nun frage man sich aber, ob man es glauben würde, wenn es jetzt hieße, er habe ein Stück wie z. B. „Hamlet" oder „Richard III." geschrieben? Man sei also nicht zu voreilig in der Verurtheilung der Annahme, daß die Shakspeare zugeschriebenen Stücke, wenn auch nicht von Baco, dem Gelehrten, Juristen, Philosophen und Staatsmanne, herrühren, doch nicht von jenem verfaßt sein sollen!

David Asher.

Zur Sprachforschung.

1. Die Sprachforschung der Gegenwart. Mit Bezug auf die französische Literatur im Mittelalter. Von F. Brunetière. Uebersetzt von E. Lauer. Heidelberg, C. Winter. 1883. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Titel der Schrift ist irreführend, mit der Sprachforschung der Gegenwart hat sie gar nichts zu schaffen, der Verfasser versteht auch nichts davon; sie ist vielmehr eine Polemik gegen die Ueberschätzung der altfranzösischen Literatur (namentlich der chansons de geste und der fabliaux) von seiten der Philologen und Historiker, die

sich mit deren Herausgabe und Erklärung befassen. Der Verfasser findet, daß „seit einigen Jahren die systematische Verherrlichung der Sprache und der Literatur des Mittelalters zum größten Nachtheile der classischen Literatur, der Literatur des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts betrieben“ werde. Die Polemik ist nicht ohne Geist gehandhabt und, ziemlich zahlreiche Uebertreibungen abgerechnet, das wegwerfende Urtheil über den innern Werth und Gehalt der mittelalterlichen französischen Literatur, nach dem Maßstabe der Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts gemessen, nicht unberechtigt. Allein es will uns doch scheinen, als kämpfe der Verfasser gegen Windmühlen. Der gelehrte Philologe mag den literarischen Werth seiner alten Texte überschätzen; aber es ist unberechtigt zu glauben, das Publikum werde je Racine, Corneille, Voltaire u. s. w. liegen lassen und zum Rolandsliede oder zu den Fabliaux und Mysterien greifen. Was eine deutsche Uebersetzung der Schrift für einen Zweck hat, ist dem Referenten unerfindlich. Mancher, auch nicht gelehrte Leser wird sein Vergnügen am Nibelungenlied oder an Walther von der Vogelweide haben; aber sicher kommt die Schätzung unserer Classiker dadurch nicht zu Schaden.

2. Etymologische Figuren im Romanischen. Von Friedrich Leiffholdt. Erlangen, Deichert. 1884. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ueber diese Schrift, deren genaue Besprechung in eine gelehrte Fachzeitschrift gehört, sei hier nur bemerkt, daß sie eine reiche Sammlung von Beispielen „etymologischer Figuren“ aus sechs romanischen Sprachen (Französisch, Provenzalisch, Catalanisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch) enthält, die ein gutes Material für das vergleichende Studium des poetischen und rhetorischen Ausdrucks überhaupt darbieten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der Reihe der Meyer'schen Fachlexika ist nunmehr auch erschienen das „Lexikon der bildenden Künste“ von Hermann Alexander Müller (Leipzig, Bibliographisches Institut). Der Verfasser hat sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht durch sein früher in gleichem Verlag veröffentlichtes „Biographisches Künstlerlexikon der Gegenwart“, dessen Material theilweise und in verkürzter Form mit Recht in dieses neue Werk aufgenommen ist. Letzteres bringt nun auf 965 Octavseiten mehr als 4000 Artikel, welche thunlichst je nach ihrer innern Bedeutung ausgearbeitet sind. Am dankenswerthesten und verhältnißmäßig am schwersten herzustellen sind darunter diejenigen 52 Artikel, welche die Geschichte der Künste nach ihren nationalen Eigenthümlichkeiten umfassen; für die Kunsttopographie (550 Artikel) konnte gerade der Verlag des Bibliographischen Instituts selbst dem Verfasser ein werthvolles Quellenmaterial zur Verfügung stellen; auffallend eingehend sind die Gegenstände der kirchlichen Ausstattung behandelt, spärlicher hingegen die Aesthetik und Theorie der bildenden Künste. Natürlich fehlen nicht die Biographien der bedeutendern Künstler und Kunstgelehrten aller Zeiten und Völker (1600 Artikel); eine besonders dankenswerthe Zugabe aber sind: die Gegenstände bildlicher Darstellung aus der Bibel, der Legende und der Mythologie (420 Artikel); einzelne berühmte Kunstwerke sowie endlich ein Verzeichniß der monumentalen Porträtstatuen. Es bedarf keines Hinweises darauf, daß dieses „Lexikon der bildenden Künste“ einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft. In vorliegender Gestalt nun zeichnet es sich aus durch eine möglichst umfassende, populäre und nach einheitlichen Principien erfolgte Behandlung des ungeheuern Materials. Da wo Urtheile des Verfassers heraustreten, sind sie vielfach maßvoll, treffend und selbständig. Sehr anerkennenswerth sind die 483 beigegebenen Abbildungen, deren Deutlichkeit durch ihre Kleinheit und Feinheit keine Einbuße erlitten hat; auch bringen sie nicht blos die in der Buchhändlerwelt landläufigen Abklatsche, sondern vielfach neue Bilder. Was nun die Arbeit des Verfassers anlangt, so hatte er allerdings zunächst und überwiegend ein redactionelles Geschick zu bekunden; erstreckt es sich aber auf ein umfängliches Gebiet, wie dies hier geschehen ist, so gehört doch eine mehr als gewöhnliche Beherrschung des Stoffs dazu, um so Brauchbares zu leisten. Unter vollster Anerkennung des hier Geschaffenen möchten wir aber denn doch einige Proben davon geben, daß sich auch hier Mängel, respective Fehler eingeschlichen haben, welche bei einer zweiten Auflage vielleicht berücksichtigt werden könnten. Es dürfte dem Stande der heutigen Wissenschaft angemessener sein, nicht mehr von einem dorischen und ionischen Baustil, sondern nur von einer dorischen und ionischen Ordnung innerhalb des griechischen Baustils zu sprechen, wie denn auch wol unter „Stil“ die berühmte Semper'sche Definition nicht fehlen durfte. Unter „Triglyphen“ fehlt in Parenthese die deutsche Bezeichnung; unter „Fr. Schaper“ fehlt dessen bestes Werk, die Goethe-Statue in Berlin, auch dessen Restaurirung des Praxiteles'schen Hermes; unter „Rietschel“ dessen Thaer-Statue; unter „Silhouette“ der Gebrauch des Wortes bei den Bildhauern und Architekten; unter „Weimar“ ist nicht erwähnt der köstliche Schatz des dortigen Museums, nämlich die Handzeichnungen Leonardo's zu dessen Aposteln auf dem Abendmahlsbilde u. s. w. Geradezu falsch ist die Angabe, daß Wilhelm von Kaulbach die Heiligsprechung des Inquisitors Peter von Arbues gemalt, daß G. Semper unter Schinkel in Berlin studirt habe; ungenügend die Zeitbestimmung der Laokoon-Gruppe, weil ohne Berücksichtigung der Pergamenischen Sculpturen; misverständlich die Bemerkung, daß Rafael und Michelangelo Gottvater zeusähnlich gebildet; denn ersterer hat einfach den vom zweiten geschaffenen Typus herübergenommen. Daß die hamburger Kunsthalle ein künstlerisch gelungener Bau sei, erfahren wir erst aus Müller's Lexikon u. s. w. Indeß sollen diese Andeutungen nur beweisen, daß wir das überaus fleißige Werk eingehend geprüft; ein Herabdrücken seines Werths liegt uns völlig fern.

— Sowie die Firma J. J. Weber in Leipzig schon längst es unternommen, das Gesammtgebiet unsers heutigen Wissens durch die Form von Einzelkatechismen zu popularisiren, wie das Bibliographische Institut denselben Zweck verfolgt mit seinen noch im Erscheinen begriffenen Fachlexicis, so haben sich auch die Firmen G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Prag entschlossen, „Das Wissen der Gegenwart“ als eine deutsche Universalbibliothek für Gebildete herauszugeben. Wenn nun jeder 15 bis 20 Octavbogen füllende Band in solidem Leinwandeinband, trefflichem Druck und je nach Maßgabe des Stoffs guten Bildern nur eine Mark kostet: so ist schon das eine staunenswerthe Leistung. Hierzu kommt aber, daß die Verleger die tüchtigsten Gelehrten gewonnen haben, welche sich nicht für zu vornehm halten, ihre Fächer in wissenschaftlich gehaltvoller Weise zu popu-

larisiren. So darf wol mit Recht das Unternehmen dringend der Beachtung des Publikums empfohlen werden. Die Mitarbeiter auf dem Gebiete der Kunstgeschichte tragen alle Namen von gutem Klang. Heute nennen wir zunächst Professor Alwin Schultz, welcher „Kunst und Kunstgeschichte", eine Einführung in das Studium der neuern Kunstgeschichte, in zwei Abtheilungen hier veröffentlicht hat. Die erste, Architektur und Plastik umfassend, enthält 38 Vollbilder und 120 in den Text gedruckte Abbildungen; die zweite Abtheilung, Malerei und vervielfältigende Künste behandelnd, ist ausgestattet mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen. Die Auswahl dieser Bilder ist sehr instructiv, die Ausführung so gut, wie man es bei dem billigen Preise des Buchs nur irgend erwarten kann. Was nun die Arbeit von Alwin Schultz anlangt, so ist sie trotz der Gleichheit des Stoffs mit H. Riegel's bekanntem „Grundriß" doch eine völlig selbständige. Während Riegel mehr den Ton eines Lehrbuchs angeschlagen, durchsetzt Schultz sein außerordentlich reichhaltiges, sorgfältig gesichtetes und klar gruppirtes Material oft mit den feinsten Urtheilen, welche durch ihren Hauch persönlicher Wärme wohlthuend wirken. Wir wünschen dem Werkchen die verdiente Verbreitung und sind überzeugt, daß es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Den Darstellungen der einzelnen Epochen aller drei bildenden Künste sehen wir gern entgegen.

— Das Doppelheft 190 und 191 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (Berlin, Habel) handelt „Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft". Max Schasler nennt diese seine Arbeit einen Beitrag zur Aesthetik der Musik; wir stehen nicht an, diesen „Beitrag" als einen sehr werthvollen auf diesem schwierigen und viel umstrittenen Gebiete zu bezeichnen. Nachdem Schasler den Unterschied von Musikdrama und musikalischem Drama festgestellt, betont er, daß nur solche Künste einander Hülfe leisten könnten, welche derselben Anschauungssphäre angehörten. Im Drama muß die Poesie dominiren, im Lied sind Worte und Melodie organisch verbunden, keineswegs aber im Epos; die Oper besteht aus zwei incongruenten Elementen. Hierauf folgt eine eingehende, treffende Widerlegung der Principien, auf denen das Wagner'sche Musikdrama beruht. Wir empfehlen gern dieses Heft dem besondern Studium der Leser.

Aus demselben Verlage liegen uns vor Heft 425 bis 428 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", deren Titel folgende sind: 1) „Ueber Keilinschriften", von Karl Bezold; 2) „Zur Geschichte der Liebig'schen Mineraltheorie", von A. Vogel; 3) „Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung", von Otto Schrader; 4) „Unsere Freunde unter den niedern Pilzen", von F. Nielsen. Der bekannte Werth dieser Sammlung überhebt uns jeder Anpreisung; die Mannichfaltigkeit der vertretenen Themen ist geradezu bewundernswerth.

Endlich verdient noch Erwähnung das interessante Heft 189 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen": „Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung", von Ernst Hirschberg.

Bibliographie.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 8ter Bd. — A. u. d. T.: 3ter Thl. In der Ruhezeit 1848—1859. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Deecke, W., Plaudereien über Schule und Haus. Fortsetzung. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Gaebeler, A., Die Egoisten. Drama. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 50 Pf.

Hamerling, R., Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 10 M.

Hammerich, M., Die Kunst gemeinfaßlicher Darstellung. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Hildebrand, J., Jean Jacques Rousseau vom Standpunkte der Psychiatrie. Ein Beitrag zur Beurtheilung seines Characters. Berlin, Gaertner. 4. 1 M.

Huxley, T. H., Physiographie. Eine Einleitung in das Studium der Natur. Für deutsche Leser frei bearbeitet von H. Jordan. Mit 182 Abbildungen und 8 Karten und Tafeln. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 63ster Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Klein, J. L., Zenobia. Trauerspiel. In freier Bearbeitung für die Bühne von W. Buchholz. Mit der zur Handlung gehörenden Musik von C. Reinecke. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 M.

Krafft, W., Die deutsche Bibel vor Luther, sein Verhältniss zu derselben und seine Verdienste um die deutsche Bibelübersetzung. Bonn, Cohen u. Sohn. 1883. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Kralik, R., Roman. Gedichte. Wien, Konegen. 8. 1 M. 50 Pf.

Lange, T., Der letzte Vikinger. Erzählung. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Lauw, Louisa, Vierzehn Jahre mit Adelina Patti. Erinnerungen. Mit den Porträts von Adelina Patti und Marquis de Caux. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Lenz, J. M. R., Dramatischer Nachlaß. Zum ersten male herausgegeben und eingeleitet von K. Weinhold. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Liessem, H. J., Hermann van dem Busche. Sein Leben und seine Schriften. 1ster Tl. Köln, Bachem. 4. 1 M.

Lobeck, R., Vom Frühling zum Herbste. Lieder. Stuttgart, Greiner. 16. 2 M.

Meißner, A., Geschichte meines Lebens. 1ster Bd. Teschen, Prochaska. 8. 5 M.

Moy, Graf, Die Spinne. Lustspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. 1ster bis 3ter Bd. München, Oldenbourg. 8. à 1 M.

Peschkau, E., Miniaturen. Ernste und heitere Geschichten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 M.

— — Sommersprossen. Neue Humoresken. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 M.

— — Hinter dem Vorhang. Neue Novellen. Berlin, Abenheim. 8. 3 M.

Pfannenschmid, H., Fassnachtsgebräuche in Elsass-Lothringen. Gesammelt und erläutert. Colmar, Barth. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pupikofer, J. A., Geschichte des Thurgaus. 2te, vollständig umgearb. Ausg. 1ste Lfg. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pypin, A. N., und V. D. Spasovič, Geschichte der slavischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von T. Pech. Autorisirte Ausgabe. 2ter Bd. 2te Hälfte: Čecho-Slovaken. Lausitzer Serben. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Pypin, A. N., Das serbisch-wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz. Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von T. Pech. Separatabdruck aus: Geschichte der slavischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 25 Pf.

Reißmann, A., Die sociale Lage der Musiker in der Gegenwart, beleuchtet. I. Die Kritik. Breslau, Hientzsch. Gr. 8. 1 M.

Resch, P., Das moderne Kriegsrecht der civilisirten Staatenwelt. Systematisch dargestellt. Graz, Moser. 1885. Gr. 8. 2 M.

— — Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Für Studirende und Gebildete aller Stände systematisch dargestellt. Graz, Moser. 1885. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Ritter, A., Aus der Gymnasialzeit. Humoresken. Mit Illustrationen von E. Horstig. Berlin, Eckstein Nachfolger. 8. 1 M.

Rosenhain, S. E., Gedichte. Zürich, Schröter. 8. 1 M. 20 Pf.

Rowel, M., Unter Christi Kreuz. Erzählungen. Aus dem Dänischen von O. Rothnagel. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Schücking, L., Große Menschen. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 13 M. 50 Pf.

Schumann, K., Die pädagogische Tagespresse und ihre Großmeister zu Berlin und Spandau. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 50 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Im Wechsel der Zeiten. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Selchow, E. v., Ehrliche Arbeit oder allgemeine Übervortheilung? Eine Zeitfrage an das deutsche Gewissen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Sepp, B., Maria Stuart und ihre Ankläger zu York, Westminster und Hamptoncourt Oktober 1568 — Januar 1569. Eine Sammlung von Aktenstücken. München, Lindauer. Gr. 8. 4 M.

Spielberg, O., Der neue Philosoph für die Welt. 3tes Bdchn.: In nomine Dei. Worte des Herzens. Zürich, Schröter. 12. 1 M. 50 Pf.

Stöpel, F., Sociale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. III. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Strele, R. v., „Der Lamberg". Ein Erinnerungsblatt. Salzburg, Kerber. 12. 30 Pf.

Sturm, A., Rübezahl. Ein Sang aus Thüringens und Schlesiens Bergen. Jena, Mauke. 16. 2 M.

Veyder Malberg, A. Freih. v., Ueber die Einheit aller Kraft. Eine Abhandlung. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Wachenfeld, G., Die politischen Beziehungen zwischen den Fürsten von Brandenburg und Hessen-Kassel bis zum Anfange des 30jährigen Krieges, nach archivalischen Quellen dargestellt. Hersfeld, Hoehl. Gr. 4. 1 M.

Weilen, A. v., Shakespeares Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung". Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 M.

Zur Geschichte des 1. und 2. Leib-Husaren-Regiments. Das ungetheilte Regiment. 1741 — 1812. Eine archivalische Studie. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 8 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 **M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 147 bis 152.

Ungarisch-croatische Streitfragen. — Das Recht auf Arbeit. (VI. Schlußartikel.) — Zur Wahlcampagne in Ungarn. — Ministerium, Parlament, Staatsrath. (I/II.) — Zur Lage in Asien. Quer durch Chryse. (I.) — Zur neueren Novellistik. Von M. Necker. — Die Laokoon-Gruppe und der Giganten-Fries. Von A. Boetticher. — Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. Von K. Fischer. (I/XI.) — Ueber ein Märchen; auch über den historischen Roman. Von F. Dahn. — Goethe's „Faust“ in neuer französischer Uebersetzung. Von H. Welti. — Aus einer Vorlesung Wilhelm Grimm's. — Musikalische Tageskritik. Von Dr. P. Marsop. — Margherita Spoletina, der weibliche Leander von Lopud. Von F. von Krones. — Wiener Briefe. (CLXXVI.) — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (I.) — Zum zweihundertjährigen Jubiläum Ludwig von Holberg's. Von A. Lindner. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (IV.)

Die russischen Staatsschulden, deren Entstehung und Tilgung. (Schluß.) — Zum Stempelsteuerentwurf. — Geschäftsberichte 2c. 2c.: Allgemeine Unfallversicherungsbank in Leipzig. — Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft. — Bayerische Immobilien-Gesellschaft. — Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha. — Lebens- und Pensions-Versicherungsgesellschaft Janus in Hamburg. — Die Manufacturbranche in Oesterreich. — Zum New-Yorker Krach. — Londoner Geldmarkt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

REISE IN SYRIEN UND MESOPOTAMIEN.

Von

Prof. **Dr. EDUARD SACHAU.**

Mit 2 Karten von Professor **Heinrich Kiepert,** 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern.

8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

In diesem wichtigen Werke gibt Professor Eduard Sachau in Berlin eine detaillirte und fesselnde Beschreibung der Studienreise zur Erforschung des vordern Orients, zu welcher ihm die Mittel aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds gewährt wurden. Alles Merkwürdige und Grossartige, Schöne und Lehrreiche, das der Reisende gesehen und erlebt, lässt er an dem Auge des Lesers vorüberziehen; reichhaltiges neues Material ist durch ihn der Wissenschaft zugeführt worden. Die beigegebenen, nach photographischen Originalaufnahmen durch Lichtdruck vervielfältigten Abbildungen und die von Prof. Kiepert gezeichneten Karten dienen dem Werke zur besondern Zierde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

29. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Die bereits in 29. Auflage vorliegenden Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“ gehören zu den poetischen Schätzen des deutschen Volks, das in ihnen eine unversiegliche Quelle der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität besitzt.

Die 25. Auflage erschien als Jubelausgabe in größerm Format und besonders eleganter Ausstattung zum Preise von 4 M. 50 Pf. geh., 6 M. geb., und besteht auch neben der 29. Auflage noch fort. Sie eignet sich vorzugsweise zu einem werthvollen Geschenk.

Von Julius Hammer erschien in demselben Verlage:

Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 4. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Fester Grund. Dichtungen. 4. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 4. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Illusionen.

Eine psychologische Untersuchung von

James Sully.

Mit 7 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 62. Band.)

Der Verfasser behandelt in diesem Werke das gesammte Gebiet des Irrthums, indem er nicht blos die Sinnesillusionen, sondern auch die sonstigen gemeinhin als Illusionen bezeichneten Irrthümer in den Kreis seiner Untersuchung zieht. Ueberall wird der Massstab der physiologischen und psychologischen Wissenschaft angelegt, doch in so klarer und fasslicher Darstellung, dass jeder Gebildete den hoch interessanten Ausführungen ohne Mühe zu folgen vermag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 25. 19. Juni 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Bezahlte Kritiken.

Durch die Zeitungen macht gegenwärtig eine Mittheilung die Runde, welche etwa lautet: „Die Privatklage des Feuilletonisten der «Vossischen Zeitung» Ludwig Pietsch gegen den Herausgeber des Witzblattes «Schalk», F. Thiel, gelangte vor dem berliner Schöffengericht zur Verhandlung. In einer Beilage vom 16. März beschäftigte sich der «Schalk» in der Form einer Briefkastennotiz mit der Person des Privatklägers, indem er von ihm behauptete, daß, wenn er einen Ball beschreibe, er von einer Bankiersfrau in deren Boudoir bestellt werde und dann von dem Ehemann derselben für die Beschreibung der Ballgarderobe 1 M. pro Zeile erhalte. Bücher recensire er gar nicht anders, als wenn ihm gleichzeitig ein Honorar von 50—100 M. eingesandt werde. Der Angeklagte Thiel sagte: Die Beweise bezüglich der behaupteten Einkünfte des Privatklägers aus den Beschreibungen von Ballgarderoben behalte er sich für die zweite Instanz vor. Zu der Stelle des Artikels, der von dem Verhältniß Ludwig Pietsch's zu den Verlagsbuchhändlern spricht, offerirte der Beklagte den Beweis der Wahrheit, und zwar durch Vernehmung des Schriftstellers Hermann Heiberg, des Buchhändlers Wilhelm Friedrich und des Buchhändlers Schmidt von der Firma Schmidt und Günther in Leipzig. Der Privatkläger wies alle Behauptungen mit Entrüstung zurück und erklärte es für empörend, daß ein Mann, der fast ein Menschenalter hindurch vor der Oeffentlichkeit wirke, sich gegen solche Verleumdungen verantworten müsse. Er müsse die Unterstellung, als ob er nicht völlig intact dastehe, mit größter Entrüstung zurückweisen und bitte um Erhebung des von dem Angeklagten offerirten sogenannten Wahrheitsbeweises. Der Gerichtshof beschloß, den angebotenen Beweis zu erheben." Wir lassen die Toilettenfrage beiseite, obgleich wir sie mit einer pikanten Anekdote illustriren könnten, die wir aus dem Munde einer von Berlin zurückkehrenden Dame vernommen haben, und betrachten die andere Notiz, daß Ludwig Pietsch Bücher nur gegen ein gewisses Honorar recensire. Ludwig Pietsch weist auch diese Behauptung des Angeklagten als eine Verleumdung „mit Entrüstung" zurück; wäre sie wahr, so würde er nicht „intact dastehen".

Setzen wir einmal den Fall, es wäre so, daß ein Kritiker nur gegen ein bestimmtes Honorar überhaupt ein Buch bespricht — doch wir brauchen den Fall nicht zu setzen: er ist gesetzt, er kommt vor. Ob bei Ludwig Pietsch, wird ja das Beweisverfahren zeigen; von andern Kritikern wissen wir dies bestimmt, und doch zweifeln wir sehr, ob sie diese Thatsache ohne weiteres mit Entrüstung als eine Schädigung ihres intacten Rufes bezeichnen würden. Man kann über diese Frage verschiedener Ansicht sein, wobei ich freilich mit meinem Urtheil von vornherein nicht zurückhalte, daß ich diese Art der Geldforderung jedenfalls für etwas Misliches halte, da es den Kritiker sehr leicht in schiefe Lagen bringen kann. Uebrigens halte ich es noch für weniger mislich, ein Buch zu besprechen, wenn den betreffenden Verlegern der Grundsatz bekannt ist: „ohne Beilage von so und soviel Mark bespricht es der Kritiker überhaupt nicht", als wenn mir etwa ein „guter Freund" in litteris sein neuestes, vielleicht herzlich schlechtes Buch zur Besprechung sendet und der Sendung ein halbes Dutzend Champagnerflaschen beilegt. Man wird geneigt sein, letzteres eher als einen liebenswürdigen Bestechungsversuch zu erklären als ersteres, über welches man sich im Grunde nur dann entrüsten kann, wenn die vom Verleger beigelegten Geldscheine eine Bestechung des Kritikers sein sollen.

Aber sind sie denn das? Ist es denn etwas so Ungeheuerliches, wenn ein Kritiker erklärt: ich bespreche überhaupt kein Buch, ohne daß mir diese Mühe besonders belohnt wird?

Es gibt heutzutage noch viele, welche sich das Amt des Recensenten und Kritikers ganz anders vorstellen, als es wirklich ist, die namentlich meinen, das Recensiren sei uns Kritikern eine solche Wollust, daß wir schon allein in der recensirenden Thätigkeit unsere Belohnung vollauf finden. Was braucht der Kerl von einem Recensenten, dieses Ungeheuer, wie es von so vielen Dichtern, von Goethe's „Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Recensent" an bis auf die neuesten Dichter und zumeist Dichterlinge hinaus, geschildert wird, was braucht ein solcher auch noch Geld für seine Recensionen!

Das Kritisiren eines Buchs ist eine Arbeit, die wie jede andere ihres Lohnes werth ist; es ist eine Arbeit, die häufig sehr viel Zeit braucht, welche oft an elende, aber dickleibige Bücher verschwendet werden muß, eine Arbeit, die häufig Unlust, selten wirklichen Genuß bereitet. Denn es ist zweierlei, ein Buch lesen zur Unterhaltung oder Anregung, und es von der ersten bis zur letzten Zeile lesen mit dem verantwortungsvollen Bewußtsein, eine Kritik darüber schreiben zu müssen, von welcher vielleicht — auch Kritiken haben ihre Schicksale — sehr viel abhängt.

Und diese Arbeit gehört zu den am schlechtesten bezahlten. Es mag gut bezahlte Kritiker geben, bei den meisten ist das nicht der Fall. Manche Tageszeitungen haben für Kritiken den niedrigsten Honorarsatz — eine sehr bezeichnende Thatsache —, andere honoriren sie gar nicht, höchstens nur mit dem recensirten Buche selbst. Stets aber wird nach der Zeile honorirt, was vielleicht auch der Grund ist, warum man so viele entsetzlich lange Kritiken über ganz unbedeutende Bücher liest. Wenn nun aber das kritische Gewissen einem Kritiker sagt: dieser vierbändige Roman, dieses Werk von 30 Lieferungen, jenes Buch von 50 Bogen ist schon mit einer Kritik von drei Zeilen hinlänglich abgethan: steht da das Honorar in irgendeinem Verhältniß zu der Zeit, welche ein gewissenhafter Kritiker zum Lesen der Bücher braucht? Und selbst wenn die Kritik ausführlich wird und mit Erlaubniß der Redaction werden darf, so sind in der Regel die paar Mark keine genügende Belohnung. Wo freilich das Kritisiren als Handwerk betrieben wird oder wo man unter andern ernsthaften Arbeiten nur nebenbei Kritiken hinwirft, oft ohne das Buch ordentlich gelesen zu haben — und dieser Kritiker gibt's leider sehr viele — da sind auch die paar Mark, welche die Kritik einträgt, noch zu viel. Ich verweise über diesen Punkt auf Alexander Jung's ebenso geistreiche als schlagende Ausführung im sechzehnten Kapitel seiner „Modernen Zustände": „Das Publikum, der Autor, die Kritik und das Honorar", wo auch nachzulesen, welche Anforderungen mit Recht an eine Kritik zu stellen sind, die dieses Namens werth sein soll.

Was ist also eigentlich dagegen einzuwenden, wenn ein Kritiker sagt: das Buch, welches mir der oder jener Verleger schickt, kostet mich so und so viel Zeit und geistige Arbeit, für welche ich durch den Ertrag der Kritik in der oder jener Zeitschrift keineswegs genügend, vielleicht gar nicht bezahlt werde. Ich weiß überdies noch gar nicht, ob dieses Buch mir irgendeinen geistigen Gewinn bringt, ob ich mich nicht vielleicht mit wachsendem Widerwillen durch dasselbe durchlesen muß, und jedenfalls, wie dem auch sei, für den Schriftsteller ist Zeit Geld, und mit der Lektüre eines elenden Buches vergeudete, damit anderm, Besserm abgestohlene Zeit muß erst recht Geld bringen, also entschädige mich dafür!

Ich wüßte in der That nicht, was dagegen einzuwenden wäre, vorausgesetzt, daß der Kritiker sich seine Unparteilichkeit wahrt. Einen Anspruch können doch wahrhaftig weder Autor noch Verleger an irgendeinen Kritiker mit berühmtem oder unberühmtem Namen erheben, daß er ein ihm zugesandtes Buch recensiren müsse. Wohin kämen wir mit diesem Grundsatz! Sobald aber die Unparteilichkeit gewahrt wird, regelt sich die Sache von selbst. Schreibe ich über ein schlechtes Buch trotz der 50 dazugelegten Mark eine ehrliche Kritik, so werden Autor und Verleger von selbst nicht mehr mit Büchern und Goldstücken an mich kommen; habe ich für alle Gesuche um eine Besprechung die conditio sine qua non eines vorgängigen Honorars, so fällt auch das Moment der Bestechung von vornherein für das einzelne Buch weg.

Hierbei muß noch in die Wagschale gelegt werden, wie oft von Verlegern und Autoren förmlich Jagd darauf gemacht wird, Kritiken irgendeines berühmten Mannes zu erhalten und mit dessen Flagge eine vielleicht minderwerthige Fracht zu decken. Entschlüpft ihm auch nur ein anerkennender Satz, so geht es in alle Welt hinaus: der berühmte N. N. hat das Buch warm empfohlen, oder dergleichen. Und auch hier wieder, wer will's anfechten, wenn der berühmte Mann sagt: opfere ich dem Buche, ob es gut oder schlecht sei, ein oder zwei Tage, so bezahlt mich dafür! So lange geistige Arbeit überhaupt bezahlt wird, so lange müssen auch Kritiken gebührend honorirt werden.

Aber die Höhe dieser Honorare! Funfzig bis hundert Mark erscheint eine große Summe. Nun, jeder Schriftsteller ist so viel werth — in Geld ausgedrückt — wie ihn ein Verleger taxirt, und dieser taxirt wieder nach der Schätzung des Publikums. Ein zu schneller, wenn auch vielleicht unverdienter Berühmtheit gekommener Romanschreiber — nomina sunt odiosa — wird mit großer Gemüthsruhe und bestem Gewissen ebenso viele Tausende für seinen Roman verlangen, als ein anderer Schriftsteller mit weniger berühmtem Namen Hunderte verlangt, und der Verleger, welcher mit Namen und Absatz rechnet, wird sie mit Vergnügen zahlen. Ist dann einem Verleger eine Kritik aus der Feder irgendeines Schriftstellers

50—100 Mark werth, warum soll sie der Schriftsteller nicht fordern?

Es ist ein Geschäft und weiter nichts. Aber ist nicht jedes Manuscript Geschäftsartikel, neuerdings sogar förmlicher Handelsartikel, sobald es fertig ist und hinausgehen soll? Das ist's bei dem ideal angelegten Dichter so gut wie bei dem Tages- und Feuilletonschriftsteller, und ist so gewesen seit Klopstock-Hemmerde, Goethe, Schiller-Cotta u. s. w. bis auf unsere Tage. Wird auch wol nicht anders werden in Deutschland, wo infolge des schlechten Bücherabsatzes, bei aller Lesewuth, Autor und Verleger einfach gezwungen sind, sich auf den rein geschäftsmäßigen Standpunkt zu stellen. Zu den Autorenfreuden freilich gehören diese Verhandlungen keineswegs, und wer ohnedies Geld genug hat und auf den Ertrag seiner geistigen Arbeit nicht angewiesen ist, mag sich diese Unannehmlichkeiten ersparen. Der frankfurter Philosoph hatte gut vorschlagen, die Schriftsteller sollten ohne Honorare schreiben.

Wir beabsichtigten keineswegs für den Fall, welcher uns zu Obigem Anlaß gab, eine Lanze zu brechen; aber wir wollten etwas beitragen zur Klarlegung einer Sache, die vielfach durch Unkenntniß und Zimperlichkeit verwirrt wird.*)

Richard Weitbrecht.

*) Wir wollten der Ansicht unsers geschätzten Mitarbeiters das Wort gönnen, damit die Sache auch einmal von diesem Standpunkte aus angesehen werde. Unserer Ansicht nach gehören derartige Offerten seitens der Verleger zu den seltensten Vorkommnissen. Uns ist dergleichen bei einer mehr als vierzigjährigen kritischen Thätigkeit nie begegnet, den Mitarbeitern d. Bl., denen wir ja die Recensionsexemplare zuschicken, gewiß ebenso wenig. Der entscheidende Punkt ist wol, daß die deutschen Verleger viel zu gute Geschäftsmänner sind, um andere als günstige Kritiken zu bezahlen. Das würde schon in der Abmachung mitenthalten sein; sie würden die 50 Mark nicht als einen Probepfeil abschießen. Damit aber gehört dies Verlegerhonorar in den Bereich der unzulässigen Bestechung, was ja auch unser Mitarbeiter zugibt. D. Red.

Aus der Schweiz.

1. Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz von J. Rudolf Rahn. Wien, Faesy. 1883. 8. 6 M. 40 Pf.
2. Davos im Schnee. Fliegende Blätter aus dem Curleben. Von W. H. Vormann. Zürich, Schmidt. 1883. Gr. 8. 2 M.
3. Zwei Schweizer Fahrten. Flüchtige Blätter aus einem Reisetagebuche von Ferdinand Falkson. Königsberg, Hartung. 1883. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Drei Schriften, deren Gemeinsames nur in dem geographischen Boden besteht, auf dem sie sich bewegen, während sie sonst nach Inhalt, Form und Bedeutung weit auseinandertreten: eine Sammlung gewissenhafter und gediegener kunsthistorischer Studien; die drastische Schilderung des Lebens und Treibens an einem Luftcurort des Hochgebirges; und eine gewöhnliche Reisebeschreibung mit nicht minder gewöhnlichen Erlebnissen.

Der wohlberufene züricher Künstler und Kunsthistoriker J. Rudolf Rahn bietet uns in dem vorliegenden Werke „Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz" (Nr. 1) eine reiche Fülle mannichfaltigen, durchweg trefflich verarbeiteten Materials. Von den zehn Aufsätzen sind allerdings nur vier ganz neu, aber auch die übrigen, früher an verschiedenen Orten publicirten, neu überarbeitet und zum Theil bedeutend vertieft worden. Der Zweck des Autors war in erster Linie, durch eine Reihe gewählter Bilder eine möglichst weite und vielseitige Umschau in der Geschichte der schweizerischen Kunstentwickelung zu eröffnen; bei einigen Stoffen wurde jedoch die Wahl wesentlich durch persönliche Erinnerungen und Liebhabereien bestimmt.

Was uns bei der Lektüre des Buchs zunächst angenehm berührt, ist die warme Liebe, welche der Verfasser der heimischen Kunst entgegenbringt und mit der er ihr bis in die verborgensten Winkel des Gebirges nachspürt, und zwar nicht blos den Werken berühmter Maler und Architekten, sondern auch den bescheidenen Leistungen fleißiger Kunsthandwerker; nicht blos in Kirchen, Klöstern und Edelsitzen, sondern auch im Bürger- und Bauernhause. Manche für die Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance interessante Denkmäler und Einzelheiten hat er so zuerst aus ihrer Verborgenheit an das Licht gezogen. Sein offenbar sehr lebendiger Patriotismus verblendet ihn übrigens keineswegs gegen die Thatsache, daß die Schweiz nie ein hervorragendes Kunstland gewesen ist und, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, so wenig Kunstwerke wie Künstler ersten Ranges aufzuweisen hat. Ob das, was wir von einigen im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts in Sanct-Gallen entstandenen Werken der Malerei und Plastik wissen, genügt, um dieser Epoche der schweizerischen Kunst mit unserm Verfasser eine Ausnahmestellung zu vindiciren, erscheint uns mindestens zweifelhaft. Daß die berühmte Benedictinerabtei für die damalige Wissenschaft und Literatur Bedeutendes geleistet, daß ihre von Romanus gegründete Sängerschule vor allen andern in germanischen Landen glänzte, ist allgemein anerkannt; wo aber findet sich der Beweis für wirklich bedeutende Leistungen in den bildenden Künsten?

Von einem allgemeinen schweizerischen Kunststil oder auch nur von einer dominirenden Kunstschule kann keine Rede sein. Wie das Volk selbst aus alemannischen, burgundischen und lombardischen Elementen zusammengesetzt ist, so weicht auch, was die Kunst auf eidgenössischem Boden hinterlassen hat, in der West-, Süd- und Nordschweiz nach drei Richtungen auseinander. Dabei hinkt die schweizerische Kunst der des übrigen Europa fast durchweg nach. So drang unter anderm der gothische Baustil erst im 15. Jahrhundert in Graubünden ein: von 1472—1526 wurden hier mehr als siebzig Kirchen in demselben errichtet. Im 16. Jahrhundert verlieh Holbein, freilich auch kein geborener Schweizer, durch seine Thätigkeit in Basel der schweizer Kunst einen vorübergehenden Glanz, der aber, nachdem der Maler der Einladung Thomas Morus' nach England

gefolgt war, rasch wieder erblich. Doch entfaltete sich in der zweiten Hälfte dieses Säculums noch eine Art nationaler Kunstblüte. Großartige Bauten entstehen zwar auch jetzt nicht; die Schweiz ist und war arm, und, wie, schon der französische Kunsthistoriker Alfred Ramé hervorgehoben hat, eine volle freie Entwickelung der Kunst, zumal der Architektur, setzt stets günstige materielle Verhältnisse voraus. Auch der monumentalen Werke der Plastik und Malerei gibt es nur wenige:

Meist nur in Schöpfungen eines kleinkünstlerischen und handwerklichen Betriebes haben sich die Spuren einer eigenartigen schweizerischen Auffassung ausgeprägt. Und gewiß ist diese Erscheinung nicht als eine zufällige zu betrachten; denn wie die Träger der damaligen Cultur der Mehrzahl nach dem soliden Bürgerstand angehörten und keinen Anspruch auf äußere Prachtentfaltung erhoben, so sind die Künste, deren Pflege sie übten, vorzugsweise diejenigen gewesen, welche die häusliche Existenz verklären und deren Werke, wo sie zur öffentlichen Schaustellung gelangten, patriotischer Gesinnung und dem Bewußtsein von der freien Geltung eines wehrhaften Volks zum Ausdruck dienen sollten.

Der erste Aufsatz unserer Schrift: „Kunst und Leben", dem wir den vorhergehenden Passus entnehmen, bildet gleichsam eine orientirende Einleitung zu den folgenden Artikeln. Der Aufsatz „Karl's des Kahlen Gebetbuch" erzählt die Geschichte dieses durch die Zeit seiner Entstehung wie den Reichthum seiner Ausschmückung berühmten Buchs, das ursprünglich im Großmünster zu Zürich aufbewahrt wurde, von da nach Kloster Rheinau gelangte und sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in München befindet. Der detaillirten Beschreibung des Klosters Wettingen an der Limmat im Aargau liegt wol mehr eine gewisse Vorliebe des Verfassers als ein großer Kunstwerth des Bauwerks zu Grunde, wenn auch die 137 Glasgemälde auf den Fenstern des Kreuzgangs aus dem 14. bis 16. Jahrhundert nach seiner Versicherung zum Theil wahre Perlen der Glasmalerei sind.

In den „Studien über die pariser Liederhandschrift" (früher unter dem Namen Manessischer Codex bekannt) erhalten wir nicht allein eine Geschichte dieser berühmten Handschrift mit ihren 138 Gedichten, sondern auch eine genaue kunsthistorische Analyse der gleich großen Anzahl von Bildern, die nicht sowol Illustrationen der beigeschriebenen Dichtungen, als vielmehr bald Schilderungen aus dem Leben und Treiben der ritterlichen Kreise überhaupt, bald Anspielungen auf Erlebnisse der Sänger, die oft freilich nicht leicht zu errathen sind, enthalten. So groß die kunstgeschichtliche und zumal die culturhistorische Bedeutung dieser Illustrationen ist, so unbedeutend erscheint ihr künstlerischer Werth, der durch gleichzeitige ähnliche Bilder vielfach übertroffen wird. Der schweizerische Ursprung des Codex ist höchst wahrscheinlich, wenn auch die Zusammenstellung durch den züricher Rathsherrn Manesse gegen Ende des 13. Jahrhunderts keineswegs bewiesen ist.

Die „Wanderungen im Tessin" beanspruchen ein besonderes Interesse, weil der Verfasser mit der größten Sorgfalt auch die entlegensten Winkel des Cantons nach Kunstdenkmälern durchspürt und vieles theils in weitern Kreisen noch gar nicht Bekannte, theils wieder in Vergessenheit Gerathene ans Licht gezogen hat. Mit Recht macht er unter anderm auf die vielleicht schönste und bedeutendste aller Reproductionen des berühmten Leonardo'schen Abendmahls in Sta.-Maria delle Grazie zu Mailand aufmerksam, ein ohne Zweifel von einem der besten Schüler des Meisters gemaltes Frescobild, das sich in Ponte-Capriasca unweit der Straße von Lugano nach Bellinzona befindet, und das doch, da unsere Reisebücher seiner nicht erwähnen, kaum einer unter den zahlreichen Reisenden, die alljährlich diese Straße ziehen, gesehen haben dürfte. Einen besondern Reiz gewinnt dies Kapitel noch dadurch, daß kurze, aber treffende und sinnreiche culturhistorische Bemerkungen und Betrachtungen sowie mit raschen Strichen, aber doch scharf und fein gezeichnete Landschaftsbilder die Monotonie der Beschreibungen von Kunstwerken wohlthuend unterbrechen. Hier eine Probe solcher landschaftlichen Schilderung:

Und jetzt verlangt uns, in die Weite zu blicken, denn schönere Bilder, als sie die Hallen der Annunziata umrahmen, wird man sobald nicht wiederfinden. Im Sonnenschein wie in linden Sommernächten ist es hier gleich herrlich zu verweilen. Aus den tiefen, azurnen Fluten steigen die Wände des Salvatore fast lothrecht empor. Von der zackigen Krone schaut die Kapelle herab. Den Rücken des Berges deckt das üppigste Grün. Dann folgt die Terrasse, auf der sich der Campanile von Carona als eine feine, schlanke Silhouette von dem Blau des Himmels absetzt. Des Salvatore Nachbar zur Rechten ist der stolze Monte Bre, und zwischen den Riesen schimmert am Fuße sanfter Berge ein ferner Streifen herüber: das ist Lugano mit seinem Kranze von Villen. Nun bricht der Abend ein mit seinen magischen Lichtern, welche Strand und Felsen röthen und im feurigen Widerschein auf den Wogen erglänzen. Und allmählich erlischt die Glut; das eherne Blau des Himmels ist eine funkelnde flimmernde Tiefe geworden. Ueber den schwarzen Kämmen steigt der Mond empor. Sein Schimmer spielt und zittert auf der gekräuselten Fläche, und in das Silber strahlt die Glut der Essen, aus denen die rothen Wirbel über See und Ufer treiben.

Drei Hauptwerke Bernardino Luini's in Santa-Maria degli Angeli zu Lugano, von denen die Madonna di Lugano durch Weber's Stich allgemein bekannt geworden ist, bieten Rahn Veranlassung zu einer kunsthistorischen Studie über den berühmtesten Schüler Leonardo da Vinci's, von dem wir nicht einmal wissen, wo er geboren und gestorben ist. Ebenso unbekannt ist uns seine frühere Entwickelung: er tritt uns gleich als fertiger Künstler entgegen. Zwei Jahrzehnte lang können wir seine glänzende und fruchtbare Laufbahn verfolgen; dann versinkt er plötzlich wieder in unenthüllbares Dunkel. Allerdings fehlte es ihm an Kraft und Vielseitigkeit der Begabung, auch wol an der Gunst der Verhältnisse. „Gibt es aber neben der Vollendung eine Stufe der Kunst, der wir ein fast noch lebhafteres Interesse entgegentragen, weil sie das Ringen nach dem Höchsten zeigt, so hat diese Vorstufe in Luini ihren aufrichtigsten und liebenswürdigsten Vertreter gefunden."

Wer in Schaffhausen vom Bahnhofe kommend die Hauptstraße der Stadt abwärts zum Rheinstrom durchwandert,

dem fallen alsbald die zahlreichen, mit bunten Bildern bemalten und mit farbigen Sprüchen gezierten Häuserfronten in die Augen. „Formenreich und farbenlustig muß der Anblick der Gassen und Plätze in unsern alten Städten gewesen sein", heißt es in dem Kapitel „Das schweizerische Bürgerhaus und der Edelsitz im 16. und 17. Jahrhundert". Die der süddeutschen naturgemäß durchaus ähnliche Bauart der Häuser aus der Renaissanceperiode in der alemannischen Schweiz findet sich in ganz verwandter Form auch in den westlichen Cantonen wieder, während wir im Süden und Osten, in Wallis, Tessin und Bünden und ganz besonders im Engadin, wo sich deutsches und welsches Wesen im Volksschlage vermengt hat, sehr abweichenden Formen begegnen. Als Beispiel eines schweizerischen Edelsitzes aus dem 16. Jahrhundert gibt uns Rahn eine Schilderung des Freuler'schen Palastes zu Näfels im Canton Glarus und zeichnet uns zugleich ein lockendes Phantasiebild des Lebens in einem solchen Herrenhause. „So mag nicht überall und auch in dem Freuler'schen Palast nur ab und zu getagt worden sein; aber farbiger und formenfreudiger als unser Dasein ist das damalige Leben gleichwol gewesen."

Die „Fahrten und Werke des bündner Malers Hans Ardüser", von denen uns Rahn nach der 1877 in Chur aufgefundenen und veröffentlichten Selbstbiographie des Künstlers ein lebhaftes Bild entwirft, bieten ein redendes Beispiel von der eigenthümlichen Verquickung von Kunst und Handwerk, welche die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Schweiz und zum Theil auch in Deutschland, wenigstens im Süden unsers Vaterlandes, charakterisirt. Die Kunst, vorher das Eigenthum weniger Bevorzugten, war in weite Kreise hinabgestiegen; das Volk hatte bis in die mittlern und untern Schichten hinein Geschmack und Freude an ihren Erzeugnissen gefunden; aber mit dieser weitern Verbreitung war naturgemäß wie immer in ähnlichen Fällen eine Verflachung verbunden. Die Kunst entartete mehr und mehr zum Handwerk, das mit seinen billigen Productionen in grellen, bunten Farben und bizarren Formen den Anforderungen des Kleinbürgers und Bauern gerecht zu werden vermochte. Ein charakteristischer Typus eines solchen Künstlers der Zeit ist der 1557 zu Davos geborene Hans Ardüser. Im Winter Schulmeister und gelehrter Chronist, zieht er im Sommer mit seinem Weibe im Lande umher, die Malgeräthschaften auf dem Rücken. Er nannte sich selbst einen Künstler, und seine Auftraggeber glaubten es ihm: in der That aber war er ein ehrlicher Kunsthandwerker und tüchtiger Decorateur, dessen zahlreiche Werke wol den Stempel fleißiger Arbeit, aber weder den des Genius noch eines feinen Geschmacks zeigen. Schöpferische Phantasie, Herzenswärme, hohe künstlerische Bildung suchen wir bei ihm vergebens. Dennoch beweist die große Zahl seiner Werke auch in Kirchen und auf Edelsitzen, daß er zu seiner Zeit bedeutendes Ansehen genoß. Neben dem Zweck, möglichst viel Geld zu verdienen, beherrschte ihn ein unermüdlicher Wandertrieb. Er hat selbst gewissenhaft die oft an das Unglaubliche streifende Zahl von Meilen notirt, die er auf seinen Reisen durch die Hochgebirge Graubündens täglich zurückzulegen pflegte, und ebenso, wie viel ihm seine Kunst jährlich eintrug. „Da (1600) hat ich ein Herren läbtag. Vnnd in summa in dem jar 100 gl. (Gulden) gwunnen und guet leben kan: Gott im Himmel im obersten tron sy lob, prys, ruom vor vnnd danck. Ich han dargägen verbrucht an spys, tranck, kleider, schuoch vnnd anders mir vnnd meiner Menga (der Gattin) sel. sampt Huszins, zerig in der frömbdi: Insumma 66 gl." Glückliche Zeiten!

Den Schluß des Buchs bildet eine Biographie des begabten und liebenswürdigen Malers Aurel Robert (zum ersten mal erschienen als „Neujahrsblatt der züricherischen Künstlergesellschaft für 1874"), eines jüngern Bruders des berühmten Leopold Robert, aus La Chaux-de-Fonds im schweizerischen Jura. Unter der liebevollen Fürsorge und Unterweisung des Bruders, der den erst Siebzehnjährigen 1822 zu sich nach Rom kommen ließ, war er zuerst damit beschäftigt, dessen Werke in verkleinertem Maßstabe nachzubilden. Sein erstes selbständiges Bild war eine Ansicht der Ruinen von San-Paolo fuori le mura, der im Jahre 1823 abgebrannten ältesten, größten und berühmtesten Basilica Roms. Später ging er nach Paris, von wo er 1833 nach Italien zu dem Bruder zurückkehrte, der sich damals in Venedig aufhielt. Hier fesselte ihn vor allem San-Marco; die Zahl seiner Studienblätter und Einzelaufnahmen der berühmten Kathedrale ist erstaunlich; unter seinen ausgeführten Bildern befinden sich allein vierzehn Intérieurs derselben. Vergeblich aber waren seine Bemühungen, den immer tiefer in unheilbare Melancholie versinkenden Bruder aufzuheitern. Am 20. März 1835 endete der Künstler, den man vielleicht nicht mit Unrecht den größten Genremaler des Jahrhunderts genannt hat, durch eigene Hand. Tief erschüttert verließ Aurel Venedig, kehrte jedoch später noch zweimal nach der Lagunenstadt zurück, die einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn übte. Seit 1843 lebte er in der Heimat, am Bielersee, wo er seine italienischen Studien verwerthete und zugleich als Porträtmaler eines großen Rufs genoß. Von echter Humanität, von der reinsten und edelsten Gesinnung erfüllt, von bezaubernder Liebenswürdigkeit im Umgang, tolerant und voller Bescheidenheit verbrachte er den Rest seiner Tage im glücklichsten Familienleben und starb am 21. December 1871. Eins seiner bekanntesten Gemälde: Die Mönche von Terni, befindet sich in Berlin; das Bedeutendste aber hat er wol in Architekturbildern, zumal Intérieurs von Kirchen geleistet. Wir citiren zum Schluß aus den Auszügen, die uns Rahn aus Robert's Briefwechsel mit seinen Söhnen mittheilt, eine aphoristische Bemerkung, die für seine Auffassung der Kunst charakteristisch ist:

Es gibt in der Kunst zweierlei Wahrheit, die wirkliche Wahrheit, die man Realismus nennt, und die Wahrheit der Erinnerung (la vérité de réminiscence). Diese letztere stützt sich auf die Einbildungskraft. Jene ist ein wenig sklavisch,

aber treu; die andere oft schön, aber wandelbar (vagabonde) und verführerisch. Die Natur unterwirft sich jener, aber sie läßt sich nicht von der andern unterwerfen und folgt ihr nicht in ihren Verirrungen. Das Ziel der Kunst besteht darin, diese beiden Gattungen der Wahrheit soviel wie möglich zu vereinigen; außer dem ist kein Heil für die Kunst vorhanden.

Das nun folgende Buch von W. H. Vormann betitelt sich „Davos im Schnee" (Nr. 2). Unter allen Gebirgsluftcurorten für Brustkranke ist Davos in Graubünden vielleicht der beliebteste, wenn man auch aus einzelnen Anzeichen schließen möchte, daß es den Höhepunkt seines Glanzes bereits überschritten habe. Es erscheint einem Laien wunderlich genug, daß die Aerzte ihre an Krankheiten der Athemwege leidenden Patienten für den Winter zum Theil an den Genfersee — was denn freilich eine unglückliche halbe Maßregel ist —, nach San-Remo oder Mentone an der Riviera oder, mit energischerer Ausschließung des bösen Einflusses der Winterkälte, nach Madeira oder Kairo schicken, während andere ihnen dringend das 1600 Meter über dem Meeresspiegel liegende Davos empfehlen, wo der Winter acht Monate dauert. Dort soll die feuchte, weiche und warme Luft, hier die stählende kalte und trockene den Heilungsproceß befördern. Allerdings kommt in Davos die energische Wirkung der directen Insolation hinzu, da der Sonnenschein dort so kräftig wirkt, daß die Kranken die Mittagsstunde mitten im Winter im Freien zubringen können. Wir wollen jedoch dies wissenschaftliche Räthsel so wenig zu lösen versuchen wie unser Verfasser, der absichtlich alle derartigen Betrachtungen und Reflexionen streng vermeidet. Seine Skizzen, die bereits früher im Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung" und andern schweizer Blättern veröffentlicht wurden, sollen dem Leser nur ein klares und ungeschmeicheltes Bild von dem Leben und Treiben des Luftcurortes geben und außerdem den an das Bett gefesselten Kranken in Davos selbst durch die Schilderung der Festlichkeiten und Vergnüglichkeiten, denen sie nicht beiwohnen konnten, eine frohe Stunde bereiten. Ob er diesen letztern Zweck erreicht und nicht vielmehr den armen Ausgeschlossenen damit schwere Seufzer entlockt, ist allerdings höchst fragwürdig. Um so sicherer gelingt ihm der erstere. Er hat fünf Winter und zwei Sommer in Davos zugebracht, kann also aus gründlicher Erfahrung reden. Dabei besitzt er einen hellen Blick, ein scharfes Auge für alle Besonderheiten an Menschen und Dingen und versteht das Beobachtete mit drastischem, aber nie boshaftem Humor in so anschaulichen Bildern vorzuführen, daß es wahrlich nicht seine Schuld ist, wenn die Leser nicht eine so klare Vorstellung von dem Leben eines davoser Curgastes bekommen, als hätten sie dort selbst einen Winter verlebt und vergähnt.

Nachdem er in einem schwungvollen Hymnus Davos als heilkräftige Fee gepriesen und seine Reise dahin aus Deutschland erzählt hat, berichtet er uns über „die Einschneiung", welche, allen Verkehr mit der Außenwelt temporär aufhebend, die Curgäste in den Salons der Gasthöfe und Pensionen zusammendrängt. Wir werden bei diesen Gelegenheiten mit den einzelnen Typen der Curgesellschaft, unter denen die Gattung „alleinstehende Dame" sehr stark vertreten ist, in scharf gezeichneten Charakteristiken bekannt gemacht. Neben einzelnen Exemplaren des Malade imaginaire ist doch die Zahl der wirklich Lungenkranken überwiegend, und infolge dessen sind selbst unter Damen aus den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft Gespräche, in denen Blutspeien, Lungengeschwüre, Eiterungen, Nachtschweiße u. dgl. eine Hauptrolle spielen, an der Tagesordnung. Man berichtet einander getreulichst, bis zur wievielsten Rippe das Infiltrat hinabreicht, welche Temperatur das Fieber in der letzten Nacht erreicht, und wie viel Kubik-Centimeter man auf dem Spirometer geblasen hat.

Das Gestöber ist vorüber; heller Sonnenschein beleuchtet und vergoldet das blitzende fleckenlose Schneegewand der Landschaft. Wer es irgend vermag, eilt ins Freie, ergibt sich mit leidenschaftlichem Eifer dem harmlosen Zeitvertreib des Schlittelns oder des Werfens mit Schneebällen, mit denen förmliche Schlachten geliefert werden, an denen auch das schöne Geschlecht activen Antheil nimmt. Kurz, jeder wird wieder zum Kinde, „daß er die Schwere des Daseins ertrage und das erdrückende Gleichmaß der Tage". Gemeinsame Schlittenfahrten werden unternommen, zum „Gemsjäger" mit seiner herrlichen Aussicht hinaufgestiegen, die uns der Verfasser so lockend zu schildern weiß; eine Schauspielertruppe, welche die Gäste durch „Hasemann's Töchter" entzückt, ein Bazar, allerlei Festlichkeiten, zumal am Weihnachts- und Sylvesterabend, lebende Bilder u. s. w. werden zu Hülfe gerufen, um das stets im Hintergrunde lauernde Gespenst der Langeweile zu bannen. Die Engländer haben dazu noch ihre Spelling-Bees, d. h. eine Art von Wettkämpfen, bei denen den Versammelten schwierige englische Wörter zum Buchstabiren vorgelegt werden, und ein würdevoll ernstes Richtercolleg denjenigen, der die wenigsten Fehler gemacht, als Sieger proclamirt und ihm den Preis reicht. Wenn das alles nicht genügt, müssen das kleinlichste Geklatsch, die boshafteste Medisance und lächerliche Rivalitäten um die nichtssagendsten Dinge, z. B. einen Platz im Weihnachtscomité, aushelfen. Unser Verfasser weiß uns das nicht minder lebhaft und amusant vorzuführen, als das Dorfidyll von dem kräftigen Melkerbub in der „Milchhalle" und dem frischen hübschen Zimmermädel, die, längst verlobt, wenn sie noch einen Sommer und Winter gearbeitet haben, sich ein kleines Häusle in Herisau kaufen und darin glücklich leben werden wie unser Herrgott in Frankreich. Mit großer Kunst versteht es Vormann, die bei dem einförmigen Curleben so nahe liegenden Wiederholungen zu vermeiden und durch zahlreiche gut gewählte Citate seine Schilderungen zu würzen, sodaß wir bei der Lektüre keineswegs die Langeweile empfinden, der schließlich die ganze Curgesellschaft allen krampfhaften Anstrengungen zum Trotz anheimfällt. „Davos nimmt eben eine gewaltig hohe Stellung in der Welt ein, und wie alle hohen Herrschaften ist es majestätisch, kalt und — langweilig." „Man sollte", meint Immermann im „Münch-

hausen", „Hygiea gähnend darstellen; denn es ist nicht auszusagen, welche Riesenschritte der Leidende in der Besserung macht, wenn er weiter gar nichts zu thun hat als zu gähnen." Manche Kapitel des Buchs erinnern lebhaft an Julius Weber's „Demokritos", den der Verfasser jedenfalls eifrig studirt hat.

Da kommt die Schneeschmelze, und mit dem letzten Schnee verschwindet der letzte Wintercurgast:

Abreisen! Wer jemals in Davos gelebt und gelitten, geliebt und gedoucht, der weiß, was dieser Jubelruf bedeuten will! ... Sieben lange Monate habe ich in Davos verlebt, und manches pikante Wort habe ich gehört, manche interessante Scene gesehen, die mir nicht so bald aus dem Gedächtniß schwinden wird. Man hat sich gelobt und verlobt, geliebt und verliebt, gekriegt und bekriegt; ich selbst aber habe gegessen, getrunken und beobachtet, und das Resultat ist nun — eine Gewichtszunahme von funfzehn Pfund!

Wir wenden uns zu Ferdinand Falkson's „Zwei Schweizer Fahrten" (Nr. 3). Zwei Reisen aus dem nordöstlichen Deutschland in die Schweiz, die erste im Winter 1856—57 an den Genfersee, die zweite im Sommer 1882 an den Vierwaldstättersee. Warum die erstere jetzt nach siebenundzwanzig Jahren, warum überhaupt „die flüchtigen Tagebuchblätter", welche von den bekanntesten, hundertmal geschilderten Localitäten, dem alljährlichen Reiseziel von tausend und abertausend Touristen, berichten, veröffentlicht worden, erfahren wir nicht; vielleicht sind einmal wieder die „guten Freunde" daran schuld. Neues von den berührten Oertlichkeiten vermögen sie natürlich nicht mitzutheilen; von besondern interessanten Erlebnissen ist auch nicht die Rede. Die einfache Darstellung in klarer und correcter Sprache kann nicht darauf Anspruch machen, den Leser durch die bloße Form des Gebotenen zu fesseln. Die große Aufregung wegen der Neuenburger Frage, die im Winter 1856—57 in der Schweiz herrschte und auch in den Berichten unsers Autors sich abspiegelt, diese tempête dans un verre d'eau, ist durch die gewaltigen Ereignisse, welche seit jener Zeit die Karte Europas umgestaltet haben, zu sehr in den Hintergrund gedrängt, um unser Interesse noch genügend in Anspruch nehmen zu können. Auch das traurige Bild der Schwindsüchtigen, die von gewissenlosen oder unwissenden Aerzten nach Montreux oder Vevey geschickt werden, um dort zu sterben, ist uns schon allzu oft vorgeführt worden, wenn auch eine wiederholte Warnung nicht ganz überflüssig sein mag. Bei der zweiten Reise erfahren wir die nagelneue Thatsache, daß Brunnen, Treib, der Mythenstein, das Rütli und andere in Schiller's „Tell" vorkommende Namen wirkliche Oertlichkeiten bezeichnen, wie der Verfasser aus eigener Anschauung bezeugen könne. Vom Vierwaldstättersee reist Falkson per Bahn nach Göschenen, weiter mit der Post nach Andermatt, steigt zu Fuß wieder durch die Schöllenen hinab, fährt mit der Zahnradbahn auf den Rigi, sieht vom Culm — auch nichts gerade Ungewöhnliches — nichts als Nebel rings umher und begibt sich auf die Heimreise.

„Und somit habe ich es vollendet." Was er vollendet hat, müssen wir errathen — vermuthlich das vorliegende Buch.

Was mir Grundsatz im Leben ist, hat mich auch hier geleitet: alles Behagen beruht allein auf der Freude am Kleinen, alle Erhebung der Seele auf Anschauung und Erfassung des Großen. Der Weltmann verliert doch nie den Ueberblick über das Ganze.

Das klingt tief philosophisch — nur fragt man unwillkürlich: dic, cur hic? und schlägt das nicht bedeutende und doch nicht ganz anspruchslose Schriftchen schließlich ziemlich unbefriedigt zu. Otto Speyer.

Zur Romanliteratur.

1. Die Mühle im Wisperthal. Eine rheinische Erzählung aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs von Ernst Pasqué. Drei Bände. Berlin, Janke. 1883. Gr. 8. 12 M.
2. Schleier der Maja. Roman von E. Juncker. Vier Bände. Berlin, Paetel. 1882. 8. 12 M.
3. Die beiden Gräfinnen. Roman von R. Edmund Hahn. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1884. Gr. 8. 6 M.
4. Magdalena. Roman von Valeska von Gallwitz. Breslau, Schottländer. 1883. Gr. 8. 3 M.
5. Genrebilder aus dem Seeleben von H. Pichler. Oldenburg, Schulze. 1884. Gr. 8. 3 M.
6. O goldene Lieutenantszeit! Humoresken aus dem Soldatenleben längst vergangener Zeiten von E. von Wald. Berlin, Eisenschmidt. 1883. 12. 1 M.
7. Zündspiegel. Militärische Humoresken von E. von Wald. Leipzig, Reißner. 1883. 8. 1 M.
8. Bret Harte's neueste Novellen, 1882—83. Uebersetzt von Bettina Wirth. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883. Gr. 8. 3 M.

Der vorliegende Roman von Ernst Pasqué, „Die Mühle im Wisperthal" (Nr. 1) betitelt, ist fast in jeder Hinsicht eine beachtenswerthe Dichtung, die sich durch eine glückliche, mit Geschick durchgeführte Erfindung, eine stets anregende, oft spannende Darstellung und nicht am wenigsten durch eine scharfe, wohlgelungene Charakteristik auszeichnet. Der Boden, auf dem sich die ganze Fabel bald in lyrisch-, bald in episch-dramatischer Weise entwickelt, ist vorwiegend ein geschichtlicher. Gleich im ersten Kapitel wird das schöne Rheinland mit seinen grünen Bergen und Höhen, seinen lieblichen Thälern und Auen, seinen epheuumrankten Städtchen und Burgruinen, seiner ganzen berückenden Märchen- und Sagenwelt gefeiert. Die Geschichte beginnt und endet in der Gegend von Lorch, wo zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs noch die Burg Fürsteneck und die dazu gehörige Schönborner Mühle im sagenhaften Wisperthal existirten; die nimmer rastende Zeit hat aber Burg und Mühle längst dem Untergange geweiht, sie sind verschwunden und vergessen, wie die Men-

schen, die einstens dort gelebt und geliebt, gelitten und gerungen haben. Das Einzige, was alles und alle überlebte, ist das alte und schöne, heute noch lebendige rheinische Volkslied von der Liebestreue und ihrer Probe: „Es stand eine Linde im tiefen Thal". Die Wahrheit dieses Liedes wird durch den Inhalt der in Rede stehenden Dichtung erhärtet. Der Roman zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste vorzugsweise die Ereignisse im Wisperthale beim Beginn des 18. Jahrhunderts schildert, die zweite die Kriegsscenen während des Spanischen Erbfolgekriegs in Flandern u. s. w., die dritte endlich die Rückkehr des sieg- und ruhmgekrönten Haupthelden der Erzählung aus dem Kriege und seine endliche Vereinigung mit der ihm in Glück und Unglück treu gebliebenen Braut. Volksthümlicher Humor und geschichtlicher Ernst wechseln wohlthuend in der Erzählung ab; auch die Charakteristik der Nebenfiguren, des leichtfertigen Marquis von Nivelles, des braven Wachtmeisters Wambold, des treuen Weber-Steffen, des wilden Schloßherrn von Fürsteneck, des aufschneiderischen Holländers Mynheer van Tonderen, der frömmelnden alten Jungfrau Petronella, des pedantischen Vogtes von Hamspohn u. s. w., trägt wesentlich zur Abrundung des Ganzen bei.

Der „Schleier der Maja" betitelte vierbändige Roman von E. Juncker (Nr. 2) weist alle die Vorzüge, aber auch die Schwächen auf, welche die gern gelesenen schriftstellerischen Producte der genannten Dichterin kennzeichnen. Dichterische Phantasie, feine Beobachtung, psychologischer Scharfsinn und fließende Darstellung sind auch dem „Schleier der Maja" nicht abzusprechen; auf der andern Seite aber will es uns bedünken, als wenn die Verfasserin sich nicht selten etwas zu sehr ins Breite verliere und die Zeichnung der einzelnen Charaktere und Situationen weniger kunstgerecht als gekünstelt sei. Das Streben, wirkungsvoll zu schreiben, darf nie in Effecthascherei ausarten; man merkt dann nur zu leicht die Absicht und wird verstimmt. Das letztere gilt namentlich von den Stellen der sonst so gelungenen Dichtung, in welchen die verführerische, sirenenhafte Abenteurerin Felicie Vanescha den Sanitätsrath Alberti in ihre Netze zu locken bestrebt ist, aus denen sich derselbe nur mit Mühe loszureißen vermag. Vortrefflich ist die Charakteristik des Grafen Ebernitz, des Pastors Frobenius und der Frau desselben, der emancipirten Frau Gruppe, die für Frauenrechte schwärmt und darüber alle ihre Pflichten als Gattin und Mutter versäumt, des talentvollen Künstlers Martin Frobenius, des minder begabten Dichters Fiedler und endlich des politischen Strebers Hugo von Frantzius, welcher Ellen, die edle, hochbegabte Tochter des Grafen Ebernitz, als Gattin heimführte. Die Verfasserin schildert mit Meisterschaft die schweren Seelenkämpfe, welche Ellen als Gattin des Geheimraths von Frantzius zu bestehen hat, doch weiß sie schließlich ihrer Dichtung einen versöhnenden und befriedigenden Abschluß zu geben. Als Erklärung des Wortes „Maja" ist dem Roman folgender indischer Sinnspruch vorangedruckt: „Es ist die Maja der Schleier des Trugs, welcher die Augen der Sterblichen umhüllt und sie eine Welt sehen läßt, von der man weder sagen kann, daß sie sei, noch auch, daß sie nicht sei: denn sie gleicht dem Traume, gleicht dem Sonnenglanz auf dem Sande, welchen der Wanderer von ferne für Wasser hält, oder auch dem hingeworfenen Strick, den er für eine Schlange ansieht." Diesem Spruche und dem Inhalte des Romans entsprechend, schließt derselbe mit nachstehenden Sätzen:

> Unaufhörlich webt die alte Maja an ihrem trügerischen Schleier; unausgesetzt corrigirt der Tod das Leben; unaufhörlich steigt aus dem unerschöpflichen Schoße der Natur dasselbe Geschlecht, das da bestimmt ist, „zu leiden, zu weinen, zu freuen sich" im Sansara, wo das Glück so flüchtig, der Schmerz so dauernd und die allmächtige Triebfeder der meisten Handlungen die Selbstsucht ist! — In herrlicher Klarheit aber leuchten durch alle diese Schrecken die ewigen Ideen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Selbstaufopferung, vor denen der Schleier des Truges nicht bestehen kann, und die uns beweisen: daß die Schuld, das Leid und der Schmerz, die durch die Welt gehen, *unsere* Schuld, *unser* Leid, *unser* Schmerz sind, sodaß wir darum in unserm Nächsten wirklich nur uns selbst lieben.

Der Roman von R. Edmund Hahn: „Die beiden Gräfinnen" (Nr. 3), welcher Gustav Kühne gewidmet ist, kann im wesentlichen als ein Intriguenroman bezeichnet werden. Er spielt zumeist während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Napoleon III. theils in Frankreich, theils in Deutschland. Die Haupthelden sind zwei junge Deutsche, Ottomar Pilger und Eduard Stauffen; beide leben in Paris, wo sich der erstere als Schriftsteller mehr den Wissenschaften, der letztere als vortrefflicher Sänger der Musik widmete. Durch eine Erbschaftsintrigue war Ottomar, der eigentlich Otto hieß und der älteste Sohn des reichbegüterten Grafen Otto von Eichenburg und dessen Gemahlin Marie, geborenen Baroneß von Pourville, war, in jungen Jahren seinen Aeltern entrissen worden und hatte niemals über seine wirkliche Abstammung nähere Auskunft erhalten können. Während Eduard Stauffen durch seinen ältern Freund Morus, einen großen Musikliebhaber und ebenso einflußreichen wie eifrigen Anhänger des Kaisers Napoleon III., Zutritt zu den französischen Hofkreisen erlangte, lernte Ottomar als Vorleser des alten Grafen Peyronnet dessen junge und liebenswürdige Gattin Helene kennen und lieben. Diese Ehe war in Wahrheit nur eine Scheinehe, die auch bald durch den Tod des alten Grafen Peyronnet getrennt wurde, worauf die Gräfin Helene nach Deutschland ging und in der Familie des ihr verwandten Grafen Otto von Eichenburg die freundlichste Aufnahme fand. Ottomar aber hatte schon vorher, um die Ruhe Helenens nicht zu trüben, Frankreich verlassen und war nach Ostindien gegangen. Verschiedene Umstände, auf die näher einzugehen wir uns versagen müssen, hatten Morus inzwischen veranlaßt, der eigentlichen Abkunft Ottomar's genauer nachzuforschen, und diese Bemühungen waren nicht ohne Erfolg geblieben. So ge-

schah es denn, daß Ottomar seinen Aeltern wiedergegeben wurde, nach seinem Stammschlosse Eichenburg zurückkehrte und sich dort mit Helene verlobte, nachdem der Krieg mit Frankreich siegreich beendigt war. Dies ist in kurzen Zügen der wesentliche Inhalt des Romans, der, wie fast alle Werke des talentvollen Verfassers, spannend und interessant geschrieben ist.

Wenn wir die vorstehend skizzirte Dichtung unter die Rubrik der sogenannten Intriguenromane rechnen zu müssen glaubten, so ist der von Valeska von Gallwitz verfaßte Roman „Magdalena“ (Nr. 4) mehr als ein Tendenzroman zu bezeichnen, da in demselben die Auswüchse des bigotten Muckerthums treffend geschildert werden, sowie auch das verwerfliche Treiben des Antisemitismus in das rechte Licht gestellt wird. Die Heldin der Erzählung, Magdalena von Stein, ist die Tochter einer getauften Jüdin, welche „mit tausend Qualen die Freuden und Genüsse büßt, welche sie sich durch Verrath an ihres Vaters Herzen erkaufte“. Magdalena aber, die sich durch äußere Vorzüge nicht minder als durch seltene Tugenden des Herzens und des Charakters auszeichnet, sühnt in ergreifender Weise die von ihrer Mutter begangenen Fehler; nach schweren Leiden, die sie sich durch eine fast übergroße Opferwilligkeit zugezogen hat, findet sie ihr Glück in einer Verbindung mit dem Grafen Hugo von Hartenstein, dessen Schwester Isabella das Gegenstück zu Magdalena bildet. Ob der geistvollen Verfasserin es gelungen ist, uns ein abgerundetes Bild von dem jüdischen Familienleben zu geben, lassen wir dahingestellt sein; wol aber zeichnet eine edle Gesinnung und eine gefällige Diction die Dichtung vor der Mehrzahl ähnlicher Unterhaltungswerke aus. Das Colorit der Erzählung ist im ganzen eher zu dunkel als zu rosig, der Totaleindruck aber ist ein versöhnender.

Den Freunden von Meeresfahrten und Seeschilderungen bietet Helene Pichler in ihren „Genrebildern aus dem Seeleben“ (Nr. 5) ein sehr empfehlenswerthes Werkchen dar. Die Verfasserin muß den Ocean wiederholt und nach verschiedenen Richtungen hin befahren haben, denn ihre Schilderung des Meeres während eines Sturms wie bei einer Windstille, in südlichen wie in nördlichen Gegenden ist so naturgetreu, so anschaulich und wahr, wie sie nur die Feder eines Autors wiedergeben kann, der Sturm und Windstille auf den weiten Wogen des Oceans aus eigener Erfahrung kennt. Schreiber dieser Zeilen hat selbst den Atlantischen Ocean viermal und zu verschiedenen Jahreszeiten, einmal auf einem Segelschiff und dreimal auf einem Dampfer, durchkreuzt; er dürfte daher wol einigermaßen zur Beurtheilung des Pichler'schen Buchs legitimirt sein. Nicht nur die Schilderung der Reize und Gefahren der hohen See, auch die Beschreibung des Schiffs und seiner Leitung und Lenkung durch den Kapitän, den Steuermann und die übrige Mannschaft ist lebendig und sachgemäß.

Das Buch enthält neun verschiedene Abtheilungen, die aber theilweise nicht ohne einen innern Zusammenhang sind und folgende Ueberschriften tragen: „Abfahrt aus dem Hafen“, „Meeresstille und glückliche Fahrt“, „Meerleuchten“, „Im sichern Port“, „Silhouetten“, „Verproviantirung eines Segelschiffs“, „Romantik im Eise“, „Aus Sturm und Noth“, „Jan Swert“. Als ein Beispiel der Schreibweise der Verfasserin mögen nachstehende zwei Stellen dienen, wovon die erste eine Windstille, die andere das Leuchten des Meeres veranschaulicht; so heißt es:

Glühend brannte die Sonne hernieder, leis und leiser athmete der Wind, flüsternd strich ein Hauch durch das Takelwerk, ein letztes Summen und Tönen in Raaen und Spieren — und in der Gluthitze des Mittagsgestirns entschlief der Wind. Bald folgte ihm die Riesenschwester, die See. In halbem Schlafe kosend und plätschernd glätteten sich die Wellen mehr und mehr, kaum daß hier und da ein weißer Kamm sich noch erhob; immer langsamer ward die Fahrt, die Furche des Kielwassers verschmolz mit der Seefläche; von Norden, von den Azoren her wälzte sich eine breite Dünung heran, allmählich schwinden die Athemzüge des Meeres, deren letzter das Schiff nicht mehr erreicht — und stille ward es ringsum in Luft und Wasser, regungslos lag die „Europa“, als sei auch sie dem Schlafe verfallen.

Das Meeresleuchten wird also beschrieben:

Wahrlich, eine mächtigere Offenbarung im Buche der Natur that sich nie vor Menschenaugen auf als in dieser Tropennacht. Oben, gleich einer Grabesdecke der tiefschwarze Himmel, dessen Sterngefunkel erloschen schien in dem Glanze, der von dem Wasser ausstrahlte, die Luft mit leuchtenden Reflexen erfüllend. So weit das Auge reichte, füllte flüssiges Gold die Meeresweiten; ein Meer von Feuer ohne Flammen, still, ernst, erhaben über jede Beschreibung. . . . Kein dunkler Zwischenraum unterbrach die durch sanfte Dünungen in grandiose Wellenlinien versetzte Feuerebene; nur am Bug und zu beiden Seiten des Schiffes schossen die kühlen Flammen bis zu den Segeln hinan, in glänzenden Strömen herabfließend und leuchtende Spuren zurücklassend. Die Helligkeit war so stark, daß die Nähte in den obern Segeln deutlich zu erkennen waren; und darüber die schwarze Himmelsglocke, das Schifflein ein verlorener Punkt in dieser wunderbaren Vereinigung von Nacht und Licht.

Das Schlußkapitel enthält die spannende Liebesgeschichte eines schönen Friesenmädchens auf einer Insel nahe der Nordküste Deutschlands. Die Verfasserin zeigt auch hier, daß sie nicht nur die Macht und Gewalt der uns umgebenden Natur, sondern auch die Tiefen und die Kraft des menschlichen Herzens zu schildern versteht.

In den militärischen Humoresken: „O goldene Lieutenantszeit“ (Nr. 6) und „Zündspiegel“ (Nr. 7) von E. von Wald, werden uns verschiedene kleine Erzählungen dargeboten, die zum größten Theile der Wirklichkeit entlehnt sind. Wir begleiten mit wahrem Vergnügen den jugendfrohen Lieutenant bei seinen oft recht drolligen Erlebnissen, leisten ihm aber auch ebenso gern Gesellschaft bei seinen verschiedenen Dienstverrichtungen und auf der einsamen Offiziersstube in der Kaserne. E. von Wald hat ein entschieden humoristisches Talent und eine anziehende Darstellungsgabe. Der „Zündspiegel“ ist Richard Schmidt-Cabanis gewidmet.

Die „Neuesten Novellen“ von Bret Harte (Nr. 8)

reihen sich ebenbürtig seinen frühern „Californischen Erzählungen", die ihm den Ehrennamen des „Dichters des Goldlandes" eintrugen, an; sie sind frisch und ursprünglich aus amerikanischem Boden hervorgewachsen und zeigen uns in einer eigenthümlichen Mischung von scharfer Satire und naiver Treuherzigkeit die Eigenart des amerikanischen Humors, der seine besondern Licht- und Schattenseiten aufweist. Von den vier uns dargebotenen Erzählungen führt uns die erste, welche „Der Gentleman von La Porte" betitelt ist, einen eigenthümlichen Sonderling vor, in dessen häusliche Angelegenheiten sich einzumischen durchaus nicht heilbringend war. Dieser etwas aphoristisch behandelten Geschichte folgt die nach Inhalt und Form mehr abgerundete Erzählung „Der Ring", in welcher es an originellen Persönlichkeiten und abenteuerlichen Begebenheiten nicht fehlt und die mit der Verlobung eines Goldgräbers, Caß Bart, mit einer eigengearteten jungen Dame schließt. Reich an poetischen Momenten sowol hinsichtlich der Naturschilderungen als der darin uns vorgeführten Personen ist die dritte kleine Novelle „Flip". Wahrhaft ergreifend ist das tragische Schicksal der kleinen Urwäldlerin Flip und ihres so heiß geliebten Lance. Die vierte Erzählung, welche den Titel „Auf der Mission von San-Carmel" führt, ist etwas zu phantastischer Natur; sie berichtet über das Schicksal eines im Kloster von einem frommen Mönche als Knabe erzogenen Mädchens. Bei manchen Schattenseiten erkennen wir auch in dieser Novellensammlung das große Erzählertalent Bret Harte's und die ihm eigene Gabe, die an sich prosaische Wirklichkeit phantasievoll und poetisch auszuschmücken. Rudolf Doehn.

Die illustrirte Ausgabe von Heine's „Buch der Lieder".

Heinrich Heine's Buch der Lieder. Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Leipzig, Titze. 1883. Gr. 8. 25 M.

Wenige jener Künstler, welche sich mit der Illustration hervorragender deutscher Geisteswerke beschäftigen, haben auf diesem Gebiete eine so eminente Begabung bekundet wie Paul Thumann, der uns als einer der feinsinnigsten Illustratoren der poetischen Schöpfungen Goethe's, Chamisso's, Hamerling's und vieler anderer Dichter entgegentritt und dessen Fleiß — wir haben diesem tüchtigen Künstler schon Tausende von größern und kleinern Bildern, die durch ganz Deutschland verbreitet sind, zu verdanken — ebenso bewunderungswürdig erscheint, wie sein liebevolles Eingehen in die Schöpfung des Dichters, welche er mit seinen zierlichen und anmuthigen Zeichnungen schmückt, hohe Anerkennung verdient, zumal auch seine Technik eine außerordentlich gewandte genannt werden muß. Thumann's Illustrationen haben schon vielen das Verständniß eines Poeten nahe gerückt; sie bleiben jedem unvergeßlich, der ein mit seinen Bildern geziertes Buch zur Hand nimmt, und sei es die einzelne Figur eines Gedichts, seien es Scenen und Genrebilder, welche aus einem größern Werke gegriffen sind: beinahe ausnahmslos bewährt sich die Meisterschaft des Künstlers, der mit dem Dichter so innig Hand in Hand geht. Dazu gehört aber nicht nur die Vertiefung in den Geist der poetischen Werke, dazu gehört eine tiefe Kenntniß des gesammten Lebens, der Zeit und der Sitte, der Lebensweise und ihrer Aeußerung, ja man möchte sagen des geistigen Charakters jener Zeitperiode, in welche der Autor des Buchs den Leser führt. Dichtwerke von größerm Umfange, das Epos, der Roman, die Novelle, bewegen sich ja zumeist auf zeitlich bestimmtem Felde und gewinnen dadurch einen man möchte sagen culturhistorischen Charakter, den die Zeichnung, will sie nicht blos phantastische Arabeske sein, nicht nur zu wahren, sondern noch bestimmter auszudrücken hat. Auch in dieser Beziehung hat Paul Thumann schon viele Meisterwerke geschaffen; dank seinen geschichtlichen Kenntnissen hat er es verstanden, jedem seiner Bilder ein so zeitgemäßes Colorit zu verleihen, daß man fühlt, so und nicht anders könne diese oder jene Gestalt ausgesehen, diese oder jene Scene sich ereignet haben, ob sich die Darstellung nun in der Zeit des griechischen Alterthums, im Mittelalter, im 18. oder im Anfange unsers Jahrhunderts bewegt. Vor allem aber ist es eine Richtung, die Thumann mit großem Geschick pflegt: es ist dies das Haus und die Familie und alles, was damit zusammenhängt; die besten seiner Illustrationen hat der Künstler dort geschaffen, wo es galt, Scenen und Gestalten aus dem Familienleben oder aus dem zarten Liebesleben zu entwerfen. Bekanntlich sind es seine lieblichen Frauengestalten, welche schon Tausende erfreut haben. Mit rührender Einfachheit weiß er diesen Gestalten einen Liebreiz zu verleihen, wie es wenige unserer deutschen Künstler fähig sind; Fritz Kaulbach aus der jüngern Generation kommt ihm darin vielleicht nahe, ist aber auf dem Gebiete der Illustration bisher selten aufgetreten. Ein eminentes Beispiel zu dieser Bemerkung liefert der prächtige Cyklus von Bildern Thumann's zu Chamisso's „Frauen-Liebe und Leben", der am besten die angedeutete Hauptrichtung charakterisirt. Mehr auf Effect berechnet und vielleicht weniger im Geiste des strengen Griechenthums erscheinen die Bilder zu „Amor und Psyche", aber der Liebreiz, den der Künstler über diese Gestalten ausgegossen, läßt uns dies gern vergessen.

Diese vorausgeschickten Bemerkungen erschienen nothwendig, um das jüngste große Illustrationswerk Thumann's, Heine's „Buch der Lieder", würdigen zu können. Vor allem ist der Phantasie des Künstlers hier weiterer Spielraum geboten; die zumeist subjective Lyrik Heine's läßt

dem Illustrator reiche Wahl in den Situationen und in der Auffassung derselben. Thumann hat zwölf größere Bilder ausgeführt, die, im photographischen Lichtdruck vervielfältigt, alle Schönheiten der Originalzeichnung genau wiedergeben; er hat außerdem zahlreiche kleinere Bilder, Vignetten, Arabesken u. dgl. in den Text eingefügt. Alle diese Bilder erscheinen von dem tiefen poetischen Hauche durchweht, welcher der Dichtung selbst eigen ist; allerdings ist eine Reihe derselben als besonders gelungen zu betrachten. Eins der schönsten ist gleich das erste größere Bild aus den „Jungen Leiden", das Gedicht Nr. 3 und die Scene:

> Inmitten in dem grünen Raum
> Da stand ein großer Eichenbaum;
> Und sieh! mein Mägdlein wundersam
> Haut mit dem Beil den Eichenstamm —

illustrirend; das Mädchen mit dem Beile ist eine der lieblichsten Gestalten, die Thumann geschaffen, und vielleicht das beste Bild des ganzen Buchs. Diesem am nächsten steht die reizende Allegorie zu den Strophen:

> Auf Flügeln des Gesanges,
> Herzliebchen, trag' ich dich fort.

In ähnlicher Weise wirken die größern Illustrationen zu dem Liede:

> Mein Liebchen, wir saßen beisammen
> Traulich im leichten Kahn —

zu dem Liede Nr. 8 der „Heimkehr":

> Der Abend kommt gezogen,
> Der Nebel bedeckt die See —

zu den Strophen:

> Dämmernd liegt der Sommerabend —

zu denen der Künstler das Bild der badenden schönen Elfe ausgeführt, und die trauliche Scene aus der Bergidylle:

> Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
> Stützt den Arm auf meinen Schos.

Von den Illustrationen, welche den Dichtungen mehr oder minder erzählenden Charakters gewidmet sind, erwähnen wir: die kräftige Zeichnung, welche aus den „Traumbildern" Nr. 8 die Festnahme des zu Liebchens Fensterlein Kletternden darstellt; „die Grenadiere", die düstere Familienscene aus dem Gedicht „Die Jungfrau schläft in der Kammer", und „Belsazar". Letzteres Bild ist des der Individualität des Künstlers fernliegenden Gegenstandes wegen wol etwas gezwungen durchgeführt; dafür ist das Kinderbild zu Nr. 38 der „Heimkehr" („Mein Kind, wir waren Kinder") überaus herzgewinnend, und die Illustration zur „Wallfahrt nach Kevlaar" edel und fromm gehalten.

Die kleinern Bilder, die Arabesken, Vignetten, Initialen, Zierleisten u. dgl. schließen sich in ebenso stilvoller Weise dem Texte an; man hat dabei Gelegenheit, der Phantasie des Künstlers in der reichen Mannichfaltigkeit dieser kleinen Kunstwerke zu folgen: von dem Bilde zur Vorrede der dritten Auflage der Gedichte an, welches den von der Sphinx umschlungenen Jüngling darstellt, ist durch das ganze Buch eine Fülle kleinerer Bildchen und Vignetten verstreut, welche die Begabung Paul Thumann's in das hellste Licht treten lassen: die niedlichen Genien, die schönen Nixengestalten, die kühn geschwungenen Arabesken bis zur kleinsten Vignette zeigen die Vertiefung in des Dichters poetische Schöpfungen. Das schöne Landschaftsbild zum Prolog der „Harzreise", mit der Gestalt des Dichters in der Mitte, sei aus diesem reichen Schatze künstlerischen Schaffens besonders hervorgehoben.

Noch einige Worte über den Text selbst. Nicht der ganze Inhalt des „Buchs der Lieder" ist in denselben aufgenommen. Der Verleger stellte sich dabei auf den Standpunkt, ein Prachtwerk für das Haus und die Familie liefern zu wollen, und in diesem Sinne sind, Lieder wie „Die Kastraten klagten" oder „Selten habt ihr mich verstanden" nicht aufgenommen; künstlerische Rücksichten gestatteten die Aufnahme des Nordseecyklus nicht. Wenn man bedenkt, daß es sich nicht um eine kritische Ausgabe handelte, sondern um ein Buch, das Heine's herrlichste lyrische Blüten aus dem „Buch der Lieder" mit den Bildern eines hervorragenden Meisters geschmückt dem großen deutschen Publikum bieten will, so wird man wegen dieser Auslassungen mit dem Verleger nicht rechten, ebenso wenig wegen der Anordnung der Gedichte in anderer Reihenfolge, als sie die Originalausgabe enthält. Thumann's Zeichnungen werden trotzdem jeden erfreuen, der Sinn für Schönes hat, und der Verehrer Heine's findet alles in dem Buche, was ihn an dem großen Dichter entzückte.

Neben dem Verleger dieses echt nationalen Prachtwerks verdienen auch warme Worte der Anerkennung die Xylographischen Anstalten von Käseberg und Oertel und von F. Tegetmeyer in Leipzig, das Atelier für Zinkographie von Angerer und Göschl in Wien und die Buchdruckerei von Fischer und Wittig in Leipzig. Der elegante Einband des vornehm ausgestatteten Buchs ist von Hübel und Denck in Leipzig hergestellt, während der Lichtdruck aus der bekannten Anstalt F. Bruckmann's in München herrührt. Dem deutschen Hause wüßte ich in der That kaum ein schöneres literarisch-artistisches Festgeschenk zu empfehlen als dieses Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Längst schon hat die Musik Heine's Lieder illustrirt; ihr ist jetzt die zeichnende Kunst hierin gefolgt.

Anton Schlossar.

Zur Geschichte der Erde.

Phytogeogenesis. Die vorweltliche Entwickelung der Erdkruste und der Pflanzen, in Grundzügen dargestellt von Otto Kuntze. Leipzig, Frohberg. 1884. Gr. 8. 6 M.

Es ist nicht lange her, daß wir in d. Bl. über zwei Werke des Grafen Saporta berichteten, welche die Entwickelung der Pflanzendecke der Erde zum Gegenstand haben, und schon liegt wieder ein neues Buch über die Entwickelungsgeschichte der Erdkruste und der Pflanzenwelt der Erde vor, welches die Beachtung sowol der Fachmänner als der Laien in hohem Grade verdient. Der als tüchtiger Chemiker und Botaniker schon längst, durch sein 1881 erschienenes Buch „Um die Erde" auch als geistvoller Reiseschriftsteller bekannt gewordene Verfasser gehört gleich dem Grafen Saporta zu den eifrigsten Vertretern des Darwinismus, ist aber durch seine Untersuchungen zu ganz andern Ergebnissen gelangt als jener, zu Ergebnissen, welche ihn genöthigt haben, die bisher allgemein angenommenen geologischen und paläontologischen Perioden umzuändern und bezüglich verschiedener hochwichtiger Fragen ganz neue Hypothesen aufzustellen. Im Gegensatz zu den bisherigen Forschern, welche die Vegetation der Vorwelt, von derjenigen der Jetztwelt ausgehend, rückwärts reconstruirt haben, versucht Kuntze die Reconstruction der vorweltlichen Flora und Fauna von den ältesten Zeiten an aufwärts bis zur Gegenwart und beginnt deshalb mit Untersuchungen über die Entstehung der Erde selbst, beziehentlich der Erdkruste. Mit chemischen Gründen sucht er zu beweisen: erstens daß der granitne Kern der Erde und die diesem zunächst überlagernden Urgesteine (Urgneis, Urschiefer, Granulit) durch Sedimentation glühend krystallisirter Niederschläge aus chemischen Wolken des „Atmokosmos" entstanden, und daß das Erdinnere niemals in feurig-flüssigem, sondern nur in rothglühendem Zustande gewesen sei und noch sei; zweitens daß das Urmeer völlig salzfrei war und das Meer überhaupt erst nach der Bildung von Festland mit Quellen und Flüssen, infolge der Auslaugung mittlerweile entstandener salzhaltiger Sedimentärgesteine durch die Flüsse und der Zuführung schwach salzhaltiger Flußwässer, ganz allmählich versalzen wurde, sodaß es noch gegen das Ende der Steinkohlenperiode höchstens 1 Procent Salz enthielt; drittens daß die Atmosphäre bis gegen das Ende der Steinkohlenzeit keine Kohlensäure enthalten haben könne und daher bis dahin die Existenz terrestrischer Pflanzen eine Unmöglichkeit gewesen sei. An die Stelle der bisher angenommenen geologischen und paläontologischen Periodeneintheilung setzt der Verfasser eine neue, indem er den gesammten seit der Entstehung der ersten Erdkruste bis auf die Gegenwart verflossenen Zeitraum in 10 Perioden eintheilt, welche er einfach numerirt und demgemäß primäre, secundäre, tertiäre, quaternäre u. s. w. bis decimäre Periode benennt. In biologischer Beziehung werden diese 10 Abschnitte zwei Hauptperioden subordinirt, nämlich 1) der anorganischen und kryptobiotischen (Periode 1—3: Urgneis, Huron, Phyllit) und 2) der phänobiotischen Periode. Letztere zerfällt in die azonal-marinen Perioden, wo noch keine Klimazonen existirten und ein Continentalklima fehlte (Periode 4—7: Silur, Devon, Carbon, Dyas), und in die zonal-terrestrischen Perioden, wo bereits klimatische Zonen, Continental- und Küstenklimate und unruhige wasserärmere Meere vorhanden waren (Periode 8—10: Trias bis Gegenwart). In seine Tertiärzeit oder kryptobiotische Periode versetzt der Verfasser die Entstehung der ersten Lebewesen in dem Urmeer, dessen Temperatur zu Anfang jener Periode etwa 130, am Ende 40 Grad C. betragen haben mag. Bei der Besprechung des Ursprungs des Lebens entpuppt sich der Verfasser als crassester Materialist, indem er jede „Erschaffung" ausschließt. Er äußert sich in dieser Beziehung folgendermaßen:

> Das Leben ist vom naturwissenschaftlichen, speciell chemischen Standpunkte aus betrachtet eine constante und continuirliche Reihe kohlenhydrater chemischer Processe, die meist sehr complicirt und uns zum Theil noch ungenügend bekannt sind. Fehlen die zu diesen Processen nöthigen Stoffe, beziehentlich Nahrungsmittel (innere Lebensbedingungen), oder fehlen die äußern Lebensbedingungen, z. B. die zu den chemischen Processen passende Temperatur, Beleuchtung, Feuchtigkeit, beziehentlich Trockenheit, geeignete Localität, ist also die Constanz der Processe gefährdet oder wird diese Constanz durch Abnutzung der Organismen oder gewaltsam unterbrochen, so erlischt das Leben. Verändern sich aber die innern oder äußern oder beiderlei Bedingungen zu diesen chemischen Processen nur allmählich und gering, so entstehen auch oft veränderte Lebensformen (Variabilität), die unter günstigen Umständen zuweilen constant werden. Ich möchte nun die Vermuthung wahrscheinlich zu machen suchen (was der Verfasser im Folgenden ausführlich thut), daß das Leben der ersten Zellen auf Katalyse einzelner chemischer Stoffe beruht, z. B. eines Diastase ähnlichen Stoffes u. s. w.

Als Nichtchemiker enthält sich Referent jeder Kritik dieser Ansicht. Das wichtigste Ergebniß der Untersuchungen des Verfassers ist die, wie uns dünkt, unwiderleglich bewiesene Behauptung, daß die Steinkohlenlager nicht, wie die Mehrzahl der Forscher bisher angenommen, durch Zusammenschwemmung der Trümmer terrestrischer Wälder in Meeresbuchten, Seebecken und andere Depressionen des Landes oder durch den Untergang der Vegetation üppig bewachsener Inseln infolge der durch Senkungen und Hebungen der Erdkruste bedingten wiederholten Untertauchung solcher Inseln (Oscillationstheorie) entstanden, sondern daß dieselben submarin, auf dem Grunde des Meeres aus den auf demselben schwimmenden Wäldern und Farnwiesen und den darunter das Meer erfüllenden Tangmassen durch Untersinken und Verkohlen dieser schwimmenden und flutenden, überaus üppig gewesenen Vegetation an denselben Stellen, wo sich die Steinkohlenlager gegenwärtig befinden, hervorgegangen seien. Der Verfasser bringt für die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese zweiundvierzig Beweise, von denen

drei bis vier schon genügen würden, um seine Ansicht zu stützen. Aus der Steinkohlenflora, die ihrerseits sich aus den Algen entwickelt hatte, sollen sich nicht nur die ersten terrestrischen Pflanzen (zunächst Litoralpflanzen an den Ufern der während jener Periode noch völlig nackten, d. h. vegetations- und humuslosen Inseln und Continente), sondern überhaupt alle systematischen Gruppen der jetzigen Pflanzenwelt (alle Abtheilungen der Gefäßkryptogamen, ferner die Gymnospermen und sogar die Angiospermen, also auch die Hauptabtheilungen der Phanerogamen) entwickelt haben, die Gefäßkryptogamen bereits vor der von ihm „silvomarinen" Periode genannten Steinkohlenzeit während des Devons oder seiner „pratomarinen" Periode aus Tangen. Aus solchen (aus Florideen) sollen auch die Angiospermen (Mono- und Dikotyledonen) hervorgegangen sein, während die Gymnospermen (Cynodeen, Coniferen u. a.) sich möglicherweise aus Gefäßkryptogamen entwickelt haben. Kuntze nimmt nicht wie Saporta eine Entwickelung der verschiedenen Gruppen der Gefäßkryptogamen u. s. w. von einem gemeinsamen Stamme durch Abzweigungen und fortgesetzte Differenzirungen an, sondern eine „polyphyletische" Entwickelung, d. h. eine Entwickelung der Gefäßpflanzen aus vielen Stämmen, welche gleichzeitig oder nach und nach aus der während der pratomarinen Periode an die Meeresoberfläche emporgehobenen und infolge davon mit der Luft in Berührung gekommenen Tangvegetation sich herausgebildet haben. Er weist nach, daß eine terrestrische Flora erst gegen das Ende der Steinkohlenzeit aus deren schwimmenden Wäldern und Wiesen sich zu entwickeln vermochte, nachdem durch den Athmungsproceß der in ihrem über den Wasserspiegel emporragenden beblätterten Theile zu Luftpflanzen gewordenen Steinkohlengewächse und der mittlerweile entstandenen luftathmenden Wasserthiere der Atmosphäre die für die Existenz von Landpflanzen erforderliche Kohlensäure zugeführt worden war. Näher auf die zwingenden Deductionen des Verfassers einzugehen, verbietet der beschränkte Raum; sein Buch verdient aber nicht allein von seinen Fachgenossen und den Naturforschern überhaupt, sondern von allen, welche sich für die Entwickelung der Vegetation der Erde interessiren, gelesen zu werden, und dies um so mehr, als unsers Erachtens seine Darstellung der Entwickelungsweise der Pflanzenwelt unsers Planeten viel mehr Wahrscheinlichkeit besitzt als diejenige des Grafen Saporta und anderer Forscher. Moritz Willkomm.

Albrecht Dürer.

Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Von Moritz Thausing. Mit Illustrationen und Titelkupfer. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Seemann. 1883—84. Gr. 8. 20 M.

Dieses in zweiter Auflage erschienene Werk ist nicht blos die ausführlichste, sondern auch die wissenschaftlich gediegenste Arbeit, welche die moderne Kunstgeschichtschreibung über den großen deutschen Maler hervorgebracht hat. Thausing hat die Literatur der Biographie um ein Buch bereichert, welches mustergültig in seiner Art ist und auf lange Zeit hinaus die Forschung über Leben und Werke Dürer's zum Abschluß gebracht hat. Freilich hat Thausing in erster Linie für Kunsthistoriker von Fach und für Künstler, erst in zweiter für Kunstfreunde geschrieben; er hat aber ungeheueres Material nicht blos sehr mühsam zusammengetragen, sondern auch zu einer überaus lichtvollen Darstellung verarbeitet. Seine Kritik ist eine durchaus selbständige, vorsichtige und sachliche; insbesondere hält sie sich frei von der üblichen Vergötterung des Helden. Allerdings hat Thausing auf den bereits vorhandenen Arbeiten von Waagen, Woltmann, von Zahn, B. Hausmann, O. Mündler u. s. w. weiter gebaut, aber niemand hat so wie er alles in Dürer's Leben und Werken bis in die letzten Ursprünge hin verfolgt. Freilich hat er zuweilen in echt deutscher Gründlichkeit des Guten zu viel gethan: wenn er zur Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes nicht weniger als den dritten Theil des ersten Bandes braucht, so dürfte dies denn doch wol zu viel sein.

Der fortlaufende Text enthält die Untersuchungen selbst, in die meist kleinen Anmerkungen sind fast nur Citate verwiesen; das mit trefflichen Typen gedruckte Werk ist ausgestattet mit zwei Selbstporträts Dürer's sowie mit Initialen vom höchsten künstlerischen Werth. Außerdem empfangen wir eine ganze Reihe meist trefflicher Abbildungen von Schöpfungen Dürer's, eine Karte zu Dürer's Reise in die Niederlande, endlich ein höchst sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Verzeichniß aller im Text genannten Personen und Werke Dürer's. Dem Buche im einzelnen nachgehend, heben wir folgende Stellen daraus hervor. Ob das Verhältniß der nürnberger Malerschule zur altkölnischen und zur böhmischen „schon aus der mittlern Lage Nürnbergs zu erklären sei", lassen wir dahingestellt; desgleichen, ob der fränkische Stamm derjenige unter den deutschen Stämmen gewesen, aus welchem allein ein Dürer und ein Goethe hervorgehen konnten. Ueberaus eingehend sind die Studien über Dürer's Familie, die Geschichte und Würdigung seines Lehrers Michael Wolgemut, der Excurs über Dürer's angeblich unglückliche Ehe und dürftige Vermögensverhältnisse, ausgezeichnet auch die Abhandlung über die frühern Kupferstiche und Holzschnitte Dürer's sowie die Würdigung von dessen „Apokalypse". Den Eindruck des Ausgeklügelten hingegen macht folgender auf eine von Dürer gezeichnete Landschaft bezüglicher Ausspruch: „Das Aufragen der unwandelbaren Steinmassen wie die Regellosigkeit ihrer scharfen Kanten stimmen gut zu der kühnen, immer beharrlichen und doch bizarren Gemüthsart des Meisters." Ferner nennt

Thausing nicht den Kunstgelehrten (H. Linke in Leipzig), welcher 1882 das echte Selbstbildniß des jungen Dürer aufgefunden hat. Bei der Besprechung des Tafelbildes „Anbetung der Könige" hätte er auf den merkwürdigen Umstand hinweisen sollen, daß Dürer der Maria und dem Christkinde den Heiligenschein nimmt, während Rafael selbst auf seinen nichtkirchlichen Madonnenbildern ihn meistens beibehalten hat. Ganz besonders aber hätte Thausing den köstlich naiven Zug hervorheben müssen, welchen eben nur ein Dürer seinem Jesusknaben verleihen konnte: das Kind greift neugierig hinein in den geöffneten Schatz des vor ihm knienden greisen Königs. In der Erörterung über das berühmte „Rosenkranzfest" fehlt folgender Zug. Der Papst empfängt einen schönern Kranz als der Kaiser, ersterer von Jesus selbst, letzterer nur von der Madonna! Die Krone der Maria enthält den deutschen Reichsadler, während diejenige des Papstes und des Kaisers einfacher gehalten ist. Auch mußte Thausing „Die apokalyptischen Reiter" Dürer's mit denen des Peter von Cornelius vergleichen; ein Vorzug des erstern ist, daß er schriftgemäß jene Würgengel auch als göttlich gesendete auf seinem Bilde erkennen läßt, während man bei Cornelius nicht weiß, wo sie herkommen. Ueberhaupt ist Thausing stärker als Kunstforscher denn als Kunstkritiker.

Ein memento mori ist für viele unserer heutigen Maler, was Thausing über Dürer's Technik beibringt. Des Meisters Allerheiligenbild leuchtet noch heute in derselben Farbenpracht wie vor mehrern Jahrhunderten. An den Tuchhändler Jakob Heller in Frankfurt a. M., den Besteller des Bildes, schreibt er einmal: „Gewöhnliche Gemälde (d. h. die Mehrzahl der heutigen) will ich in einem Jahre einen Haufen machen; aber das fleißige Kläubeln geht nicht von statten." Freilich verlor sich Dürer's Feinmalerei zuweilen auch wieder in Spielerei. So malt er einmal auf ein Kreuzchen von 37 Millimeter Durchmesser den Gekreuzigten zwischen Johannes und Maria, desgleichen einen Knopf mit einem Madonnenbildchen, welcher für den Hut des Kaisers Maximilian bestimmt war; endlich einen Hieronymus in der Wüste von blos 29 Millimeter Durchmesser.

Interessant sind die Beziehungen Dürer's zur italienischen Kunst. Nur in Bezug auf die Modellirung von nackten Menschenkörpern hielt er sich an Vorbilder des Südens, im übrigen aber blieb er seiner deutschen Art des Malens treu. Trotzdem hat ein so hochbedeutender Meister wie Andrea del Sarto ganze Figuren aus Dürer's Werken entlehnt, ja selbst Rafael hat in seiner berühmten „Kreuztragung" die wichtigsten Züge der Composition fast ganz aus Dürer's „Großer Passion" herübergenommen. Den von Vasari ihm in den Mund gelegten Ausspruch, daß Dürer die Italiener bei größerer Kenntniß der Antike alle übertroffen hätte, hat Rafael nicht gethan; wohl aber hat er Dürer 1515 mehrere seiner Zeichnungen geschickt.

Vom höchsten kunst- und culturgeschichtlichen Interesse ist übrigens eine Vergleichung von Dürer's Allerheiligenbild mit der denselben Gegenstand behandelnden „Disputa" Rafael's. Beide Bilder sollen eine Verherrlichung des dreieinigen Gottes sein. Rafael aber betont den herrschenden Christus, Dürer den leidenden; ersterer läßt Gottvater zurücktreten, letzterer charakterisirt ihn als die göttliche Urpersönlichkeit. Rafael läßt die Theologen streiten über die Verehrung des dreieinigen Gottes; bei Dürer aber wird dieser direct im Himmel angebetet, und zwar ebenso wol von Bauern wie von Papst und Kaiser. Für Rafael ist die von der Dreieinigkeit bewirkte Brotverwandlung die Hauptsache, für Dürer aber der Jubel über die durch das Leiden Christi vollbrachte Erlösung. Bei Rafael bilden Maria und Johannes der Täufer die altherkömmliche engere Gruppe mit Christus, bei Dürer steht die Maria nur an der Spitze der seligen Frauen im Himmel.

Recht gut ist bei Thausing auch, was er über Dürer's Christus und Maria, über Dürer's Stellung zur Reformation u. s. w. sagt. Unter größter Anerkennung für Thausing's Forschungen schließen wir mit einem merkwürdigen Ausspruch Dürer's. Der große Meister sagt einmal, daß er „oft große Kunst und gute Dinge im Schlaf gesehen, dergleichen ihm im Wachen nicht vorgekommen seien; aber sobald er erwache, wären diese Gebilde seiner Phantasie dem Gedächtniß entschwunden".

Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Bühneneinrichtung dramatischer Werke ist keine leichte Aufgabe, ja die üblichen Bühneneinrichtungen Shakspeare'scher Stücke, wie z. B. diejenige des „Hamlet", die im letzten Acte geradezu Unsinniges und Unmögliches bietet, bedürfen einer durchgreifenden Revision. Es gibt indeß auch neuere dramatische Dichtungen, die, in ihrer ursprünglichen Fassung nicht bühnengemäß, durch kundige Einrichtung der Bühne gewonnen werden können. Man hat dies mit Grabbe's genialen Stücken versucht — allerdings ohne durchgreifenden, über die Versuchsbühne hinausreichenden Erfolg. Ein Dramatiker von genialer Kraft, die aber oft geschmacklos überschäumt und sich nicht an die Bühnenregeln bindet, ist J. L. Klein, dessen Dramen einige hochtragische Scenen enthalten und dadurch wol zum Versuch einladen, sie für die Bühne der Gegenwart zu erobern. So hat der kunstsinnige Intendant des weimarischen Hoftheaters, Baron von Loën, bereits das Trauerspiel „Heliodora" für die Bühne bearbeitet; neuerdings läßt Wilhelm Buchholz eine freie Bearbeitung der „Zenobia", Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. L. Klein, erscheinen (Leipzig, T. O. Weigel); die zur Handlung gehörende Musik ist von Karl Reinecke. Wir können diese Bearbeitung für mustergültig erklären; sie ist nicht mit flüchtigem Regiestift zurechtgemacht, vielmehr das Werk eines überaus sorgsamen Fleißes, der immer von neuem die Arbeit prüft; denn uns sind mehrere Fassungen derselben bekannt, welche dieser endgültig letzten, die im Druck erscheint, vorausgingen. Jeder Strich, jede Kürzung

sowol der einzelnen Reden wie der Scenen selbst ist wohlerwogen; es gilt sowol dem Dichter sein gutes Recht, seine Eigenart zu lassen, wie auch der Bühne, deren berechtigte Anforderungen zur Geltung kommen müssen. Natürlich muß der letztern manches zum Opfer fallen, was bei der Lektüre die kraftgeniale Eigenheit des Poeten, seine weitreichenden geistigen Perspectiven uns offenbart. Vor allem kam es darauf an, den Stil J. L. Klein's für den dramatischen Vortrag zu klären; denn es ist in der Diction vieles durcheinandergewirrt, durch lange Perioden hingezerrt; manche Verse, durch Bilderwust schon schwierig für das Verständniß des Lesers, lassen sich von keinem Schauspieler sprechen. Ferner unterbricht eine Masse von Zwischenreden oft die Handlung; es gibt kleine Scenen in der tumultuarischen Fassung der Shakspeare'schen Historien. In diesem allen hat Wilhelm Buchholz vielen Geschmack gezeigt; er hat das Wesentliche, ja das originell Kühne des Dichters zu wahren gewußt, aber alle seine Auswüchse herausgeschnitten, ohne aufdringliche Zuthat die Diction geglättet und bühnenmöglich gemacht. In den drei ersten Acten konnte er sich auf derartige Kürzungen und stilistische Läuterung beschränken; anders in den letzten Acten, in denen der dramatische Dichter mehr ins Breite gearbeitet hat und sich in philosophischen Excursen erging, und in denen außerdem die Scenenzersplitterung weit mehr hervortritt als in den ersten Acten. Hier galt es tiefeinschneidende, durchgreifende Kürzung; hier sind nicht nur die kurzathmigen Scenen gestrichen, in denen theils Zenobia mit den römischen Gefangenen erscheint, theils Kaiser Aurelian in seinem Lager, sondern auch die langathmige Bibliothekscene, die fast einen Act für sich bildet, und in welcher die ganze theologisch-philosophische Debatte der damaligen Zeit in höchst geistreicher, aber mehr an Platonische Dialoge als an dramatische erinnernder Weise vorgeführt wird. Der Philosoph Cassius Longinus, der Oberpriester Porphyr, der Christ Paul von Samosota, die Helden dieser Scene, sind mit Ausnahme des erstern, der als Bote der Königin an Aurelian geschickt wird, der Bühneneinrichtung zum Opfer gefallen. Auch der fünfte Act ist wesentlich gekürzt: hier scheinen uns einige Reden der Zenobia doch ein wenig zu sehr der oratorischen Wirkung beraubt. Wie wir erfahren, ist das Stück, das in seiner Urgestalt, nur durch Regiestriche gekürzt, einmal ohne rechten Erfolg über die berliner Hofbühne ging, in dieser höchst anerkennenswerthen Buchholz'schen Bearbeitung am frankfurter Stadttheater zur Aufführung angenommen. Wir haben das Trauerspiel selbst eingehend in einer Kritik der „Dramatischen Werke J. L. Klein's" in d. Bl. (Nr. 13 f. 1872) besprochen. Zenobia, eine echte Heldin voll patriotischen Aufschwungs und zugleich voll Begeisterung für die hohe Mission der Frauen, die zuletzt auf dem Altar des Vaterlandes den eigenen Sohn opfert, ist jedenfalls eine Aufgabe für unsere Heroinen großen Stils, wie Klara Ziegler.

— Bruno Bucher, der auf dem Gebiete des Kunstgewerbes so verdiente Forscher, hat in dem Cyklus der bekannten „Illustrirten Katechismen" (Leipzig, J. J. Weber) auch die „Kunstgeschichte" bearbeitet. Das Werkchen ist ausgestattet mit 276 Abbildungen und hat bereits 1884 die zweite Auflage erlebt. Sehr dankenswerth ist das beigegebene Verzeichniß technischer Ausdrücke und ein Namenregister. Die Aufgabe, den ungeheuern Stoff aller drei bildenden Künste in engsten Raum zusammenzudrängen und dabei alles Wesentliche festzuhalten, ist hier sehr glücklich gelöst. Sowol die historische Entwickelung der künstlerischen Formen wie das ästhetische Urtheil über Werke, Richtungen und Personen verdient große Anerkennung. Das Ganze ist so übersichtlich geordnet und läßt überall eine solche Beherrschung des Stoffs erkennen, auch ist die Vertheilung fast überall so gleichmäßig, daß das Werkchen allen denjenigen empfohlen werden kann, welche eine elementare Uebersicht der Kunstgeschichte zu besitzen wünschen.

Von verhältnißmäßig sehr hohem Werth ist der in demselben Verlag erschienene „Katechismus der Aesthetik" von Robert Prölß. Es ist zunächst an und für sich sehr schwer, gerade die Aesthetik zu popularisiren; hierzu kommt, daß der Autor sich entscheiden muß, ob er sich auf die Seite der Gehalts- oder der Formästhetiker stellen, ob er rein a priori construiren oder sich durch die Ergebnisse der Kunstgeschichte leiten lassen will. Prölß hat nicht blos nach allen diesen Seiten hin das Richtige getroffen, sondern auch den grundlegenden Theil der Aesthetik ebenso selbständig wie geistvoll und ausführlich entwickelt. Er hat sich — was sehr viel sagen will — zu einer principiellen Klarheit in den Hauptsachen wie in den nebensächlichen Dingen hindurchgearbeitet und beherrscht alle fünf Hauptkünste mit gleicher Sicherheit. Warum er nicht den gleichen Erfolg gehabt wie Karl Lemcke mit der „Populären Aesthetik", ist uns um so weniger verständlich, da sein Buch doch ungleich billiger ist als jenes. Wir erfüllen deshalb nur eine angenehme Pflicht, indem wir nachdrücklich auf den Werth dieses Buchs hinweisen, welches auf engem Raume das denkbar Mögliche leistet und sich speciell um die psychologische Grundlegung der Aesthetik ein Verdienst erworben hat.

Bibliographie.

Matthäus Alber. Einige Züge aus der Reformationsgeschichte der guten Stadt Reutlingen, dramatisch bearbeitet von P. W. Mit einem Bildniß Albers. Reutlingen, Kocher. 8. 25 Pf.

Alberti, C., Herr L'Arronge und das „deutsche Theater". Drei Briefe an eine Freundin. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 M.

Ballagi, A., Wallenstein's kroatische Arkebusiere 1623—1626. Aus unbenützten, archivalischen Quellen. Budapest, Kilián. Gr. 8. 1 M.

Baumgart, M., Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doctorwürde bei allen Facultäten der Universitäten des deutschen Reichs. Unter Benutzung amtlicher Quellen zusammengestellt und herausgegeben. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Bührer, V. M., Die Neujahrsnacht. In vier Rhapsodien. 1784. Ein Bild aus dem Tübinger Studentenleben vor 100 Jahren. Tübingen, Laupp. 8. 50 Pf.

Dittmer, H., Temperament und Erziehung. Eine psychologisch-pädagogische Betrachtung. Vortrag. Emden, Schwalbe. Gr. 8. 1 M.

Fischer, J., Die tolle Hanne. Novelle. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Kain, J., Lieder aus Aussee. Wien, Rosner. 8. 2 M. 60 Pf.

Landau, M., Rom, Wien, Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum. Leipzig, Friedrich. 1885. Gr. 8. 10 M.

Meyer, M., Geschichte der preussischen Handwerkerpolitik. Nach amtlichen Quellen. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Handwerkerpolitik des Grossen Kurfürsten und König Friedrich's I. (1640—1713.) Minden, Bruns. Gr. 8. 12 M.

Richard, Clara, Frühlingsblumen. Gedichte. Hagen, Risel u. Comp. 12. 3 M.

Röselmüller, W., Gottfried Arnold als Kirchenhistoriker, Mystiker und geistlicher Liederdichter. Ein Beitrag zur Würdigung G. Arnolds. Annaberg, Graser. Gr. 4. 1 M.

Schwerdfeger, O., König Johann von Sachsen als Vorkämpfer für Wahrheit und Recht. Reden und Sprüche aus 20 Jahren Seines parlamentarischen Wirkens. Sachlich geordnet und erläutert, auch mit Verzeichniss der prinzlichen Referate und Separatvota, sowie einem Anhang „zeitgenössischer Urtheile" versehen und herausgegeben. Dresden, Warnatz u. Lehmann. Gr. 8. 4 M.

Walker, Mathilde, Aus des Lenzes Füllhorn. Gedichte. Stuttgart, Greiner. 16. 3 M.

Weitbrecht, C., Geschichtenbuch. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M. 40 Pf.

Wendt, G., Die Germanisirung der Länder östlich der Elbe. 1ster Tl.: 780—1137. Liegnitz, Reisner. 8. 1 M.

Wertheimer, E., Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Wetzer, L. H., Waldstein und die Pilsener Reverse 1634. Vortrag. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Wiesner, O., Heinrich von Zütphen, ein Märtyrer der Reformation. Historischer Essay. Berlin, Internationale Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Windisch, K., Das deutsche Bürgertum in seinen Beziehungen zur bildenden Kunst im Mittelalter. Döbeln, Schmidt. 4. 1 M. 85 Pf.

Winkler, L., Die Geldheirath. Lustspiel. Frei nach Scribe's „le mariage d'argent". München, Franz. 1883. Gr. 8. 60 Pf.

Zollern, H. v., Nach Canossa. 1ste Abth.: In der heiligen Stadt Rom. Historischer Roman. 2 Bde. Dresden, Minden. 8. 8 M.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 153 bis 159.

Ein Lustrum österreichisch-ungarischer auswärtiger Politik. — Die Sache der Tauern- und Predilbahn. (I/II.) — Die Vertretung der Schweiz im Ausland. — Die Besserstellung der arbeitenden Classen. — Die politische und militärische Lage Englands. (I/II.) — Die mittelasiatische Politik Rußlands und die Presse. — Ministerium, Parlament, Staatsrath. (III. Schlußartikel.)

Ein Nachtrag zum Studium der Novellen Kleist's. Von Franz Muncker. — Franz Grillparzer. Von R. M. Werner. (I/IV.) — Die Pariser Kunstausstellung von 1884. (I.) — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (II/III.) — Der Karlsbader Congreß und die württembergische Verfassung. Von Dr. E. Schneider. — Der Index der verbotenen Bücher. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (V.) — Jean Richepin. — Quer durch Chryse. (II.) — Ueber Schopenhauer. Ein Streifzug gegen poetische „Gespenster“. Von W. Bormann.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Suezkanal-Angelegenheiten.) — Der finanzielle Krach in New-York. — Der Normalarbeitstag in der Schweiz. — Geschäftsberichte rc.: Rechnungsabschluß der Lebensversicherungsbank zu Gotha für 1883. — Jahresbericht des landwirthschaftlichen Kreiscomité's für Unterfranken und Aschaffenburg pro 1883. — Vierundzwanzigste Versammlung des Deutschen Vereins von Gas- und Wasser-Fachmännern. — Hamburgs Waareneinfuhr in 1883. — Vom amerikanischen Markt.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mittheilungen der

Riebeck'schen Niger-Expedition.

I. Ein Beitrag zur Kenntniss der Fulischen Sprache in Afrika.

Von **Gottlob Adolf Krause.**

Mit einer Kartenskizze. 8. Geh. 4 M.

Die von Dr. Emil Riebeck in Halle ausgerüstete Expedition hat die Aufgabe, die Gebiete des Niger, Binuë und Tsade vornehmlich in linguistischer und ethnographischer Beziehung zu erforschen. Mit vorliegender Schrift beginnt die Veröffentlichung der von den Mitgliedern der Expedition eingesendeten Berichte über die Ergebnisse ihrer Thätigkeit in Afrika.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Dritte Abtheilung:

Im Exil.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Mit der vorliegenden dritten Abtheilung, die Zeit von 1866 bis 1870 umfassend, ist das interessante und werthvolle Memoirenwerk abgeschlossen. Dieselbe bringt besonders zahlreiche, hier zum ersten mal veröffentlichte Documente, die über den innern Zusammenhang der Ereignisse, welche der Bildung des neuen Deutschen Reichs unmittelbar vorangingen, die wichtigsten Aufschlüsse geben, daher für die Geschichte dieser denkwürdigen Epoche unentbehrlich sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin's

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Mit gegen 1600 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue Ausgabe

in 36 Lieferungen à 50 Pf.

Populär-wissenschaftliche Darstellung — sehr zahlreiche vorzüglich ausgeführte Thierbilder — äußerst billiger Preis.

Das Werk ist auch gleich vollständig in 4 Bänden (geh. 18 M., geb. 24 M.) zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Zehnter Theil.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der vorliegende zehnte Theil des „Neuen Plutarch“, dieses beliebten und weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder **Wallenstein's**, von dem Historiker Bernhard Kugler, **Napoleon's III.**, vom Herausgeber Rudolf von Gottschall, und **Torquato Tasso's**, von Otto Speyer, einem gewiegten Kenner italienischer Geschichte und Literatur. Jedes der drei fein ausgeführten Lebensbilder ist geeignet, den „Neuen Plutarch“ in der Gunst der Lesewelt zu befestigen und ihm eine vermehrte Zahl von Abnehmern zu gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 26. Juni 1884.

Literarische Unterhaltungen.

Geibel-Feier und Zeitgedichte.

In allen Kreisen, wo die Literatur und ihre Vertreter hochgehalten werden, hat die würdige Todtenfeier, mit welcher die alte Travestadt den am 6. April entschlafenen Sänger und sich selbst ehrte, einen ergreifenden und erhebenden Eindruck gemacht. Mit sympathischer Zustimmung wurde auch der Gedanke aufgenommen, dem in hohem Grade populären Dichter in der Reichshauptstadt eine Gedächtnißfeier zu widmen, und die treffliche Rede, welche Professor Scherer bei dieser Gelegenheit hielt, fand bei allen Literaturfreunden beifällige Würdigung und Anerkennung.

Wenn neben Lübeck und Berlin noch eine Stadt berufen war, von Geibel's Hingang Anlaß zu einer Ehren- und Erinnerungsfeier zu nehmen, so war es München, wo Geibel seinerzeit im Mittag seines Lebens eine fruchtreiche und hervorragende Wirksamkeit entfaltet hatte. Als ihn König Maximilian II. im Jahre 1852 nach der Isarstadt berief, war schon zum Empfang des „Liederschwans aus Norden" von der bekannten Dichtergesellschaft der „Zwanglosen" eine Geibel-Feier veranstaltet worden, auf welche jetzt, wo der münchener Journalisten- und Schriftstellerverein die Feier zu Ehren des Todten beging, von befreundeter wie von gegnerischer Seite wieder hingewiesen worden ist. Deutsch- wie römisch-gesinnte Preßorgane der bairischen Hauptstadt citirten die witzigen Trochäen, mit welchen damals der geistreiche Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", Dr. Altenhöfer, das „Fest der Zwanglosen" feiernd kritisirte:

München! München! Metropole siebenfüß'ger Hexameter,
Wo trotz Prosodie und Metrik zwanglos dichten Paul und Peter!

Die damaligen Kunst- und Literaturgrößen Isar-Athens, die zu Ehren Geibel's das Wort ergriffen, wurden in dem Festgedichte treffend und rücksichtslos gekennzeichnet. Ernst Förster — „Ernst im Kunstrevier der Förster"; Franz von Kobell — „ohne Hobel, doch den Hebel übersingend, um die vaterländ'schen Alpen grüne Hopfenkränze schlingend"; Friedrich von Thiersch — „Thiersch, Geheimrath, der den Pindar bös verpindart hat vor Zeiten"; Karl Fernau — „Regierungsrath von Daxen-Berger, der in Nebenstunden ist als Dichter groß gewachsen"; Wilhelm von Dönniges — „Du, o Staatsmann Könnt'-ich-es". Mit Ausnahme des Erstgenannten, welcher noch immer geistesfrisch seines Amtes als Nestor der Kunstkritik wartet, sind sie alle dahingegangen, die damals in festlicher Stunde den nordischen Gast bewillkommneten, und wir damaligen Studenten, die wir dem neuernannten Professor, als er seine erste Vorlesung über Poetik hielt, das Katheder bekränzten — sind recht grau geworden.

Anderthalb Jahrzehnte hat Geibel, „der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter" — anfangs im Sonnenschein hellsten Glücks, dann, seitdem ihm die heißgeliebte „Ada" so früh entrissen worden war, wenigstens noch in vollster und reifster Lebens- und Schaffenskraft, im Zusammenwirken mit trefflichen und sympathischen Berufsgenossen, unter auszeichnender Gunst eines hochsinnigen Mäcens, zuletzt nach König Maximilian's Tode sich allmählich zurückziehend und mehr und mehr vereinsamend — in München seinen Wohnsitz behalten, bis endlich, zwei Jahre nach der blutigen Lösung der deutschen Frage der bekannte poetische Gruß, welchen der bairische Professor und Ordenskapitular im Namen seiner hansischen Vaterstadt an den königlichen Sieger von 1866 richtete, ihm den Anstoß gab, von seinen bairischen Staatsämtern zurückzutreten und für den Rest seiner Tage nach der Geburtsstadt an der Trave heimzukehren.

Der stets schlagfertige Redacteur des „Bairischen Vaterland", Dr. Sigl, welcher in seinem antipreußischen Fana-

tismus keine Gelegenheit vorübergehen läßt, die „Preußenseuche" und die in Baiern „importirten Nordlichter" zu bekämpfen, wollte in der jetzigen münchener Geibel-Feier nur „eine Impertinenz gegen das bairische Volk und seinen König" finden. Abgesehen von den drei Lustren bairischen Wirkens des sonst auch in katholischen Kreisen nicht perhorrescirten Lyrikers, hat Dr. Sigl bei seinem Vorwurf wol nicht daran gedacht, daß König Ludwig II., als er dem preußischen König schon wenige Jahre nach dem „Bruderkriege" die deutsche Kaiserkrone antrug, sich selbst jener politischen Idee anschloß, der Geibel 1868, wie schon lange vorher, als Prophet des neuerstehenden Deutschen Reichs poetischen Ausdruck geliehen hatte.

Die münchener Geibel-Feier verlief denn auch ohne politischen Misklang, und hohe Würdenträger vom Civil- und Militärstande wohnten der Feier mit gleichen Gefühlen bei, wie unsere literarischen und Kunstgrößen: Paul Heyse, Hermann Lingg, Graf Moy, Freiherr von Perfall, Wilhelm Hertz, Karl Stieler und Alfred Meißner. Den Prolog hatte Hermann Lingg, die Denkrede Wolfgang Kirchbach übernommen.

Hermann Lingg's Prolog hebt folgendermaßen an:

Drei Stufen sind es, die sich vor die Thore
Des Nachruhms breiten. Auf der ersten, dunkeln,
Von schwarzem Ebenholz, bedecken Kränze
Den Sarg in Blumen, hallen Klaggesänge
Und schmerzbewegte Gruppen stehn umher.
Zur zweiten, die schon golden leuchtet, hebt
Der Zeitgenossen Spruch des Hingeschiednen
Verdienst und Tugenden empor, das Licht
Vertheilend und die Schatten, sein Gedächtniß
Der Zukunft wahrend. Auf der dritten Stufe,
Die Marmor ist, weht Odem ew'ger Höhen,
Da ragt das Standbild, unberührt vom Wandel
Der Dinge, über allen, und in stolzer,
Erhabner Einsamkeit.
Uns aber heute
Versammelt Freundespflicht zu einer Feier,
Die unsers Geibel theurem Angedenken
Und jener Zeit geweiht ist, die ihn hier
So glücklich, ihn auf einer Höhe sah,
Die seines Schaffens reicher Mittag ward.

Der Dichter erinnert an Geibel's festlichen Empfang in München, schildert seine begeisterte, ernste und treue Arbeit im Dienste der Musen und Grazien, kennzeichnet das edle Gepräge Geibel'scher Lyrik und Dramatik und faßt das Charakterbild des Poeten und des Menschen schließlich in folgenden Versen zusammen:

Ein Frauenlob nicht nur und Frühlingssänger,
Ein Seher für das Vaterland begeistert,
Ein Herold seiner Größe, seiner Macht, —
Im Leben ein bewährter Freund, stets hülfreich,
Ja oft ein Retter, würdiger Berather
Dem Kreis der Jüngern, Allen unvergeßlich,
So warst du, Hingeschiedner, und so wirst du
Und immer leben, uns und in dem Volke,
Das deiner Lieder nie vergessen möge,
So lang es rauscht in Wipfeln deutscher Eichen.

Die Jamben Lingg's entsprachen in würdiger Weise ebenso der pietätvollen Stimmung, aus welcher die Feier hervorging und der sie Ausdruck geben sollte, wie einer richtigen und dankbaren Würdigung der dichterischen und menschlichen Individualität Geibel's — ohne Ueberschwang und eitle Phraseologie, aber auch ohne jene hyperkritische, schwung- und begeisterungslose Nüchternheit, mit welcher man in neuerer Zeit vielfach der Poesie ihr Recht als sittliches und ästhetisches wie als nationales Culturelement verkümmert. Auch bei der Todtenfeier Geibel's, wie sie ja seit zwei Monaten in poetischen Kundgebungen allüberall begangen worden ist, so weit die deutsche Zunge klingt, hat sich die gereimte Prosa in so auffälliger Weise in den Vordergrund gedrängt, daß es wol nicht unangebracht erscheinen dürfte, bei dieser Gelegenheit dem poetischen Nekrolog und dem Zeitgedicht überhaupt einige Worte zu widmen.

Aeltern Freunden deutscher Dichtung ist bei der Betrachtung unserer literarischen Zustände der Verfall des Gelegenheitsgedichts, im höhern Sinne des Wortes, schon längst nicht entgangen. Wenn wir uns an gewisse poetische Nekrologe, „Zeitstimmen" und politische Gedichte erinnern, wie sie uns die Epoche von 1840 mit Geibel und Herwegh, Freiligrath und Dingelstedt, Prutz und Ortlepp, ja selbst manchem andern Poeten gebracht, der heute vergessen ist, und wenn wir damit vergleichen, was heute sich oft an hervorragender Stelle und in vielgelesenen Zeitschriften als Festpoesie geben und breitmachen darf, so befällt uns oft ein Gefühl tiefer Beschämung über den kläglichen Rückgang, in welchem sich, noch dazu in einer Zeit nationalen Aufschwungs und unerhörter nationaler Erfolge, das Zeitgedicht in Deutschland befindet. Wir können darin nur ein Zeugniß für die ebenso merkwürdige wie betrübende Thatsache erkennen — die leider auch durch andere Beweise gewichtiger Art unterstützt wird —: daß bei allen vielgerühmten Fortschritten unserer Zeit auf dem Gebiete des Schulwesens und des Geisteslebens überhaupt die literarische Bildung entschieden unter das Niveau früherer Jahrzehnte herabgesunken ist.

Das Traurigste dabei ist, daß dieser Rückschritt sich auch in solchen Kreisen und bei solchen Persönlichkeiten geltend macht, denen gegenüber wir das begründete Recht haben, die Wahrung und Pflege besserer Traditionen als eine Pflicht gegen die Nation und ihre Literatur zu erwarten, sodaß auch die natürlich nicht fehlenden Fälle, in welchen wahre Dichter in würdiger und erfolgreicher Weise ihren Genius in den Dienst zeitgeschichtlicher Poesie stellen, nur als Ausnahmen von der Regel erscheinen. Es ist kein ehrendes Zeichen deutscher Durchschnittsbildung, aber es verschlägt auch nicht viel, wenn in Provinzialstädten bei der oder jener festlichen Gelegenheit, wo eine locale Größe den Pegasus besteigt, vom Rücken des Flügelpferdes herab in der Sprache Schiller's und Goethe's nur gereimte Prosa ertönt: die literarische Kritik hat mit den impotenten Amusements des banausischen Haufens nichts zu thun. Wenn aber in der Reichshauptstadt z. B. ein „Deutsches Theater" eröffnet

wird, welches einen Sammelpunkt erster künstlerischer Kräfte der Nation bilden und der Metropole deutscher Intelligenz eine Musterbühne bieten will, da sollten zur Weihe des neuen Musentempels nicht Verse gesprochen werden dürfen wie folgende, mit denen der Festdichter die Musen anruft:

Gebt uns Erleuchtung, gebt uns echte Kraft
Im steten Ringen nach dem höchsten Ziele,
Daß, wer sein Können streng zusammenrafft,
Das Seine thut, als stritt' er hier für viele,
Und wenn nicht der Vollendung Meisterschaft
Sich Tag für Tag bewährt im großen Spiele,
So wißt ihr, daß sich jeder gern begnügt
Und freudig sich ins Bild des Ganzen fügt....
Doch allen, die sich uns am Abend nahen,
Gebt einen freundlich, mild gestimmten Sinn,
Laßt sie nicht mehr erwarten, als sie sahen,
Zufriedenheit nehm' auch das Kleine hin!
Und dem, was unsere Gäste hier empfahen,
Sei günstig Wohlwoll'n (!) eine Mittlerin.
Theilnahme und ein förderndes Vertrauen,
Das sind die Stützen, drauf wir hoffend bauen.

Durften die Musen an solcher Stelle mit solchen Stanzen behelligt werden, die von einem unserer namhaftesten Dichter verfaßt sind, dann konnten freilich auch einem Priester der Musen wie Geibel von zwei andern ebenso vielgenannten und hochgeachteten Collegen in Berlin gleichwerthige Strophen nachgerufen werden, deren Wiedergabe wir nur der Sache wegen nicht unterlassen und nicht ohne die ausdrückliche Bemerkung, daß wir damit den hohen Verdiensten der citirten Dichter auf andern Gebieten ihres Schaffens ebenso wenig zu nahe treten, als ihre liebenswürdigen Persönlichkeiten verletzen wollen. Wer öffentlich auftritt, muß sich öffentliches Urtheil gefallen lassen; es käme sonst leicht so weit, daß aus persönlichen Rücksichten die Wahrheit nicht gesagt werden dürfte, die im Interesse der nationalen Literatur auszusprechen nöthig ist.

In dem „Erinnerungsblatt" des einen jener Dichter heißt es wörtlich:

Ein Telegraphenbote trat ins Zimmer,
Ich las: „Emanuel Geibel ist gestorben."
Nun freute mich nicht mehr der Sonne Schimmer,
Die gute Laune war mir ganz verdorben.
Wohl wußt' ich, daß nach manchem Schmerzensjahr
Des Dichters Heimgang nur Erlösung war
Von unheilbaren, hoffnungslosen Leiden,
Und doch zu Herzen ging mir tief sein Scheiden....

Aufs Höchste nur gerichtet war sein Streben,
Er suchte alles Nicht'ge abzustreifen;
Vom gütigen Geschick ward ihm gegeben,
Ganz auszuleben und ganz auszureifen.
Im Kranze seines Schaffens fehlt kein Blatt,
Das er der Nachwelt werth befunden hat....
Er schied als echter Meister des Gesanges,
Werth seiner Mitwelt wie der Nachwelt Kränze!

Und bei der Gedächtnißfeier für Geibel in Berlin wurde das den gebildetsten Kreisen der Reichshauptstadt angehörige Publikum von dem auserwählten Festdichter angesprochen wie folgt:

Wir luden euch zu einer ernsten Feier...
Es starb ein Dichter — einer von den besten,
Ein priesterlicher Mensch, kein eitler Schreier!
Vom slaw'schen Osten bis zum welschen Westen
Klang reicher Widerhall der goldnen Leier,
Man sang sein Lied in Hütten und Palästen —
Ach, während froh wir seine Lieder sangen,
Ist er zu seinen Vätern heimgegangen.

Der Dichter schildert Geibel's Güte und Freundlichkeit; er rühmt von ihm:

Sein reiches Herz ist nie vor Neid erkaltet;
Hoffart, mit der sich klein're Geister blähen,
Emanuel Geibel durfte sie verschmähen.

Er vergißt nicht zu constatiren, daß man „Größere mit gutem Grunde preist", daß

... wie hoch ihm Kunst und Ruhm gediehen,
Was er uns war, das werden euch zur Stunde
Des Redners Lippen und der Sänger Kehlen
Eindringlicher als dieser Gruß erzählen.

Er dankt im Namen der Bürger unserer „stolzen Capitale" der alten Hansestadt:

Fürwahr, wie einen Bürgermeister hat
Sie ihren Geibel stolz zu Grab getragen —

und schließt mit der Anzeige, daß Lübeck das Erz zu dem dort zu errichtenden Denkmal zu Ehren Geibel's von Deutschland empfangen solle:

Es braucht kein Erz, daß deiner wir gedenken,
Doch Deutschlands Pflicht ist, dir dies Erz zu schenken.

So der berliner Prolog: wackere menschliche, bürgerliche und vaterländische Gesinnung, aber — sind solche Verse auch Poesie? Und waren sie es werth, als Epilog für einen Dichter wie Geibel zu dienen?

G. Chr. Petzet.

Franz Grillparzer.

1. Franz Grillparzer. Eine biographische Studie von Adalbert Fäulhammer. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1884. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Zur Biographie Franz Grillparzer's. Von Ludwig August Frankl. Wien, Hartleben. 1883. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist eine wunderliche Sache um den schriftstellerischen Ruhm. Er wird dem einen noch während seines Lebens in überraschender Weise zutheil, in seinem Gefolge glänzende Ehren und reicher klingender Lohn, und dann folgt rasche völlige Vergessenheit; ein anderer geht unverstanden, unbelohnt durch seine Zeit dahin und wird erst von einem nachlebenden Geschlecht in seiner Bedeutung er-

kannt. Es ist nicht schwer, in der Geschichte unsers Schriftlebens Beweisstücke dafür zu finden; nehmen wir zwei Zeitgenossen, beide dramatische Dichter, Müllner und Heinrich von Kleist: der erstere von den Mitlebenden vielbewundert, vielumworben als Dichter und Kritiker, der andere durch die Misachtung seiner Zeit in Verzweiflung und Tod getrieben; der eine so gut wie verschollen, der andere vom nachlebenden Geschlecht als der größte deutsche dramatische Dichter seit Goethe und Schiller anerkannt. Wenn einem Dichter ein recht langes Leben beschieden ist, kann er wol beides erfahren: in jungen Jahren begeisterte Anerkennung, mit sinkender Kraft lange Misachtung und schließlich, nachdem der Dichter sein eigener Schatten, fast nur noch eine Merkwürdigkeit aus alten Tagen geworden, eine verspätete Nachblüte des vor Jahren erworbenen und im Laufe der Jahrzehnte fast wieder verschollenen Ruhms.

Letzteres ist das herbe Geschick Franz Grillparzer's, des bedeutendsten dramatischen Dichters in Oesterreich, überhaupt eines der wenigen wirklich bedeutenden dramatischen Dichter deutscher Zunge, welche unserm nachclassischen Zeitraum angehören. Der Verfasser des unter Nr. 1 genannten Buchs, Adalbert Fäulhammer, hat sich mit dieser unsers Wissens ersten umfassenden Biographie des Dichters ein entschiedenes Verdienst erworben. Eine solche zu schreiben war keine leichte Aufgabe. Ein wiener Kind, weilte Grillparzer mit vorübergehenden Ausnahmen lebenslang in seiner Vaterstadt; auch den wiener Bekannten gegenüber zurückhaltend und mit dem mündlichen Verkehr durchaus sparsam, hatte er gar keine auswärtigen Beziehungen; man möchte meinen, er habe, abgesehen von dienstlichen Schreiben, nie Briefe geschrieben; es ist das daraus zu schließen, daß auf dem Autographenmarkt sehr selten ein Albumblatt, so gut wie nie ein Brief Grillparzer's angeboten wird; es fehlt damit die reichhaltigste ungefälschteste Quelle über eines Dichters Leben und Schaffen, wie sie sich in unerschöpflicher Reichhaltigkeit aufthut für Herder und Goethe, Schiller und G. Forster, Chamisso und Freiligrath und so viele andere. So sind wir beschränkt auf des Dichters in höherm Alter niedergeschriebene Mittheilungen über sein Leben, auf die mehr oder minder anekdotenhaften Aufzeichnungen von Verwandten und Freunden, auf Grillparzer's Werke und die darüber in den damaligen kritischen Zeitschriften von Oesterreich und Deutschland niedergelegten Urtheile; Grillparzer's handschriftlicher Nachlaß ist von der Erbin, Fräulein Katharina Fröhlich, dem Archiv der Stadt Wien übergeben worden, unter der Bedingung, daß derselbe erst funfzig Jahre nach des Dichters Tode eröffnet und veröffentlicht werde. Aus allem diesem ergibt sich, daß erst nach einer Reihe von Jahrzehnten eine erschöpfende und eindringende Lebensbeschreibung des Dichters möglich sein wird. Das gegenwärtige Geschlecht hat keine Zeit, darauf zu warten; es will übersichtlich zusammengetragen haben, was jetzt schon über des Dichters einfachen, aber darum nicht kampf- und schmerzlosen Lebensgang zu ermitteln ist, und wir können es nur mit Dank begrüßen, wenn nach den zahlreichen vereinzelten Aufsätzen und kleinen Büchern über der Verfasser Beziehungen zu dem alternden Dichter jetzt der Versuch einer alles Wesentliche zusammenfassenden, des stillen Mannes Schicksale im Zusammenhang mit dem Geschick seiner österreichischen Heimat darstellenden Lebensbeschreibung Grillparzer's dargeboten wird.

Am 15. Januar 1791 ward zu Wien Franz Grillparzer geboren, der älteste Sohn eines wohlhabenden Rechtsanwalts. Der vielbeschäftigte Vater überließ der Gattin die Erziehung der vier Knaben; während eines Sommeraufenthalts auf dem Lande lernte der kleine Franz vom Schulmeister die Buchstaben; von der Schwester seines Klaviermeisters lernte er lesen, zum großen Erstaunen der Aeltern. Mit lückenhafter Vorbildung ward der Knabe einer Privatvolksschule zugeschickt, dann durch einen unwissenden und faulen Hauslehrer verwahrlost. Mit knapper Noth fand er Aufnahme im Gymnasium; im Rechnen, im Latein, überall fehlten die Anfangsgründe; Franz galt für einen mittelmäßigen Kopf, fühlte sich unverdient zurückgesetzt, ward verschlossen und schüchtern. Dazu gesellte sich die Verstimmung über ein leibliches Gebrechen: der Kleine hatte eine hohe Schulter und drohte schief zu werden; es entwickelte sich daraus eine tiefe Empfindlichkeit des jungen Menschen, welcher sich gegen die Unbill der Außenwelt nur durch scharfen Witz zu wehren wußte. Er las viel, was er gerade unter des Vaters Büchern fand, von den deutschen Classikern nur Goethe's „Götz“ und „Clavigo“, Schiller's „Lager“ und „Piccolomini“. Als er fünfzehnjährig den „Don Carlos“ las, begeisterte ihn derselbe zu seinem ersten Jugenddrama, „Blanca von Castilien“. Das Stück ist nie gedruckt worden, aber noch vorhanden; Laube erkannte in den ersten Acten desselben ein ungemeines Compositionstalent.

Grillparzer hatte das Gymnasium durchlaufen und studirte die Rechte, da ward die Familie von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Tief gebeugt durch die Niederlage Oesterreichs im Jahre 1809, starb der Vater, ein eifriger Patriot, noch im November desselben Jahres; für die Witwe und die vier Kinder blieb nach Bezahlung der Schulden nichts übrig, und der achtzehnjährige Student hatte fortan die Pflicht, für Mutter und Geschwister zu sorgen. Nachdem er 1811 seine Rechtsstudien beendet, übernahm er eine klägliche Stelle als juristischer Einpauker eines jungen Grafen; Eingang 1813 ward er, ohne Gehalt zu empfangen, Conceptspraktikant, d. h. Schreiber bei der Hofbibliothek; im Herbst 1815 erhielt er eine ähnliche, mit 300 Gulden besoldete Stelle an der Hofkammer. So war Grillparzer's Jugendzeit eine Schule der Noth; ohne Lehrer lernte er in diesen Jahren Englisch und Spanisch. Eine Uebersetzung von Calderon's „Leben ein Traum“ brachte im Sommer 1816 Grillparzer in Verbindung mit Schreyvogel, dem damaligen Leiter des Burgtheaters; von dem tüchtigen wohlmeinenden Manne freundlich aufgenommen, entwickelte er demselben den Plan

der „Ahnfrau", und Schreyvogel ermunterte ihn mit den Worten: „Nur niederschreiben! Das Stück ist fertig!" Wie im Traum, im Rausch, setzte sich Grillparzer an die Arbeit; nach sechzehn Tagen war die „Ahnfrau" niedergeschrieben. Am 31. Januar 1817 erschien sie auf dem Theater an der Wien und hatte einen bedeutenden Erfolg. Bald machte das Stück die Runde über die deutschen Bühnen, auf welchen damals die Schicksalstragödie ihre Triumphe feierte. Nun war das Eis gebrochen. Im Herbst 1817 machte ein Bekannter Grillparzer auf den Stoff der Sappho aufmerksam; nach drei Wochen, Ende September, war die Tragödie „Sappho" geschrieben, und am 21. April 1818 ward sie auf dem Burgtheater aufgeführt, welches bisher „Die Ahnfrau" zurückgewiesen hatte. Allerdings war es ein Zeugniß von wunderbarem Talent, daß derselbe Dichter binnen fünf Vierteljahren zwei so völlig verschiedenartige Dramen wie das mittelalterliche Gespensterstück und die einen altgriechischen Stoff behandelnde Tragödie auf die Bühne gebracht hatte. Grillparzer war fortan ein berühmter Mann: Beweis davon, daß er am 1. Mai 1818 als Hoftheaterdichter mit 2000 Gulden Gehalt angestellt ward, allerdings nur für fünf Jahre, mit der Verbindlichkeit, alle seine dramatischen Productionen zuerst dem Burgtheater vorzulegen und sie innerhalb eines Jahres nicht drucken zu lassen.

Das war ein glänzender Erfolg für den siebenundzwanzigjährigen Dichter. Seine Stücke gingen nicht blos über die wiener Bühnen, sondern auch über die von Berlin und Hamburg, Leipzig, München und Prag; die kritischen Zeitschriften von England und Frankreich gedachten mit hoher Anerkennung des Dichters „mit dem teuflischen Namen", wie Byron 1821 schreibt; die beiden Dramen erschienen im Druck und eine Auflage folgte der andern. Die Gesellschaftssäle der vornehmen Welt öffneten sich dem weltscheuen Dichter, und schöne Frauen brachten ihm ihre Huldigungen; dafür blieb ihm freilich auch das Geschick nicht erspart, von einem Theile der wiener und deutschen Kritiker, vorab von Müllner, welcher in Grillparzer einen gefährlichen Nebenbuhler erkannte, scharf verurtheilt zu werden.

Grillparzer stand in der Vollkraft dichterischen Schaffens. 1818 arbeitete er an einem „Spartacus", der nicht vollendet ward, ergriff dann den weitschichtigen Stoff der Medeasage, um ihn in einer Trilogie zu behandeln. Die übermäßige Anstrengung zerrüttete seine Gesundheit; er mußte im Herbst Heilung zu Gastein suchen; da kam Eingang 1819 ein neuer fürchterlicher Schlag; die Mutter nahm in einem Anfall von Geistesstörung sich selbst das Leben, wie schon ein Jahr früher ihr jüngster siebzehnjähriger Sohn. „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus." Um Genesung zu finden für Leib und Seele, trat Grillparzer im Frühling 1819 eine Reise nach Italien an. Nach kurzem Aufenthalt in Venedig verweilte er die Osterzeit in Rom, dort zusammentreffend mit Kaiser Franz I., Metternich und dem österreichischen Hofe, und übernahm dann in Neapel aus Gefälligkeit das Amt eines Privatsecretärs der Kaiserin Karoline Auguste. Es wäre ihm nicht schwer gewesen, die hochbesoldete Stelle zu erhalten, aber er hätte einen Freund verdrängt, und außerdem widerstrebte ihm bei seinen politischen und religiösen Anschauungen aus der josephinischen Zeit das Regierungssystem eines Franz I. und Metternich allzu sehr, als daß er eine solche Hofstelle hätte suchen mögen. Ueber Florenz und Venedig ging er im Sommer zurück, ohne daß Italien den gehofften Zauber auf ihn geübt hätte. Die nüchterne Bureauarbeit erschien nun dem Dichter doppelt widerwärtig. Im Spätherbst 1820 war die „Medea" abgeschlossen; sie ging im März 1821 über die Breter des Burgtheaters, fand aber nur eine kühle Aufnahme; die beiden ersten Theile der Trilogie werden nicht mehr aufgeführt, und nur der dritte Theil, die eigentliche „Medea", erscheint noch bisweilen als Paradestück reisender Schauspielvirtuosinnen.

Man sollte meinen, der österreichische Kaiserstaat würde für recht befunden haben, dem jungen Dichter, um ihn von drückenden Geldsorgen zu befreien, eine ehrenvolle, genügend ausgestattete und nur mäßige Amtsarbeit fordernde Stellung zu bieten; aber das war nicht Brauch unter dem Ministerium Metternich, am wenigsten gegenüber einem Bürgerlichen, der noch dazu im Geruche josephinischer Gesinnungen stand. Was half es dem Dichter der „Ahnfrau" und der „Sappho", daß er in den gebildeten und kunstfreundlichen Kreisen von Wien ein gern gesehener Gast war, daß die schönen Frauen der Hauptstadt den stillen jungen Mann mit den schwärmerischen blauen Augen schwärmend verehrten, zu zeiten in feurigster Zuneigung für ihn entbrannten? Grillparzer war und blieb ein schwachbesoldeter Hofconcipist der Hofkammer, und wenn ihn wiederholt dunkle Ehrenmänner übersprangen, so hieß es, dieselben ständen zwar Grillparzer an literarischer Ausbildung weit nach, hätten sich aber „durch eine anhaltend angestrengte sehr ersprießliche Dienstleistung sehr vortheilhaft ausgezeichnet, ohne jemals in Eifer oder Fleiß und Leistungen nachgelassen zu haben": eine nicht zu verkennende Hindeutung auf die ohne Zweifel etwas geniale Geschäftsbehandlung des Dichters.

Der matte Theatererfolg des „Goldenen Vließes" drängte Grillparzer zum geschichtlichen Trauerspiel hin. Er wählte als Stoff Ottokar von Böhmen, den gewaltigen Gegner Rudolf's von Habsburg; „König Ottokar's Glück und Ende" war im September 1823 vollendet, blieb fünf Vierteljahre wegen Censurbedenken liegen, erschien dann im Februar 1825 auf der Bühne der Hofburg und fand begeisterten Beifall. Censurbedenken bei einem durchaus vaterländisch gesinnten Drama? wird man fragen; aber die Metternich'sche Aera wollte überhaupt kein historisches Drama; ein paar hohe Beamte czechischen Bluts ärgerten sich über des Stücks deutsche Färbung; das Liebesverhältniß der Königin Kunigunde zu Zawisch von Rosenberg konnte in Hofkreisen Aergerniß erregen; eine hofdienerische Kritik machte sich ein Vergnügen daraus, das Stück zu verurtheilen.

Der trostlosen wiener Verhältnisse müder als jemals, trat Grillparzer im Herbst 1826 eine Reise nach Norddeutschland an. In Dresden und Berlin ward der österreichische Dichter sehr artig aufgenommen. In Weimar besuchte er Goethe, welcher ihm zu Ehren eine etwas steife Abendgesellschaft gab; dagegen erwies sich einige Tage später Goethe bei einem zur Feier von Grillparzer's Anwesenheit veranstalteten Mittagessen äußerst liebenswürdig; als er gar seinen Gast an der Hand zu Tische führte, da brach, in tiefster Seele bewegt, der österreichische Dichter in Thränen aus; bei einem dritten Besuche ließ Goethe das Bildniß desselben zeichnen. Ueber München kehrte der Dichter in seine wiener Knechtschaft zurück. Es ist eine müßige Frage, ob er wohlgethan hätte, wie man ihm nahe legte, in Berlin oder Weimar zu bleiben; unsers Erachtens war er viel zu ausgeprägter Oesterreicher, um sich anderwärts wohl zu fühlen als in Wien, wo der scheue weltflüchtige Mann im lauten Gewühl am leichtesten verschwand.

Im Jahre 1828 folgte dann ein Stück, dessen Stoff aus der ungarischen Geschichte genommen ist, „Ein treuer Diener seines Herrn", ohne sonderlichen Eindruck zu machen. „Des Meeres und der Liebe Wellen", die 1831 beendete und aufgeführte dramatische Behandlung der Geschichte von Hero und Leander, fand noch bescheidenern Beifall, größern wieder 1834 das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben".

Das Jahr 1832 brachte eine Aenderung zum Bessern in Grillparzer's äußerer Stellung dadurch, daß er Archivdirector bei der Hofkammer ward. Durch seinen Gehalt und seine Honorare von Bühnen und Buchhändlern war er der Sorge ums Brot enthoben. Nachdem er in frühern Jahren manches stürmische Herzensverhältniß durchlebt, ohne die Rechte zu finden, ward er allgemach ein ältlicher Junggeselle, spann sich in seine liebgewordenen Gewohnheiten ein, lebte still für sich dahin, im Kreise der jüngern Dichter ein hochverehrter Gast. Seine Dichtungen und Studien, sein bequem verwaltetes Amt, endlich die Tonkunst füllten seine Zeit aus; Grillparzer war ein trefflicher Klavierspieler, hat sogar 1832 „Rhapsodien für das Pianoforte" erscheinen lassen. Ward es ihm von Zeit zu Zeit zu eng in seiner Klause, in dem genußfreudigen Wien und in dem Metternich'schen Oesterreich, so machte er eine Reise, wie im Frühling 1836 nach Paris und London. In Paris ist der österreichische Gesandte sehr aufmerksam, ladet ihn zu Tische; bei Rothschild speist der Dichter mit Heine und Rossini; dann wieder bei Meyerbeer. Er verplaudert eine Stunde behaglich mit Heine; Börne besucht er wiederholt, nimmt auch von ihm die Einladung zum Frühstück an, zum Mittagessen nicht, „um nicht Stoff zu einem Gesandtschaftsberichte zu liefern". Aber inmitten dieser Eindrücke und des reichen Lebens von Paris fühlt er sich unbehaglich. Er schreibt in sein Tagebuch:

> Ich fürchte die Reise umsonst gemacht zu haben; der Gedanke, nach Hause zurückzukehren, macht mich schaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu thun habe. Ich wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauche ich all das Zeug zu sehen und zu hören! Ich werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung der Nebenmenschen!

Besser gefällt es ihm in England, dessen Parlament ihm mächtig imponirt. In Antwerpen verweilt er einen Tag, die Meisterwerke der alten flandrischen Künstler zu sehen; er bewundert den kölner Dom; Frankfurt hat für ihn nur Interesse als Goethe's Geburtsstadt. Mit Uhland verbringt er einen Abend; in München empfängt er die Nachricht, daß sein Bruder Karl geisteskrank geworden.

Grillparzer's erstes Lustspiel und letztes vollendetes Stück: „Weh dem, der lügt", erschien im März 1838 auf den Bretern des Burgtheaters. Es misfiel gänzlich. Tief verletzt, der Spannkraft der Jugend beraubt, welche einen Miserfolg durch einen neuen Triumph ausgleicht, verzichtete er fortan auf die Dichtung für die Bühne. Er ward noch mehr als bisher ein stiller Mann, und Wien war um einen Sonderling reicher. Nur seine ersten Stücke hatten in Deutschland einen vorübergehenden Erfolg gehabt, die spätern hatte die deutsche Kritik nicht beachtet oder scharf verurtheilt; er schloß sich um so mehr von dem Geistesleben des Gesammtvaterlandes ab, weil er sich durch und durch als Oesterreicher fühlte; obgleich als Sohn des 18. Jahrhunderts josephinisch gefärbt, war er doch sehr unangenehm berührt durch die vorwiegend politische Richtung der Poesie in den dreißiger und vierziger Jahren.

Wenn auch Grillparzer fortan keins seiner Stücke mehr auf die Bühne brachte, so war er doch nicht müßig als dramatischer Dichter; so entstand zu nicht nachweisbarer Zeit die aus der böhmischen Sage geschöpfte „Libussa", welche erst nach des Dichters Tode im Druck erschien; in die vierziger Jahre fällt der „Bruderzwist in Oesterreich" und „Die Jüdin von Toledo"; das unvollendete Drama „Esther" scheint Ende der zwanziger Jahre geschaffen worden zu sein. Von seiner Stimmung gibt Zeugniß das Wort, welches er an seinem funfzigsten Geburtstage 1841 zu einem der Glückwünschenden sprach:

> Nun bin ich funfzig Jahre alt und ruhe, wenn nicht auf meinen Lorbern, doch auf meiner faulen Haut aus. Ich habe mir bei vierundzwanzig Stoffe aufgeschrieben, aber es kommt zu nichts. Wenn ich Weib und Kind hätte, müßte ich schreiben. Ich fühle den innern Drang nicht mehr. Was liegt am Ende daran, ob ich noch ein Stück schreibe? Es freut mich nicht. Was mich freuen würde, kann ich doch nicht erreichen.

Das Jahr 1843 brachte eine Reise nach Stambul und Athen, der Herbst 1847 eine nach Berlin und Hamburg. Das Sturmjahr 1848 warf ihn, wie so manchen andern, aus dem Gleichgewicht. Durchaus freisinnig, freute er sich des Sturzes von Metternich's Regiment; aber die bald danach losbrechende zügellose Volksherrschaft erschreckte ihn; ein Vollblutösterreicher, war er mit der Beschickung des frankfurter Parlaments durchaus unzufrieden und fürchtete doch zugleich das heutzutage zu trauriger Wirklichkeit

gewordene Ueberwiegen des slawischen Elements in Oesterreich. Anfang Juni ließ Grillparzer in der „Donau-Zeitung“ sein berühmtes Gedicht an Feldmarschall Radetzky erscheinen, mit den patriotischen Worten:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer;
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer!

Das Gedicht gab der Stimmung des reichstreuen Oesterreichers kräftigen Ausdruck; aber sein Verfasser, der alte Josephiner, der Widersacher der Metternich'schen Regierung, fand in Wien Unwillen und Spott, und galt für einen Reactionär. Er verließ Wien und verbrachte den Sommer im nahen Baden. Nachdem im März 1849 die Ruhe wiederhergestellt worden war, wurde dem Dichter die Anerkennung zutheil, daß der junge Kaiser Franz Joseph ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens verlieh; im folgenden Jahre, am 5. Mai 1850, überreichte der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg Grillparzer einen Ehrenbecher und General Heß ein Schreiben des Marschalls Radetzky; der junge Erzherzog Ferdinand Max übersandte einen blühenden Lorberzweig mit einigen warm empfundenen Versen. Der Gefeierte fand aber nach seiner Gewohnheit, wie an jedem Ding, so auch an den Huldigungen eine Kehrseite. Er bemerkte nicht ohne Bitterkeit, Fürst Schwarzenberg habe sich zwar bis in den vierten Stock zu ihm heraufbemüht, ihm aber nicht die Möglichkeit verschafft, im ersten Stocke zu wohnen.

Das Jahr 1849 brachte eine Wandlung in Grillparzer's häuslichem Leben. Ende 1817 war er eingeführt worden bei dem kaiserlichen Rathe Fröhlich, einem wohlhabenden Fabrikanten. Das Haus war, wie so viele des damaligen Wien, der Sammelort der gefeiertsten Tondichter und Poeten ihrer Zeit; Beethoven, C. M. von Weber und Schubert, Castelli und Deinhardstein gingen ein und aus in dem Hause, dessen schönster Schmuck vier reizende Töchter waren, welche sich als Sängerinnen und Klavierspielerinnen auszeichneten und auch sonst sehr gebildet waren. Die jüngste der vier schönen Schwestern, Katharina oder Kathy, war damals noch ein halbes Kind; als sie vier Jahre später zur holden Jungfrau erblüht war, widmete ihr Grillparzer eine Reihe von Gedichten, galt halb und halb für ihren Bräutigam; aber sie wußte nicht den seltsamen, mit sich selbst zerfallenen Dichter festzuhalten, welcher gerade damals an den Nachwehen eines schweren Herzenssturmes krankte. Laune, Misverständnisse von beiden Seiten; noch ehe sie sich recht gefunden, waren die beiden jungen Leute wieder geschieden. Der Dichter ward mit der Zeit ein wunderlicher alter Junggeselle; drei der schönen Schwestern Fröhlich, durch des Vaters unglückliche Speculationen des Vermögens beraubt, blieben unverheirathet und begründeten ein Mädchenpensionat, an welchem sie selbst die neuern Sprachen und die Musik lehrten; so gelangten sie wieder zu leidlichem Wohlstand. Ein Menschenalter war seit jener Jugendliebe und jenen Jugendirrungen dahingegangen, und so konnte es niemand befremden, daß der alternde Grillparzer 1849 bei den alternden Schwestern Fröhlich seine Wohnung nahm; hier im Hause Kathy's, der Jugendgeliebten, ist der Greis 23 Jahre später gestorben.

Von seinen letzten Lebensjahrzehnten ist wenig zu sagen. Er hauste als stiller Mann im vierten Stock der Spiegelgasse; seine Dichterthätigkeit war eingeschlafen, äußerte sich nur ab und zu in scharfen Sinngedichten; sein Amt, welches er allezeit bequemlich betrieben, legte er 1856 nieder. Er lebte fortan nur seinen Studien, dem Lesen seiner Lieblingsschriftsteller Goethe, Shakspeare, Lope, Voltaire und Kant. Es stellten sich die Schwächen des Alters ein, schwaches Gesicht, später noch eine bedeutende Schwerhörigkeit. So lebte er weltabgeschlossen in der alten Zeit weiter; die Gegenwart erfreute ihn nicht; das Aufflammen deutschen Nationalbewußtseins in der Schiller-Feier des Jahres 1859 war dem eingefleischten Oesterreicher ein Greuel. Als 1861 Oesterreich durch den Minister Schmerling in die Reihe der Verfassungsstaaten trat, gehörte Grillparzer zu den neununddreißig lebenslänglichen Mitgliedern des Herrenhauses; der Greis wohnte den Sitzungen pflichtmäßig bei, ohne je als Redner aufzutreten. Daß ihm das Jahr 1866 bittern Schmerz bereitete, ist bei dem begeisterten Oesterreicher sehr erklärlich; daß er an den großen Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 nur widerwilligen Herzens Antheil nahm, Kaiser Wilhelm und Bismarck bis zum Sarge grollte, ist ein Beweis, wie wenig der Greis die Zeichen der Zeit verstand. Mehr und mehr zog er sich in sich selbst zurück.

Goethe sagt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Nur leider, was uns in der Jugend glücklich und selig gemacht hätte, es läßt den stumpfgewordenen Sinn des Alters gleichgültig. Grillparzer's achtzigster Geburtstag, der 15. Januar 1871, war ein Festtag für Wien und ganz Deutsch-Oesterreich. Kaiser Franz Joseph beglückwünschte in einem Handschreiben „den gefeierten Dichter, den echten Patrioten, den Greis mit dem treuesten Herzen für das österreichische Vaterland und seinen Fürsten“ und verlieh ihm neben dem Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens einen außerordentlichen Jahresgehalt von 3000 Gulden. Der Gemeinderath von Wien, die Akademie, das Herrenhaus, die Schriftsteller, die Hofschauspieler stellten sich mit Glückwünschen ein, die wiener Bühnen gaben Festvorstellungen der „Ahnfrau“ und „Sappho“, eine große Grillparzer-Feier der Schriftsteller, Musiker und Schauspieler fand statt. Der greise Dichter nahm diese Huldigungen, soweit er sie persönlich über sich mußte ergehen lassen, freundlich und dankbar und doch nicht ohne eine bittere Nebenempfindung auf. „Die Huldigungen“, sprach er, „die mir dargebracht werden, betäuben mich. Mir ist als ob ein Wolkenbruch auf mich niederginge. Es ist viel zu spät. Nicht als ob ich's jemals erwartet hätte, aber meine physische Kraft reicht nicht mehr

aus, um all den gutgemeinten Lärm und Andrang zu ertragen. Die Menschen sind nicht klug. Der hundertste Theil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend anthun, hätte mich in meinen jungen Jahren vollauf erquickt und mich zu neuer dichterischer Arbeit aufgemuntert, die mir zur Ehre, dem österreichischen Volke zur Freude gereicht hätte. Es sind jetzt doch nur die letzten Gnadenstöße, die man mir versetzt."

Noch ein Jahr lang lebte der Dichter, dann kam das Ende. Am 16. Januar 1872 erkrankte er. Am Morgen des 21. Januar stand er trotz des Arztes Verbot mit Mühe auf und kleidete sich an. Er setzte sich in den Lehnstuhl und bat um Mittag, man möge ihn allein lassen, er wolle schlafen. Um halb drei Uhr nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mit fast königlichen Ehren ward der Dichter in der nächsten Nähe von Beethoven und Schubert begraben. Zur Gesammterbin hatte er seine treue Pflegerin Katharina Fröhlich bestimmt, nur mit der Bitte, sie möge sich seiner Verwandten, soweit dieselben dessen bedürften, treulich annehmen. Kathy wandte ihnen das große Honorar der „Gesammelten Werke" Grillparzer's ungeschmälert zu; 10000 Fl., welche der Dichter an seinem achtzigsten Geburtstage von einem Kreise von Freunden zum Geschenk erhalten, bestimmte sie zu einer Grillparzer-Stiftung, deren Zinsen alle drei Jahre dem Verfasser des besten neuern deutschen Dramas zugewendet werden sollen; sie übergab schließlich, nachdem die drei Schwestern rasch nacheinander gestorben waren, und als sie selbst 1880 im Alter von sechsundachtzig Jahren schied, ihr ganzes Vermögen von über 100000 Fl. der Gemeinde Wien zur Begründung einer Stiftung von Stipendien an hervorragende künstlerische und literarische Talente.

Im Vorstehenden hat der Leser einen raschen Auszug aus dem Buche Fäulhammer's empfangen, dessen knappe Zusammenfassung, nachdem man bisher an Einzelberichten und Anekdoten vornehmlich aus des Dichters Greisenalter mehr als genug empfangen, wir als durchaus verdienstlich bezeichnen müssen. Die Bewunderung des Verfassers für die Werke des Dichters hält ihn nicht ab, auch die Schwächen derselben zu erkennen. Er grollt einigermaßen mit der deutschen Kritik, daß dieselbe dem Oesterreicher nicht gerecht geworden sei; aber er ist ehrlich genug einzugestehen, daß auch Grillparzer seinen guten Theil Schuld daran hatte, indem er sich von dem Mitleben in der deutschen Literaturbewegung geflissentlich fern hielt. Und hat ihn denn sein eigenes Vaterland nicht lange Jahre fast vergessen? Grillparzer gehörte eben, gerade weil er eine ganz außergewöhnliche Erscheinung war, nicht zu denen, welche überhaupt in wirklichem Sinne populär werden können. Es geht durch das ganze Buch ein Hauch der Freisinnigkeit und jenes mannhafte deutsche Bewußtsein, welches bei unsern deutschen Brüdern an der niedern Donau erst neuerdings unter dem Druck feindseliger Nationalitäten in seiner vollen Bedeutung erscheint. Der Berichterstatter hat das Buch mit lebendigster Theilnahme gelesen.

Zu den zahlreichen Einzelschriften, welche über den österreichischen Dichter erschienen sind, gesellt sich ein neues ähnliches Büchlein: „Zur Biographie Franz Grillparzer's" von Ludwig August Frankl (Nr. 2), welcher als vieljähriges Mitglied des wiener Schriftstellerkreises dem einsiedlerischen Dichter der „Ahnfrau" und der „Sappho" näher stand, sofern es überhaupt irgendeinen gab, welcher sich solchen Vorzugs rühmen durfte. Entsprossen aus einer Familie, in welcher der grause Hang zum Selbstmord sich forterbte, in jungen Jahren mit der harten Noth des Lebens kämpfend und lebenslang durch Dürftigkeit in sehr bescheidenen Verhältnissen festgehalten, bei seinem ersten Auftreten hochgefeiert, dann im „Capua der Geister" unverdienterweise übersehen, erst als Greis, da ihm jede Huldigung lästig war, mit endlosen Beweisen einer Verehrung überschüttet, die zu spät kam, ein stiller vergrämter, bald herzlich freundlicher, bald scharfspitziger alter Junggesell — so erscheint uns Grillparzer als eines jener Talente, die des Lebens nicht froh werden, weil sie nicht in das Leben passen. Und da nun die Familie angeordnet hat, daß die Papiere des Dichters erst in funfzig Jahren entsiegelt und der biographischen Verwerthung eröffnet werden sollen, so ist es erklärlich, wenn diejenigen, welche dem Dichter im Leben nahe traten, ihre Erinnerungen einzeln ausgehen lassen.

Zu dem auf diese Weise gesammelten Material über sein äußeres Leben gesellt sich Frankl mit seinem Beitrag. Derselbe bringt neben manchem bereits Bekannten auch manches Neue, wenn nicht über Grillparzer's dichterische Arbeit, so doch über seine Lebensgewohnheiten und seine Herzensneigungen. Vieles wird dem Fernstehenden minder erheblich scheinen; dem Berichterstatter erschienen als besonders bedeutsam einige Züge, welche uns des Dichters scharfen Witz zeigen, seine ätzende Satire, die sich in spitzigen Epigrammen ausspricht. Auf Saphir war er besonders übel zu sprechen; als einst dessen und Bäuerle's Porträts in der Kunstausstellung nebeneinander hingen, machte Grillparzer das Epigramm:

Die Aehnlichkeit ist unbestritten,
Es fehlt der Heiland nur inmitten.

Auf denselben Saphir, welcher freilich dem von jedermann verehrten Dichter mit schnödem Witz entgegengetreten war, bezieht sich das folgende, auf Saphir's abschreckende Häßlichkeit hindeutende Stachelgedicht:

Der Teufel wollte einen Mörder schaffen
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre;
Nur eins vergaß der Ehrenmann, den Muth.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Wuth
Und rief: Lump, werd' ein Jud — und recensire!

Erzherzog Max, der nachmalige unglückliche Kaiser von Mexico, übersandte, noch ein Knabe, 1850 dem Dichter einen blühenden Lorberzweig mit einem artigen Gedicht. Grillparzer fühlte sich verpflichtet, der Mutter des jungen Poeten, der Erzherzogin Sophie, seinen Dank auszusprechen. Sie empfing ihn freundlich und fragte den Dichter, wie ihm die Verse ihres Sohnes gefallen hätten; Grillparzer erwiderte lächelnd: „Für

einen Erzherzog sind sie recht schön!" ... Als Grillparzer zu einer Abendgesellschaft geladen wurde, wo auch Hebbel erscheinen sollte, äußerte er: „Ich kann nicht kommen. Der weiß alles, selbst was Gott ist, und ich weiß es nicht. Wie sollen wir da miteinander reden?" ... Einst war Grillparzer Gast auf einem Magnatenschloß in Ungarn und saß mit zahlreicher Gesellschaft bei Tische, ihm zur Seite ein schon etwas weinseliger magyarischer Edelmann. Es wurde von des Dichters „Ahnfrau" gesprochen, und der Magyar äußerte: „Möcht' ich sehr gern den Grillparzer kennen lernen. Das Stück hat mir sehr gefallen." Als Karoline Pichler ihm darauf sagte: „Hier sitzt er!" starrte ihn der Edle ungläubig an und brachte den Wunsch vor: „Wenn Sie Verfasser von dem «Ahnfrau» sind, machen Sie Vers." Grillparzer erhob lachend sein Glas und improvisirte:

Es trinket wol so mancher
Gern Rheinwein und Champagner!

Der Magyar sah den Dichter groß an und äußerte zur allgemeinen Heiterkeit: „Pfuscher können Sie sein, aber nit Grillparzer." ... Der Dichter hatte nach langem Verweilen in untergeordneter Stellung das Amt eines Directors der Hofkammer erreicht. Der Präsident derselben, als die Geschäfte zu langsam erledigt wurden, schrieb an die Vorstände der einzelnen Abtheilungen, sie möchten die ihnen untergeordneten Beamten zu größerm Fleiß ermahnen und sie selbst diesen durch größere Thätigkeit als Beispiel voranleuchten. Nachdem Grillparzer dies den ihm Untergebenen vorgelesen hatte, schloß er mit ernsthaftem Humor: „Nu, meine Herren, ich werde mir eine Laterne anschaffen!" Die Beamten lachten. Eines Tags kam ein Beamter zu ihm, um ihn auf die Nachlässigkeit eines andern aufmerksam zu machen, der täglich statt um 8 Uhr, wie es Pflicht sei, erst um 10 oder gar 11 Uhr ins Amt komme. „Ich", erwiderte Grillparzer, „kann ihm diese Rüge nicht ertheilen, ich komme ja selbst erst um 12 Uhr. Ich bin kein guter Vorleuchter."

Dies einige der zahlreichen Anekdoten, welche es erklärlich machen, daß der scharfzüngige Dichter, der sehr bequeme Beamte, im alltäglichen Leben der Großstadt nicht recht gedeihen wollte. Wenn man Fäulhammer's gediegene Arbeit genossen hat, ist ein solcher leichter und gewürzter Nachtisch ganz willkommen. Wilhelm Buchner.

Touristische Schriften.

1. Die Wisbyfahrt. Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Die am 23. Juli 1881 vom hansischen Geschichtsverein unternommene Fahrt nach den Ostseeniederlassungen der ehemaligen deutschen Hansa gab dem rühmlichst bekannten Reiseschriftsteller Veranlassung zur Abfassung des vorliegenden Buchs. Jene Expedition selbst, welche nach der Zusammensetzung ihrer Theilnehmer ungefähr die Mitte hielt zwischen einem interessanten Vergnügungsausflug und einer wissenschaftlichen Forschungsreise, ist seinerzeit in den Zeitungen häufig erwähnt und hier und da auch eingehend besprochen worden; sie nahm einen höchst befriedigenden Verlauf, und wenn auch außer dem Braun'schen, lediglich der Unterhaltungsliteratur beizuzählenden Buch noch keine Publication vorliegt, welche eine wissenschaftliche Ausbeute der Wisbyfahrt repräsentirt, so ist doch die Erinnerung an die einst so mächtig blühenden und jetzt völlig verfallenen Ostseehandelsplätze der Hansa eine recht zeitgemäße und fruchtbringende Anregung gewesen. Das vorliegende Werk, welches sich trotz seines etwas oberflächlichen und ungleichmäßigen Charakters vielfach zu recht beachtenswerther Bedeutung erhebt, ist ganz danach angethan, diese Anregung wach zu erhalten und ihr durch seine frischen, farbenreichen Schilderungen, durch seine historischen Reminiscenzen, seine politischen und volkswirthschaftlichen Parallelen und durch seine tausend Seitensprünge auf alle möglichen und unmöglichen Gebiete neue Nahrung zuzuführen. Es ist ein etwas anspruchsvoll klingender, aber doch durchaus zutreffender Vergleich, wenn der Verfasser seiner Publication im ersten Kapitel eine gewisse Aehnlichkeit zuschreibt mit jenem Werk, das als das wissenschaftliche Ergebniß der in politischer Hinsicht so vollständig verunglückten ägyptischen Expedition Napoleon's I. anzusehen ist. Der französische Eroberer hatte sich bekanntlich damals mit einer Schar von Gelehrten und Künstlern umgeben, unter denen sich Männer wie Bertholet, Monge, Fourrier, Dolomieux, Desgenelles, Larrey, Dubois u. a. befanden und deren Wissen sich vereinigen sollte zu einer möglichst umfassenden Nutzbarmachung des sich in reichster Fülle darbietenden Materials. Braun selbst ist weit davon entfernt, seine augenscheinlich sehr rasch hingeworfene und im leichtesten Zeitungsplauderton gehaltene Arbeit mit dem französischen Prachtwerk jenes Gelehrtenstabes vergleichen zu wollen; er hat nur die Absicht, anzudeuten, daß auch er nicht lediglich aus eigenem Wissen, eigenen Beobachtungen, Studien und Wahrnehmungen geschöpft hat, sondern daß viele Theile seines Buchs dem anregenden Verkehr und dem steten befruchtenden Gedankenaustausch der Reisetheilhaber untereinander ihre Entstehung zu verdanken haben. Daß diese Reisegesellschaft eine gesellschaftlich und geistig vornehme gewesen, ist bei der Art des ganzen Unternehmens selbstverständlich und wird zum Ueberfluß durch das von Braun veröffentlichte Namensregister der Fahrtgenossen überzeugend dargethan; außerdem hatte sich die Expedition an allen Orten ihres Verweilens, vor allem aber in Wisby selbst, eines so überaus liebenswürdigen und weitgehenden Entgegenkommens von seiten der einheimischen Gelehrtenkreise zu erfreuen, daß sich die bequemste Gelegenheit für eine Fülle von Belehrung überall von selbst darbot, und daß wir wol mit Recht von seiten irgendeines andern Theilnehmers noch eine gründlichere und mehr wissenschaftlich gegliederte Ausbeutung des reichen und bisher viel zu wenig verarbeiteten Stoffs erwarten dürfen. Karl Braun hat nicht die Absicht gehabt, etwas Derartiges zu bieten; sein Buch soll augenscheinlich in

erster Linie ein kleines Andenken für seine Reisegefährten und daneben eine leichte, fesselnde Unterhaltungslektüre sein; und daß es trotzdem vielfach über die Grenzen dieser bescheidenen Bestimmung hinaus zu wirklicher Bedeutung gelangt, ist wol viel mehr der Größe des Gegenstandes und der vielseitigen tüchtigen Bildung des Verfassers zuzuschreiben als einer wohlberechneten Absicht. Den einzelnen Kapiteln mit kritischer Gewissenhaftigkeit zu folgen, ist fast unmöglich; denn in dem ganzen, ziemlich starken Bande findet sich gewiß nicht eine einzige Seite, auf welcher der Verfasser nicht von seinem eigentlichen Gegenstand ab- und zu den entlegensten Gebieten hinüberschweifte, auf welcher er nicht in den tollsten Sprüngen von der Reisebeschreibung in die Politik, die Geschichte, die Literatur, die Volkswirthschaft, die Kunst oder auch nur in irgendeine amusante Anekdote hineingeriethe. Dieser bewegte Plauderton mit seinen unaufhörlichen, allen Eingebungen des Augenblicks wahllos folgenden Sprüngen ist ohne Zweifel ein ganz besonderer Reiz der, wenn ich nicht irre, ursprünglich in einem Zeitungs-Feuilleton veröffentlichten Reisebriefe gewesen; aber er ist bei so weitgehender Sorglosigkeit denn doch ein Fehler in einem Reisebuch. Man kann sich des peinigenden Gefühls einer gewissen Ueberhastung und Flüchtigkeit der in vielen andern Theilen so verdienstlichen und fesselnden Arbeit kaum erwehren. Könnte sich der Verfasser entschließen, das Buch für eine zweite Auflage um ein gutes Drittel, vielleicht auch um die Hälfte seines gegenwärtigen Inhalts zu erleichtern, so würde sicher ein prächtiges, unterhaltendes Werk von mehr als vorübergehendem Werth übrigbleiben, dem es an Buntheit und Abwechselung auch dann noch immer nicht zu fehlen brauchte.

Fesselnd und interessant ist alles, was uns der Autor über die alten wendischen Städte, ihre Geschichte und ihre Sagen berichtet, und die liebevolle, wenn auch etwas rhapsodisch gerathene Vertiefung in die historische Vergangenheit der Insel Bornholm, der an der Südostküste Schwedens gelegenen Stadt Kalmar mit der alten Feste Kalmarhuus, des Schlosses Borgholm und anderer von der Gesellschaft besuchter wichtiger Punkte ist um so willkommener und schätzenswerther, als ja alle diese Orte eine Bedeutung überhaupt nur im Lichte der Vergangenheit gewinnen und als ja die ganze Wisbyfahrt gewissermaßen eine Fahrt in frühere Jahrhunderte war. Das Hauptinteresse des Lesers wird sich natürlich immer auf diejenigen Kapitel richten, welche von der alten, einst so mächtigen und jetzt auf einige verhältnißmäßig winzige Ueberbleibsel zusammengeschmolzene Hansestadt Wisby selbst berichten.

„Wisby hat nur Eine Größe: die der Erinnerung — nur Eine Pracht: die der Ruinen", lautet ein von Braun citirtes Wort des Professors Bergmann in Wisby, und nach der Lektüre der fesselnden Braun'schen Schilderungen wird man zugeben müssen, daß dieser Gedanke ein durchaus treffender ist. Noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war Wisby eine der mächtigsten, reichsten und festesten Städte des Nordens; die alten Chroniken und Urkunden können davon gewiß genug erzählen und zugleich nicht bitter genug beklagen, wie viel der hinterlistige Dänenkönig Waldemar Atterdag, der die Stadt im Jahre 1461 eroberte und ausplünderte, bei dieser Gelegenheit gestohlen habe:

> Die Thüren waren von Kupfer, die Rahmen und die Einfassungen der Fenster vergoldet.
>
> Gold wogen auf Lispfundwagen die Obern,
> Die kostbarsten Steine waren zu schauen,
> Die Schweine fraßen aus silbernen Kobern,
> Mit goldnen Spindeln spannen die Frauen.
>
> Allein zwölftausend Kaufleute und Goldschmiede sollen innerhalb der Ringmauern gewohnt haben, in der Stadt, welche jetzt nur sechstausend Einwohner zählt — alles in allem.

Daß aber jene alten Berichte von der einstigen Größe und dem einstigen Reichthum Wisbys nicht gar zu sehr übertrieben haben, geht aus den jetzt noch vorhandenen Trümmern auf das überzeugendste hervor. Was uns Braun mit liebevoller Sorgfalt über dieselben erzählt, über die mächtige Ringmauer mit ihrem sagenhaften Jungfrauenthurm, über die in wahrhaft erstaunlicher Anzahl vorhandenen Kirchenruinen und über alle die andern Spuren einstiger Herrlichkeit, ist in hohem Grade fesselnd, anschaulich und an mehr als einer Stelle von dem Geiste echter Poesie durchtränkt. Schon um dieser Abschnitte willen wäre das Buch jedem Gebildeten als eine anregende und im besten Sinne des Worts unterhaltende Lektüre warm zu empfehlen.

Die mit dem Vorhergehenden völlig außer Zusammenhang stehende Schlußskizze: „König Oskar von Schweden als Schriftsteller", wäre freilich wol besser fortgeblieben, wenigstens aus dem vorliegenden Buch, wenn auch die an einen trefflichen Vortrag des Königs anknüpfende Studie über Karl XII. an einer andern Stelle Anspruch auf Beachtung erheben dürfte.

2. Pera bei Poetenlicht von Georg von Oertzen. Breslau, Trewendt. 1883. 8. 2 M.

Es ist sehr schwer, das vorliegende Buch in eine der bereits vorhandenen Gattungen unserer belletristischen Literatur einzureihen. Es ist eine Reisebeschreibung und ein Gedicht, wenigstens dem äußern Gewande nach; aber es bringt für eine Reisebeschreibung zu wenig Neues, Bemerkenswerthes, und ist für ein Gedicht zu ungelenk und dürftig in der Form, zu sehr des Schwunges in den ernsten und des Witzes in den humoristischen Partien entbehrend. Der Verfasser schildert eine Reise nach Konstantinopel, einen kurzen oder vielleicht einige Bruchstücke eines längern Aufenthalts in der türkischen Hauptstadt und einige kleine Ausflüge, die er vom Goldenen Horn aus unternommen. Es ist, wie schon gesagt, wenig Neues und wenig Interessantes, was er uns von alledem zu erzählen weiß, und die recht zwanglosen Verse mit ihren theilweise sehr gewaltsamen Reimen tragen um so weniger dazu bei, die Lektüre zu einer sonderlich unterhaltenden zu machen, als

es schlechterdings unmöglich ist, einzusehen, weshalb Georg von Oertzen für seine prosaischen Mittheilungen nicht auch die entsprechende äußere Form gewählt hat. Er hätte damit zweifelsohne sich und dem Leser viel Zeit und Anstrengung erspart. Oder verdient es etwa nicht eine Anstrengung genannt zu werden, Verse wie die aufs Gerathewohl herausgegriffenen die noch folgenden hundert Seiten lang auf ihren holperigen Pfaden zu begleiten?

. . . Die Derwische, sie tanzen anders,
So hört' ich es von einem Mann, der's
Vor kurzem sich entschloß zu sehn.
Wir werden Dienstag dorthin gehn;
Denn Dienstag, Freitag sind jour fixe
Für jene hora saltatrix.
Die Mittheilung, daß man zu Hause
(Mich dünkt hier eben eine Pause
Für diese Randbemerkung frei)
An vorbestimmten Tagen ist,
Beschränkt die Freiheit ja unstreitig,
Wir Menschen thun dies gegenseitig,
Es hilft kaum, daß man drüber spricht,
Nur Thieren, nein, erlaub' ich's nicht,
Zumal nicht den fatalen Ratten,
Den höhnischen, den nimmersatten,
Die pfeifend um uns überall
Nachäffen unsern Carneval.
Das raschelt rings entlang der Wände,
Das purzelt, klettert, klimmt behende,
Als lockte sie ein Posten an,
Den doch nur Einer haben kann,
Indeß die andern ihre Spiele
Forttreiben fern und nah dem Ziele
Und im durchwühlten Mauerlehm
Mittanzen hier mein Tanzpoëm.
Die Zeit, sie kriecht — geringer doch
War einst die Qual im Bingerloch,
Im Mäusethurm. Ich trag's nicht länger . . .
Kommt, Derwische, seid Rattenfänger! . . .

Schriften zur Religion und ihrer Geschichte.

1. Bibelglaube und Christenthum, im Zusammenhange des Neuen Testaments mit dem Alten Testament neu dargestellt. Von einem Veteranen. Königsberg, Hartung. 1883. Gr. 8. 8 M.

„Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung genutzt werden." Wenn wir dieses Wort Goethe's, das der Verfasser als Motto auf den Titel seines Buchs gesetzt hat, hier wiederholen, so geschieht es vornehmlich deshalb, um des Verfassers eigene Werthschätzung der Bibel damit darzuthun. Er will zeigen, welches der Glaube sei, den die Bibel selbst gelehrt, und welches das Christenthum, das Jesus gewollt. Daran können wir schon sehen, daß er mit der gegenwärtigen Gestaltung des letztern nicht einverstanden ist. Die Versicherung, daß seine hier gebotene Darstellung eine neue sei, schärfte unsere Aufmerksamkeit von vornherein, sowie seine Angabe, daß sein Buch von einem Veteranen herrühre, uns die gebührende Reserve auferlegte. Nachdem wir jetzt sein Buch gelesen, können wir mittheilen, daß seine Auslegung der Bibel damit endet, sie und das Christenthum alles desjenigen zu entkleiden, was man etwa ihre Jenseitigkeiten nennen könnte. Wie radical seine Kritik ist, wollen wir an einem einzigen Satze zeigen, der von den Propheten des Alten Testaments handelt. „Ich glaube es", so sagt er, „nicht als kecke Parallele, sondern als strenge Behauptung aussprechen zu dürfen, daß nichts so der prophetischen religiösen Weltansicht entspricht und nichts so ihre richtige Consequenz ist als der rationalistische Deismus des 18. Jahrhunderts." Der eine Satz zeigt, daß er wenig Verständniß für die individuellen Züge geschichtlicher Religionen hat. Er nennt die alttestamentlichen Propheten die Männer des freien Geistes. Aber damit verräth er uns seinen eigenen Standpunkt. Je weiter wir nämlich in die Lektüre des Buchs hineinkamen, um so mehr meinten wir uns zu überzeugen, daß hier die Bestrebungen der freien religiösen Gemeinden einen sehr kundigen, aber ebenso leidenschaftlichen Vertreter finden. Schon das in bedenklich häufiger Weise vorkommende Wort „gesunder Menschenverstand" mußte uns darauf führen. Jesus ist ihm der Vollender und Ausführer der mosaisch-prophetischen Religion, das Reich Gottes, das er hat gründen wollen, die höchste sittlich religiöse Idee alles menschlichen Gemeinschaftswesens, in welchem das Glück aller die Frucht der Tugend sei. Damit tritt er von der Höhe des Religionsstifters in die Reihe der socialistischen Weltbeglücker. Der eigentlich grundlegende Geist der Bibel aber ist ihm dann Moses, und wenn wir auch bei ihm alles aussondern, was nach der Ansicht des ungenannten Verfassers ausgesondert werden muß, so bleibt das religiöse Sittengesetz und — die patriarchalische Republik.

Das Buch enthält manchen wahren und guten Gedanken, manche zwar leidenschaftliche, aber treffende Schilderung gegenwärtiger Zustände. Dieses Gute wird jedoch leider stark in den Schatten gestellt durch ermüdende Wiederholungen, durch Einschiebungen, die den Gang der Darstellung unterbrechen, besonders aber durch eine äußerst heftige Polemik. Es ist vorzugsweise die protestantische liberale Theologie, die den vollen Zorn des Verfassers erfährt, und unter ihren Vertretern namentlich der verstorbene Professor Keim, gegen den sich seine Polemik bis zu maßlosen Invectiven versteigt, d. h. herabsteigt. Auch in äußerlichen Dingen hätte dem Leser mehr Bequemlichkeit geboten werden müssen. Bei einem Buch von 727 Druckseiten verlangen Auge und Geist gleicherweise nach

einem öftern Ruhepunkt; wenn jedoch, wie es hier geschieht, die Rede oft 50 bis 70 Seiten fortgeht, ohne dem Leser einen einzigen Absatz zu bieten, so ertrage das, wer es vermag. Ein ungenügendes Inhaltsverzeichniß erschwert die Orientirung des umfangreichen Buchs. Bei alledem ist dasselbe beachtenswerth, weil es einen über das theologische Interesse hinausgehenden Einfluß auf die Gestaltung des Lebens zu gewinnen sucht; mit den Denkergebnissen sind wir nicht einverstanden, können auch die Art der Kriegführung nicht gutheißen. Doch wir sind stets bemüht, durch alle Umhüllung hindurch jedes Buch darauf hin anzusehen, ob es von einem reinen Wollen und einem ernsten Wahrheitsstreben eingegeben ist; daß beides in dem vorliegenden Buch vorhanden ist, können wir nicht in Abrede stellen.

2. Die Urreligion der Menschheit, eine Offenbarung der Natur von einem wesenhaften Gott und der Fortdauer der Seele durch Neugestaltung, ihr Verlust und ihr Ersatz, nachgewiesen von J. G. Neuborn. Dinkelsbühl, Graf. 1882. 8. 2 M.

Die Frage nach der Urreligion der Menschheit beschäftigt sich mit einem Problem, das überaus schwer zu lösen ist. Wenn die Religionsgeschichte in der Regel bis auf den Animismus oder den Cultus des Geisterglaubens zurückgeht, so meint sie damit noch nicht die primitivste Form einer religiösen Lebensgestaltung gefunden zu haben. Aber Neuborn vermeidet den mühsamen Weg der Geschichtsforschung und wählt den kürzern, indem er die Offenbarungen der Natur befragt. Schade nur, daß die reichen Hoffnungen, die der Titel des Buchs erregt, durch die folgenden Ausführungen nicht erfüllt werden. Der Hauptfehler desselben besteht darin, daß es im Begriffe schwankt; es wird nicht klar, ob der Gott, dessen Dasein hier erwiesen werden soll, das Licht sei, oder ob er nur im Lichte wohne. Seltsam berührt die Behauptung, die Religion der Bibel sei nur ein verhüllter Lichtdienst, über den selbst Moses und Jesus nicht hinausgekommen wären. Abgesehen davon, daß der Inhalt der Bibel dieser Ansicht durchaus widerspricht, scheint es dem Verfasser zu entgehen, daß, wenn sein Gedanke richtig wäre, von einer äußerst geringen Entwickelung der Religion zu reden sein würde. Ein etwas buntes Gemisch von rationalistischem Bibelglauben und mystischer Naturphilosophie mit spiritistischen Anschauungen und einer ausgesprochenen Vorliebe für die Religion der feueranbetenden oder, wie der Verfasser lieber will, lichtverehrenden alten Parsen lassen den Standpunkt desselben als den eines religiös-philosophischen Eklekticismus erkennen, der gleich der Biene seinen Honig aus vielen Blumen sammelt. Trotz der scheinbaren Geschlossenheit in der Beweisführung ist das Buch reich an unbewiesenen Hypothesen und wird wol nur wenige Leser überzeugen, wenngleich nicht verkannt werden soll, daß es manchen treffenden Gedanken enthält und von einer achtungswerthen Gesinnung seines Verfassers Zeugniß ablegt.

3. Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. Zwei Bände. Berlin, Th. Hofmann. 1883. 8. 2 M.

Der Verfasser, der in den vorliegenden zwei starken Bänden uns ein Werk von ausgebreiteter Gelehrsamkeit bietet, ist auf dem Gebiete der Religionsgeschichte und Religionsforschung kein Neuling mehr. Bereits in drei größern Werken: „Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion", „Die Religionen der europäischen Culturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprung", „Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwickelung ihres Vorstellungsinhalts", hat er seine Ansichten über Ursprung und Wesen der Religion entwickelt. Eine populär gehaltene Schrift: „Das Leben der Vorfahren", die auch in d. Bl. (Jahrgang 1883, Nr. 11) zur Besprechung gelangt ist, behandelt zwar einen andern Gegenstand, läßt jedoch gleichfalls schon des Verfassers eigenthümliche Stellung zur Sache erkennen. Was nun diese letztere betrifft, so haben es schon Recensionen seiner frühern Werke ausgesprochen, daß etwas Darwinistisches in seinen Vorstellungen und Untersuchungen stecke, oder daß durch ihn der Darwinismus auf das Gebiet der Religion verpflanzt sei: aus einer Keimzelle entwickeln sich ihm die religiösen Vorstellungen in einem genetischen Proceß, die eine aus der andern. Es ist des Menschen eigenes Seelenwesen, das ihn zur Religionsbildung trieb, und den ersten Anlaß dazu bot dem Urmenschen das Sterben seiner Angehörigen. Hiernach wäre der Tod mit seinem undurchdringlichen Geheimniß der große Religionsstifter auf Erden. Die Religionsgeschichte, in dem Bestreben, alle auf der Erde vorgefundenen Religionen stufenweise zu gliedern, bezeichnet die niedrigste Form derselben mit dem Namen des „Animismus". Man versteht darunter den Glauben an das Vorhandensein von Seelen oder Geistern, der das ganze Leben der Wilden beherrscht. Der Verfasser behauptet, daß alle menschlichen Culte auf animistischen Vorstellungen beruhen, daß es sogenannte Naturreligionen nie gegeben habe, und daß auch in den höchsten Formen, in den sogenannten Weltreligionen der Kreis der Entwickelung immer wieder in sich zurückkehre. Auf diese Weise suchte er nicht blos die einheitliche Grundlage aller Religionen festzustellen, sondern auch die Einheit der Culte aller Völker und Zeiten nachzuweisen.

Wir mußten diese Gedanken vorausschicken, weil sie auch in dem vorliegenden Werke wiederkehren. Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste das Priesterthum im Gebiete der „Uncultur", der zweite umfassendere im Gebiete der „Cultur" behandelt. In concentrischen Kreisen treten aus den entlegensten Orten der Erde die Religionen nach ihrer innern Zusammengehörigkeit zusammen. In den bescheidensten Anfängen erscheint das Priesterthum bei den Indianern Amerikas, den Bewohnern der Südseeinseln, den mongolischen Stämmen Asiens und den Schwarzen Afrikas. In das Gebiet der Cultur treten wir auf dem Boden von Altmexico, des

Inkareichs Peru und von Altägypten. Einen breitern Raum nimmt die Geschichte des Priesterthums von Israel-Juda ein. Wir können nicht alles unterschreiben, was der Verfasser hier zur Correctur der bisherigen Auffassungsweise vorbringt, und finden sein Bemühen, das Gebiet der Tradition zu verlassen, um das der Hypothesen zu beschreiten, nicht immer von Erfolg gekrönt. Durch das syrische und iranische Asien werden wir zu dem Brahmanenthum Indiens und dem Buddhismus geführt. Nachdem dann noch die Staaten der classischen Welt und die Religion unserer germanischen Vorfahren Berücksichtigung gefunden, gelangen wir endlich zum Christenthum, mit dem die Darstellung abschließt. Das Christenthum und den Buddhismus nennt der Verfasser die Religionen der Erlösung; beide sind ihm darin gleich, daß sie zwar nicht nach ihren gegenwärtigen Formen, aber nach dem Gedanken, dem sie ihren Ursprung verdanken, priesterlos seien; erst durch eine besondere Art von Rückbildung habe das Priesterthum in beiden Religionen wieder Eingang gewonnen und sei namentlich im Christenthum zu einer Wiedererstehung und Machtentfaltung gelangt, die in der Vorzeit kaum ihresgleichen hatte.

Der Verfasser beklagt sich in der Vorrede des ersten Bandes bitter über die Aufnahme oder vielmehr über die kühle und vornehme Ablehnung, die seine frühern Schriften gerade da gefunden, wo er eine eingehende Beurtheilung glaubte erwarten zu dürfen. Die fachgelehrte Kritik hat im besten Falle einige Sätze seiner Bücher ausgeschrieben und mit einem Ausrufungszeichen versehen — allerdings eine sehr bequeme Art der Kritik. Nicht ohne Schärfe und Selbstgefühl hält er seine früher ausgesprochenen Ansichten aufrecht. Die Wahrheit ist, daß seine religionsgeschichtlichen Schriften viele neue Gesichtspunkte zeigen und den nicht zu unterschätzendem Versuch machen, die psychologischen Phänomene auf einer neuen Grundlage aufzubauen. Ob seine Methode, das Wesen der einzelnen Religionen weniger aus den vorhandenen Mythologien als aus den Thatsachen des Cultus zu erschließen, überall zweifellose Ergebnisse zu Tage zu fördern vermag, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Zum Schluß möchten wir noch einen Satz aus dem Werke citiren, den wir für wichtig halten, weil er uns deutlich den Standpunkt kennen lehrt, den der Verfasser zur Frage der Religion überhaupt einnimmt, den Satz: „Die Natur stimmt überall mit sich überein, gleichviel ob sie sich wirklich in ihrer Wesenheit offenbart, oder durch diese Wesenheit selbst eine gleiche Offenbarung über dieselbe uns vortäuscht.“ Diese Worte erinnern lebhaft an Ludwig Feuerbach, dem die Religion lediglich eine Schöpfung menschlichen Gefühls und Bedürfnisses war. In ähnlicher Weise sucht auch Lippert die Religionsgeschichte auf anthropologischer und ethnologischer Grundlage neu zu begründen. Wie man auch über sein Buch denken mag, man wird nicht umhin können, ihm Beachtung zu schenken, und das um so mehr, als es in der Behandlung seines Gegenstandes in der Mitte zwischen Culturgeschichte und Theologie eine singuläre, ziemlich vereinsamte Stellung einnimmt.

Franz Stelzhamer.

Franz Stelzhamer's ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Vier Bände. Wien, Hartleben. 1884. 12. 6 M.

Eine eigene Gruppe unter den Dichtern Süddeutschlands und Deutsch-Oesterreichs bilden jene Poeten, welche sich in ihren Liedern und Dichtungen dem Volksthum ihrer Heimat zugewendet und den heimatlichen Dialekt in Poesie und Prosa gepflegt haben. Allerdings hat nicht jeder, der dies versuchte, Erfolge aufzuweisen wie die Baiern Kobell und Stieler oder der Steirer Rosegger, und gerade die jüngste Zeit kann von lebenden Poeten auf dem Gebiete des bairisch-österreichischen Dialekts fast nur die beiden Letztgenannten als bedeutend hervorragende hochbegabte Talente verzeichnen, neben denen etwa noch Klesheim zu nennen wäre. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß dies noch vor wenigen Decennien auf österreichischem Gebiete anders war. Castelli und J. G. Seidl, Schlosser, Kaltenbrunner, Stelzhamer und noch eine Anzahl anderer Poeten hatten mit vielem Glück Poesien im Dialekt ihres Vaterlandes verfaßt und so auf dem Sprachgebiete, das sie betraten, gewissermaßen eine mundartliche Literatur geschaffen. Wie genau diese Dichter das Volk und sein Denken und Fühlen kannten, beweist der Umstand, daß viele ihrer Lieder in den Mund des Volks übergegangen sind, welches dieselben kennt und singt, ohne jemals von den Verfassern etwas gehört zu haben. So tragen sie den Charakter des echten Volksliedes an sich, von dem man ja fast nie den Verfasser kennt, welchem auch der Sänger nicht nachspürt: genügt es ihm doch, ein frisches munteres Lied zu haben, das seiner Eigenart entspricht und mit dem er in heimatlichen Lauten seiner Fröhlichkeit freien Lauf lassen kann.

In der Reihe dieser Namen wurde auch Franz Stelzhamer genannt, vielleicht der bedeutendste unter ihnen, jedenfalls eine Dichtergestalt, welche ebenso wol durch die treffliche Behandlung des Dialekts wie durch vielseitige Bildung überhaupt hervorragt; Stelzhamer hat in hochdeutscher Sprache eine Zahl ebenso schöner formvollendeter Poesien und Erzählungen veröffentlicht, wie er als liebenswürdiger Darsteller des obderennsischen Volksthums in bald heitern, bald wehmüthigen Gedichten und Liedern, welche in der Mundart von Oberösterreich abgefaßt sind, schon seit beinahe einem halben Jahrhundert wol unerreicht dasteht.

Maurus Lindemayr gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es zuerst, der im oberösterreichischen Dialekt allerdings hauptsächlich auf dramatischem Gebiete eine Reihe von Dichtungen verfaßte und die Aufmerksamkeit darauf lenkte, daß diese Mundart, wenn sie gewandt gehandhabt wird, nicht minder dem edelsten poetischen Zwecke dienen könne als die hochdeutsche Schriftsprache. Den Beweis dafür haben Stelzhamer's 1837, 1841 und später erschienenen Dialektgedichte in geradezu mustergültiger Weise geliefert, da er alle Töne darin anzuschlagen verstand, welche zum Herzen sprechen; ähnlich wie Fritz Reuter's mecklenburgische Dichtungen lassen diese Poesien bei kurze Zeit fortgesetzter Lektüre vergessen, daß man es mit einem Dialektwerke zu thun hat. Eine berufene literarische Kraft, der selbst schon als bedeutender Vertreter österreichischer Dichtung in der Volksmundart obengenannte Dichter Rosegger, hat es nun unternommen, die Poesien Stelzhamer's zu sammeln und nebst den besten seiner Prosaschriften in der vorliegenden Ausgabe dem Publikum darzubieten.

Stelzhamer hatte selbst die Absicht, seine Werke in Prosa und Poesie am Abend seines Lebens zu sammeln und herauszugeben; aber der Tod hat ihn, bevor er diese Absicht ganz ausführen konnte, im Jahre 1874 überrascht. Rosegger setzte es sich zur Aufgabe, pietätvoll, ganz im Geiste des Dahingeschiedenen, den er selbst persönlich kannte und hoch verehrte, die Ausgabe zu veranstalten, welche nun vorliegt und einen Einblick in das Schaffen des hochbegabten Mannes gewährt, dessen hervorragendste Geistesblüten sie enthält. Von dem eigentlichen Vorhaben des Verstorbenen, sämmtliche Werke in etwa zwölf Bänden gesammelt zu ediren, mußte der Herausgeber freilich aus Utilitätsgründen absehen; dafür gab er sich bei der Zusammenstellung dieser Auswahl alle erdenkliche Mühe, benutzte die ihm überlassenen Nachlaßmanuscripte und sorgte durch Beigabe eines ausführlichen Idiotikons dafür, die in der Mundart abgefaßten Stücke dem Verständnisse des weitesten Leserkreises zugänglich zu machen.

Die vier Bände dieser Auswahl umfassen zuvörderst die Gedichte in obderennsischer Volksmundart, und zwar unter Collectivtiteln zusammengereiht im ersten Bande die lyrischen Stücke, welche durch die Titel „Volkslehr" und „Volkslust" charakterisirt sind, während den Charakter der Lieder des zweiten Bandes die Ueberschriften „Volksleben" und „Volkslieben" kennzeichnen. Der dritte Band enthält die größern meist epischen Dichtungen in der Mundart, unter denen „D'Ahnl", „Königin Noth", und „S' Waldfräuerl" durch treffliche Diction und bedeutende epische Anlage besonders hervorragen, sowie die hochdeutschen „Biographischen Lieder", in denen sich ebenso des Poeten Gewandtheit auf hochdeutschem Gebiete wie dessen Gedanken- und Bilderreichthum kundgibt. Wie innig rührend und zu Herzen sprechend zeigen sich hier die Gedichte „Mein Liendchen. Trost- und Trauerlieder", in denen der Poet sein todtes Töchterchen besingt, und welche an die schönsten aus Rückert's „Kindertodtenliedern" gemahnen. Im vierten Bande finden wir einige der besten Erzählungen Stelzhamer's, zumeist der hochdeutschen Novellensammlung „Heimgarten" entnommen, und „Aphorismen", welche seine Gedankentiefe im glänzendsten Lichte erscheinen lassen. Eine biographische Skizze: „Franz Stelzhamer in seinem Leben und Wirken" von Joh. E. Engel, eröffnet diesen Band, welcher durch das bereits angedeutete von Anton Matosch zusammengestellte und ergänzte Idiotikon abgeschlossen wird. Auch des Idiotikons eigentlicher Verfasser ist Stelzhamer selbst, der schon früher jeder seiner einzeln erschienenen Sammlungen ein solches Glossar beifügte; es war nur nothwendig, diese Glossare zu vereinigen, sie der vorliegenden Ausgabe anzupassen und einigermaßen zu ergänzen. Rosegger hat sich viele Mühe gegeben, die Auswahl recht abwechselungsvoll zu gestalten und alle diejenigen Dichtungen, welche Stelzhamer mit besonderer Vorliebe gepflegt, und die ihm deshalb am besten gelungen sind, in die Sammlung aufzunehmen. Was die Schreibweise der mundartlichen Gedichte anbelangt, so wurde dieselbe möglichst dem Hochdeutschen nahe gerückt, und insbesondere sind alle überflüssigen und verwirrenden Zeichen der Dehnung, Zusammenziehung, der mehr oder weniger offenen Aussprache u. dgl., welche das Satzbild entstellen, unterblieben, und nur das für die Aussprache Nothwendigste (die Bezeichnung des offenen a durch einen Apostroph über dem Buchstaben) wurde beibehalten; natürlich hat sich der Herausgeber in der Schreibweise selbst nicht etwa willkürliche Aenderungen erlaubt.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein Bändchen, betitelt „Violette" von Luigia Claus, enthält eine Anzahl deutscher lyrischer Gedichte, meist aus der neuern Zeit, ins Italienische übersetzt. Die Uebertragung scheint uns so gelungen zu sein, daß der Italiener sie kaum als solche erkennen dürfte, wenn es ihm nicht der Titel und die Ueberschriften verriethen. Selbst wo sie, wie bei den bekanntlich so schwer zu übersetzenden Heine'schen Liedern, sich mehr Freiheit zu nehmen genöthigt war und die knappen und prägnanten Verse dieses Dichters erweitern mußte, ist nach unserm Dafürhalten der echt italienische Ton getroffen und der schönen, wohlklingenden Sprache keinerlei Gewalt angethan. Als Probe führen wir die Uebertragung der letzten Strophe des Gedichts „Du schönes Fischermädchen" an:

E al mare somiglia, — fanciulla, il mio core,
Ha flusso et riflusso, — bufere pur ha;
Ma più d'una perla — nell' imo suo fondo
Nascosta vi sta.

Unter dem Titel „Siam Fratelli" „Wir sind Brüder" hat Nicolò Claus (wol der Gatte oder Bruder der vorigen?) ebenfalls eine kleine Zahl Gedichte italienischer Zeitgenossen mit

deutscher Uebersetzung nebst einem Anhang deutscher, von ihm selbst verfaßter Verse mit italienischer Uebersetzung veröffentlicht. Wir können der Uebersetzung dieselben Vorzüge nachrühmen wie der obigen und finden uns auch von den Originaldichtungen des Uebersetzers sehr angemuthet. Den Uebertragungen aus dem Italienischen gehen kurze biographische Notizen über die Dichter voran, die um so dankenswerther sind, als dergleichen im Auslande meist sehr schwer zu erlangen sein dürften. Die Leistung bildet ein erfreuliches Band zwischen den beiden befreundeten Nationen, und sind solche Versuche wohl geeignet, zur gegenseitigen Schätzung derselben immer mehr beizutragen.

— Ein sehr elegant ausgestattetes Bändchen französischer Dichtungen von Aimée Landauer: „Mes premiers vers" (Wien, Gerold's Sohn), liegt uns vor. Es ist Victor Hugo gewidmet, dessen Brief an die Verfasserin dem Buche vorangeschickt ist und wie folgt lautet: „Ich danke Ihnen, Fräulein, und nehme mit Rührung die von Ihnen angebotene Widmung an. Ihre Verse sind schön, Ihr Herz ist gut. Victor Hugo, den 9. October 1883." Wir vermöchten dem Werkchen kein besseres Geleitschreiben mit in die Welt zu geben als diese Zeilen des großen Dichters, dessen Lob wir aufrichtig unterschreiben können. Wir würden nur noch hinzufügen, daß die wol noch junge Dichterin ebenso tief Gefühltes wie Durchdachtes geboten hat.

— „L'Évolution religieuse contemporaine chez les Anglais, les Américains et les Hindous" von dem Grafen Goblet D'Alviella, Mitglied der belgischen Abgeordnetenkammer (Brüssel und Lausanne 1884), ist der Titel eines umfassenden und gründlichen Werks, welches uns mit dem, was John Tyndall, wie der Verfasser sagt, „das vornehmste Problem der neuern Zeit" genannt hat, bekannt macht. Er ist jeder Kirche fremd, befindet sich aber, wie er uns im Vorwort mittheilt, in Ideen- und Gesinnungsgemeinschaft mit jedem, der, sei es innerhalb oder außerhalb kirchlicher Einrichtungen, die Vernunftreligion herbeizuführen sucht. Er hat deshalb den Kampf zwischen dem Glauben und der Wissenschaft bei der angelsächsischen Rasse auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht, weil er Gelegenheit gehabt hat, diese näher zu beobachten, dann aber auch weil sie als die religiöseste und zugleich praktischste der heutigen Welt gilt. Während nun der erste Theil des Werks der Entwickelung der Religionen, auch der jüdischen, von der Orthodoxie bis zum Comtismus oder Positivismus in England, der zweite die ähnlichen Phasen in den Vereinigten Staaten behandelt, beschäftigt sich der dritte Theil mit den Wandlungen der Religion in Hindostan und zeigt, wie die Berührung mit der europäischen Cultur dort einerseits den Zerfall des Polytheismus, andererseits die Bildung eines eklektischen Theismus zur Folge gehabt, der aus der Synthese der religiösen Fortschritte, die sich bei den beiden Rassen vollzogen haben, herrührt. Zugleich aber weist der gelehrte Verfasser nach, wie der Mysticismus, der, trotz allem, dem einheimischen Charakter im tiefsten Innern zu Grunde liegt, immer wieder Gefahr läuft, die Versuche zu lähmen, den indischen Geist in die nüchternern Bahnen der europäischen Religiosität hinüberzulenken. Endlich untersucht er, welches wol in der Zukunft die allgemeinen Wirkungen dieser religiösen Bewegungen und Rückschläge zwischen den beiden vornehmsten Zweigen der großen arischen Familie sein dürften.

Wenn dieses Werk sich auch in seinen allgemeinen Zügen mit dem großartig angelegten und gründlich ausgeführten „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwickelung" von Eduard von Hartmann berührt, so hat es doch weit weniger speculativen als praktischen Charakter und berichtet nur Thatsächliches, Selbstbeobachtetes und in der Neuzeit Vorgegangenes. Dies macht es aber gewiß nicht weniger interessant und lehrreich; denn wie im Naturleben, so geht auch im Religionsleben, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gar manches um uns vor und vollzieht sich im stillen, worüber die Zeitungen uns entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen unterrichten, und doch kann das so wichtig sein wie das, was in der politischen Welt vorgeht, ja vielleicht weit wichtiger, insofern die Gedankenwelt die größten Umwälzungen in der Außenwelt hervorzubringen vermag und thatsächlich hervorgebracht hat. Und diese Betrachtung verleiht denn auch dem hier angezeigten Werke seine Bedeutung und seinen hohen Werth, für den Mann der Wissenschaft wie für den Politiker.

Bibliographie.

Strassburger Abhandlungen zur Philosophie. Eduard Zeller zu seinem 70. Geburtstage. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 7 M.

Ásgrimsson, E., Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von A. Baumgartner, S. J. Freiburg i. Br, Herder. 8. 1 M.

Aßmann, R., Winterbilder vom Brocken. Magdeburg, Faber. 12. 50 Pf.

Auerbach, B., Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von F. Spielhagen und dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 15 M.

Barack, M., Baden-Baden. Ein Sagenkranz. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Bastian, A., Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 3 M.

— — Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipel. 1ste Lfg. — A. u. d. T.: Die Molukken. Reise-Ergebuisse und Studien. Mit 3 Taf. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 5 M.

Tübinger Bilder von K. B. Tübingen, Laupp. 8. 1 M.

Blumenthal, O., Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Brandis-Zelion, Emma v., Die Violinspielerin. Roman. Paderborn, Schöningh. 8. 3 M. 50 Pf.

Brasch, M., Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung, nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Mit Porträts. 1ste Lfg. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 50 Pf.

Davidsohn, R., Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Didon, Die Deutschen. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, Bernheim. Gr. 8. 9 M.

Frimmel, T., Zur Kritik von Dürer's Apokalypse und seiues Wappens mit dem Todtenkopfe. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Petrich, H., Pommersche Lebens- und Landesbilder. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen. 2ter Tl. — A. u. d. T.: Aus dem Zeitalter der Befreiung. Mit vielseitiger landsmännischer Beihilfe. 1ster Halbbd. Stettin, Saunier. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Pfleiderer, E., Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule. Philosophische Reflexionen eines Schwaben gelegentlich des neuesten Angriffs auf einige wichtige württembergische Lehreinrichtungen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M.

— — Leibniz und Geuliux, mit besonderer Beziehung auf ihr beiderseitiges Uhreugleichniss. Tübingen, Fues. 4. 3 M. 20 Pf.

Pongrácz, Graf A., Der letzte Illyésházy. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Prinz, P., Studieu über das Verhältuis Frislauds zu Kaiser und Reich, insbesondere über die frisischen Grafen im Mittelalter. Emden, Hayuel. Gr. 8. 2 M.

Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archiv-Verwaltung. 20ster Bd.: Geschichte von Hannover und Braunschweig. 1648 bis 1714 von A. Köcher. 1ster Thl. (1648—1668). Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 16 M.

Sauer, P. A., Acht Capitel Dardel-Knittel. Wien, Rosner. 8. 60 Pf.

Schroeder, E. A., Das Unternehmen und der Unternehmergewinn vom historischen, theoretischen und praktischeu Standpunkte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Secchi, A., Die Einheit der Naturkräfte. Ein Beitrag zur Naturphilosophie. Autorisirte Uebersetzung von L. R. Schulze. Mit in deu Text gedruckten Holzschnitten. 2te, rev. Aufl. 1ste Lfg. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 2 M.

Steffenhagen, E., und A. Wetzel, Die Klosterbibliothek zu Bordesholm und die Gottorfer Bibliothek. Drei bibliographische Untersuchungen. Zur Eröffnung des neuen Bibliothekgebäudes der Universität zu Kiel herausgegeben. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 6 M.

Steinitz, Clara, Die Häßliche. Roman in 3 Bdn. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 10 M.

Streifzüge durch Pommern. Von H. v. d. D . . . . . 1ste Abthlg.: Alt-Vorpommern. 1stes bis 3tes Hft. Ducherow. Gr. 8. 4 M. 30 Pf.

Widemann, G. O., Schlüssel zur Erkenntniss des höchsten Gesetzes, unter welchem Natur und Geschichte stehen. Plauen i. V. 1883. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 M. vierteljährlich (6 **M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 M. (5 M. 60 Pf. für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Quartalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein 12 M.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 160 bis 166.

Deutscher Reichstag. — Die Umkehr Ludwig Kossuth's. — Die Routen von Korosko nach Berber. — Ein Nachwort zum Kraszewski-Proceß. — Die nächste Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. — Die ungarischen Wahlen und die Nationalitäten.

Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI.) — Ergebnisse aus dem dritten Band des Urkundenbuches der Stadt Straßburg. Von G. Kaufmann. — Franz Grillparzer. Von R. M. Werner. (V. Schlußartikel.) — Die biblische Urgeschichte. Von C. H. Cornill. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Die Verträge Rußlands mit Deutschland von 1656 bis 1808. — Die Schwefelgruben in Sicilien. Von J. Walther. — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (IV. Schlußartikel.) — Siebenbürgen. — Ein Beitrag zur Quarantäne-Frage. Von Dr. G. Wild. — Noch einmal die Etrusker-Frage. Von G. Meyer. — Quer durch Chryse. (III. Schlußartikel.) — Der bayerische Bauernkrieg. — Kiepert's neue Karte der asiatischen Provinzen des türkischen Reiches.

Die Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern über das Stempelsteuergesetz. — Der auswärtige Handel Oesterreich-Ungarns im ersten Quartal 1884. — Volkswirthschaftlicher Brief aus Rußland. — Das Verhältniß der großen und kleinen Landwirthschaft zu den Getreidezöllen. — Die Schweiz und die lateinische Münzconvention.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Wisbyfahrt.

Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Karl Braun schildert hier seine Eindrücke und Erlebnisse während einer durch den Hansischen Geschichtsverein veranstalteten Dampferfahrt von Lübeck bis Wisby auf der Insel Gotland, das in der Geschichte der deutschen Hansa eine so hervorragende Rolle gespielt. Die lebendige Schilderung von Land und Leuten, verbunden mit geistreichen humoristischen Excursen in das Gebiet der Politik, Volkswirthschaft und Culturgeschichte, gewährt eine sehr anregende und unterhaltende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Zweiter Band, zweite Hälfte: Čecho-Slovaken. — Lausitzer Serben.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Mit dieser Abtheilung ist das werthvolle Werk zum Schluss gelangt; es umfasst zwei Bände, die in drei Abtheilungen vollständig vorliegen (Preis: geheftet 30 M., gebunden 34 M. 50 Pf.), und bietet nicht blos eine wissenschaftliche Uebersicht über das weite Gebiet der slavischen Literaturen, sondern gewährt zugleich orientirende Einblicke in den Charakter und die Bestrebungen der gesammten slavischen Volksstämme.

In Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Serbisch-Wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz. Von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. 8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Physiographie.

Eine Einleitung in das Studium der Natur.

Von **T. H. Huxley.**

Für deutsche Leser frei bearbeitet von **Hermann Jordan.**

Mit 182 Abbildungen und 8 Karten.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 68. Band.)

Huxley's berühmtes Handbuch der Physiographie, eine vollständige physikalische Erdbeschreibung, die sich durch ausserordentliche Klarheit und Fasslichkeit des Vortrags auszeichnet, wird hier in deutscher Bearbeitung von Hermann Jordan dargeboten. Alles specifisch Englische ist vom Bearbeiter durch entsprechende deutsche Localverhältnisse ersetzt, im übrigen aber das Original möglichst getreu nachgebildet worden. Das mit Abbildungen und Karten reich illustrirte Werk enthält eine erstaunliche Fülle von interessantester Belehrung.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.